

INHALT*

Prolog – Risse im Boden	4
a – Traurige Erinnerungen	9
b – Eine finstere Vision	17
c – Fell oder Haut	32
d – Der letzte Hüter	40
e – Der Weg des Eises	49
f – Die Botschaft des Rates	62
g – Der Kult der Drei Mächte	77
h – Die Souveränin	95
i – Der Plan des Verfluchten	113
j – Der Tempel des Meeres	130
Zwischenspiel I – Die beste Möglichkeit	139
k – Verborgene Feinde	141
Zwischenspiel II – Familie	158
l – Das Herz des Todes	160
Zwischenspiel III – Der Rat erwacht	169
m – Der Verräter	172
Zwischenspiel IV – Geheimnisse	183
n – Violette Flammen	184
o – Die Politik der Einigung	200
p – Mädchen-Ohne-Worte	216
q – Der Herr der Schatten	234
Zwischenspiel V – Geschäfte	253
r – Nar’ Al’ Pan	255
s – Folgt der Dunkelheit!	273
Zwischenspiel VI – Die Balance des Meeres	288
t – Geopfert	290
u – Die nicht eintreffende Prophezeiung	304
Zwischenspiel VII – Die Ruine eines Menschen	320
v – Trauer	323
w – Die silberne Raute	341
x – Drei Rätsel und drei Fragen	360
y – Nur ein Gefühl	377
Zwischenspiel VIII – Gefährlicher denn je	393
z – Zwang oder Zufall	398
Zwischenspiel IX – Ein Ausgleich	412

A – Worte, Pfeile, Möglichkeiten	415
B – Dreistimmige Drohungen	432
Zwischenspiel X – Alte Gebeine	448
C – Eine flackernde Kerze	452
Zwischenspiel XI – List und Tücke	470
D – Der Bluter	477
Zwischenspiel XII – Schöpfung	495
E – Spuren im Schnee	496
F – Die tote Frucht	515
G – Das schwarze Herz	533
Zwischenspiel XIII – Spielsteine	557
H – Die Himmelssäule	562
I – Freiheit und Meeresschaum	580
J – Brennendes Silber	597
Zwischenspiel XIV – Ein dreifaches Spiel	614
K – Mosaik der Lügen	621
Zwischenspiel XV – Scherben	647
L – Ein Moment des Friedens	651
M – Silberhall	664
N – Was Heimat ist	682
O – Vertraust du mir?	710
Zwischenspiel XVI – Wer Wind sät...	728
P – Der Klang der Entscheidung	736
Q – Verloren in Bernstein	755
Zwischenspiel XVII – Der brennende Baum	767
R – Der rote Hahn	772
S – Die Bande, die halten	790
Zwischenspiel XVIII – Ein guter Tausch	814
T – Die letzte Zuflucht	819
U – Wie eine Klinge aus Glas	833
V – Ausgebrannt	844
Zwischenspiel XIX – Der Preis des Friedens	861
W – Krahalar	868
X – Feuer und Turm	890
Zwischenspiel XX – Qurun	920
Y – Der letzte Kampf	921
Z – Der Träumer der Zeit	943
Epilog – Ein neuer Anfang	966



Prolog – Risse im Boden

Früher Nachmittag, 56. Herbsttag 921 vor andorischer Zeit

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Nomion schwebte im kalten Licht einer farblosen Sonne und beobachtete aus sicherer Entfernung, wie seine dreizehn Adepten ihre fahlen Fackeln anzündeten und neben den großen, schwarzen Baum traten. Seit seinem Tod hatte ihn kein solches Gefühl des Triumphes mehr durchströmt. Sie hatten jetzt ihren eigenen Baum in ihrem eigenen Land, sie waren auf diesen alten Klotz nicht länger angewiesen. Die Macht seines Volkes lag zwischen den dunklen Ästen, die Macht über den Tod selbst. Er spürte sie bis hier, kalt und verheißungsvoll. Er wollte sie wieder in den Händen halten, so wie früher. Doch er wusste nicht, was sie mit einem Toten wie ihm anstellen würde. Und so hielt er Abstand und übte sich in Geduld.

Bald würde der junge Baum, den Nomion selbst noch zu Lebzeiten mit eingepflanzt hatte, alle Macht beherbergen. König Borg würde die Krahder in eine strahlende Zukunft führen. Seine Schüler würden ihr Wissen über die Dunkle Hexerei mehren und die Kunst

der Totenbeschwörung vervollkommen. Und es würde der Tag kommen, da sie ihn in die Welt der Lebenden zurückholten. Dann wäre er wieder Nomion, der Hexer, der Erste Krahder, Meister des Urtrolls, Träger der grünen Flamme – und nicht Nomion, das machtlose Gespenst.

Die dreizehn Riesen stimmten einen rituellen Gesang an und hielten die Fackeln an den Stamm. Das trockene, tote Holz fing sofort Feuer und brannte wie Zunder. Der alte Baum gab ein Ächzen von sich und brach in sich zusammen. Unbemerkt von den Krahdern entwichen drei formlose Schatten ihrem brennenden Heim.

In diesem Moment begann das ganze Land sich zu regen. Bäume wurden entwurzelt, Berge schüttelten ihre schwere, weiße Last von ihren Häuption und selbst manche der ehrwürdige Zwergenbauwerke stürzten in sich zusammen. Eine tiefe Erschütterung ging durch das Gebirge und weit darüber hinaus, drang bis in eine andere, lichtlose Welt tief unter den Gipfeln, glitt durch ein Geflecht aus Schatten und durch Ströme aus Blut und hinterließ nichts als Zerstörung.

Und in einem weit entfernten Land, hoch im Norden, an der tiefsten Stelle einer tiefen, weit verzweigten Unterwelt, zeigte sich ein haarfeiner Riss im steinernen Boden.

Früher Vormittag, 6. Sommertag 113 v.a.Z.

Eiswald, Hadria

Reifbedecktes Laub knirschte unter Orweyns Füßen. Es wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Selbst jetzt, wo die Sonne bereits seit einem halben Mond nicht unterging, reichten ihre wärmenden Strahlen nicht bis unter den Schatten der Bäume. Kälte und Frost verschwanden niemals ganz in Hadria. Doch er würde das ändern, so wahr er der mächtigste Zauberer des Ordens war!

Eine Bewegung zu seinen Füßen ließ ihn innehalten. Etwas funkelte blauschwarz zwischen seinen dicken Pelzstiefeln. Langsam ging Orweyn in die Hocke, streckte eine Hand aus und erweiterte zugleich seine arkanen Sinne. Da erst erkannte er, was er vor sich hatte: Ein hochgiftiger Forinkäfer, ebenso unscheinbar wie gefährlich. Er spürte die primitive Angst des Käfers, den Wunsch danach, die spitzen Beißer in der Haut der Bedrohung zu versenken und das schwarze, zerstörerische Gift freizusetzen. Da war kein anderer Trieb, kein Gedanke mehr an Flucht, keine innere Kraft, die Orweyn verstärken konnte. Für einen kurzen Moment packte ihn die Furcht. Krampfhaft bekämpfte er die Instinkte des Insekts, verwarf die innere Struktur seiner Gedanken und seiner Natur, zerbrach alles, was es ausmachte, und in die Leere, die zurückblieb, ließ er seine eigenen Gedanken fließen.

Und plötzlich war da pure Macht, pure Kontrolle. Jede Furcht war vergessen. Fasziniert beobachtete Orweyn, wie der Käfer seinen Befehlen folgte und anfang, auf den Hinterbeinen zu laufen. Wie weit konnte er gehen? Orweyn konzentrierte sich. Der Käfer fing an, sich einzubuddeln, zu tanzen und schließlich riss er sich selbst die Beine aus und lag zuckend und wehrlos da. Orweyn zerquetschte ihn mit der Stiefelspitze und erweiterte seinen Fokus. Er spürte die Bäume, die Erde, die Eiskristalle im Laub und die innere Kraft, die in allen Dingen lag. Seit Generationen übten sich Hadrias Zauberer darin, diese Kraft zu verstärken und behutsam zu lenken. Doch plötzlich begriff er, dass es mindestens ebenso einfach war, diese Kraft zu zerstören, sie umzukehren und zu kontrollieren. Die Bäume wankten und

stürzten morsch zusammen, als ihre stumme Kraft zu Schwäche wurde. Flammen brachen aus dem Laub, als die Kälte des Frostes sich in Hitze wandelte. Und inmitten all des Chaos stand Orweyn und lachte aus vollem Hals, während die allgegenwärtige Magie des Landes in dunklen Schwaden aus dem Boden stieg und sich als schwarzer Nebel um seine Stiefel legte.

Und tief unter Orweyns Füßen, im ewigem Dämmerlicht der Unterwelt Hadrias, erschienenen an der tiefsten Stelle einige weitere Risse.

Sonnenhoch, 15. Sommertag 73 a.Z.

Hohe See östlich der Klippe Rattenzahn, Hadrisches Meer

Ein monströser grüner Tentakel hieb mit solcher Gewalt auf das Deck der Aldebaran, dass die Planken splitterten. Dann zog er sich zusammen und Stinner spürte, wie das gesamte Schiff erbebt und sich aus dem Wasser hob. Verzweifelt dreht er am Steuerrad, ohne irgendeine Reaktion zu bewirken. Unaufhaltsam wurde die Aldebaran fortgezogen, in Richtung des gigantischen zerfurchten Kopfes mit den gelb glühenden Augen, der sich langsam aus den aufgepeitschten Wellen schob.

„Jetzt!“, schrie Stinner. Er erhaschte einen kurzen Blick auf Thorn, der die Sicherung der Ballista löste. Der manns lange Bolzen schoss mit gewaltiger Wucht nach vorne. Aus dem Augenwinkel sah Stinner ein sanftes blaues Licht zwischen den Spitzen von Earas Stab aufflammen, und ein ebensolches Licht legte sich um das Geschoss und folgte seiner Flugbahn, durch die Gischt und an den peitschenden Tentakeln vorbei, mitten ins Auge des Untiers.

Ein ohrenbetäubendes Brüllen erklang. Die gewaltigen Tentakel zuckten und ließen das Schiff los. Oktohan schrie nochmals gequält auf und hauchte dann sein Leben aus.

Keuchend ließ Stinner das Steuerrad los. Über Stunden hatte der riesige Krake mit ihnen gespielt, und jetzt trieb er plötzlich reglos vor ihnen im Wasser. Mit einem einzigen glücklichen Schuss hatten sie vollbracht, woran selbst der große Meereskönig Varatan mit den Magischen Waffen gescheitert war. Sie hatten eine der – bis dahin als unsterblich geltenden – Mächte des Meeres besiegt! Oktohan, der König der Tiefe, war nicht mehr.

Hoch über dem kolossalen Leichnam floh ein Schatten mit gezackter Maske zornentbrannt vom Ort seiner Niederlage.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt zeigte sich ein Spinnennetz aus dünnsten Rissen.

Morgendämmerung, 12. Herbsttag 75 a.Z.

Namenlose Berge, Graues Gebirge

Über die Gipfel des Grauen Gebirges flog rasend schnell ein Schatten. Während die Sonne über die Berggipfel kroch und mit ihren ersten Strahlen die Schneeflächen blendend hell aufleuchten ließ, folgte der Schatten Spuren, die nur er erkennen konnte. Von weit entfernt meinte er immer noch die Stimmen der Helden von Andor hören zu können.

Wie er sie hasste! Einst hatte er Tarok gedient, dem mächtigsten aller Drachen. Er hatte bereitwillig seinen sterblichen Leib für ihn hingegeben und sein Wille, zu dienen, war

stärker gewesen als der Tod. So stark, dass sein Geist den Körper überdauert hatte. Doch dann hatten die Helden von Andor den mächtigen Tarok getötet, sie hatten seine Visionen zerstört, seine Ideale vernichtet, seine Ziele zerschlagen und gegen ein einziges, brennendes Verlangen eingetauscht: Den Wunsch nach Rache!

Er hatte seither jeden Feind der Helden unterstützt, und es waren viele gewesen. Nur die wenigsten von ihnen lebten heute noch, und keinem war es vergönnt gewesen, die Helden von Andor zu schlagen. Noch vor einem Mond hatte er gedacht, die Krahder seien die letzten, die vielleicht noch eine Chance hätten. Sie waren seine letzte Hoffnung gewesen.

Doch als er zusammen mit den Helden aus dem Norden zurückkehrte, hatte er heimlich die Archive des Baumes der Lieder durchsucht, in der Hoffnung, etwas zu finden, was sich gegen seine Feinde verwenden ließe. Aber nicht in den Dunklen Archiven, die er aufgrund der ständigen Bewachung nicht hatte durchsuchen können, oder zwischen den Berichten über ihre Heldentaten hatte er die interessanteste Schriftrolle gefunden, sondern in der Abteilung von Mythen und Märchen. Er hätte dem Text keine weitere Beachtung geschenkt, wenn er nicht einige überraschende Parallelen zu dem aufgewiesen hätte, was Tarok ihn vor so vielen Jahren gelehrt hatte. In ihm war ein Verdacht aufgekeimt, der so gewaltig war, dass er das Gefüge der Welt umreißen könnte!

Er hatte die Schriftrolle entwendet und war unbemerkt entkommen. Nicht nur, weil die Helden hier waren, war er ins Graue Gebirge geflogen, sondern auch, weil hier derjenige hauste, der seine Fragen am besten beantworten konnte.

Schließlich fiel sein Blick auf einen einsamen Turm. Wie aus einem Alptraum entsprungen rauschte er durch eines der kleinen Fenster in die alten Räume und seine gezackte schwarze Maske warf einen bedrohlichen Schatten auf die gegenüberliegende Wand. „Nomion!“, rief er schallend.

Und einen Augenblick später erschien der Geist des Hexers: Nomion, der erste Krahder. Er war noch deutlich blasser und durchscheinender als sein Besucher, selbst der noch halbwegs massiv wirkende Schädel mit stechend gelben Augen war transparent und seine Manifestation glich einem rissigen, grauen Umhang. „Du wagst es mich zu stören?!“ Die Stimme war kalt und tonlos, kaum mehr als ein unheimliches Flüstern.

„In der Tat! Ich bin in freundlicher Absicht hier! Einst diente ich Eurem Mörder Tarok, doch diese Zeiten sind lange vorbei. Jetzt bin ich wie Ihr: Mein Körper wurde vernichtet, doch meine Seele weigert sich, diese Welt zu verlassen. Ich bin hier, weil ich Euch meine Hilfe anbieten möchte. Meine Hilfe gegen diejenigen, welche dreist in dieses Gebirge einfallen, um Euer Volk für immer auszulöschen. Ihr solltet Euch Sorgen machen, die Helden von Andor haben schon deutlich gefährlichere Feinde besiegt.“

„Hüte deine Zunge, Eindringling! Die Krahder sind sehr mächtig!“

„Soll ich Euch von den unzähligen Siegen der Helden von Andor berichten? Sie erschlugen Hademar, den Nekromanten. Sie mordeten Tarok, den mächtigsten aller Drachen, den Eure Krieger stets fürchteten. Sie vernichteten Siantari, die jahrhundertalte Herrin des Ewigen Eises, als sie aus dem Fahlen Gebirge herabstieg. Dutzendfach besiegten sie den Dunklen Magier Varkur, der Euer Volk vor kurzer Zeit erst besuchte. Sie töteten sogar eine der gottgleichen Mächte des Meeres. Sie versenkten die Schwarze Kogge. Und ich war Zeuge all dieser Siege! Macht nicht den Fehler, diese kleine, zusammengewürfelte Gruppe zu unterschätzen.“

Nomion musterte seinen Besucher abschätzend aus seinen kalten, stechenden Augen. „Wenn du helfen möchtest, werde ich dich nicht davon abhalten.“

„Noch vor kurzer Zeit hätte ich mich damit zufriedengegeben. So vielen ihrer Feinde habe ich bereitwillig mit meinen bescheidenen Fähigkeiten geholfen. Doch heute steht mir der Sinn nach mehr. Ich möchte eine Gegenleistung. Lehrt mich die geheime Kunst der Dunklen Hexerei! Weiht mich ein in die Geheimnisse der Totenbeschwörung. Dafür werde ich Euch alles sagen, was ich über die Helden von Andor zu berichten weiß.“

Die beiden Gestalten taxierte sich eine Weile und schließlich nickte Nomion leicht. „Ich wüsste trotzdem gerne, mit wem ich es zu tun habe.“

„Oh, verzeiht! Ich vergaß, mich vorzustellen: Ich bin ein alter Feind der Helden von Andor. Vergessen, unterschätzt, kaum beachtet und doch stets in ihrer Nähe, an der Seite ihrer Feinde. Man nennt mich ... den Schwarzen Herold.“

Später Nachmittag, 83. Wintertag 76 a.Z.

Schwarzer Baum, Krahd

Zwei Schatten schwebten über einem brennenden Land. Der eine flog ziellos umher, in der naiven Hoffnung, noch irgendetwas retten zu können. Doch es gab nichts mehr zu retten. Krahd, das Land der Sklavenschinder, zerbrach und die gezackten Felsen versanken auf immer im Lavameer.

Der andere Schatten verharrte auf der Stelle, seinen Blick starr auf den Schwarzen Baum gerichtet und das beeindruckende Naturschauspiel um sich herum gar nicht wahrnehmend. Der Schwarze Herold hatte schon zu oft verloren, um sich hiervon aus der Ruhe bringen zu lassen. Er bemerkte, wie die kleine Heldengruppe in der Ferne durch das Land zog. Einer von ihnen hielt den Sternenschild in die Höhe. Einer der vier Schilde aus alter Zeit, der das Licht der Sterne in sich barg und dessen Licht selbst in tiefster Dunkelheit Hoffnung spendete. Obwohl überall Lava und halb geschmolzene Gesteinsbrocken vom Himmel fielen, erreichte nichts davon auch nur die Nähe des Schildes oder der Helden. Der Herold konnte auch die Reflexion der verhassten Rietgraskrone erkennen, die für alles stand, was er verabscheute.

In diesem Moment erreichten die Flammen auch den Schwarzen Baum und steckten das trockene Holz augenblicklich in Brand. Nomion wand sich in Qualen und verdampfte, doch der Schwarze Herold bemerkte es kaum. Er sann darüber nach, dass die Helden gar nicht wussten, wie viel sie ihm verdankten. Wenn er nicht gewesen wäre, wenn er nicht seine Schlüsse gezogen hätte und schon vor Tagen etwas zwischen den Wurzeln des Schwarzen Baumes gefunden und in Sicherheit gebracht hätte, dann hätten die Helden in ihrer Unbedachtheit beinahe eine gewaltige Katastrophe ausgelöst. Fast so schlimm wie die, die er selbst entfesseln würde ...

Er schüttelte seine Maske. Er hatte schon lange genug in die farblosen Flammen gestarrt! Es war Zeit, all das Wissen, das er vor vielen Jahren in Taroks einsamer Knochengrube und in den letzten Monden dank Nomions Hilfe erworben hatte, endlich anzuwenden. Seine Fähigkeiten auszuprobieren, bevor er seinen Plan in die Tat umsetzen konnte.

Er wandte sich vom brennenden Land ab und flog nach Norden, in eine einsame Schlucht, in der ein schwaches, blaues Glühen zwischen einigen Felsen hervordrang, während die Welt um ihn erbehte.

Und in einem weit entfernten Land, hoch im Norden, an der tiefsten Stelle einer tiefen, weit verzweigten Unterwelt, verbreiterten sich einige Risse im Boden.



a – Traurige Erinnerungen

Abenddämmerung, 84. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Zwischen den Bergen des Grauen Gebirges wand sich die alte Straße der Zwerge wie ein grauer Wurm aus behauenen Steinen, überraschend gerade in Anbetracht der vielen Gipfel und Schluchten, die sie zu überwinden oder zu umgehen hatte. Die Zwerge waren brillante Baumeister, und diese Straße war ihr Meisterwerk, das Geheimnis ihres einstigen Erfolges, erbaut aus hunderten Tonnen Stein und in unzähligen Stunden Arbeit. So beeindruckend ihre gewaltigen Festen und tiefen Stollen auch sein mochten, mit Hilfe dieser Straße war es ihnen möglich gewesen, selbst in der Oberwelt in Friedenszeiten Handel zu treiben und in Kriegszeiten die Truppen schnell marschieren zu lassen. Doch die glorreichen Jahre waren lange vergangen.

Viele Jahrhunderte lang war die Straße nicht benutzt worden. Und so war sie im Laufe der Zeit halb verfallen, bis vor kurzem erst die Armeen der Krahder und dann ein Tross aus tapferen Andori sie benutzt hatten. Im Zuge des Bebens vor knapp drei Monden jedoch wäre sie beinahe endgültig unpassierbar geworden. Ruinen waren eingestürzt, Schluchten hatten sich verbreitert, aus den Bergen waren Steine groß wie Häuser gebrochen und alle paar Meilen wurde die Straße von Barrieren aus Schutt und Geröll blockiert. Vor einem dieser Hindernisse hatten die Andori ihr Lager aufgeschlagen.

Die Sonne berührte schon die ersten Bergspitzen und tauchte den wolkenlosen Himmel in ein sattes Scharlachrot. Die Schatten der Wagen und Zelte wurden länger. Auf einem der Wagen saß Chada. Ihr langes, glattes, schwarzes Haar kräuselte sich sacht im Wind. Sie hielt eine Gänsefeder in der Hand; vor ihr lag ein halb beschriebenes Pergament, daneben stand ein kleines Tintenfasschen. Doch Chada lauschte nur dem emsigen Gehämmer der Andori, die eifrig die Trümmer von der Straße räumten. Sie schwitzte in ihrer grünen Kleidung aus Filz und Leder, obwohl sie noch immer hoch im Gebirge waren. *Sicher wird es bald unerträglich heiß in Andor*, dachte sie. Dann wandte sie sich wieder dem Pergament vor ihr zu und las erneut, was sie bereits zu Papier gebracht hatte:

Oberster Priester Farrun,

unsere Erwartung, bis Mittsommer wieder in Andor zu sein, wird sich leider nicht erfüllen. Durch die Zerstörung von Borghorn, der Feste der Krahder, haben wir zwar das Land Krahd und die Riesen ausgelöscht, jedoch auch ein Beben ausgelöst, das zumindest im gesamten Grauen Gebirge zu spüren war. Unser Weg wird dadurch lang und beschwerlich. Zudem ist unsere Schar deutlich größer als auf dem Hinweg, viele sind stark geschwächt oder verletzt. Ohne das Essen, das die Agren uns großzügigerweise zur Verfügung stellen, wären gewiss schon die Ersten verhungert. Von den Kreaturen wurden wir bisher zum Glück verschont.

Nachdenklich kaute sie auf ihrem Federkiel. Wie sollte sie den Brief beenden? Schließlich tauchte sie die Feder erneut in die Tinte und schrieb weiter:

Melkart wird nicht länger der Oberste Priester der Bewahrer sein, sodass du diese Verantwortung auch weiterhin wirst tragen müssen. Die befreiten Zwerge, die unter den Krahdern aufwuchsen, werden von Fürst Kram und den Schildzwergen in Cavern aufgenommen. Die Menschen werden sich größtenteils im Rietland ansiedeln, doch vielleicht können auch die Bewahrer einige bei sich aufnehmen?

Wir werden voraussichtlich um den Tag des Dunklen Ausgleichs herum wieder in Andor sein, bitte leite diese frohe Botschaft auch an die Schildzwerge und die Andori weiter.

Bis bald

Cha

Plötzlich stieß etwas gegen das Tintenfasschen, das umkippte und seinen schwarzen Inhalt über das Pergament ergoss. Sofort versuchte Chada ohne Rücksicht auf ihre Ärmel, so viel wie möglich zu retten. Als sie erkannte, dass sie den Brief erneut würde schreiben müssen, fluchte sie unterdrückt. Dann erst sah sie sich nach dem Verantwortlichen um. Vor ihr standen zwei Kinder, den Blick schuldbewusst zu Boden gerichtet. Nur anhand der olivfarbenen Haut erkannte Chada, dass es Agren waren. Der dichte, struppige Haarschopf, das scheinbare Fehlen eines Halses und der stämmige Körperbau traten bei Kindern des Gebirgsvolkes noch nicht so offensichtlich zutage.

„Passt doch auf!“, herrschte Chada sie an. „Seht nur, was ihr angerichtet habt.“

„Tschuldigung“, murmelte der Kleinere der beiden. „Aber er ist der Ent und ich hab ihn verärgert und muss ...“

„Sei still, du Wuschelkopf! Du machst es nicht besser!“, unterbrach ihn der Größere. Dann wandte er sich an Chada: „Es tut uns ganz doll leid! Wir haben Fangen gespielt und

nicht aufgepasst. Wenn wir helfen können, helfen wir. Wie echte Helden!“

Chada schüttelte den Kopf, doch bevor sie antworten konnte, fuhr der junge Agren fort: „Ich bin übrigens Darn, und das ist Boram.“

Chada wollte sich auch vorstellen, doch Darn ließ sie nicht zu Wort kommen. „Und Ihr seid Prinzessin Chada, das weiß doch jeder. Ihr seid mein Vorbild, wisst Ihr? Ich weiß alles über die Helden von Andor!“ Seine dunklen Augen leuchteten stolz. „Wenn ich groß bin, werde ich auch ein Held!“, verkündete Darn mit einer Gewissheit, wie sie nur Kindern zu eigen ist, die überzeugt davon sind, eines Tages in einem Schloss aus Pfefferkuchen zu wohnen. Chada musste unwillkürlich schmunzeln, als sie sich den in schmutzige Fellfetzen gehüllten Jungen mit einem Schwert in den plumpen Fingern vorstellte.

„Komm, Darn, wir machen sauber!“, meinte Boram etwas schüchterner.

Da ertönte eine Stimme, knarrend und langsam: „Ihr seht doch, dass es bereits zu spät ist. Macht, dass ihr fortkommt, ihr Rabauken, und achtet in Zukunft besser auf eure Umgebung. Nie wieder zwischen den Wagen rennen!“ Langsam näherte sich ein alter Agren, das flache Gesicht von müden Falten durchzogen, die dunklen Haare von oben herab ausdünnend, der zottelige Bart bis auf die schmutzige Brust herabhängend. Grone, der Agrenälteste.

Die beiden Kinder liefen eingeschüchtert davon, Grone dagegen kam bedächtig zu Chadas Karren und versuchte, hinaufzuklettern, wäre jedoch beinahe gestürzt, wenn Chada nicht blitzschnell sein Handgelenk gegriffen hätte.

„Vielen Dank!“, sprach der Alte und schenkte ihr ein zahnloses Lächeln. „Meine müden Knochen machen nicht mehr alles mit und auch meine Reflexe sind nicht mehr die besten. Der Fluch des Alters.“ Er lachte leise. „Sieh ihnen ihren Übermut nach. Jugend ist kein Verbrechen.“

„Sei unbesorgt, Grone. Ich bin ihnen nicht böse. Solange es sich nicht wiederholt ...“

„Oh, keine Angst. In wenigen Tagen werden die Agren wieder in ihre Höhlen zurückkehren. Wir haben euch lange genug behelligt.“ Chada erstarrte. Wie sollten sie ohne die Agren überleben? „Hmhm, mach nicht so ein Gesicht. Wir lassen euch so viel Proviant da, wie ihr benötigt.“

Erleichtert atmete Chada aus. „Vielen Dank für eure Hilfe. Ich wüsste nicht, wie wir ohne die Agren zurückgekommen wären.“

„Nichts zu danken. Ihr habt die Krahder besiegt und damit einen Fluch von diesem Gebirge genommen.“

Chada nickte und schloss dann ihre grünen Augen, um die letzten Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht zu genießen. „Was ist der ... Ent, Grone?“

„Ein Baumhirte, Hüter des Waldes, Herr der Arbaks. Ein uraltes Wesen, das im Grauen Gebirge haust“, sagte er spöttisch, „Es ist eine Gutenachtgeschichte, mehr leider nicht, sonst hätten die Krahder niemals ungestraft so viele Wälder fällen können.“

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander, dann fragte Grone: „Du wirkst bedrückt. Kann ich irgendetwas für dich tun?“

„Oh, nein danke. Es ist gerade einfach alles sehr viel. Ich trage die Verantwortung für unsere Gruppe, jede Entscheidung könnte eine falsche sein. Immer muss ich für alle da sein, allen helfen, dazu die Sorgen um die vielen Verwundeten und die Angst vor einem erneuten Angriff der Kreaturen.“

„Nur ein schlechter Anführer hätte in einer solchen Situation keine Sorgen. Aber ich bin mir sicher, ihr werdet ohne große Verluste zu Hause ankommen, und dann wirst du nicht mehr für all diese Leben verantwortlich sein.“

Chada seufzte. „Doch, das werde ich. In Andor angekommen werde ich zur Königin gekrönt.“

„Oh, das wusste ich nicht. Aber ich könnte mir keine bessere Königin vorstellen!“

Chada lachte nervös. „Das sagst du doch nur, um mich aufzumuntern. Aber trotzdem danke.“

Grone brummte: „Auch eine zukünftige Königin braucht dann und wann ein wenig Aufmunterung, keine Frage. Doch ich versichere dir, in diesem Fall kamen meine Worte aus tiefstem Herzen.“ Er zögerte kurz. Dann fragte er: „Das klingt jetzt möglicherweise etwas seltsam, aber... habt ihr das Ende der Sklavenschinder verbrannt?“

Chada öffnete die Augen und runzelte die Stirn. „Was soll das bedeuten? Wir haben das Ende der Krahder verursacht und ... wir haben sie verbrannt, schätze ich. Mehr weiß ich nicht.“

„Es handelt sich um die letzte Prophezeiung von Hral, dem Weisen. Er sagte damals angeblich, dass diese Botschaft seine einzige Prophezeiung sei, die nicht eintreffen werde, sofern sie nur die richtigen Ohren erreiche.“

„Hral? Der Seher des Agrenvolkes? Er hat eine Prophezeiung gemacht, die *nicht* eintreffen wird? Wozu?“

„Es ist alles etwas rätselhaft. Vielleicht sollte der nächste Älteste das Orakel der Geister dazu befragen.“

„Das Orakel der Geister? Was ist das jetzt schon wieder?“

Grone sah sie nachdenklich an. Dann flüsterte er: „Es handelt sich dabei um ein altes Geheimnis unseres Volkes. Nach Hrals Tod machten drei Agrenfrauen es sich zur Aufgabe, Fragen zu beantworten, so wie er zuvor. Eines Tages starben auch sie, doch kehrten sie als Geister zurück und führten ihre Aufgabe fort. Aber bleiben wir lieber bei der Prophezeiung. Es ist wichtig, dass sie diejenigen erreicht, für die sie bestimmt ist.“

„Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass wir das Ende der Sklavenschinder verbrannt haben. Doch die Krahder sind alle tot, für wen sonst soll diese Prophezeiung also gelten?“

„Nicht so voreilig. Die Krahder sind tot, doch das heißt nicht, dass es in Zukunft nie wieder Sklaverei geben wird.“

Chada erschauerte. „Ich denke, ich werde mit Leander darüber sprechen. Wenn sich jemand mit Prophezeiungen und Zukunftsvisionen auskennt, dann er.“ Sie überlegte kurz. „Aber, Grone, ist es schlimm wenn die Prophezeiung die falschen Ohren erreicht? Ich meine, du kannst sie uns doch einfach sagen. Wenn wir die Richtigen sind, dann tritt sie nicht ein und wenn wir nicht die Richtigen sind, dann schadet es auch nicht.“

Grone verschränkte seine kleinen, behaarten Hände. „Ich weiß nicht. Es ist ein Wagnis. Andererseits habt ihr die Sklavenschinder getötet und es war mit Sicherheit viel Feuer im Spiel.“ Er zögerte kurz, dann begann er feierlich: „Also gut, hör zu: *Wenn der...* Oh, ich glaube, jemand möchte dich sprechen.“

Und tatsächlich, eine große Gestalt näherte sich. Inzwischen war es zu dunkel, um das Gesicht zu erkennen, doch aufgrund der Statur und des Fellumhangs wusste Chada, dass es sich um den Wolfskrieger Orfen handelte. Schon ertönte dessen raue Stimme: „Chada! Wo bleibst du denn? Es wird längst dunkel, das Feuer brennt schon. Die Zeremonie kann jeden Augenblick beginnen.“

Chada sprang auf. „Es tut mir Leid, Grone, aber ich muss jetzt los. Die Pflicht ruft.“

„Geh nur, Chada. Ich bin mir sicher, du hast viel zu tun. Ich warte hier auf dich, wir

können unser Gespräch nachher fortsetzen.“

Chada hastete bereits hinter Orfen her, warf Grone noch ein kurzes „Bis dann!“ zu und verschwand dann zwischen den Wagen und Zelten.

Frühe Nacht, 84. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

„Der 84. Frühjahrstag ist ein Tag wie jeder andere. Doch heute vor genau 76 Jahren wurde der Grundstein der Rietburg gelegt, eines Bauwerks, das bis heute ein Symbol der Freiheit und der Sicherheit ist. Sie wurde erbaut von den fleißigen Händen freier Menschen, unter der Führung des jungen Brandur. Er hatte das Unmögliche geschafft: Er war den Krahdern, den Sklavenschindern, entkommen, er hatte seine Schar durch das Graue Gebirge geführt und dem Drachen Tarok getrotzt, um zuletzt von seinem Volk zum König gekrönt zu werden. Er begründete eine neue Zeitrechnung und Andor, das Land der Angekommenen, der Andori! Er begründete ein Land, in dem sein Volk in Frieden und Freiheit leben sollte.“

Chada stand vor dem großen Feuer und betrachtete die vielen Gesichter darum. Trotz der Dunkelheit erkannte sie ihre Freunde. Sie sah Orfen, den Wolfskrieger, dessen einstmals schwarzes Haar sich während seiner Zeit in den Händen der Krahder grau gefärbt hatte. Sie erkannte Drukil, den Hautwandler, natürlich in menschlicher Gestalt mit ungepflegtem hellblondem Haar und Bart. Den blinden Seher Leander, der mit gesenktem Kopf ihrer Stimme lauschte und dessen blaue Hände seinen knorrigen Stab umklammerten. Dort saßen Melkart, der ehemalige Oberste Priester der Bewahrer, der sie vor so vielen Jahren großgezogen hatte, lange bevor sie geahnt hatte, dass in ihren Adern königliches Blut floss, und daneben Merrik, der alte Kartograph. Etwas abseits der abgemagerte Bragor, ein einstmals stolzer Tarenkrieger, dem in seiner Zeit in der Winterburg die Hörner abgesägt worden waren. Weiter hinten stand Garz, der dicke Handelszwerg. Sie sah ihre ersten Freunde, Fürst Kram von Cavern, Oberhaupt der Schildzwerge, Hand in Hand mit seiner Frau Marun mit dem auffällig roten Haar. Eara, die blonde Zauberin, die in ihren dunklen Gewändern erhaben auf einem Stein saß, etwas weiter vom Feuer entfernt, sodass die Schatten, die sich um den gegabelten Stab in ihrer rechten Hand schlängelten, fast nicht zu erkennen waren. Und Thorn, der hünenhafte Krieger, wie immer in einen himmelblauen Umhang gehüllt. Ein aufmunterndes Lächeln zerteilte seinen goldblonden Bart, das Chada unwillkürlich erwiderte.

Doch fast genau so gut konnte sie all die Gesichter erkennen, die fehlten. Die Gesichter derjenigen, die heute nicht mehr kommen konnten und deretwegen sie zusammengekommen waren. Sie fuhr fort: „Noch sein ganzes Leben gab König Brandur stets sein bestes, um die Andori zu beschützen. Er verteidigte Andor gegen die Trolle, die Kreaturen des letzten Drachen und unzählige andere Gefahren. Doch neun Jahre nach seinem Tod übten die Krahder Rache. Sie fielen in sein Land ein und verschleppten Unzählige. Brandurs Geist aber lebt in seinem Volk fort. Freiwillige brachen ins Graue Gebirge auf, um die Gefangenen zu befreien. Und viel zu viele von ihnen werden nicht zurückkehren. Der Angriff der Krahder hat tiefe Wunden geschlagen, die zum Teil niemals heilen werden. Wir gedenken heute denen, die unter der Gefangenschaft der Krahder starben. Wir gedenken den tapferen Menschen, die ihr Leben riskierten und verloren, um ihre Freunde zu retten. Wir gedenken auch all den verstorbenen Schildzwerge, die uns begleiteten, obwohl keiner ihres Volkes verschleppt worden war. Viel zu viele von ihnen mussten ihr Leben für ihr Mitgefühl

geben. Wir gedenken insbesondere auch Radan, der sich erst gegen Fürst Kram aussprach, aber der zuletzt doch an seiner Seite in den Kampf zog, der den Prinzen der Krahder tötete und diesen Kampf selbst nicht überlebte.“

Sie spürte Trauer in sich aufsteigen, weniger um den verbitterten Zwerg als um alle, die sie jetzt noch aufzählen musste. Doch das war sie ihrem Opfer schuldig. „Wir gedenken Reka, der Hexe, die einst an Brandurs Seite aus Krahd geflohen ist, die mit ihrer Weisheit und ihren Heilkünsten stets auf ihre Art für das Gute kämpfte und mit deren Tod viel Wissen verloren ging. Wir gedenken Arbon, der dunkle Schriften las, die er nicht hätte lesen dürfen, der den Andori aber bis zuletzt beistand, obwohl er von den Bewahrern verstoßen worden war. Wir gedenken Fenn, der einst aus dem Osten, aus den Barbarenlanden, nach Andor kam, auf der Flucht vor den Krahdern, und der sich ihnen schließlich doch noch stellte. Wir gedenken Kheela, die sich mit ihrer Weisheit und Großherzigkeit für immer einen Platz in unseren Herzen erkämpfte. Drei Menschen, die an unserer Seite unzähligen Gefahren trotzen und die sich tapfer den Heeren der Krahder in den Weg stellten, um anderen Zeit für die Flucht zu verschaffen. Die verschleppt wurden und die ihre Zeit in der Winterburg nicht überlebten. Wir gedenken...“

Sie merkte, wie ihre Stimme brach und sammelte sich kurz. „Wir gedenken Darh, die unter den Krahdern aufwuchs und die sich am Ende mit aller Macht gegen ihre einstigen Meister stellte. Wir gedenken Forn, dem Schattenskral, der aufgrund seiner Natur niemals Dank von denen zu erwarten hatte, für die er sein ganzes Leben kämpfte. Beide blieben in Borghorn zurück, um ihnen unbekannten Sklaven die Flucht zu ermöglichen.“

Chada hob die Arme und hoffte, dass die Tintenflecken auf ihren Ärmeln in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen waren. Der Feuerschein spiegelte sich in der Rietgraskrone, die an einer Kette um ihren Hals hing. „Wir haben keine Körper, die wir bestatten könnten. Wir haben nichts als die Erinnerungen, die wir in uns tragen. Die Erinnerungen an das Opfer, das sie alle brachten. Vergessen wir niemals, wie glücklich wir uns schätzen können, zu denen zu gehören, die aufgrund ihres Opfers eine Zukunft in Freiheit verbringen können. Die Krahder sind endlich besiegt. Doch vergesst niemals, was uns dieser Sieg gekostet hat. So vieles wurde zerstört. So vieles ging durch sie zu Ende. Doch auf jedes Ende ... folgt ein neuer Anfang!“

Mit diesen Worten drehte Chada sich langsam um. Die Andori und die Schildzwerge, die befreiten Sklaven und die Agren würden jetzt um die Verstorbenen trauern und ihr Leben feiern, doch Chada brauchte jetzt etwas Ruhe, etwas Zeit für sich. Sie kehrte dem großen Feuer den Rücken und setzte sich ins Gras. Sie lehnte ihre Schulter an einen Stein, legte ihren Kopf in den Nacken und betrachtete die Sterne, bis sie einschlief.

Mondhoch, 84. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Chada wurde davon geweckt, dass jemand eine Decke über ihr ausbreitete. Ohne die Augen zu öffnen schnupperte sie. Rosshaar, Rietgras und ein Hauch von Leder; eine unverwechselbare Mischung. „Du musst dir keine Mühe geben, leise zu sein. Ich bin schon wach, Thorn“, lächelte sie.

Ächzend ließ sich Thorn neben ihr ins Gras sinken. „Du warst wunderbar“, flüsterte er sanft.

„Ja, das war ich wohl. Damals, vor so langer Zeit“, entgegnete Chada traurig. Sie dachte

zurück an den Tag, an dem König Brandur ihr, Thorn, Kram und Eara die Heldenbrosche Andors verliehen hatte. Vieles hatte sie inzwischen erlebt, Gutes wie Schlechtes. Thorn gehörte definitiv zu den guten Dingen.

„Und du bist es noch immer“, antwortete der Krieger ernst.

„Ich fühle mich aber nicht sehr wunderbar. Nur erschöpft. Ich bin froh, wenigstens jetzt meine Ruhe zu haben.“ Thorn versteifte sich neben ihr machte Anstalten, aufzustehen. Chada riss die Augen auf und verfluchte sich für ihre unbedachten Worte. „Nein, bleib!“, bat sie. „So meinte ich das nicht! Es ging um Ruhe von der Verantwortung, den Entscheidungen.“

„Du solltest diese Last nicht schultern müssen“, seufzte Thorn. „Jetzt nicht. Und erst recht nicht den Rest deines Lebens.“

„Irgendjemand muss es tun.“

„Aber warum sind immer wir dieser irgendjemand? Wir haben schon so viel getan, meinst du nicht, dass jetzt jemand anders dran ist?“ Seine schwieligen Hände legten sich um ihre und er blickte ihr fest in die Augen. „Bitte, lass es uns beenden. Wir haben für Andor unsere Leben riskiert und unsere Jahre geopfert, aber jetzt können wir gehen. Wir suchen uns einen Hof irgendwo im Rietland, wo niemand uns erkennt. Wir züchten Pferde und sammeln Kräuter. Wir finden endlich Frieden nach den Jahren des Kampfes.“

Chada senkte ihren Blick, um den flehentlichen Ausdruck in seinen blauen Augen nicht mehr ertragen zu müssen. „Du weißt, dass ich das nicht kann. Ich bin für die Andori verantwortlich.“

„Weshalb? Weil König Brandur dein Vater war? Du bist die uneheliche Tochter, von der er nie erfahren hat, unter anderen Bedingungen hättest du den Wachsam Wald niemals verlassen. Es gibt so viele, die nach der Krone lechzen, weshalb willst ausgerechnet du sie tragen?“

„Es geht nicht um das, was ich will! Es geht um das, was meine Pflicht ist. Thorn, ich kann sie nicht im Stich lassen. Aber ich will auch nicht, dass du gehst.“ Sie hob den Kopf. „Du könntest mitkommen. An meiner Seite regieren. Pferde kannst du auch auf der Rietburg züchten, du hast es schon früher getan.“

Er riss seine Hände zurück, als hätte er sich verbrannt. „Ich? König?“, fragte er fassungslos. „Nach all den Jahren soll ich noch immer nicht den Frieden erlangen, nach dem ich mich sehne? Weißt du, welch eine Erleichterung es ist, endlich nicht mit einem Schwert an der Hüfte herumlaufen zu müssen? Endlich nicht mehr stets in Angst vor der nächsten Bedrohung zu leben? Endlich keine Menschenleben mehr in meinen Händen zu halten? Und jetzt soll ich diese Chance auf Frieden auch aufgeben? Ich habe es so satt, Chada! Die Pflichten! Das Blutvergießen! Die Brosche um meinen Hals!“

„Also lehnt du mein Angebot ab?“, fragte Chada verletzt.

„Du lehnt meines ab, Chada“, antwortete er kalt. „Wir könnten uns zurückziehen, aber du schaffst es nicht. Du hast verlernt, für dich selbst zu leben. Du behandelst die Andori wie kleine Kinder, die nicht selbst für sich sorgen können.“

„Und du läufst vor deiner Vergangenheit und deiner Verantwortung davon. Wir beide sind Helden von Andor, dieses Amt kann man nicht einfach abgeben, wenn es einem nicht mehr passt.“

„Ach, jetzt bin *ich* also der selbstsüchtige Mistkerl?“, zischte er mit hochrotem Gesicht. „Soll ich dir sagen, weshalb du so sehr an deiner sogenannten Pflicht hängst? Weil du dich daran gewöhnt hast, anzuführen! Weil du dich in der Verehrung sonnst und die Macht nicht

loslassen kannst!“

„Du weißt ganz genau, dass das nicht stimmt!“

„Und doch läufst du seit Monden mit dieser Krone um den Hals herum. Du lässt sie ja selbst im Schlaf nicht aus den Augen! Du betrachtest nur ihr hübsches goldenes Glänzen und bemerkst gar nicht, wie sehr ihr Gewicht dich nach unten zieht!“

Mit klammen Fingern tastete Chada nach dem Stück Metall auf ihrer Brust. Bis zu ihrer Krönung wollte sie die Rietgraskrone nicht mehr aufsetzen, doch sie trug sie stets bei sich, um sich an ihre Verantwortung zu erinnern. Ein goldener Reif, wie gewelltes Rietgras geformt, schmucklos, ohne Intarsien oder Edelsteine. Von schlichter Eleganz und stummer Erhabenheit. Ein ehrwürdiges Stück andorischer Geschichte, das sie sich jetzt am liebsten vom Hals gerissen hätte.

„Du bist bloß eifersüchtig!“, fauchte sie Thorn an. „Eifersüchtig, weil ich nicht bereit bin, um deinetwillen die Zukunft Andors zu gefährden.“

„Ich bin besorgt. Besorgt um dein eigenes Wohlergehen, weil es dir selbst anscheinend nichts mehr bedeutet. Weil ich es nicht ertragen kann, dich jetzt, wo alle Gefahren überstanden sind, noch immer am Rande der Erschöpfung zu sehen. Ich wünschte, du hättest nie von deiner Herkunft erfahren!“

Erzürnt sprang Chada auf. „Du missgönnt mir die Antwort, auf die ich mein ganzes Leben lang gehofft habe? Brandur war ein großer Mann und ich bin stolz darauf, seine Tochter zu sein. *Er* ist bis zu seinem Tod nie vor seiner Bürde davongelaufen! Geh zu den Pferden, die du so sehr liebst, Thorn, und finde deinen Frieden! Und vor allem, lass mich in Frieden! Ich habe meine Entscheidung gefällt.“

„Wie Ihr wünscht, *Prinzessin*! Ich werde Euch in Zukunft nicht mehr als nötig behelligen!“, stieß Thorn mit zitternder Stimme hervor, doch Chada hatte sich schon abgewandt. So schnell sie konnte, hastete sie davon, damit er ihre Tränen nicht sah.

Als sie schließlich keuchend vor ihrem Zelt anhielt, dachte sie daran, dass Grone noch immer auf sie wartete. Sie zögerte, dann jedoch griff sie nach den Schnüren, die die Zeltplane verschlossen. Sie war jetzt viel zu aufgewühlt; und das seltsame Gespräch könnte sie besser fortsetzen, nachdem sie mit Leander gesprochen hatte. Außerdem hatte sich Grone gewiss bereits zurückgezogen. Doch sie wusste, dass das in Wahrheit nur Ausflüchte waren. Sie hätte zurückgehen und zumindest nachschauen können, ob der Agrenälteste noch auf sie wartete. Doch sie brauchte jetzt nichts als Ruhe. Sie löste den Knoten vor ihrem Zelteingang und verschwand im Inneren.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, war Grone verstorben.



b – Eine finstere Vision

Späte Nacht, 84. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

... ein gewaltiger, in Flammen stehender Baum...

... ein Drache, eingerollt auf glattem, grauen Boden liegend, die Augen geschlossen, vielleicht schlafend, vielleicht auch tot...

... Dunkelheit...

... eine Ruine, umgeben von der See, der Himmel weiß vor Möwen, die darüber fliegen und ohrenbetäubend kreischen...

... ein gewaltiger, halbkreisförmiger Saal aus Stein, nur erhellt von einem seltsamen, fahlen, blauen Glühen...

... Dunkelheit...

... ein Mann mit blauer Haut, mit seinem Schwert einen Taurus ohne Hörner durchbohrend...

... eine finstere, gezackte Maske mit zwei stechenden, weiß leuchtenden Augen...

... Dunkelheit...

Leander schlug keuchend die Augen auf. Er sah nichts als Dunkelheit und tastete nach seiner Augenbinde. Seine Fingerspitzen berührten feines Tuch. Schnell zog sich Leander die Binde über die Augen. Natürlich blieb die Dunkelheit, doch der Stoff vermittelte ein beruhigendes Gefühl. Leander griff nach seinem Stab, konzentrierte sich und erhaschte einen kurzen Blick auf braune Planen, eine einfache Decke und eine darauf liegende Gestalt mit blauer Haut. Das Zelt, in dem er übernachtete, wie es für jemanden aussehen musste, der sein Augenlicht nicht geopfert hatte. Oder zumindest wie es tagsüber aussähe, denn noch herrschte Nacht. Leander erkannte es an der Kälte der Luft, an der Art wie der Wind pffte und an den Lauten der nachtaktiven Gebirgsbewohner.

Langsam beruhigte er sich wieder. Er hatte eine Vision gehabt! Er hatte die Ruinenstadt gesehen und den Baum der Lieder ... brennend. Einen Drachen, obwohl Tarok doch der letzte seiner Art gewesen war. Die Maske des Schwarzen Herolds. Und immer wieder diese Dunkelheit. Er hatte noch niemals einfach nur Dunkelheit als eine Vision gehabt. Aber er wusste genau, dass diese Düsternis eine Vision gewesen war. Eine Vision, welche die übrigen überschattete und ihm mehr Sorge bereitete als alle anderen erschreckenden Bilder zusammen. Diese Dunkelheit konnte er nicht einschätzen. Sie hatte etwas Bedrohliches, Endgültiges gehabt, das ihm Angst gemacht hatte.

Und der Mann mit blauer Haut... Dieses Bild schmerzte besonders.

Leander hatte Callem versprochen, die Helden von Andor zu vernichten und in seinem Namen Rache zu üben, doch stattdessen hatte er ihnen zum Sieg verholfen. Er hatte es nicht übers Herz gebracht, all die Sklaven zu verdammen und diejenigen zu hintergehen, die sich als seine Freunde bezeichneten. Er hatte Mitleid mit ihnen gehabt. Er hatte Callems Wunsch verraten. Hatte sogar ihren Schwur gebrochen. *Ich schwöre feierlich...* Und er würde es wieder tun! Wie hatte es so weit kommen können?

Callem hätte gesagt, Leander sei schwach geworden, doch er kam sich nicht schwach vor. Er wusste, dass die Helden von Andor hinter ihm standen, er hatte in ihnen Freunde gefunden, auch wenn sie nichts von seiner Verbindung zum Kapitän der Schwarzen Kogge wussten. Er fühlte sich zerrissener, als es der Hautwandler jemals könnte. Drukil wusste nicht, welche Gestalt wirklich seine war, doch Leander wusste nicht einmal, auf welcher Seite er stand. Er konnte sich nicht länger gegen die Helden von Andor stellen, das wusste er. Aber ebensowenig gegen seinen Bruder.

Plötzlich überkam die Erinnerung Leander wie eine Vision. Er hatte am Strand der Insel gespielt, die später Narkon heißen würde, und Muschelschalen gesammelt, als er in der Ferne die Fackeln gesehen hatte. Schon da hatte erkannt, dass etwas nicht stimmte. Sie bekamen nie Besuch, schon gar nicht von so vielen auf einmal. Und warum trugen sie all diese Fackeln bei sich? Er war nach Hause gerannt, so schnell er konnte, doch als er ankam, war aus der elterlichen Hütte ein Scheiterhaufen geworden. Leander würde niemals den Anblick der schwarzen, glühenden Balken vergessen. Bilder, die ihn verfolgten. Und nicht nur Bilder. Da waren die Geräusche von lauten Männerstimmen, vom rauschenden Meer, vom prasselnden Feuer, von gequälten Schreien aus dem Inneren der Hütte, die den Stimmen seiner Eltern in nichts ähnelten. Der Geruch von verbranntem Fleisch, der Geschmack von Asche in der Luft, das Gefühl der Hitze auf seiner Haut und des namenlosen Entsetzens in seinem Inneren. Das Erlebnis hatte sich tief in sein Gedächtnis eingebrannt, auch die zwei Jahrhunderte, die seitdem vergangen waren, hatten nicht das kleinste Detail auslöschen können. Jede Einzelheit war noch immer in seinem Kopf

gefangen, die Erinnerung war deutlicher als alle Bilder der Zukunft, die er in seinen Visionen sah.

Ohne Callem hätte der Mob auch ihn getötet. Plötzlich war er da gewesen, kaum zehn Jahre alt, und hatte Leander an der Hand gegriffen und mit sich gezogen. Als er nicht mehr konnte, hatte Callem ihn weitergeschleift, und schließlich waren sie entkommen. „Wer war das?“, hatte Leander keuchend gefragt. „Wo sind Mama und Papa? Warum haben sie die Hütte angesteckt?“

„Mama und Papa kommen nicht mehr. Wir werden ohne sie auskommen müssen.“

„Aber...“

„Sie hassen uns, Leander! Wir sind anders als sie! Wir haben blaue Haut! Mehr brauchen sie nicht als Grund! Wir müssen hier weg, sonst finden sie uns.“

„Ich will nicht weg! Wir müssen auf Mama und Papa warten, Callem.“

„Ich habe doch gesagt, sie kommen nicht mehr.“ Callem hatte die Hände zu Fäusten geballt und eine einzelne Träne war über seine blaue Wange geflossen. „Ich werde es ihnen allen zeigen. Sie werden bis ans Ende ihrer Tage Fischer bleiben, aber ich werde Kapitän. Ich segle im Auftrag des Meereskönigs umher und zeige ihnen, dass wir besser sind als diese Mörder. Und jetzt komm, Leander.“

Und so waren sie losgezogen. Sie hatten viele Gefahren überstanden. Nun, Callem hatte sie überstanden. Wann immer zu wenig Nahrung da war, hatte Callem erst gegessen, wenn Leander satt war. Wann immer etwas Leander Angst machte, war Callem da gewesen und hatte ihn getröstet. Wann immer Leander etwas angestellt hatte, hatte Callem die Strafe ertragen. Schließlich hatten sie sich an der Küste des Wachsamens Waldes einen Unterstand gebaut, später war eine kleine Hütte daraus geworden. Und dann war Callem losgezogen, war in die Dienste des Meereskönigs Varatan getreten und ein erfolgreicher Kapitän geworden. Seinen Sold hatte er an Leander gesandt. Callem düstete es nie nach Wohlstand, sondern nur nach Ruhm. Und während Leander mit dem Geld seines Bruders Bewahrer vom Baum der Lieder bestach, die ihm Schriftrollen ausliehen, war Callem eines Tages zu dem geworden was er heute war. Als erstes hatte er die Fischersiedlung ausgelöscht, bei der die Hütte ihrer Eltern gestanden hatte. Monster, nannten sie ihn später. Dämon. Pirat. Die letzte Anschuldigung zumindest traf zu, doch für Leander war Callem stets nur der geliebte große Bruder geblieben.

Eines Tages jedoch war er nicht mehr gekommen. Als Strafe für seinen Verrat hatte der Meereskönig Varatan einen Fluch gesprochen. Einen Fluch, der nicht nur Callem und die Besatzung der Schwarzen Kogge traf, sondern eine ganze Insel mit Vergessen strafte. Als Leander endlich herausfand, was geschehen war, richtete sich sein Streben nur noch auf ein Ziel: Varatans Fluch zu brechen, der auf seinem Bruder lastete und der ihn daran hinderte, das abgeschiedene Eiland zu verlassen, das sie einst Heimat genannt hatten. Er hatte unzählige Sprachen gelernt, doch keine hatte ihm helfen können. Schließlich hatte er sein Augenlicht gegen die düstere Gabe der Voraussicht eingetauscht. Doch es sollte noch viele Jahre dauern, bis sein Bruder endlich erlöst wurde.

Das Bild, das Leander in seiner Vision gesehen hatte, zeigte Callem, wie er einen Tarus ohne Hörner tötete. Leander schüttelte traurig den Kopf. Er kannte nur einen einzigen der hünenhaften Ziegenmenschen, der keine Hörner mehr hatte. Während seiner Gefangenschaft in den Händen der Krahder waren Bragor die Hörner abgesägt worden. Im Gegensatz zu seinen drei menschlichen Gefährten hatte er die Zeit in der Winterburg überlebt, bis er

befreit werden konnte. Doch er war innerlich gebrochen. Bragor würde nie mehr der Tarus sein, der er einst war. Auch wenn Leander den alten Bragor nie kennengelernt hatte, so berichteten die Menschen von einem stolzen, abenteuerlustigen Krieger, der an der Seite der Helden von Andor in den Kampf gezogen war. Doch der jetzige Bragor war abgemagert, still und müde. Er aß kaum und sprach nur selten ein Wort. Eara war überzeugt, dass er in seiner Heimat Sturmtal wieder erstarken würde, doch Leander wusste jetzt, dass sie in diesem einen Fall unrecht hatte. Bragor würde in Sturmtal nicht genesen. Er würde dort sterben.

Niedergeschlagen versenkte sich Leander in das Reich seiner Erinnerungen, dem er das Aussehen jener Hütte am Waldrand gegeben hatte, die ihn den Großteil seines Lebens beherbergt hatte. Die vielen Schränke, Schubladen und Kästchen enthielten keine Kräuter oder Schriftrollen mehr, sondern Bilder und Gefühle, die er nicht vergessen wollte. Er besaß kein außergewöhnliches Gedächtnis, er wusste nur, mit dem umzugehen, was er hatte. Er hielt Ordnung in seinem Geist. *Wissen ist Macht.*

Leander fertigte eine Erinnerung seiner jüngsten Vision an, solange sie noch frisch war, und legte sie in einer freien Schublade ab, die sich von den vielen anderen nur durch einen Splitter am Knauf unterschied. Ein Splitter, den Leander so wenig vergessen würde wie irgendeine andere Einzelheit seiner Heimstatt und der die Vision nun für immer in sich eingeprägt hatte.

Anschließend betrachtete Leander die aufgeräumten Schränke. Es war Zeit, seine Vergangenheit nach Hinweisen zu durchforsten. Er zögerte kurz, dann griff er nach einer Schatulle aus Ebenholz und klappte sie auf. Ein Geschenk Callems, eines seiner ersten Beutestücke als Kapitän der Schwarzen Kogge. Fein säuberlich aufgereiht lag auf rotem Samt eine Reihe aus sieben Perlen. Die erste so strahlend weiß, dass sie in den Augen schmerzte, die zweite von silbernem Glanz umwebt, das Perlmutter der dritten aus hellgrauen Wellen gebildet, die vierte dunkelrot schimmernd wie frisch vergossenes Blut, die fünfte wie eine Träne geformt, die sechste gleich einem Regenbogen schillernd und die letzte dunkel wie die Tiefe der See. So lange hatte er nicht mehr an seine Entscheidung gedacht. An sein Verbrechen. Seine Gleichgültigkeit.

Leander überlegte kurz, wo sich welche Erinnerung verbarg, dann berührte er die erste Perle. Die Hütte verschwand und wich der Zeit vor über dreißig Jahren.

Abenddämmerung, Lichttag 42. a.Z.

Taverne Zum Trunkenen Troll, Andor

Leander saß allein in einer Ecke der stickigen Taverne und lauschte angeekelt den derben Trinkliedern des ungebildeten Volks. Heute war Mittsommer, der Lichttag, und die Andori feierten die kürzeste Nacht des Jahres und nahmen bereits Abschied von der Wärme des Sommers, der in ihrer Zeitrechnung morgen erst beginnen würde. Der Pöbel widerte ihn an, aber er konnte nicht alle seine Pläne nur von seiner einsamen Hütte aus verfolgen. Die Befreiung seines Bruders nahte. Diejenigen, die Varatans letzten Erben töten und damit den Fluch schwächen sollten, waren endlich alle geboren. Leanders Aufgabe war es, die Zukunft zu erfüllen, die er sich mühsam aus den Bruchstücken seiner Visionen zusammengebaut hatte. Es gab nicht viel zu tun, nur einige Steine aus dem Weg zu räumen und andere bereitzulegen. Ein winziger Kiesel konnte eine Lawine auslösen.

Jemand zog den Hocker auf der anderen Seite des Tisches zurück und setzte sich. Und da

kommt schon mein Kiesel, dachte er bei sich, während er kurz seine Gabe benutzte, um einen Blick auf einen Bauerntölpel von vielleicht vierzig Sommern, mit schlammbraunem Haar und Bart, naivem Gesicht und langer Nase zu erhaschen.

„Ihr habt mich holen lassen. Woher kennt Ihr mich, Fremder?“, murmelte der andere mit tiefer Stimme, und sein biergetränkter Atem schlug Leander entgegen.

„Seid begrüßt, Auserwählter. Ich beobachte Euch schon seit längerem.“ antwortete Leander leise mit verstellter Stimme.

„Ach ja? Und wer seid Ihr? Zeigt doch wenigstens Euer Gesicht, wenn Ihr mit mir redet!“

Um zu verhindern, dass jemand seine strahlend blaue Hautfarbe bemerkte, hatte er sich seine Kapuze bis unters Kinn gezogen, sehen konnte er ja ohnehin nichts. Viel mehr störten ihn dafür das Fehlen seines leider allzu auffälligen Stabes und vor allem die Handschuhe, die er tragen musste. Ohne seinen Tastsinn fühlte er sich, als sei er zweifach erblindet.

„Die Schergen des Königs machen Jagd auf mich, mein Gesicht zu zeigen wäre zu gefährlich für uns beide. Ihr könnt mich den Schwarzen Priester nennen.“

„König Brandur sucht Euch?“, flüsterte der Bauer entsetzt. „Warum sollte ich überhaupt mit Euch sprechen? Warum sollte ich Euch nicht an ihn verraten?“

„Weil ich weiß wer Ihr seid, Auserwählter. Ich weiß von dem Buch unter Eurem Bett und von dem Mal auf Eurer Schulter. Aber seid unbesorgt, ich bin Euch wohlgesonnen. Auch ich bin ein Anhänger SEINER Macht.“

„Das kann nicht sein. Es gibt keinen mehr außer meiner Familie!“, hauchte der Mann entsetzt.

Leander kicherte leise. „Ja, das dachte ich auch lange Zeit von mir. Doch dann bin ich auf Euch aufmerksam geworden. Es tut mir leid, wenn ich Euch erschreckt habe, Auserwählter, aber ich musste Euch einfach sprechen.“

„Ich heiße Seban! Warum nennt Ihr mich so?“

Leander schmunzelte unter seiner Kapuze über die Leichtgläubigkeit des Mannes. „Ihr meint Auserwählter? Weil ER Euch erwählt hat. Nur Ihr könnt SEINE Aufgabe vollenden. Doch ich muss gestehen, ich bin unsicher, ob Ihr das tatsächlich vermögt.“

„Was für eine Aufgabe?“, hakte Seban skeptisch nach.

„Ich weiß nicht, ob ich es Euch anvertrauen kann. Woher soll ich wissen, ob Ihr wirklich zu IHM betet? Vielleicht habt auch Ihr Euch dem ketzerischen Aberglauben an Mutter Natur angeschlossen? Ihr habt eine schöne Frau und einen reizenden Sohn und doch ziert keinen von ihnen das Mal.“

„Weil ich sie da nicht mit hineinziehen wollte! Dass sie von meinem Glauben wissen, ist schon gefährlich genug.“

„Aber Auserwählter, denkt Ihr wirklich, wenn Brandur von Euch wüsste, würde er diejenigen ohne Mal verschonen? Glaubt Ihr etwa der Propaganda des Lügenkönigs, die ihn als gerechten und großherzigen Mann präsentiert? Es gibt keinen Mittelweg, Auserwählter, entweder Ihr und Eure Familie seid SEINE Anhänger, oder keiner von Euch. Denkt darüber nach, bis wir uns erneut sprechen.“

„Ihr wollt schon gehen?“

„Nein, Ihr solltet gehen. Es ist besser, wenn man uns nicht zu lange miteinander sieht, Auserwählter. Möge das Feuer mit Euch sein.“

„Und mit Euch“, hauchte Seban, ehe er aufstand und seine Schritte zwischen dem Lärm der Feiernden verklangen.

Morgendämmerung, 85. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Als Leander sein Zelt verließ, spürte er sofort, dass etwas nicht stimmte. Ein Gefühl der Niedergeschlagenheit lag in der Luft, das den Andori wie Bleigewichte auf den Schultern lag. Gestern Abend hatte es eine Trauerfeier für die Opfer der Krahder gegeben, doch die war mit der Stimmung, die das Lager nun fesselte, nicht zu vergleichen. Das Gehämmer war verstummt, das normalerweise erscholl, wenn mit Schaufeln und Spitzhacken die natürlichen Barrieren beseitigt wurden, die ihnen das Beben in den Weg gelegt hatte. Die Ochsen schnaubten leiser, selbst das Schnarchen der Schlafenden war gedämpfter als sonst. Der kühle Wind war verschwunden, der sonst zwischen den Zelten hindurchpffiff und den nach Norden ziehenden Andori ins Gesicht biss, dem Verlauf der alten Zwergenstraße folgend und aus Andor nach Süden in die Gluthitze des ehemaligen Landes Krahd zischend.

Und Leander konnte das Wehklagen vernehmen, das aus dem nördlichen Ende des Lagers drang. Es war kein Schreien, Jammern und Weinen, denn es war ein Trauern von Wesen, die mit täglichen Verlusten zu kämpfen hatten, waren Todesfälle im Grauen Gebirge doch an der Tagesordnung. Das, was Leander vernahm, übermittelten ihm nicht nur seine Ohren, viel mehr war es ein unendlich wehmütiges Gefühl des Verlustes, das nur über sanfte Geräusche vermittelt wurde. Es war wie der Gesang von Gläubigen, die von ihren Göttern verlassen worden waren, das melancholische Heulen eines Wolfsrudels, dessen Leitwolf nicht mehr erwachte. Es war die Klage eines Volkes um ihren geliebten Anführer, das Trauern von Agren, die ihren Ältesten verloren hatten.

Leander brauchte kein Seher zu sein, um zu wissen, was geschehen war. Grone war tot. Der alte Agren, der noch wenige Tage zuvor mit Leander über die Zeiten gesprochen hatte, ehe die Krahder auch das Graue Gebirge mit ihrer unheiligen Hexerei verpesteten und Untote Jagd auf die Agren machten, als der letzte Drache Tarok und seine Kreaturen noch die einsamen Berge unsicher gemacht hatten, würde nicht erneut mit Leander sprechen. Seine knorrige Stimme war für immer verstummt. Leander, der selbst schon zwei Jahrhunderte lang im Verborgenen die Welt beeinflusste und beobachtete, die meiste Zeit ohne die Hilfe seiner Augen, war bisher nur selten jemandem begegnet, der noch älter war als er selbst. Grone war schon der Agrenälteste gewesen, als Brandur über das Gebirge flüchtete. Fast drei Jahrhunderte lang hatte er schon auf der Welt gewelt und die Hälfte dieser Zeit sein Volk geleitet, geführt, geschützt. Die Agren wurden bedeutend älter als Menschen, sogar älter als Zwerge, doch auch nach den Maßstäben des Gebirgsvolks hatte Grone außergewöhnlich viele Sommer überlebt. In seinem kleinen Kopf lag mehr Wissen verborgen als auf Dutzenden Schriftrollen des Baumes der Lieder zusammen und dieses Wissen war nun unwiederbringlich verloren. Nicht der Tod des Agren selbst schmerzte Leander, er war alt, seine Zeit schon lange gekommen. Leander hatte ihn gemocht, aber keine Freundschaft mit ihm geschlossen. Was er wirklich bedauerte, waren all die Erfahrungen, all die Erkenntnisse, die nun nicht länger in seiner Reichweite waren. Wie viel hätte er noch von diesem unscheinbaren Alten lernen können, welche Geheimnisse mochte er gehütet haben? Nun würde es niemand mehr erfahren.

Langsam näherte sich Leander der Stelle, von der all das Leid ausging, und nun begriff er endlich, woher diese düstere Stimmung kam, die das gesamte Lager fest in ihrem Griff hatte. Es waren die Agren. Dutzende, Hunderte, Männer, Frauen und Kinder, alle, die sich

zu diesem Zeitpunkt im Lager aufgehalten hatten. Auch wenn er sie nicht sehen konnte, so spürte er doch, dass kein einziger fehlte, abgesehen von dem einen, der in Zukunft für immer fehlen würde. Und all diese Agren summten eine schwermütige, langsame Melodie, die dafür sorgte, dass alle anderen Geräusche in den Hintergrund traten, die von solcher Kraft war, dass selbst die Natur innehielt und lauschte. Es war diese wortlose Klage, die das ganze Lager in tiefer Trauer ertränkte und die auch Leander ergriffen hatte. Auch Menschen und Zwerge hatten sich versammelt, um ihr Beileid zu bekunden, ohne zu erkennen, dass die Agren kein Beileid wollten, dass der Tod in ihrer rauen Welt ganz natürlich war und dass sie nicht nur um Grone selbst trauerten, sondern auch um das Ende einer Ära. Grone hatte sie beschützt und sie versorgt; wer wusste schon, wie es in Zukunft mit ihnen weitergehen würde?

Nach einer Weile setzten sie sich in Bewegung. Leander bemerkte, wie die Agren sich in einer Prozession gen Süden wandten, noch immer diese Melodie voller Harmonie und Verzweiflung summend, und alle anderen folgten schweigend. Langsam schlängelten die Agren sich durch das Lager, während nun auch die letzten Schlafmützen verwundert aus ihren Zelten krochen, zwar um Stille bemüht, doch Leander vernahm sie trotzdem. Die Agren verstummten erst, nachdem sie das Lager verlassen hatten.

Der Tag begann sich zu regen, die Welt wurde wieder lauter und auch der Wind kehrte zurück. Die Menschen und Zwerge kehrten zurück zu ihren Aufgaben, und bald darauf hörte Leander wieder, wie die Steine auf der alten Straße mühsam beiseite geschafft wurden. Und er vernahm eine vertraute Stimme. Chada unterhielt sich mit jemandem, einer alten Frau, der Stimme nach zu urteilen. Die Worte waren noch unverständlich, also trat Leander leise näher.

„... halte es für falsch, euch all diese Vorräte zu geben!“, sprach die alte Frau gerade und anhand der Melodie in ihrer Stimme erkannte Leander, dass es sich um ein Agrenweib handelte.

„Bitte, Rhona!“, antwortete Chada und Leander bemerkte eine leise Panik in ihrer Stimme. „Du kannst uns nicht einfach dem Untergang überlassen, wir sind auf die Vorräte der Agren angewiesen.“

„Wir Agren sind ebenfalls auf unsere Vorräte angewiesen. Ich bin die neue Älteste und als solche bin ich verpflichtet, zuerst an mein Volk zu denken.“ Ihre Worte kamen schnell und unfreundlich, sie schien das genaue Gegenstück zum bedächtigen Grone darzustellen.

„Aber..“, setzte Chada an, doch die Agrenälteste ließ sie gar nicht zu Wort kommen.

„Ich bin euch dankbar, dass die Krahder besiegt sind, und ich bin euch auch dankbar, dass der Bär mich aus der Winterburg befreit hat, aber mit dem Versprechen, das Grone euch gab, hat er die Agren zum Hungern verurteilt.“

„Aber du verurteilst uns zum Tode! Wie sollen wir ohne ...“

„Ich habe nicht gesagt, dass ich euch die Vorräte nicht überlasse. Ich halte es für falsch, aber Grone hat im Namen der Agren ein Versprechen gegeben und ich habe nicht vor, es zu brechen.“

Leander hörte die grenzenlose Erleichterung in Chadas Stimme als sie sagte: „Vielen Dank! Du rettetest uns allen ...“

„Danke nicht mir, ich sagte doch bereits, dass ich es für falsch halte. Und außerdem sind die Vorräte von mir nur bereitgestellt, gesammelt hat mein Volk sie gemeinsam und in großer Anstrengung.“

„Die wir natürlich zu würdigen wissen!“, erwiderte Chada sofort. „Ich weiß, dass es ein großes Opfer für euch darstellt, insbesondere jetzt, nachdem Grone gestorben ist und die Zukunft im Dunkeln liegt. Sein Tod stimmt mich sehr traurig!“

„Weil du es jetzt stattdessen mit mir zu tun hast?“

„Nein, natürlich nicht. Aber er hat mir viel bedeutet.“ Leander erkannte, dass sie es tatsächlich so meinte, dass sie wirklich um ihn trauerte, und er fragte sich, weshalb. So gut hatte sie ihn auch nicht gekannt, nur ab und zu ein paar Worte mit ihm gewechselt. Wenn man schon trauerte, dann höchstens um gute Freunde. Alle anderen könnten ihr gleichgültig sein, aber nein, natürlich stellte selbst der Tod eines alten Agren für sie einen gewaltigen Verlust dar. *Wie kann sie so nur leben?*, fragte sich Leander.

„Er hat uns allen viel bedeutet“, sprach Rhona etwas versöhnlicher. „Alle Agren werden ihn vermissen. Ich hoffe, du verstehst, dass du deswegen nicht am Totenmahl teilnehmen kannst.“

„Vielleicht kann ich sein Grab anschließend besuchen?“, fragte Chada vorsichtig.

„Wir schließen unsere Toten nicht in Erde und Fels ein, sodass ihre Seelen für immer gefangen sind. Wir geben jedem Agren, dem der Verstorbene etwas bedeutete, einen Teil des Totenmahls ab. Die Gebeine und die übrigen Reste werden anschließend der Natur überlassen, damit ...“

Nun war es an Chada, die Alte zu unterbrechen. „Warte, willst du damit etwa sagen, dass ihr eure Toten ... aufesst?“

Es gelang ihr nicht ganz, den Abscheu in ihrer Stimme als Erstaunen zu kaschieren, doch Rhona tat taktvollerweise so, als fiel ihr nichts auf. „Nur so kann der Verlorene in seinem Volk weiterleben, auf dass seine Seele eines Tages in einem anderen Agren wiedergeboren werde. Das ist eine uralte Tradition.“ Eine Tradition, die vermutlich entstanden war, weil es Verschwendung wäre, gutes Fleisch einfach zu vergraben, vermutete Leander. Die Flora und Fauna des Gebirges war schon karg genug. Chada fand keine passende Erwiderung, das hörte Leander ihr an, als sie schließlich rasch das Thema wechselte.

„Grone erwähnte vor seinem Tod eine Prophezeiung. Er fragte mich, ob wir das Ende der Sklavenschinder verbrannt hätten und...“

„Was? Der alte Narr! Hat er sie vorgetragen?“

Chada klang überrascht ob der harschen Erwiderung Rhonas, als sie nach kurzem Zögern antwortete: „Wir wurden unterbrochen ...“

„Gut! Diese Prophezeiung ist nur für diejenigen bestimmt, die tatsächlich das Ende der Sklavenschinder verbrannten, und für mich klingt das eher danach, als wäre die Prophezeiung nicht für euch, sondern höchstens für jene, die euch verbrennen.“

Chada schien verwirrt, doch Leander verstand. Die Helden von Andor waren das Ende der Sklavenschinder und wenn man sie verbrannte ... Leander jedenfalls hatte nicht vor, verbrannt zu werden. Doch schon stieg vor seinem inneren Auge das ungebetene Bild des brennenden Baumes der Lieder auf, das er heute Nacht gesehen hatte. Würde er mit ihm verbrennen? Würde er zu Asche vergehen, so wie die vielen Schriften, die darin lagerten? So wie seine Eltern an jenem schicksalhaften Tag vor über zweihundert Jahren?

„Grone wollte mir die Prophezeiung nennen. Welchen Schaden kann es schon anrichten, wenn ...“

Erneut wurde Chada von der Agrenältesten unterbrochen. „Du hast keine Ahnung, welchen Schaden eine Prophezeiung in den falschen Ohren anrichten kann. Frag deinen Freund hinter dir, der kann es dir sicher erklären!“

Leander zuckte unmerklich zusammen. Er hatte nicht angenommen, bemerkt worden zu sein. Dank seiner guten Ohren hatte er dem Gespräch auch aus einigem Abstand folgen können und keine der beiden hatte irgendwie auf seine Anwesenheit reagiert. Tatsächlich hörte er, wie Chada sich jetzt umdrehte. Er konnte sich das Erstaunen auf ihrem Gesicht gut ausmalen, doch falls er sie überrascht hatte, gab sie mit keinem Laut zu erkennen.

„Sie hat recht!“, sagte er schließlich. „Es gab schon Leute, die Schreckliches verursacht haben, in dem Versuch, eine Prophezeiung zu verhindern oder zu erfüllen, die nicht für ihre Ohren bestimmt war. Mit der Zukunft ist nicht zu spaßen.“

Vielleicht war Chada ungehalten, dass ausgerechnet einer ihrer Gefährten sich in diesem Streit gegen sie stellte, doch eine Prophezeiung, die nicht für einen selbst bestimmt war, bekam man besser gar nicht zu hören. Und Chada war klug genug, ihm nicht zu widersprechen. Stattdessen bat sie Rhona: „Dann befrage wenigstens das Orakel der Geister, ob die Prophezeiung wirklich nicht für uns bestimmt ...“

Schon wieder wurde sie unterbrochen. Rhona legte scheinbar keinen Wert auf Höflichkeiten. „Woher weißt du vom Orakel der Geister?“ Doch sie schien keine Antwort zu erwarten, denn sie fuhr sogleich fort: „Grone hätte dir niemals davon erzählen dürfen! Das ist eines der bestgehütetsten Geheimnisse unseres Volkes! Kein Wort sage ich mehr dazu. Das Gespräch ist hiermit beendet, danke für die Anteilnahme.“

Erst als Leander bemerkte, dass die sich entfernende Person keine Schuhe trug, begriff er, dass die neue Agrenälteste in einer Zeitspanne außer Hörweite gelangte, in der Grone nicht einmal auf die Beine gekommen wäre. Kaum etwas vermochte die Neugierde besser zu wecken als die Erwähnung von Geheimnissen.

„Danke für die Vorräte!“, murmelte Chada ihr zu leise hinterher, als dass Rhona es hätte hören können. Leander bezweifelte, dass der Agrenältesten an Dank gelegen war, doch letztlich kümmerte es ihn nicht. „Chada!“, sagte er eindringlich, „Ruf die anderen zusammen! Ich hatte eine Vision.“

Sonnenhoch, 85. Frühjahrstag 76 a.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Leander liebte die Stille. Die vollkommene Ruhe, in der es nichts gab außer den eigenen Gedanken; in der man sich ganz in sich selbst zurückziehen konnte um den einzigen Geräuschen zu lauschen, die man nicht ausschließen konnte: der Musik des eigenen Körpers. Dem rhythmischen Schlagen des Herzens, dem Rauschen der Luft in seinen Lungen und des Blutes in seinen Adern, dem Gluckern der unzähligen Organe und Säfte, die sich in seinem Körper befanden. Er liebte es, wenn jedes der Instrumente des Körpers, jeder noch so kleine Ton, zu gewaltigen Ausmaßen answoll. Aber er hasste die unvollkommene Ruhe, wenn es nur noch ein kleiner Schritt zur wirklichen Stille war, der umso lästiger war, weil man genau wusste, dass dieser Schritt einerseits winzig klein und andererseits unüberwindbar groß war. Wenn kleine Geräusche aus der Außenwelt ihn von der Selbstversenkung abhielten. Eine solche Stille herrschte jetzt um ihn herum, jetzt, nachdem er seine Worte ausgesprochen und die Bilder, die er in der Nacht zuvor gesehen hatte, auch in die Köpfe der anderen Helden von Andor gepflanzt hatte.

Nachdem Chada sie alle zusammengerufen hatte, hatte sie selbst zuerst berichtet, von ihren Gesprächen mit Grone und Rhona. Noch war die Stimmung gut gewesen, schließlich hatten die Andori den Schutthaufen endlich beseitigt und die trauernden Agren

zurückgelassen. Es ging wieder vorwärts, da konnten auch beunruhigende Worte über eine seltsame Prophezeiung die Stimmung nicht trüben. Leanders Vision dagegen konnte das durchaus. Die Bilder, die er gesehen hatte, beunruhigten die anderen, und das zurecht. Dabei hatte er seinen Bruder Callem ebenso wenig erwähnt wie die mysteriöse Dunkelheit, die ihn immer wieder heimgesucht hatte. Das war auch nicht nötig gewesen, schon jetzt konnte er ihre Sorgen förmlich fühlen. All die plagenden kleinen Gedanken der Helden von Andor, die den unzähligen Gefahren in der Hoffnung getrotzt hatten, nun endlich etwas Frieden zu finden.

Chada, die entschlossene Bogenschützin, die erst vor wenigen Monden von ihrem königlichen Blut erfahren hatte, sah es als ihre Pflicht, endlich Königin Andors zu werden, so wenig ihr dieser Gedanke auch behagte.

Thorn, der Krieger, der stets eine Müdigkeit in der Stimme trug, suchte nach Frieden in der Pferdezucht. Leander nahm eine gewisse Verstimmung zwischen den beiden wahr, doch auch ohne seine Gabe wusste er, dass sie nicht lange andauern würde.

Dann war da noch Fürst Kram, der Großherzige, der vom einfachen Schildzwerg aus den Tiefminen zum Fürsten von Cavern aufgestiegen war. Jetzt, wo alle vier Schilde aus alter Zeit in Sicherheit waren, wollte er endlich die Schildzwerg vereinen und seinem unterirdischen Reich Stabilität bringen.

Drukil, der Hautwandler, wollte den Menschen in sich verschwinden lassen und als Bär durch die Wälder ziehen, ebenso wie der alte Wolfskrieger Orfen durchs Gebirge.

Nur bei Eara war Leander sich nicht sicher, was sie wirklich wollte. Sie war ebenso scharfsinnig wie mächtig, doch zugleich kalt wie das ewige Eis ihrer Heimat. Früher, ehe sie sich der Dunklen Magie verschrieben hatte, war sie nur schwer aus der Ruhe zu bringen gewesen, so hatte er gehört. Heute war es ganz und gar unmöglich. Keinerlei Gefühlsregung ließ sich ihren Worten oder ihrer Stimme ablesen, und sie umgab sich mit einer Aura der Furcht, die nicht ihre Taten errichtet hatten, sondern ihre bloße Anwesenheit. Doch auch ihr lagen die Schicksale der vielen Andori gewiss am Herzen. Und so schwiegen sie alle, während sie nach einer harmlosen Begründung für seine Vision suchten.

Schließlich wurde ihr Schweigen vom Ruckeln des Wagens unterbrochen. Von vorne hörte Leander die Stimme des Ochsentreibers, der versuchte, die Tiere unter Kontrolle zu halten. Earas Gegenwart machte sie immer nervös. Damit war der Bann gebrochen. Chada, Fürst Kram und Drukil fingen gleichzeitig an zu sprechen und hielten dann kurz inne, um den jeweils anderen die erste Frage zu überlassen. Schließlich war es Drukil, der zuerst etwas hinterfragte: „Sind diese ... Drachen nicht alle tot? Aber deine Traumbilder zeigen die Zukunft. War es wirklich ein Drache?“

Kurz musste Leander schmunzeln. Drukils Sätze hatten selten mehr als zehn Worte. „Ich erkenne einen Drachen, wenn ich einen sehe, Drukil. Doch um dich zu beruhigen: Ich kann nicht sagen, ob dieser Drache überhaupt am Leben war. Die Augen waren geschlossen und er regte sich nicht. Ich habe keine Verletzungen erkannt, doch da er eingerollt war, muss das nichts heißen.“

„Beschreibe den Drachen. Wie groß war er?“, fragte Fürst Kram besorgt. Die Zwerge waren Erzfeinde der Drachen, seit vor vielen Jahrhunderten das Bündnis der beiden Völker zerbrochen war.

„Das vermag ich nicht zu sagen, es fehlte der Vergleich. Seine Schuppen waren grau und rissig.“

Earas kalte Stimme erklang. Wie üblich war es unmöglich, irgendeine Gefühlslage

herauszuhören, doch Leander hätte wetten können, dass sie irgendwo tief in sich erleichtert war, als sie sagte: „Es heißt, viele der alten Drachen seien versteinert. Wäre es möglich, dass der Drache aus deiner Vision zu ihnen gehört?“

„Ja“, antwortete er zögernd, „das war auch mein Gedanke...“

„Der Saal“, warf Kram ein. „War er von Zwergenhand?“

„Ich weiß nicht. Er war riesig und wurde nur von einem schwachen blauen Licht ohne sichtbare Quelle erhellt. Es war ziemlich dunkel.“ Kaum hatte Leander die Worte ausgesprochen, bereute er es schon wieder. Sofort erschien in seinem Geist die ungebetene Erinnerung an diese seltsame, furchteinflößende Dunkelheit. Doch davon würde er den anderen Helden nichts erzählen. Also fragte er bloß noch unschuldig: „Was wisst ihr über diesen Schwarzen Herold? Mir wurde nur gesagt, dass er schon lange gegen euch kämpft.“

Diesmal antwortete Orfen: „Vor vielen Jahren zog er durch Andor, ein Krieger in dunkler Rüstung, von seltsamer Magie durchdrungen.“

„Der Krieger oder die Rüstung?“, hakte Leander nach.

Orfen lachte rau und Leander war überrascht, dass er nach seiner Zeit in der Winterburg und den Schrecken, die vielleicht doch noch bevorstanden, dazu noch in der Lage war.

„Wenn wir das wüssten. Jedenfalls bereitete er damals die Ankunft von Tarok vor, dem letzten Drachen. Er schien ihm zu gehorchen, doch ich selbst habe ihn schließlich besiegt, ihm mein Schwert durch die Rüstung gestoßen und gedacht: So, den sind wir los! Aber im Gegenteil, stattdessen kam er zurück, wieder und wieder.“

„Er half jedem Gegner, mit dem wir es zu tun hatten“, ergänzte Eara. „Wir wissen nicht, was seine Motive sind, wissen nicht, woher er kommt, wissen nicht, warum er nach seinem Tod nicht einfach tot blieb. In Hadria nennen wir solche wie ihn *Svratarr*, verlorene Seelen. Nach allem was wir wissen, handelt es sich bei ihm um ein Gespenst. Doch letztendlich spielt es keine Rolle mehr. Wir wissen, dass er uns hasst, und das genügt.“

Nun ergriff erneut Orfen das Wort: „Seit seiner Rückkehr hat er sich nicht mehr alleine gegen uns gestellt, sondern nur unsere anderen Feinde unterstützt. Doch jetzt sind all unsere Feinde geschlagen. Ich wüsste nicht, was er noch tun will.“

„Woher willst du das wissen, Orfen?“, fragte Leander. „Dachtet ihr nicht schon oft, all eure Feinde seien besiegt? Bisher habt ihr euch immer getäuscht. Ich weiß nicht, welche, doch ich bin mir sicher, der Schwarze Herold spielt noch eine Rolle in dem, was kommt. Alleine oder mit anderen eurer Feinde.“

Kaum hatte er das gesagt, musste Leander an seinen Bruder denken. Die Helden hatten die Schwarze Kogge zerstört, zweifelsohne dachten sie, alle an Bord, die nicht ihren Waffen zum Opfer gefallen waren, seien ertrunken. Doch Callem lebte und einige andere ebenso. War er verpflichtet, es den Helden mitzuteilen? Sie würden fragen, woher Leander davon wusste. Sie würden bemerken, dass sie nur genau zwei Personen mit blauer Haut kannten. All das nur für einen Verdacht? Es war keineswegs sicher, dass es tatsächlich Callem war, den der Herold unterstützen würde. Vielleicht lauerte eine weitere, noch unbekannte Bedrohung in den Schatten, die er nicht kommen sah? Er versuchte, den Gedanken, dass er seinen Bruder wohl kaum ohne Grund gesehen hatte, nicht zu Ende zu denken. Stattdessen ließ er sich von Thorns besorgter Frage ablenken: „Was meinst du damit, was noch kommt? Vielleicht vergeht noch viel Zeit bis dahin?“

„Das weiß ich nicht. Aber es war alles sehr...“ Beinahe hätte er düster gesagt, doch schon kam ihm erneut die Erinnerung an die unheilvolle Dunkelheit. „... sehr bedrohlich. Ich weiß nicht wann meine Visionen eintreffen werden, doch wir sollten bereit sein. Irgendjemand

wünscht euch ein unschönes Ende...“

Womit zumindest sein innerer Zwiespalt beendet wäre. Vielleicht würde das Schicksal vollenden, was er nicht vermocht hatte. Einst hatte er die Helden von Andor verraten, töten, sich im Namen Callems rächen wollen. Es hätte so viele Möglichkeiten gegeben und Leander hatte keine einzige ergriffen. Er hatte sich gesagt, dass er bis Krahd warten würde, um neben dem Sieg über die Helden auch noch das Wissen der Krahder zu erhalten. Doch in Krahd angekommen, hatte er sie nicht mehr verraten können. Er hatte sich anders entschieden, er hatte seinen Bruder hintergangen anstatt die Helden von Andor. Häufig waren es nur kleine Entscheidungen, die die Zukunft beeinflussten.

„Geschehen die Ereignisse in der Reihenfolge, in der du deine Visionen siehst?“, riss Thorn ihn aus seinen Gedanken. „Oder ist die Reihenfolge, in der sie ablaufen, zufällig?“

Leander lächelte. „Die Reihenfolge der Ereignisse ist nicht zufällig, die Reihenfolge der Visionen dagegen schon – zumindest habe ich bisher kein Muster erkennen können. Häufig handelt es sich jedoch nicht um bestimmte Zeitpunkte, die ich sehe, sondern um Orte und Personen, die von großer Bedeutung sind. Die Schwierigkeit ist, die Bilder richtig zu deuten und sich so auf die Zukunft vorzubereiten.“

„Wenn du sagst vorzubereiten“, sagte Chada leise und Furcht schimmerte in ihrer Stimme, „heißt das, die Ereignisse geschehen auf jeden Fall? Unabwendbar?“

Leander wusste, dass sie an den brennenden Baum dachte. „Jede Vision tritt ein, früher oder später. Doch es ist möglich, sie nach selbstgewählten Bedingungen eintreffen zu lassen.“

„Aber es ist vollkommen unmöglich, das Gesehene abzuwenden?“, rief Chada entsetzt.

„Ja. Ich hatte noch nie Visionen, deren Eintreffen ich verhindern konnte. Häufig muss man die Bilder symbolisch sehen. Sie zeigen nicht, was tatsächlich geschieht, sondern müssen interpretiert werden. Und bei diesen Interpretationen können natürlich Fehler unterlaufen. Doch ich habe noch nie von einer Vision oder Prophezeiung gehört, die verhindert werden konnte. Es sei denn, ihr zählt die Geschichte von Solantis.“

„Solantis?“, fragte Thorn irritiert. „Das sagt mir nichts. Aber wenn berichtet wird, dass eine Vision nicht eintraf, dann ...“ Er beendete seinen Satz nicht.

„Die Mär von Solantis ist wohl kaum als zuverlässige Quelle anzusehen. Eine dumme Geschichte, mehr nicht.“

„Erzähle sie uns trotzdem!“, forderte Chada hoffnungsvoll.

Leander schüttelte seufzend den Kopf. *„Angeblich war der erste Höhepunkt menschlicher Zivilisation eine Stadt namens Solantis, die voller ungeahnter Reichtümer steckte und im Zuge einer großen Katastrophe im Meer versank, und hartnäckig hält sich das Gerücht, einige Seefahrer seien im Stürmischen Ozean bei der Himmelssäule auf versunkene Ruinen gestoßen. Wenn dies der Wahrheit entspricht, fällt ihr Untergang womöglich mit dem Seebeben zusammen, das unsere Geologen auf das Jahr 2800 vor der Offenbarung des Propheten Reschael schätzen. Da uns keine sonstigen Überlieferungen vorliegen, könnte Solantis jedoch ebenso gut Seemannsgarn sein“*, zitierte Leander aus dem Kopf. „Eine kleine Fußnote am Rand einer Schriftrolle der Bewahrer und der einzige Grund, weshalb ich die Geschichte überhaupt noch nicht vergessen habe. Nach unserem heutigen Kalender war dieses Beben weit über 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung und was diese Himmelssäule sein soll weiß niemand, den ich kenne. Und darauf wollt ihr eure Hoffnungen setzen, dass sich meine Bilder abwenden lassen?“

„Es wäre närrisch, auf diese Geschichte zu hoffen“, meldete sich Eara kühl zu Wort.

„Doch ebenso närrisch wäre es, auf möglicherweise wichtige Informationen zu verzichten, nur weil sie uns abwegig erscheinen. Wie geht diese Geschichte?“

Leander senkte schicksalsergeben den Kopf. „Wie ihr meint“, gab er nach. „Dann hört die Sage von Solantis, wie ich sie vor vielen Jahren von einem Geschichtenerzähler Werftheims erlauschte.“

Leander betrat die Hütte seiner Erinnerungen, öffnete das Gewürzschrankchen neben der Kochstelle und berührte das Fach, das einst ein Fläschchen Honig beinhaltet hatte. Die goldene Stimme des Alten erfüllten seine Gedanken für wenige Herzschläge, dann setzte Leander an: *„Es war einmal, vor vielen Jahren, Solantis, die Gleißende, die strahlende Stadt. Perle des Ozeans, Hort der Wunder, Wohnsitz der Götter, Stadt der Seher, lang verwelkte Blüte menschlicher Kultur. Solantis lag auf einer üppigen Insel im weiten Meer, umgeben vom Brausen des Ozeans. Die Straßen waren mit Gold gepflastert, die Paläste aus feinstem Silber erbaut, die Dächer bestanden aus reinem Diamant und in den Straßen blühten Blumen aus leuchtendem Glas. Auf jedem Platz stand ein prachtvoller Tempel, in dem die Priester sich mit ihren erhabenen Göttern berieten, denen die Gleißende ihren Wohlstand zu verdanken hatte und mit deren Hilfe die Solanter das Größte errichtet hatten, was je von Menschenhand erbaut werden sollte. Die Einwohner von Solantis waren schön, weise und lebten in unermesslichen Reichtum, den sie großmütig mit den umliegenden Völkern teilten. Sie waren stolz, doch nicht hochmütig.“*

Leander unterbrach sich. „Ihr wisst ja, wie das ist. Wenn nur genug Zeit vergeht, wird in den Geschichten aus jedem verschollenen Kupferstück ein gewaltiger Schatz, aus jedem Duell eine Schlacht und aus jeder zerstörten Hütte ein Palast.“

Er wartete auf eine Antwort, doch die anderen schwiegen und so fuhr Leander schließlich fort: *„Die Götter hatten die Solanter mit dem zweiten Gesicht reich beschenkt. Unzählige Seher lebten in der strahlenden Stadt und stellten ihre Fähigkeiten in den Dienst des ewigen Königs Myranon, welcher gerecht über Solantis herrschte und selbst ein mächtiger Seher und Zauberer war. Die Seher wussten, dass ihre Visionen nicht verhindert werden konnten, oft genug hatten sie sich darum bemüht. Doch sie konnten ihr Wissen nutzen, um jede Katastrophe zu bewältigen, jedes Problem zu lösen und jedes Unrecht sofort zu sühnen.“* Leander legte eine vielsagende Pause ein, doch noch immer sagte keiner der anderen Helden etwas.

„Eines Tages jedoch sahen die Seher eine schreckliche Seuche, die Solantis heimsuchen würde. Sie sahen das Wasser in den Brunnen verfaulen, das Vieh darben, die Bevölkerung elendig zugrunde gehen. Myranon tat alles, um mehr darüber herauszufinden und die Schäden so gering wie möglich zu halten, doch je mehr er sah, desto größer ward seine Verzweiflung. Er sah, wie immer mehr seines Volkes an der Seuche sterben würden, wie die kalte Hand des Todes in Solantis um sich greifen und die Pracht zerstören würde. Er sah Väter, ihre Söhne begrabend, Frauen, die ihre Säuglinge von den Klippen warfen, um ihnen das Leid der Krankheit zu ersparen. Kurz: er sah Solantis sterben. Alle Seher der Stadt suchten nach einem Heilmittel, noch ehe die Krankheit überhaupt ausgebrochen war, schickten ihre Träume in fremde Reiche und ihre Entdecker auf waghalsige Reisen, doch niemand konnte Erfolge vorweisen. Die Priester flehten zu ihren Göttern, doch selbst diese wussten keinen Rat und konnten keine Hoffnung bringen. Die Bevölkerung floh aus Solantis, die Stadt verwaiste mehr und mehr, und der Tag der Seuche rückte immer näher. Da hörte Myranon die Prophezeiung, ausgerechnet im Herzen von Solantis, im höchsten Heiligtum, verberge sich eine Kur gegen jedes Leiden. Er hörte, er werde diese Heilung

finden und die Seuche besiegen. Er hörte, Solantis werde gereinigt, und er dankte den Göttern. Doch da traten die Götter zu ihm und verboten ihm, diesen Weg zu beschreiten. Sie untersagten die einzige Möglichkeit, die Seuche zu bezwingen, und Myranons Herz ward dunkel von Trauer. Er wollte sich nicht gegen seine Götter wenden, denen Solantis doch alles verdankte, doch er konnte nicht zusehen, wie seine Stadt durch seine Untätigkeit vernichtet wurde. Und er ahnte, dass die Prophezeiung nicht aufzuhalten wäre, ebenso wenig wie alle anderen zuvor. Also schmiedete er Pläne, um ins Heiligtum einzudringen. Wenn die Seuche ausbrach, dann wollte er sie baldestmöglich beenden können. Doch die Götter wussten um seine Absicht, und auch sie wurden von Trauer erfüllt. Myranon durfte das Heiligtum nicht betreten und so strafte sie den ewigen König für seine Hybris. Sie ließen Flammen vom Himmel regnen und die Erde erbeben, die ganze Insel ächzte und versank dann in den eisigen Tiefen des Meeres. Jedes lebende Wesen in Solantis fand an jenem Tag den Tod, und die Götter weinten heiße Tränen über den Verlust ihrer größten Schöpfung und das Verhängnis, das sie ihren Gläubigen hatten bringen müssen. Über Solantis errichteten sie die Himmelssäule als Mahnmal, um andere vom gleichen Fehler abzuhalten, und verließen den Ort ihres schrecklichen Opfers. Doch es heißt, dass zweimal im Jahrtausend, wenn die Himmelssäule an Größe gewinnt, die Glocken in der Tiefe läuten und Solantis für eine Stunde aus den Fluten auftaucht. Und wer reinen Herzens ist, kann die strahlende Stadt betreten, den Gesängen der Geister lauschen. Und wenn er den Göttern sein Blut opfert, so werden die Toten erlöst, und er selbst kann die Schätze von Solantis bergen.“

Die übrigen Helden benötigten einige Herzschräge, um zu begreifen, dass Leanders Geschichte beendet war. „Und die Traumbilder, die nicht passieren?“, fragte Drukil schließlich. „Du hast gesagt, die Seher konnten nichts verhindern.“

„Der Geschichte nach versank Solantis im Meer, noch ehe die Seuche ausbrach oder Myranon das Heilmittel fand“, erklärte Leander. „Hunderte Seher haben die Krankheit gesehen, und alle haben sich geirrt. Doch woran das lag, kann ich nicht sagen – abgesehen davon natürlich, dass der Großteil der Sage mit Sicherheit hinzugedichtet wurde und es wahrscheinlich gar nicht stimmt, dass auch nur ein Seher sich irrte. Vermutlich hat es weder Myranon noch Solantis je gegeben.“

Plötzlich ertönte ein Horn. Leander hörte, wie Thorn aufsprang und sich etwas stieß, vermutlich den Kopf. „Das war das Alarmhorn!“, rief Chada. „Wir werden von den Kreaturen angegriffen. Am helllichten Tag!“ Sofort riefen die anderen Helden durcheinander und verließen in kürzester Zeit den Wagen. Nur Leander blieb sitzen. Er griff seinen Stab fester und versuchte, sein inneres Auge auf die Ereignisse um sich herum zu fokussieren. Erst war es etwas unscharf, dann erkannte er mehr.

... eine kleine Schar Wargors, nur ein Dutzend, die auf eine Reihe brauner Wagen zustürmt...

Die dunklen Kreaturen der Tiefe waren reptilienartige Wesen ohne hochentwickelte Kultur, welche aber die Gemeine Sprache zumindest rudimentär verstehen und gebrauchen konnten. Als die Drachen noch nicht ausgerottet waren, hatten die Kreaturen ihnen gedient, seit Taroks Tod trieb nur noch der Hunger nach Fleisch sie an.

Wargors waren die schnelleren und stachligeren Verwandten der Gors aus dem Norden. Beide Arten hatten rötliche Schuppen und riesige Hornklauen anstelle von Vorderbeinen,

doch während die Wargors sich wie große Echsen bewegten, vergleichbar mit den seltenen schwarzen Wardraks, gingen die gewöhnlichen Gors in gebeugter Haltung auf ihren Hinterbeinen und konnten so fast die Größe von Zwergen erreichen.

Dazu noch einige der wesentlich intelligenteren und stärkeren Skrale... Leander war erleichtert, dass er zumindest keine Trolle gesehen hatte. Vermutlich würde dieser Angriff schnell abgewehrt werden. Doch ein „vermutlich“ reichte ihm nicht.

... ein Kampf, Blut, tote Kreaturen, verwundete Menschen, doch keine Leichen...

... Wargors, die panisch flüchtend zwischen hohen Bergen verschwinden...

Dieser Kampf würde ein gutes Ende nehmen. Aber was brachte die Zukunft?

... ein Tross aus Wagen, der in den ersten Herbsttagen in ein friedliches, sonnenbeschienenes Grasland eintrifft...

... eine Feier am Baum der Lieder, Bewahrer, ihre lang vermissten Freunde willkommen heißend ...

... Dunkelheit...

Nein! Nicht schon wieder! Nicht schon wieder diese Dunkelheit! Doch es war zu spät, die Vision hatte bereits ein unaufhaltsames Eigenleben entwickelt.

... ein edler Dolch, eine gewundene, goldene Schlange mit Rubinaugen als Knauf, von seiner Klinge tropfendes Blut...

... Zwerge in silbernen Rüstungen, gegen Meereskreaturen kämpfend...

... Dunkelheit...

... ein schlanker Mann, die grauen Augen im schmalen Gesicht listig funkelnd...

... ein kleiner Gegenstand, silbern glänzend, zwischen schaumbedeckten Wellen versinkend...

... Dunkelheit...

... ein im Schnee kauern des Mädchen in brauner Kutte, ihr Haar fast so golden wie ihre Augen...

... ein steinerner Boden, von bedrohlichen Rissen durchzogen...

... Dunkelheit...



c – Fell oder Haut

Später Nachmittag, 14. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Der Jubel um sie herum war unbeschreiblich. Die Luft zitterte vor freudiger Erregung und der Wald bebte erwartungsvoll. Ein Gefühl des Triumphes lag in der Luft, das alle Anwesenden mit reiner Freude erfüllte. Doch das meiste Glück verspürten sicherlich jene, die nun endlich ihre Freunde, ihre Verwandten in die Arme schließen konnten. Mütter umarmten ihre Söhne, Töchter ihre Väter, Brüder ihre Schwestern und Freunde einander. Die Melodie des Waldes war von Euphorie durchtränkt, doch in dieser Harmonie des Erfolgs mischten sich immer wieder die traurigen Klänge jener Menschen, die erfuhren, dass ihre Angehörigen nicht zu ihnen zurückkehren würden, dass sie für immer im Grauen Gebirge geblieben waren.

Auch Drukil spürte diese bittersüße Erregung um sich herum. Er hatte keine Angehörigen, kannte niemanden, den er aus den Fängen der hexenden Riesen befreit hatte. Freundschaft hatte er höchstens mit den Helden von Andor geschlossen, doch selbst von denen waren einige nicht zurückgekehrt. Darh war für Drukil stets etwas unheimlich gewesen, doch mit Forn, dem Halbskral, hatte er sich verstanden. Niemand hatte besser nachvollziehen können, wie es war, von seiner Natur her zweigeteilt zu sein.

Drukil freute sich mit den Menschen um ihn herum, doch zugleich spürte er auch die Regung des Bären in sich. Der Bär mochte keine großen Menschenmengen, er mochte den lauten Jubel nicht, er wollte sich zurückziehen in den Wald um sich herum. *Bald!*, versprach Drukil dem Bären. Noch wenige Tage, dann war seine Aufgabe hier erfüllt.

Die Zwerge unter Fürst Kram waren bereits in ihre Heimat unter den Bergen zurückgekehrt, hatten die Schar verlassen, kaum, dass sie alle das Gebirge hinter sich gelassen hatten. Kurz darauf waren auch die meisten Menschen gegangen, waren nach Westen abgebogen, ins weite Grasland und zum Fluss hinunter. Mit ihnen war Orfen

gegangen, der schweigsame Einzelgänger. Drukil vermisste ihn. Seit er aus der verschneiten Feste voller Bosheit befreit worden war, hatten sie sich angefreundet. Sowohl der Bär als auch der Mensch in ihm hatten ihn gemocht, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis ihre Wege sich trennen mussten. Orfen gehörte in die Berge, in die Weiten, Drukil dagegen brauchte Wald um sich herum. Er war froh, endlich in einem Wald zu sein, der ebenso groß war, wie der, den er die meiste Zeit seines Lebens bewohnt hatte, vielleicht sogar noch größer. Die Wälder im Gebirge waren klein, krank und verdorrt, dieser hier jedoch strahlte eine Lebensfreude aus, die nicht nur von den jubelnden Menschen ausging. Und nur noch wenige Tage, dann war alles vorbei. Bald würden Chada und Thorn ebenfalls gehen, dorthin, wohin auch Orfen gegangen war.

Und zum Glück würde auch Eara verschwinden. Drukil hasste das Gefühl, das ihn in ihrer Gegenwart stets ergriff. Eine Mischung aus unterschwelliger Furcht und blinder Panik. Die Gewissheit, dass alles um sie herum nicht so war, wie es sein sollte. Sie zerstörte die Harmonie ihrer Umgebung, wurde begleitet von einer widernatürlichen Kälte. Dunkle Magie! Drukil war froh, dass sie bald endlich verschwinden würde. Natürlich war ihm bewusst, dass auch sie sich für die Menschen einsetzte, dass sie ebenfalls mit aller Macht gegen die unnatürliche Hexerei der Riesen kämpfte, aber ihre Kraft war noch schlimmer als die lebenden Toten. Was Leander tun würde, wusste Drukil nicht, aber er selbst würde die Menschen verlassen, das Fell wachsen lassen, sich in den Wald zurückziehen. Er würde den silbernen Reif vergraben, der ihn begleitete, seit die Agren ihn ihm geschenkt hatten, und nie wieder die menschliche Haut anlegen. Er würde durch den Wald streifen, Fische im Fluss fangen und sich auf den Winterschlaf vorbereiten. Er sehnte sich nach dem unwissenden Frieden des Bären, den es nicht kümmerte, ob seine Taten gut oder schlecht waren, der sich nicht um viele Sorgen musste, sondern nur um sich selbst. Er wollte die Freiheit spüren. Dieser Wald hier würde seine neue Heimat sein.

Nach kurzer Zeit schritt ein Mann durch die Menge. Im Gegensatz zu den Menschen um ihn herum, die ausnahmslos grüne und braune Kleidung trugen, waren seine Gewänder schneeweiß und die Bewahrer in seiner Nähe wichen respektvoll beiseite, um ihm Platz zu machen. Er ging zielstrebig auf die Helden zu und schüttelte als erstes Chada die Hand. „Als du vor über dreißig Jahren hier geboren wurdest, hätte niemand erwartet, was eines Tages aus dir werden würde. Prinzessin, ha!“, sagte er warm. Dann begrüßte er auch die anderen Helden. „Wir sind euch allen zu großem Dank verpflichtet! Vor etwas über einem Jahr bracht ihr ins Graue Gebirge auf, als eure Zukunft ungewiss war. Ihr wart sehr tapfer, doch eure Mühsal ist nun vorbei.“

Drukil musterte ihn. Er war ein schlanker Mann von vielleicht 40 Sommern. Alles an ihm war vollkommen unscheinbar, seine Stimme ebenso wie sein Gesicht, das man lange mustern konnte und danach trotzdem sofort vergaß. Sein kurzes, mattbraunes Haar wirkte rötlich im Licht der untergehenden Sonne, seine ebenmäßige Züge waren zu einem Lächeln verzogen und aus seinen hellbraunen Augen blitzten Humor und ein messerscharfer Verstand. Um seinen Hals hing eine Kette mit einem goldenen Baum als Anhänger. Plötzlich bemerkte Drukil, dass er selbst von seinem Gegenüber ebenso ausgiebig gemustert wurde, bis dessen Blick sich den anderen Helden zuwandte. Er zeigte Mitleid beim Anblick des abgemagerten Bragor, doch der sah nur zu Boden und schien die Anteilnahme des Fremden nicht zu bemerken.

Schließlich sprach Chada den Mann an: „Wir sind auch froh, dass alles vorbei ist,

Farrun. Hast du dich schon in deine Rolle als Oberster Priester eingelebt?“

Der Mann sah auf seine weißen Gewänder hinab. „Es ist ungewohnt. Melkart war Oberster Bewahrer, seit ich denken kann. Doch er hat mich gut auf diese Aufgabe vorbereitet und ich hoffe, dass ich mein Amt ebenso lange ausführen werde wie er. Aber vergeudet eure Ankunft nicht mit mir, es gibt einige, die euch sehen wollen. Und ich kann es selbst kaum erwarten, meinen alten Mentor endlich wiederzusehen.“ Mit diesen Worten verschwand er wieder im Getümmel und ließ die Heldengruppe stehen.

Nach und nach kamen immer mehr Bewahrer zu ihnen und begrüßten sie freudig. Eine unbekannte Frau küsste Drukil auf den Mund, bevor er sie langsam wegschob, und ein kleines Mädchen umarmte die überraschte Eara, die sogar fast so etwas wie ein Lächeln zeigte.

Bald schon standen sie im Zentrum der Menge und wurden von allen Seiten zu ihrem Erfolg beglückwünscht und mit Dank überhäuft. Drukil wurde unruhig inmitten all der Menschen, der lauten Stimmen, der bunten Farben und der ungewohnten Gerüche. Er versuchte, sich durch die Masse zu arbeiten, doch er war in einem unbarmherzigen Sog gefangen, der ihn immer wieder zurückdrängte. Er spürte, wie der Bär unruhig wurde, wie er auszubrechen versuchte. Da entdeckte Drukil eine Lücke in der Mauer aus Leibern. Rasch zwängte er sich hindurch, ehe sie sich wieder schließen konnte.

Er atmete die frische Luft ein und reckte seinen Kopf ehrfürchtig zum gewaltigen Baum hervor. Jetzt erst bekam er eine Gelegenheit, ihn ausgiebig zu betrachten. Der Baum der Lieder. So gigantisch, dass die Mammutbäume um die Lichtung wie Sprösslinge wirkten. Seine gewaltigen Äste schaukelten sacht im Wind, doch der Baum strahlte eine solche Kraft und Beständigkeit aus, dass Drukil keinen Moment fürchtete, einer von ihnen könnte abbrechen und ihn erschlagen. Der Baum war umgeben von solcher Lebendigkeit, dass der ganze Wald davon zehrte. Die Blätter waren trotz des beginnenden Herbstes sattgrün, hunderte noch unreife Früchte hingen zwischen ihnen, das Holz schien vor Vitalität geradezu zu beben. Der Stamm hatte die Ausmaße eines Turmes und die Fenster wirkten eher gewachsen denn geschnitzt, als wäre der Baum nicht vor langer Zeit von Menschenhand ausgehöhlt worden, um Platz für unzählige Schriften und Archive zu bieten, sondern schon immer von Gängen und Kammern durchzogen wie ein Ameisenbau. Doch dieser Moment der Ruhe währte nicht lange. Die ersten Bewahrer verfolgten ihn schon wieder, begriffen nicht, dass er allein bleiben wollte. Also verschwand Drukil schnell im Schatten des kolossalen Baumes. Er fand eine ruhige Stelle hinter einer großen Wurzel und bettete sich auf den Moosteppich, der hier alles bedeckte. Noch lange lauschte er der Feier, ehe seine Augen schließlich zufielen.

Morgendämmerung, 15. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Der Bär steht mühsam auf und blinzelt ins Morgenlicht. Kurz schnuppert er in die frische Morgenluft, bemerkt die Anwesenheit der Pelzlosen, läuft in den Wald, seinem Schatten nach. Der Pelzlose in ihm protestiert, spürt den Drang zu bleiben, hat noch Verpflichtungen. Doch den Bären kümmern Verpflichtungen nicht. Er läuft weiter. Er spürt den Zorn des Pelzlosen in sich, doch was ist schon Zorn? Der Bär weiß, dass er auch als Pelzloser wieder in den Wald möchte. Drukil! Mein Name ist Drukil! Ich werde ihn nicht vergessen. Der Bär braucht keinen Namen. Namen sind für Wesen, die sich voneinander abgrenzen wollen, doch

für den bären gibt es keinen unterschied zwischen ich und du, es gibt nur ihn. Je weiter er sich vom lebensbaum entfernt, desto leiser wird der pelzlose in ihm, bis er schließlich verstummt. Der bär will die freiheit spüren, läuft um die wette mit dem wind. Sein massiger körper rennt geschickt durchs dichte unterholz. Sein kräftiges herz trommelt, die klare waldluft fließt in strömen durch seinen rachen.

Der bär spürt das behindernde gewicht an seiner pfote, versucht, das glänzen abzustreifen, die erinnerung ans pelzlosensein. Halte ein! Der pelzlose regt sich wieder, ist wütend. Also lässt der bär vom glänzen ab. Er ist auch so frei. Er rennt nicht mehr, denn die große kälte naht und er braucht alle reserven für den langen schlaf. Er streift durch den wald, während die sonne über den himmel klettert. Der bär frisst beeren, wenn er hungrig wird, folgt spuren und gerüchen, die interessant scheinen. Mit jedem schritt sinkt die sonne wieder tiefer, der schatten des bären wird wieder länger, doch für den bären ist zeit irrelevant. Er ruht, wenn es dunkel wird, frisst, wenn er hunger hat, schläft, wenn die große kälte kommt. Den pelzlosen ist die zeit wichtig, sie rinnt durch ihre kleinen pfoten, doch für den bären bedeutet sie nichts. Sonnenlicht auf seinem fell. Wind in seiner nase. Bäume um ihn herum. Der bär ist nicht glücklich, denn glück ist ein konzept, das er nicht benötigt. Der bär ist zufrieden. Das genügt.

Später Nachmittag, 15. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich des großen Brunnens, Wachsender Wald

Als es abend wird, schleicht in einiger entfernung vom bären noch ein wesen umher. Der bär sieht es. Hellrote schuppen. Gebeugter gang. Gor! Der pelzlose mag das wesen nicht, doch der bär ignoriert es. Sein fleisch ist ungenießbar, seine hornklauen scharf. Leben und leben lassen. Das wesen humpelt, sein eines bein ist verkrüppelt. Es hat angst vor dem bären, denn es ist schwächer, doch das wesen ist keine beute. Der bär geht gemächlich daran vorbei, doch dann erstarrt er. Er spürt etwas... Kälte! Angst! Verzweiflung! Verderbnis! Tod! Das wesen spürt es auch, es duckt sich furchtsam. Dann versteift es sich. Plötzlich ist es von einem blauen schimmer umgeben. Es kreischt kurz, seine roten schuppen werden grau und spröde, seine kleinen augen farblos, sein gesundes bein schlaff. Dann kommt ein luftstoß und das wesen wird zu asche und staub, vom wind in alle richtungen davongetragen. Das alles geschieht in nur wenigen augenblicken, doch den feinen sinnen des bären entgeht keine einzelheit. Er brüllt auf. Seine glieder zittern, seine haare sind aufgestellt. Dann rast er davon, erfüllt von nackter panik. In seine gedanken tritt das bild von den skeletten von pelzlosen, von grauen riesen. Der bär hat so etwas schon einmal gespürt, nicht derart entsetzlich, aber vergleichbar. Doch seine gedanken sind verworren, seine gefühle aufbrausend, seine erinnerungen unzusammenhängend. Der pelzlose! Er kann die gedanken ordnen. Er muss übernehmen. Doch zuerst fort, fort von dem unheilvollen ort und dem blauen glühen! Der bär rennt, zieht eine spur aus aufgewühltem erdreich und entwurzelten pflanzen hinter sich her, blickt nicht zurück.

Über den Baumwipfeln schwebte ein Schatten mit gezackter Maske. Voll grimmiger Freude betrachtete er das blaue Glühen aus seiner Faust und die rote Schuppe in seiner Handfläche. Den Bären, der unter ihm durchs Unterholz preschte bemerkte er nicht, wie auch er selbst nicht bemerkt wurde. Einige Herzschräge verstrichen und schließlich richtete

der Schwarze Herold den Blick seiner stechenden weißen Augen auf den Waldboden und konzentrierte sich. Der eigentliche Test stand erst noch bevor. Das blaue Glühen schwoll erneut an und im Schatten der Blätter bildete sich ein gebeugter Umriss...

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt erscholl ein unheilvolles Grollen.

Abenddämmerung, 15. Herbsttag 76 a.Z.

Nordwestlich des Baumes der Lieder, Wachsender Wald

Drukil preschte durch den großen Wald. Endlich konnte er wieder klar denken, endlich hatte der Bär die Kontrolle abgegeben. Der Körper trug noch immer das Fell, war noch immer in Bärengestalt, aber sein Geist glich wieder dem eines Menschen. Doch auch jetzt noch spürte er die Furcht des Bären, spürte seine eigene Furcht. Die Krahder waren vernichtet, für immer! Borghorn war eingestürzt, der Schwarze Baum verbrannt, die Sklaverei beendet. Und doch hatte er sie gespürt, die Hexerei der Riesen, grauenvoller und mächtiger denn je. Er sah das seltsame blaue Glühen, das den Gor umgeben hatte, noch immer vor sich, spürte noch immer diese abartige, verzerrende, surreale, verdorbene Macht. Die Helden ... sie mussten gewarnt werden. Wo war er entlanggelaufen, als der Bär seinen Geist beherrschte? Anfangs war er seinem eigenen Schatten gefolgt, am Morgen, als die Sonne im Osten stand. Doch danach?

Der Bär reckt den Kopf in die Luft, nimmt seine eigene Witterung auf, doch der Geruch führt nur zurück. Auch die Pelzlosen riecht er nicht. Doch der Wald beherbergt ein großes Muster. Das Labyrinth der Bäume ist nicht unübersichtlich, sondern geordnet, die natürlich gewachsenen Wege verlaufen nicht willkürlich, sondern von ihrem Ursprung aus und zu ihrem Ursprung hin. Der Lebensbaum, bei dem die Pelzlosen hausen, ist die Quelle und das Streben allen Lebens unter den Baumkronen.

Drukil schüttelte seinen massigen Kopf. Der Bär war stark in ihm, zu stark. Während des Tages hatte er sich in wachen Augenblicken gefragt, ob er je wieder seine menschliche Gestalt annehmen würde, hatte es zugleich gefürchtet und gehofft. Schon im Riesenland hatte er geglaubt, nie wieder ein Mensch werden zu können. Damals hatte er sich geirrt, doch der Bär wurde immer stärker, zwängte den Menschen ein und fühlte sich zugleich selbst eingezwängt.

Was wären schon seine menschlichen Pflichten gewesen? Abschied nehmen und seine Freunde umarmen, noch kurz den Andori helfen, dann wäre er für immer im Wald verschwunden, hätte das Fell angelegt und sein menschliches Bewusstsein in den einfachen Trieben des Bären verloren. Ein paar Tage früher oder später, das machte für Drukil nur einen geringen und für den Bären gar keinen Unterschied. Doch nun war die Situation eine andere. Die Schwarze Hexerei der grauen Riesen war nicht ausgerottet, die Nekromantie nicht vergessen. Und Drukil benötigte jetzt sowohl seinen menschlichen Verstand als auch die Instinkte des Bären, denn die Helden von Andor waren in Gefahr, so viel war sicher.

Er folgte den Spuren, die er nur als Bär erkennen konnte, folgte ihnen, weil der Mensch es wollte. Mensch und Bär agierten Hand in Pfote, so wie es in seinen besten Augenblicken schon war, seit er aus der glühenden Quelle getrunken hatte, von den Waldgeistern verflucht worden und erstmals als Mensch erwacht war. Doch damals war es ihm leichtgefallen, hatte sein Verstand ebenso fließend zwischen den Formen gewechselt wie sein Körper. Aber der Bär wurde wieder stärker, wollte die vielen Jahre, um die er inzwischen betrogen worden

war, zurückhaben. Um den Bären zu bezwingen, musste Drukil sich immer stärker anstrengen, musste ihn klein halten. Und im Gegenzug wurde der Mensch in ihm immer schwächer, wenn der Bär die Führung übernahm. Wurde jedes mal ein wenig schwächer. Aus der Partnerschaft war ein Kampf geworden, dabei sehnte doch auch Drukil sich nach dem Bären, verbrachte seine Zeit lieber mit Fell anstatt Haut. Doch nun war er endlich wieder in Frieden mit sich selbst, auch wenn dieser Frieden nicht lange halten würde.

Der bär rennt und kann die pelzlosen jetzt auch riechen, den lebensbaum in der ferne erspähen. Bald würde Drukil ankommen, bald ... Für den bären hat das bald keine bedeutung, er kennt nur das hier und jetzt. Und in diesem jetzt spürt er, dass der pelzlose zu seinen artgenossen will, zu ihnen muss. Vor dem bären treten zwei pelzlose aus dem gebüsch, er hat sie schon lange gerochen. Diese pelzlosen tragen den falschen pelz, den sie so sehr lieben. Der pelz der beiden vor dem bären ist grün, es sind die gleichen grünlinge, wie sie auch beim lebensbaum sind. Der bär riecht ihre angst, doch sie weichen nicht zur seite, sondern halten drohend ihre stöcke in die luft, ihre stachelwerfer.

Gerade noch rechtzeitig gelang es Drukil, anzuhalten. Die beiden Bewahrer hatten schon ihre Pfeile auf die Sehne gelegt angesichts des Ungetüms, das in ihren Augen wohl auf sie zu rannte. Hatten sie noch nichts von seiner Natur gehört oder hielten sie ihn für einen gewöhnlichen Bären? Langsam trat Drukil auf die beiden Bewahrer zu und versuchte erfolglos, möglichst klein und harmlos auszusehen. Doch dann rief einer der Bewahrer: „Das ist dieser Hautwandler! Sieh nur, um seine Vorderpfote, da ist ein Reif! Lassen wir ihn durch.“ Die beiden Bewahrer traten beiseite und winkten ihm respektvoll zu. Drukil schnaubte entnervt und trabte an ihnen vorbei.

Und dann, endlich, erreichte er den Baum der Lieder. Noch immer war seine majestätische Erscheinung äußerst beeindruckend. Im stummen Wald auf der verfluchten Insel hatte es nichts Vergleichbares gegeben. Doch jetzt hatte er keine Zeit, er musste zu den Helden von Andor. Wo war Chada, wo Thorn, wo Leander? Notfalls wäre auch Bragor in Ordnung, und auch Melkart oder Farrun könnten ihm sicher helfen. Einige Bewahrer sahen ihn verwundert an, als er über den Platz zum Baum hechelte. Dann lief endlich einer von ihnen zum Eingang des Baumes.

Doch kaum war er verschwunden, lief Drukil ein Schauer über den bepelzten Rücken. Dann schob sich ein schwarzer Nebel in sein Blickfeld. Dunkle, formlose Schlieren hüllten sich wie Schlangen um seine Beine. Natürlich hatte ausgerechnet Eara ihn zuerst gefunden. Wie hätte es auch anders sein können? Ihre düstere Gestalt trat auf ihn zu und die Bewahrer in ihrer Nähe wichen schnell einige Schritte zur Seite. In Drukils Kehle entstand ein Brüllen, dass er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Der Bär rebellierte. *Zerstörte ordnung! Falscher schein!* Oh ja, der Bär hasste die Dunkle Magie, viel mehr noch als die Hexerei. Er verstand nicht, dass sie auf seiner Seite stand.

„Drukil!“, sprach Eara, weder überrascht noch zornig. „Die anderen haben sich schon Sorgen gemacht, als du einfach verschwunden warst.“ *Die anderen*, bemerkte Drukil. Nicht sie selbst. Eara machte sich wohl keine Sorgen um jemanden mit scharfen Krallen und roher Kraft. Vielleicht machte sie sich auch überhaupt keine Sorgen um irgendjemanden. „Wo warst du, Drukil?“ Er brummte. Der Mund eines Bären war keiner Sprache mächtig, die Zunge erlaubte keine komplexe Artikulation. Doch Eara hatte auch so erkannt, dass sein Fell verschwitzt und seine Beine erschöpft waren, vielleicht bemerkte sie auch das Drängen in seinem Blick. Sie sah ihm tief in die goldbraunen Augen. Etwas streifte Drukils Geist, nur flüchtig, doch sofort wurde der Bär von Panik ergriffen.

Der bär brüllt laut auf. Vernichtung! Dunkelheit! Zerstörung! Nur mit Mühe gelang es Drukil, wieder die Kontrolle zu gewinnen. Da erklang eine weitere Stimme, müde, aber warmherzig. „Drukil! Endlich! Du bist einfach verschwunden.“ Thorn rannte aus dem Baum der Lieder hinaus, dicht gefolgt von Chada. Kurz darauf erschien auch der blinde Leander im Eingang und ging gemächlich auf ihn zu.

Drukil wünschte, er könnte seine Gedanken aufschreiben. Doch niemand hatte ihm so etwas je beigebracht. Leander hatte es versucht, aber Drukil hatte weder die Geduld noch das Verständnis, um aus Strichen Laute zu formen. „Er hat etwas gesehen“, sagte Eara unbewegt. „Er lässt mich nicht an sich heran, ich kann nicht mehr in ihm erkennen, doch ich denke, einer von uns sollte ihm folgen.“ Drukil trat einige Schritte zurück, um den schwarzen Dunst zu verlassen und nickte dann mit seinem schweren Kopf. „Ich hole Ambra!“, rief Thorn.

Frühe Nacht, 15. Herbsttag 76 a.Z.

Nordwestlich des Baumes der Lieder, Wachsender Wald

Drukils Kräfte gingen zur Neige, auch der Bär hatte seine Grenzen. Er war schon den ganzen Tag ausgelassen gewesen, dann war er die ganze Strecke zum Baum der Lieder gerannt. Und nun auch noch der Weg zurück... Die Hufe von Thorns Schimmel dröhnten in seinem Kopf und jeder Schritt fiel ihm schwerer als der vorherige. Aber bald mussten sie wieder da sein, wo alles passiert war. Und tatsächlich, vor ihnen erschienen die Pflanzen, die Drukil in seiner wilden Flucht niedergerissen hatte. Auch das dunkle Gefühl kehrte zurück und der Bär, der schon lange geschwiegen hatte, regte sich wieder. Er wollte fort von hier, doch Drukil war zu müde, um noch irgendeine andere Richtung einzuschlagen. Er verlangsamte seinen Lauf und fürchtete im ersten Moment, dass er hinfallen und einfach liegen bleiben würde, doch er schaffte es, auf den Beinen zu bleiben. Thorn hatte die Spur auch entdeckt und folgte ihr, während Drukil müde hinter ihm trottete.

Der bär kommt zu dem düsteren ort. Die stinkende melodie, die von ihm ausgeht, hat sich sogar noch verstärkt. Er legt sich müde ins gras, die erschöpfung überwiegt gegenüber dem drang, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Thorn sprang von Ambras Rücken und sah sich verwundert um. Er ließ seinen Blick über den Boden schweifen, seine ganze Haltung drückte Verwirrung aus. Konnte er es denn nicht spüren? Alles hier war einfach falsch, verdorben. Doch anscheinend bemerkte der Krieger nichts. Wieso war auch gerade Thorn mitgekommen? Wieso nicht Leander oder Eara, sie hätten sicher etwas bemerkt. Doch andererseits war Leander blind, bis er das dichte Unterholz durchquert hätte, wäre gewiss eine halbe Ewigkeit vergangen. Und Eara ... Drukil bedauerte es jedenfalls nicht, dass sie nicht vor Ort war.

Doch alleine war Thorn offensichtlich aufgeschmissen. Drukil wusste selbst nicht, was er erwartet hatte, für ein normales menschliches Auge war keine Spur von den Ereignissen zu erkennen, zumal es schon längst dunkel geworden war. Nur der Vollmond erhellte den Wald. Der Vollmond... Zu dieser Zeit war der Bär schon immer am stärksten gewesen. War das der Grund für Drukils Machtlosigkeit, für die Überlegenheit des Bären?

„Geht es um den Gor, Drukil?“, rief Thorn plötzlich und der Hautwandler fuhr verblüfft zusammen, die Müdigkeit war auf einen Schlag wie weggeblasen. Woher wusste Thorn vom Gor? Wie hatte er das erkennen können? Hatte Drukil ihn unterschätzt?

Doch dann bemerkte er, dass Thorn auf etwas dunkles zu seinen Füßen schaute. Mühsam

rappelte Drukil sich auf und kam näher. Vor Thorn lag ein kleines, zusammengerolltes, zitterndes Etwas. Drukil schnupperte. Tatsächlich, ein Gor. Wo kamen die nur alle her? Er wandte sich ab, als ihm plötzlich etwas auffiel. Das Bein ... Der Gor hatte ein verkrüppeltes Bein. Das war unmöglich! Entsetzen erfasste ihn. Plötzlich zitterte er ebenso wie das Geschöpf. Langsam machte er noch einen Schritt nach vorne, drückte dem Gor seine Schnauze in die Seite und sog seinen Geruch ein. Identisch! Dazu das verkrüppelte Bein ...

Kein Zweifel, das war derselbe Gor wie vorhin. Derselbe Gor, den er zu Asche und Staub hatte zerfallen sehen. Die Hexerei der Krahder. Sie hatten Skelette in Marionetten verwandelt, hatten die Toten zu Untoten erhoben. Aber von diesem Gor war kein Skelett mehr übrig gewesen, das hätte auferstehen können. Außerdem war er nicht untot, sondern höchst lebendig. Wie konnte das sein? Drukil spürte den Herzschlag, roch die Angst. Dies war keine gefühllose Leiche, kein blasses Abbild eines Verstorbenen, es war ein lebendiges, denkendes, fühlendes Wesen, ganz so, als ob es niemals gestorben wäre.

War es vielleicht gar nicht gestorben? Vielleicht war die Kreatur niemals tot, sondern lediglich an einem anderen Ort gewesen, der Staub nichts als eine Sinnestäuschung. Doch Drukil wusste, was er als Bär gesehen hatte. Innerhalb eines Wimpernschlags war der Gor grau geworden, ausgetrocknet, bis er einer verschrumpelten Mumie glich. Unmöglich, dass er das überlebt hatte. Drukil wich einige Schritte zurück. Dieser Gor musste untersucht werden, musste zum Baum der Lieder, musste ...

Thorns Schwert machte seine Pläne zunichte. Mit einem kraftvollen Hieb hackte es dem verängstigten Wesen den Kopf ab. „Den wären wir los. Gibt es hier noch mehr davon, oder weshalb sind wir hier?“ Drukil starrte auf den Kopf vor seiner Schnauze, stupste ihn leicht an. Halb erwartete er, er werde sich weiter bewegen, werde dem Tod ebenso entschlüpfen wie schon einmal, doch er regte sich nicht. Lediglich das grauschwarze Blut sickerte langsam aus der Öffnung, die eben noch ein kaum sichtbarer Hals gewesen war. *Oh Thorn, was hast du nur getan?*



d – Der letzte Hüter

Früher Vormittag, 16. Herbsttag 76 a.Z.

Rietland östlich des Krallenfels, Andor

Janis blinzelte in die Morgensonne, die durch das löchrige Schilfdach seiner Hütte lachte. Noch lag die Wärme des Sommers in der Luft, doch der Winter kündigte sich bereits an. Dann würde die zugige Hütte nicht mehr ausreichen, durch das Dach käme der Schnee hineingeweht und die dünnen Decken könnten Janis nicht mehr wärmen. Doch er dachte nicht daran, das Dach zu flicken und sich wärmere Decken zu besorgen, oder irgendwelche Vorräte anzulegen. Alles überflüssig! Er würde schon nicht erfrieren, er hatte auch den letzten Winter überlebt, auch wenn die Hütte damals noch in besserem Zustand gewesen war. Und wenn doch wäre es auch kein großer Verlust. Wen würde sein Tod schon kümmern? Ein fünfzehnjähriger Junge mehr oder weniger auf dieser Welt, welchen Unterschied machte das schon? Die letzte Person, der er wichtig gewesen war, würde nicht mehr zurückkehren, nie wieder.

Sie sind da! Die Krahder, die Sklavenschinder aus dem Süden. Sie werden gewaltiges Unheil anrichten, wenn niemand sie aufhält.

Sie waren gekommen, vor über eineinhalb Jahren jetzt, hatten sich ihre Beute abgeholt und waren wieder verschwunden.

Der Statthalter wird sie nicht aufhalten, so viel ist sicher: Ken Dorr ist eine feige Schlange, auch wenn du das niemals sagen darfst, wenn andere dabei sind. Verstehst du, Janis? Ich sage das, weil es die Wahrheit ist, aber manchmal ist die Wahrheit gefährlich.

Die Riesen und ihre Armeen der Toten. Wenn sie doch in der Hölle geblieben wären, aus der sie gekrochen waren.

Wir müssen sie aufhalten. Sie sind zu stark, um sie offen zu bekämpfen, aber wir können sie zurückhalten, damit die Menschen sich verstecken können. Was willst du mit dem Stock, Janis? Wenn ich sage „Wir“, dann meine ich damit nicht dich. Du bist viel zu jung. Versteck dich hier bei unserer Hütte und warte auf mich. In ein paar Tagen komme ich wieder und bringe dich an einen Ort, an dem du in Sicherheit bist.

Oh ja, er war zu jung gewesen, um zu kämpfen. Aber war er nicht auch zu jung gewesen, um nach dem Vater, den er nicht gekannt hatte, auch noch seine Mutter zu verlieren? Mutter war gegangen. Hatte sie geahnt, dass sie nicht zurückkommen würde? Waren ihre feste Umarmung und der traurige Kuss auf die Stirn ihr Abschied gewesen? Oder hatte sie tatsächlich angenommen, in einigen Tagen wieder bei ihm zu sein? Janis wusste es nicht.

Als die ersten Menschen, denen Mutter die Zeit zur Flucht verschafft hatte, ins westliche Rietland kamen, hatte Janis sie gefragt, wo sie war. Sie hatten es nicht gewusst. Niemand hatte es gewusst. Also hatte er gewartet. Auch als die Bauern und Fischer schon längst in den Wachsamem Wald oder die Taverne *Zum Trunkenen Troll* geflüchtet waren, hatte er noch gewartet. Er hatte ausgeharrt, als die wandelnden Toten an ihm vorbeimarschierten, er hatte gewartet, als sie wieder zurückkamen und verschwanden. Er wartete bei der Hütte, wie es ihm aufgetragen worden war. Auch als die Krahder Andor schon lange verlassen hatten, wartete er noch, obwohl ihm klar war, dass Mutter ihn niemals freiwillig verlassen hätte. Doch andererseits hatte sie genau das getan. Sie hatte ihn im Stich gelassen, als die Not am größten war, war gegangen, um irgendwelchen Unbekannten zu helfen, anstatt sich um ihren einzigen Sohn zu kümmern.

Spätestens, seitdem *sie* ihn erstmals besuchte, im Herbst, etwa ein halbes Jahr nach dem Raubzug, hätte er wissen müssen, dass Mutter tot war. Doch er hatte weiter gewartet, bis gestern. Der Wolfskrieger hatte seine letzten Hoffnungen zerstört. Mutter war tot, endgültig. So viele waren den Fängen der Krahder entrissen worden. Männer, Frauen, Kinder, lachende und weinende, doch Mutter war nicht unter ihnen. Janis hasste sie alle. Wieso hatten sie überlebt, diese erbärmlichen Wesen, die zu dumm gewesen waren, um rechtzeitig vor den Sklavenschindern zu flüchten, und Mutter nicht?

Eineinhalb Jahre lang hatte Janis die Hütte so gut er es vermochte in Schuss gehalten, hatte Netze aus Flachsfasern geflochten, das er selbst im weiten Rietland erntete, da die Pflanze in Ufernähe nicht gedieh. Er hatte sich vom Fischfang ernährt, aber mehr als das bloße Ernähren war ihm nicht möglich gewesen. Auch wenn er schon sein ganzes Leben in der Nähe von Fischern verbracht, hatte seine Mutter ihm andere Dinge beigebracht. Er hatte nicht viel Zeit mit anderen Kindern verbracht, schließlich war er der Sonderling, dessen Mutter allseits bekannt war. Diese Rolle hatte ihm einen gewissen Respekt verschafft, aber ihm Freunde verwehrt. Mutter war die Person, mit der er sein gesamtes bisheriges Leben verbracht hatte und so hatte er jede Einzelheit von ihr noch in Erinnerung, er wusste genau, was sie in welcher Situation zu ihm sagen würde. *Iss diese Beeren nicht, wenn du vergessen hast, was sie bewirken. Besser hungrig zu Bett gehen, als am nächsten Morgen nicht mehr aufzuwachen. Oder: Halte dich vom Fluss fern. Es ist wichtig, dass du reinlich bist, aber nach der Schneeschmelze führt er zu viel Wasser, um gefahrlos darin schwimmen zu können. Die Narne ist tückisch.* Ihre klugen Ratschläge hatten ihn oft vor Schwierigkeiten bewahrt in der Zeit, seit er alleine war, ihm vielleicht sogar das Leben gerettet. Doch jetzt hatte dieses Leben plötzlich allen Wert verloren.

Am frühen Mittag stand Janis schließlich auf. Sein Magen knurrte, doch er wollte nicht schon wieder Fische fangen. Sollte er doch hungern, für den heutigen Tag hatte er andere Pläne. Er sah sich in der kleinen Hütte um, die er so lange mit seiner Mutter geteilt hatte. Nach einer Weile nahm er sich seine eigene dünne Decke und wickelte darin Feuerstein und -stahl, einen Lederbeutel, ein Messer, einen Tontopf, Nähzeug, Lederbänder und den halben Fisch von gestern ein. Die andere Decke war dicker und nicht ganz so rau, doch Mutter

hatte Wellenmuster darauf gestickt. Die Dinge, die er sich genommen hatte, waren unpersönlich. Nutzgegenstände, keine Erinnerungsstücke. Nur das Messer bestand nicht aus Stahl, sondern hatte als Klinge eine messerscharfe schwarze Schuppe, die sich niemals abnutzte und so gut wie alles zerteilte. Es war zu nützlich, um es zurückzulassen.

Er legte das Bündel unter einen Busch einige Schritt von der Hütte entfernt und trat dann erneut ein. Noch etwas? Kleider besaß er keine außer denen, die er am Leib trug. Nun gab es nur noch die Schatulle, in der Mutter Wertgegenstände verwahrt hatte. Janis nahm sie behutsam in seine Hände und betrachtete die Schnitzereien auf ihrem Deckel. Eine Bildergeschichte. Die Reliefs waren schon abgegriffen von den vielen Stunden, die er früher damit verbracht hatte, sie mit den Fingern entlangzufahren, während er Mutters Stimme lauschte.

Vor langer, langer Zeit kamen zwei Brüder in ein leeres Land mitten im Nichts. Sie waren Arauthor, der Hirte, und Nivor, der Bauer. Damals lebte dort nichts außer den Fischen im Fluss und den Vögeln am Himmel. Doch die beiden Brüder brachten aus ihrer Heimat die seltsamsten Tiere und Pflanzen mit und setzten sie aus, denn sie wollten aus der kahlen Einöde ein fruchtbares Land machen, in dem sie in Frieden leben konnten. Doch dieses Land gehörte Kaoma'quul, dem Gott des Todes, und er wollte in seinem Land kein neues Leben haben. Also beschwor er einen großen Sturm, der alles verwüsten sollte. Doch die Brüder waren befreundet mit den Geistern des Feuers. Sie entfachten einen flammenden Ring um ihr Land und die Hitze war so stark, dass der kalte Sturm einfach dahinschmolz. Voll Zorn betrachtete Kaoma'quul die Brände. Wenn ein Sturm aus Luft sie nicht schrecken kann, so dachte er, dann soll es eben ein Sturm aus Feuer sein. Also schickte er eine gewaltige Feuerwalze, die alles niederbrennen sollte. Doch die Brüder waren befreundet mit den Geistern des Wassers und so konnten sie die Flammen löschen. Kaoma'quul jedoch gab sich nicht zufrieden. Er befahl er eine tödliche Flut herbei, um alles zu ertränken. Doch die Brüder waren auch mit den Geistern des Windes befreundet, die das Wasser einfach fortwehten. Als Kaoma'quul sah, dass seine Versuche ergebnislos waren, da ging er selbst zu den Brüdern, um ihr Werk zu zerstören zu machen. Da wussten die Brüder keinen Rat mehr und beteten voller Inbrunst zu Zha'bia, dem Gott des Lebens, dass er ihnen beistehen möge. Und der Gott erbarmte sich ihrer, stieg hinab und sprach mit Kaoma'quul. „Sieh“, sagte er, „diese beiden kamen ohne böse Absicht hierher. Sie sind Brüder, so wie wir es sind, und ihre Herzen sind rein. Alle Geister sind mit ihnen im Bunde, denn sie waren stets großmütig. Bitte, lass ab von ihnen! Sie haben deinen Zorn nicht verdient.“ Da hatte Kaoma'quul Einsehen und ließ von ihnen ab. Doch als Ersatz für das Land, das nun bevölkert wurde, verlangte er von den Brüdern ein neues totes Land, das niemand ihm je nehmen könnte. So ließen sich die Brüder, als sie sahen, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, von den Geistern des Windes in den Himmel tragen, wo nur die Vögel Kaoma'quul verärgern könnten. Dort bauten sie über den dunkelsten aller Wolken ein totes Land, das stets über die Welt ziehen sollte. Wer sich dem neuen Land näherte, den sollten die Geister des Feuers verbrennen, die Geister des Wassers ertränken und die Geister des Windes davonwehen. Und manchmal kommt das tote Land auch zu uns. Dann siehst du, wie sich die dunklen Wolken auftürmen, du fühlst die Geister des Windes stürmen, spürst wie die Geister des Wassers Regen aus dem Himmel fallen lassen und siehst die Geister des Feuers gleißend herabzucken. Darum suche Schutz, wenn jemals ein Gewitter aufzieht, denn die Geister können nicht nur schützen und bewahren, sondern auch töten und vernichten.

Der Glaube an die Zwillingsgötter Zha'bia und Kaoma'quul war fast vollständig

ausgestorben, auch seine Mutter hatte zu Mutter Natur gebetet, so wie fast alle Andori. Doch die Geschichte hatte sie trotzdem oft erzählt.

Sie lehrt dich, dir viele Freunde zu suchen, damit sie dir in Zeiten der Not beistehen können. Und sie lehrt dich, stets großzügig und fromm zu sein und deine Ziele nicht aufzugeben, genau wie die beiden Brüder.

Janis spürte, wie ihm nun doch Tränen in die Augen traten. Er blinzelte und öffnete dann die Schatulle. Daraus nahm er die wenigen Münzen und steckte sie in den kleinen Beutel an seinem schmucklosen Gurt. Den einfachen Schmuck aus Tonperlen und Muschelstücken ließ er unangetastet. Er klappte die Schatulle wieder zu und legte sie in sein selbstgeflechtes Fischernetz, das inzwischen schon einige Mängel aufwies. Dazu legte er einen glatten Stein, der fast schon bläulich schimmerte und sich in der Hand stets warm anfühlte, eine rote, gezackte Muschel, eine kunstvoll verzierte Steinschale, eine bunte Puppe, die Mutter ihm gemacht hatte und andere Dinge, die Janis an sie erinnerten. Zuletzt noch die verbeulte, silberne Ghirlada, die er erst gestern zurückerhalten hatte.

Er nahm das ganze Netz samt Inhalt hoch und verließ erneut die Hütte. Dann lief er die hundert Schritte zum Flussufer, die alle Häuser von der Narne entfernt waren, um vor Hochwasser geschützt zu sein. Doch es hatte schon lange nicht mehr geregnet und die Narne war von Hochwasser so weit entfernt wie irgend möglich. Es würde reichen. Selbst jetzt noch war sie in der Mitte wohl an die vier Schritte tief.

Flussabwärts war die mächtige steinerne Marktbrücke zu erkennen, flussaufwärts der gezackte Krallenfels. Janis legte das Netz ab und legte sich auf die Uferböschung, blickte in das wirbelnde Nass. Undeutlich konnte er sein eigenes, Gesicht erkennen, die schmale Nase, die unordentlichen schwarzen Locken, die etwas schiefen Zähne. Dann meinte er im Wasser plötzlich auch das Gesicht seiner Mutter ausmachen zu können, ihre gütige Miene, ihre glatten, braunen Haare, ihre hellblauen Augen, die den seinen so sehr glichen. Sie wirkte genau so stolz wie an jenem Morgen, an dem er sie zuletzt gesehen hatte, der graue Umhang um ihre Schultern und die silberne Ghirlada auf ihrem Kopf. Ihr einziger wirklich wertvoller Besitz.

Sei nicht albern, Janis. Du bist mein wertvollster Besitz, kostbarer als alle Schätze der Welt.

Und warum musstest du mich dann verlassen, Mutter?

Weil wir nicht nur an uns selbst denken dürfen. Wenn es Menschen gibt, die sich nicht selbst helfen können, dann müssen andere für sie da sein.

Aber warum ausgerechnet du, Mutter?

Das Schicksal lässt die einen leben und nimmt die anderen von uns. Dagegen können wir nichts tun.

Die Antwort befriedigte Janis nicht im mindesten, aber das wäre es gewesen, was sie gesagt hätte. Wie lange wollte er noch den Erinnerungen nachhängen, war er doch eigentlich hergekommen, um sie endlich vergessen zu können?

Er suchte sich die fünf schwersten Steine, die er am Flussufer finden konnte und legte sie mit ins Netz. Dann hob er das Bündel hoch und schleuderte es mit aller Kraft in den Fluss, wo es sofort versank. In ein paar Tagen wäre das Netz endgültig zerstört und die Gegenstände würden von der Narne bis ins Meer gespült, um für immer vergessen zu werden. Traurig wandte Janis sich ab, um erneut zur Hütte zurückzukehren.

Dort wurde er schon erwartet. Ein dicker Mann hockte davor auf einem Stein und blickte ihm entgegen. Sein fettiges Haar hing ihm in die Stirn und als Janis näher kam, konnte er

die Fahne riechen, die zu ihm gehörte wie ein Körperteil. Vielleicht als Ausgleich für das Bein, das ihm fehlte.

Drog, der Säufer. Er behandelte seine eigenen Söhne wie Sklaven, die für ihn das Geld verdienen, das er versoff. Seine Frau schlug er regelmäßig, wenn ich nicht da war, um es zu verhindern. Schau ihn nicht so an, Janis, er war einmal ein großer Fischer und ein freundlicher Mann, bis er bei einem Unfall sein Bein verlor. Niemand ist einfach nur schlecht, du musst hinter die Fassade blicken. Er mag ein Mistkerl sein, aber er war nicht immer so und wenn sein Unfall nicht gewesen wäre, wäre er es auch heute nicht. Tausche deinen Stolz gegen Verständnis ein.

„Guten Tag, Drog“, sagte Janis und machte sich keine Mühe, seinen Abscheu zu verbergen. Drog blickte ihn aus blutunterlaufenen Augen an und stand dann mühsam auf, wobei er sich auf seine Krücken stützte. „Ich hab’ das von deina Mutter gehört. Ich hab’ ja gesagt, sie is’ tot, aber natürlich trotzdem schrecklich.“ Janis schwieg. Drog waren doch alle egal. Es kümmerte ihn einen Dreck, dass Mutter gestorben war und gewiss wollte er mehr als nur sein Beileid bekunden.

Denk nicht so schlecht von ihm. Andere sind auch ihm nicht vollkommen gleichgültig. Wenn er nicht betrunken war, dann hat er seine Familie geliebt und sich für das verachtet, was er ihnen antat. Ja, er hat sie tyrannisiert, auch ich konnte das nicht vollkommen verhindern, aber die Krahder haben sie ihm genommen. Er hat niemanden mehr, genau wie du.

„Sie war eine gute Frau, hat immer allen geholf’n.“ *Sieh an*, dachte Janis, *jetzt kommen wir der Sache schon näher*. „Und wo wa schon vom Helf’n sprechen, da fällt mir grad’ ein, das Dach meiner Hütte is’ fast so abscheulich wie das hier, lauter Löcher drin, und du kannst ei’m alten Fische in Not doch sicher helfen, du Bengel.“ Er gab sich keine Mühe, so zu tun, als wäre ihm das wirklich jetzt erst eingefallen.

Du musst ihm helfen, Janis! Es ist egal, ob er deine Hilfe zu schätzen weiß, oder ob er sie verdient. Anderen zu helfen ist deine Aufgabe, besonders dann, wenn sie niemanden haben, der ihnen sonst helfen könnte. Ein Dach alleine gut zu reparieren ist nur sehr schwer möglich. Hilf ihm, sein Dach zu flicken und danach könnt ihr euch zusammen um deines kümmern. Du bist mehr als nur ein Fischer.

Janis blickte Drog kalt an. „Ich bin nicht Euer Arbeitssklave. Und jetzt verschwindet und lasst mich in Frieden.“

Mit diesen Worten ging er an Drog vorbei, um die Hütte zu betreten, doch er wurde am Arm gepackt. „Deine Mutter hätt’ mir geholfen, sie hätt’ mich nich’ einfach stehen lassen.“

Janis riss sich los. „Und wie wurde ihre Hilfsbereitschaft ihr vergolten?“, brüllte er. „Ich bin nicht wie meine Mutter! Niemand ist wie sie. Und jetzt hau ab!“ Drog starrte ihn verdattert an. Mit einem solchen Ausbruch hatte er nicht gerechnet. Eine Weile suchte er noch nach einer schlagfertigen Erwiderung, als ihm keine einfiel, humpelte er grummelnd nach Osten, zurück ins nahegelegene Narnfurt. Janis öffnete die schlichte Brettertür mit einem kräftigen Tritt und betrat in die Hütte.

Jetzt erst bemerkte er, dass Drog nicht sein einziger Besucher gewesen war. *Sie* war hier. Wenn er nicht abgelenkt gewesen wäre, hätte er ihre Anwesenheit schon lange gespürt. Es lag eine angenehme Kühle und Feuchtigkeit in der Luft. *Sie* stand an seinem Schlaflager und das schwache, hellblaue Leuchten, das von ihr ausging, erhellte auch jene Stellen, welche nicht von Sonnenstrahlen erreicht wurden.

Langsam glitt *sie* näher. „Was willst du hier?“, schrie Janis. „Sie ist tot, falls du es noch

nicht wusstest. Sie wird nie wieder mit dir den Menschen helfen. Es gibt keinen Hüter mehr.“ *Sie* glitt unbeirrt weiter und ihr konturloses Gesicht drückte unendliche Traurigkeit aus, als ihr Arm sich langsam hob und ihre durchscheinende Hand auf Janis zeigte. „Oh nein, auf keinen Fall! Ich bin nicht wie meine Mutter! Ich bin kein Hüter!“ Er schlug mit der flachen Hand nach ihr und spürte, wie sich Wasser darauf sammelte. *Sie* umrundete ihn und schritt durch die Türöffnung. Dort wartete *sie*. „Verswinde! Ich werde mein Leben nicht mit Hilfsbereitschaft und Großmut vergeuden. Mit meinem Tod wird Etores Vermächtnis endgültig vergehen und du bist wieder frei.“ *Sie* reagierte in keiner Weise. „Ich bin nicht wie Mutter! Niemand ist wie sie! Sie ist tot! *Tot!* Kheela wird nicht mehr wiederkommen, Vara. Und ich werde ihre Aufgabe nicht fortführen.“

Mit diesen Worten schlug er die Brettertür so fest zu, dass sie danach prompt aus ihren Angeln nach außen fiel, genau dorthin, wo Vara gerade noch gestanden hatte. Doch der Wassergeist war verschwunden.

Noch eine ganze Weile saß Janis in der Hütte und blickte trübsinnig zu Boden.

Du solltest mit deinen Freunden besser umgehen. Denk nur an die Geschichte von den Brüdern. Wer die Geister als Verbündete hat, der hat es leichter im Leben.

Die Geschichte ist nur ein Märchen. Du hattest es nicht leichter im Leben als irgendjemand sonst. Sicher, die Fischer brachten uns regelmäßig alles, was sie erübrigen konnten, aber dafür haben sie andauernd deine Hilfe gefordert. Sie haben dich nicht als ehrwürdige Hüterin der Flusslande betrachtet, sondern als Tagelöhnerin.

Du weißt, dass das nicht stimmt. Ich war die helfende Hand, die in der Not stets bei ihnen war, die Hirtin, die sich um ihre Schafe kümmerte. Sie haben mich respektiert und sie wussten, dass sie sich auf meine Hilfe verlassen konnten. Doch jetzt musst du diese Aufgabe fortführen, mein Schatz. Sie brauchen deine Hilfe, vielleicht jetzt, vielleicht in zwanzig Jahren. Sie werden immer deine Hilfe brauchen. Und zum Dank für deine Hilfe werden sie dich nicht nur versorgen, sondern dir auch gute Freunde sein.

Und was hat ihre Freundschaft dir genützt, Mutter? Keiner hat auf dich gewartet. Keiner hat den Tross ins Gebirge begleitet, um dich zu retten. Die Freundschaft der Menschen endet, wo ihr Eigennutz beginnt.

Wir helfen ihnen nicht, um davon zu profitieren, sondern weil sie unsere Hilfe brauchen. Erinnere dich an das, was ich dich gelehrt habe. Mut. Tapferkeit. Hilfsbereitschaft. Höflichkeit. Freundschaft.

So vieles hast du mich gelehrt, doch dein Tod war mein bester Lehrmeister. Er zeigte mir, was du mir verschwiegen hast. Die Welt ist grausam, unbarmherzig und gnadenlos. Wenn Mutter Natur wirklich existiert, dann sind wir ihr egal, so, wie du deinen Schafen egal warst.

Janis, du siehst nur die eine Seite der Medaille. Ein Fluss hat immer sowohl eine Quelle als auch eine Mündung, nicht nur eines von beidem. Die Welt ist ebenso unbarmherzig wie wohlgesonnen, ebenso grausam wie gütig.

Warum rede ich überhaupt mit dir? Du bist tot, weil du zu hilfsbereit warst. Deine Abwesenheit straft deine Worte Lügen, Mutter. Die Menschen verdienen keine Hilfe, weder meine, noch die von Vara oder irgendwem sonst. Wenn sie in Zukunft hierherkommen, dann werden sie diesen Ort verlassen vorfinden.

Überlege dir gut, was du tust, Janis.

Du hast mir gesagt, ich solle hier warten. Und ich habe gewartet, viel zu lange schon. Es

wird Zeit, dass ich die Vergangenheit zurücklasse. Und zu dieser Vergangenheit gehörst auch du, Mutter, so leid es mir auch tut. Ich weiß, du hast mich geliebt, so wie ich dich liebte, aber ich kann dich nicht zurückholen. Also lass mich in Zukunft mein eigenes Leben führen.

Janis erhob sich. Sein Blick fiel auf das bestickte Tuch, die verzierten Möbel, den festgestampften Lehm Boden, auf die Spuren, die Mutter hier überall hinterlassen hatte. „Die Vergangenheit zurücklassen“, murmelte er. Mit der Hand fuhr er über die staubtrockene Wand, mit den Fingerspitzen berührte er das ausgedörrte Schilfdach über seinem Kopf. Janis würde jetzt vollenden, was er begonnen hatte, als er das Netz dem Fluss übergeben hatte. Er würde das Leben opfern, das er hätte führen können, um ein anderes zu leben. Dem Wasser die Vergangenheit, dem Feuer die Zukunft. Er ging zum Busch, in dem er die Decke mit den nützlichen Dingen verstaubt hatte, um den Feuerstein zu holen. Das Häuschen würde brennen wie Zunder.

Abenddämmerung, 16. Herbsttag 76 a.Z.

Alter Wehrturm, Andor

Als die Sonne unterging, kam Janis zur Ruine des alten Wehrturms. Hier würde er übernachten. Weiter hatte er noch nicht geplant. Fort, fort von den undankbaren Fischern und hilflosen Bauern, die das Flussufer bevölkerten, irgendwohin, wo niemand wusste, wie er hieß.

Noch kannst du umkehren, Janis. Gib den Menschen eine Gelegenheit, sich zu beweisen. Sie werden dir helfen, die Hütte wieder aufzubauen, du wirst schon sehen.

Nein, Mutter. Meine Zukunft liegt woanders.

Du brauchst Menschen, denen du etwas bedeutest. Du brauchst Freunde, die dir beistehen können.

Auf Freunde, wie du sie hattest, kann ich verzichten, Mutter.

Janis setzte sich vor Turmruine und legte die Decke ab. Er nahm einen Schluck aus dem Trinkschlauch, den er am Fluss aufgefüllt hatte, und aß den halben Fisch, da der Hunger nun doch übermächtig wurde. Roh wie er war, schmeckte er nicht gerade besonders gut, und er kam Janis auch schon leicht verdorben vor, dennoch ließ er nichts als die Gräten übrig. Am Rietgras wischte er sich die Hände ab. Noch immer hatte er gewaltigen Hunger, doch das war ihm egal. Sein Blick schweifte über die Landschaft. Goldenes Gras wogte im Wind, durchsetzt von den rosafarbenen Rietgrasblüten, die erst im Herbst zu blühen begannen. Er konnte die Rietburg erkennen, in die der Wolfskrieger und die befreiten Sklaven sich einquartiert hatten, den Freien Markt und die Taverne *Zum Trunkenen Troll*.

Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen, ließ die letzten Sonnenstrahlen auf sein Gesicht fallen. Doch ehe er einschlafen konnte spürte er, wie die Luft sich kaum merklich abkühlte. „Ich habe doch gesagt, du sollst verschwinden“, sagte er, ohne die Augen zu öffnen. „Du kannst gehen, wohin du willst, aber lass mich endlich in Ruhe!“

Plötzlich überkam Janis eine blitzartige Furcht. Dann ertönte leises Gelächter, das ihn zusammenzucken ließ. Er schlug die Augen auf. Die Kontur einer hochgewachsenen Gestalt zeichnete sich gegen die untergehende Sonne ab. Ihre Beine waren nicht zu sehen, da die Erscheinung von hüfthohen dunklen Schlieren umgeben war, die langsam durch die Luft zuckten. Darüber war ein pechschwarzer Umhang erkennbar und obenauf eine seltsame gezackte Maske, von Stacheln gekrönt und in Finsternis gehüllt, die nur von zwei

stechenden, weiß glühenden Augen durchbrochen wurde.

„Ich fürchte, du hast mich verwechselt, junger Mann!“, erscholl eine tiefe, volltönende Stimme. Dann zog die Gestalt lautlos ein großes, schwarzes Schwert hervor. Die Klinge war eindeutig für zwei Hände geschmiedet worden, doch die Gestalt schwang sie problemlos mit einer Hand und zielte mit der Spitze genau auf Janis Gesicht. Unmittelbar davor kam die Waffe zum Stehen. Janis beachtete sie gar nicht.

„Ihr seid der Schwarze Herold! Ich habe schon von Euch gehört.“

„Das trifft sich gut, dann brauche ich mich nicht vorzustellen. Ich habe eine Frage an dich und du wirst sie mir beantworten, wenn dir dein erbärmliches Leben lieb ist!“

Janis lächelte verächtlich. „Warum sollte ich?“, fragte er langsam. Plötzlich zuckte das Schwert nach vorne und die Spitze drang in seine Gesicht ein, wurde dann nach unten geschwungen und verließ seinen Körper erst auf Nabelhöhe. Eine eisige Kälte durchfuhr Janis an der Stelle, wo das Schwert ihn berührt hatte, doch ansonsten geschah ihm nichts und so zuckte er nicht einmal zusammen.

Der Schwarze Herold lachte auf. „Du gehörst wohl nicht zur ängstlichen Sorte, was? Das Schwert besteht nur aus Schall und Rauch, ebenso wie ich, doch wenn ich dich töten möchte, dann bin ich dazu nicht auf physische Gewalt angewiesen.“ Mit diesen Worten steckte der Schwarze Herold sein Schwert wieder weg. Janis behielt sein Lächeln bei.

Sei vorsichtig, Janis. Er ist gefährlich. Aber du darfst ihm nicht antworten, seine Pläne gefährdeten stets unzählige Leben.

Was kümmert es mich, Mutter?

„Mein Leben bedeutet mir nichts“, sagte Janis. Plötzlich riss sich ein Haar von seinem Schädel und schwebte bis über die Hand, die eben noch das Schwert gehalten hatte. Der Schwarze Herold hob seine andere Hand. Sie war zur Faust geballt, doch zwischen den in dunkles Eisen gehüllten Fingern drang ein blaues Glühen hervor. Janis fuhr unbekümmert fort: „Aber wenn Ihr höflich fragt, dann bekommt Ihr vielleicht die Antwort, die Ihr sucht.“

Der Schwarze Herold ließ die Faust wieder sinken. „Wie bitte?“

Noch immer lächelnd sagte Janis: „Bitte ist schon mal ein guter Anfang.“

Nichts rührte sich. Die Sonne war jetzt komplett hinter dem Horizont verschwunden und die ersten Sterne prangten am Himmel. Der Vollmond schien blendend hell vom wolkenlosen Himmel. Schließlich vernahm Janis erneut die Stimme: „Also schön. Beantworte mir *bitte* meine Frage.“

Janis gähnte demonstrativ. Dann erst antwortete er. „Ihr müsst die Frage schon stellen, damit ich sie beantworten kann.“

Der Schwarze Herold richtete sich auf, erhob sich in die Luft, bis er fast einen halben Schritt über dem Boden schwebte. „Tarok!“, rief er. „Der letzte Drache! Hier wurde er getötet, ich selbst war Zeuge des Verbrechens. Doch hier ist nichts zu sehen. So ein gewaltiger Leichnam löst sich doch nicht einfach in Luft auf. Was ist damit geschehen?“

Janis stand langsam auf. „Als der Drache starb, war ich kaum vier Jahre alt. Glaubt Ihr wirklich, ich erinnere mich noch daran? Vermutlich hat man seine Schuppen und Zähne zu Staub zermahlen, sein Fleisch verbrannt und seine Knochen ins Meer geworfen, um nie wieder von diesem Dämon heimgesucht zu werden. Seine Überreste wurden verstreut und vernichtet.“

Der Schwarze Herold heulte zornig auf. „Nein! Du lügst! Irgendetwas muss noch übrig sein!“

Janis lachte kalt. „Übrig? Natürlich! Die Helden, die das Untier erschlugen oder den

Menschen in jener Zeit anderweitig einen großen Dienst erwiesen, erhielten als Trophäe je eine Schuppe. Und zufälligerweise weiß ich, wo sich eine befindet.“

Ehe Janis reagieren konnte, hatte sich die schwarze Maske direkt vor sein Gesicht geschoben und die weißen Augen glühten bedrohlich. „Wo? Sag schon!“

Janis hob die Augenbrauen. „Was habe ich davon, es Euch zu sagen?“

Der Schwarze Herold zögerte. Dann sagte er mit einer Stimme wie Honig: „Es gibt doch sicher jemanden, der dir etwas bedeutet. Willst du wirklich dein Leben aufs Spiel setzen, indem du mir eine Antwort verweigerst?“

Janis schüttelte nur den Kopf. „Es gibt niemanden. Nicht mehr.“

Der Schwarze Herold wich eine Handbreit zurück. „Soso, nicht mehr? Es gibt also jemanden, den du vermisst. Jemanden, der diese Welt hinter sich gelassen hat. Was, wenn es nicht für immer wäre?“

Janis riss die Augen auf. „Nicht für immer?“, fragte er fassungslos.

„Sieh mich an! Ich wurde von einem Schwert durchbohrt und doch bin ich hier und kann mit dir sprechen. Das Ende ist nicht so endgültig wie es scheint.“

Janis, tu es nicht! Was auch immer er bezweckt, du darfst das nicht tun! Das bin ich nicht wert.

Oh Mutter, ich würde die ganze Welt opfern, für die Chance, dich wiederzuholen. Was ist da schon eine Schuppe?

Du kannst ihm nicht trauen! Das ist ein Fehler, Janis! Lass es bleiben! Bitte!

Janis blickte den Schwarzen Herold fest an und nickte. Dann bückte er sich und rollte die Decke auf, legte hastig den Topf und die Lederbänder beiseite und hob ehrfürchtig das Messer in die Höhe. Die schwarze Schuppe, die als Klinge eingearbeitet war, glänzte verheißungsvoll im Licht des vollen Mondes.

Die Vergangenheit zurücklassen? Warum, wenn man sie auch zurückholen kann? Er richtete sich auf und streckte die Hand aus. Gierig griff der Schwarze Herold nach der Schuppe und schloss sie in die Hand, über der vor kurzem noch Janis' schwarzes Haar geschwebt hatte.

„Du wirst es nicht bereuen!“, sagte er dann. „Bring mir ein Teil des Verstorbenen, ein Haar, einen Knochen, irgendetwas, und dein Wunsch soll in Erfüllung gehen.“

Janis erbleichte. Was hatte er getan? Die Hütte. Er hatte sie verbrannt, hatte alle Spuren, alle Überreste, die es vielleicht noch gab, vernichtet. Kheela war von den Krahdern verschleppt worden, es gab kein Grab und keine Leiche. „Ich... habe nichts!“, sagte Janis und Tränen schossen ihm in die Augen. „Meine Mutter ... die Krahder haben sie verschleppt. Es ist nichts übrig.“

Der Schatten wartete kurz, ob noch mehr kam, dann sagte er: „Das ist bedauerlich! Aber ich vergesse diejenigen, welche mir geholfen haben, nicht. Wie heißt du, Junge?“

„Janis!“, presste er mühsam hervor.

„Dann, Janis, sei dir gewiss, dass du belohnt werden sollst, wenn die Zeit reif ist.“ Mit diesen Worten zog der Schatten sich geschwind zurück und verschwand schon bald in der Ferne, während Janis hemmungslos schluchzte.

Ich sagte doch, es war ein Fehler. Du hast dich auf die falsche Seite gestellt, mein Schatz. Alles war vergeblich.

Janis trocknete mit dem Ärmel seine Tränen. „Es war nicht vergeblich!“, sagte er laut. „Du hast mir doch gesagt, ich brauche Freunde, die mir beistehen. Und die habe ich jetzt. Bist du nun zufrieden, Mutter?“ Doch die Stimme in seinem Kopf antwortete nicht.



e – Der Weg des Eises

Früher Vormittag, 16. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Das Sonnenlicht, das im Rietland durch das löchrige Dach einer kleinen Hütte schien, durchbrach auch das Dach des Waldes, beleuchtete die Blätter, die bald anfangen würden, sich rot und gelb zu färben. Auf einer Galerie am Baum der Lieder stand Eara und betrachtete die kleinen Menschen, die unten auf der Lichtung umherwuselten wie Ameisen. Ihr gegabelter Stab lag locker in ihrer rechten Hand und die schwarzen Schlieren, die ihn umschlängelten, liebten ihre Haut. Sie fragte sich, ob Thorn und Drukil wieder zurück waren. Hatten sie gefunden, was den Bären so entsetzt hatte?

Plötzlich hörte sie hinter sich Schritte auf der Plattform. Ohne sich umzudrehen befahl sie der Schwärze um sich herum, den Ankömmling zu umschließen. Diese Schlieren waren ganz erstaunlich. Materialisierte Dunkle Magie, wie sie nur um die stärksten Magier erschien. Sie gehorchten dem Willen des Magiers, doch waren zugleich mit Eigenleben erfüllt. Die Schatten konnten leicht sein wie Luft, flüssig wie Wasser oder hart wie Stein. Sie konnten die ungewöhnlichsten Formen bilden und waren den Gesetzen der Natur nicht unterworfen. Sie waren zugleich chaotisch und kontrollierbar, eine äußerst mächtige Waffe. Und mit jeder Benutzung wuchsen die Schatten im gleichen Maße, in dem die Dunkle Magie sich immer tiefer im Magier einnistete und ihn immer mehr niederrang.

Momentan besaßen die Schlieren die Konsistenz von Nebel und Eara konnte die Form ihres Besuchers erspüren, die hochgewachsene, humanoide Gestalt in weiten Gewändern. Doch sie bemerkte auch, dass dieser Nebel einen eigenen Willen hatte, dass er sich am liebsten verdichtet hätte, um die Person zu ersticken, zu erwürgen, auszupressen. Eara zog die Schatten zurück und drehte sich um. Noch ehe sie das unscheinbare Gesicht mustern konnte, erkannte sie am bodenlangen weißen Gewand, wen sie vor sich hatte.

„Seid begrüßt, Oberster Priester Farrun“, sagte sie.

Der Bewahrer zeigte ebenso wenig Gefühle wie sie selbst, als er sagte: „Seid begrüßt, Eara. Von hier oben hat man einen guten Ausblick, nicht wahr?“

Eara musterte ihn. „Durchaus“, antwortete sie. „Aber ich betrachtete soeben nicht den Wald, sondern eher die Menschen zu meinen Füßen.“

Farrun nickte. „Sie sehen so klein und unwichtig aus. Aber man darf nicht vergessen, dass es sich bei jedem einzelnen von ihnen um einen unendlich wertvollen Menschen handelt. Ich zumindest, als ihr Anführer, darf das nicht.“

Eara schüttelte den Kopf. „Wie kann ein einzelner unendlich wertvoll sein? Jeder allein ist nahezu wertlos, erst sie alle zusammen sind von Bedeutung.“

Der Oberste Priester schloss seine Faust um den feinen goldenen Baum, der auf seiner Brust baumelte. „Jeder von ihnen ist ein denkendes, fühlendes Wesen“, entgegnete er.

Eara trat einen Schritt auf ihn zu. „Und was ist mit den Tieren, die ihr jagt und verspeist? Trifft das auf sie nicht zu?“, fragte sie ruhig. „Außerdem: Wenn jeder einzelne unendlich viel wert wäre, warum hätten wir dann ins Gebirge aufbrechen sollen, um die Gefangenen zurückzuholen? Viele wurden gerettet, doch einige getötet. Wenn Leben unendlich viel wert wären, dann könnte man sie nicht gegeneinander aufwiegen und die ganze Aktion wäre sinnlos gewesen.“

Jeder von ihnen ist einzigartig. Keiner sieht, denkt, fühlt so wie der andere. Wenn einer von ihnen stirbt, dann stirbt für diesen einen eine ganze Welt, sagte eine leise Stimme in ihrem Inneren. Es war die Stimme der Schwäche. Spätestens seit Krahd hatte Earra gelernt, sie zu ignorieren.

Farrun wollte widersprechen, doch Earra kam ihm zuvor: „Ich möchte mich nicht mit Euch streiten. Ich halte Eure Meinung für bedenklich, insbesondere da Ihr, wie Ihr so treffend bemerkt habt, der Anführer all dieser Menschen seid, doch Ihr müsst tun, was Ihr für richtig haltet. Weshalb seid Ihr hier, Farrun? Nur der schönen Aussicht wegen? Oder liegt es eher daran, dass Ihr mir etwas auszurichten habt?“

Farrun kniff die Augen zusammen. „Bragor möchte Euch sehen“, sagte er schließlich, und auch wenn er noch immer keine Regung zeigte war Earra klar, dass er sich fragte, weshalb der Tarus ausgerechnet sie sehen wollte. Earra hielt es nicht für nötig, ihn aufzuklären. Wortlos schritt sie an ihm vorbei und trat ins Innere des gigantischen Baumes.

Während sie die Wendeltreppe nach unten schritt, von der Dunkelheit begleitet, fuhr sie mit den Fingern über das glatte Holz, das aufgrund der Sonnenstrahlen, welche durch die kleinen Doppelfenster fielen, golden leuchtete. Sie spürte die Kraft des Baumes, die ihm ureigene Magie, die ihn durchdrang. Als die ersten Bewahrer ihn einst aushöhlten, verwendeten sie dafür alte andorische Zauberei und die Macht der Zwerge, wie sie auch in den Runensteinen steckte, von denen Earra einen Satz zum Erforschen nach Hadria mitnehmen wollte. Nur so hatten sie gewährleisten können, dass der Baum nicht beschädigt wurde. Doch im Baum der Lieder schlummerte noch eine ungleich mächtigere Kraft, die ihn schon lange vor den ersten Bewahrern erfüllt hatte.

Immer weiter drehte sich die Wendeltreppe nach unten, vorbei an Fenstern, Öffnungen zu Balkonen und Türen, hinter denen sich die Schätze verbargen, die dieser Baum beherbergte. Alte Schriften und Pergamente, mehr Wissen, als ein Mensch in seinem Leben aufnehmen konnte, selbst wenn er ein Jahrhundert alt wurde.

Auch das war ein ungelöstes Rätsel dieses Landes: Die Menschen hier wurden ungleich älter als anderswo. Zwerge, Agren, Krahder, Drachen, nur die wenigsten bekannten intelligenten Arten hatten wie die Menschen eine maximale Lebenserwartung von eigentlich gerade mal achtzig Sommern. Doch der alte König Brandur hatte fast ein Jahrhundert überlebt, die Hexe Reka noch zehn Sommer mehr. Und die Bewahrer alterten sogar noch langsamer, ehe Melkart verschleppt worden war, hatte er eher wie dreißig denn wie siebzig ausgesehen. Ob Farrun tatsächlich nur so alt war, wie er wirkte?

Überall anders starben die Menschen wie die Fliegen, auf den Nebelinseln, in den Barbarenlanden, in Krahd und in Tulgor. Diejenigen, welche die kritischen ersten paar Jahre überstanden, wurden noch ihr ganzes Leben von Hunger und harter Arbeit gepeinigt und erlebten nur selten ihren siebzigsten Sommer. Nicht jedoch in Andor.

Ihre Gedanken entfernten sich von Andor und traten unwillkürlich die lange Reise in ihre Heimat Hadria an, wo die Bevölkerung unter Frost und Kälte zu leiden hatte. Nur den

dortigen Zauberern stand die Zeitzauberei zur Verfügung, mit deren Hilfe sie den Alterungsprozess zwar nicht auf Dauer verhindern, aber zumindest zeitweise bannen konnten. Je älter ein Zauberer wurde, desto mehr Kraft kostete es, jung zu bleiben.

Eine interessante Theorie besagte, die Dunkle Magie böte eine weitere Möglichkeit, das eigene Leben zu verlängern. Der Körper eines Dunklen Magiers veränderte sich langsam, der beste Beweis dafür war ihr alter Widersacher Varkur. Eara dachte nur ungern an ihn zurück, zu sehr glich sie ihm inzwischen. Sie beide waren in Hadria geboren worden, sie beide hatten in Yra die Zauberei studiert, sich für den Orden des Turms entschieden und sich letztendlich doch der Dunklen Magie zugewandt. Sie beide waren einst nach Andor gekommen, wenn auch mit unterschiedlichen Absichten. Sie beide hatten Teile ihrer Menschlichkeit eingebüßt: Varkur mit seinen gelben, echsenartigen Augen, den schwarzen Krallen und dem geschuppten Leib hatte zum Zeitpunkt seines Todes nichts mehr mit einem Menschen gemein gehabt, doch auch Eara hatte bereits die ersten Veränderungen an ihrem eigenen Körper festgestellt. Ihre Augen schienen immer lebloser zu werden und stellenweise wirkte ihre Haut leicht geschuppt.

Varkur lag in Hadria begraben, die Dunkle Magie war aus seiner Leiche entflohen und hatte ihn als Menschen zurückgelassen. Sein Tod war ein Segen, doch kein Unterschied zwischen ihnen beiden, denn tot war auch sie. Mochte auch ihr Herz noch schlagen und ihr Verstand noch arbeiten, die Zauberin von einst existierte nicht mehr.

Unten angekommen verließ Eara den Baum der Lieder und stand kurz darauf vor einer der Hütten, die die Bewahrer auf der Lichtung errichtet hatten. Der Geruch nach Waldkräutern lag in der Luft. Sie selbst kannte sich auf diesem Gebiet nicht aus; Chada hätte sie sicher alle benennen können. Die Heilerin Larissa kümmerte sich hier in der Hütte der Genesung um die Kranken und Verwundeten.

Der Eingang der Hütte war nur von einem braunen Vorhang bedeckt anstatt von einer Tür. Im Sommer bekamen die Kranken so mehr frische Luft, doch im Winter? Die Schatten um Eara schnellten nach vorne und schlugen den Vorhang zur Seite, während sie eintrat. In der Mitte der Hütte befand sich ein schwarzer Fleck auf dem Boden, direkt unter einem runden Loch in der Decke. Die Menschen in Andor wussten einfach nicht, was Kälte bedeutet. In Hadria hätte ein Feuer nicht genügt, um eine ganze Hütte voll mit Kranken warm zu halten!

Um die Feuerstelle waren einfache Betten gruppiert, die vor langer Zeit schnell aus billigem Holz zusammengezimmert worden und jetzt halb verrottet waren. Doch natürlich stellte schon die Anwesenheit von geschreinerten Betten ein Luxus dar. In Hadria war Holz streng rationiert und wurde fast ausschließlich als Brennholz oder zum Schiffsbau verwendet, es war viel zu kostbar, um daraus Betten zu machen. Den einfachen Menschen war es bei Strafe verboten, Holz im Eiswald zu schlagen, da der sonst innerhalb von wenigen Jahren komplett verschwunden wäre und somit auch die letzte Holzquelle Hadrias vernichtet wäre. Doch hier in Andor gab es genug Holz, um daraus auch Betten zu machen.

Momentan waren diese Betten ausnahmslos belegt, zu viele Andori waren von der entbehrungsreichen Reise ins Graue Gebirge krank oder versehrt zurückgekehrt. Als Eara zwischen den Betten hindurch schritt, war ihre Anwesenheit sofort spürbar. Die Gespräche der Kranken verstummten, die Schlafenden wurden unruhig und schrien teilweise sogar auf und die Verletzten verzogen das Gesicht, als seien ihre Schmerzen plötzlich gewachsen. Eara kümmerte es nicht. Sie hielt sich nicht mit dem auf, was sie nicht ändern konnte. Nur

die leise Stimme beschwerte sich, ohne etwas bewirken zu können.

Sie erreichte das Bett, in dem Bragor lag. Taren zeichneten sich – neben ihren Hörnern gleich denen eines Widders und der ockerfarbenen Haut – vor allem durch ihre stattliche Größe aus und Bragor war selbst für einen Tarus groß. Doch seine Vergangenheit drückte ihn nieder und ließ ihn klein und hilfsbedürftig aussehen. Erst jetzt konnte man sich um die Verletzungen, die er in der Winterburg erlitten hatte, angemessen kümmern, auch wenn die meisten unheilbar waren. Bragor war der einzige, den ihre Anwesenheit nicht zu belasten schien. Sogar ein müdes Lächeln umspielte seine Lippen, das erste Mal seit seiner Befreiung. Damals hatte Eara sich für ihn eingesetzt, hatte ihn besonders umsorgt, denn er war dem Tode nahe gewesen und ihre Heilzauber hatten mehr ausrichten können als Chadas Tränke. Der Tarus besaß keinen Lebenswillen mehr, dennoch war er der Dunklen Magierin sehr dankbar, nicht etwa, weil sie ihn gerettet hatte, sondern weil er so viel von ihrer Zeit beansprucht hatte. Ihre Anwesenheit half ihm spürbar und so hatte sie ihn ab und an besucht. Dass er jetzt von sich aus nach ihr fragte, bekräftigte Earas Vermutung, er könnte sich erholen. Sie setzte sich an sein Bett und betrachtete ihn. Die Hütte der Genesung besaß an diesem Ende keine Fenster und war deshalb in ein mattes Dämmerlicht getaucht, doch mehr benötigte Eara nicht. Ihre veränderten Augen kamen mit der Dunkelheit besser klar als ihre alten, ließen sich jedoch auch schneller blenden.

Bragor sah müde aus, so wie immer, und die Stellen, an denen seine Hörner abgesägt worden waren, glänzten hässlich. Warum hatten die Krahder, oder vielmehr der Bleiche König, das getan? Durch die Hörner eines Tarus verliefen keine Nerven, er spürte also keinen Schmerz, egal was mit ihnen geschah. Es war wohl eher der Versuch gewesen, Bragors Stolz zu verletzen, nicht ihm physische Schmerzen zuzufügen. Für letzteres waren andere Mittel benutzt worden.

„Eara!“, flüsterte Bragor. Dann räusperte er sich und sagte ihren Namen erneut, diesmal in normaler Lautstärke. Seine Stimme klang rau und heiser. Ob das von den vielen Schreien kam, die er auf der Winterburg wohl ausgestoßen hatte?

Sie lächelte und sagte warm: „Bragor, wie schön, dass du nach mir fragst. Kann ich daraus schließen, dass es dir besser geht.“

„Besser als je zuvor!“, bestätigte der ehemalige Krieger. „Zum ersten Mal bin ich froh, dass ich noch am Leben bin.“

„Das ist großartig!“, rief Eara und verlieh ihrer Stimme einen freudigen Klang. Dann fügte sie hinzu: „Möchtest du noch nach Sturmtal?“

„Wann habe ich jemals gesagt, dass ich nach Sturmtal möchte? Das hast du für mich entschieden, ein eigener Willen war mir zu diesem Zeitpunkt fremd. Doch du hattest natürlich recht. Auch wenn es mir hier besser geht, werde ich mich nur in Sturmtal wirklich erholen können.“ Er schloss kurz die dunkelbraunen Augen. „Ich bezweifle allerdings immer noch, dass es dazu kommen wird“, fügte er nach einer Pause hinzu.

„Sag so etwas nicht! Was ist mit der Hoffnung, die du früher immer verspürt hast?“, fragte Eara empört, aber auch immer noch lächelnd. Bragor auf die Zeit vor seiner Gefangenschaft anzusprechen war ein mutiger Schritt, doch sie vermutete, dass es ihm jetzt mehr helfen als schaden würde.

Der Tarus sah ihr müde in die Augen. „Wir haben uns alle verändert! Ich habe meine Hoffnung verloren und du deinen Humor!“

Eara lachte leise auf. „Ich hatte niemals sonderlich viel Humor, Bragor. Das weißt du doch ganz genau.“

Nun lachte auch Bragor kurz, doch sein Lachen ging schnell in ein gequältes Husten über. Eara ergriff seine Hand und drückte sie sacht, bis es ihm wieder besser ging. „Ach Eara, ich vermisse Sturmtal. Aber wahrscheinlich langweile ich dich, schließlich hast du inzwischen noch deutlich mehr erlebt als ich.“

„Unsinn!“, erwiderte Eara sanft. „Was du in der Winterburg durchgemacht hast, ist mehr als ich mir vorstellen kann.“ Ein Schatten huschte über Bragors Gesicht und Eara hätte sich verfluchen können, wenn das nicht eine völlig überflüssige Verschwendung ihrer Zeit gewesen wäre. Sie war zu schnell gewesen! Für den Moment würde ihre Anwesenheit ihm auch nicht mehr nützen. „Ich fürchte, ich muss weiter, Bragor!“, sagte sie traurig.

„Geh nur, Eara. Ich weiß zu schätzen, welche Zeit du bereits für mich verschwendet hast.“

Eara lächelte noch breiter als zuvor. „Ich würde es jederzeit wieder tun!“, äußerte sie sanftmütig. Dann erhob sie sich, winkte Bragor noch kurz zu und drehte sich dann um.

Während sie zum Ausgang der Hütte der Genesung schritt, verschwand das Lächeln gänzlich von ihren Lippen. Sie schlug den Vorhang zur Seite und sah sich dem blauhäutigen Leander gegenüber. Auf seinen Rücken war sein ungewöhnlicher Stab aus knotigem Holz geschnallt, dessen Spitze beinahe etwas wie eine Hand zu formen schien. „Eara!“, begrüßte er sie leise, „Du bist ja doch noch imstande, Gefühle zu zeigen.“ Niemand besaß so scharfe Ohren wie ein Blinder.

Gemeinsam gingen sie zurück zum Baum der Lieder. Nach einer Weile antwortete Eara: „Es fällt mir leicht, Anteilnahme vorzutäuschen.“

„Vorzutäuschen?“, echote Leander, „Willst du damit etwa sagen...“

„Oh bitte, hast du etwa geglaubt, die Gefühle wären echt? Dann bist du ein wirklich miserabler Seher. Ich fühle schon lange nichts mehr. In meinem Inneren ist ein bodenloser Abgrund, der alles verschluckt hat. Wo früher Liebe und Güte waren, ist jetzt nichts als Dunkelheit.“

Bei diesem Wort zuckte Leander unmerklich zusammen. Dann sagte er: „Ich halte es für falsch, Bragor nach Sturmtal zu bringen. Ich denke, hier, wo er sich schon wieder erholt, wird er eher gesund werden.“

„Hast du ihn nicht gehört? Er selbst ist inzwischen auch der Meinung, dass es ihm dort am besten gehen wird.“

Leander lächelte gequält. „Mag sein. Aber ich denke, er irrt sich. Ich denke, ihr irrt euch beide.“

Eara blickte den Seher scharf an. Verheimlichte Leander etwas? Hatte er ein persönliches Interesse daran, wenn Bragor nicht zurück nach Sturmtal kehrte? Nein, wohl kaum. Was war es dann? Leander würde so etwas nicht nur aufgrund von unbegründeten Spekulationen von sich geben. „Leander“, fragte Eara, „hattest du eine Vision?“

Leander zögerte kurz. „Nein“, sagte er anschließend, „Nur ein ungutes Gefühl...“

Sie liefen schweigend nebeneinander her. „Apropos Gefühl. Was ist mit deinen geschehen?“, fragte er schließlich. „Wohin sind sie verschwunden?“

Eara öffnete ihre Hand und ihre Schatten formten darüber die kleine Figur einer Magierin mit langem, schwarzen Stab. Eara betrachtete sie nachdenklich, dann ballte sie die Hand zur Faust und die Figur verschwand. „Ein Dunkler Magier“, begann sie, „und damit meine ich nicht jemanden, der ab und an Dunkle Magie verwendet, sondern sie täglich benutzt und sich ihr ganz ausliefert, ein solcher Dunkler Magier kann zwei Wege gehen:

Den Weg des Feuers...“

„Und den des Turmes?“, spekulierte Leander.

Eara schüttelte den Kopf, bis ihr auffiel, dass das im Gespräch mit einem Blinden nichts brachte. „Nein, ein solcher Magier steht schon weit über den beiden Orden. Er wählt zwischen dem Weg des Feuers und dem Weg des Eises. Entscheidet er sich für das Feuer, dann wird seine Glut seine Freunde wärmen und sein Rauch seine Feinde ersticken. Sein Handeln wird von seinen Gefühlen bestimmt, von seiner Liebe ebenso wie von seinem Hass. Doch irgendwann wird der Hass triumphieren, denn das ist das Wesen der Dunklen Magie. Und dann wird das Feuer in ihm alle um sich herum verbrennen, seine Feinde ebenso wie die alten Freunde und schließlich ihn selbst. So wird der Magier gelehrt von Zorn und Grausamkeit und ist nicht mehr als eine leere Hülle, gefüllt mit Dunkler Magie. Das ist der Weg, den Varkur ging.“

Sie erreichten die Pforte in den Baum der Lieder. Leander ging mit schlafwandlerischer Sicherheit voran und Eara folgte ihm, ohne zu wissen, wohin er sie führte. Sie erklommen die spiralförmige Treppe und nach einer Weile setzte Eara ihren Monolog fort: „Wählt der dunkle Magier dagegen den Weg des Eises, dann wird sein Herz erkalten. Jegliches Gefühl wird für immer ausgelöscht, Liebe ebenso wie Hass, Freude wie Trauer, Glück wie Leid, Tapferkeit wie Furcht. Das ist der einzige Weg, um dem Hass auf Dauer widerstehen zu können. Der Weg des Eises ist ein einsamer Weg, doch wenn man ihn weit genug gegangen ist, dann spielt Einsamkeit keine Rolle mehr.“ Immer weiter gingen sie die Treppe hinauf. Wohin Leander sie wohl führte?

Schließlich ergriff der Seher das Wort. „Wenn dich nichts mehr mit den Helden und den Andori verbindet, warum hilfst du ihnen dann?“, fragte er.

„Mein Körper wird nicht mehr von den Gefühlen, sondern vom Verstand geleitet. Was meinst du, Leander, wonach sollten wir streben?“

„Die meisten würden wohl sagen, wir sollten nach dem Willen diverser Götter leben“, erwiderte Leander spöttisch.

„Götter!“, seufzte Eara. „Nach welchen Göttern denn? Nach Mutter Natur, nach den Zwillingsgöttern Zha'bia und Kaoma'quul, nach Ullgrasch, Brak und den anderen Götzen der Trolle, nach Fornur, dem fast vergessenen Feuergott der Zwerge? Ich habe auf meinen Reisen nichts gefunden, was auf die Existenz von nur einem von ihnen hinweist. Wenn man bedenkt, von wie vielen Göttern, zu denen einst gebetet wurde, wir vermutlich nicht einmal mehr etwas ahnen, wie viele im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten sind, dann spricht die Wahrscheinlichkeit, dass wir ausgerechnet den erwischen, der wirklich existiert, doch gegen uns. Nach allem was wir wissen, kamen die Drachen auch gut ohne Götter aus.“

Leander lachte leise. „Sei vorsichtig, Eara, wir befinden uns in einem der höchsten Heiligtümer für Mutter Natur. Und wenn ich mich nicht irre, dann ist sie die Göttin, zu der inzwischen fast die gesamte bekannte Welt betet. Selbst die Zwerge sind mittlerweile konvertiert, obwohl sie in ihren Stollen von der Natur so viel nicht mitbekommen. Ich erinnere mich noch gut an einen Priester Fornurs. Er konnte ganz erstaunliche Dinge tun.“ Er lachte leise in sich hinein.

„Die Götter sind mir gleich“, knüpfte Eara an ihre Rede an. „Doch es gibt etwas anderes, was wir alle suchen. Jeder Mensch, jeder Zwerg, jeder Tarus, jeder Skral, jedes Tier. Sie alle haben gar keine andere Wahl, als zufrieden sein zu wollen, und welches Ziel sie sonst auch immer anführen ist nicht mehr als eine billige Ausrede. Doch das eigene Wohlergehen ist abhängig von Gefühlen des Glücks, der Freude, der Euphorie ...“ Sie brach ab.

Leander ergänzte ihren Gedanken: „Und ein Dunkler Magier, der den Weg des Eises beschreitet, verspürt weder Glück noch Freude. Ich verstehe. Dein ganzes Streben richtet sich also danach, andere so glücklich wie möglich zu machen?“ Leander war klug, unbestreitbar.

„Genau. Weder gibt es etwas, das mir Genugtuung verschafft, noch könnte etwas mir ein Leid zufügen. Sicher, ich spüre Schmerzen, doch sie sind ohne Bedeutung für mich. Ich nehme sie wahr, so wie ich die Farbe rot wahrnehme. Das einzige was zählt, ist das Wohl anderer, für mich selbst gibt es weder Gutes noch Schlechtes.“

Leander überlegte. „Was ist mit unseren Feinden?“, fragte er dann. „Wenn es dir darum geht, andere glücklich zu machen, warum hast du dann geholfen, die Krahder zu vernichten? Zählt ihr Wohl etwa nicht?“

Immer weiter stiegen sie den Baum empor. Noch weiter oben befanden sich nur noch die Schwarzen Archive, die Kammern des Obersten Bewahrers und die große Aussichtsplattform.

„Ihr Wohl ist ebenso wertvoll wie das aller anderen“, antwortete Eara. „Doch dank ihrer Taten mussten andere leiden. Die Welt ist ohne sie besser dran.“

Leander dachte eine Weile nach. „Ein allzu schnelles Urteil, meinst du nicht?“

Erinnere dich an früher, flüsterte die schwache Stimme. Erinnere dich an deine Gnade. An dein Mitleid. Diese Gefühle sind keine Schwäche.

Die Sehnsucht, endlich wieder eine Emotion zuzulassen, und sei es nur Mitleid, war groß. Doch Eara würde der Verlockung nicht nachgeben. Nie wieder! Sie hatte ihre Lektion gelernt und sie musste nur an die schrillen Schreie zurückdenken, um sich in ihrem Entschluss zu stärken. Alle Emotionen waren Schwäche. Ohne jede Ausnahme.

Ohne weiter auf die leise Stimme zu achten, meinte sie: „Wenn ich die Leben von Wenigen gegen das Leid der Vielen abwäge, dann werden die Vielen gewinnen. Unsere Feinde zu verschonen wäre dumm und unverantwortlich. Oder muss ich dich an das Schicksal Varkurs erinnern?“

„Nein.“ Die Antwort kam mit solcher Selbstverständlichkeit, dass Eara kurz innehielt. Leander kam ihrer Frage zuvor. „Du kennst doch meinen Wissensdurst. Selbstverständlich habe ich mir von allen euren Abenteuern berichten lassen.“ Die Worte kamen glatt und fast zu schnell über seine blauen Lippen und sein Lächeln war derart unschuldig, dass sie sich sicher war, nicht die ganze Wahrheit gehört zu haben.

Doch ehe sie nachfragen konnte, blieb Leander ohne zu zögern exakt vor der Tür stehen, die in die Gemächer des Obersten Priesters führte. Melkart hatte sie nie genutzt, Farrun jedoch hatte sich hier einquartiert. „Da wären wir“, sagte er. „Ich bin schon gespannt, was Drukil zu berichten hat.“

Später Vormittag, 16. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder; Wachsender Wald

Drukil hatte tatsächlich so einiges zu berichten. Seine Stimme bebte, während er von seinen Erlebnissen erzählte. Eara hörte aufmerksam zu und fragte sich zugleich, weshalb er nicht gestern, als er noch in Gestalt eines Bären unterwegs war, seinen Geist für sie geöffnet hatte. Sie hätte seine Erinnerungen sehen können, und Thorn, dem das schlechte Gewissen nun auf die Stirn geschrieben stand, hätte den Gor nicht leichtfertig erschlagen.

Ebenso aufmerksam wie Chada, Thorn und Leander lauschten auch Farrun und Melkart auf Drukils Worte. Die Anwesenheit des Obersten Bewahrers Farrun war naheliegend,

schließlich war das alles in dem Wald geschehen, für den er zu sorgen hatte, doch weshalb war Melkart hier? Konnte er sich nicht daran gewöhnen, nicht länger Oberster Bewahrer zu sein? Der ehrwürdige Bewahrer mit den schulterlangen grauen Haaren und den strengen Falten war in grüner Kleidung jedenfalls ein ungewohnter Anblick. Wahrscheinlicher aber war, dass Farrun klug genug war, nicht auf seine Erfahrung und seinen Rat zu verzichten.

Als Drukil ausgeredet hatte, sprang Farrun auf. „Ich lasse sofort einige Bewahrer den Kadaver des Gors bergen. Möglicherweise lassen sich an ihm noch Spuren feststellen.“

Drukil schüttelte den Kopf. „Ich habe ihn mitgebracht. Er liegt da unten“, er machte bei diesen Worten eine unbestimmte Geste, „unter einer Fichte. Aber was bedeutet das alles?“

Chada erhob sich ebenfalls: „Ist das nicht eindeutig? Irgendwie haben die Krahder, oder zumindest ihr Wissen um die Schwarze Hexerei, überlebt. Und unsere Aufgabe ist es, dieses Wissen endgültig zu vernichten! Wir müssen mehr herausfinden. Es muss irgendwelche Spuren geben. Warum geschieht dieser Vorfall erst jetzt, nachdem die Krahder vernichtet wurden? Ist der Hexer etwa mit uns nach Andor gekommen?“

„Warum müssen wir dieses Wissen *vernichten*?“, warf Leander ein. „Wir dachten bisher, die Natur habe das für uns erledigt, aber wenn es überlebt hat, dann ist das doch vorteilhaft. Vielleicht lassen sich die Fähigkeiten der Krahder auch zum Guten einsetzen. Wir sollten bedenken, dass der unbekannte Hexer ausgerechnet einen Gor als Opfer erkor, was in meinen Augen dafür spricht, dass er auf unserer Seite stehen könnte. Allerdings habe ich die Befreiten bereits auf unserem Rückweg befragt. Sie alle gaben vor, kaum etwas über die Hexerei der Krahder zu wissen. Es ist ein Jammer!“

Drukil schüttelte sich leidenschaftlich. „Das Wissen soll besser verloren gehen. Die Hexerei ist fast so schlimm wie...“

Er sah zu Eara und brach ab. Die Magierin wusste, dass er an die Dunkle Magie gedacht hatte. Nun ergriff sie selbst das Wort: „Ich stimme Leander zu. Kein Wissen ist generell schlecht, es kommt darauf an, wie es eingesetzt wird. Die Krahder nutzten ihre Kenntnisse, um andere Völker zu unterdrücken, doch in unseren Händen könnten wir damit so viel Gutes tun. Skelette könnten einen Teil unserer Arbeit übernehmen, sie könnten Gebäude bauen, Felder bestellen und Fische fangen. Alle ungesunden, anstrengenden und gefährlichen Aufgaben wären nun die Aufgabe der Toten. Überlegt nur, was das für die Zukunft bedeutet.“

„Nein!“, rief Drukil und sprang auf. „Die Hexerei ist falsch, verdorben und widerlich! Sie stört die Natur und macht alles kaputt! Sie muss beendet werden, für immer!“

Auch Eara stand auf. „Wir sollten keine Möglichkeit, die Zukunft in solchem Maße zu verbessern, einfach verwerfen, nur weil sie bisher missbraucht wurde.“ Die Schatten zu ihren Füßen ballten sich bedrohlich hinter ihr auf. „Es wäre unsinnige Verschwendung, eine solche Gelegenheit wegzuwurfen, nur aufgrund eines schlechten *Gefühls*. Die Hexerei ist nichts als ein willenloses Werkzeug, ebenso wie ein Messer ... oder die Dunkle Magie. Wichtig ist, zu welchem Zweck sie benutzt wird. Man kann sie einsetzen, um zu zerstören.“ Bei diesen Worten verdunkelten die schwarzen Schlieren den ganzen Raum, krochen vor die Fenster, schwoilen an, bis sie die Luft wie Rauch erfüllten.

„Oder man kann sie einsetzen, um zu helfen und Neues zu schaffen.“ Sie ließ die Dunkelheit über dem Tisch in der Mitte des kreisrunden Raumes zusammenfließen. Die dunkeln Schwaden verschwanden aus der Luft vor den Fenstern und aufgrund der vorherigen Finsternis schien der Raum nur noch heller zu strahlen. Die Schatten vereinigten sich zu einem großen, versponnenen Kunstwerk, sich ewig kunstvoll verändernd und

rotierend, zugleich wunderschön und bedrohlich.

„Oder man vernichtet sie komplett und lässt all die beispiellosen Chancen hinter sich.“ Das Kunstwerk zerbarst mit einem lautlosen Knall und die Schatten nahmen die Form von unzähligen Scherben an und schwebten zu Boden. Eara befahl die Dunkelheit zu sich zurück. Sie schrumpfte, floss in die Ärmel ihrer Kleidung und verdichtete sich auf Earas Schatten am Boden, bis nichts mehr von ihr zu sehen war.

„Wenn das Wissen der Krahder im Besitz unserer Feinde ist, dann ist es gefährlich und muss vernichtet werden, doch wenn wir es erhalten könnten, dann bietet das großes Potential!“ Eara setzte sich wieder. Sie überlegte, ob sie mit ihren Effekten womöglich übertrieben hatte. Doch die anderen wirkten nachdenklicher als zuvor, was sie als gutes Zeichen wertete. Einzig Leander war ungerührt, aber der Blinde hatte vermutlich ohnehin nichts von ihren Schattenspielen mitbekommen.

Es verging einige Zeit, bis Drukil schließlich rief: „Gut, wir haben es gesehen. Du bist begeistert davon! Du willst noch mehr Macht beherrschen. Aber ich finde das falsch! Absolut falsch!“ Mit diesen Worten stürmte Drukil aus der Kammer und polterte die knarrende Wendeltreppe hinunter.

Der Hautwandler irrte sich. Eara war nicht begeistert von der Hexerei, genau so wenig wie von allem anderen. Sie hielt den Versuch, sie zu beherrschen, für richtig, also tat sie alles in ihrer Macht stehende, um das zu verwirklichen. Doch Begeisterung steckte nicht dahinter.

„Ich muss Drukil beipflichten“, äußerte sich nun auch Farrun. „Die Toten für sich arbeiten zu lassen ist pietätlos. Ihre Körper sollten unangetastet bleiben. Sie arbeiten zu lassen entspräche genau der Sklaverei, die ihr zu beenden suchtet.“

Eara schüttelte leicht den Kopf, doch Leander kam ihr mit seiner Antwort zuvor: „Es ist etwas völlig anderes, ob wir tote Körper für uns arbeiten lassen oder lebendige Menschen und Zwerge. Soweit wir wissen hat das Vieh auf unseren Feldern weit mehr Gefühle, als es die belebten Skelette der Krahder hatten.“

Farrun funkelte den Seher an, doch der reagierte darauf natürlich nicht. Auch Farrun schien schnell einzusehen, dass ein Blinder mit Blicken nicht einzuschüchtern war, also antwortete er: „Ihr habt keinen Respekt vor der Totenruhe, Leander. Mutter Natur lehrt uns, dass Nekromantie ...“

Eara stöhnte innerlich auf. Melkart hatte niemals Bezug auf Mutter Natur genommen. Natürlich war auch er der Oberste Priester seiner Göttin gewesen, dennoch hatte er sich hauptsächlich um weltliche Dinge gekümmert. Aber Farrun schien ein äußerst frommer Mann zu sein, nicht so säkular wie sein Vorgänger. Er war klug, gerecht, trotz seines durchschnittlichen Äußeren charismatisch und besaß die Fähigkeit, in kürzester Zeit die richtige Entscheidung zu fällen. Er war zweifellos ein sehr guter Anführer, doch diese Frömmigkeit würde ihm noch zum Verhängnis werden. Sein Glaube schränkte ihn in seiner Entscheidungsfähigkeit ein, davon war Eara überzeugt. Sie unterbrach ihn: „Ich dachte, es zählt einzig die unsterbliche Seele, für die der Körper nur ein Behältnis ist? Wenn wir sterben, dann bringt unser Tod neues Leben hervor. Die Seele wird wiedergeboren, während der Körper die Natur nährt. Ewiger Kreislauf und so. Wieso ist es dann von Bedeutung, was sonst noch mit ihm geschieht?“

Farrun wirkte kurz erstaunt, dass Eara ihn auf eine der vielen widersprüchlichen Stellen in den heiligen Schriften seiner vierundzwanzig Propheten aufmerksam machte, doch er sammelte sich schnell wieder. „Aus Euren Worten klingt entweder Unwissenheit oder

Häresie. Im Namen anderer Götter wurden schon Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Doch die Heilige Mutter predigt Liebe und Vergebung, sie wird euch nicht für Eure Worte verurteilen.“ Er klang fast enttäuscht bei diesen Worten. „Die Nekromantie jedenfalls ist eine Sünde, so viel ist sicher.“

„Ein Haus mit vielen Wänden“, sagte Leander und lehnte sich zurück. Eara hatte keine Ahnung, wovon der Seher sprach, aber sie bemerkte interessiert, dass Farruns Gesicht sich noch weiter verfinsterte und Chada leicht schmunzelte.

Thorn räusperte sich. „Ich denke, bevor wir überlegen, ob wir das Wissen vernichten wollen oder nicht, sollten wir vielleicht erst einmal mehr herausfinden. War es überhaupt die Hexerei der Krahder? Wer beherrscht diese Fähigkeiten, Freund oder Feind?“

„Wir brauchen mehr Informationen!“, ergänzte Chada, „Erst dann können wir entscheiden.“

Beide standen exakt gleichzeitig auf. Auch Melkart, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte, erhob sich. „Soll ich auf den Schriftrollen in unseren Archiven nach einem vergleichbaren Vorfall suchen?“, fragte er Farrun.

Der nickte nur geistesabwesend, dann jedoch blickte er die vier Helden nachdenklich an. „Wo wir gerade schon von Schriftrollen sprechen, fällt mir ein, dass ein wertvolles Pergament aus unseren Archiven verschwunden ist, während ihr vor einem Jahr hier wart.“

Thorn blickte ihn empört an. „Willst du etwa andeuten, wir hätten ...“

Farrun unterbrach ihn schnell. „Bei der Mutter allen Lebens, selbstverständlich nicht. Es war keine Schriftrolle aus den Schwarzen Archiven, ihr hättet sowieso Zugriff darauf gehabt. Ich wollte es lediglich erwähnen, vielleicht wisst ihr ja etwas darüber.“

Leander lauschte aufmerksam. Jetzt fragte er: „Um was für eine Schriftrolle handelt es sich denn?“

Farrun lächelte ihn an und Eara war erstaunt, dass er den Streit so schnell hinter sich gelassen hatte. Die Vergebung, die seine Göttin predigte, schien er ernst zu nehmen. „Ein religiöser Text von den Anfängen der Bewahrer. Der erste Oberste Priester – ein blinder Bewahrer namens Themauros – verknüpfte den herkömmlichen Schöpfungsmythos um Mutter Natur mit einigen ungewöhnlichen Elementen. Der Text ist allerdings eher wegen seines beträchtlichen Alters und nicht wegen seiner theologischen Bedeutung wertvoll.“ Er schüttelte traurig den Kopf. „Ich erwarte nicht, dass ihr etwas über das Verschwinden wisst, aber ich konnte ja fragen.“

Themauros. Der Name kam Eara bekannt vor. Irgendwo hatte sie ihn schon einmal gehört, da war sie sich sicher. Und sie meinte zu erkennen, dass auch Leander angestrengt nachdachte. Auch er schien eine lang vergessene Erinnerung auszugraben. Doch ehe einem von ihnen einfiel, woher sie den Namen des ersten Obersten Priesters kannten, ergriff Chada das Wort: „Wenn der Text tatsächlich von Themauros stammt, dann muss er eineinhalb Jahrtausende alt sein. Haben wir nicht Abschriften von allen älteren Texten?“

Melkart lächelte warm. „Ich sehe, du hast nicht alles vergessen, was ich dich lehrte“, sagte er leise. „Aber von dieser Schrift gibt es keine Abschrift, denn sie war auf Steinbärenhaut festgehalten.“ Da er verwunderte Blicke erntete, ergänzte Melkart: „Die Steinbären waren große Bären mit grauem Fell, die hier an der Küste des Wachsamens Waldes lebten. Ihre Haut eignete sich deutlich besser zum Beschreiben als Ziegen- oder Schafshaut. Texte auf Steinbärenhaut verblichen nicht, das Pergament wurde nicht brüchig, war wasserabweisend und nicht brennbar. Das verschwundene Pergament könnte also tatsächlich noch das Original gewesen sein. Leider sind die Steinbären alle tot.“

Ausgestorben.“ Wie gut, dass Drukil den Raum bereits verlassen hatte.

Farrun schnaubte zornig. „*Ausgerottet* wäre das passendere Wort. Ausgerechnet die Priester von Mutter Natur vernichteten eines ihrer Wunder. Aber ich denke, ihr versteht nun, weshalb wir es nicht für nötig erachteten, zwei verschiedene Exemplare des Textes aufzubewahren.“

„Das tun wir“, sagte Chada. „Leider fürchte ich, dass wir nicht weiterhelfen können. Vor unserer Reise ins Gebirge haben wir uns mit anderen Texten befasst.“ Farrun nickte mit einem enttäuschten Lächeln auf den Lippen, erhob sich würdevoll und verließ nach einer knappen Verabschiedung den Raum, dicht gefolgt von Melkart, Chada und Thorn. Zurück blieben nur Leander und Eara.

„Du hast gelogen“, sagte der Seher plötzlich. „Du hast gesagt, Dunkle Magie sei ein bloßes Werkzeug, aber das stimmt nicht. Die Dunkle Magie hat ihren eigenen Willen, das weißt du.“

„Da hast du recht, Leander. Die Dunkle Magie ist nicht ein willenloses Werkzeug, sondern ein wildes Tier, das dich jederzeit zu verschlingen droht. In allem, was existiert, liegt eine Ordnung, doch die Dunkle Magie vernichtet diese Ordnung, vernichtet den Willen, der hinter den Ideen steckt. Ein Magier kann den vernichteten Willen durch seinen eigenen ersetzen, aber die Dunkle Magie wird stets versuchen, das Ding, das kontrolliert werden soll, zu pervertieren, es so böse und verdorben wie nur möglich zu machen. Ja, die Dunkle Magie hat einen eigenen Willen, und ja, je mehr ein Magier sie verwendet, desto mehr liefert er sich ihr aus, selbst wenn er dem Weg des Eises folgt. Ja, Leander, ich habe gelogen. Aber eines musst du bedenken: Dunkle Magie mag von einem unbeseelten Werkzeug verschieden sein, doch eine Lüge ist ganz genau wie ein Werkzeug: vollkommen willenlos, weder gut noch schlecht. Erst der Zweck der Lüge entscheidet darüber. Und ich habe gelogen, um etwas Gutes zu erreichen.“

Leander lachte. „Das sollte keine moralische Wertung sein, Eara. Ich selbst habe schon oft genug gelogen.“ *Zum Beispiel vorhin*, dachte Eara.

Der Seher stand auch auf, doch ehe er gehen konnte, hielt Eara ihn am Ärmel fest. „Leander?“, fragte sie. „Du sagtest, du hast einen Priester Fornurs kennengelernt. Wie alt bist du?“

„Ich war ein junger Mann, als Orweyn die Magischen Waffen schmiedete. Ich war Zeuge der großen Seeschlacht gegen die Mächte des Meeres, ich hatte mein Augenlicht längst verloren, als sich die beiden Zaubererorden voneinander abspalteten. Dass Brandur versuchen würde, durch das Gebirge zu fliehen, wusste ich bereits Jahre im voraus. Achtzehn Dutzend Jahre ist es jetzt her, dass ich geboren wurde. Ich bin deutlich älter, als ich aussehe, Eara.“

Noch jemand, der unwahrscheinlich alt wurde. Ein Segen des Landes? Sie bezweifelte, dass Leander in solchem Maße davon betroffen war. Er war kein Mensch, das war die Erklärung für sein Alter. Oder? „Zweihundertsechzehn Sommer. Ist das normal für ... jemanden deiner Art?“

Leander schüttelte nur traurig den Kopf. „Ich kenne niemanden von meiner Art außer meine Familie, und die wurde ermordet, als ich noch ein Kind war. Ich habe lange nach jemandem wie mir gesucht, doch ich habe nichts gefunden. Keine Person, keine Erinnerung, kein Zeugnis. Es gibt keine Berichte über Menschen mit blauer Haut, keine Städte, die sie erbaut haben, keine Sprache, die sie benutzten. Sie könnten aus dem Meer gestiegen oder vom Himmel geflogen sein, doch falls dem so ist, sind sie ebenso spurlos wieder dorthin

verschwunden. Vielleicht wurden sie von anderen Arten ausgerottet, alles, was an sie erinnerte, zerstört. Vielleicht waren meine Eltern auch einfach Opfer eines magischen Experiments. Die Wahrheit lautet: Ich habe nicht die geringste Ahnung.“ Leander befreite seinen Arm aus ihrem Griff und verließ ebenfalls den Raum. Eara jedoch saß noch eine ganze Weile da.

In dieser Nacht wurde das Hadrische Meer von einem Sturm heimgesucht, der seinesgleichen suchte. Es begann, kaum dass die Sonne untergegangen war. Dunkle Wolken näherten sich von Norden, die den Himmel bedeckten und die vielen Sterne sowie den Vollmond verschluckten. Regen peitschte vom Himmel und Blitze zuckten durch die Nacht. Die Wellen türmten sich zu Bergen aus Wasser auf, welche so manches Schiff verschlangen. In Sturmtal pfiff der Wind durch die hohen Felszacken und spielte ein grausames Lied. In Silberhall waren die Zwerge die ganze Nacht damit beschäftigt, mittels komplizierter Vorrichtungen Wasser aus ihren Gängen zu pumpen.

Etwa zwei Stunden nachdem der Sturm begonnen hatte, erschien über der Ruine von Klippenwacht ein Schatten, der noch eine Stunde zuvor bei einer anderen Ruine gewesen war. Er schwebte in der Luft, von Wind und Wasser unbeeindruckt, und begann mit einer vollen Stimme, die das Tosen der Elemente übertönte und über das gesamte Hadrische Meer zu vernehmen war, seine Botschaft vorzutragen. Kaum ein Bewohner der Nebelinseln war imstande gewesen, einzuschlafen, doch die Stimme hielten die meisten für einen bösen Traum und vergaßen sie schnell wieder.

In der Ruine Klippenwachts jedoch stand ein bleicher Jüngling von neunzehn Sommern auf und trat zwischen Steinen hervor, hinter denen das Gasthaus stand, in dem er zusammen mit vielen anderen Schutz gesucht hatte. Er hielt die Stimme nicht für einen Traum und die Neugierde trieb ihn in die Kälte. Es war windig, nass und finster, sodass der junge Mann nicht viel sah. Doch sein Blick richtete sich zufälligerweise in jenem Moment zum Himmel, als ein gleißender Blitz die düstere Szenerie erhellte. Nur einen Augenblick war der Schemen zu sehen gewesen, doch er war deutlich zu erkennen gewesen. Vor allem eines sollte dem jungen Mann im Gedächtnis bleiben: Die schwarze, gezackte Maske, in welcher der Blitz sich spiegelte, und die beiden stechenden, weiß funkelnden Augen.

Der bleiche Mann hätte in diesem Regen nichts aufschreiben können, doch die unheilvollen Worte prägte er sich genau ein. Als das nächste Mal ein Blitz zuckte, war der Schatten verschwunden. Der junge Mann rannte durch den strömenden Regen zurück zum Unterschlupf, um zu berichten.

Eine Stunde darauf verließ ein Falke die Ruinenstadt. Um seinen Fuß war eine Nachricht gebunden und das Tier flog tapfer durch den Sturm. Die Böen schleuderten es umher, doch der Vogel verließ nicht seinen Kurs und flog geschwind nach Süden. Als der Falke mit seinen scharfen Augen endlich die bewaldete Küste erspähte, war er am Ende seiner Kräfte. Mühsam legte er auch die letzte Strecke noch hinter sich und flog auf einen gewaltigen Baum zu. Zusammen mit dem Falken war auch der Sturm nach Süden gewandert, und so kam es, dass in dem Moment, als er seine Füße zur Landung ausstreckte, ein letzter Windstoß das arme Tier ergriff und mit einem Ruck gegen den Stamm schmetterte. Der Falke schrie gequält auf und trudelte zu Boden. Erst im letzten Moment wurde er von schwarzen Schlieren ergriffen, die ihn durch eines der Fenster ins Innere des Baumes zogen.

Späte Nacht, 16. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Schon die ganze Nacht hatte sich der Winter mit einem eisigen Nordwind angekündigt, und bald waren auch die ersten dunklen Wolken aufgezogen. Irgendwann hatte es begonnen zu regnen, erst langsam, dann plötzlich goss es wie aus Kübeln. Der Wind fuhr durch den Wachsenden Wald und riss gewaltige Bäume um, nach einiger Zeit hatte sich der Regen in Hagel verwandelt. Niemand hatte schlafen können, auch Eara nicht. Die Bewahrer versuchten, die größten Schäden zu verhindern, doch als der Wind immer stärker wurde, hatte Eara befürchtet, einer der kolossalen Äste des Baumes der Lieder könnte abbrechen und Dutzende erschlagen. Sie war hinaufgestürzt und hatte vorgehabt, den Baum mit ihrer Zauberei zu verstärken. Auch wenn sie keine Hemmungen mehr hatte, Dunkle Magie zu verwenden, hieß das nicht, dass sie die Möglichkeiten der Zauberei übersah. In Situationen wie dieser kam man mit ihr ebenso schnell zum Ziel. Earas Bemühungen hatten sich allerdings als sinnlos erwiesen, der Baum der Lieder trotzte dem Sturm wie ein Berg, die Windstöße konnten ihn nicht gefährden.

Dennoch war es gut, dass Eara den Baum bestiegen hatte, denn nur so hatte sie den Falken ausmachen können, der durch den Sturm flog. Ihre Schatten trugen das verletzte Tier sanft durch die Fensteröffnung, doch Eara spürte das Verlangen in ihnen, den Vogel in der Luft zu zerreißen. In ihrer Dunkelheit verbarg sich der Hass auf alles, was fühlte und dachte, der Hass auf alles Lebendige, letztendlich sogar der Hass auf *alles*, egal ob lebendig oder nicht. Die Dunkle Magie hätte am liebsten jedes Tier, jede Pflanze und jeden Stein zu Staub zermahlen. Doch Eara gebot über sie und so geschah nichts davon.

Der Falke schwebte vor ihr in der Luft und mit ihrer freien Hand zog Eara die Nachricht von seinem Bein. Eine kleine Schriftrolle, gegen den Regen mit Wachs beschichtet. Die Botschaft war wichtig, das war Eara klar, nachdem sie die Worte gelesen hatte. Nachdenklich betrachtete sie den Falken. Der Vogel hatte sich durch diesen fürchterlichen Sturm gequält, war den weiten Weg von Klippenwacht bis hierher zum Baum der Lieder geflogen. Doch jetzt hatte er sich im letzten Moment seiner Reise den linken Flügel und die Wirbelsäule gebrochen. Der Falke zitterte vor Kälte und Schmerz. *Ein tapferes Tier*, flüsterte die Stimme der Schwäche.

Die Schlieren schlugen schnell und gnadenlos zu, drehten dem Vogel den kleinen gefiederten Hals um. Dann ließ Eara ihn achtlos aus dem Fenster fallen. Eine gebrochene Wirbelsäule konnte niemand heilen, jeder weitere Moment hätte ihm nur zusätzliche Schmerzen bereitet. Schnell schritt Eara die große Treppe hinab, während sie über die Nachricht grübelte, die überbracht worden war:

Teure Freunde, verehrte Helden von Andor;

Bitte begeht euch so schnell wie möglich zur Ruine von Klippenwacht. Dringende Ereignisse fordern eure Aufmerksamkeit und Anwesenheit.

Euer Freund und Waffenbruder

Stinner



f – Die Botschaft des Rates

Später Vormittag, 19. Herbsttag 76 a.Z.

Hohe See südwestlich von Sturmtal, Hadrishes Meer

Leander lehnte an der Reling der *Sturmrose* und lauschte der unruhigen See. Oh, wie er dieses Schiff hasste! Vor zwei Tagen waren sie alle an Bord gegangen; Chada, Thorn, Eara, Drukil, Bragor und er selbst. Das Handelsschiff hatte eigentlich nur Eara und Bragor abholen sollen, die einzigen, die in den Norden gewollt hatten. Doch die Botschaft von Stinner hatte dafür gesorgt, dass sie stattdessen alle diesen verfluchten Kahn betreten hatten.

Der Kapitän Borsar war ein abergläubischer Mann mit einer rauen Stimme, der neben seiner generellen Abneigung, Frauen mit an Bord zu nehmen, vor allem dagegen gewesen war, so kurz nach seiner Ankunft schon wieder auszulaufen. Die Waren, hauptsächlich Baumstämme, hatte er schnell verladen, aber er weigerte sich, in diesem Sturm in See zu stechen, obwohl er durchaus seine Ladung hätte sichern und mit halber Segelfläche hätte fahren können. „Der Zorn der drei Mächte!“ Jede Anmerkung, dass die Hälfte seiner Passagiere am Ende einer dieser drei Mächte beteiligt waren, hatte er geflissentlich überhört. Letztendlich war Kapitän Borsar nur mit viel Geld und guten Worten von der Dringlichkeit ihrer Reise zu überzeugen gewesen und Leander hatte die Vermutung, dass dabei das Geld die wesentliche Rolle gespielt hatte.

Doch inzwischen bereute er, dass sie so überhastet aufgebrochen waren. Der Sturm dauerte nun schon ihre gesamte Reise an und Leander hatte vor allem erfahren, dass sein Magen doch nicht so resistent gegen hohe Wellen und schlechtes Wetter war, wie er angenommen hatte. So hatte es sich ergeben, dass seine Mahlzeiten ein rasches Ende bei den Fischen fanden und dass sein Lieblingsplatz möglichst nahe am Wasser war. Wenigstens hatte er genug Weitblick besessen, die windabgewandte Seite zu wählen. Und dennoch ... Dass das ausgerechnet ihm passieren musste, zum ersten Mal seit über zweihundert Jahren. Ab und an hatte Drukil ihm Gesellschaft geleistet, bis der Hautwandler seine Ernährung auf trockenen Zwieback umgestellt hatte. Die übrigen Helden waren von der Seekrankheit

weitestgehend verschont geblieben. Aber er selbst war stets nur in seiner kleinen Kojе oder über die Bordwand gelehnt anzutreffen gewesen, die Schritte dazwischen kannte er mittlerweile auswendig. Das einzig Gute, was sich über die Fahrt sagen ließ, war, dass die *Sturmrose* eine gute Mannschaft besaß, das Schiff hatte niemals in Gefahr geschwebt, zu sinken. Doch abgesehen davon war die gesamte Reise einfach nur zum Kotzen.

Plötzlich ertönte von über ihm eine laute Stimme: „Land in Sicht!“ Endlich, wie sehr hatte Leander diesen Ruf herbeigesehnt! Sturmtal war in Sichtweite. Fast hätte er seine Gabe genutzt, um einen kurzen Blick auf die hohen Felszacken zu erhaschen, doch er konnte sich beherrschen.

Seine Visionen ... Besser, seine Gabe wurde so selten wie möglich eingesetzt. Seit jenem Tag im Gebirge hatte er noch zweimal im Traum eine Vision gehabt, jedes Mal mit den gleichen erschreckenden Bildern. Auch jetzt noch konnte er sie vor seinem inneren Auge sehen: Den brennenden Baum, die gezackte Maske, seinen Bruder Callem, das Mädchen im Schnee. Und natürlich die Dunkelheit, auch wenn *sehen* in diesem Fall das falsche Wort war. Diese Dunkelheit war der Grund, weshalb er bisher darauf verzichtet hatte, weitere Visionen herbeizurufen. Sie machte ihm Angst, und er konnte nicht einmal sagen, was er fürchtete.

Langsam wankte er zurück zu seiner Kojе. Sein Magen hatte sich wieder etwas beruhigt und wenn sie bald in Sturmtal wären, dann wollte er nicht ganz so wackelig auf den Beinen sein. Doch jetzt kreisten seine Gedanken um die Visionen, insbesondere um das Bild seines Bruders. Bragor war auf dem Weg nach Sturmtal, doch Callem würde ihn dort ermorden, das hatte Leander gesehen. Er konnte es zwar nicht verhindern, aber durchaus verzögern, am einfachsten, indem Bragor Sturmtal nicht erreichte. Falls Leander ihn überzeugen könnte, seine alte Heimat nicht zu besuchen, dann könnte Callem ihn dort auch nicht töten. Und vielleicht würde sein Bruder stattdessen doch einen anderen Tarus morden, der durch Zufall seine Hörner verloren hatte. So einfach ließ eine Zukunft sich abwenden. Hoffentlich.

Leander klopfte an die Holztür, die den Eingang zu Bragors Kajüte verschloss. Die brüchige Stimme des Tarus erscholl aus dem Inneren und bat ihn, hereinzukommen. Also schob Leander die Tür auf und trat einen Schritt nach vorne. Plötzlich durchzuckte ein dumpfer Schmerz seinen Schädel. Er stöhnte leise auf und duckte sich, um diesmal wirklich durch die Tür zu gehen. Verfluchter Kahn! Was mussten die Decken hier auch so niedrig sein?

„Oh, das sah unschön aus“, sagte Bragor leise. „Was möchtest du, Leander?“

Leander ging vorsichtig noch einen Schritt weiter und rieb sich seine noch immer schmerzende Stirn. „Bragor, sei begrüßt.“ Er legte eine kurze Pause ein, um seinen Mantel enger um sich zu ziehen. Es war verdammt kalt hier unten, sicher fror auch Bragor. „Ich habe über das Ziel deiner Reise nachgedacht. Hältst du es wirklich für klug, ausgerechnet an dem Ort gesund werden zu wollen, an dem dir deutlicher als irgendwo sonst vor Augen geführt wird, wie ... schwerwiegend deine Verletzungen sind? Stell dir nur vor, überall um dich herum sind all die gesunden Taren und du sitzt einsam vor deiner Hütte, kaum imstande aufzustehen. Im Wachsam Wald wurdest du gut versorgt und deine Verletzungen sind schnell verheilt. Ich halte es für besser, wenn du dorthin zurückkehrst.“

„Ich ... die Taren sind auch gute Ärzte. Und ich ging bisher davon aus, dass ich umgeben von meinem Volk am schnellsten heilen werde. Eara hat mir diesen Vorschlag unterbreitet und ich ... es schien mir eine gute Idee zu sein. Außerdem ... meinst du nicht, das kommt

ein wenig zu kurzfristig? Was meinst du, Eara? Hat Leander recht?“

Eara?! Der Tarus sprach so, als ob sie anwesend wäre. Entweder waren seine Verletzungen ernster als angenommen oder Leander hatte sich einen denkbar ungünstigen Zeitpunkt für seinen Besuch ausgesucht. Es stellte sich heraus, dass Letzteres der Fall war, denn nun sprach die Dunkle Magierin warm: „Ich stimme dir absolut zu, Bragor. Jetzt umzukehren wäre ein schwerer Fehler.“ Dann nahm ihre Stimme einen honigsüßen Klang an, als sie sagte: „Leander, komm doch bitte mit raus. Ich würde mich gerne mit dir unterhalten.“

Oh nein! So viel Pech konnte er doch nicht haben. Warum besuchte er Bragor ausgerechnet in dem Moment, in dem er schon Besuch hatte? Die unnatürliche Kälte hätte ihm auffallen müssen. Wortlos verließ Leander Bragors Kajüte wieder und dachte sogar daran, sich dieses Mal rechtzeitig zu ducken.

Eara schloss die Tür und folgte ihm, dann wurde Leander plötzlich wie von einer gewaltigen Faust gepackt und in die Luft gehoben. „Was fällt dir ein?!“, herrschte Eara ihn an. „Wenn du eine Vision hattest, dann teile das uns allen mit und wenn nicht, dann lass ihn gefälligst in Ruhe.“

„Eara!“, presste Leander mühsam hervor. „Niemand kann uns hier hören, du brauchst nicht so zu tun, als wärest du zornig.“

Sofort löste sie Faust auf, die ihn hochgehoben hatte, und Leander polterte unsanft auf den schwankenden Boden. „Intonation und Mimik können den Inhalt meiner Worte unterstreichen, auch wenn ich auf letztere im Gespräch mit dir verzichte“, sagte Eara tonlos. „Selbstverständlich bin ich nicht zornig, doch wenn ich so klinge, dann prägt sich meine Botschaft womöglich besser ein. Aber erkläre mir, warum du unbedingt vermeiden möchtest, dass Bragor nach Sturmtal kommt. Hattest du eine Vision, ja oder nein?“

Was, wenn er ihr jetzt sagen würde, dass er eine gehabt hatte? Er musste Callem schließlich nicht erwähnen, dass er Bragor auf Sturmtal sterben gesehen hatte, würde genügen. Doch dann würde Eara sich fragen, weshalb er das bisher verschwiegen hatte. Also griff er wieder auf seine alte Ausrede zurück: „Keine Vision, doch ich hatte und habe noch immer ein äußerst schlechtes Gefühl dabei. Nichts, was mit meinen Fähigkeiten in Verbindung stünde, es kommt mir nur unklug vor.“

„Ein schlechtes Gefühl? Wirklich? Das ist deine Begründung?“ Sie schwieg kurz. „Weißt du, warum ich dich bei deinem Ansinnen unterstützt habe, die Hexerei der Krahder zu verwenden, sollte das Wissen darum in unsere Hände fallen? Weil es nichts gab, das dagegen sprach, abgesehen von Farruns Aberglauben und Drukils Meinung. Und worauf gründete seine Meinung? Auf einem schlechten *Gefühl*!“

Leander rappelte sich mühsam auf, während Eara unbeirrt fortfuhr: „Gefühle machen uns schwach, naiv und kontrollierbar. Ich hätte dich für klüger gehalten, Leander. Du lebst schon zwei Jahrhunderte und noch immer handelst du, weil du ein schlechtes Gefühl bei etwas hast, anstatt nach deiner Vernunft. Wenn von deinen Entscheidungen viel abhängt, dann dürfen diese Entscheidungen von Emotionen nicht getrübt werden! Ich erwarte, dass du Bragor nicht erneut belästigst. Lass ihn auf Sturmtal seinen Frieden finden.“

Früher Nachmittag, 19. Herbsttag 76 a.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Leander saß fröstelnd auf dem einsamen Holzsteg. Regen und Hagel machten gerade eine kurze Pause, doch auch der Wind war eisig. Die anderen Helden waren zum Dörfchen gegangen, in dem das Völkchen der Taren lebte. Sie nannten es Sturmtal, aber eigentlich hieß nur die Insel so. Die Taren hatten ihrem Dorf keinen Namen gegeben, denn Ortsnamen waren nur für Fremde; Einheimischen genügte die Erwähnung von „dem Dorf“. Die Menschen der Nebelinseln hatten die Heimat der Taren früher Pagotar geheißen, aber vermutlich war dieser Name schon lange in Vergessenheit geraten. Nun nannten alle sowohl die komplette Insel als auch das Dorf in ihrer Mitte Sturmtal, ein Name, der eigentlich völlig paradox war. Tatsächlich war das Tal in der Inselmitte im gesamten Süden des Hadrischen Meeres der einzige Ort unter freiem Himmel, an dem der Wind nicht ununterbrochen brauste, ein Kontrast, der durch das Heulen des Windes an jedem anderen Ort der Insel noch verstärkt wurde. Hier, auf dem Holzsteg, konnte Leander das unmelodische Konzert gut hören, das entstand, wenn der Wind durch die Felszacken pffte, welche die ganze Insel bedeckten. Ansonsten hörte Leander nichts, gerade in Stürmen wie diesem überdeckte das Lied des Windes alle anderen Geräusche an diesem Ort fast komplett. Selbst das ständige Meeresrauschen war in den Hintergrund getreten. Warum nur wurde es auf dieser Reise niemals still?

Er zog sich in sein Reich der Erinnerungen zurück und griff nach einer kleinen Holzflöte neben der Eingangstür, um sich die Bilder seines ersten und einzigen Aufenthalts in Pagotar vor Augen zu rufen. Damals war er noch ein Kind gewesen, zusammen mit Callem war er hergekommen. Beide waren verletzt und ausgehungert gewesen und trotz der selbstgewählten Isolation des Völkchens hatten die Taren die Geschwister bereitwillig versorgt. Das Tal umgab ein Gefühl der Geborgenheit und des Friedens, die vielen Windspiele klangen leise und überall war Schmuck aus Federn und Muscheln. Ob es dort heute immer noch so friedlich war?

Die Verlockung dorthinzugehen war groß gewesen, doch wenn er die erfreuten Stimmen der Taren vernommen hätte, dann hätte ihm das sein Scheitern noch deutlicher vor Augen geführt. Er hatte es nicht geschafft, Bragor von seinem Vorhaben abzubringen. Jetzt musste Leander andere Mittel finden, um seine Vision umzudeuten. Was würde wohl geschehen, wenn sie nichts taten? Leander kannte seinen Bruder gut, er wusste genau, wie Callem dachte. Er musste inzwischen erfahren haben, dass die Helden wohlbehalten aus dem Süden zurückgekehrt waren. Doch bestimmt wusste er auch, dass Leander noch bei ihnen war. Was würde er denken? Eines zumindest ganz gewiss nicht: Callem würde niemals vermuten, sein Bruder könnte die Seiten gewechselt haben. Wie auch, noch vor einem Jahr hätte Leander es selbst für unmöglich gehalten, dass er seinen Bruder jemals hintergehen könnte. Dessen unzählige Verbrechen hatten ihn nie gekümmert. Damals war er ihrem Schwur noch treu gewesen. Callem würde vermuten, dass Leander noch immer auf eine günstige Gelegenheit wartete, um die Helden von Andor zu verraten und Rache zu üben. Solange der Kapitän der Schwarzen Kogge davon ausging, würde er Sturmtal nicht angreifen. Callem würde sich bedeckt halten und seinem kleinen Bruder vertrauen. Die Helden glaubten ihn tot, und sie hatten ihn schon einmal besiegt. Er würde ausharren, bis Leander sie vernichtet hatte, um dann mit seinen verbliebenen Kameraden die Schwarze Kogge wieder aufzubauen. Irgendwann würde Callem ahnen, dass die Vernichtung der Helden nicht mehr in Leanders Interesse lag. Doch bis dahin war Bragor sicher.

Am frühen Abend kamen die Helden zurück, die Neugier, was es mit Stinners Botschaft auf sich hatte, brannte in ihnen allen. Nun, abgesehen von Eara. *Der Weg des Eises*. Plötzlich zitterte Leander nicht nur wegen der Kälte. Die Auslöschung jeglicher Gefühle. Er hatte nicht gewusst, dass so etwas möglich war. Seit drei Tagen fand er Eara noch deutlich faszinierender als zuvor.

Die Helden begrüßten ihn und gingen zurück an Bord der *Sturmrose*. Auch Leander stand auf und trat zum schmalen Laufsteg. Den Weg zu seinem Sitzplatz hatte er sich exakt eingeprägt, also wusste er, wohin er zu gehen hatte. Er brauchte nicht mit seinem Stab nach dem Steg zu tasten, sondern konnte ihn aufgrund seiner Erinnerung finden.

Leander machte einen großen Schritt nach vorne und trat ins Leere. „Was ...?“, entfuhr es ihm, während er vergeblich versuchte, sein Gleichgewicht zu halten. Ehe er im Wasser landete, wurde er jedoch plötzlich hochgehoben. Schon zum zweiten Mal an diesem Tag wurde er wie von einer gewaltigen Faust gepackt, doch diesmal war er froh über Earas Eingreifen. Er wurde angehoben und auf schaukelnden Planken sacht wieder abgesetzt. Noch bevor er sich überlegen konnte, warum sein Gedächtnis ihn so plötzlich im Stich gelassen hatte, konnte er schwere Schritte hören, die eilig angehastet kamen. Dann erklang Borsars kratzige Stimme und der Kapitän entschuldigte sich eilfertig. Dummes Versehen, wird nicht wieder vorkommen, die üblichen Floskeln. Aus irgendwelchen Gründen hatte wohl die Planke verlegt werden müssen und er hatte es nicht bemerkt. Leander schüttelte wortlos den Kopf. Heute hatte sich wirklich alles gegen ihn verschworen.

„Passt in Zukunft besser auf Eure Passagiere auf, Kapitän. Ich bin ...“ Ehe Leander aussprechen konnte, spürte er wieder das heftige Schaukeln unter seinen Füßen und eilte zur Reling. Die Zeit auf dem Steg war eine wirklich kurze Erholungspause gewesen.

Das Schiff legte ab, während Leander seinen „Lieblingsplatz“ nicht verließ. Doch glücklicherweise blieb er von weiteren Ausbrüchen seiner Seekrankheit verschont. Der Niederschlag blieb verschwunden und nach einiger Zeit ließen auch Wind und Wellengang spürbar nach. Als Leander etwas später zu seiner Koje ging und sich in seine Hängematte legte, hatte sich der Sturm schon fast vollständig aufgelöst.

*Abenddämmerung, 19. Herbsttag 76 a.Z.
Klippenwacht, Hadrisches Meer*

... ein kreischender Falke, die außergewöhnlich großen Fänge weit gespreizt...

... ein Pergament, dicht mit Runen in einer ordentlichen Handschrift beschrieben...

... Dunkelheit...

... ein schneebedeckter schwarzer Steinquader, eine Flamme und ein Turm über zwei kurzen Schriftzügen eingraviert...

... eine steinerne Klippe, hoch aus dem Wasser ragend und von Wellen umspült, in der Mitte ein Dreieck aus vom Halbmond beschienenen, in den Himmel aufstrebenden Säulen...

... Dunkelheit...

... Leander! Wach auf!...

... eine Krone, die regelmäßigen gebogenen Zacken golden schimmernd...

... ein großer, schwarzer Wolf mit grünen Augen, von eisernen Ketten umschlungen...

... Wir sind angekommen! Wir sind in Klippenwacht!...

... Dunkelheit...

... ein in rotes Licht getauchter runder Turm aus Stein, die grüne, mit einer weißen Blume verzierte Fahne im Wind flatternd, ein gewaltiger blutroter Hahn vom rietgedeckten Dach herunter krähend...

... LEANDER! Aufgewacht, du Schlafmütze! Ich sagte, wir sind angekommen! Komm schon, Stinner wartet schon lange genug!“ Ruckartig richtete sich Leander auf und wäre beinahe aus der Hängematte gepurzelt. Die Welt schien zu schwanken, und Leander wartete darauf, dass der Schwindel aufhörte, bis er begriff, dass er sich noch immer an Bord der *Sturmrose* befand.

„Schrei doch nicht so, Chada!“, grummelte er. Noch immer war er ganz benommen von seiner neuesten Vision. Doch jetzt konnte er darüber nicht nachdenken. Mühsam stand er auf. Ein Schritt nach vorne und er konnte seinen Stab ergreifen, der neben der Tür lehnte. Dann erst drehte er sich zu der Stelle um, von wo die Stimme seiner aufdringlichen Besucherin gekommen war.

„Chada, ich hatte soeben eine weitere Vision. Wir sollten darüber sprechen, sobald wir wissen, weshalb Stinner uns herbestellt hat.“ Er merkte, dass ihr einige Fragen auf der Zunge brannten und konnte sich ihren inneren Widerstreit gut ausmalen. Was war stärker, ihre Neugierde oder ihr Wunsch, endlich Stinner zu treffen? Schließlich stimmte sie Leander zu, zuerst ihren alten Freund aufzusuchen und anschließend mit den anderen seine Vision zu besprechen. Gemeinsam verließen sie die kleine Kojе und wenige Schritte später auch die *Sturmrose*.

Unter Leanders Füßen befand sich ein unebener Steg. Ein Steg? In der Ruinenstadt? Er versuchte, seine Sinne für die Umgebung zu öffnen. Die Luft um ihn war kalt, aber beinahe unbewegt, der grauenhafte Sturm war offensichtlich vorbei. Über allem lag der penetrante Gestank von Salz, altem Fisch und faulen Algen, wie überall an den Küsten des Hadrischen Meeres, doch auch der Geruch von trockenem Gesteinsstaub mit dem Beigeschmack von neu angemischtem Mörtel sowie der harzige Duft von frisch geschlagenem Holz. Den Mief von Moder und Verfall, den Leander erwartet hatte, suchte er vergebens. Es herrschte auch nicht die Ruhe, die er hier vermutet hätte. Wenn sie nicht länger als erwartet hierher gebraucht hatten, war es jetzt knapp eine Stunde nach Sonnenuntergang, doch neben den obligatorischen Klängen von Wind und Wasser vernahm er auch noch andere Geräusche: Von weiter weg erscholl leiser Gesang, klangen harte Schläge von Meißeln auf Gestein, das selbst jetzt noch wohl im Schein einer Lampe bearbeitet wurde, und sägten die Werkzeuge der Holzwerker mit schnarchenden Arbeitern um die Wette. Bloß das Geschrei von

Meeresvögeln war um diese Tageszeit nicht zu hören. Kein gewaltiger Schwarm von Möwen umgab die Ruine. Seine wiederkehrende Vision bezog sich auf einen anderen Zeitpunkt.

„Sieh mal, Chada!“, sagte Thorn leise in einigen Schritt Entfernung. „Dort vorne liegt die *Aldebaran II*. Sie hat einen Ehrenplatz bekommen. Die meisten anderen Schiffe hier sind deutlich größer, aber unser altes Boot wirkt... besonders, so vereinzelt wie es hier liegt.“

„Es ist unglaublich!“, kam die gedämpfte Erwiderung. „Ich hätte nicht gedacht, dass sich dieser Ort in so kurzer Zeit dermaßen verändern könnte. Überall die Gerüste, die Steinblöcke, die Holzstämme. Schau nur, die Mauer dort ist wieder aufgebaut worden. Und da in ihrem Schatten, ist das etwa ein kleines Haus?“

„Von wegen klein. Die Mauer ist einfach nur groß. Das Haus hat drei Stockwerke, zähl die Fenster.“

Leander schüttelte ungläubig den Kopf. Was war hier nur los? Es schien ganz so, als würde Klippenwacht wieder aufgebaut. Doch wer wäre dazu in der Lage? War der Anführer dieses gewagten Unternehmens dieser Stinner, den die Helden in so leuchtenden und sein Bruder Callem in so finsternen Tönen beschrieben hatten?

Chada und Thorn waren noch immer in ihr Gespräch vertieft, wurden jedoch von einer weiblichen Stimme unterbrochen: „Seid begrüßt! Ich bin Admiralin Ferane. Wer von Euch ist der Anführer dieser Gruppe?“

„Der Kapitän unseres Schiffes verhandelt dort drüben mit unserer Begleiterin über den Preis unserer Überfahrt“, antwortete Thorn freundlich.

„Nein, Kapitän Borsar ist mir gut bekannt, doch ich spreche von Euch, seinen Passagieren. Wer von... Oh! Ihr seid die Helden von Andor, nicht wahr? Warum habt ihr das nicht gleich gesagt? Stinner möchte euch sehen.“ Ohne Thorn zu Wort kommen zu lassen rannte die Frau den Steg hinunter und anhand der Schwere ihrer Tritte vermutete Leander, dass sie eine Lederrüstung trug.

Kaum waren ihre Schritte verklungen, wurde Eara, die sich soeben mit Kapitän Borsar auf einen Preis geeinigt hatte, von einer anderen Person angesprochen, der Stimme nach zu urteilen ein junger Mann: „Die Helden von Andor! Es ist mir eine große Freude! Gestatten: Santalion Bantor, Sohn des Mertos Bantor, welcher der stolze Besitzer der *Fröhlichen Nixe* ist, des besten Gasthauses von Klippenwacht. Und wo wir schon davon sprechen: Es wäre mir eine große Ehre, wenn Ihr als unsere Gäste in unserer bescheidenen Herberge nächtigen würdet, selbstverständlich zu Sonderpreisen.“ Die letzte Bemerkung erklärte, weshalb der Besucher sich ausgerechnet an die finstere Eara gewandt hatte. Wer mitbekommt, wie ein Beutel Geld den Besitzer wechselt, der hofft, dass dort noch mehr zu finden sind.

Ehe Eara jedoch angemessen auf die wortreiche Begrüßung reagieren konnte, polterte noch jemand den Steg hinauf. „Chada! Thorn! Eara! Endlich sehen wir uns wieder!“ Nach dem, was Leander hören konnte, umarmte der Neuankömmling als erstes Thorn, dann Chada und, nach kurzem Zögern, auch Eara. Dann wandte sich der Mann, bei dem es sich wohl um Stinner handeln musste, an den aufdringlichen Sohn des Gasthausbesitzers: „Santalion! Versuchst du schon wieder, Gäste in deine verlauste Spelunke zu locken? Die Helden von Andor übernachten selbstverständlich bei mir.“

„Selbstverständlich! Ihr seid gewiss unbeschreiblich stolz, nach einem Jahr Arbeit so viele Gäste beherbergen zu können wie wir nach zehn Tagen“, erwiderte Santalion spöttisch. „Ich lasse die fröhliche Familienzusammenführung dann mal in Ruhe!“, ergänzte er, nur um

noch verschwörerisch niemand bestimmtem zuzuflüstern: „Falls Ihr es nicht länger mit ihm aushaltet, in der *Fröhlichen Nixe* findet sich immer ein Plätzchen. Das Angebot steht noch!“ Anschließend entfernte er sich rasch.

Drukil trat neben Leander und raunte ihm ins Ohr: „Ein ziemlich frecher Kerl.“ Leander antwortete nicht, sondern schmunzelte nur in sich hinein.

Stinner führte seine Besucher in Klippenwacht umher, ohne mit einem einzigen Wort auf den Grund ihres Besuches zu sprechen zu kommen. Stolz präsentierte er den Helden die unvollständig restaurierte Burg.

„Die Westmauer samt Turm haben wir bereits komplett fertig und bemannt. Wartet nur, bis ihr es bei Tageslicht sehen könnt. Anfangs waren die Meereskreaturen ziemlich dreist, aber nachdem wir sie jedes Mal erfolgreich zurückschlugen, haben sie das Interesse an Klippenwacht verloren. Und wenn die Festung erst fertig ist, dann wird sie uneinnehmbar sein. Auf den Mauern und in den Türmen platzieren wir Ballisten, die mit einem einzigen Schuss einen Arrog töten können. Die ersten stehen schon.“

Während sie immer weiter durch die Ruine stapften, verstummten mit der Zeit die letzten Geräusche der Arbeiter, der Gesang hatte schon lange ein Ende gefunden. Schließlich blieben die anderen stehen und Leander tat es ihnen gleich.

„Hier seht ihr den Hauptturm, das Herz dieser Feste. Vor vier Tagen wurden wir fertig mit den Arbeiten an ihm, der Sturm konnte glücklicherweise nur noch die Gerüste wegwehen. Noch ist alles ziemlich kalt und ungemütlich, aber man kann darin wohnen. Wir haben während des Sturmes die Hälfte der hiesigen Arbeiter aufgenommen, die andere Hälfte konnte in der *Fröhlichen Nixe* unterkommen.“

Stinner setzte sich wieder in Bewegung und Leander folgte artig. Die Versuchung, mittels seiner Gabe einen Blick auf die Festung zu werfen, war groß, doch er zügelte sich. Eine weitere Ansicht der unheilvollen Dunkelheit konnte er sich sparen.

Plötzlich begannen die Schritte Stinners, der vor ihm ging, leicht nachzuhallen. Scheinbar hatte man beim Bau des Hauptturmes entweder vorerst auf Türen verzichtet oder das Tor stand sperrangelweit offen, jedenfalls hatte es kein Geräusch eines sich öffnenden Portals gegeben. Kein Wunder, dass es im Turm kalt war. Sie stiegen einige Treppen aus Stein empor und anschließend noch eine aus Holz, bis sie erneut stehen blieben.

„Hier könnt ihr übernachten. Es ist noch etwas karg eingerichtet, aber ich hoffe, ihr könnt damit leben. Morgen früh sprechen wir über den Grund eures Hierseins.“

Alle wünschten einander eine gute Nacht und Leander tastete sich mit Hilfe seines Stabes zu den Betten voran. Seine blauen Finger fühlten eine grobe Decke und eine mit Stroh gefüllte Matratze. Er hatte schon an deutlich unangenehmeren Orten schlafen müssen. Der Seher entkleidete sich und legte sich still nieder. Kurze Zeit später sank Leander in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Morgendämmerung, 20. Herbsttag 76 a.Z.

Klippenwacht, Hadrisches Meer

Am folgenden Morgen wurde Leander von neuerlichen Begrüßungen geweckt, denn ein weiterer alter Freund der Helden von Andor, ein Zauberer aus Hadria mit dem Namen Kirr, hielt sich in Klippenwacht auf. Er hatte jedoch noch weitere Verpflichtungen, da er mit seinen Fähigkeiten beim Bau große Dienste leisten konnte, und verschwand bald wieder.

Kurze Zeit später, als die Helden von Andor beim reichhaltigen Frühstück aus Räucherfisch und Meeresfrüchten in einem anderen Raum des Hauptturms saßen, besprachen sie endlich die Vision, die Leander gehabt hatte. Stinner war schon wieder auf der riesigen Baustelle unterwegs, hatte jedoch versprochen, so bald wie möglich zu erklären, weshalb er sie alle herbestellt hatte. Vorerst gab es allerdings noch genug, worüber die Helden sprechen konnten.

„Die ersten beiden Bilder zeigten einen Falken mit großen, gespreizten Krallen und ein dicht beschriebenes Pergament. Ich denke, wir können davon ausgehen, dass die beiden zusammengehören. Es bleibt die Frage, um was für ein Pergament es sich handelt.“

„Um die Botschaft von Stinner?“, vermutete Thorn, doch Leander musste widersprechen: „Dafür stand auf dem Pergament zu viel. Außerdem hatten wir Stinners Botschaft gestern längst erhalten. Ich habe allerdings eine andere Vermutung: Es könnte sich womöglich um die Schrift handeln, von der Farrun uns erzählt hat. Das verschwundene Pergament des ersten Obersten Bewahrers Themauras. Bisher habe ich ihm keine große Bedeutung beigemessen, doch seit meiner Vision spukt dieses Gespräch wieder in meinem Kopf herum, zumal ich mir sicher bin, den Namen Themauras schon gehört zu haben.“ Er seufzte. „Nun gut, reden wir nachher darüber, vorerst möchte ich noch meine anderen Visionen beschreiben: Das dritte Bild zeigte einen schwarzen Quader aus glattem Stein, in den die Embleme der beiden Zaubererorden graviert waren. Eara, weißt du etwas darüber?“

„Varkurs Grab“, antwortete Eara sofort. „Es entspricht genau der Beschreibung. Nach Varkurs Tod wurde sein Leichnam in Yra begraben und im Auftrag beider Zaubererorden wurde ein Mahnmal erbaut, das zukünftige Generationen warnen sollte, Varkurs Beispiel zu folgen. Die Formulierung der Inschrift hat viel Streit ausgelöst.“ Darauf folgte ratloses Schweigen.

Schließlich entschloss sich Leander, seinen Bericht fortzusetzen. Mit dem vierten Bild, der mondbeschiedenen Klippe und den drei Säulen, wusste niemand sonderlich viel anzufangen, doch das fünfte war recht eindeutig: Die Rietgraskrone. Vermutlich richteten sich jetzt alle Blicke auf den goldenen Reif, der an einer Kette um Chadas Hals baumelte. Doch welche Bedeutung diese Insignie haben könnte, wurde niemandem klar.

Der gefesselte Wolf dagegen schien eine Warnung zu sein. Nur der Königswolf besaß schwarzes Fell und grüne Augen. Ein mächtiger und kluger Leitwolf mit magischen Eigenschaften, den Chada aus irgendwelchen Gründen immer Lonas nannte. Seitdem er Freiwillige für den Tross ins Gebirge aufgespürt hatte – unter anderem auch Leander selbst – war er nicht mehr gesehen worden. Jetzt war insbesondere Chada besorgt, er könnte sich bereits in Gefangenschaft befinden, doch niemand wusste zu sagen, in wessen genau. Das letzte Bild jedoch war am schwersten zu deuten: Ein blutroter Hahn, der im Abendrot vom Dach der Rietburg krächte. Den Turm konnte Thorn als den Kronenturm identifizieren, den höchsten der Rietburg. Die Flagge war unschwer als das Sternblumenbanner Andors zu erkennen, der eigentlich purpurne Untergrund wurde auf großen Flaggen häufig durch kräftiges grün ersetzt, da leuchtend rote Farben nur aus Purpurschnecken gewonnen wurden und dementsprechend teuer waren. Doch der riesige, rote Hahn...?

Ehe die Helden zu einem eindeutigen Schluss gelangt waren, kehrte Stinner endlich zurück. Damit rückte Leanders Vision vorerst in den Hintergrund. Heute ließ Stinner sich auch nicht lange bitten und begann gleich zu erzählen, was sich zugetragen hatte.

„In der ersten Nacht dieses furchterlichen Sturmes erschien der Schwarze Herold hier in Klippenwacht. Er überbrachte eine Botschaft an Kenvilar und Arkteron, die verbliebenen

beiden Mächte des Meeres, sowie die Überlebenden der Schwarzen Kogge. Ehe ihr jetzt alle aufspringt und euch beschwert: Ich weiß, auch ich bin davon ausgegangen, dass niemand die Zerstörung der Schwarzen Kogge überlebt hat. Doch wie es scheint, haben wir uns geirrt.“

Leander war mindestens ebenso entsetzt wie seine Gefährten, doch in seinem Fall gab es einen anderen Grund dafür: Ihn besorgte nicht die Tatsache, dass es Überlebende gab, sondern dass jetzt auch die anderen davon wussten. Zweifellos würden sie sich früher oder später auf die Suche nach Callem machen und dann müsste Leander sich für eine Seite entscheiden. Das war ein Alptraum!

„Glücklicherweise hat jemand hier auf Klippenwacht ihn gesehen und die Geistesgegenwart besessen, sich jedes Wort zu merken“, fuhr Stinner fort und holte dann tief Luft.

„Ich, der Schwarze Herold, erstes Mitglied des Ewigen Rates, überbringe hiermit folgendes Angebot an die verbliebenen Mächte des Meeres, Kenvilar, die Tückische, und Arkteron, den Herrn der Stürme: Schließt euch dem Ewigen Rat an, und den Mächten des Meeres wird zu alter Macht verholfen. Ihr werdet wieder im ganzen Hadrischen Meer gefürchtet und respektiert werden und niemand wird es mehr wagen, sich gegen euch zu stellen. Schließt euch dem Ewigen Rat nicht an, und ihr werdet jegliche verbliebene Macht über das Hadrische Meer für immer verlieren. Stellt euch gegen den Ewigen Rat, und ihr werdet vernichtet. Trefft mich von jetzt an in genau sechs Nächten an eurem Tempel, dem Tempel des Meeres, um eure Antwort zu überbringen.“

Ich, der Schwarze Herold, erstes Mitglied des Ewigen Rates, überbringe hiermit folgendes Angebot an Callem, den Kapitän der Schwarzen Kogge, sowie allen aus der Mannschaft des Schiffes, welche noch am Leben sind: Schließt euch dem Ewigen Rat an, und der Schwarzen Kogge wird zur Rache an denen verholfen, welche euch besiegten. Ihr werdet wieder erstarken und alle Wesen des gesamten Hadrischen Meeres werden vor euch zittern. Schließt euch dem Ewigen Rat nicht an, und die Kogge wird in Bedeutungslosigkeit versinken. Die Helden von Andor werden vernichtet werden, ohne dass ihr einen Anteil daran hättet. Stellt euch gegen den Ewigen Rat, und ihr werdet vernichtet. Trefft mich von jetzt an in genau sieben Nächten an dem Ort, an welchem auch unser erstes Treffen stattfand, um eure Antwort zu überbringen.“

Stinner verstummte, Eara ließ Leander und den übrigen Helden jedoch keine Zeit zum Nachdenken, denn sie fragte augenblicklich: „Ich nehme an, du hast keine Ahnung, was es mit diesem Ewigen Rat auf sich hat?“ Da der Seekrieger nicht widersprach, fügte sie sogleich hinzu: „Das war zu erwarten. Unser Feind ist entweder sehr mächtig oder überschätzt sich gewaltig. Wer würde es wagen, sich mit Kenvilar und Arkteron zugleich anzulegen? Ich schlage vor, wir versuchen, mindestens eines der beiden Treffen zu belauschen. Leider ist bereits einige Zeit vergangen, seit die Botschaft überbracht worden ist. In der ersten Nacht des Sturmes sagtest du? Dann haben wir nur noch zweieinhalb Tage, um den Ort zu finden, den der Ewige Rat für die Mächte des Meeres ausgewählt hat und einen weiteren Tag für den Treffpunkt mit den Überlebenden der Schwarzen Kogge.“

Eara verstummte und Leander überlegte rasch. Von einem Tempel des Meeres hatte er bislang noch nichts gehört. Den anderen Ort allerdings kannte er. Der Schwarze Herold hatte sich damals vor fast zwei Jahren mit Callem getroffen und ihm seine Hilfe angeboten und Leander war dabei gewesen und hatte aus der Hütte heraus jedes Wort gehört. Doch die Helden direkt zu seinem Bruder zu führen wollte Leander nach Möglichkeit vermeiden. Er

musste eine direkte Konfrontation verhindern... War jetzt schon der Zeitpunkt gekommen, an dem er sich für eine Seite entscheiden musste? *Nicht, wenn es sich vermeiden lässt!* Wenn sie diesen mysteriösen Tempel ausfindig machen könnten, wäre es vielleicht nicht mehr nötig, dass die Helden auch Callem belauschten.

„Die Mächte des Meeres unbemerkt belauschen zu wollen erscheint mir allzu waghalsig...“, meinte Chada zweifelnd.

„Wir sollten keine Möglichkeiten vorschnell ausschließen“, erwiderte Leander rasch. „Wir haben keinen Anhaltspunkt, wo der Treffpunkt mit Callem sein könnte, und im Zweifel könnten wir danach immer noch suchen, wenn die Mächte des Meeres sich nicht rechtzeitig aufspüren lassen. Der Tempel des Meeres ist das naheliegendere Ziel.“

Thorn räusperte sich. „Sag, Stinner, gibt es wirklich einen Tempel für die Mächte des Meeres? Wenn ja, weißt du, wo er sich befindet?“

Stinner lachte gequält. „Es gibt einige Narren, die zu den Mächten des Meeres beten wie zu Göttern, oder zumindest gab es sie früher. Als wir Oktohan töteten, ist dieser Kult stark geschrumpft, und seitdem habe ich mein Möglichstes getan, um ihn endgültig auszulöschen. Ob er heute noch existiert, ist mir unbekannt. Doch ein Tempel für die Mächte des Meeres... was das angeht, habe ich bisher nur Gerüchte gehört, und wenn die Botschaft des Schwarzen Herolds nicht wäre, hätte ich nichts darauf gegeben. Ich fürchte, ich kann euch nicht weiterhelfen.“

„Stinner“, begann Chada, „könntest du uns vielleicht mit der Person bekanntmachen, die den Schwarzen Herold vor drei Tagen gesehen hat?“

Stinner lachte. „Ich brauche euch nicht bekanntzumachen, ihr kennt euch bereits. Es war Santalion Bantor aus der *Fröhlichen Nixe*. Wenn ihr meint, dass er euch weiterhelfen kann, dann bringe ich euch gerne persönlich hin. Packt eure Sachen zusammen, dann gehen wir gleich hinüber.“

Leander blieb sitzen, während die anderen sich erhoben, um ihre Sachen zu holen. Er selbst hatte alles jetzt schon bei sich, er war kein Freund von großen Taschen. Doch als er meinte, die anderen wären schon alle gegangen, sprach ihn plötzlich Eara an: „Ich verstehe deine Gabe nicht. Manchmal kannst du steuern, was du sehen willst, manchmal bist du deinen Visionen vollkommen hilflos ausgeliefert. Woran liegt das?“

Leander zuckte zusammen. „Eara! Musst du nicht packen?“

„Das habe ich schon längst getan. Ich benötige nicht so viel Schlaf wie ihr anderen.“ Leander grinste und hoffte im nächsten Moment, dass diese Regung durch seine Kapuze vor Earas Blick verborgen gewesen war. Sie reagierte jedenfalls nicht.

„Meine Gabe funktioniert größtenteils unterbewusst“, antwortete Leander schließlich. „Ich kann sie zwar steuern, doch dann bekomme ich nur winzige Ausschnitte der Zukunft zu sehen. Es genügt, um bestimmte Dinge vorauszusagen, vor allem, wenn sie sich in naher Zukunft ereignen. Doch durch meine unterbewusste Gabe empfangen ich Visionen, die mitunter erst in ferner Zukunft geschehen werden und die für mich oder die, die mir am Herzen liegen, von großer Relevanz sind.“

„Was ist mit Prophezeiungen? Wann erscheinen sie dir?“

„Gar nicht!“ Da Eara darauf nichts erwiderte, schien sie eine ausführlichere Antwort zu erwarten. „Ich vermute, es liegt daran, dass ich nicht von Geburt an ein Seher war. Einige werden mit dem zweiten Gesicht geboren. Sie haben die gleichen Fähigkeiten wie ich, sind allerdings nicht zwingend blind. Ein Vertreter dieser Spezies ist zum Beispiel Hral, der

Weise, der Seher des Agrenvolkes. Und dann gibt es solche wie mich. Als ich geboren wurde, besaß ich nicht die geringsten Anlagen zum Seher. Doch es gibt die Möglichkeit, die Sprache der Zukunft zu erlernen. Eine Spielart der Dunklen Magie, wenn man so will. Man tauscht gewissermaßen sein erstes Gesicht durch das zweite aus, man verliert sein Augenlicht und erhält die Möglichkeit, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Wenn ich richtig liege, kann ein solcher Seher Prophezeiungen nicht besser aussprechen als irgendein Scharlatan auf dem Jahrmarkt. In einer Abhandlung, die ich darüber gelesen habe, wird Orweyn, der Entdecker der Dunklen Magie, als Beispiel eines solchen Sehers genannt. Doch weder war er blind noch hätte er nach meiner Vermutung überhaupt etwas prophezeien können, ehe er für immer im Eisernen Turm verschwand.“

„Willst du damit sagen, der große Zauberer Orweyn war ein Seher? Einer derjenigen, die es von Geburt an sind?“

„Nun ja, zumindest besaß er das zweite Gesicht. Es war wohl nur sehr schwach ausgeprägt, doch es war vorhanden, seine letzte Prophezeiung beweist das.“

„Unsinn!“, widersprach Eara. *„Wenn die Zauberer uneins sind, wird Qurun kommen, das Ende Hadrias?“* Das war doch keine Prophezeiung, sondern nur ein Versuch, künftigen Generationen Angst zu machen, damit sie zusammenhalten.“

Leander schüttelte den Kopf.

„Wenn Feuer und Turm miteinander ringen,

das Ende aller naht, denn Qurun wird sie bezwingen“, sagte er leise. „Woher hätte er wissen sollen, dass sich die Zauberer eines Tages in die Orden des Feuers und des Turmes aufspalten würden? Und die Prophezeiung traf ein. Qurun tauchte während des Ordenskrieges auf.“

„Das ist lächerlich. Sie traf nur ein, weil dieser Feind die Prophezeiung kannte und sie sich zunutze machen wollte.“

„Eine Prophezeiung, die sich selbst erfüllte. Kein ungewöhnliches Motiv.“

„Aber Chada, Thorn, Stinner und ich konnten Qurun aufhalten. Orweyn hatte unrecht.“

Leander lachte leise. „Ach Eara, die Zauberer wurden bezwungen und das Ende aller nahte. Dass die Welt tatsächlich auch vernichtet wird, ist nicht Bestandteil der Prophezeiung.“

„Ich kann akzeptieren dass Orweyn ein Seher war, aber ich bezweifle, dass das, was geschehen ist, wirklich diese Prophezeiung war“, sagte Eara fest. Nach einer kurzen Pause fragte sie: „Du bist also gewissermaßen ein Dunkler Magier? Denn du hast Dunkle Magie, angewendet, um deine Gabe zu erlangen.“

„Die Dunkle Magie hat mit der Gabe des Sehens nicht viel zu tun. Sie verlangte ihren Preis, mein Augenlicht, doch ihr Einfluss, sofern überhaupt vorhanden, ist gering.“

Eara stand auf und ging zur Türöffnung, dann verstummten ihre Schritte plötzlich. „Wie kommst du zu deiner Vermutung? Kennst du noch weitere blinde Seher außer dir?“

„Nicht persönlich, doch ich bin nicht der erste. Was glaubst du, wo ich meine Fähigkeiten erlernte? Ich musste Dutzende Schriftrollen lesen. Soweit ich weiß, ist der erste bekannte Seher, der...“

Leander brach ab. Er spürte regelrecht, wie sich in der Hütte seiner Erinnerungen ein einfacher Schrank öffnete und eine Schublade aufsprang, die in der Realität voller Verbände gewesen war. Jetzt schlummerten die Erinnerungen an Schriftrollen darin und mit ihnen auch ein lang vergessener Name. „Eara! Ich bin so ein Idiot! Der erste „künstliche“ Seher... sein Name war Themauras! Der erste Oberste Bewahrer! Er war nicht ohne Grund blind.“

Dieses Pergament über die Schöpfung der Welt... wir müssen es unbedingt finden. Erst verschwindet ein jahrhundertealter Text eines Sehers einfach so, dann beziehen sich möglicherweise zwei meiner Visionen darauf.“

Eara schnappte nach Luft. „Themauras, der Seher! Natürlich! Jetzt weiß ich auch wieder, wo ich den Namen schon gehört habe“, rief sie beinahe aufgeregt. „Als der Seekönig Varatan zum ersten Mal nach Hadria kam, hatte er aus dem Drachenland, also aus dem heutigen Andor, nicht nur Vorräte für die Bevölkerung dabei, sondern auch Pergamente. Sie werden noch heute in der Feste von Yra aufbewahrt.“

Leander sprang auf. Er hatte noch nie positive Gefühle verspürt bei der Erwähnung Varatans, dessen Fluch seinen Bruder für knapp einhundertachtzig Sommer auf Narkon festgehalten hatte, doch jetzt durchflutete ihn Erregung. „Meinst du, der Text, der verschwunden ist, könnte dabei sein? Aber wie sollte Varatan da herangekommen sein?“

Earas kalte Hände legten sich auf seine Schultern. „Es ist ein religiöser Text, nicht wahr? Erst mit dem Eintreffen des Meereskönigs konnte sich der Glaube an Mutter Natur auch in Hadria verbreiten. Er wurde von Missionaren begleitet, auf den Nebelinseln hatten sie bereits ganze Arbeit geleistet. Ich kann nicht dafür garantieren, dass sie diesen speziellen Text dabei hatten, doch in Yra gibt es Schriften von Themauras aus jener Zeit. Die Wahrscheinlichkeit ist also gar nicht so gering.“ Eara nahm ihre Hände weg und eilte aus der Tür hinaus. „Du kannst vermutlich nicht voraussehen, wann von hier aus das nächste Schiff nach Hadria fährt?“, rief sie ihm noch zu, dann verklangen ihre Schritte.

Und Leander fragte sich, ob bei Eara wirklich alle Gefühle für immer ausgelöscht worden waren. Diese Aufregung... hätte sie die wirklich spielen können? Und was hätte sie davon gehabt?

Schließlich versenkte er sich erneut in die Hütte der Erinnerungen. Die Texte von Themauras, denen er seine Gabe verdankte, waren jetzt wieder frisch in seinem Gedächtnis, doch um für die Zukunft gewappnet zu sein, musste er anderen Ereignissen der Vergangenheit seine Aufmerksamkeit schenken. Bis die anderen fertig waren, hatte er noch ein wenig Zeit. Leander betrachtete nachdenklich den Kasten aus Ebenholz. Er klappte die dunkle Schatulle auf, ließ seinen Blick über die aufgereihten Perlen schweifen. Wie gut, dass er diese Erinnerungen aufbewahrt hatte! Kurz schwebte seine Hand über der ersten Perle, der weiß erstrahlenden Erinnerung. Jener Lichttag war noch klar genug, entschied er. Es war die zweite Perle, die er auswählte. Rund und silbern wie der volle Mond. Leander legte seine Hand auf den roten Samt und tippte sie sacht an.

Mondhoch, 32. Sommertag 42. a.Z.

Steinbronn, Andor

Leander wünschte sich, er hätte seine Nase nicht nur unter einer Kapuze verborgen, sondern sie gleich noch abgedichtet. Dieses Kaff zwischen Krallenfels und Südlichem Wald hatte den einzigen vernünftigen Brunnen im Süden des Rietlands und dennoch gelang es den Bauern nicht, den Mist aus den Gassen zu waschen. Erbärmlich!

Mit dem einfachen Stock, den er sich geschnitten hatte, pochte er die Bewohner einer der armseligen Bauernkaten aus dem Schlaf. Erst nach knapp zweihundert Herzschlägen hörte er endlich jemanden die Tür öffnen. „Wer seid Ihr, bei allen Kreaturen der Tiefe?“, fragte aufgebracht eine tiefe Stimme.

„Seid begrüßt, Auserwählter! Ihr werdet mich doch nicht nach einem Mond schon

vergessen haben?“ Ungefragt trat Leander ein.

„Schwarzer Priester?“, fragte Seban vorsichtig. Leander bemühte seine Gabe, bis ein Bild die endlose Dunkelheit seines Geistes beleuchtete. Eine ärmliche Hütte, eine Frau mit schweißüberströmten Gesicht in der Schlafecke liegend, ein junger Mann mit finsterem Blick und gezogenem Schwert in der Ecke stehend. Das spärliche Licht des Vollmondes reichte nicht, um auch nur einen von ihnen zu beleuchten, aber Leander war auf so etwas Profanes wie Lichtquellen nicht angewiesen.

„Ganz recht, Auserwählter! Ich freue mich, Eure Familie endlich persönlich kennen zu lernen. Euer Weib scheint zu leiden, ist Euer Sohn deshalb hier?“

Beiläufig deutete er mit seinem Stock auf die Ecke in seinem Rücken. Der junge Mann keuchte. „Wel, leg sofort das Schwert weg!“, rief Seban besorgt. „Ich habe euch doch von ihm erzählt. Dieser Mann ist ein Gast.“

„Der angebliche Priester, der nicht einmal sein Gesicht zeigt? Erst, wenn er sagt, was er hier will!“, entgegnete Wel ruhig, seine Stimme mindestens ebenso tief wie die seines Vaters, doch von vollerem Klang.

„Ich bin hier, um den Auserwählten auf seine heilige Mission vorzubereiten.“

„Verswinde, Priester!“, krächzte die kranke Frau aus der Ecke. „Das Leben ist schon schwer genug, wir brauchen keine Belastungen durch Fanatiker wie dich.“

„Fanatiker?“, fragte Leander mit gespielter Zorn. „Auserwählter, hat Eure Frau ihrer törichten Ketzerei etwa nicht abgeschworen? Ihr lebt mit einem Weib zusammen, das SEINE Macht verleugnet?“

„Wenn er es nicht getan hätte, wäre ich nicht geboren worden und unsere Religion hätte nur noch zwei statt drei Anhänger“, antwortete Wel an Sebans Stelle. „Wenn der Glaube an Tarok fortbestehen soll, müssen wir umdenken.“ Der hier hatte anscheinend mehr Biss als sein Vater.

„Sprich SEINEN Namen nicht aus“, flüsterte Leander eindringlich. „Es ist nicht nur Blasphemie, sondern außerdem gefährlich, solange der Lügenkönig das Drachenland regiert. Was mich übrigens zum Grund meines Besuches bringt, Auserwählter.“

Leander griff in die Tasche seines Mantels; er fühlte das kalte Glas auch durch die dünnen Handschuhe hindurch. Vorsichtig zog er die kleine Flasche hervor. „ER kann nicht zurückkehren, solange Brandur lebt. Aber Euch, Auserwählter, ist es bestimmt, SEINE Ankunft zu bereiten.“

„Ich soll den König ermorden?“, hauchte Seban entsetzt. „Ganz bestimmt nicht! Er hat dieses Dorf in beiden Trollkriegen verteidigt.“

„Welcher König sieht schon zu, wie sein Reich erobert wird und seine Macht zerbröckelt?“

„Hört zu, Schwarzer Priester: Könnt Ihr Brandur nicht einfach selbst vergiften, wenn es Euch so wichtig ist?“, wollte Seban wissen.

„Vater!“, rief Wel entsetzt. „Ich habe erst wirklich zu leben begonnen, als Schwertmeister Harthalt mir erstmals ein Schwert in die Hand gedrückt hat. Als Brandurs Krieger zu leben und zu sterben ist meine heilige Mission, du kannst nicht ernsthaft wollen, dass dieser Schwarze Priester den König ermordet, nur weil er vorgibt, im Namen des Drachen zu handeln. Brandur ist ein gerechter Mann!“

Interessiert beschwor Leander das Gesicht des Sohnes erneut herauf. Der vielleicht zwanzigjährige Wel hatte die naiven Züge seines Vaters geerbt, doch aus seinen klaren Augen sprach unbezähmbare Entschlossenheit.

„Es gibt keine Gerechtigkeit. Nur Rache“, intonierte Leander nach einer Weile getragen. „Auserwählter, wollt Ihr Euch wirklich SEINEM Ruf verweigern?“

„Meine Frau ist krank, mein Sohn einer von Brandurs besten Kriegern und ich einer seiner Untertanen.“

„Noch seid Ihr ohnehin nicht bereit, Auserwählter. Aber ...“

„Mein Mann“, unterbrach ihn Sebens Frau, „wird niemanden ermorden, schon gar nicht den König! Es gibt Gerüchte, dass die Trolle sich erneut zusammenrotten, die Gefahr eines dritten Trollkriegs schwebt in der Luft. Brandur ist der einzige, der zwischen uns und diesen Bestien steht. Wenn ich nicht an Fieber erkrankt wäre, würde mein Sohn jetzt als einer von Brandurs Spähern ins Graue Gebirge reisen, um ganz Andor zu beschützen.“

Leander schnupperte. Zwischen dem Gestank von Mist und Siechtum erfüllte leichter Schwefelgeruch die Hütte. Gelbkralle! War es Unwissenheit oder Vorsatz?

„Eine gefährliche Aufgabe“, ergänzte Wel, „die ich mit Stolz erfüllt hätte.“ Bedauern lag in seiner tiefen Stimme.

„Ich bin in der Heilkunst bewandert. Ich könnte Euer Leiden beenden“, bot Leander an.

„Ganz bestimmt lasse ich mich nicht von diesem wahnsinnigen Priester untersuchen!“, schrie die Kranke hastig. Also Vorsatz, vermutete Leander. Die Sorge einer Mutter. Ob Seban wohl davon wusste?

„Auserwählter, Ich kann Euch nicht in SEINEN Dienst zwingen. Doch ich möchte, dass Ihr dieses Gift zumindest bei Euch aufbewahrt. Ich werde gejagt und weiß nicht, ob ich den nächsten Mond erlebe. Und wenn SEIN Ruf Euch dereinst ereilt und Euch die Augen geöffnet werden, so sollt Ihr SEINE Mission vollenden können.“

Gegen den Protest von Frau und Sohn nahm Seban das Fläschchen an sich. „Wenn Ihr verspricht, uns nie wieder zu besuchen, solange Ihr gejagt werdet, Schwarzer Priester, dann kann ich das Gift zusammen mit dem Heiligen Buch verstecken. Aber glaubt nicht, dass ich es jemals einsetzen werde.“

„Es ist Euch überlassen, Auserwählter. Ich kann Eure Wege erhellen, doch beschreiten müsst Ihr sie allein.“ Leander drehte sich um und verließ die Hütte. „Möge das Feuer mit Euch sein!“, warf er der Familie noch zu, dann schloss er die Tür.



g – Der Kult der Drei Mächte

Früher Vormittag, 20. Herbsttag 76 a.Z.

Klippenwacht, Hadrisches Meer

Thorn trat aus dem zentralen Hauptturm Klippenwachts und blinzelte in die Sonne, die über die noch unfertige östliche Mauer strahlte. Die Sonne! Endlich! Wie hatte er sie in den letzten Tagen vermisst. Seitdem dieser Sturm begonnen hatte, hatte Thorn sie nicht mehr zu Gesicht bekommen, nur eine dunkelgraue, eintönige Wolkendecke. Doch die hatte sich jetzt endgültig aufgelöst.

Neben ihm trat Stinner ins Sonnenlicht. Die schwarzen Haare des Seekriegers wurden von der Meeresbrise aufgewirbelt und ein flüchtiger Ausdruck des Friedens legte sich über sein ernstes Gesicht. Ihm folgten Chada, Drukil und Leander. Der blinde Seher tat Thorn leid, denn ihm entging der Anblick der Sonne. Doch Leander lächelte, vermutlich konnte er ihre Wärme spüren.

Eara war schon fort, sie war ihnen noch auf dem Weg nach draußen entgegengelaufen, hatte Stinner gefragt, wann das nächste Schiff nach Hadria abfuhr und war dann verschwunden, um es noch zu erwischen. Leander hatte ihnen berichtet, dass Themauros ein Seher war und dass Eara hoffte, eine Kopie des verschwundenen Textes in Hadria zu finden. Hoffentlich hatte sie Erfolg ...

Stinner ging voran und führte sie durch die Ruine. Er hatte recht gehabt, bei Tageslicht wirkten die Fortschritte noch beeindruckender. Zudem konnte man jetzt all die emsigen Arbeiter sehen, die hier tätig waren.

„Erzähl uns etwas über diesen Santalion, Stinner“, verlangte Chada.

Der Seekrieger nickte und hob die Stimme: „Vor etwa einem Jahr gab es einen neuen Großangriff der Meereskreaturen auf die Nebelinseln. Viele fanden damals den Tod, doch als er ausgestanden war, schloss ich im Namen der Menschen Werftheims einen Pakt mit den Silberzwergen und Taren. Wir erneuerten das alte Seereich Varatanien und beschlossen, Klippenwacht wieder aufzubauen, um eine sichere Basis gegen die Kreaturen zu haben.“

„Und was ist mit dem Burschen?“, fragte Drukil ungeduldig.

Stinner blickte ihn finster an, bevor er fortfuhr: „Während ich noch auf der Suche nach Arbeitern war, trat ein Mann an mich heran, der mir ein Angebot machte: Sein Name war Mertos Bantor und er wollte ein kleines Grundstück auf Klippenwacht kaufen und dort ein Gasthaus errichten. Ich hielt ihn für bekloppt, denn damals war das hier ja noch ein ödes Niemandsland. Kaum jemand kam her und er bot mir gutes Geld für ein nahezu wertloses Grundstück. Selbstverständlich nahm ich sein Angebot an, denn wir waren ziemlich in Geldnot. Klippenwacht wieder aufzubauen verschlingt ein Vermögen! Die Rohstoffe sind nur der kleinste Teil. Wir beschäftigen über einhundertfünfzig Steinmetze, Maurer, Schmiede, Zimmermänner, Schreiner, Architekten und Statiker, ungefähr fünfhundert Tagelöhner, Gelegenheitsarbeiter und Wachen, dazu kommen noch sechsundzwanzig Baumeister der Silberzwerge und ein Dutzend Taren. Sie zu versorgen und zu bezahlen ist... teuer. Das meiste übernehmen die Silberzwerge für uns, aber wir freuen uns dennoch über jede Münze, die wir dazuverdienen können. Also habe ich ihm das Grundstück vertickt und vorerst geschah nichts. Nach drei Monaten waren wir soweit, mit dem Bau zu beginnen. Wir fuhren in die Ruinenstadt und begannen mit den Arbeiten. Einen halben Mond vor uns war auch Mertos Bantor hierhergekommen, zusammen mit seiner Frau Cera, seinem Sohn Santalion, seiner Tochter Kmarforia und einem halben Dutzend Holzwerkern, die schon vor dem Bau Geld verdienen wollten. Mertos ist, ehrlich gesagt, nicht der Allerhellste, und ich dachte, ich hätte ein gutes Geschäft gemacht. Doch als wir ankamen, stand die *Fröhliche Nixe* bereits. Wir begannen sofort mit dem Wiederaufbau, aber es kamen erheblich mehr Arbeitskräfte als erwartet und unsere Schlafplätze reichten nicht für alle. Wir ließen natürlich eiligst alles kommen, was für den Bau zusätzlicher Unterschlüpfen benötigt wurde, doch bis die standen, waren einige Tage um, in denen die überzähligen Handwerker entweder unter freiem Himmel schliefen oder ins Gasthaus gingen. Das Geld, das Mertos für die *Fröhliche Nixe* ausgegeben hatte, hatte er nach dieser Zeit schon zur Hälfte wieder eingespielt. Mit der Zeit wurde mir allerdings klar, dass die Idee wahrscheinlich nicht von ihm, sondern von seinem Sohn Santalion stammte. Er ist deutlich gewitzter als sein Vater und hat im Laufe der Bauarbeiten noch durch einige andere Projekte viel Geld eingespielt. Die Stege zum Beispiel, an denen die Schiffe anlaufen, hat die Familie Bantor auf eigene Kosten gebaut, und anschließend durften sie ein halbes Jahr die Pacht eintreiben.“

Die Gruppe bog um eine Ecke und Thorns Blick fiel auf das große dreistöckige Haus, das er schon am gestrigen Abend gesehen hatte. Die *Fröhliche Nixe* war massiv und schien, obwohl komplett aus Holz, für die Ewigkeit gebaut worden zu sein. Hier waren gute Handwerker am Werk gewesen. Stinner marschierte auf das Gasthaus zu, während er weitererzählte: „Während des Sturmes vor drei Tagen konnte ein Teil unserer Arbeiter dort drin Unterschlupf finden, für den sie nicht einmal bezahlen mussten.“

Thorn betrachtete das Gasthaus mit neuen Augen. „Sie konnten umsonst dort schlafen? Das war großzügig.“

Stinner lachte. „Vielleicht. Aber seitdem ist die Familie Bantor hier sehr beliebt und die *Fröhliche Nixe* wird noch regelmäßiger besucht als zuvor, langfristig werden also auch

Santalion und Familie davon profitieren. Außerdem wurden die einfachen Unterschlüpfе während des Sturms wieder zerstört, also werden sie in nächster Zeit wohl wieder satte Gewinne einstreichen.“

Sie erreichten das Haus und Thorn bewunderte die lachende Holznixe, die an zwei Ketten über der Tür hing und langsam hin und her schaukelte. Stinner stieß die Tür auf und Thorn konnte nun auch den leeren Schankraum ausgiebig betrachten.

Die Inneneinrichtung unterschied sich nicht groß von der Taverne *Zum Trunkenen Troll* in Andor. Einfache Tische und Hocker, ein Boden aus geschrubbten Brettern, Bleiglasfenster und erloschene Laternen an den Wänden, am anderen Ende ein Tresen, hinter dem eine hagere Frau damit beschäftigt war, hölzerne Schüsseln mit einem Tuch abzuwischen und unter der Bar zu verstauen. Auf einem Regal hinter ihr standen eine Reihe von bauchigen Flaschen und ein großes Fass mit Zapfhahn, vermutlich alkoholischen Inhalts.

Beim Geräusch der sich öffnenden Tür blickte die Frau auf. Zwischen den grauen Haaren erkannte Thorn ein zerfurchtes Gesicht mit einer eckigen Nase und kleinen schwarzen Augen. Plötzlich erbleichte die Frau, ihre Hände zitterten und die Schüssel in ihren Händen entglitt ihren Fingern und landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden vor dem Tresen. Thorn ging nach vorne um sie aufzuheben, stockte jedoch, als er den Blick der Frau bemerkte. In ihren schwarzen Augen stand glühender, alles verschlingender Hass. Thorn blinzelte und als er seine Lider wieder hob, war das Gefühl verschwunden. Vermutlich nichts als Einbildung. Auch das Zittern hatte aufgehört und die Frau bekam langsam ihre Farbe zurück.

Jetzt eilte sie um den Tresen, hob die Schüssel auf und betrachtete ihre fünf Gäste. „Kmarforia!“, rief sie. „Kundschaft!“ Dann wandte sie sich an Stinner: „Ihr habt Euch hier lange nicht mehr blicken lassen! Was verschafft uns die Ehre Eures Besuches?“

„Cera, wir...“

Er wurde unterbrochen, als sich am hinteren Ende eine Tür öffnete, durch die schüchtern ein blondes Mädchen von etwa zwölf Sommern blickte. Ihr folgte ein junger Mann, den Thorn noch von gestern kannte. Santalion Bantor schob sich in die Gaststube und zog das Mädchen, bei dem es sich wohl um seine Schwester Kmarforia handelte, hinter sich her. Jetzt erkannte Thorn, dass der geschäftstüchtige Bursche jünger war, als er angenommen hatte, vielleicht neunzehn oder zwanzig Sommer. Als er jedoch ins Licht des Wirtshauses trat, stockte Thorn der Atem.

Ein Verfluchter! Gestern Nacht war das nicht zu erkennen gewesen, doch nun glitt Thorns Blick über den schwächlichen Körper in hellbrauner Wollkleidung. Die Arme und der Hals waren noch bleicher als Cera gerade eben geworden war, seine Haare leuchteten in einem grellen weiß. Santalion schien blass und farblos wie ein Gespenst. Das scharf geschnittene Gesicht wies deutliche Ähnlichkeit zu dem seiner Mutter auf, doch Thorn konnte sich nicht darauf konzentrieren, da sein Blick immer wieder auf die strahlend roten Augen fiel. Die rote Iris war von weißen Äderchen durchzogen, in deren Mitte die glutrote Pupille wie ein mit Blut gefüllter Brunnen wirkte, in dem man mühelos versinken konnte. Hinter ihm schnappte auch Chada nach Luft.

Santalion bemerkte ihre Blicke und zog eine farblose Augenbraue hoch, woraufhin Thorn peinlich berührt wegsah und versuchte, irgendwohin zu schauen, nur nicht in diese Augen, die seinen Blick wie magisch anzogen. Schließlich zog Santalion ein seltsames Konstrukt aus Silber und Horn aus einer Tasche und setzte es sich auf die Nase, woraufhin seine Augen nur noch undeutlich durch dunkelgrüne Scheiben zu erkennen waren.

„Die Helden von Andor!“, sagte er dann. „Na, haltet Ihr es im Hauptturm nicht mehr aus? Es ist kalt und zugig da drin, das habt Ihr sicher mitbekommen. Hier dagegen ist es immer warm. Mein unschlagbares Angebot: Zwei Betten zum Preis von drei! Was sagt Ihr?“

„Du hast komische Augen“, brummte Drukil. Thorn zuckte zusammen angesichts dieser Taktlosigkeit. Drukil hatte sich kaum an ein Leben als Mensch gewöhnt und war mitunter sehr ... direkt. Santalion lächelte jedoch nur amüsiert. „Ach, habt Ihr das auch schon bemerkt? Dafür habt Ihr einen komischen Bart, der in seiner Dauer sicherlich weder in Kontakt mit einem Rasiermesser noch mit einem Bad gekommen ist.“ Kmarforia presste sich eine Hand auf den Mund und prustete. Drukil dagegen blinzelte erst verwirrt und lachte dann schallend los, und damit war die Situation gerettet.

„Wir sind nicht hier, weil wir hier übernachten wollen, sondern weil wir gerne mehr über das erfahren würden, was du in jener Nacht erlebt hast“, sprach Chada.

Santalion nickte. „Ja, das war zu erwarten. Setzen wir uns. Schwesterherz, bring uns etwas zu trinken!“

Das blonde Mädchen eilte zur Theke, wo Cera ihr wortlos Wasser aus einem großen Krug in einige Humpen füllte. Santalion beobachtete die Szene aufmerksam und entspannte sich sichtlich, als seine Schwester das Tablett an ihren Tisch gebracht hatte. Er nahm sich wahllos einen der Humpen und trank einen Schluck, dann begann er gestenreich zu erzählen.

„In der Nacht, von der Ihr vermutlich redet, begann gerade einer der schlimmsten Stürme, die das Hadrische Meer je erlebt hat. Arkterons Zorn war grauenhaft und sein eisiger Atem erfüllte auch Klippenwacht. Großherzig, wie meine Familie nun einmal ist, nahmen wir einige der Arbeiter bei uns auf und...“

Stinner erhob sich leise, was ihm einen irritierten Blick Santalions einbrachte. Er ließ sich allerdings nicht unterbrechen und setzte seine Geschichte fort, während Stinner zur Tür ging und Thorn zu sich winkte. Auch der Krieger erhob sich und schlich zur Türöffnung. „Was gibt es?“, raunte er Stinner zu.

„Ich muss weiter, hier gibt es noch zu viel Arbeit für mich.“

Thorn nickte. „Warum hast du uns nicht erzählt, dass er ein Verfluchter ist, Stinner? Das war gerade ziemlich peinlich.“

Stinner lächelte verlegen. „Hier haben sich schon alle daran gewöhnt. Und Thorn... benutze diesen Ausdruck bitte nicht, wenn er dabei ist. Verständlicherweise mag er dieses Wort nicht.“ Erneut nickte Thorn. „Ich hoffe, auch in meinem eigenen Interesse, ihr findet diesen Tempel rechtzeitig“, fuhr Stinner fort. „Mein Wort hat Gewicht, ich könnte euch unterstützen. Ich könnte euch mein schnellstes Schiff zur Verfügung stellen und eine Belohnung für jeden versprechen, der etwas über diesen Tempel weiß. Aber ...“

„Aber dann weiß jeder, was wir vorhaben“, beendete Thorn den Satz. „Wir sind schon bekannt genug. Wenn wir überhaupt eine Chance haben, den Schwarzen Herold im Tempel des Meeres zu belauschen, dann würde sie dadurch zunichtegemacht. Am wichtigsten ist jetzt Unauffälligkeit.“

Stinner biss sich resigniert auf die Lippe. Dann überreichte er Thorn einen kleinen Beutel und ein zusammengerolltes Pergament. „Hier ist etwas Geld, aber kein Wort, zu niemandem. Das war eigentlich für die Bauarbeiten bestimmt.“

Thorn hob abwehrende die Hände, doch Stinner ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Jetzt nimm schon! Informationen über diesen Ewigen Rat sind zu wichtig, bei euch ist das Geld sinnvoller angelegt. Und die Lücke in der Kasse werde ich nach und nach aus eigener

Tasche füllen.“

Widerstrebend nahm Thorn den Beutel entgegen, das beruhigende Gewicht an seinem Gürtel brachte sein Gewissen zum Verstummen. „Und das Pergament?“

„Darin steht, dass ihr in in meinem Auftrag unterwegs seid und dass euch alle erdenkliche Hilfe gewährt werden soll. Es ist alles andere als unauffällig, aber im Notfall könnte es euch helfen. Wie gesagt, mein Wort hat Gewicht.“ Stinner lächelte das raue Lächeln eines Seemanns. „Ihr könnt die *Aldebaran II* haben, wenn ihr irgendwo hinwollt. Leb wohl!“

„Leb wohl!“, sagte auch Thorn und die beiden umarmten sich kurz, dann ging Stinner wieder hinaus und Thorn zurück zur Erzählung. Allerdings hatte er die verpasst, denn als er ankam, hörte Santalion gerade auf zu berichten.

„Und?“, fragte Thorn.

„Er ist ein guter Erzähler, der aber leider auch nichts Relevantes weiß“, antwortete Chada.

Santalion verschränkte erbost die Arme vor der Brust. „*Der aber leider auch nichts Relevantes weiß?*“, wiederholte er leise. „Vielleicht habt Ihr einfach die falschen Fragen gestellt. Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, dass es Euch brennend interessiert, was es mit diesem Tempel des Meeres auf sich hat.“

Santalion beobachtete offensichtlich belustigt die Reaktionen der Helden. Thorn riss die Augen auf, Leander verschluckte sich an seinem Wassr, Chada schnappte nach Luft und Drukil tat das alles gleichzeitig, was zu einem heftigen Hustenanfall führte. Kmarforia starrte neugierig zu ihnen herüber und Cera kam hinter dem Tresen hervor und stellte sich auffällig unauffällig in ihre Nähe. Thorn beschlich ihn in ihrer Gegenwart ein ungutes Gefühl.

„Und was weißt du darüber?“, stellte Leander die Frage, die ihnen allen auf der Zunge brannte, während Chada dem Hautwandler auf den Rücken klopfte.

„Nichts!“, antwortete Santalion mit einem schnellen Blick zu seiner Mutter. „Aber ich könnte vielleicht etwas herausfinden. Ich habe Kontakte in Werftheim...“

Cera trat hinter ihn und bohrte ihre knöchigen Finger in seine Schultern. „Du kannst nicht fort, Santa! Wir brauchen dich hier und es wäre nicht gut für dich.“

Der Verfluchte – Thorn konnte es sich einfach nicht abgewöhnen, ihn so zu nennen – legte eine Hand auf die Finger an seiner Schulter und streichelte sie sacht. „Du kannst es mir nicht verbieten, Mutter! Nicht, wenn die Bezahlung stimmt“, fügte er mit einem auffordernden Blick hinzu.

Thorn erkannte das Stichwort und erklärte hastig: „Wenn die Informationen, die du uns über den Tempel geben kannst, hilfreich sind, dann wird die Bezahlung stimmen.“

Ceras Finger bohrten sich noch fester in Santalions Schulter. „Kmarforia!“, rief sie. „Hol deinen Vater!“

„Mutter! Hör auf!“, bat Santalion. „Wenn Ihr bitte draußen warten könntet! Ich kläre das schnell“, wandte er sich dann an die Helden. Chada stand wortlos auf und ging hinaus und die anderen folgten ihr. Als Thorn das Gasthaus verließ, meinte er erneut einen hasserfüllten Blick zu spüren, der sich in seinen Rücken bohrte, doch er drehte sich nicht um.

Der vierte Teil einer Stunde verging, bis Santalion aus dem Gasthaus trat. Er trug einen langen, braunen Kapuzenmantel, der fast seine ganze Haut bedeckte, und auf seiner Nase saß immer noch das seltsame Gebilde aus Horn, Silber und grünem Glas, von dem Chada

Thorn erzählt hatte, sie habe so ähnliche Augengläser schon bei einem alten Bewahrer mit Sehschwierigkeiten gesehen.

„Ich habe sie überzeugt, mich gehen zu lassen“, sagte er und es war unklar, ob er sich damit nur auf seine Mutter oder auf die ganze Familie bezog. „Habt Ihr ein Schiff? Wir müssen nach Werftheim.“

Die Gruppe ging zu den Stegen, wo die *Aldebaran II* vor Anker lag. Thorn erinnerte sich noch lebhaft an die Abenteuer, die er damals zusammen mit Chada, Stinner und Kirr auf ihren Planken erlebt hatte. Sie hatten die Schwarze Kogge gejagt und schließlich versenkt. Doch wie es schien, nicht so endgültig, wie sie dachten.

Die *Aldebaran II* war ein kleines Schiff, nicht größer als ihre Vorgängerin, das notfalls sogar alleine gefahren werden konnte. Die Seefahrt hatten er, Chada und Eara damals von Stinner gelernt, der Seekrieger war ein guter Lehrmeister. Doch seitdem Thorn den Einmaster zuletzt gesegelt hatte, waren über eineinhalb Jahre vergangen. Das meiste war längst wieder vergessen und er nahm nicht an, dass es bei Chada deutlich besser aussah. Ihm war also etwas mulmig zumute, als er vor dem Boot stehen blieb. Vielleicht könnte Santalion helfen?

Ehe er jedoch an Bord gehen konnte, rannte plötzlich jemand den Steg entlang auf sie zu. Schon auf den ersten Blick erkannte Thorn Santalions Schwester Kmarforia. Ihre blonden Haare wirbelten um sie herum, als sie ihren Bruder auf Bauchhöhe umarmte.

„Viel Erfolg und leb wohl, Santa!“, wünschte sie mit schriller Stimme. Thorn fiel auf, dass er sie bisher kein Wort gesagt hatte.

Santalion rieb ihr über den Kopf und verwuschelte ihre Haare. Dann beugte er sich hinab und flüsterte ihr etwas ins Ohr, woraufhin sie strahlend nickte. Anschließend wandte sie sich zur *Fröhlichen Nixe* um, wirbelte dann jedoch plötzlich herum und blickte die Helden fest an. „Bringt Santa heil nach Hause, hört ihr?“, rief sie überraschend ernst und Thorn hatte das Gefühl, dass ihr Blick besonders ihn gefangen hielt. Ohne eine Antwort abzuwarten sprang sie zurück und rannte wieder davon.

Sonnenhoch, 20. Herbsttag 76 a.Z.

Hohe See südwestlich von Klippenwacht, Hadrisches Meer

Die *Aldebaran II* flog nur so über die Wellen, denn es wehte ein geradezu optimaler Nordostwind. Santalion hatte sich nicht als große Hilfe herausgestellt, sondern sich – zum Schutz vor der gleißenden Sonne, wie er sagte – gleich unter Deck verzogen, sodass es letztendlich an Chada und Thorn selbst hing, das kleine Schiff zu segeln. Drukil unterstützte sie dabei, indem er sich so gut er vermochte an ihre Anweisungen hielt.

Jetzt stand Chada am Steuer und Thorn betrachtete sie versonnen. Auf ihrem fein geschnittenen Gesicht erkannte er den Ausdruck ihres eisernen Willens, den er so sehr liebte. In ihren Augen standen Trotz und die Entschlossenheit, niemals aufzugeben. Wäre er der Schwarze Herold oder einer ihrer anderen Feinde, er wäre jetzt vom Schiff gesprungen.

Nur wenige Tage nach ihrem Streit im Grauen Gebirge hatten sie beschlossen, die bösen Worte beiseitezuschieben. Dennoch hatte er sie nicht vergessen und Chada wohl auch nicht. *Du bist bloß eifersüchtig!* Thorn schüttelte seinen Kopf. Es war besser, die Vergangenheit ruhen zu lassen. *Du könntest mitkommen. An meiner Seite regieren.* Sie hatte es nur gut gemeint. Auch wenn er den Gedanken an die pausenlose Mühsal hasste, die sie erwartete, konnte er doch nicht leugnen, dass Chada, im Gegensatz zu ihm, eine gute Königin abgeben

würde. Sie beide hatten ihre Entscheidung getroffen und sie beide konnten mit der des anderen leben.

Schon oft hatte Thorn sich gewünscht, einfach zu gehen. Sein Leben wäre gewiss deutlich glücklicher verlaufen, wenn er diesem Wunsch nachgegeben hätte. Aber auch ihn zeichnete ein eiserner Wille aus; der Wille, Unrecht und Leid nicht einfach hinzunehmen, sondern dagegen anzukämpfen. Doch mittlerweile war Thorn sich nicht sicher, ob er in diesem Kampf wirklich erfolgreich war. Jedes Mal, wenn sie einen Feind besiegt hatten, war sogleich ein neuer gekommen, jedes Mal, wenn sie eine Aufgabe erfüllt hatten, mussten sie sich sogleich um eine weitere kümmern. Vielleicht lag es einfach in der Natur des Menschen, stets aufs Neue unglücklich zu sein. Vielleicht war die Welt einfach so eingerichtet, dass alles Gute stets etwas Schlechtes gebar, dass nichts jemals wirklich von Bestand war. Wenn das stimmte, dann wäre Thorn jedenfalls dazu verdammt, den Rest seines Lebens zu kämpfen, denn er hatte nicht vor, das Leid der Menschen, Zwerge und all der anderen Völker dieser Welt einfach hinzunehmen. Er würde diejenigen beschützen, die Schutz benötigten; wenn es sein musste, bis ans Ende seines Lebens. Doch er hegte noch immer die schwache Hoffnung, dass es nicht sein musste.

Chada bemerkte, dass er sie betrachtete und lächelte ihm zu. Thorn spürte eine Wärme in sich aufsteigen und erwiderte das Lächeln, dann ging er zur Tür, die ins Innere der *Aldebaran II* führte. Er musste mit Santalion sprechen.

Unten bemerkte er, dass er nicht der einzige war, der auf diese Idee gekommen war, denn der Verfluchte war bereits in ein Gespräch mit Leander vertieft. „Meint Ihr, ich weiß nicht, wie man mich nennt? Meint Ihr, ich habe keine Ahnung, was ich bin? Ich bin ein *Verfluchter!*“

Das Wort spie Santalion regelrecht aus und Thorn empfand sogleich Schuldgefühle. *Nie wieder*, schwor er sich, *werde ich ihn so nennen, selbst wenn es nur in Gedanken ist.*

Santalion hatte seine Ankunft noch nicht bemerkt und fuhr fort: „Solche wie ich werden in der Regel schon bei ihrer Geburt ausgesetzt, oder gleich ertränkt, um auch wirklich sicher zu sein, niemals behelligt zu werden. Wir gelten als Unheilsbringer, Todesboten. Weil wir *anders* sind.“

„Du bist nicht als einziger anders“, erwiderte Leander. „Sieh mich an! Meine Eltern wurden bei lebendigem Leibe verbrannt, als ich sechs Jahre alt war. Meine ganze Jugend hindurch wurde ich gequält, verfolgt und gedemütigt für die Farbe meiner Haut. Du hast es gut, glaub mir. Du hast wenigstens noch deine Familie, die dich im Zweifelsfall beschützt.“

Nach diesen Worten trat eine einträchtige Pause ein. Thorn wollte gerade zu seiner Frage ansetzen, als Leander erneut zu sprechen begann: „Deine Familie hat seltsame Namen.“

„Was soll an Bantor seltsam sein?“

Leander schnaubte. „Stell dich nicht dümmer als du bist. Santa-Lion. Das heilige Schwert. Kmar-Foria. Meeresmacht.“

„Ihr beherrscht die alte Sprache des Nordens?“, fragte der Verflu... Santalion erstaunt.

Leander lächelte milde. „Ich bin mit dieser Sprache aufgewachsen. Damals konnte hier jeder sie sprechen und sie galt noch nicht als *alte* Sprache. Auch wenn die Gemeine Sprache in Sachen Verständigung natürlich viele Vorteile bietet, das muss ich anerkennen. Doch du weichst aus: Was hat es mit euren Namen auf sich?“

„Cera, meine Mutter. Sie hat einen... ungewöhnlichen Sinn für Humor.“

Erneut machte sich Stille breit und Thorn hatte nicht vor, diese Gelegenheit auch

verstreichen zu lassen. „Santalion!“, sagte er. „Wie genau möchtest du uns helfen? Was kannst du tun, um diesen Tempel aufzuspüren?“

Der junge Mann zuckte zusammen und drehte seinen Kopf herum. Noch immer trug er seine dunkelgrünen Augengläser und Thorn fragte sich, ob er sie wohl nur besaß, damit andere Menschen ihm nicht andauernd in seine Augen starrten oder ob sie einen tieferen Zweck erfüllten. „Seid begrüßt, Thorn!“, rief Santalion. „Ich sehe, dass Begrüßungen Euch ebenso fremd sind wie Geduld. Aber gut, ich werde Euch erleuchten: In Werftheim habe ich einige Kontakte, unter anderem auch zum Kult der Drei Mächte. Wer könnte wohl mehr über den Tempel wissen als diese Religion?“

Thorn schüttelte sich. „Ich würde nicht so weit gehen, so etwas als Religion zu bezeichnen. Wie kommen Menschen nur dazu, die Mächte des Meeres anzubeten?“

„Es ist eigentlich ziemlich naheliegend“, überlegte Leander. „Mutter Natur ist für die einfachen Fischer, Handwerker und Schiffsbauer hier nur irgendeine weit entfernte Gottheit, doch die Mächte des Meeres sind ein fester Bestandteil ihres Lebens. Man kann sie sehen, mit ihnen sprechen, sie berühren, auch wenn das vermutlich das Letzte ist, was man tut. Ihre Existenz ist unbestreitbar, ihre Macht gewaltig und ihr Zorn grauenhaft. Wieso verwundert es dich, dass die Menschen lieber zu den Wesenheiten beten, vor denen sie sich fürchten, als zu irgendeiner weit entfernten metaphysischen Entität, von der ein paar Priester erzählen?“

Was für eine Ente? Auch wenn Thorn nicht jedes Wort verstanden hatte, so war der Sinn des Gesagten doch klar. „Aber wieso sollte man zu den Mächten des Meeres beten, obwohl sie so grausam sind?“

Santalion schüttelte den Kopf. „Nicht obwohl“, antwortete er nachdrücklich, „sondern weil. Es ist klar, dass Arkteron Stürme rufen kann, also bittet man ihn darum, es in nächster Zeit zu unterlassen, damit die eigene Familie wohlbehalten nach Hause kommt. So entstand vermutlich der Kult.“

„Hm. Ich bin froh, wenn diese verblendeten Eiferer ein für allemal verschwinden. Im Übrigen hättest du schon lange Stinner von deinem Wissen erzählen sollen, er versucht doch mit aller Macht, diese Leute auszuräuchern.“

Santalion hob eine Augenbraue. „Ich weiß auch nicht so viel, dass ich imstande wäre, eine Armee direkt in ihr Heiligtum zu führen. Außerdem ist es jetzt wohl vorteilhaft, dass der Kult noch existiert, sonst hätte Ihr keine Möglichkeit Möglichkeit mehr, diesen Tempel zu finden.“

Thorn verschränkte die Arme. „Und dein Kontakt weiß etwas Nützliches?“

„Das müsst Ihr entscheiden. Er heißt Toras. Ein wirklich guter Dolchwerfer. Aber keine Sorge, seine Klingen sind deutlich schärfer als sein Verstand. Wenn wir ihn ein bisschen aushorchen, dann bekommen wir wahrscheinlich mehr über diesen Tempel heraus.“

Abenddämmerung, 20. Herbsttag 76 a.Z.

Hafen von Werftheim, Hadrisches Meer

Bei Sonnenuntergang lief die *Aldebaran II* in den Hafen Werftheims ein, womit sie die Strecke Klippenwacht – Werftheim in rekordverdächtiger Zeit zurückgelegt hatte. Selbst zu dieser späten Stunde war es hier noch äußerst belebt. Dutzende Schiffe liefen aus und ein, von winzigen Fischerbooten über kleine Einmaster wie der *Aldebaran II* bis hin zu einer gewaltigen dreimastigen Galeere, deren Ruder tief ins Wasser tauchten. Während Thorn und Chada versuchten, an einem Steg, zu dem sie von einem Hafenaufseher gelotst wurden,

anzulegen, zeigte sich, dass ihre Fähigkeiten trotz der sensationellen Fahrt auf dem offenen Meer schon etwas eingerostet waren, denn zwischendurch verursachten sie zwei Zusammenstöße und hätten fast eines der Ruderboote über den Haufen gefahren.

Als sie mit einem lauten Knall gegen den Steg stießen, wurde Thorn von den Füßen geschleudert und erhob sich nur mühsam wieder, einen Fluch durch die zusammengepressten Zähnen zischend. Der Hafenaufseher legte eilig seine für Werftheim so typische Schwertlanze beiseite, wobei die gebogene Klinge im Sonnenschein gefährlich funkelte, und lief trotz der Lederrüstung behände näher. Dann streckte er die Arme aus und nahm das Tau, das Thorn ihm zuwarf, entgegen. Er band es an einen Pfahl und holte anschließend seine Lanze. Als die ganze Gruppe kurz darauf von Deck ging, musterte er sie kritisch. „Passt das nächste mal besser auf, ihr Anfänger! Wenn ihr nicht segeln könnt, dann tut es auch nicht“, murzte er unfreundlich.

„Ach, bitte! Man kann doch nicht tun, was man nicht tun kann“, erwiderte Santalion galant. „Wenn sie nicht segeln könnten, so hättet Ihr sie nicht segeln gesehen. Wenn sie aber wider Erwarten doch segeln, so ist das wohl ein eindeutiger Beweis ihrer Fähigkeiten. Ihr seht, Eure Forderung ist in jedem Fall hinfällig.“ Der Aufseher grummelte etwas Unverständliches und ging davon.

„Also, wohin jetzt?“, fragte Chada. Santalion rückte sich seine Augengläser zurecht und zeigte in Richtung der hölzernen Stadt. „Mein Bekannter lebt nahe der Schiffswerften. Folgt mir!“

Der Weg durch Werftheim glich dem Marsch eines Betrunkenen im dichten Nebel. Santalion führte sie zielstrebig voran, doch die Straßen waren so willkürlich gewachsen, dass sie unzählige Spiralen und scheinbare Umwege liefen, auch wenn es sich vermutlich um den schnellsten Weg handelte. Werftheim bot, wie schon bei Thorns früheren Besuchen, ein Bild geschäftigen Elends. Die vielen Händler und Handwerker, die selbst jetzt noch durch die Gassen eilten und von denen sich besonders viele noch am Marktplatz aufhielten, ignorierten die zerlumpten Bettler ebenso wie den Unrat zu ihren Füßen. Die Hütten wirkten größtenteils ärmlich und es war ihnen anzusehen, dass es sich in vielen Fällen um Provisorien handelte, die zum Teil allerdings schon Jahrzehnte standen. Das Holz war grau und ausgebleichen, an vielen Stellen oft auch faulig. In den Dächern klafften so viele Löcher, dass sie Thorn an das Gebiss einer alten Vettel erinnerten. Der letzte Sturm hatte einiges zerstört, was allerdings in Thorns Augen eher dazu führte, dass Werftheim sich wieder erneuern konnte, bis es bald wieder so heruntergekommen aussähe wie immer. Auf ihrem Weg wurden sie von mehr als einem Augenpaar neugierig beäugt. Insbesondere Leander mit seiner tiefblauen Haut und der Binde vor den Augen erregte einige Aufmerksamkeit, doch auch Santalion, der in seinem braunen Kapuzenmantel und mit den Augengläsern auf der Nase wie ein bleiches Ebenbild des Sehers wirkte.

Nach einem besonders scharfen Knick in der Straße blieb Santalion plötzlich stehen und deutete auf eine kleine Hütte, die selbst für hiesige Verhältnisse - auch im Mondlicht erkennbar - besonders schäbig wirkte. „Hier wohnt Toras!“, flüsterte Santalion, obgleich die Hütte noch lange nicht in Hörweite war. „Besser, ich spreche alleine mit ihm. Ihr wartet hier.“

Chada kniff ihre grünen Augen zusammen. „Da drinnen wohnt ein Mitglied des Kultes der Drei Mächte. Ich halte es für keine gute Idee, wenn du alleine dort hinein gehst. Ich

habe die Absicht, die Bitte deiner Schwester zu erfüllen und dich heil zurückzubringen.“

Santalion nahm die Gläser ab und verdrehte seine roten Augen. Schon wieder spürte Thorn, wie er keine andere Wahl hatte, als hineinzublicken. Schließlich betrachtete er stattdessen den schlammigen Untergrund zu seinen Füßen. Zumindest hoffte er, dass es sich bloß um Schlamm handelte...

„Ihr seid ja fast so schlimm wie meine Mutter!“, zischte Santalion Chada zu und zuckte dann mit den Achseln. „Von mir aus stellt Euch hinter die Hütte und lauscht unserem Gespräch, wenn Euch das beruhigt. Aber seid leise, um der Heiligen Mutter willen, man kann Euch von drinnen ebenso gut hören, wie Ihr uns werdet hören können!“

Während Santalion also gemächlich zur heruntergekommenen Hütte marschierte, schlichen die Helden von Andor geräuschlos näher. Als sie angekommen waren, erkannte Thorn, dass die Bezeichnung Hütte noch ein großes Kompliment darstellte. Es handelte sich eher um einen Verschlag, nur anhand der sorgfältig mit Stroh und Holzwolle ausgestopften Ritzen erkannte man, dass er bewohnt war. Während die Häuser Werftheims sich sonst Wand an Wand drängten, ließen sie hier einen Abstand von mindestens einem Schritt, fast, als wüssten die Gebäude selbst, dass ein Mitglied des Kultes hier hauste. Behutsam tappten sie um das Bauwerk herum und pressten ihre Ohren an die Rückwand. Im nächsten Moment erscholl von der anderen Seite ein Klopfen, gefolgt von den knarrenden Brettern der sich öffnenden Tür.

„Toras! Sei begrüßt, mein alter Freund. Wie ich sehe, hast du noch immer kein Schloss.“ Drinnen raschelte es und man konnte hören, wie jemand aufstand.

„Nein!“, rief eine quäkende, missmutige Stimme. „Ob du es glaubst oder nicht, ich bewohne nach wie vor eine kleine Hütte, jaja.“

Santalion lachte. „Aber Toras, ich bezog mich doch auf die Tür. Nicht einmal einen Riegel besitzt du.“

„Jaja, wozu auch, hier gibt es doch eh nichts, was sich zu stehlen lohnt.“

Von der anderen Seite der Wand erklangen leise Schritte. „Ach Toras, ich habe dich vermisst, ob du es glaubst oder nicht.“

„Ha, willst du mich etwa umarmen?“

„Selbstverständlich nicht, ich weiß doch, wie selten du deine Hemden wäschst.“

Toras knurrte. „Jaja, scharfzüngig wie eh und je. Hast dich gar nicht verändert. Noch genau so unverschämt wie damals. Und wahrscheinlich bist du auch nicht bloß hier, um einen alten Freund zu begrüßen.“

„Zufälligerweise gibt es tatsächlich noch einen anderen Grund für meine Anwesenheit. Ich möchte...“

„Pah, das sieht dir ähnlich. Vor drei Jahren verschwindet ihr einfach spurlos, nach allem was man hört, treibt ihr euch seitdem ausgerechnet mit diesem *Stinner* herum. Aber kaum bist du wieder da, möchtest du schon etwas, jaja.“

„Toras, bitte!“, sagte Santalion beschwichtigend. „Ich bin hier, weil ich Gerüchte gehört habe, du seist Mitglied im Kult der Drei Mächte.“

„Gerüchte? Als ob du das nicht ganz genau wüsstest.“

„Nun, nicht immer stimmt das, was man *hört*, mit der Wahrheit überein. Manchmal *belauscht* man Dinge, die falsch sind.“

„Was? Was willst du damit sagen? He, was machst du da?“

Eine kurze Zeit lang war kein Geräusch zu hören. Selbst Leander verzog nur angestrengt das Gesicht und, da er sich die Blicke der anderen wohl denken konnte, schüttelte lautlos

den Kopf.

Nach einer Weile begann Santalion wieder zu sprechen: „Toras, Erinnerst du dich noch an jenen Abend des Lichttags, damals vor vier Jahren?“

„Ich erinnere mich noch an den Mittag. Und an den Morgen darauf, ja.“

„Um dein Gedächtnis etwas aufzufrischen: Du lagst zusammengeschlagen in der Gosse, in einer Pfütze aus deinem eigenen Blut.“

„Das war der Teil den ich vergessen wollte. Vielen Dank, Santa!“

„Ich habe dich gefunden und den ganzen Weg zum Heiler geschleppt. Meine Augengläser habe ich dabei verloren; ich musste danach noch einen ganzen Mond lang tagsüber mit geschlossenen Augen herumlaufen, um nicht zu sehr geblendet zu werden.“ Aha, das war also der Grund für seine Gläser.

Aus der Hütte drang ein widerliches Schmatzen, dann sagte Toras: „Sieh's positiv, deine neuen Gläser sind viel schöner, ja.“

„Und Erinnerst du dich noch an...“

„Schon gut, Santa, sag, was du willst!“

„Ich will, dass du mir vertraust. Habe ich dich jemals im Stich gelassen? Habe ich dich jemals verraten?“

„Sag, was du wirklich willst!“

„Der Tempel der Drei Mächte! Was weißt du darüber?“

„Der Tempel des Meeres? Nicht mehr als du, das muss dir doch bewusst sein. Irgendwas hatte es mit Arkterons heiligem Tier zu tun, ja. Warum fragst du?“

Arkterons heiliges Tier? Was sollte das sein? Vermutlich eine stinkende Ratte! „Reine Neugierde. Ich habe mich mit den Mächten des Meeres auseinandergesetzt, habe alles verschlungen, was ich über sie finden konnte. Toras, ich möchte eurem Kult beitreten. Ich und einige Freunde, wir haben in ihren Lehren Erleuchtung gefunden.“

Meinte Santalion damit etwa sie, die Helden von Andor? Das war lächerlich, sie hatten Oktohan, eine der drei Mächte, getötet. „Du bist ein Jahr lang ausgerechnet in der Nähe von diesem Stinner, der unseren Kult zerschlagen will, und dann möchtest du plötzlich... aufgenommen werden? Das klingt sehr verdächtig, ja. Das musst du doch verstehen!“

„Und deshalb, mein alter Freund, habe ich dich um Vertrauen gebeten. Bitte, wann findet die nächste Versammlung statt, wie kommt man dorthin?“

Erneut erklang dieses grauenhafte Schmatzen. „Also schön! Die nächste Versammlung ist in der Nacht nach dieser hier, ja. Unser Heiligtum befindet sich unter einem leerstehenden Haus in der Böttchergasse, mit einem Dreieck über der Tür. Im Keller gibt es einen Zugang.“

„Danke, Toras! Bitte richte dem Kult aus, dass ich und meine vier Freunde ihn noch heute Nacht aufsuchen werden. Und selbstverständlich auch morgen, zu ihrer Versammlung.“

„Kann ich gerne machen, ja. Aber wehe, du verrätst uns!“

Eilige Schritte erklangen und dann öffnete sich wieder die Tür. Thorn machte einen Schritt nach vorne, um Santalion abzufassen, wurde jedoch blitzschnell von Chada am Umhang gepackt. Zum Glück, denn es war nicht Santalion, sondern Toras, der Anhänger des Kultes, welcher herausgetreten war. So war Thorn im Schatten des Verschlags nicht auszumachen, hatte jedoch einen guten Blick auf den Mann.

Toras war dürr und klein zugleich, er trug eine verdreckte braune Hose und eine grobes Hemd, dessen ursprüngliche Farbe nicht mehr auszumachen war. Am schlimmsten war

jedoch sein Kopf, denn sowohl die Glatze als auch das Gesicht waren mit feuerroten, feucht glänzenden Pusteln bedeckt, die im Nachtlicht ekelerregend schimmerten. Dann eilte die Gestalt davon und im nächsten Moment öffnete die Tür sich erneut und diesmal kam wirklich Santalion heraus.

„Weshalb hast du gesagt, dass wir sie aufsuchen werden?“, fragte Thorn aufgebracht. „Wir kennen den Versammlungsort des Kultes und die Zeit ihres nächsten Treffens, wir hätten sie einfach stürmen können! Irgendeinen hätten wir schon erwischt, der uns mehr über diesen Tempel sagen könnte. Aber jetzt müssen wir den Kult schon heute aufsuchen, um keinen Verdacht zu erregen. Verflucht, du hättest uns gar nicht erwähnen sollen!“

Santalion wartete, bis Thorn sich einigermaßen beruhigt hatte, dann erklärte er: „Ich dachte, wir schauen uns besser schon vorher dort um. Außerdem wäre es vielleicht nicht die beste Idee, mit gezogenen Waffen hineinzustürmen.“

„Warum nicht? Hat der Kult Wachen? Tödliche Fallen?“

Santalion lächelte hintergründig und seine roten Augen funkelten. „Das würde mich sehr überraschen. Nein, ich hatte etwas anderes im Sinn. Doch lasst Euch am besten überraschen.“

Mit dieser Antwort wollte Thorn sich nicht abpeisen lassen. „Man wird uns erkennen. Hast du daran auch gedacht? Ich war daran beteiligt, einen der unheiligen Götter dieses Kultes zu töten!“

Santalion behielt sein Grinsen bei und hob die Hände. „Zwei von uns tragen bereits einen Kapuzenmantel. Wenn der Rest es ebenso hält, können wir uns dadurch auch nicht mehr verdächtiger machen.“

Thorn schüttelte zornig den Kopf. „Wie sollen wir denn um diese Zeit an Kapuzenmäntel kommen? Wir wollen den Kult noch heute Nacht aufsuchen!“

Santalion starrte ihn ungläubig an. „Das hier ist Werftheim!“

Mit diesen Worten drehte er sich um und ging los, das Gespräch schien für ihn beendet. Thorn holte tief Luft, doch Chada griff sanft seine Hand. „Beruhige dich, Thorn!“, bat sie leise. Dann folgte sie dem jungen Mann und Thorn trottete schwer atmend hinterher.

Mondhoch, 20. Herbsttag 76 a.Z.

Untergassen in Werftheim, Hadrisches Meer

An geeignete Mäntel zu kommen, hatte sich tatsächlich als ziemlich einfach herausgestellt. Auch eine kleine Öllampe hatten sie noch erworben, mit deren Hilfe sie jetzt das gleichseitige Dreieck erkennen konnten, das über den Türrahmen der verfallenen Hütte gekerbt war. Durch die nach unten weisende Spitze wirkte es wie ein Pfeil, der sie geradewegs ins Innere der Hütte lenken sollte. Es war jetzt etwa fünf Stunden nach Sonnenuntergang, das bedeutete, sie hatten noch etwas weniger als zwei Tage, um den Tempel des Meeres aufzuspüren und dorthin zu kommen. Thorn blickte die Straßen hinunter, doch zu dieser Zeit war selbst in Werftheim niemand mehr unterwegs. Santalion stand vorne und schirmte seine Augen gegen den Schein der Lampe ab, bis er sich entschloss, seine Gläser wieder zu benutzen. „Wollen wir?“, fragte er anschließend.

Das Innere der Hütte war denkbar unspektakulär. Alle Möbel, die hier früher einmal gestanden haben mochten, waren längst verschwunden und wahrscheinlich als Feuerholz wiederverwertet worden. Die Decke war kaum noch vorhanden und Thorn fürchtete, einer

der verbliebenen maroden Balken könnte plötzlich abbrechen. Die einzige Besonderheit stellte der gemauerte Boden dar, doch der war unter einer dicken Dreckschicht kaum noch als solcher auszumachen. Eine ganze Reihe von verschiedenen Fußspuren verlief auf dem Boden, die zielstrebig zu einer deutlich erkennbaren Luke führte. Auch auf ihr prangte ein unsauberes Dreieck.

Santalion beugte sich herab, doch Thorn wollte nicht darauf vertrauen, dass der junge Mann mit seinen schwächtigen Armen sie stemmen konnte, also öffnete er sie still mit einer lässigen Handbewegung. Die Luke stellte sich als dermaßen leicht heraus, dass sie von Würmern zerfressen sein musste. Unwillkürlich fragte sich Thorn, ob sie es wohl aushielt, wenn sich jemand darauf stellte.

Santalion drehte den Kopf in seine Richtung und zog eine Augenbraue hoch, der Ausdruck in seinen Augen war wegen der grünen Gläser nicht zu erkennen. Dann stellte er die Lampe ab und kletterte ohne zu zögern an der wackeligen Leiter in die Tiefe. Thorn folgte als nächstes und bekam von Chada die Lampe gereicht. Während die Übrigen ebenfalls nach unten stiegen, ließ er den Lichtschein über schmucklose Ziegelwände, verdreckten Boden und eine schiefe Türöffnung gleiten, die wohl ins Heiligtum führte.

Hinter der Tür veränderte sich der Keller plötzlich. Zwar war der ärmliche Raum, den sie nun betraten, noch immer aus rötlichen Ziegelsteinen gemauert, doch der Boden war sauber und in gutem Zustand. An der Wand brannte eine Laterne, und auf der den Helden gegenüberliegenden Seite befand sich eine weitere Türöffnung. Auf einem einzelnen Hocker saß eine ausgemergelte Gestalt, die beim Eintreffen der Neuankömmlinge den Kopf hob.

Thorns Gesicht war unter seiner Kapuze gut verborgen, und er hoffte, dass es bei den anderen ebenso war. Er erschauerte, als er den sitzenden Mann näher betrachtete. Seine Lider schienen nicht zu existieren, daher waren die schielenden Augen durchgehend geöffnet und starrten ohne zu blinzeln in die Gegend. Der Mund stand offen, die Zähne waren schwarz und verfault und Speichel lief das Kinn hinab und tropfte auf das verschlissene Hemdchen. Seine Arme waren von roten Striemen bedeckt, die nicht natürlichen Ursprungs waren und Thorn überlegte, ob im Kult der Drei Mächte wohl Selbstgeißelung praktiziert wurde. Auch wenn er keine Waffen bemerkte, wanderte Thorns Hand unmerklich näher zum unter dem Mantel verborgenen Schwert an seinem Gürtel. Der Wachtposten, so es sich denn um einen handelte, schien allerdings schon von Toras informiert worden zu sein. Er nuschte etwas Unverständliches und ließ den Kopf wieder sinken.

Die Helden von Andor durchquerten den Raum und erreichten auf der anderen Seite einen langen Gang. Direkt neben der Tür hockte eine halbnackte Frau auf einem Haufen sauberen Stroh. Sie war ebenso ausgemergelt wie der Mann im letzten Raum. Kein einziges Haar spross aus ihrem Kopf und ihre Beine waren schwarz, vertrocknet, knorrig und tot. Ihr kahler Kopf lag auf ihrer Brust und sie schien zu schlafen. Auf der rechten Seite des Ganges befanden sich zwei Türen, die gemauerten Öffnungen ebenso schief wie alle bisherigen, doch die geschlossenen Holztüren waren passgenau gezimmert.

Die Gruppe durchquerte den Gang. „Was ist das hier nur für ein Ort?“, raunte Thorn Chada zu. „Alles hier ist krank und verdorben. Hier sammelt sich der Abschaum der Gesellschaft.“

Santalion blieb abrupt stehen und drehte sich zu Thorn um. „So könnte man es wohl auch sehen!“, zischte er verächtlich.

„Was meinst du?“, fragte Thorn, irritiert über den feindseligen Tonfall.

Santalion schüttelte ruckartig den Kopf. „Ich würde eher sagen, unsere Gesellschaft treibt ihren Bodensatz, ihren – wie habt Ihr es formuliert? – *Abschaum*, hierher. Ich sehe hier keine düsteren Kult, sondern eine Sammelstelle für die Entrechteten, die Ausgeschlossenen, die, die anders sind.“ Er wirbelte herum und fuhr fort, während sie ihren Weg fortsetzten. „Ich empfinde Abscheu bei diesem Besuch, Abscheu auf unsere Welt, die zulässt, dass diese armen Gestalten misshandelt und gequält werden. Habt Ihr die Spuren der Gewalt gesehen, die Hagan angetan wurde?“, fragte er und Thorn wurde bewusst, dass er sich damit auf die Striemen des Wachpostens bezog.

Sie durchquerten die Tür in die nächste Kammer. Gleich zwei Lampen erhellten diesen Raum, den größten bisher. Erneut gab es zwei geschlossene Türen auf der rechten Seite, an der Rückwand befand sich ein großes, zweiflügliges Portal und links davon ein kleiner, offener Durchgang, der in einen dunklen Gang führte. In diesem Raum hielten sich gleich drei Personen auf: Eine riesenhafte Gestalt im Zentrum, den Rücken zu ihnen gedreht, die einen Reisigbesen schwang und wohl den Grund für die Sauberkeit darstellte, und neben der zweiten Tür auf der rechten Seite zwei schwer erkennbare Personen, die eine groß und schlank, die andere klein, die in ein Gespräch vertieft schienen.

Santalion redete sich langsam in Rage, behielt seine gedämpfte Lautstärke jedoch bei. „Die Menschen können mitunter grausamer und gnadenloser sein, als man es sich vorstellen möchte. Hierher kommen diejenigen, die Schutz vor ihrer Grausamkeit suchen. Diejenigen, die sich sogar von Mutter Natur verstoßen fühlen. Jeder hier hat eine Geschichte voller Brutalität und Trauer zu erzählen, kann berichten, welche Demütigungen und Qualen er selbst oder ein Freund erleiden musste. Wir Ausgestoßenen kennen einander. Toras zum Beispiel war einst ein erfolgreicher junger Söldner, dessen Wurfdolche immer ihr Ziel fanden, bis er eines morgens mit seinem Ausschlag erwachte. Von einem Tag auf den anderen hat er alles verloren. Oder seht Ihr den Riesen da vorne? He, Bag!“, fügte er laut hinzu.

Der Mann mit dem Besen drehte sich schwerfällig um und Thorn erkannte, dass er nur aufgrund eines Buckels nicht noch größer war. Bag hatte eine hohe Stirn und vorstehende Augen, die verständnislos glotzten. Als sein Blick sich auf die fünf Gestalten in Kapuzenumhängen richtete, verzogen sich seine Lippen zu einem schiefen Lächeln. Er ließ den Besen fallen und trat einen gewaltigen Schritt nach vorne. Seine krummen Arme umschlossen Santalions Körper und drückten ihn fest, seine kolossalen Pranken tätschelten den Rücken. Bag brummte glücklich und ließ dann los, um mit den anderen Besuchern dasselbe zu tun. Danach hob er seinen Besen wieder auf und fegte weiter.

„Angeblich fließt etwas Trollblut in seinen Adern. Er ist wie ein kleines Kind. Nach den Spuren auf seinem Körper zu urteilen wurde er eine Zeit lang als Ackergaul gehalten!“

Chada entfuhr ein unterdrückter Aufschrei und Thorn keuchte unwillkürlich. Er spürte, wie sein Herz sich zusammenzog, doch Santalion fuhr erbarmungslos fort: „Und die kleine Gestalt da drüben?“

„Ist das ein Kind?“, entfuhr es Thorn entsetzt.

Santalion lächelte bitter. „Nein, und auch kein Zwerg, obwohl in ihrem Volk gewiss ähnliches Grauen geschieht. Das ist Vudul. Er ist zwergeuwüchsig. In der besten Zeit seines Lebens konnte er für einen Hungerlohn in einem Wanderzirkus unterkommen. Den Rest weigert er sich zu erzählen. Die Frau neben ihm ist Kanuta. Sie besitzt keine *Absonderlichkeiten*, doch sie hegt der Religion von Mutter Natur gegenüber einige Antipathien, seit... Besser, ich erspare euch die Details.“

Thorn versuchte, die grausamen Bilder aus seinem Kopf zu verdrängen. „Weshalb erzählst du uns das alles?“, fragte er.

Santalion hob eine Augenbraue. „Weil ich Euch zeigen wollte, weshalb ich dagegen war, dass wir uns hier mit Waffen Zutritt verschaffen.“

Santalion führte sie durch das Portal. Dahinter lag ein großer Raum mit nur einem kleinen Ausgang auf der anderen Seite. Bis auf die mitgebrachte Lampe war es stockdunkel. Einige einfache Bänke und Tische waren hier aufgestellt, an einem Ende befand sich ein steinerner Altar, der mit einem groben blauen Tuch bedeckt war. An den Wänden hingen Holztafeln, auf die in einfachen Formen Bilder geschnitzt waren. Thorn trat zu einer und hörte nur mit halbem Ohr, wie Santalion flüsterte: „Und hier haben wir wohl den Ort, an dem ihre Messen gefeiert werden. Ich denke, damit wissen wir genug, um morgen wiederzukommen. Ich bin zuversichtlich, dass Ihr alles erfahren werdet, was Ihr wissen wollt.“ Thorn beugte sich näher zu einer der Tafeln herunter und betrachtete das grobe Schnitzwerk. Zu sehen war die Figur einer Frau mit Schlangenkörper, die ein großes Schwert schwang.

Plötzlich öffnete sich das Portal und ein kleiner Mann ohne besondere Auffälligkeiten betrat die Halle. Er trug eine Robe aus glattem, blau schimmernden Stoff. Er blickte verwundert auf die Anwesenden, doch als sein Blick auf Leanders blaue Haut fiel, lächelte er wissend. *Unter den Ungewöhnlichen ist Auffälligkeit die beste Tarnung*, schoss es Thorn durch den Kopf.

„Willkommen im Kult der Drei Mächte. Ich bin der Ehrwürdige Satarus, einer der drei Priester hier. Ihr müsst die Neuen sein, von denen Toras berichtete. Hier werdet ihr eine neue Heimat finden und die Schrecken der Welt hinter euch lassen, wenn ihr es wünscht. In unserer Mitte gibt es niemanden, der euch verletzen wird.“

Santalion holte tief Luft, doch Thorn brachte ihn mit einem warnenden Kopfschütteln zum Schweigen. Auch er hatte überlegt, dass dieser Priester vielleicht mehr über den Tempel des Meeres wissen könnte. Aber es war zu riskant, sich jetzt schon verdächtig zu machen. Morgen wäre der gesamte Kult versammelt, eine bessere Gelegenheit gab es nicht.

Der Ehrwürdige Satarus ging zu Thorn, betrachtete jedoch glücklicherweise nicht sein Gesicht, sondern die hölzerne Tafel an der Wand. „Du beschäftigst dich schon mit den Mythen des Kultes, wie ich sehe. Dieses Bild zeigt die göttliche Kenvilar, wie sie mit dem Heiligen Schwert Land von Wasser trennt und die Welt ordnet.“

Der Priester blickte Thorn erwartungsvoll an. Der räusperte sich und antwortete dann notgedrungen: „Die Weisheit in Euren Worten erleuchtet mich!“

Satarus runzelte die Stirn. „Wirklich? Ich hätte nicht gedacht, noch mal jemanden zu treffen, der voller Inbrunst an das alles hier glaubt. Meine persönliche Einschätzung ist eher, dass die meisten Geschichten hier nach dem Genuss von berauschenden Kräutern entstanden sind. Aber ich werde dir nicht hineinreden, jeder sollte seine Verehrung zu den Drei Mächten auf die Art äußern können, die er für angemessen hält. Du kannst mich übrigens mit *Du* ansprechen, wir sind doch jetzt eine Familie. Wie heißt du, Bruder?“

Sie hatten sich auf dem Weg hierher falsche Identitäten ausgedacht, doch plötzlich war Thorns Kopf wie leergefegt. Er versuchte krampfhaft, eine glaubwürdige Antwort zu finden. Es gab doch wohl genug Namen, irgendeiner musste ihm einfallen!

Zum Glück sagte der Priester in diesem Moment: „Nein, du brauchst nichts zu sagen. Morgen Abend ist hier eine Versammlung des Kultes. Am besten, ihr stellt euch dort vor,

dann müsst ihr nicht alles wiederholen. Ich lasse euch jetzt in Ruhe alles hier erkunden.“ Satarus drehte sich gemächlich um und verließ die Halle.

Santalion stellte sich zu Thorn und raunte: „Nicht ganz der grausame Kult, der regelmäßig Menschenopfer darbringt und das Blut von unschuldigen Jungfrauen schlürft, den Ihr erwartet hattet, was? Wo sind sie, die verblendeten Eiferer, von denen Ihr spracht?“

*Später Vormittag, 21. Herbsttag 76 a.Z.
Hafen von Werftheim, Hadrisches Meer*

Am nächsten Tag standen sie alle erst um die Mittagszeit auf. Bis zum Abend hatten sie nicht viel zu tun, also besprachen sie noch kurz den recht einfachen Plan. Sie würden sich, ebenso wie gestern, als Gläubige in den Kult einschleichen, der Versammlung beiwohnen und anschließend versuchen, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, um mehr über den Tempel herauszufinden. Falls sie vorher erkannt werden sollten, würden sie sich ihre Informationen notfalls mit Gewalt holen, der Kult hatte keinen allzu gefährlichen Eindruck gemacht und vielleicht würde schon der Anblick ihrer Waffen ausreichen, um jemanden zum Reden zu bringen.

Nach der Besprechung ging Santalion, der sich in Werftheim am besten auskannte, einige Matrosen anheuern, mit denen sie sofort in See stechen könnten. Wer wusste schon, wie weit dieser Tempel von Werftheim entfernt war? Es wäre töricht, sich auch in Zukunft auf gute Winde oder ihre bescheidenen Fähigkeiten zu verlassen.

Währenddessen ging Drukil mit Leander die Stadt erkunden und Thorn und Chada besuchten den Markt Werftheims. Noch von ihren letzten Besuchen wussten sie, dass es hier die interessantesten Dinge aus aller Welt zu kaufen gab.

Sie schlenderten im Sonnenschein durch das bunte Getümmel voller Farben und Gerüche. Neben einem Stand, an dem Honigwein angeboten wurde, bat Thorn Chada zu warten, denn er musste eilig austreten. Als er zurückkam, ging er auf direktem Wege zum Stand zurück, doch plötzlich erspähte er aus dem Augenwinkel einen bekannten Kapuzenmantel. War das etwa Santalion? Er wollte doch am Hafen nach Seeleuten suchen? Die Gestalt drehte sich um und Thorn erkannte die unverkennbaren grünen Augengläser. Er selbst wurde seinerseits anscheinend nicht gesehen, denn Santalion drehte sich wieder um und ging weiter. Was machte er hier? Vielleicht hatte er am Hafen keine freien Matrosen gefunden und durchstreifte jetzt die Stadt auf der Suche nach welchen? In diesem Moment blickte Santalion erneut zurück. Es schien, als würden die Gläser seine Sicht einschränken, denn er bemerkte Thorn offensichtlich nicht. Es war dieser erneute Blick über die Schulter, der Thorns Misstrauen weckte.

Santalion zwängte sich durch die Menge und Thorn überlegte, was er jetzt tun sollte. Zu Chada gehen und ihr berichten? Bis dahin wäre der junge Mann garantiert verschwunden. Also heftete Thorn sich an die Fersen Santalions, der den Markt schon bald verließ und ins unübersichtliche Labyrinth der Gassen eintauchte. Hier waren nicht mehr so viele Leute unterwegs, daher musste Thorn aufpassen, um nicht gesehen zu werden. Doch so klug und schlagfertig Santalion auch sein mochte, in diesem Fall versagte er und bemerkte seinen Verfolger nicht.

Wohin Santalion ging, begriff Thorn erst, als er vorsichtig um eine scharfe Ecke bog und die armselige Hütte erblickte. Dass diese Stadt im Hellen aber auch so anders aussehen musste! Santalion blickte nochmals vergeblich zurück, dann klopfte er an die schiefe Tür und trat ein. Thorn rannte möglichst leise zum Verschlag und umrundete ihn umständlich.

Weshalb suchte Santalion Toras erneut auf? Warum hatte er ihnen nichts davon berichtet? Die Lauschstelle, die Santalion ihnen gezeigt hatte, funktionierte immer noch bestens. Thorn presste lautlos sein Ohr auf die Holzwand und schloss die Augen.

„... dieses Mal ungestört, Santa? Oder wieder ungebetene Lauscher?“, fragte Toras mit seiner üblichen quäkenden Stimme.

„Nicht, dass ich wüsste. Ich dachte gestern schon, du kapiertest es nicht. Meine Anspielungen hast du alle überhört.“

„Jaja, aber dafür waren deine Gesten recht eindeutig.“

„Diese Pantomime war die letzte Möglichkeit, mich dir mitzuteilen. Ich konnte schlecht laut sagen, dass wir belauscht werden.“

„Wer waren sie? Die gleichen, die du in den Kult gebracht hast?“ Keine Antwort, aber wahrscheinlich hatte Santalion genickt. „Warum wolltest du, dass sie denken, du wärest neu im Kult? Wenn du ihnen doch genug vertraust, um sie dann einzuschleusen.“

Thorn ballte die Fäuste. Sollte das etwa heißen, dass Santalion *nicht* neu im Kult war? Dass er schon früher Mitglied gewesen war? *Die Entrechteten, die Ausgeschlossenen, die, die anders sind.* Ein Aussätziger, ein zurückgebliebener Riese, ein Zwergenwüchsiger. Würde ein Verfluchter nicht perfekt in diese Reihe passen? Und wie kam es eigentlich, dass Santalion zu jedem im Kult Namen und Hintergrundgeschichte gewusst hatte? *Wir Ausgestoßenen kennen einander.* Was waren sie doch für Idioten! Das war die verdammt Müdigkeit, gepaart mit den grauenhaften Geschichten, die Santalion ihnen erzählt hatte. Aber wie viel davon entsprach eigentlich der Wahrheit und wie viel war frei erfunden?

„Ich habe sie nicht eingeschleust, weil ich ihnen vertraue, Toras!“

„Jaja, das war wohl klar, sonst hättest du ihnen alles sagen können. Warum dann?“ Toras schmatzte laut. „Santa, ich habe einige beunruhigende Gerüchte über ihre Identität gehört. Satarus sagte, einer von ihnen hatte blaue Haut. Begleitet so jemand neuerdings nicht auch die *Helden von Andor*?“

Toras spie dieses Wort mit so viel Hass aus, dass Thorn unwillkürlich zusammenzuckte. Dabei stieß er an die Wand, an die er sein Ohr presste. „Santa, hast du das auch gehört? Was war das?“ Thorn hielt die Luft an.

Nach einer Weile atmete der Verfluchte – jede von Thorns Hemmungen, ihn so zu bezeichnen, war plötzlich verschwunden – tief ein und sagte: „Vermutlich nur ein Streifenmarder.“

„Jaja, nun gut. Aber sag, wer sind sie? Sind sie es wirklich?“

„Ich... ja, sie sind es wirklich.“

„Was?! Santa, wie konntest du so leichtsinnig sein. Wenn ich nicht genau wüsste, dass du uns schon längst alle an Stinner hättest ausliefern können, ich hätte dir Verrat unterstellt. Nach Oktohans Tod ist deine ganze Familie aus dem Kult verschwunden, sogar Cera! Und jetzt kommst du ausgerechnet mit denen zurück, die den göttlichen Oktohan ermordeten?“

Als Santalion antwortete, kam seine Stimme direkt von der anderen Seite der Wand und Thorn hielt den Atem an. „Aber genau das ist doch der Grund, Toras! Sie haben den König der Tiefe vernichtet! Und jetzt können wir Rache nehmen! Sie vertrauen mir, ich locke sie in den Kult und dort bereiten wir eine Falle für sie vor!“

„Eine Falle für die Mörder Oktohans? Sie werden uns mühelos besiegen!“

„Vertrau mir, mein Freund! Wir können hier und jetzt alles Weitere besprechen. Doch zuvor muss ich noch etwas überprüfen.“

Thorn begriff zu spät. Als die klapprigen Bretter nach Santalions Tritt nach außen fielen, war es nicht mehr möglich, sich zu verstecken. Er betrachtete den Verfluchten vor sich. Santalion blickte ihn gequält an. „*Doch* kein Streifenmarder also. Thorn, bitte, ich weiß nicht wie viel Ihr gehört habt, aber lasst uns versuchen, eine Erklärung zu finden ...“ Thorn durchdachte seine Möglichkeiten. Santalion war noch unbewaffnet, doch Toras hielt schon in jeder Hand einen Dolch. Wahrscheinlich könnte er die beiden besiegen, aber dieses *wahrscheinlich* genügte nicht. Er musste ganz sicher gehen, dass er Chada und die anderen warnen konnte. Das war wichtiger, als diesen Kampf zu gewinnen. Er sprang zurück, ergriff mit der Linken die Dachkante der Hütte hinter sich und zog sich daran hoch. Santalion versuchte, seinen Umhang zu erhaschen, doch zu spät. Die beiden könnten ihn nicht mehr einholen. Er zog sich am Dach hoch, um darüber zu verschwinden, doch in diesem Moment flog etwas Silbernes durch die Luft und bohrte sich in Thorns Hand. Schmerzerfüllt schrie der Krieger auf und ließ los. Wurfdolche! Toras benutzte Wurfdolche, das hatte Santalion selbst erzählt!

Er schlug hart auf dem Boden auf und die Luft wurde aus seinen Lungen gepresst. Sein Kopf musste auf einen Stein geknallt sein, denn ein fürchterlicher Schmerz durchzuckte seinen Schädel. Sein Blickfeld wurde an den Rändern dunkel.

„Jaja, den habe ich gut erwischt. Und hiermit beginnt unsere Rache!“, klang aus weiter Ferne eine triumphierende Stimme.

„Nein! Tu das nicht! Toras, halte ein, wir brauchen ihn noch!“ Das letzte, was Thorn noch wahrnahm, war das Gesicht Santalions, das sich über ihn beugte. Die Augengläser waren verschwunden und die roten Augen musterten ihn besorgt. Dann verschwand auch dieses letzte Bild und er nahm gar nichts mehr wahr.



h – Die Souveränin

Sonnenhoch, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Westklippen, Hadria

Ein schneller Segler mit guter Mannschaft konnte die Strecke von Klippenwacht nach Hadria in drei Tagen zurücklegen, vorausgesetzt die Winde waren günstig. Ein schwerfälliges Handelsschiff wie die *Stern von Werftheim* benötigte mindestens sechs. Mit vollem Frachtraum wurden rasch zehn daraus. Wenn dazu auch noch ein kräftiger Nordwind wehte, brauchte es einen halben Mond. Mit einer mächtigen Dunkeln Magierin an Bord, die es äußerst eilig hatte, einen Tag.

Zwei verfeindete Zaubererorden teilten sich die Herrschaft über Hadria, der altehrwürdige Orden des Turmes, der die Dunkle Magie ablehnte, und der junge Orden des Feuers, der die Möglichkeiten nutzte, die sie bot. Und seit dem gestrigen Tag spukte Eara Orweyns alte Prophezeiung wieder im Kopf herum:

*Wenn Feuer und Turm miteinander ringen,
das Ende aller naht, denn Qurun wird sie bezwingen.*

Qurun, das alte Wort für das Ende Hadrias und der gesamten Welt. Bisher hatte sie auf diesen Reim wenig geachtet. Ein zweiter Krieg zwischen den Orden des Feuers und des Turmes nach so kurzer Zeit war selbstverständlich zu vermeiden, doch nicht aus Furcht vor der Warnung eines paranoiden alten Magiers, sondern wegen all des Leids, das er hervorrufen würde. Doch wenn Leander recht hatte und Orweyn, der große Zauberer und Entdecker der Dunklen Magie, wirklich ein Seher gewesen war...

Eara war klar, dass Qurun um jeden Preis verhindert werden musste. So unvorstellbar das Ende der Welt vielleicht sein mochte, es stellte alles andere in den Schatten, auch diesen mysteriösen Ewigen Rat. Natürlich konnten noch Jahrhunderte vergehen, bis Orweyns Worte eintrafen, doch was auch immer bis dahin erreicht würde, wäre fast nichts im Vergleich zur Vernichtung von allem, was sonst noch hätte kommen können. Vielleicht könnte nach ihr auch jemand anderes das, was Orweyn gesehen hatte, noch verhindern. Vielleicht war es auch tatsächlich längst vorbei, wie Leander vermutete. Und vielleicht bedeuteten ihr die Helden von Andor tatsächlich noch mehr als nur die Folgen ihrer Taten. Aber sie musste Prioritäten setzen. Und auf dieser Liste belegte auch nur die Möglichkeit auf Qurun klar den ersten Platz.

Nachdem die *Stern von Werftheim* angelegt hatte, wollte der Kapitän sie am liebsten für alle kommenden Fahrten anheuern. Winde und Wasser hatten sich einzig ihrem Willen beugen müssen und auch wenn Eara nun so ausgelaugt war wie seit Krahd nicht mehr und spürte, dass die Dunkle Magie in ihr weiter gewachsen war, so war das den Preis, schon an diesem Morgen in Hadria zu sein, doch wert. Der begeisterte Kapitän gab ihr das Zehnfache dessen, was sie vorher für die Überfahrt gezahlt hatte, was zwar großzügig wirkte, in Anbetracht der Gewinne, die er durch die verkürzte Fahrt einheimsen würde, allerdings lächerlich wenig war. Eara nahm den Beutel schweigend entgegen. Mit diesen Münzen könnte in ihrem Besitz vermutlich mehr Gutes bewirkt werden als in der Geldkatze des Kapitäns. Sie verließ das Schiff auf wackeligen Beinen und betrat zum ersten Mal seit über einem Jahr Hadria, ihre alte Heimat.

Zwei Orte hatte sie in ihrem abenteuerlichen Leben besucht, an denen das ganze Jahr über Schnee lag: Die höchsten Gipfel des Grauen Gebirges und Hadria, das Land der Zauberei. Hier herrschte ein ewiger Winter, seit Orweyn es vor fast zweihundert Jahren gewagt hatte, die drei Magischen Waffen zu schmieden und sich gegen die Mächte des Meeres aufzulehnen. Der große Seekönig Varatan hatte gegen die Mächte gekämpft und verloren, trotz seiner riesigen Flotte und der gewaltigen Macht seiner Waffen. Um den Zorn der Drei Mächte zu besänftigen und Hadria zu bewahren, hatte Orweyn den Eisernen Turm erbaut und alles Wissen um die Dunkle Magie zusammen mit sich selbst und seinen Anhängern dort versiegelt. Wer sich dagegen aussprach, den tötete er eigenhändig. Bis heute stritten sich die Zauberer darüber, ob Orweyn ein Held gewesen war, oder schlicht wahnsinnig.

Erst die Helden von Andor hatten bewiesen, dass es möglich war, die Mächte des Meeres zu vernichten. Sie hatten Oktohan getötet, den König der Tiefe, auch ohne Hilfe der Dunklen Magie. Der riesenhafte Krake war tot und das grässliche Wesen, das sich als Qurun ausgegeben hatte, ebenfalls. Leander glaubte, damit hätte sich Orweyns Prophezeiung erfüllt. Doch *das Ende aller* hatten sie nie verhindert. Eara war sich keineswegs sicher, ob wirklich alles vorbei war. Und nichts anderes als Sicherheit konnte sie sich zugestehen, wenn die Welt auf dem Spiel stand.

Seit ihrem Sieg jedenfalls war die Ewige Kälte in Hadria zurückgegangen. Lag es am Tod einer der Drei Mächte des Meeres, dass die eisigen Stürme weniger geworden waren? Niemand vermochte es zu sagen. Doch auch wenn nach wie vor das ganze Jahr über Schnee fallen konnte, war es nicht mehr die vorherige Ewige Kälte, die über Hadria lag, sondern lediglich die Folge von meteorologischen Gegebenheiten.

Auf dem winzigen Steg saß ein alter Mann, in einen dicken Mantel gehüllt, aber dennoch in der Kälte bibbernd. „Ein Kupferstück für einen armen Alten?“, fragte er tapfer, als Eara vorbeischnitt. Seit wann gab es hier Bettler? In Nordgard lebten einige wenige, die sonst nirgends eine Arbeit fanden und keine andere Wahl hatten, doch hier, an den Westklippen? Es war doch ein vergleichsweise warmes Jahr gewesen, eigentlich sollte der geringe Wohlstand Hadrias vermehrt worden sein.

„Warum bist du hier? Weshalb nicht bei deiner Sippe?“ Der Mann zitterte und verlor wohl nur deshalb nicht die Nerven, weil die Zauberer es sich zur Aufgabe gemacht hatten, das Leben in Hadria zu verbessern. Auch wenn die Orden des Feuers und des Turmes sich nur selten einig waren, was man für die Menschen hier im Großen tun könnte – wenn jemand in Not zu ihnen kam, dann versuchten sie, ihre Hilfe zu gewähren.

„Ich bin hier, weil doch die Versammlung in Yra ist, und der Wintermarkt ist von hier auch ganz nah, deswegen kommen immer mal Schiffe hierher. Von meiner Sippe bin ich weg, weil wir uns nicht genug für alle leisten konnten, und ich bin doch schon alt, die anderen sind wichtiger“, sprudelte der Alte los.

Eara unterbrach ihn. „Eine Versammlung in der Feste von Yra? Wie lange schon?“ Nach dem Ordenskrieg hatte es eine solche Versammlung der beiden Zaubererorden gegeben, letztendlich mit dem Ergebnis, dass Eara sich der Dunklen Magie verschrieben und die Führung über Hadria übernommen hatte. Beide Orden hatten ihr die Vollmachten einer unabhängigen Souveränin zugesprochen, faktisch die Herrschaft über die Insel.

„Seit fast einem Jahr!“, antwortete der Bettler auf ihre Frage. Eara sparte sich die ungläubige Reaktion, die der Mann auf diese Antwort wohl erwartete. Normalerweise verwalteten die Zauberer des Turms Yra, die Hochschule der Zauberei, und die Zauberer des Feuers residierten in Nordgard, der Hauptstadt Hadrias. Eine solche Versammlung war dazu gedacht, die brennendsten Fragen zu klären, nicht ein ganzes Jahr lang anzudauern.

Wortlos warf Eara dem fassungslosen Bettler den gesamten Beutel zu, den der Kapitän der *Stern von Werftheim* ihr soeben überreicht hatte. Dann machte sie sich auf den Weg.

Früher Nachmittag, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Feste von Yra, Hadria

Am nördlichen Ende von Mjölñirs Brücke blieb sie stehen und betrachtete die Feste, in der sie den größten Teil ihrer Jugend verbracht hatte. Die dunklen Türme wirkten abweisend, die Silhouette des Eisernen Turms war schwarz und bedrohlich vor den grauen Wolken und der Schnee fiel eisig vom Himmel. Doch innen war es warm und behaglich, der Geruch von altem Pergament, nahrhafter Suppe und Zauberei erfüllte die Luft.

Heimat! flüsterte die Stimme der Schwäche. Früher hatte dieses Wort Eara viel bedeutet, aber diese Zeiten waren vorbei. Dennoch spürte sie einen leisen Nachhall der unbeschwerten Erinnerungen in sich. Yra war ein Hort der Künste und Wissenschaften, der seinesgleichen suchte. Der Baum der Lieder war das größte Archiv der bekannten Welt, nirgendwo lag so viel Wissen gelagert wie dort, doch hier in Yra wurde nicht so sehr Altes aufbewahrt, sondern vielmehr Neues entdeckt. Nicht nur in der Zauberei wurden die Novizen hier ausgebildet, sondern auch in Naturwissenschaften, fremden Sprachen, Geographie, Historie, Medizin und Arithmetik. Nach der ersten Hälfte ihrer Ausbildung wählten die Schüler, welchem Orden sie einst beitreten wollten. Viele entschieden sich für die Zauberer des Turmes, da diese in der Akademie die Führung innehatten; der Lehrstoff

wurde entsprechend ausgewählt und regelmäßig mit Schauergeschichten über die Dunkle Magie unterfüttert. Doch da die meisten Novizen aus Nordgard stammten, wo sie noch gute Erfahrungen mit den Zauberern des Feuers gemacht hatten, tauschten ebenso viele ihre braunen Kutten gegen schwarze aus, um anschließend im Oktron in den Grundzügen der Dunklen Magie unterwiesen zu werden. So war es um des Friedens willen vor vielen Jahren entschieden worden, nachdem die Zauberer des Turmes die Entstehung des konkurrierenden Ordens nicht mehr hatten verhindern können. Das fragile Gleichgewicht war erst mit dem Ordenskrieg vor zwei Jahren zerbrochen.

Als Eara den Turm der Erleuchtung betrat, war sie noch immer keiner Menschenseele begegnet. Hier befanden sich die Schläfsäle der Schüler, ebenso wie die Lehrsäle. Die Bibliothek war hier untergebracht und auch der Speisesaal, der im Falle der letzten Zusammenkunft der Zwei Orden allerdings als Versammlungshalle umfunktioniert worden war. Eara vermutete, dass es diesmal ebenso war.

Plötzlich bemerkte sie die drei Novizen, die in ein Würfelspiel vertieft waren. Sie waren so beschäftigt, dass sie die Ankunft der Dunklen Magierin noch gar nicht bemerkt hatten. Ihre Schlieren fegten die Würfel samt Becher beiseite. Die Schüler zuckten zusammen und wandten die Köpfe um. Beim Anblick Earas erbleichten sie und versuchten vergeblich, mit einem letzten Rest an Würde, so zu wirken, als hätten sie eifrig Wache geschoben.

„Wie kann es sein, dass ich bis hierher kam, ohne auch nur ein einziges Mal gesehen worden zu sein? Was, wenn ich ein Nachtgor gewesen wäre?“ Ihre Stimme hob sie nicht, doch das war auch nicht nötig. Die Schüler hatten schon längst angefangen, furchtsam zu zittern. Einer versuchte etwas zu sagen, klappte seine Mund jedoch nur wortlos auf und zu wie ein Fisch, da ihm keine auch nur halbwegs glaubwürdige Ausrede einfiel.

„Ich hole jemanden aus der Versammlung“, nuschelte er schließlich und stand auf, aber Eara schüttelte stumm den Kopf und der Schüler plumpste wieder zurück auf den Hocker.

„Ko-Kommt, lasst uns abhauen“, sagte einer der anderen unsicher. „Zurück auf unsere Posten!“

Die drei sprangen blitzschnell auf und verschwanden. Eara blickte ihnen nicht hinterher, sie würden sich wohl kaum trauen, jetzt etwas anderes als ihre Pflicht zu tun. Wo blieb nur die Disziplin der drei? Und wo eine Autoritätsperson, die sie kontrollierte?

Vor dem Eingang der Versammlungshalle stand Boridas Wache, ein Zauberer des Turmes mit dichtem braunen Haar und Vollbart, noch recht jung, allerdings begabt, beliebt und ehrgeizig. Er sollte wohl Störenfriede und Lauscher von hier vertreiben, bei ihrem Anblick riss er jedoch überrascht die Augen auf. Sie versuchte, an ihm vorbei zu treten, doch er streckte schnell seinen Stab aus.

„Eara!“, krächzte er. „Ihr seid wieder hier!“ Dann räusperte er sich und fuhr mit normaler Stimme fort: „Es tut mir leid, aber ich darf Euch nicht durchlassen. Meine Befehle sind eindeutig.“

Eara musterte ihn kalt. „Boridas, wer hat dich im vorletzten Sommer davor bewahrt, von einem hungrigen Meerestroll gefressen zu werden?“

Boridas griff seinen Stab fester. „Ich habe meine Befehle. Die Anführer beider Orden haben mir eindeutig gesagt, was im Falle Eures Erscheinens zu unternehmen ist.“

Eara fasste den Stab und drehte ihn behutsam beiseite. „Dann kann ich dich beruhigen“, sagte sie. „Ich bin in meiner Position problemlos in der Lage, die Befehle der beiden

Obersten zu entkräften. Du darfst mich also getrost durchlassen.“

Boridas schluckte und runzelte die Stirn. Schließlich senkte er jedoch seinen Stab und blickte sie betreten an. Ihm war wohl klar, dass er sich ihr im Zweifelsfall ohnehin nicht in den Weg stellen könnte. Eara trat an die Holzpforte, blieb dann jedoch davor stehen. Hier war alles, was drinnen beschlossen wurde, genau zu verstehen.

„... etwas gegen diese Diebe unternehmen“, schrie die erboste Stimme eines Zauberers. „Sie werden bald den kompletten Eiswald abgeholzt haben, während ihr Zauberer des Turmes ... unseren Orden von einem Eingreifen abhältet. Ich verlange, dass wir zur Abschreckung Dunkle Magie verwenden. Wir müssen ein Exempel statuieren und dem Volk zeigen, dass es sich nicht alles erlauben kann. Wir müssen mit aller Härte vorgehen, damit die Gerüchte entkräftet werden, diese Zusammenkunft sei nicht zu Entscheidungen imstande.“

Ihm antwortete eine andere Stimme: „Ich muss vehement widersprechen.“ Diese Worte kamen dermaßen gelangweilt und müde, dass die Aussage schon durch den Tonfall widerlegt wurde. „Wir müssen auch Gnade zeigen können. Zudem ist der Einsatz von Dunkler Magie schon generell bedenklich, ohne Not jedoch verwerflich. Ich schlage vor, wir senden in nächster Zeit eine Abordnung, mit deren Hilfe wir ermitteln, wer unsere Abwesenheit ausnutzt, um unerlaubterweise Holz zu schlagen.“

„Nein! Es muss etwas Deutlicheres geschehen. Ich bin für eine Abstimmung! Wer ist dafür, dass wir diese Verbrecher unter Einsatz von Dunkler Magie richten?“ Nach einer kurzen Pause antwortete die andere, gelangweilte Stimme: „Zehn dafür, zehn dagegen. So wie immer.“

„Aber wenn wir nichts tun, wer soll dann etwas unternehmen?“

Auch wenn dies nur als rhetorische Frage gedacht war, nutzte Eara dieses Stichwort. Die Flügel des Portals öffneten sich blitzschnell und stießen wie ein Paukenschlag gegen die Wände. Von Schatten umwoben betrat Eara gemessenen Schrittes den Speisesaal und ließ ihren Blick über die versammelten Zauberer gleiten.

Es war ein Bild des Jammers! Je zehn Zauberer aus beiden Orden saßen sich gegenüber, die schwarzen und braunen Roben unordentlich und zerknittert. Die beiden Obersten, Torven und Variah, waren damit beschäftigt, mit ihren Blicken ein stummes Duell auszutragen, wer von beiden zuerst wegsah. Neben ihnen saßen ihre Stellvertreter, Sarakal für den Orden des Turmes und Vantor für den des Feuers, beide desinteressiert.

Der wütende Redner, ein muskulöser Zauberer des Feuers namens Dolor, welcher für seinen fanatischen Hass gegenüber den Zauberern des Turmes berüchtigt war, war der einzige, der aufmerksam wirkte. Widersprochen hatte Selarsa, eine alte Zauberin, Hüterin des Protokolls und höchste Richterin Hadrias, deren linkes Auge unter einer Augenklappe verborgen war. Das rechte Auge hatte sie ebenfalls geschlossen, womit sie jedoch noch immer aufmerksamer war als der Durchschnitt der Versammlung. Vier Zauberer des Turmes führten ein anregendes Gespräch über die Möglichkeiten zur Heilung des Giftes von Forinkäfern, der alte Koraph las ein dickes Buch, Sialla in ihren eleganten braunen Gewändern betrachtete ihr Antlitz kritisch im Spiegel. Drei Magierinnen des Feuers spielten ein kompliziertes Kartenspiel und giggelten dabei immer wieder, zwei Magier führten sich gegenseitig Feuertricks vor, Mortol kaute auf einem ominösen braunen Klumpen und Harus schlief sogar ganz ungeniert, wobei über ihm in flammender Schrift die Worte *Ich stimme für die Zauberer des Feuers* schwebten. Die beiden Hitars rissen in Zeichensprache Witze über die übrigen Anwesenden.

Mit Earas Auftauchen schreckten alle zusammen. Das Duell zwischen Variah und Torven endete mit einem Unentschieden, da beide zugleich zur Tür sahen. Koraph schlug sein Buch zu und zwinkerte ihr zu, Siallas Spiegel fiel zu Boden und zerbrach, Mortol verschluckte den braunen Klumpen, Harus' Kopf schnellte in die Höhe und verbrannte sich an der Schrift darüber und die vier Hände der Hitars verschwanden blitzschnell unter den Tischen.

Eara ging stumm in die Mitte zwischen die beiden Reihen von Zauberern und wandte sich dann an alle Versammelten. „Ich werde etwas unternehmen!“, antwortete sie auf Dolors Frage. „Zwei von euch nichtsnutzigen Zauberern brechen jetzt augenblicklich zum Eiswald auf und suchen die Schuldigen. Der Einsatz von Dunkler Magie ist genau dann gestattet, wenn sie sich wehren. Die Anzahl der Wachposten von Yra wird auf alte Größe erhöht. Der Besuch von Varkurs Grab ist für jeden, ganz gleich ob Hoher Zauberer oder einfacher Novize, untersagt, bis ich einige Dinge überprüft habe. Die Lehrkräfte unter euch gehen jetzt sofort ihre Novizen suchen und beginnen mit dem Unterricht. Und der Rest bringt bitte Mortol in die Krankenstube, ich glaube, er bekommt keine Luft mehr. Diese Zusammenkunft ist hiermit beendet, denn ich, Eara, Souveränin Hadrias, bin zurückgekehrt. Von nun an weht hier wieder ein anderer Wind!“

Als die Zauberer den Raum verließen, Torven nicht ohne Boridas vor dem Tor einen bösen Blick zuzuwerfen, hielt Eara Hitar und Hitar an. Mit ihren glatten schwarzen Haaren und den türkisen Augen glichen sich die beiden wie ein Ei dem anderen, was zu den aufregendsten Theorien über ihre Verwandtschaft geführt hatte. Tatsächlich hatte Eara dort noch keine Verbindung gefunden, doch die Gerüchte wollten nicht aus der Welt verschwinden, zumal sie zufälligerweise auch noch den gleichen Namen trugen. Sie hatten gemeinsam in Yra studiert und waren unzertrennlich gewesen. Alle Zauberer konnten nur spekulieren, welchem Orden die beiden sich anschließen wollten, doch als der Tag der Entscheidung gekommen war, überraschten sie so ziemlich jeden, indem der eine zu den Zauberern des Turmes und der andere zu den Zauberern des Feuers ging.

Das war zwar schon vor Earas Zeit als Novizin gewesen und inzwischen waren beide zu Männern um die fünfzig gereift, ihre Freundschaft aber hatten sie sich bewahrt. Als der Krieg zwischen den beiden Orden nahte, hatten diese beiden von den Hohen Zauberern am stärksten auf Verständigung und Frieden gepocht, wenn auch ergebnislos.

Die Hitars klärten sie bereitwillig auf, was genau sich während ihrer Abwesenheit in Hadria zugetragen hatte. Nur an die Angewohnheit der beiden, die Sätze des jeweils anderen zu beenden, musste Eara sich erst wieder gewöhnen.

Infolge des Ordenskrieges waren beide Orden zu geschwächt gewesen, um ihre Aufgaben so wie früher fortzusetzen. Unter Earas Führung waren die Probleme gelöst worden, indem die Orden die Arbeit untereinander aufteilten und unter Umständen auch zusammenarbeiteten. Nach ihrer Abreise hatte dieses Konstrukt nicht mehr gehalten. Also hatten die Zauberer sich erneut in Yra versammelt, um die wichtigsten Fragen zu klären. Beide Obersten hatten gehofft, ihr Orden könnte das Machtvakuum ausfüllen, das Earas Abwesenheit hinterlassen hatte. Da keiner sich durchsetzen konnte, entstand eine Pattsituation ohne Aussicht auf Lösung. Die stärksten Zauberer beider Orden waren in Yra gebunden, um jederzeit in den wichtigen Abstimmungen für ihre Seite zu stimmen. Beide Orden warteten darauf, dass der jeweils andere nachgeben würde, doch keiner ging den ersten Schritt. Fast ein Jahr lang tagten die Zauberer in Yra, ohne ein Ergebnis zu erzielen. Eara schüttelte den Kopf. Es glich einem Wunder, dass kein Krieg ausgebrochen war.

Später Nachmittag, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Die Obersten erwarteten sie vor dem Portal. Eara fragte sich, was die beiden wohl gemacht hätten, wenn sie den anderen Ausgang über den Balkon in den Innenhof genommen hätte.

„Das ist ungeheuerlich!“, rief Torven erbost. Sein buschiger grauer Bart zitterte bei seinen Worten und seine Augenbrauen rückten erbost zusammen, bis sie sich zu einer einzigen vereinigten. Torvens ehrfurchtgebietende Ausstrahlung flößte ganz von selbst Respekt und Vertrauen ein. So stand auch der Wächter Boridas etwas abseits und versuchte, unsichtbar zu wirken. Früher war Eara vom jetzigen Obersten des Turmes ausgebildet worden, hatte sein Lob begehrt und seine strafenden Blicke gefürchtet. Ihr alter Mentor hatte ihr einst sehr viel bedeutet und sie waren einander gute Freunde gewesen. Doch diese Zeiten waren vorbei, seit sie begonnen hatte, Dunkle Magie zu wirken. Eara respektierte ihn, doch seine Autorität vermochte sie nicht mehr zu beeindrucken.

„Welch ungewöhnliche Situation, mein alter Feind: Ich muss dir zustimmen!“, ergänzte Variah. Ihre schulterlangen Haare waren rot wie das Feuer, das ihr Orden im Namen trug. Sie war eine brillante Rednerin, die andere Menschen von fast allem überzeugen konnte. Eara blickte die beiden an und wartete auf konkrete Vorwürfe.

„Du kannst nicht einfach hierherkommen und diese Versammlung auflösen!“, rief Torven.

„Wie man sieht, kann ich das sehr wohl.“

Variah verzog das Gesicht. „Wieso gebt Ihr einfach Befehle, als ob Ihr noch immer Souveränin wärt? Im Namen des Feuers lege ich Protest gegen Eure Anordnungen ein.“

Eara stampfte mit ihrem Stab auf den Boden. „Um eines klarzustellen: Ich *bin* noch immer Souveränin. Die Wahl der beiden Orden war unbefristet.“

„Das ist doch lächerlich!“, polterte Torven. „Du hast Hadria für ein Jahr verlassen. Du kannst nicht erwarten, dass wir dich jetzt noch als Souveränin anerkennen.“

„Ich wiederhole: Die Wahl war unbefristet. Ich bin die Souveränin Hadrias, ihr könnt mich nicht absetzen, es sei denn, ihr brecht die Regeln, die unsere Vorfahren aufgestellt haben, um den Frieden des Landes zu garantieren. Und außerdem: Wenn ich nicht wäre, wer würde dann regieren?“

„Die Zusammenkunft der beiden Orden!“, giftete Variah.

Eara ließ die Schatten um sich herum anschwellen und sagte bewusst laut: „Das, was diese Versammlung bisher getan hat, ist wohl kaum als Regieren zu bezeichnen. Ihr sitzt in diesem Saal und wartet, dass einer von beiden aufgibt, aber wisst in Wahrheit ganz genau, dass beide viel zu stur dafür sind. Wenn die Versammlung weiterhin regiert, dann kenne ich das Ergebnis: Stagnation! Verelendung! Feindschaft!“

Variah schüttelte verächtlich den Kopf. „Ihr kommt hierher und pocht auf Rechte, die Euch nur zustehen, weil wir vor zwei Jahren unsere Worte missverständlich formuliert haben. Und dann überschreitet Ihr auch noch Eure Befugnisse. Mir ist nicht bekannt, dass ein Souverän das Recht hat, eine Versammlung der Orden aufzulösen.“

Eara nickte. „Das habe ich auch nicht. Aber jede Entscheidung der Versammlung kann ich negieren, außerdem kann ich den beiden Orden beliebige Aufgaben erteilen. Wenn ich wollte, könnte ich euch mit Arbeit überschwemmen, sodass ihr nicht mehr dazu kommt,

Regierung zu spielen. Aber das habe ich nicht nötig. Ich werde dafür sorgen, dass die Dinge in Hadria wieder ihren gewohnten Gang gehen, wenn ihr euch darüber hinaus weiterhin mit dieser ergebnislosen Versammlung quälen wollt, dann bitte!“

Torven runzelte die Stirn und zeterte: „Du magst formal Souveränin sein, aber ohne die Unterstützung der Zauberer bringt dir das auch nicht viel.“

„Wie einträchtig die Obersten der beiden Orden plötzlich sind, wenn es um den Erhalt ihrer Macht geht. Was meint ihr, wen werden die Zauberer eher unterstützen, diese unnötige Versammlung, die ihnen allen schon zum Halse heraushängt, oder mich? Auch ihr müsst doch erkennen, dass es so nicht weitergehen kann.“

„Dann tretet zurück und lass die Orden eine Lösung finden!“, schlug Variah vor. „Wir können zusammenarbeiten.“

Eara schüttelte den Kopf, doch Torven kam ihrer Antwort zuvor: „Was willst du? Macht? Pass nur auf, wir können dich sehr wohl absetzen! Wir sind berechtigt, einen anderen Souverän zu bestimmen; solange er regiert, sind dir die Hände gebunden!“

Eara lächelte falsch. „Ich habe mich gefragt, wann einer von euch auf diese Möglichkeit zu sprechen kommt. Also dann, nennt mir jemanden! Wer soll an meiner statt über Hadria herrschen, wer soll der neue Souverän werden? Torven? Variah? Einer von euch?“

Die beiden Obersten blickten sich an. Keiner von ihnen war von Earas Auftauchen sonderlich begeistert, doch zugleich waren sie froh, dem vorherigen Kräftegleichgewicht zu entkommen. Sie waren schließlich keine Narren. Doch am liebsten hätten sie einige von Earas Vollmachten zurückgenommen, in der Hoffnung, ihrem Orden dadurch mehr Macht zu verleihen. Das konnten sie allerdings nicht, weshalb ein neuer Souverän die einzige Möglichkeit wäre, Eara loszuwerden. Ein solcher benötigte allerdings die Zustimmung beider Orden, und eben das war die Krux: Eara war unparteiisch. Sie war eine Zauberin des Turmes und gleichzeitig eine Dunkle Magierin, sie stand nicht klar auf einer Seite. Jeder andere, der als Souverän infrage käme, gehörte aber zu einem der beiden Orden und würde deshalb niemals vom Obersten des anderen akzeptiert, dazu war das Amt zu mächtig.

Da keiner der beiden antwortete, sagte Eara eindringlich: „Ich möchte keine Macht, ich möchte Einigkeit! Die beiden Zaubererorden sind wie zwei Kinder, die auf einem verschneitem Feld spielen und Schneemänner bauen. Zusammen könnten sie ein großes und prachtvolles Kunstwerk entstehen lassen, aber stattdessen baut jeder seinen eigenen, in der Hoffnung, er möge zumindest größer sein als der des anderen. Das muss ein Ende finden! Nennt mir jemanden, den ihr als Souverän möchtet, und ich weiß, dass ihr zusammenarbeiten könnt. Ansonsten werde ich in meinem Amt bleiben und die Orden zur Zusammenarbeit zwingen. Ihr wollt wissen, was ich möchte? Ich verrate es euch: Ich möchte, dass die beiden Orden in ihrer jetzigen Form ein Ende finden. Ich möchte einen großen Orden, in dem alle Zauberer mitwirken, jeder nach seinen Fähigkeiten. Wenn euch das nicht passt, dann müsst ihr euch wohl auf einen neuen Souverän einigen!“

Beide Obersten erbleichten. „Das ist Wahnsinn!“, schimpfte Torven. „Wir sind schon verfeindet, seit es die ersten Zauberer des Feuers gab. Diesen Zwist wirst du niemals beseitigen können!“

„Wenn du dir da so sicher bist, mein Mentor, dann solltest du anfangen, mit Variah zusammenzuarbeiten. Ihr müsst selbst nach einer Lösung zu suchen, wenn die meine euch nicht gefällt. Ich habe alles gesagt, was es zu sagen gibt!“

Die beiden Obersten starrten sie entsetzt an, doch schließlich sahen sie ein, dass sie hier nichts mehr ausrichten konnten und zogen grummelnd von dannen.

Mit ihrer Ankündigung hatte Eara sich jegliche Sympathien der beiden verspielt. Die Obersten hassten den jeweils anderen Orden und würden sich nicht vereinen lassen. Von nun an würde sie gegen die beiden arbeiten müssen. Vielleicht würden Variah und Torven sich sogar auf einen neuen Souverän einigen. Natürlich nicht einen von ihnen, beide waren zu verfeindet und erfahren, sie könnten den anderen Orden mit ihrer Macht zerschlagen. Aber vielleicht Ventor oder Sarakal, die Stellvertreter der Orden?

Bis dahin würde auf jeden Fall noch viel Zeit vergehen. Zeit, die Eara nicht ungenutzt lassen würde. Sie könnte eine Einigung der beiden Obersten vereiteln, denn natürlich würde sie nicht akzeptieren, wenn sie einen anderen Souverän bestimmten. Es wäre ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung, doch das genügte Eara nicht. Sie wollte die Orden nicht nur annähern, sie wollte sie auflösen. Orweyns Prophezeiung ließ sich am besten aufhalten, indem es Feuer und Turm, die miteinander ringen könnten, nicht mehr gab. Leander konnte noch so oft behaupten, dass das Verhindern einer Weissagung unmöglich war, Orweyns Prophezeiung begann mit einem *Wenn*.

„Was meinst du?“, fragte sie Boridas, der noch immer unbehaglich an der Tür stand.

„Ich finde es gut, dass diese sinnlose Versammlung nicht mehr die Macht in Hadria hat“, antwortete er ausweichend.

„Und zu meinem Vorschlag? Was hältst du von einer Fusion der beiden Orden?“

Boridas hob das Kinn und blickte sie fest an. „Wenn es gelingt, dann wäre es brillant. Aber es wird nicht gelingen! Eure Idee wird Hadria in den Abgrund treiben, das spüre ich. Schlimmstenfalls bekommen wir wieder eine Versammlung wie die letzte. Bitte, Eara, haltet ein mit Eurem Plan!“

Die Dunkle Magierin betrachtete den Wächter abschätzend. Wenn sie ihn nicht auf ihre Seite bringen konnte, war er nur ein weiterer Gegner. Wortlos drehte sie sich um und ging.

Auf ihrem Weg durch die Korridore Yras erkannte sie, dass ihre Chancen gar nicht so schlecht standen. Durch ihre Sturheit und ihre Verbitterung hatten die Hohen der Orden sich immer weiter entzweit, doch die einfachen Zauberer hatten sich im Laufe des Jahres, das sie gemeinsam hier verbracht hatten, kennen und schätzen gelernt. Zudem saßen ihnen allen die Schrecken des Ordenskrieges noch in den Knochen.

Eara sah alte Freunde aus Studienzeiten zusammensitzen, sah Zauberer aus beiden Orden, die sich angefreundet hatten. Als sie in die eiskalten Gärten Yras trat, bemerkte sie hinter einem verschneiten Busch sogar einen Zauberer des Feuers und eine Zauberin des Turmes, die sich leidenschaftlich küssten.

Normalerweise hätte sie dazwischengehen müssen, in der Vergangenheit hatten Beziehungen zwischen den Orden, die über bloße Freundschaft hinausgingen, großen Schaden verursacht. Jetzt jedoch ignorierte sie die beiden. Solche Fälle kamen ihr gerade recht.

Schließlich erreichte sie den Grund für ihren Besuch in den Gärten: Eine große quadratische Lichtung, in deren Mitte sich ein Hügel aus Schnee erhob. Sie blieb genau davor stehen und ballte langsam ihre Hand zur Faust. Dann spreizte sie blitzschnell ihre Finger und fühlte sich wie in einen Schneesturm geraten. Ein weißer Vorhang erhob sich, der Schnee wirbelte lautlos um sie herum und wurde davongeschleudert, landete sacht in einigen Schritt Entfernung. Um Eara herum hatte sich ein makelloser Kreis von acht Schritt Durchmesser gebildet, in welchem kein einziger Eiskristall mehr lag.

Vor ihr, wo sich eben noch der Schneehügel aufgetürmt hatte, stand nun ein brusthoher Quader aus glattem, schwarzem Marmor. Varkurs Grab. Das Bild aus Leanders Vision. Die

beiden kreisrunden Embleme von Feuer und Turm waren eingraviert, darunter befanden sich zwei Schriftzüge, einer in der Gemeinen Sprache und einer in der Sprache des Nordens, die in Hadria noch immer vermehrt gesprochen wurde.

*Hier ruht Varkur, Sohn des Varkmar
Sein Streben nach Macht richtete ihn zugrunde
Sein Hass kostete unzählige Leben
Seinen Tod verdanken wir den Helden aus dem fernen Lande Andor
Möge er von nun an in Frieden ruhen
Möge sein Geist uns verschonen
Möget ihr aus seinem Schicksal lernen*

*Ir kurest Varkur, Varkmar atan
Dan sytor foria run satal iuderat
Dan malor nosalar atanan pekuerat
Danan kur heroar a sultor dalon Andor gratisumus
Ardes a nu in pak kuresse
Ardes dan svrattor mear reliesse
Ardeste tuar a danan fator studesse*

An dem Mahnmal war nichts Auffälliges zu entdecken. Warum also die Vision? Eara ging um den Stein herum und deutete mit dem gegabelten Ende ihres Stabes auf die steinerne Platte im Boden. Mit einem vernehmlichen Knirschen öffnete sie sich und gab den Blick auf eine schwarze Treppe frei, die in die finstere Gruft führte.

Eara stieg sie hinab und betrat den kalten Flur, der sich unten anschloss. Sie ließ eine dunkelblaue Lichtkugel auf ihrem Stab entflammen und sah den Gang hinunter. Er war etwa drei Schritt hoch und so schmal, dass zwei Personen ihn nicht nebeneinander entlanggehen konnten. Der gesamte Boden, die Wände und die Decke waren mit schwarzen Kacheln bedeckt, die diesen Ort selbst bei grellem Licht noch dunkel wirken ließen.

Eara folgte dem Gang und gelangte in die quadratische Grabkammer. Ein Raum mit einer Seitenlänge von genau acht Schritt, auch hier alles mit den schwarzen Kacheln gepflastert, in der Mitte ein großer, schmuckloser Sarg aus Basalt, so schwarz wie die Magie, die das Wesen, welches darin lag, verwendet hatte.

Einige hatten protestiert, dass ausgerechnet der finstere Magier Varkur das größte Grab erhielt, das jemals für einen Zauberer errichtet worden war – sofern der Eiserne Turm nicht zählte. Doch eigentlich war dies vor allem ein Ort, an dem der düsteren Zeit des Ordenskrieges gedacht werden sollte. Die vollkommene Schwärze schuf eine bedrückende Stimmung, ganz wie vom Architekten beabsichtigt. Was er nicht erwartet hatte, war, dass aus genau diesem Grund niemand freiwillig hierher kam. So kam es, dass dieser Ort immer verlassen war.

Auch hier unten war kein Hinweis darauf zu erkennen, welche Bedeutung dieses Mahnmal in Zukunft haben könnte, also stieg Eara wieder nach draußen. Hier schloss sie die Augen und untersuchte die arkane Struktur des Ortes. Jedes Wirken von Zauberei, jedes Entfesseln von Dunkler Magie, hinterließ eine Spur in der Welt. Zauberei stärkte die natürliche Ordnung in allen Dingen, die Dunkle Magie dagegen vernichtete sie, damit der Magier sie durch seinen eigenen Willen ersetzen konnte. Jeder, der für Magie begabt war,

konnte ihre Auswirkungen erspüren, wenn er sich konzentrierte. Die Dunkle Magie hatte Varkur bei seinem Tode verlassen, ein Artefakt war nicht bei ihm gewesen und wenn doch, so hätten die Zauberer der beiden Orden es längst entdeckt. Nur der schneelose Kreis war von Eara mittels Magie geschaffen worden und sie konnte einen frischen Anflug von Kälte und Dunkelheit wahrnehmen, der sich langsam verflüchtigte.

Eara gönnte sich eine kurze Frist der Ruhe, in welcher sie überdachte, welche Bedeutung dieser Ort haben könnte. Dann schritt sie den Kreis dreimal ab und murmelte dabei einige alte Formeln.

Einen Bannkreis zu schaffen, dessen Schöpfer gewarnt wurde, wenn ein Lebewesen hineintrat, war simpel. Doch Eara hatte kein Interesse, jedes Mal in ihrer Arbeit unterbrochen zu werden, wenn eine Maus, welche sich ihren Weg in die Gruft gegraben hatte, ihre Gänge durchquerte. Ihr Zauber würde sie warnen, wenn ein komplexer Verstand an diesen Ort kam. Ein umständlicher und kräftezehrender Bann, doch in ihrem Fall deutlich hilfreicher.

Abenddämmerung, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Den Rest des Nachmittags verbrachte sie in den Fingertürmen, dem Ort Yras, an dem die einflussreichsten Zauberer des Turmes und der Lehrstuhl der Akademie untergebracht waren, zusammen mit eventuellen Gästen, momentan also allen Hohen Zauberern aus dem Orden des Feuers. Auch ihre eigenen Gemächer, die des Souveräns, waren hier zu finden.

Von einem Novizen namens Gundeyn ließ Eara sich berichten, was im letzten Jahr genau vorgefallen war. Gundeyn war ein dicker, rothaariger Junge, die Sommersprossen in seinem Gesicht waren von seinen Pickeln kaum zu unterscheiden. Er war nicht übermäßig intelligent, aber äußerst ehrgeizig. Er verstand sich meisterlich auf alles, was mit großen Menschenmassen im Zusammenhang stand, besäße er kein magisches Talent, er wäre eines Tages ein Demagoge geworden. Gundeyn konnte mühelos so ziemlich alles herausfinden, in Windeseile Gerüchte verbreiten und Menschen nach seinen Zielen beeinflussen.

In ihrer letzten Periode als Souveränin hatte Eara ihn entdeckt und er hatte sich als äußerst nützlich erwiesen. Gundeyn hatte schnell erkannt, welchen Aufstieg es für ihn bedeuten würde, wenn er der Souveränin persönlich diene und erfüllte jeden ihrer Wünsche mit Bravour. Dafür verdiente er sich ihre Gunst. Earas Dunkle Magie ängstigte ihn nicht, ihre Macht faszinierte ihn nur. Dass er sich nach Abschluss seines Studiums den Zauberern des Feuers anschließen würde, galt als sicher. Natürlich nur, wenn dieser Orden bis dahin noch existierte...

Bis zum Abend war Eara damit beschäftigt, neue Befehle zu geben, alte zu reaktivieren, sich einen Überblick über das letzte Jahr zu verschaffen und sicherzustellen, dass wirklich jeder von ihrem Verbot erfuhr, Varkurs Grab aufzusuchen. Als ein großer Glockenschlag durch Yra hallte, gingen die Zauberer zum Abendmahl in die Speisehalle. Eara hatte selbst schon länger keine Zeit zum Essen gefunden, doch sie hatte zu viel zu tun. Sie nutzte ihre Zeit stattdessen, um einen anderen Bewohner der Fingertürme aufzusuchen, der für gewöhnlich auch nicht zum Essen erschien.

Neben der schlichten Holztür des Mechanicus hing ein Faden herab, darunter stand auf einem Schild: *Bitte ziehen*. Eara zögerte kurz, dann ließ sie ihren dunklen Nebel vorschnellen und leicht an der Schnur zupfen. Sie hatte erwartet, dass nun ein Glöckchen

schellen würde, doch stattdessen öffnete sich direkt die Tür. Eara starrte sie nachdenklich an. Sie hatte keine Zauberei gespürt, und sie hatte wohl kaum mit genug Kraft gezogen, um die Tür zu öffnen.

Das Rätsel klärte sich auf, nachdem sie hindurch geschritten war. Auf der Innenseite hing eine Gerätschaft, bei der mit dem Zug am Faden ein Gewicht herabgezogen wurde, welches die Tür öffnete. Eine reichlich überflüssige Konstruktion, zumal das Gewicht nach jedem Einsatz wieder in die Halterung gehängt werden musste. Aber immerhin eindrucksvoll.

Allerdings hätte dieser Raum es nicht nötig, eindrucksvoll zu wirken, denn es war schon auf den ersten Blick zu erkennen, dass er ebenso außergewöhnlich wie sein Bewohner war. Das Laboratorium, Refugium von Hedal. Der Raum befand sich genau in der Turmspitze und besaß zwei kleine Fenster, das Licht von außen wurde durch eine komplizierte Konstruktion aus Spiegeln im ganzen Raum verteilt. Auch diese Apparatur war unnötig kompliziert, denn man musste sie regelmäßig dem Stand der Sonne und des Mondes anpassen, und bei Neumond versagte sie ebenso wie bei bewölktem Himmel. Jetzt allerdings nahm sie das Licht der untergehenden Sonne perfekt auf und warf es in den ganzen Raum. Überall blinkten die Kleinteile aus Bronze, Eisen und Glas, die an langen Ketten von der Decke hingen, in unübersichtlichen Stapeln auf dem Boden lagen und alle Wände bedeckten. In der Mitte des Raumes stand ein großes Teleskop, auf eine geschlossene Klappe in der Decke gerichtet. An den Seiten des Raumes befanden sich drei große Werkbänke, an einer davon stand der Mechanicus und tüftelte an irgendeiner seiner wahnwitzigen Erfindungen.

Hedal war ein junger Zauberer des Turms mit aschblonden Haaren und abstehenden Ohren. Auf seinem Gebiet war er ein unübertroffenes Genie, ansonsten allerdings weltfremd, seine Freundlichkeit reichte bis zur Naivität. Seine geschickten Finger waren unablässig mit irgendwelchen Schrauben beschäftigt, was im Gespräch mit ihm fast so verwirrend war wie seine mitunter sehr plötzlichen Stimmungsschwankungen. In einem Moment war ein ruhiger und besonnener Zuhörer, im nächsten konnte er kaum stillstehen und seine Gedanken rasten so schnell, dass er einer normalen Konversation nur noch mit Mühe folgen konnte.

Bei Earas Eintreffen drehte er sich um und lächelte sie so freundlich an wie noch niemand heute. Allerdings hatte sie den Verdacht, er hätte auch eine Kakerlake freundlich angelächelt...

„Eara! Bist du hier, um mir ein Präsent zu dedizieren?“

Die Dunkle Magierin stellte sich neben ihn und fragte: „Wie wäre es mit einer Begrüßung? Einem netten: *Schön, dass du da bist Eara?*“

Hedal lachte nervös. „Als ob das heute schon jemand konstatiert hätte. Die sind doch alle noch viel zu perplex, um deine Visite adäquat zu prämiieren.“

„Trotzdem wäre es nett gewesen“, beharrte Eara, dann gab sie nach und warf dem Mechanicus den Beutel zu, den sie mitgebracht hatte.

„Was ist darin?“, fragte Hedal gespannt.

„Runensteine aus Andor. Du wolltest sie doch schon lange erforschen.“

Hedal jauchzte begeistert, dann legte er den Beutel behutsam beiseite und widmete sich wieder seiner Arbeit.

„Was baust du gerade?“

Hedal fuhr hoch und starrte sie überrascht an, scheinbar hatte er ihre Anwesenheit schon vergessen. Dann klärte sich sein Blick und er verkündete stolz: „Ich möchte ein Feuer

mittels Zauberei temperieren!“

Mit der Dunklen Magie war es eine der einfachsten Übungen, etwas anzuzünden. Doch die Zauberei war dazu ungeeignet; etwas zu verbrennen zerstörte immer die Ordnung darin. Zu mehr als blauen Flammen, die nur Licht, jedoch keine Wärme spenden konnten, war die Zauberei nicht imstande. Für die Zauberer des Feuers, die sich ihren Namen nicht ohne Grund gegeben hatten, war das ein Beweis, dass die Dunkle Magie der Zauberei überlegen war. Für die Zauberer des Turms zeigte es, dass man manche Dinge einfach per Hand erledigen sollte...

Hedal zog die letzte Schraube an seiner Gerätschaft fest, dann trat er zu Eara und rief: „Illuminiere das Laboratorium!“ Niemand anderes hätte es gewagt, so mit ihr zu sprechen, doch Hedal machte sich über irgendwelche belanglosen Hierarchien nur wenige Gedanken. Also gehorchte Eara seiner Aufforderung und ließ die dunkelblau leuchtende Kugel zwischen den Enden ihres Stabes aufflammen.

Hadal schnappte sich ihre Hand und hielt sie über die Lichtkugel. „Perzipierst du es?“, fragte er.

„Sie ist warm. Aber das genügt niemals um ein Feuer zu entzünden!“

„Wenn man einen Wassertropfen irgendwo platziert hat, dann ist das darunter extensiv zu erkennen. Jetzt stell dir vor, ich konstruiere so einen Wassertropfen aus Glas ...“

„Das betreffende Objekt nennt man Linse. Hedal, auch ich wurde in den Grundlagen der Physik ausgebildet. Ich nehme an, du möchtest das Licht des Stabes mit einer Linse einfangen? Aber das genügt nicht für ein Feuer. Die Oberfläche wird niemals heißer als die meiner Lichtkugel.“

Hedal sprang vergnügt zum Werktisch. „Man muss nur alles aggregieren und mit etwas arkaner Potenz manipulieren!“, rief er und hob das Objekt hoch, an dem er gebaut hatte. Es handelte sich um einen halbkugelförmigen Spiegel auf der einen und eine große Linse auf der anderen Seite, alles lückenlos geschlossen, nur unten war ein Loch mit einigen geöffneten Klammern. Hedal steckte das Gerät auf seinen eigenen Stab und holte dann eine andere Erfindung aus seiner Tasche, ein auf einer Seite offenes kupfernes Rohr mit einem Hebel oben. Er hielt das Rohr an die Klammern und zog am Hebel, woraufhin ein Hammerkopf hervorschnellte, die Klammer ein Stück verbog und wieder im Rohr verschwand, ein Vorgang, den Hedal mehrfach wiederholte, bis alle Klammern fest saßen.

Der Mechanicus hob den Stab und richtet die Linse auf Earas Robe. „Nicht bewegen!“, befahl er, dann leuchtete die Linse auf. Eara spürte, wie die Linse sich erst allmählich auflud, um anschließend die innere Struktur des hindurchfallenden Lichts umzulenken und zu verstärken. Hedal ging einige Schritte hin und her, bis auf ihrem Gewand nur noch ein kleiner Lichtpunkt zu sehen war. So wartete er.

Nach einiger Zeit begann ihre Robe zu glimmen und Eara musste schließlich einen Schritt zur Seite machen.

„Nein! Du hast das Experiment annulliert! Warum?“

„Hedal, du hättest fast meine Robe angezündet!“ Der Mechanicus war gelegentlich etwas voreilig. Um die Konsequenzen seiner Handlung machte er sich in der Regel keine Gedanken. Wenn irgendwo ein Knopf mit der Aufschrift *Nicht drücken!* angebracht wäre, drücken wäre das erste, was er täte.

„Sie ist dräniert und aus einem entzündlichen Material. Zudem ist sie schwarz, andere Nuancen reflektieren zu exorbitant“, verteidigte sich Hedal. Er wurde nicht mal rot. Nein, er war nicht bössartig, nicht einmal dumm, nur unbedacht.

„Hattest du nicht den Grundsatz, dass keine deiner Erfindungen als Waffe missbraucht werden können soll?“, fragte Eara nach.

„Aber Eara, man muss kontinuierlich an einer prädestinierten Lokalität stehen und akzidentell auch noch schwarz tragen, um überhaupt etwas zu registrieren.“

Eara schüttelte den Kopf. „Ich spreche nicht von der Linse, sondern von diesem Hammer.“

Hedal blickte überrascht auf das Rohr in seiner Hand. „Das ist mein Federhammer. Hier, der Hebel katapultiert den Hammerkopf an einer Spiralfeder heraus und wenn er mit einer Barriere kollidiert, öffnet sich hinten eine Klappe und die Konstruktion wird zurück ins Rohr expediert. Man kann Nägel mit maximierter Rasanz installieren, man muss nur alle zwanzig Schläge die Klappen öffnen und die Feder wieder repetieren. Alle wollen so ein Objekt haben, es ist populär. Ich bin populär! Aber man kann einen Menschen damit nicht besser lädieren als mit einem profanen Hammer, man kann schließlich nur marginal ausholen. Selbst, wenn man den Hammer anspricht, ist es deutlich komfortabler, jemanden mit einem Messer zu blessieren.“

„Und wenn man den Hammerkopf durch einen Bolzen ersetzen würde?“

Hedal erstarrte. „Aber wer würde so etwas realisieren? Damit wäre die Kreation defekt! Wem wäre ein deplorable Bolzenwerfer lieber als mein Federhammer?“

Der Mechanicus war einfach zu gut für diese Welt, dachte sich Eara, während Hedal fortfuhr: „Er ist ein Meisterwerk, mechanische Kunst! Wenn man den Hammerkopf durch ein Projektil substituiert, wären die ganzen Klappen geradezu konträr. Es sei denn natürlich, man würde sie zum schnelleren Nachladen verwenden... Aber halt, vorne habe ich einen Haken implementiert, um den Hammerkopf zu blockieren. Der würde dem Projektil die Vehemenz nehmen! Es besteht also kein Risiko!“

Hedal war so glücklich mit dieser Erkenntnis, dass Eara ihn nicht darauf hinwies, dass man diesen Haken auch entfernen könnte. Der Mechanicus drehte sich wieder um und entfernte die Linse von seinem Stab, die Konversation war für ihn anscheinend beendet.

Als Eara zur Tür des Laboratoriums ging und sie öffnete, stand davor ein alter Zauberer des Turmes und zog entnervt an der Schnur, und sie erkannte, dass sie das Gewicht wieder in die Halterung hätte hängen müssen.

Der Zauberer war Marnus, der Bibliothekar. Von allen Zaubern Hadrias war nur Koraph noch älter, doch Marnus sah man sein Alter deutlicher an. Im Ordenskrieg war seine Frau von einem Zauberer des Feuers ermordet worden, aber der Täter war in den Kämpfen selbst umgekommen. Also richtete sich Marnus' Hass gegen alle Zauberer des Feuers und alle, die Dunkle Magie verwendeten.

Vor vielen Jahren war er Eara wie ein freundlicher Großvater erschienen, nach dem Tod seiner Frau wie ein unendlich trauriger alter Mann, nachdem sie selbst begonnen hatte, Dunkle Magie zu verwenden, wie ein verbitterter Greis.

Bei ihrem Anblick verwandelte sich das von Falten durchzogene Gesicht in eine unfreundliche Grimasse, und Marnus versuchte, an ihr vorbei durch die Tür zu treten. Doch Eara hatte nicht vor, ihn einfach passieren zu lassen, dass sie ihn hier traf, war ein zu günstiger Zufall.

„Marnus! Ich brauche eine Schrift aus der Bibliothek, einen religiösen Text der Missionare, geschrieben von einem Priester namens Themauros. Er handelt von der Schöpfung der Welt durch Mutter Natur. Suche ihn bis morgen für mich heraus!“ Die Möglichkeit, dass der Text des Sehers gar nicht in der Bibliothek zu finden war, erwähnte

sie nicht.

Marnus Gesicht verzog sich zu einer verkniffenen Maske der Gehorsamkeit. „Selbstverständlich, Souveränin!“, murrte er, dann drängelte er sich an ihr vorbei, hängte das Gewicht hinter der Tür wieder in die Halterung und zog die Tür mit einem lauten Knall zu.

Von der anderen Seite konnte Eara noch seine alte Stimme hören: „Hedal, mein Federhammer macht Probleme.“ Anscheinend war die Erfindung doch nicht so ein Meisterwerk, wie der Mechanicus behauptet hatte.

Als Eara wieder in ihre Gemächer kam, war das Abendmahl offensichtlich schon vorbei, denn sie wurde von Gundeyn erwartet. „Gefährliche Gerüchte machen die Runde. Es heißt, du wolltest die beiden Zaubererorden vernichten, sie vereinen wie zwei nicht zueinander passende Menschen in einer Ehe, die nur unglücklich enden kann!“

Eara wünschte, sie hätte den beiden Obersten gesagt, sie sollten ihre Pläne noch nicht verbreiten. Zu einem späteren Zeitpunkt, mit entsprechender Vorarbeit, wäre es besser gewesen. Doch vermutlich wäre einem der beiden ohnehin etwas *entrutscht*. Wer wohl den Vergleich mit dem Ehepaar erfunden hatte? Vermutlich Torven, Variah konnte besser mit Worten umgehen, ihr wäre etwas Besseres eingefallen.

„Stimmen die Gerüchte? Und soll ich etwas gegen sie unternehmen?“ Es war äußerst typisch für Gundeyn, diese Frage nicht mit einem *oder* zu formulieren, für ihn könnten die Antworten auch gut beide *ja* lauten.

„Es stimmt! Unternimm nichts, sonst wirken wir später unglaubwürdig. Wie ist die Stimmung?“

„Die Novizen sind größtenteils dafür, von den einfachen Zauberern findet ein Drittel die Idee gut, ebenso viele sind der Meinung, sie sei katastrophal, der Rest ist tendenziell eher dagegen. Die Hohen sind fast alle entsetzt, nur Koraph und Mortol wollen sich noch nicht festlegen und die Hitars sprechen sich offen dafür aus.“

Eara fragte nicht nach, woher ein einfacher Novize wusste, wie die Hohen Zauberer zu dem Thema dachten. „Versuche, die einfachen Zauberer von der Vereinigung zu überzeugen. Ansonsten tu vorerst nichts!“

Gundeyn verbeugte sich zackig, wobei die weite Kutte seine rundliche Statur nicht eben vorteilhaft zur Geltung brachte, dann drehte er sich wortlos um und verließ ihre Gemächer. Eara war noch bis spät in die Nacht mit ihren Regierungsgeschäften beschäftigt, bis sie sich schließlich schlafen legte.

Mondhoch, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

In dieser Nacht wurde Eara plötzlich durch ein seltsames Zerren in ihrem Geist geweckt. Sie schlug die Augen auf und versuchte, die Ursache zu ergründen. Es gab weder verdächtige Geräusche noch sonstige Störungen. Sie setzte sich auf und wartete kurz, ohne etwas zu bemerken, dann begriff sie: Es war der Bannkreis, den sie um Varkurs Grab gezogen hatte. Jemand hatte ihn durchbrochen und sandte jetzt unaufhörlich Signale zu ihr. Wenn das irgendein Zauberer war, der sich über ihr Verbot hinwegsetzte, dann hatte er mit einer strengen Strafe zu rechnen. Wenn nicht, dann sollte sie sich besser beeilen...

Rasch griff sie ihren Stab, warf sich ihre schwarze Robe über und trat in das silberne

Viereck, das der Mondschein durch ihr Fenster auf den Boden malte. Sie schloss die Augen, blendete die Signale ihres Zaubers aus und konzentrierte sich. Die diffusen Schlieren, die sie auch im Schlaf stets umgaben, verflüssigten sich, flossen in ihrem Schatten zusammen, wie eine tiefschwarze Pfütze auf dem Boden. Sie konnte sich vorstellen, wie sich der flache Schatten in die Luft erhob, dort kurz schwebte wie ein Scherenschnitt und dann zu einer plastischen Gestalt wurde. Noch immer hielt Eara die Augen geschlossen, doch jetzt verblassten alle Geräusche zu einem fernen Rauschen im Hintergrund. Dann erkannte sie ein farbloses Bild: Sie sah sich selbst, die Haare noch unordentlich vom Schlaf, die Augen geschlossen, im Mondlicht stehend, alles ausschließlich in schwarzweiß. Wie sie da stand, im Licht und doch keinen Schatten werfend, wirkte sie fast schon surreal. Doch sie war jetzt in ihrem Schatten.

Sie stürzte sich durch das verglaste Fenster in die Nacht. Von der Kälte bemerkte sie in ihrer jetzigen Form nichts, doch einige durch die Luft trudelnde Schneeflocken glühten weiß im Mondlicht. Dann verschwand das silberne Oval hinter den Wolken und Eara wurde klar, dass sie großes Glück gehabt hatte. Ohne ein natürliches Licht war es nicht möglich, die Dunkle Magie in einem Schatten zu vereinen.

Sie raste durch die Nacht, immer auf das Grabmal zu. Durch die wenigen Bäume in den Gärten glitt sie einfach hindurch. Hinter dem Gebüsch, welches am Tage noch die beiden verliebten Zauberer als Versteck genutzt hatten, saßen nun sechs dunkle Gestalten, drei Mäntel schwarz, drei *anders* schwarz. Eara wusste, dass diese anderen drei braun waren, durch ihre Schattensicht nahm sie die Farben lediglich anders wahr. Was taten je drei Zauberer aus beiden Orden mitten in der Nacht in den Gärten? Jetzt war nicht die Zeit, es herauszufinden.

Über Varkurs Grab hatte sich bereits wieder eine dünne Schneedecke gelegt, die allerdings noch unangetastet aussah. Drumherum war der Schnee jedoch komplett zerwühlt, ihr Verbot, das Mahnmal zu besuchen, hatte viel Neugierde ausgelöst. Auch ihr Schatten durchflog die unsichtbare Grenze des Bannkreises und im nächsten Moment wurde sie gewarnt, dass jetzt zwei Wesen mit Verstand in ihrem Zauber waren. Kein Wunder, schließlich befand sich ihr Bewusstsein im Schatten, während ihr fleischlicher Körper leer und vollkommen wehrlos zurückgeblieben war.

Nachdenklich hielt Eara inne. Der Eindringling hielt sich noch immer im Bereich ihres Zaubers auf, doch es war nichts zu sehen. Über den unberührten Neuschnee wäre ein Zauberer auch mittels eines Levitationszaubers gekommen, doch wo wäre er dann? Schließlich wurde ihr klar, dass es nur eine logische Antwort gab und sie schoss nach unten, genau auf die Klappe im Boden zu.

Sie durchstieß sie ohne eine Spur zu hinterlassen. War das die Antwort? War noch ein Schatten eines mächtigen Dunklen Magiers hier? Earas immaterieller Körper flog durch den gekachelten Gang auf die Grabkammer zu. Und tatsächlich, halb im Sarg schwebte eine schattenhafte Gestalt. Ohne zu zögern wandte Eara den wohl anstrengendsten und gefährlichsten Zauber an, zu dem sie imstande war: Den Schattentausch.

Es war ein riskanter Schritt, denn sie war ohnehin nicht mehr im Vollbesitz ihrer magischen Kräfte, doch der Schatten eines fremden Dunklen Magiers könnte ihr nichts anhaben, es sei denn, der Fremde stellte sich ihr. In diesem Fall müsste jedoch auch er diesen Zauber anwenden und wäre, falls es zum Kampf käme, ebenso geschwächt wie sie.

Ihre farblose Sicht verdunkelte sich, gewann mehr Schärfe. Dann sah sie nichts mehr und

wäre fast zusammengebrochen. Sie entzündete die dunkelblaue Lichtkugel, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der andere Schatten sich umdrehte. Und erst jetzt erkannte sie ihren Fehler.

Zwei weiße glühende, nadelspitze Punkte. Ein lichtloser Umhang, über einer schwarzen Rüstung in nicht vorhandenem Wind flatternd. Eine bedrohliche Maske, matt schimmernd und von funkelnden Zacken gekrönt.

„Eara! Sei begrüßt, meine teure Feindin!“, rief der Schwarze Herold in dröhnendem Bass, der laut von den gekachelten Wänden widerhallte.

Die Dunkle Magierin verschwendete keine Zeit mit einer Antwort. Sie streckte ihre linke Hand gespreizt nach vorne und von den Wänden lösten sich die schwarzen Kacheln, schossen rasend schnell durch die Gestalt des Schwarzen Herolds, ohne den geringsten Schaden anzurichten.

„Ach Eara, das hatten wir doch schon! Ich stärke eure Feinde, dann besiegt ihr sie trotzdem, anschließend könnt ihr mich nicht verletzen und ich euch nicht. Doch glücklicherweise sind diese Zeiten nun vorbei. Ich bin noch immer unverwundbar, aber ihr seid es nicht länger! Ich besitze eine Macht, die mir früher nicht zu eigen war.“ Der Schwarze Herold erhob sich aus dem Sarg und schwebte in die Luft darüber.

Eara drehte ihre offene Hand und die Kacheln prasselten zu Boden. Dann presste sie ihre Fingerspitzen aufeinander und die Luft um den Schwarzen Herold entwich. Das künstliche Vakuum beeindruckte ihn nicht.

„Was ist, willst du mir nicht anbieten, Gnade walten zu lassen, wenn ich mich jetzt ergebe? Willst du nicht die ehrenhafte Heldin spielen? Nicht von Gerechtigkeit faseln?“

Eara ballte ihre Hand zur Faust und aus der Spitze ihres Stabes schoss eine kleine Kugel aus Feuer auf den Schwarzen Herold zu. Ehe sie ihn erreichte, verpuffte sie allerdings einfach wirkungslos. Magisches Feuer benötigte kein Brennmateriel, war aber immer noch auf Sauerstoff angewiesen.

„Ich verrate dir ein kleines Geheimnis“, verkündete der Schwarze Herold. „Es gibt keine Gerechtigkeit. Nur Rache!“

Eara ließ die Luft wieder zurückströmen und schickte probenhalber einen weiteren Feuerball zum Schwarzen Herold. Als er einfach ohne Widerstand hindurchflog, stellte sie ihre fruchtlosen Versuche, den Herold zu besiegen, ein.

„Klug erkannt. Allerdings etwas spät!“ Mit diesen Worten hob der Herold seine gepanzerte Faust und zwischen den Fingern drang ein blaues Glühen hervor, das sich immer mehr verstärkte. Es erfüllte den ganzen Raum ... und erlosch. „Wo ist eigentlich Chada? Sitzt sie schon auf dem hölzernen Thron der Rietburg? Trägt sie bereits die Rietgraskrone? Oder ... wahrscheinlich wäre es deutlich gerechter, wenn diese Ehre nicht bei einer Person bleibt, nur weil ihr Vater zufälligerweise König war. Immerhin seid ihr alle offiziell Fürsten von Andor. Was ist, teilt ihr euch die Krone?“

In diesem Moment bemerkte Eara die beiden kleinen Gegenstände, die vor dem Schwarzen Herold in der Luft schwebten: Ein goldenes Haar und ein kleiner Knochen.

Das Wort Geister war schon immer mehrdeutig, da auch die Elementargeister dieser Welt so bezeichnet werden. Eindeutiger ist das Wort Gespenst oder Svrattor. Svrattar besitzen den Gerüchten nach keine feste Gestalt und können durch Gegenstände oder gar massives Erdreich einfach hindurch, physische Gewalt vermag ihnen ebenso wenig zu schaden wie Zauberei. Auch sie selbst können auf ihre Umwelt nur indirekt Einfluss nehmen. Sie sollen in der Lage sein, kleine und leichte Gegenstände telekinetisch zu

beeinflussen oder ihnen zeitweise die Materie zu rauben. Dies kann sowohl geschehen, um anderen zu helfen, als auch, um ihnen Schaden zuzufügen.

Wer hätte gedacht, dass Torvens Lektionstexte aus ihrer Zeit als Novizin ihr eines Tages noch nützlich sein könnten. Es war unmöglich, einen Svratto direkt zu verletzen. Aber warum war der Schwarze Herold wohl hier? Es ging ihm um einen Knochen von Varkur, deshalb hatte er zur Hälfte im Sarg geschwebt! Und auch wenn der Geist selbst unzerstörbar sein mochte, ein Haufen Knochen war das nicht.

Eara ballte ihre Hand erneut zur Faust und zwei gut gezielte Murmeln aus Glut verließen die Spitzen ihres Stabes. Sie flogen zu schnell auf den Schwarzen Herold zu und verbrannten Knochen und Haar sofort zu Asche.

„Nein!“, kreischte der Schwarze Herold wutentbrannt auf. Während Eara erneut eine Faust bildete, senkte der Schatten sich zurück in den Sarg. In dem Moment, in dem der gigantische Feuerball aus ihrem Stab auf den Basaltsarg zuschoss, hatte der Schwarze Herold ihn erreicht. Der Feuerschein spiegelte sich in der schwarzen Maske und ließ sie unheilvoll aufleuchten. Der Herold zog seine Hand einfach durch den Stein und hatte sofort einen kleinen Knochen darin, halb transparent und ohne feste Gestalt. Im nächsten Moment schlug der das Feuer ohrenbetäubend auf den Sarg auf und verwandelte ihn in ein Krematorium. Der Schwarze Herold flog gemächlich nach oben und verschwand durch die Decke, den durchscheinenden Knochen in der Hand und Earas Abschiedsworte zu brüllend.

Dann war er verschwunden und die Grabkammer wurde zu einem glühenden Inferno. Die Wucht des Feuerballs verursachte eine gewaltige Explosion, die sich rasend schnell ausbreitete. Die Kacheln an den Wänden schmolzen, der Boden dampfte, Flammen leckten am zerberstenden Basaltsarg hoch und eine gewaltige, rot glühende Walze schob sich auf Earas zu, fauchend wie ein monströses Raubtier. Mit letzter Kraft wirkte Earas Schutzzauber um sich, dann hatten die Flammen sie erreicht. Und die Anstrengung der letzten Tage, die beschleunigte Reise nach Hadria, der Mangel an Essen und Schlaf, der Bannkreis um Varkurs Grab und der kräftezehrende Schattentausch forderten nun unbarmherzig ihren Tribut. Earas Wankte und verlor dann das Bewusstsein, die letzten Worte des Schwarzen Herolds noch im Ohr: „Ich habe leider noch eine Verabredung. Aber sei unbesorgt, dich vergesse ich nicht!“



i – Der Plan des Verfluchten

Früher Nachmittag, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Markt von Werftheim, Hadrisches Meer

Chada wartete unruhig neben dem Stand, an dem Thorn sie zurückgelassen hatte. Der Honigwein duftete verführerisch und schließlich kaufte sie einen Becher, einfach um nicht untätig herumzustehen. Ihr Blick schweifte über den Markt von Werftheim. An den bunten Ständen wurden so viele faszinierende Dinge verkauft, technomagische Konstruktionen aus Hadria ebenso wie Schmuck aus Silber und Perlmutter aus Silberhall oder schlichte Fische aus der See, und für einen Moment hatte sie ihre Sorgen vergessen können und sich einfach amüsiert. Warum konnte es nicht ewig so bleiben?

Die Menschen zogen um sie herum, tratschten, begutachteten die Waren der Händler. Gelbe, blaue, aber überwiegend braune und beige Gewänder. Doch einen blonden Krieger mit hellblauem Umhang konnte sie nicht entdecken.

Der zweite Teil einer Stunde verging, bis Chada einsah, dass Thorn nicht zurückkommen würde. Das war wirklich ungewöhnlich für ihn, normalerweise war er sehr zuverlässig. Es musste etwas dazwischengekommen sein. Also machte Chada sich auf die Suche, ging zuerst in die Richtung, in die er verschwunden war, sprach wahllos Passanten und Händler an. Doch niemand war imstande, ihr weiterzuhelfen. Schließlich gab Chada auf und ging zurück zum Hafen, mit der festen Überzeugung, inzwischen müsste Thorn schon lange wieder bei der *Aldebaran II* zu finden sein.

Allerdings war er auch dort nicht. Drukil und Leander waren bereits zurückgekehrt, und direkt nach Chada traf auch Santalion ein, drei kräftige, wettergegerbte Seemänner im Schlepptau, die ihren Segler fachkundig musterten und dann damit begannen, einige Leinen neu zu verknoten und andere kleine Fehler beseitigten. Chada, Drukil, Leander und Santalion verzogen sich unter Deck, wo Chada ihnen von Thorns Verschwinden berichtete. „Ich mache mir Sorgen um ihn!“, schloss sie ihren Bericht.

Santalion musterte sie erstaunt. „Sprechen wir über denselben Thorn?“, fragte er unschuldig. „Zwei Köpfe größer als ich? Ein großes und scharfes Schwert am Gürtel? Von seiner Kraft her wie ein Ochse?“

„Ja, über den sprechen wir!“, entgegnete Chada zornig. Dann besänftigte sie sich selbst und fragte: „Von euch hat ihn wohl niemand gesehen?“

Leander schüttelte demütig den Kopf. „Ich ganz sicher nicht!“

„Das ist nicht lustig!“, fuhr sie ihn an, doch Leander griff überraschend zielgenau ihre Hand und drückte sie sanft. „Santalion hat recht, Chada. Thorn kann in der Regel gut auf sich selbst aufpassen und es gibt sicher einen guten Grund dafür, dass er jetzt noch nicht da

ist. Falls er noch nicht wieder aufgetaucht ist, wenn wir zum Tempel des Meeres reisen, dann kann einer von uns hier auf ihn warten.“

Daran, dass Thorn so lange fortbleiben könnte, wollte Chada nicht einmal denken. Vielleicht gab es etwas wirklich Wichtiges, dem er nachgehen wollte, doch wenn er so lange verschwunden blieb, dann wäre das ein ernsthafter Grund zur Sorge.

Santalion blickte sie durch seine dunkelgrünen Augengläser traurig an, dann sagte er: „Wir sollten uns ausruhen, damit wir heute Nacht frisch sind. Man weiß ja nie, was Unvorhergesehenes dazwischenkommen könnte.“

Frühe Nacht, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Untergassen in Werftheim, Hadrisches Meer

Nach Sonnenuntergang schlich der halbvolle Mond über den sternenbedeckten Himmel und die vier falschen Kultisten schlichen durch die Gassen Werftheims zu der verfallenen Hütte mit dem Dreieck über der Tür. Sie trugen wieder die gleichen Mäntel wie in der letzten Nacht und Drukil hielt die kleine Öllampe, die gestern noch Thorn getragen hatte. Der Krieger war nicht mehr aufgetaucht und Chada konnte sich kaum auf ihre Unternehmung konzentrieren, da ihre Gedanken von der Sorge um Thorn bestimmt wurden. Die von Santalion angeheuerten Matrosen warteten am Schiff auf ein Lebenszeichen, auch wenn es mit jeder Stunde unwahrscheinlicher wurde.

Drukil ging vor und öffnete die Klappe im Boden, dann stieg er die Leiter herunter, gefolgt von Santalion. Chada wollte schon folgen, doch Leander hielt sie zurück. „Bevor wir hineingehen möchte ich dich warnen“, sagte er und in der Dunkelheit war unter seiner Kapuze nur schwach die Augenbinde zu erkennen, die wirkte, als schwebe sie dort in der Luft. „Ich vertraue Santalion nur eingeschränkt. Gestern kannte er jeden dort unten. Natürlich könnte das ein Zufall sein, doch wir sollten vorsichtig sein.“

Mit einem Mal war Chada hellwach. „Was willst du damit sagen? Meinst du etwa, dass Santalion ein falsches Spiel mit uns treibt?“

„Ich sage lediglich, dass wir auf alles vorbereitet sein sollten.“ Mit diesen Worten stieg auch Leander durch die Falltür nach unten, ohne auch nur mit seinem Stab zu tasten. Wie machte er das bloß immer?

Chada folgt ihm und wünschte sich mit einem Mal, sie hätte Audax dabei. Ihr Bogen war natürlich deutlich zu groß, um ihn unter dem Mantel mitzuschmuggeln. Ein Stab auf dem Rücken, wie in Leanders Fall, erregte keine allzu große Aufmerksamkeit und die Schwerter von Thorn und Drukil ließen sich notdürftig verbergen, aber ein Langbogen? Unmöglich! Also war sie nur mit den zwei Dolchen ausgerüstet, die die Bogenschützen der Bewahrer stets dabei hatten, mit denen sie aber nie dieselbe Perfektion wie im Bogenschießen erlangt hatte.

Das Heiligtum des Kultes der Drei Mächte hatte sich nicht verändert, nur der Schemel im ersten Gang war heute unbesetzt, der sabbernde Hagan hatte seinen Wachposten verlassen. Auch die Frau mit den toten Beinen lag nicht mehr an ihrem Ort und der Boden wirkte deutlich schmutziger als gestern. Anhand der schlammigen Spuren konnte Chada erkennen, dass viele Personen diesen Gang benutzt hatten, sie alle waren ins Heiligtum gegangen, aber kaum jemand war wieder herausgekommen. Die Versammlung hatte also vermutlich bereits begonnen.

Sie erreichten den großen Saal mit der Doppeltür, doch anstatt zur Versammlungshalle zu

gehen, schlug Santalion zielstrebig den Weg zu dem offenen Gang links daneben ein.

In ihrer Vergangenheit war Chada je nach Sympathie als lebhaft, impulsiv oder sogar unbeherrscht beschrieben worden, auch jetzt hielt sie es nicht mehr aus. „Wohin gehst du?“, zischte sie und Santalion drehte sich wegen des feindseligen Tonfalls überrascht um. Chada ließ ihn gar nicht antworten. „Führst du uns jetzt zu deinen Freunden vom Kult?“

Santalion zog wie üblich eine Augenbraue hoch und fragte verwirrt: „Was meinst du damit?“

Chada zögerte. Was, wenn Leander zu weit gedacht hatte und sich alles nur als dummer Zufall herausstellte? Selbst der blinde Seher war lieber bereit gewesen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, als das Risiko einzugehen, Santalion unberechtigterweise als Verräter zu bezichtigen. In der Tat machte Leander, der sich auch zu ihrer Stimme umgedreht hatte, jetzt ein warnendes Gesicht, während Drukil nur komplett ratlos wirkte. Doch dann fiel Chada ihre Entscheidung.

„Du gehörst doch zu diesem Kult, nicht wahr?“

„Natürlich!“, erwiderte Santalion. „So wie wir alle. Wir haben doch darum gebeten, hier aufgenommen zu werden. Und jetzt lasst uns diesem Gang folgen, vielleicht begegnen wir dort einem Priester, der uns mehr über den Tempel erzählen kann, ohne dass wir uns der Messe anschließen müssen. Besser, wir meiden diese Halle.“

Wenn er wirklich schauspielerte, dann hervorragend. Chada wollte erneut ansetzen etwas zu sagen, doch Leander war schneller. Einen Augenblick dachte sie, er wolle alles als Reaktion von Chadas angespannten Nerven abtun, doch er hatte erkannt, dass sie seine Befürchtung verkünden wollte und kam ihr lediglich zuvor: „Du kennst von jedem hier Namen und Vorgeschichte. Du bewegst dich durch diese Gänge, ohne auch nur ein einziges Mal eine falsche Tür zu benutzen.“ Woher wusste Leander denn überhaupt, dass es hier Abzweigungen gab?

Der Seher ergriff eine Hand Santalions und drückte sie so fest, dass der Verfluchte kurz das Gesicht verzog. „Dein Name bedeutet Heiliges Schwert, so wie in dem Mythos des Kultes, in welchem Kenvilar Wasser von Land trennt. Deine Schwester heißt sogar Kmarforia, übersetzt Meeresmacht. Der Kultist Toras vertraute dir nach nur wenigen Augenblicken und du wusstest schon vor deinem angeblich ersten Besuch diese Heiligtums, dass die Kranken und Ausgestoßenen sich hier versammeln würden. Die Ausgestoßenen, wie auch du selbst einer bist. Wenn das alles ein Zufall ist, dann ein ziemlich großer.“

Santalion wirkte noch immer ehrlich entrüstet, doch ehe er widersprechen konnte, ergänzte Leander: „Pass auf, was du sagst; du weißt, dass ich ein Seher bin. Solange ich dich berühre, kann ich deine Lügen spüren. Also, sprich mir nach: Ich, Santalion, war niemals Mitglied im Kult der Drei Mächte, bevor ich mit den Helden von Andor hierherkam.“

Jetzt erst flackerte Unsicherheit über Santalions Gesicht. Er blickte kurz zu der Hand, die Leander umschlossen hielt und öffnete den Mund. Auch wenn sein Gesicht schnell wieder starr war, konnte Chada doch erkennen, dass er fieberhaft überlegte. In diesem Moment hatte er verloren. Chada stürzte sich auf ihn und umschloss seinen bleichen Hals mit ihren Händen. Die Augengläser flogen durch die Luft und fielen zu Boden, die linke Scheibe zerbrach. Santalion wollte sich losreißen, doch Chada und Leander hielten ihn beide fest.

„Wo habt ihr Thorn hinggebracht?“, fauchte Chada. Natürlich war es nur eine Vermutung, doch Santalion blickte sie ebenso schuldbewusst wie furchtsam an, vermutlich fürchtete er, sie wolle ihn erwürgen. Sie lockerte den Druck um seinen Hals und Santalion würgte und

schnappte nach Luft. Im nächsten Moment war Drukil da und zog ihm die flache Seite seines Schwertes über über den Schädel. Leander spürte wohl wie die Hand erschlaffte und ließ sie los. Chada ließ den Bewusstlosen zu Boden gleiten und funkelte Drukil an, Tränen in ihren Augen.

„Warum?“, fragte sie nur.

„Hätte ich ihn töten sollen?“, interpretierte Drukil ihre Frage falsch. „Ich dachte, ich soll nicht ohne Not töten.“

Chada schüttelte aufgebracht ihren Kopf. „Er hätte uns vielleicht etwas sagen können!“

Drukil deutete mit seinem Daumen über seine Schulter zum Portal in die große Halle und brummte nur: „Er wollte nicht, dass wir da rein gehen. Sollen wir uns das anschauen?“

Sie gaben jegliche Tarnung auf. Wahrscheinlich hatte Santalion den Kult ohnehin gewarnt. Also ließen die drei ihre hinderlichen Kapuzenmäntel fallen und zogen ihre Waffen. Leander holte mit der rechten Hand seinen Stab vom Rücken und vergewisserte sich, dass Santalion wirklich bewusstlos war, dann schlich er zielstrebig auf das Portal zu. Chada nahm sich vor, ihn bald zu fragen, wie er sich so gut orientieren konnte.

Die drei stellten sich einträchtig vor dem Tor auf, Chada in der Mitte, Leander links und Drukil rechts von ihr. Dann stieß Chada das Portal auf und sie stürmten in die Halle.

Im Gegensatz zu gestern war diesmal alles hell erleuchtet. Die Tische und Bänke waren an die Wände gerückt worden, um Platz zu schaffen. Allerdings nicht für eine harmlose Messe...

An allen Wänden des Raumes standen Mitglieder des Kultes der Drei Mächte, etwa ein Drittel davon durch entsetzliche Male, Krankheiten und Verletzungen entstellt, die anderen äußerlich relativ gewöhnlich. Sie alle trugen archaische Waffen, von einfachen Holzbalken bis hin zu Küchenmessern. Chada erkannte den riesenhaften Bag, der ein gewaltiges Stück Holz schwenkte, den zwergenhaften Vudul, ein Hackbeil haltend, das fast so lang wie sein Arm war, und die schlanke Kanuta, heute in einer blauen Robe und mit einem Langschwert, das sie unbedarft in beiden Händen hielt und das Chada eindeutig als Thorns identifizierte. Direkt gegenüber des Portals, auf dem Altar mit dem blauen Tuch, stand der Aussätzige Toras, in jeder Hand einen blitzenden Dolch. Nur der Ehrwürdige Satarus war nirgends zu entdecken, der elende Feigling!

Bei ihrem Anblick ließ Bag den Balken fallen und breitete die Arme aus, während ein Lächeln in seinem Gesicht spielte, doch Kanuta wies ihn scharf zurecht: „Nein, Bag! Das sind böse Menschen, sie werden nicht umarmt!“ Der bucklige Hüne grunzte enttäuscht und griff sich wieder seinen Balken.

„Vielleicht war es doch nicht schlau, sich das hier anzuschauen“, raunte Drukil leise, während Leander angespannt das Gesicht verzog. Chada hob ihre Dolche höher und lotste die anderen unauffällig zurück zum Portal, doch zwei Kultisten warfen die schiefen Flügel zu und der Ausweg war versperrt.

„Endlich kommt unsere Rache, jaja!“, schmatzte Toras und der erste von seinen beiden Dolchen sauste durch die Luft. Drukil schlug ihn mit seinem Schwert zur Seite. Dem zweiten Dolch auszuweichen gelang ihm nicht ganz, er hinterließ eine klaffende Wunde in seinem Oberschenkel. Drukil brüllte wütend auf und knickte ein, während Toras triumphierend schrie. In seinen Augen glänzte blanker Hass, doch die übrigen Mitglieder des Kultes wirkten nur verzweifelt, als sie auf die Helden zustürmten. Bag rührte und schwang seinen gewaltigen Balken lustlos durch die Luft und Kanuta versuchte verbissen, ihr Schwert unter Kontrolle zu halten. Es war klar, dass die meisten Kultisten keine

Kampferfahrung hatten und für den Sieg einen hohen Blutzoll bezahlen müssten.

Chada wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, diesen Kampf zu umgehen. Die Kultisten taten ihr leid und Chada würde sie nur ungerne verletzen oder töten. Doch sie durfte diesen Kampf nicht verlieren, schon allein um Thorn zu befreien!

Ehe jedoch der erste Schlag geführt wurde, öffnete sich am hinteren Ende des Saals die kleine Tür und ein kleiner Mann in einer blauen Robe trat heraus und erhob die Arme. „Haltet ein!“, rief er erbst und die Kultisten blieben ausnahmslos stehen. Auch die drei Helden ließen erleichtert die Waffen sinken. Satarus betrachtete die Helden unendlich wehmütig.

„Ich hatte gehofft, ihr würdet einfach gehen und uns vergessen. Es war eine dumme Hoffnung, aber wenn ich eines in meinem Leben gelernt habe, dann das Hoffnung immer dumm ist. Es heißt, die Hoffnung stirbt zuletzt, doch letztendlich muss auch sie sterben.“ Alle Anwesenden lauschten diesen Worten. Doch Satarus hielt sich mit seinen philosophischen Überlegungen nicht lange auf, sondern forderte die Helden unerbittlich auf: „Lasst Eure Waffen fallen! Wir wollen doch kein unnötiges Blutvergießen. Ich will, dass meine Schützlinge überleben, und Ihr wollt gewiss nicht den Tod Eures Freundes verschulden.“

Wenn Chada jetzt ihren Bogen gehabt hätte, sie hätte diesen selbstgefälligen Priester abgeschossen! Doch Audax lag weit entfernt an Bord der *Aldebaran II*, und mit ihrem Schuss hätte sie vermutlich nicht nur ihr eigenes Ende besiegt. Doch dann kam ihr eine Idee!

„Wir sind bereit friedlich wieder abzuziehen! Wir tauschen das Leben von Santalion gegen das von Thorn. Gebt ihn heraus und wir verraten Euch, wo Santalion ist.“

Satarus ballte seine Hände zur Faust, doch ehe er antworten konnte, schrie Toras wütend auf. „Nein! Ihr skrupellosen, verdammten Helden von Andor! Mögen die Drei Mächte euch verfluchen! Wo ist er? Wohin habt ihr Santa gebracht?“

Auch die anderen Kultisten waren entsetzt über die Ankündigung der Helden, ein aufgebrachtes Raunen ging durch ihre Reihen. Nur Satarus bewahrte Ruhe. „Beruhigt euch! Sie sind alle hier, keiner ist bei Santalion und könnte ihm etwas antun. Mit genug Zeit werden wir ihn finden, wenn er noch am Leben ist. Und Euch, Helden von Andor, rate ich dringendst, meinem Befehl nachzukommen. Das Leben des Kriegers steht auf Eures Messers Schneide. Lasst die Waffen fallen und ergebt Euch!“

Chada biss die Zähne zusammen. Sie sah keine Möglichkeit mehr, sich aus dieser Situation herauszuwinden. Zumindest keine, bei der Thorn überleben würde. Also öffnete sie ihre Hände und die beiden Dolche fielen klirrend zu Boden. Auch die beiden anderen legten ihre Waffen ab und Satarus nickte besänftigt. „Gut! Verbindet ihnen die Augen! Nicht bei diesem, seine eigene Augenbinde sollte wohl genügen. Und fesselt ihnen die Hände auf den Rücken und die Füße zusammen!“

Die Kultisten kamen den Anweisungen nach, die Gruppe ließ widerstandslos alles mit sich machen. Jeder von ihnen wusste, dass sie verloren hatten. Sie mussten versuchen, später zu entkommen.

Ein dunkles Tuch wickelt sich vor Chadas Augen und Fesseln wurden um ihre Füße und Hände geschlungen. Dann wurde sie von großen starken Armen sanft hochgehoben und sie vernahm ein trauriges Brummen. „Bringt sie in die Erste Kammer. Und holt auch den Krieger dorthin“, hörte sie Satarus Stimme, dann ertönte ein dumpfes Knarren und erstaunte und erfreute Rufe, als die Kultisten Santalion bemerkten, der wohl noch immer vor dem

Portal auf dem Boden lag.

Chada wurde weitergetragen und sanft auf ungemütlichen, kalten, rauen, steinernen Boden gelegt. Schwere Schritte entfernten sich und kamen kurz darauf wieder, erneut etwas ablegend. Noch zwei weitere Male wiederholte sich diese Prozedur. Zweimal! Das bedeutete, dass Thorn auch wieder bei ihnen war. Und immerhin hatte man sie nicht geknebelt, sie könnten sich also sogar unterhalten! Als mit einem lauten Schlag eine Tür zufiel und ein Riegel zugeschoben wurde, versuchte sie bereits trotz ihrer Fesseln näher zu den anderen zu kriechen.

„Thorn!“, rief sie. „Bist du hier? Wie geht es dir?“

Von Thorn kam keine Antwort zurück und Leander erwiderte: „Beruhige dich, Chada! Er ist bewusstlos, das höre ich an seinem Atem. Lass ihm ein wenig Zeit, dann kommt er schon wieder auf die Beine. Natürlich nur, wenn wir so lange überhaupt noch leben“, fügte er leise hinzu.

Chada sank das Herz unter ihren Gürtel anhand dieser mutlosen Worte. *Es heißt, die Hoffnung stirbt zuletzt, doch letztendlich muss auch sie sterben.* Wie wahr, Satarus! Sie konnten nichts sehen, hatten der Auffälligkeit wegen nicht mehr Waffen dabei als ihnen abgenommen worden waren und lagen gefesselt in einer dunklen Kammer. Chada hatte sich geirrt, sie würden nicht später entkommen können. Aus dieser Lage gab es kein Entkommen!

Späte Nacht, 21. Herbsttag 76 a.Z.

Untergassen in Werftheim, Hadrisches Meer

In der Dunkelheit verlor Chada jegliches Zeitgefühl, doch nach etwas, was sich wie eine Ewigkeit anfühlte, murrte Drukil: „Wie ist das passiert? Wieso sind wir hier, obwohl wir Santalion erwischt haben?“

Chada stockte. Tatsächlich, sie hatten Santalion enttarnt und waren trotzdem in die Falle gegangen. Der Verfluchte hätte sie augenscheinlich direkt an dem Hinterhalt vorbei geführt. Doch andererseits, wer wusste schon, was sie am Ende des Ganges erwartet hätte. Womöglich irgendeine Falle, in der sie alle ein schnelles Ende gefunden hätten, ohne ein Mitglied des Kultes in Gefahr zu bringen.

Sie teilte ihre Überlegungen den anderen mit, doch Leander widersprach: „Wozu der Hinterhalt in der Halle, wenn es eine tödliche Falle direkt nebenan gibt? Ich würde sagen, Santalion wollte, dass wir ihm widersprechen. Er wollte, dass wir genau in die Falle des Kultes laufen, und deshalb hat er sich enttarnen lassen.“

Chada überlegte kurz, kam jedoch zu dem Schluss, dass das nicht stimmen konnte. „Wenn das seine Absicht war, dann hat er sie nicht sonderlich gut erfüllt. Ich war mit meinen Nerven am Ende und hoffte, Thorn hier zu finden, also habe ich Santalion auf seine verdächtigen Verbindungen zum Kult angesprochen. Aber er hätte unmöglich planen können, dass es geschieht, genau nachdem er uns gesagt hat, dass wir die Halle meiden sollen. Etwas später und wir wären ihm in den Gang gefolgt, etwas früher und wir wären vielleicht gar nicht erst so weit gegangen. Und was hätte er uns sagen wollen, wenn du ihn nicht ohnmächtig geschlagen hättest, Drukil?“

Auf diese Frage folgte erneut eine Stille, die nur von ihren eigenen Atemzügen durchbrochen wurde. Plötzlich sagte Drukil laut: „Genug davon. Ist egal, warum wir hier sind. Wichtig ist, wie wir wegkommen!“

Chada dachte kurz angestrengt nach, doch ihr wollte nichts einfallen. „Könntest du dich nicht verwandeln, Drukil? Ich bezweifle, dass diese Fesseln das aushalten würden“, schlug Leander vor.

Drukil seufzte deprimiert. „Ich bin zu schwach. Keine Kontrolle. Wenn ich mich verwandle, töte ich euch.“

„Ich wünschte, Eara wäre hier. Sie könnte diese Fesseln mühelos zerreißen. Nun, vielleicht fällt mir noch etwas Besseres ein“, überlegte Leander.

„Ich hoffe es doch“, sagte Drukil leise. „Wenn wir wenigstens wüssten, wie es in diesem Raum aussieht!“

„Wir befinden uns in einer leeren Kammer von drei Schritt Länge und vier Schritt Breite. Die Wände sind schief, bestehen aus dem gleichen Material wie überall hier unten und es gibt nur einen Ausgang mit einer dicken und weitgehend schallisolierten Holztür“, erklärte Leander bereitwillig.

Chada verdrehte unter dem Tuch die Augen. Der alte Angeber! „Wie machst du das?“, fragte sie dann aber doch.

„Ich höre den Raum.“ Chada schweig ihn an, bis er sich erbarmte und erklärte: „Wenn ich einen Laut von mir gebe, dann kann ich hören, wie das Echo zurückkommt. Dadurch erfahre ich, in welcher Entfernung sich die Wände befinden, kann hören, aus welchem Material sie bestehen... Diese Wände hier zum Beispiel werfen ein gutes Echo, aber ein unscharfes, sie sind also aus irgendeiner Art Stein, allerdings nicht exakt zu einer glatten Wand zusammengesetzt. Von dort, wo die Holztür ist, kommt nur ein gedämpftes Echo zurück, wäre irgendwo ein Vorhang, dann könnte man von dort nichts hören.“

„Das ist Magie!“, hauchte Drukil.

Leander lachte leise. „Nein, das ist nichts Übersinnliches. Ihr könnt das auch! Ihr hört es, wenn sich eine Hand vor eurem Mund befindet, und ihr könnt auch diesen Raum hören. Ich besitze einfach mehr als ein Jahrhundert Erfahrung, ich weiß zu deuten, was ich höre. Und selbst ich gelange unter freiem Himmel an meine Grenzen. Aber dieser Ort hier ist eigentlich perfekt, es gibt keine Störgeräusche von außen und solide Steinwände. Probiert es doch auch! Schreit irgendetwas und versucht das Echo zu deuten.“

Die Zeit war wie dicker Sirup durch ein enges Stundenglas geflossen, Chada war also froh über die Abwechslung. Sie rief zusammenhanglose Worte und versuchte, daraus auf den Raum zu schließen. Doch so sehr sie es auch versuchte, alles, was sie wahrnahm, war ein undeutliches Echo aus unterschiedlichen Richtungen, das sich nicht zu einem eindeutigen Gesamtbild zusammenfügen wollte.

„Ich schaffe es nicht!“, klagte sie Leander schließlich.

„Keine Angst, wenn wir erst ein Jahrzehnt in dieser ungemütlichen Zelle verbracht haben, dann wirst du es auch können. Alles Erfahrungssache“, ermunterte er sie ironisch.

Chada versuchte halbherzig, nach ihm zu treten, doch ihre Füße trafen keinen Widerstand. Gedanklich verfluchte sie Leander. Trotz der scheuernden Fesseln, der Kälte und des rauen Bodens hatte sie ihre missliche Lage einen Augenblick vergessen können, doch nun kehrte die Ausweglosigkeit ihrer Situation unbarmherzig in ihr Bewusstsein zurück.

Drukil stieß einen besonders lauten Schrei aus und danach direkt noch einen. Doch dazwischen hatte Chada etwa vernommen, das für sie wie der erste Sonnenstrahl an einem dunklen Morgen klang.

„Thorn!“, schrie sie euphorisch. Zurück kam neben ihrem üblichen Echo auch eine

undeutliche Antwort, die eindeutig in der Stimme Thorns gelallt war. „Was?! Was willst du, Thorn?“

„Ich glaube, er hat nach Ruhe verlangt“, erwiderte Leander gelassen, doch auch er konnte die Freude nicht ganz aus seiner Stimme verbannen. Sofort verstummte Chada schuldbewusst. Nach einer Weile erklang Thorns Stimme, jetzt schon etwas deutlicher, wenn auch noch immer brüchig: „Ha... Hat einer von euch etwas Wasser?“

Vor Freude schossen Chada Tränen in die Augen. Welch widersinnige Lage! Sie lag gefesselt und mit verbundenen Augen in einer Zelle und sah einem ungewissen Schicksal entgegen, und doch weinte sie vor Freude! Natürlich konnte niemand von ihnen Thorn Wasser geben, doch er erholte sich auch so schnell wieder. Bald schon war er so weit, zu berichten, was sich zugetragen hatte, nachdem er Chada auf dem Markt zurückgelassen hatte. Außer einem belauschten Gespräch war das allerdings nichts, den Rest der Zeit hatte er wohl bewusstlos verbracht.

Auch Chada schilderte nun, begleitet von einigen einsilbigen Einwüfen Drukils, was ihnen widerfahren war. Kaum hatte sie ihre Erzählung beendet, ertönte plötzlich ein Geräusch, dass Chada zugleich hoffnungsvoll erwartet und gefürchtet hatte. Das Klicken eines Riegels, der beiseite geschoben wird und das dumpfe Knarzen einer sich öffnenden Tür...

Die Tür ihres improvisierten Kerkers schloss sich mit einem Knall wieder. Dann wurde ihr plötzlich die Binde von den Augen gerissen und ein gnadenloses Licht strahlte ihr in die grünen Augen, welche sie schnell fest zusammenkniff. Selbst durch ihre Lider hindurch fühlte Chada sich geblendet.

Sie hörte leichte Schritte, dann stöhnten auch Drukil und Thorn auf. Im nächsten Moment wurde das Licht gedimmt, vermutlich war die Blende der Laterne herabgeschoben worden.

„Jetzt wisst Ihr, wie ich mich ohne meine Gläser fühle“, sagte Santalion leise. Aus seiner Stimme klang kein Rachedurst, doch sie wusste, was Thorn mitangehört hatte. Langsam öffnete sie ein Auge und selbst der schmale Lichtschein der Laterne strahlte noch heller als die Sonne.

„Ich hoffe, Ihr könnt die Unannehmlichkeiten entschuldigen, die Ihr in dieser Nacht zu erleiden hattet. Ich bedaure, was geschehen ist, aber es hätte schlimmer kommen können.“

Jetzt konnte Chada endlich ein wenig erkennen. Vor allem Santalion, der wegen seiner hellen Haut deutlicher zu sehen war als jeder andere. An seinem linken Auge bemerkte sie mit einer gewissen Genugtuung etwas, das wie eine Augenklappe wirkte, allerdings wohl eher dazu diente, die zerbrochene Scheibe zu ersetzen.

„Du kannst uns nicht länger zum Narren halten, Santalion!“, rief Thorn brüchig. Santalion seufzte schwer. „Ich konnte Euch leider weniger lange zum Narren halten, als ich es mir gewünscht hätte. Ich gestehe, ich habe Euch unterschätzt.“

„Und nun? Willst du deine Rache beenden und uns deinen unheiligen Göttern opfern?“, fragte Leander spöttisch.

Plötzlich heulte Santalion auf: „Ihr verdammten Narren! Ihr habt nichts verstanden! Ich wollte niemals Rache, und Menschenopfer gibt es in diesem Kult seit Jahrhunderten nicht mehr! Oh, warum konntet Ihr nicht ein klein wenig dümmer sein? Warum konntet Ihr mir nicht einfach in den Gang folgen?!“

Drukil lachte kalt. „Ha! Wir waren schlauer als du! Zu deinem Pech sind wir dir nicht ins Verderben gefolgt.“

„Nein, zu *Eurem* Pech!“, rief Santalion aufbrausend. „Wäret Ihr mir gefolgt, dann wäret Ihr in eine Kammer gekommen, in der Euch das erwartet hätte, was Ihr hier wolltet. Aber stattdessen seid Ihr genau in die Falle getappt, von der ich Euch fernhalten wollte.“

„Und die du zufälligerweise selbst installiert hast“, ergänzte Thorn gehässig. Um seinen Kopf und seine linke Hand schlangen sich je ein dicker Verband, beide blutverschmiert, und mit einem Mal hasste Chada Santalion noch mehr. „Denkst du, ich hätte vergessen, was du gesagt hast?“

Santalion setzte sich schwer auf den kalten Boden und blickte die gefesselten Helden verzweifelt an. Beinahe hätte Chada ihm geglaubt, aber sie wusste, dass er gut schauspielern konnte. Schließlich erhob sich Santalion wieder und ging neben Leander in die Hocke. Er nahm die blaue Hand in seine weißen. „Jetzt wirst du jede Lüge spüren, die ich spreche“, erklärte er feierlich, aber Leander schüttelte belustigt den Kopf.

„Das war gelogen!“, gab er zu. „Ich besitze diese Fähigkeit nicht. Ich habe von so etwas auch noch nie gehört. Ich wollte dich nur testen. Deine Reaktion hat dich verraten.“

Chada war nicht überrascht, sie hatte es schon damals gewusst. Santalion aber zog seine Hand zurück, als hätte er sich verbrannt, und krümmte sich zusammen. Er zuckte, und Chada wurde nicht klar, ob er ein Lachen oder ein Weinen unterdrückte. Vielleicht auch beides.

„Also gut“, sagte Santalion schließlich erstaunlich ruhig. „Dann werden ihr mir wohl einfach so glauben müssen.“ Er stand auf und tigerte in der Kammer umher, die tatsächlich aussah wie von Leander beschrieben.

„Alles begann am Tag meiner Geburt. Ich bin, wie ihr sicher bemerkt habt, ein Verfluchter. Wir werden in der Regel direkt ausgesetzt oder ermordet, denn es heißt, in unseren Augen brennt das dämonische Feuer.“

Chada unterbrach ihn. „Wer behauptet das? Jeder Priester würde widersprechen!“

Santalion lächelte sie traurig an. „Du musst doch inzwischen gelernt haben, dass Priester ebenso wie alle Menschen zu Taten fähig sind, die du dir nicht vorstellen möchtest. Außerdem besteht ein großer Unterschied zwischen dem, was die Priester predigen und dem, was das Volk glaubt. Deshalb werden Verfluchte nach ihrer Geburt getötet. Doch meine Eltern sind nicht wie die meisten anderen. Sie weigerten sich, ihr kleines, unschuldiges Kind zu ermorden. Ihre Liebe war größer als ihre Furcht. Durch meine Existenz haben Mertos und Cera die ihre verloren. Der Hass der anderen Menschen war so groß, dass sie ihre Heimat verlassen und sich in Werftheim ansiedeln mussten.“

Santalion blieb stehen und auch wenn die rote Iris im Halbdunkel nicht hinter dem grünen Glas zu erkennen war, war Chada sich sicher, dass er seine Zuhörer fest fixierte.

„Hier wurden sie fast schon automatisch Mitglieder im Kult der Drei Mächte. Dieser Kult ist wegen der vielen Mitglieder, die als absonderlich gelten, der einzige Ort, an dem man man selbst sein kann und nicht nur ein Verfluchter oder ein Aussätziger. Ein Jahr nach meiner Geburt gaben mir meine Eltern den Namen Santa-Lion, nach dem Heiligen Schwert, das die Welt ordnet. Aufgrund der schlechten Erfahrungen, die sie gemacht hatte, wurde ich hier unten aufgezogen. Hier konnte ich mit anderen Kindern spielen, ohne ausgegrenzt oder gehänselt zu werden. Ich konnte mit Kindern spielen, denen anderswo das Gleiche widerfahren wäre. Die Dunkelheit tat meinen empfindlichen Augen gut und ich wurde hier Demut und Hilfsbereitschaft gelehrt. Der Ehrwürdige Satarus, schon damals der Hohepriester, bemerkte meine Begabungen und förderte sie.

Satarus ist der Mörtel, der diesen Kult zusammenhält. Er ist in Werftheim ein

angesehener Bürger, der seinen Wohlstand einzig darauf verwendet, die Menschen zu versorgen, die von niemandem sonst als solche angesehen werden. Er verbringt die Hälfte seiner Zeit hier unten und die andere Hälfte in der Halle der Hafenmeister. Er lehrte mich Lesen und Rechnen und er hörte auch von den Augengläsern, durch die ein Mensch die Welt schärfer wahrnehmen kann. Es war seine Idee, dass man die Welt vielleicht auch dunkler anstatt schärfer machen könnte, er schickte seine Vorschläge zu den Silberzwerge und ließ meine ersten Gläser anfertigen. So konnte ich die Welt dunkler sehen und zugleich meine auffälligen Augen verbergen.“

Santalion war ein guter Erzähler. Das hatte Chada schon in der *Fröhlichen Nixe* bemerkt, als er von seinen Erlebnissen in der Nacht mit dem Schwarzen Herold berichtet hatte, doch jetzt lief er zu wahrer Höchstform auf und so spürte Chada, wie seine Worte sie ebenso fesselten wie die Stricke um ihre Gelenke.

„Also wurde die Bestie, die ich als Verfluchter nun einmal bin, auf die Welt losgelassen. Und es stellte sich heraus, dass ich gar keine Bestie war, sondern nur ein Junge, der sein wollte wie alle anderen auch. Da ich bisher fast mein gesamtes Leben hier unten verbracht hatte, kannte ich jedes Mitglied des Kultes und half ihnen, wo immer ich konnte. Zusammen mit meinen Eltern baute ich ein neues Geschäft auf, das einigermaßen lief. Zu dieser Zeit war ich fünf Jahre alt. Doch in der Zwischenzeit war etwas geschehen: Meine Mutter Cera, von der Gemeinschaft, die hier unten entstanden war, immer faszinierter und immer mehr von der Welt und ihrer Grausamkeit angeekelt, fand hier unten Erfüllung. Und sie begann zu glauben. Nicht nur sporadisch, wie die meisten hier unten, sondern so fest und echt wie ansonsten höchstens Toras. Als meine Schwester geboren wurde, bestand sie darauf, ihr einen Namen zu geben, der nicht mehr so unverfänglich war wie Santalion, sondern der ihre Verehrung angemessen zum Ausdruck brachte: Kmar-Foria, Meeresmacht, nach den drei Mächten des Meeres, zu denen sie betete.“

Ein trauriges Lächeln machte sich auf Santalions blassen Lippen breit und Chada ahnte intuitiv, dass es nicht gespielt war.

„Jahre vergingen. Wir hatten inzwischen ein eigenes Haus, aber noch immer kehrten wir oft hierher zurück. Es waren glückliche Jahre. Bis eines schönen Tages vor vier Jahren Ihr in den Norden kamt. Ihr habt großartiges getan und auch den Niedersten geholfen. Im Kult erntet Ihr große Sympathien. Doch eines Tages zogt Ihr in den Kampf gegen Oktohan, den König der Tiefe. Und das Unmögliche geschah: Ihr besiegtet ihn! Ihr habt eine unserer Gottheiten getötet! Meine Mutter hasste Euch dafür, doch die meisten hier waren eher erleichtert. Eine Wesenheit weniger, die unsere wenigen Freunde und Verwandten bedrohen konnte. Dass wir zuvor noch zu diesem Monster gebetet hatten, kümmerte uns wenig. Doch wir wurden schnell eines Besseren belehrt: Denn mit dem Tod Oktohans verschwand in der Bevölkerung die Furcht vor den Mächten des Meeres und ihnen fiel ein, dass es doch diesen schönen Kult gab, der zu Wesen betete, die offensichtlich doch keine Götter sein konnten, denn sie waren ja sterblich. Der Schutz, den wir durch die Angst vor den Mächten des Meeres erhalten hatten, erlosch. Und wir wurden wieder zu dem, was wir schon immer waren: Zu Sündenböcken! Denn an allem Übel in der Welt ist man niemals selber Schuld, sondern immer ein anderer. Und je größer die Andersartigkeit, desto besser.“

Chada schluckte schwer. Sie wusste, dass Santalion mit seinem Pessimismus nicht ganz Unrecht hatte. All das Leid, das die Menschen hier unten bereits erlebt hatten, stützte seine Worte.

„Die Übergriffe häuften sich, die Feindschaft wuchs. Wir waren schon immer ein

Geheimkult, niemand außer den Mitgliedern unseres Kultes wusste, wer genau wirklich zu uns gehörte. Aber es gab Gerüchte, und insbesondere um meine Familie häuften sich diese Gerüchte. Schließlich mussten wir den Kult verlassen und uns offen von ihm distanzieren. Etlichen anderen ging es ebenso wie uns und der Kult der Drei Mächte schrumpfte binnen eines Mondes auf einen Bruchteil seiner alten Größe zusammen. Meiner Mutter brach es das Herz. Cera wurde verbittert, doch noch immer liebte sie uns, daher stimmte sie unserem Austritt zu. Doch das war noch nicht das Ende.“

Santalions Stimme bebte und seine Gesten wurden noch ausfallender.

„Nach einiger Zeit, nach dem Angriff der Schwarzen Kogge, wurde Stinner zum Anführer der Menschen des Hadrishen Meeres. Wir verspürten wieder Hoffnung. Wir glaubten, jetzt könnte es mit unserem Kult wieder aufwärts gehen. Denn Stinner war dafür bekannt, dass für ihn alle Menschen Menschen waren, unabhängig von ihrem Äußeren. Doch wir haben uns geirrt. Stinner war das Schlimmste, was dem Kult der Drei Mächte passieren konnte!“

Thorn beehrte auf. „Das stimmt nicht!“, rief er schwach. „Stinner ist genau so, wie du ihn am Anfang beschrieben hast. Er achtet jeden Menschen.“

Santalion zog seine Augengläser herunter und steckte das Tuch weg. Seine Augen funkelten bedrohlich und er setzte seine Geschichte fort: „Ihr habt vollkommen recht, Thorn. Er ist genau so. Aber er ist noch etwas anderes: Er ist voller Hass. Doch dieser Hass richtete sich nicht gegen uns Kultisten, das wären wir gewohnt. Doch nein, er bemitleidet uns arme, fanatische Narren, die ohne Sinn und Verstand zu falschen Götzen beten. Sein Hass richtet sich gegen die Mächte des Meeres und den Kult als solchen. Er hält uns für so schlimm, wie wir in den unzähligen Schauernmärchen dargestellt werden. Und er richtete sein ganzes Streben darauf, den Kult der Drei Mächte zu zerschlagen, nicht aus Bosheit, sondern aus Unwissen. Er lässt uns für unseren Glauben gnadenlos verfolgen, unterdrücken und hinrichten. Dabei sind die meisten Mitglieder des Kultes nicht einmal wirklich religiös.“

In Chada regte sich ein schwacher Protest. Santalion stellte die Tatsachen falsch dar! „Einer der Propheten verbietet es ausdrücklich, Andersgläubige für ihre sogenannte Ketzerei zu strafen. Noch niemals wurde in einem Land, das zu Mutter Natur betete, jemand seines Glaubens wegen hingerichtet.“

Santalion lachte bitter. „Das kommt ganz darauf an, wie man es betrachtet. Denn offiziell lautet der Grund für eine Hinrichtung niemals Ketzerei, sondern Rebellion, Hochverrat oder Mitgliedschaft in einer verbotenen Vereinigung. Für den Liquidierten ändert das allerdings nichts. Plötzlich mussten wir wieder in Furcht leben, denn Cera konnte nicht davon lassen, heimlich zu den Mächten des Meeres zu beten. Wir beschlossen, unsere Besitztümer in Werftheim zu verkaufen und in Stinners Nähe zu ziehen, in der Hoffnung, dass er nach den Ketzern nicht direkt vor der eigenen Haustür suchen würde. Doch unser Leben ist nicht mehr wie früher. Die alten Zeiten sind vergangen. Schon zum zweiten Mal hat meine Familie alles verloren. Wir waren gezwungen, unsere alten Freunde hinter uns zu lassen. Und das... ist meine Schuld. Meinetwegen mussten Mertos und Cera ihre alte Heimat nach meiner Geburt verlassen. Meinetwegen mussten sie Jahre ihres Lebens in diesem dunklen Keller verbringen. Meinetwegen wurde meine Familie in diesen Kult getrieben. Meinetwegen ist meine Mutter heute voller Trauer und Hass. Meinetwegen müssen meine Eltern und meine Schwester in ständiger Furcht leben, entdeckt zu werden. Doch ich habe vor, meine Schuld zu begleichen.“ Tränen rannen Santalions bleiche Wangen herab. Mit

einem metallischen Schaben zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und sah die Helden bedeutungsvoll an.

„Nein, Santalion!“, rief Thorn und Drukil schnaubte bestätigend. Chada erkannte, dass durch den Schnitt im Oberschenkel des Gestaltwandlers, den Toras' Wurfdolch ihm beigebracht hatte, bedenklich viel Blut geflossen war. Doch das war jetzt wohl ihre geringste Sorge...

„Mit unserem Tod wirst du deiner Familie auch nicht helfen“, fuhr Thorn fort, noch immer geschwächt durch seine Verletzungen. „Wir haben Oktohan erschlagen, aber der Tod dieses Untiers kann für dich doch kein Grund sein, uns zu meucheln.“

Durch den Tränenschleier blickten Santalions rote Augen auf den Dolch und eine Augenbraue wanderte in die Höhe, eine schrecklich vertraute Bewegung. „Ihr habt noch immer nichts begriffen! Ich hatte niemals vor, Euch ein Leid zuzufügen. Als ich die Botschaft des Schwarzen Heroldes vernahm, da mischten sich in mir Furcht und Hoffnung. Furcht vor den unheilvollen Ankündigungen und Hoffnung, endlich etwas unternehmen zu können. Ich überbrachte die Worte des Herolds an Stinner. Ich überzeugte ihn, einen Falken zu schicken, mit dem er Euch persönlich zu sich rief. Denn es war allgemein bekannt, dass ihr, ebenso wie Stinner, selbst die Geringsten hoch schätzt, dass die Bedrohten von Euch Beistand erhalten. Und Ihr wart Freunde von Stinner. Es war klar, dass Ihr den Tempel des Meeres suchen würdet. Und ich wollte Euch dafür direkt in den Kult bringen, damit Ihr alles mit eigenen Augen sehen könntet. Wenn Ihr bemerken würdet, dass wir keine verblendete Gemeinschaft von Fanatikern sind, sondern nur eine Gruppe von unterschiedlichsten Menschen, die in Frieden leben wollen und wenn Ihr Stinner das sagen würdet, würde er dann nicht von seinen Repressionen gegen den Kult absehen? Würde er uns nicht vielleicht sogar zulassen?“

Chada spürte, wie ihr Herz sich zusammenzog. War es so einfach? War das wirklich sein ganzer Plan gewesen, oder spielte er ihnen nur wieder etwas vor? Doch wozu? Sie befanden sich in seiner Gewalt, er könnte tun, was immer er wollte. Er hatte es nicht länger nötig, sie anzulügen. Santalion hatte recht, sie waren wirklich Narren gewesen. Er hatte sie belogen, doch er hatte nichts Böses im Sinn gehabt. All die Feinde, die sie bisher gehabt hatten, ließen den Gedanken, jemand könnte ihnen die Wahrheit vorenthalten, ohne ihnen schaden zu wollen, gar nicht mehr zu. Warum hatte er ihnen nicht einfach von Beginn an die Wahrheit gesagt?

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, fuhr Santalion fort: „Als Ihr ankamt, fürchtete ich zuerst, mein Plan sei zum Scheitern verurteilt. Ihr wart von Vorurteilen ebenso verseucht wie jeder andere, ihr hattet nicht das geringste Verständnis für den Kult. Ich wusste, nur, wenn Ihr den Kult selbst erlebt, könnte sich das ändern. Dennoch gab es drei Probleme: Erstens wurdet Ihr erkannt. Dass ich Toras klargemacht hatte, dass ich so tun wollte, als sei ich neu im Kult, hatte natürlich zu viel Neugierde geführt. Leanders blaue Haut war selbst hier unten zu auffällig, also rief Toras mich am nächsten Tag zu sich. Ich konnte Eure Identität nicht mehr leugnen, ich musste improvisieren. Ich ließ den Kult eine Falle stellen, in der eben jener Priester, der Eure Fragen beantworten könnte, in einem gesonderten Raum wäre, der auch durch einen zweiten Gang zu erreichen ist. Das zweite Problem war ein etwas zu neugieriger Krieger.“

Santalion lächelte Thorn besänftigend an. Chada sah ihn unter dem großen Verband um seinen Schädel die Augen niederschlagen.

„Natürlich belauschte Thorn ausgerechnet den Teil mit der Falle und ließ sich auch nicht

mehr besänftigen. Doch dann gelang es, Thorn lebend zu fangen, wenn auch leider verletzt. Aber immerhin bot das sogleich einen Grund für den Ehrwürdigen Satarus, in einem abgetrennten Raum zu bleiben. Das dritte Problem war, dass Ihr mich etwas zu früh enttarnt habt. Nachdem Thorn das Gespräch belauscht hatte, war klar, dass ich nicht, wie anfänglich geplant, für immer so tun könnte, als sei ich zusammen mit Euch dem Kult zum ersten Mal begegnet. Also wollte ich Euch aufklären, sobald ihr Thorn befreit und von Satarus die gewünschte Information erhalten hättet. Doch Ihr seid auch so darauf gekommen. Leider etwas zu früh... Den Rest kennt Ihr“, schloss Santalion und plötzlich tat es Chada leid, dass sein Augenglas zerbrochen war.

„Wir kennen noch nicht den ganzen Rest“, entgegnete Leander. „Eines hast du noch nicht verraten, nämlich, wie es jetzt weitergeht. Was hast du mit uns vor?“

Santalion hob den Dolch. „Es gibt nur eine Möglichkeit“, sagt er und trat vor Leander. Dann stieß er zu.

Entsetzt schrie Chada auf. Doch Leander bekam entweder nichts vom Dolchstoß mit oder hatte Santalions Absicht schneller verstanden, jedenfalls bewegte er sich nicht. Santalion durchtrennte die Fesseln um die blauen Handgelenke mit beachtlicher Präzision, anschließend zerschnitt er auch die Stricke um die Füße des Sehers. Das gleiche wiederholte er bei den anderen Helden. Chadas Hände prickelten unangenehm, als das Blut wieder hineinschoss, ihre Handgelenke waren aufgeschürft.

„Bitte!“, wandte Santalion sich an die ehemaligen Gefangenen. „Ihr habt diesen Kult erlebt, Ihr habt möglicherweise nicht die besten Erfahrungen gemacht, doch verratet ihn nicht an Stinner. Denkt darüber nach, ob Ihr ihn nicht doch lieber davon überzeugen wollt, den Kult der Drei Mächte nicht länger zu verfolgen.“

Chada dachte an den rachsüchtigen Toras, dessen Dolche sowohl Thorn als auch Drukil verwundet hatten. Sie dachte an die alte Cera, deren Hass die Helden von Andor noch immer begleitete. Sie dachte an den grausamen Oktohan, an die Geschichten, die sie über die anderen Mächte des Meeres gehört hatte. Doch sie wusste, dass auch Gläubige von anderen Religionen zu schlimmen Taten fähig waren. Sie wusste, dass all die armen ausgestoßenen Kultisten sich hier unten eine Gemeinschaft aufgebaut hatten, in der es deutlich humaner zuging als draußen in den Gassen. „Wir versprechen gar nichts!“, antwortete sie leise.

Drukil trat zu Santalion und einen Moment fürchtete Chada, er wolle sich für den Dolch rächen, den er von Toras in sein Bein bekommen hatte, doch er sah ihn nur zweifelnd an und fragte: „Wo sind die anderen? Was machen sie?“

„Vor der Tür sind zwei Wachtposten, aber die stellen für Euch doch sicher kein Problem dar“, berichtete Santalion. „Die übrigen versuchen sich zu einigen, was sie mit Euch tun wollen. Wir sollten von hier verschwinden, ehe sie zu einem Entschluss kommen.“

Im schwachen Schein der Lampe konnte Chada sehen, wie Thorn seinen bandagierten Kopf schüttelte. „Wir brauchen noch Informationen über den Tempel des Meeres.“

Santalions rote Augen huschten zweifelnd über seine Gestalt. „Macht Euch nicht lächerlich. Schaut Euch doch an, zwei von Euch sind verletzt, Ihr seid unbewaffnet und der Kult ist in Alarmbereitschaft. Ihr könnt froh sein, wenn Ihr von hier entkommen könnt.“

Chada nickte. „Es sieht wohl so aus. Lasst uns abhauen.“

Vor der Tür standen Kanuta und Vudun, sie trug Thorns Schwert am Gürtel, er hielt Leanders Stab, was urkomisch aussah, da der Zwergenwüchsige nur etwa halb so groß war wie der Stock des Sehers. Bei ihrem Auftauchen rissen beide panisch die Augen auf. Kanuta versuchte das Schwert aus Thorns Scheide zu ziehen, doch da war Chada schon bei ihr, rammte ihren Ellenbogen in den Bauch ihrer Kontrahentin und presste ihr die Hand auf den Mund.

Vudul fuchtelte mit dem viel zu langen Stab unbeholfen in der Luft herum, um die Helden auf Abstand zu halten. Als er Santalion erblickte, stockte er und rief: „Lauf! Warne die anderen!“

Diesen Moment nutzte Leander, um ihm seinen Stab zu entwenden. Vudul versuchte, ihn zu behalten, im nächsten Moment wurde Chada dadurch abgelenkt, dass Kanuta sich aus ihrem Griff zu befreien versuchte. Doch die Frau besaß keine Kampferfahrung und erstarrte endgültig, als Santalion vortrat, um Vudul überraschend seinen Dolch an den Hals zu halten.

„Santa! Was soll das? Was hat das zu bedeuten?“, fragte er, noch zu erstaunt, um sich verraten zu fühlen.

„Es tut mir Leid, Vudul. Aber ihr hättet sie getötet, um nicht von ihnen an Stinner verraten zu werden. Doch bedenke nur, welche Folgen das hätte: Sie sind Stinners Freunde. Er weiß, dass sie nach uns suchten, wenn sie von dieser Suche nicht zurückkehren, was würde er wohl tun? Er würde noch entschiedener gegen uns vorgehen! Was er dem Kult bisher angetan hat ist nichts im Vergleich zu dem, was er noch tun könnte. Es ist nicht garantiert, dass sie uns nicht verraten werden, doch wenn wir sie töten, dann ist unser Ende trotzdem sicher.“

Chada begriff nun endlich, was hinter Santalions scheinbarer Großherzigkeit steckte. Er hatte sie nicht um ihrer selbst Willen befreit, das war klar. Doch bisher war Chada davon ausgegangen, es ginge ihm um die Chance, sie könnten Stinner in seinem Kampf gegen den Kult der Drei Mächte umstimmen. Aber Santalion hatte vollkommen recht, Stinner bedeuteten Freundschaft und Ehre sehr viel. Er würde sich verpflichtet fühlen, Rache zu üben, um ihren Tod wiedergutzumachen, um wenigstens ihre Mörder noch der Gerechtigkeit zuzuführen. *Wenn einer von uns hier unten stirbt, dann ist jegliche Hoffnung auf Überleben für den Kult verschwunden*, wurde Chada klar.

Santalion wartete Vuduls Antwort nicht ab, sondern schlug ihn mit dem Knauf des Dolches gegen die Schläfe, sodass der kleine Mann die Augen verdrehte und zusammenbrach, ehe er wusste, wie ihm geschah.

In diesem Moment unternahm Kanuta einen erneuten Versuch, zu entkommen. Sie biss Chada in die Hand und entriss sich ihr. Ihre blaue Robe flatterte und Chada fragte sich, ob sie eine weitere Priesterin des Kultes war. Sie versuchte, den Gang hinunter zur großen Halle zu laufen, doch Leander streckte geistesgegenwärtig seinen Stab aus und Kanuta stolperte darüber. Ehe sie sich auch nur umdrehen konnte, sauste das knotige Ende des Stabes zielgenau auf ihren Kopf zu und schlug sie bewusstlos.

Thorn gürtete zufrieden sein Schwert und Leander zog seinen Stab wieder auf den Rücken. Chada fand sich damit ab, dass ihre Dolche ebenso zurückbleiben würden wie Drukils Schwert.

Es stellte sich heraus, dass der Raum, in dem sie auf so unfreundliche Weise untergebracht worden waren, nicht grundlos die Erste Kammer genannt worden war. Sie war, wenn man von außen kam, die erste vom Hauptgang abzweigende und lag deshalb am nächsten am Ausgang. Dass der Kult seine Gefangenen ausgerechnet dort eingekerkert

hatte, wo es zur Flucht nur noch ein kleiner Schritt war, zeigte, wie unerfahren seine Mitglieder in diesen Dingen waren. Die Helden von Andor machten sich eilig auf den Weg, das Heiligtum zu verlassen.

Sie waren noch keine drei Schritte weit gekommen, als hinter ihnen ein zorniger Aufschrei ertönte. Wie auf Kommando blieben Chada, Thorn, Leander und Drukil stehen, auch Santalion erstarrte. Die Kultisten waren am anderen Ende des Ganges erschienen, Toras an der Spitze.

„Nein!“, brüllte er hasserfüllt. „Sie sind entkommen! Sie haben Santalion in ihrer Gewalt! Lasst ihn gehen, Helden von Andor!“

Auch Satarus erschien. Als er erkannte, dass seine Gefangenen tatsächlich ausgebrochen waren, erbleichte er. „Lasst sie nicht entkommen!“, rief der Ehrwürdige verzweifelt. „Sie dürfen diesen Ort nicht verlassen, sonst wird Stinner uns alle ermorden lassen!“

Am liebsten hätte Chada vor Frust aufgeschrien. Dieser gütige, kluge, offene Mann, den Santalion beschrieben hatte, entpuppte sich in dieser Situation als Narr! War er nicht imstande zu erkennen, dass die Helden wegen einer harmlosen Information hergekommen waren, nicht aufgrund von Stiners Verfolgung? Wenn sie nur kurz reden könnten, ließe sich vielleicht sogar alles aufklären. Doch diese Gelegenheit bekamen die Helden nicht, denn schon rannten, humpelten und hüpfen alle Kultisten nach vorne, Verzweiflung in ihren Gesichtern. Sie waren überzeugt, die Helden würden sie an Stinner ausliefern und es schien unmöglich, sie davon abzubringen. Ganz vorne war der riesige, bucklige, gutmütige Bag, ein unglückliches Gesicht ziehend, direkt dahinter Toras, erneut einen Wurf dolch in jeder Hand.

„Verdammt, warum jetzt schon?! Flieht!“, flüsterte Santalion und die Helden von Andor rannten davon. Die Nacht in der Zelle hatte Chadas Muskeln steif werden lassen, Thorn und Drukil waren verwundet und Leander konnte ihren Weg nicht sehen und bei dieser Masse an Geräuschen wohl auch nicht hören. Dennoch konnten ihre Verfolger den Vorsprung nur langsam schließen. Santalion rannte neben ihnen her, die übrigen Mitglieder des Kultes dachten wahrscheinlich, er verfolge sie ebenfalls.

Endlich erschien vor Chada der Raum mit der Leiter. Drukil kletterte als erster empor, gefolgt von Thorn, der dabei leicht schwankte. Dann folgte Leander und Chada, die noch immer unten wartete, erkannte erleichtert, dass sie es alle schaffen würden. Sie blickte nach oben und erklimmte die ersten Sprossen, als plötzlich Thorns entsetzter Schrei erscholl: „Chada! Nein!“ Sie blickte überrascht zurück. Zu spät.

Auch Toras hatte erkannt, dass die ihm so verhassten Helden entkommen würden. Santalion unternahm aus irgendwelchen Gründen keinen Versuch sie aufzuhalten, das hieß, sie würden diesen Ort lebendig verlassen können! Sie würden den Kult der Drei Mächte an Stinner verraten, sie würden den Glauben an die göttlichen Mächte des Meeres auslöschen! Das durfte nicht geschehen! Sie aufzuhalten war er sich selbst schuldig, seinen Freunden im Kult und den Drei Mächten. Doch er wusste, dass die sogenannten Helden in gewisser Weise seinem heiligen Kult nicht unähnlich waren. Auch sie achteten aufeinander, ließen niemanden zurück. Und das war ihre Schwäche. Wenn auch nur einer von ihnen fiel, würden die anderen bleiben. Und dadurch könnte man sie noch aufhalten! Sie waren zu weit entfernt, um sie noch einzuholen. blieb nur eine letzte Möglichkeit: Toras hob seinen Arm und warf den Dolch.

Es war ein perfekter Wurf. Der Dolch beschrieb einen silbernen Bogen durch die Luft, rotierte elegant um die eigene Achse und flog rasend schnell auf die letzte Heldin zu, die noch immer an der Leiter hing. Die Entfernung war größer als alles, was Toras je geschafft hatte. Er wusste, der Segen seiner Götter lag auf der Waffe. Sie war wunderschön, alles an ihr war makellos. Der kleine silberne Wurfdolch war wie eine Naturgewalt, ein silberner Blitz, der sich genau in sein Ziel bohren würde: Das Herz der grün gewandeten Gestalt. Der Krieger im blauen Umhang, der schon seine Erfahrung mit einem von Toras' Wurfdolchen gemacht hatte, schrie etwas. Er streckte unendlich langsam seinen Arm herab, um seine Kampfgefährtin aus der Flugbahn zu stoßen. Er würde es nicht ansatzweise schaffen. Toras' Triumph stand bevor.

Schwimm wie ein Fisch, lauf wie ein Hirsch, spring wie ein Hase, kämpfe wie ein Bär, lautete eine Weisheit der Bewahrer. Chada hatte sich immer darüber gewundert, schließlich war ein Hirsch zu deutlich weiteren Sprüngen imstande als ein Hase, während ein Feldhase einen Menschen im Wettlauf durch dichtes Unterholz ebenso mühelos abhängen konnte wie ein Hirsch. Doch jetzt hätte Chada selbst der Hopser eines Hamsters genügt, um aus der Bahn des Dolches zu gelangen. Aber als sie das silberne Schimmern in der Luft als das identifizierte, was es war, war es schon lange zu spät. Sie hatte im Laufe der Jahre gute Reflexe erworben, doch all das nützte ihr nichts, denn der Dolch war zu schnell, zu scharf, zu tödlich.

Um den Sprung, den er bewältigte, hätte Santalion sogar ein Hirsch beneidet. Eben noch stand er einige Schritte entfernt, im nächsten Moment war er bereits genau dort, wo auch der Dolch war. Und der Dolch, der sich mit absoluter Sicherheit in Chadas Herz gebohrt hätte, fand ein anderes Ziel. Santalion sackte zusammen und keuchte, dann spürte Chada von oben einen Stoß und sie fiel von der Leiter. Thorns Versuch, sie zu retten, kam deutlich zu spät. Chada prallte hart auf dem steinernen Boden auf, doch sie spürte es kaum. Sie kroch zu der Stelle auf dem Boden, an der der verwundete Santalion lag. *Er hat eine ganze Reihe Rippen, an denen so ein Dolch abprallen kann*, sagte sie sich, doch sie wusste, dass der Dolch eine solche Kraft aufgebaut hatte, dass er auch Rippen durchschlagen könnte. Aber dennoch, es gab Stellen, in die ein Dolch sich bohren könnte, ohne direkt tödlich zu sein. Sie hatte von Reka die Kunst des Heilens gelernt, auch Leander war darin bewandert und Satarus, der Priester des Kultes.

Dann war Chada da und drehte Santalion auf den Rücken. Der Dolch hatte sich in die Brust genau zwischen zwei Rippen geschoben, knapp links der Mitte. Chada hatte schon öfter getötet als geheilt, sie wusste, wo bei einem Menschen das Herz lag. Und Santalion war ein Mensch. Kein Monstrum, keine Bestie, kein Verräter, kein Verfluchter. Ansonsten hätte vielleicht noch Hoffnung auf Heilung bestanden, doch so kam jede Hilfe zu spät.

Toras erstarrte genau im Türeingang. Er versperrte den Durchgang für die anderen, doch das war egal. Vor ihm kniete die Frau in grün auf dem Boden, unter ihr eine schmerzlich vertraute Gestalt mit bleichem Haar und roten Augen. Santalion lag am Boden, und sein, Toras', Dolch steckte in der Brust. Der Dolch, der doch für die andere bestimmt gewesen war. Der Dolch, der das falsche Ziel gefunden hatte. Toras war Söldner gewesen,

schon oft hatte er mit seinen Dolchen getötet. Niemals hatte er es bereut, doch dieses eine Mal wünschte er, er könnte seinen Wurf ungeschehen machen. Er spürte, wie ein gutturaler Ton sich seiner Kehle entrang. Tränen liefen über die roten Pusteln auf seinen Wangen. Dieser Dolch war von den Drei Mächten nicht gesegnet, sondern verflucht gewesen! Toras hob seinen zweiten Dolch. Die Frau in grün kniete vor ihm, beachtete ihn gar nicht. Auch sie war ergriffen von Santalions Opfer, das Toras noch immer nicht verstand.

Ein einziges Mal noch würde Toras töten, das wusste er jetzt. Danach nie wieder. Die grüne Gestalt kniete bewegungslos vor ihm. Warum nur hatte Santalion sich für diese wertlose Gottesmörderin geopfert? Toras hatte nicht vor, es zu erfahren. Er würde den Willen seines Freundes akzeptieren. Sein blanker Dolch hob sich und bohrte sich tief in seine eigene Brust. Das war der letzte Mord, den Toras begehen wollte.

Das Blut, das sich über Santalions Mantel ergoss, war so rot wie seine Augen. Santalion verzerrte das Gesicht vor Schmerz, doch als er Chada erkannte, die über ihm kniete, lächelte er fast. Mühevoll glitten seine weißen Finger in eine Tasche und zogen die Augengläser heraus. Das linke Glas war noch immer zerbrochen und sie waren von Blut bedeckt, doch Santalion streckte ihr sie entgegen. Chada war klar, dass er wollte, dass seine Familie von seinem Tod erfuhr. Sie ergriff die Gläser vorsichtig und schluchzte auf. Dann blickte sie erneut in diese roten Augen und sah die unausgesprochene Bitte darin. *Überzeuge Stinner und rette den Kult!* Chada beugte sich herab und hauchte Santalion etwas ins Ohr. „Ich verspreche es.“ Drei kleine Worte nur, doch das Flehen in seinem Blick verwandelte sich in Erleichterung. „Meine Schuld ... beglichen“, flüsterte er kaum hörbar.

Dann starb Santalion Bantor, Sohn des Mertos Bantor. Der tapfere, selbstlose, junge Mann, der nicht immer ehrlich zu ihnen gewesen war, aber niemals schlecht. Und sie war Schuld an seinem Tod. Ihre Unbeherrschtheit, ihre impulsive Art. Sie hatte Santalion enttarnt, ehe er sie genau dorthin führen konnte, wo sie Thorn und Satarus vorgefunden hätten. Ohne diese Tat wäre der Plan nicht so entsetzlich schiefgegangen. Sie hatte Santalion ermordet. *Bringt Santa heil nach Hause, hört ihr?* Kmarforias Stimme schien zwischen den Wänden ihres Kopfes widerzuhallen, bis ihr Schädel bersten wollte.

Wenn einer von uns hier unten stirbt, dann ist jegliche Hoffnung auf Überleben für den Kult verschwunden. Niemals hatte Chada ihre eigenen Gedanken mehr gehasst. Santalion hatte sich nicht für Chada selbst geopfert, sondern damit seine Familie und seine Freunde im Kult sich nicht länger Verfolgung und Unterdrückung zu unterwerfen hatten. Wie hätte sie seine letzte Bitte ablehnen können?

Thorn war inzwischen herabgestiegen, er legte seine verbundene Hand auf ihre Schulter und zog sie sanft, aber bestimmt, von Santalions Leichnam fort, zu der wackeligen Leiter an der Wand. Er war nicht grundlos vorsichtig, doch Chada war sich sicher, dass der ganze Kult viel zu entsetzt über Santalions plötzlichen Tod war, um sie jetzt noch aufzuhalten. Als sie das obere Ende der Leiter erreicht hatte warf sie noch einen letzten Blick zurück. Im Licht der Morgensonne, das durch die Löcher im Dach und die offene Falltür nach unten schien, konnte Chada trotz der Tränen in ihren Augen erkennen, wie ein Mann in einer blauen Robe zu der bleichen Gestalt trat und ihr die roten Augen schloss, während auch über sein Gesicht Tränen rannen. Chada erhaschte einen letzten Blick auf einen buckligen Riesen, der in seine gigantischen Arme zwei tote Gestalten presste und herzerweichend aufaulte. Dann schlug die Klappe zu und verbarg Santalion vor ihren Augen.



j – Der Tempel des Meeres

Sonnenhoch, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Hafen von Werftheim, Hadrisches Meer

Es war schon Mittag, als die Helden von Andor wieder die *Aldebaran II* erreichten. Die Matrosen, die Santalion angeheuert hatte, standen an Deck und unterhielten sich gelangweilt.

Leander lauschte kurz ihrer belanglosen Konversation, ob das richtige Kalfatern von Planken mit Holzteer oder Pech besser möglich sei, dann betrat er die schmale Stiege, die unter Deck führte. Die anderen hörte er hinter sich.

„Wir müssen nach Klippenwacht!“, forderte Chada leise. „Ich habe Santalion versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen und mit Stinner über den Kult zu sprechen.“

Leander drehte sich um. „Hast du ihm auch versprochen, wann du das tun wirst?“, fragte er in ihre Richtung. „Falls du es vergessen hast, wir sind noch immer auf der Suche nach dem Tempel des Meeres.“

Leander fand Chadas Reaktion auf Santalions Tod überzogen. Sie kannten ihn erst seit zwei Tagen, drei, wenn man den Tag ihrer Ankunft in Klippenwacht mitrechnete. Aber das war nur eine kurze Begegnung am Steg gewesen. Ja, auch er hatte den klugen Jungen in sein Herz geschlossen. Santalion war ihm auf Anhieb sympathisch gewesen. Sie hatten sich gut verstanden, schließlich war auch er selbst einst ein Ausgestoßener gewesen. Und selbstverständlich bedauerte er seinen Tod. Doch wirklich trauern konnte er nicht, dafür hatten sie sich noch nicht lange genug gekannt. Sicher, er war selbstlos gestorben, aber das war nicht nur, wie Chada annahm, ihre Schuld, sondern maßgeblich Santalions eigene. Sein Plan war fehlgeschlagen, er war nicht gründlich genug gewesen. So viele andere waren gestorben, die den Tod ebenso wenig verdient hatten. Würde Leander um jeden von ihnen trauern, dann käme er zu nichts anderem.

Aber Chada gelang es. Sie konnte es trotz der unzähligen Dinge, die sie in dieser Hinsicht längst hätten abstumpfen müssen, noch immer. Und eben das machte sie so menschlich, dass alle ihr etwas bedeuteten, dass sie sich über jedes Leben freute, jeden Toten betrauerte, dass sie sich eine gewisse Unbeschwertheit bewahrt hatte, dass sie trotz ihrer Leidenschaft sowohl in Freude als auch in Trauer stets die Hoffnung wahrte und sich einfach weigerte, zu verlieren. Leander verstand sie nicht. Wie war so etwas möglich? Man musste doch aus seinen Erfahrungen lernen, man musste erkennen, dass Verluste manchmal unvermeidbar waren. Dass einem solche Verluste mit der Zeit weniger bedeuteten war eine natürliche Abwehrreaktion, bis hin zu Earas vollkommen emotionslosem Weg des Eises. Earas konnte er verstehen. Aber mit Chada gelang es ihm nicht. Allerdings wusste Leander, dass Chada, wenn es darauf ankam, sich nicht unnötig belastete, dass sie genau dann um die Opfer weinte, wenn es möglich war. Sie wurde nicht schwach durch ihre Gefühle, weil sie

sie auch unter Kontrolle halten konnte.

Momentan wäre ihm Eara an Chadas Stelle jedenfalls deutlich lieber gewesen, denn die Bogenschützin verlangte nun, dass Santalions Familie benachrichtigt würde und dass man mit Stinner über den Kult der Drei Mächte spräche. „Jeder Tag, den wir warten, kann weitere Unschuldige das Leben kosten!“

„Und wie viele werden vielleicht sterben, wenn es uns nicht gelingt, mehr über diesen Ewigen Rat herauszufinden?“, entgegnete Leander aufgebracht. Er wusste, dass Eara vernünftiger gehandelt hätte.

Doch sie war nicht hier und Chada bekam nun auch noch von Thorn Unterstützung: „Leander, wie sollen wir denn noch etwas herausfinden? Unser Versuch, etwas im Kult zu erfahren, ist gescheitert, wir werden den Tempel schlecht durch Raten finden und uns bleibt weniger als ein halber Tag, um dort zu erscheinen. Und den Ort, an dem sich der Schwarze Herold mit Callem treffen wird, werden wir ebenfalls nicht finden.“

Leander wünschte, er könnte sich endlich entscheiden, fast so sehr, wie er sich wünschte, er müsste gar nicht erst zwischen den Helden von Andor und seinem Bruder wählen. Die Gelegenheit, den Tempel der Drei Mächte aufzuspüren, war wohl vertan, damit hatte Thorn recht. Aber solange noch genug Zeit war, um bis zum alten Treffpunkt Callems zu gelangen, wollte Leander sich nicht festlegen. Vielleicht würden sie diesen Tempel ja doch noch finden?

„Wir wissen, dass der Tempel des Meeres irgendetwas mit Arkterons heiligem Tier zu tun hat. Toras hat das erwähnt“, versuchte er es erneut, doch jetzt sprach sich sogar Drukil gegen ihn aus. „Nein, Leander! Welches Tier ist das? Keiner von uns weiß es. Wir können nichts tun.“

Alle waren sie gegen ihn! Er konnte nicht fassen, dass die Helden von Andor so schnell zum Aufgeben bereit waren. Aber einen Trumpf hatte er noch im Ärmel: „Wir wissen, wer uns etwas über den Tempel sagen könnte“, begann er, doch er wurde von Chada unterbrochen. „Auf keinen Fall gehen wir zurück ins Heiligtum des Kultes! Wir haben schon genug angerichtet.“

Leander seufzte entnervt. „Bitte, Chada, auch ich möchte nicht zurück dorthin. Wer weiß schon, ob wir noch einmal so viel Glück haben und entkommen können. Nein, ich dachte an etwas anderes: Santalion hat uns erzählt, dass der Ehrwürdige Satarus ein angesehener Bürger ist, der die Hälfte seiner Zeit in der Halle der Hafenmeister verbringt. Wir könnten versuchen, ihn dort zu treffen und ihm von unseren wahren Absichten zu berichten.“

Die anderen waren nicht begeistert, doch es war immerhin eine Aussicht, den Tempel zu finden. Sie wussten selbst, dass es wichtiger war, mehr über den Ewigen Rat und die Absichten des Schwarzen Herolds in Erfahrung zu bringen, als einen Tag eher in Klippenwacht aufzutauchen. „Wenn wir bis zur Abenddämmerung nichts herausfinden, dann fahren wir nach Klippenwacht. Und wenn wir doch herausbekommen, wo der Tempel des Meeres sich befindet, dann schicken wir einen der Seeleute zu Stinner“, lautete schließlich Leanders Vorschlag, mit dem alle einverstanden waren.

Früher Nachmittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Halle der Hafenmeister in Werftheim, Hadrisches Meer

Die Halle der Hafenmeister war groß und laut, das waren zumindest ihre hervorstechendsten Eigenschaften. Ein turmhoher Holzbau, wie Leander anhand der

knarrenden Balken genau hören konnte, der sich direkt am Meer in die Steilufer Werftheims grub. Hier war der zweite Markt von Werftheim; kleiner, teurer und exklusiver. Die Händler waren leiser, unterhielten sich gepflegter und boten die Luxusgüter feil, die das einfache Volk sich nicht leisten konnte. Hier verkehrten die lokalen Eliten Werftheims, die heimlichen Herrscher der Stadt. Zwar existierte auch ein Rathaus, das sich, wie Leander aufgeschnappt hatte, wohl in repräsentativer Lage stolz auf dem höchsten Hügel der Stadt aufrichtete, doch die zentralen Entscheidungen wurden hier in den gepolsterten Zimmern bei einem Gläschen Schnaps gefällt, das mehr kostete als so manches Schiff.

Die kleine Gruppe suchte sich ihren Weg zu einem Mann mit näseler Stimme, der ihnen für einen kleinen Obolus Auskunft über die wahrhaft Mächtigen Werftheims geben konnte. Einen Satarus kannte er nicht, doch das überraschte Leander nicht im geringsten. Wenn *er* als mächtiger und wohlhabender Bürger in einem verbotenen Geheimkult mitwirken würde, dann würde er dort auch nicht seinen wahren Namen nennen. Das musste nicht Feigheit sein, sondern einfach ratsame Vorsicht. Wenn Satarus tatsächlich so wichtig war, wie Santalion beschrieben hatte, dann wäre es töricht, im Kult mit echtem Namen aufzutreten.

Nach einer ermüdenden Zeit, in der Chada versuchte, den Priester nach bestem Ermessen zu beschreiben, spuckte der Mann drei Personen aus, auf die ihre Beschreibung passen würde: Merkatus Tion Taal, Sainus Teren Maltus und Degor Artos Versikker Asaal. Je angesehener und wohlhabender die eigene Familie war, desto länger wurde der eigene Name, das war in Werftheim Tradition. Die Vertreter der beiden größten Handelsfamilien hatten jeweils mindestens fünf Namen, einige sogar acht. Zweifelsohne waren diese Zeugnisse einer hohen Stellung äußerst lästig für diejenigen, die sie alle tragen mussten.

Sie besuchten als erstes Degor Artos Versikker Asaal, den einzigen mit vier Namen in ihrer Liste, doch sofort raunte Thorn ihm zu, dass dieser Mann es nicht sei. Unter einem Vorwand verabschiedeten sie sich wieder und besuchten die Orte, an denen die anderen sich meistens aufhielten. Allerdings waren sowohl Merkatus als auch Sainus nicht anwesend, weshalb sie beschlossen, sich aufzuteilen. Thorn wollte vor der Tür von ersterem warten, Drukil entschied sich für letzteren. Leander, der Satarus natürlich nicht erkennen würde, wollte zwischen den beiden hin und her pendeln, falls einer der beiden Händler zwischenzeitig auftauchte.

Chada dagegen verzog sich in eine kleine Privatbücherei, in welcher sie hoffte, mehr über den Tempel des Meeres oder das heilige Tier Arkterons herauszufinden. Natürlich wurden horrend Summen verlangt, wenn man hineinwollte und noch mehr, wenn es darum ging, Bücher auszuleihen, doch das war schließlich Werftheim. Für genug Geld gab es hier alles, ohne gar nichts.

Etwa zwei Stunden ging Leander auf direktem Wege zwischen Thorn und Drukil hin und her und bezweifelte schon bald, dass einer der beiden Bürger noch erscheinen würde. Er stellte sicher, dass die beiden Helden nicht auf den ersten Blick zu erkennen waren, denn sie wollten Satarus ja nicht direkt vertreiben, trotzdem erschien niemand.

Schließlich hielt Leander es nicht mehr aus und besuchte Chada in der Bücherei. Die beiden Wächter am Eingang befragten ihn misstrauisch – sie waren es gewiss nicht gewohnt, dass ein Blinder Einlass begehrte – doch er bezahlte den verlangten Eintritt und so wurde er eingelassen. Er konnte hören, dass der Raum nur klein war, es war anscheinend eher ein Zimmer mit einigen Regalen an der Wand denn eine Bücherei, die diesen Namen auch verdiente, aber immerhin führte das dazu, dass Chada ihn sofort bemerkte.

„Leander“, flüsterte sie, obwohl außer ihnen niemand im Raum war. „Ist etwas? Habt ihr etwas herausgefunden?“

„Das Gleiche wollte ich dich fragen“, antwortete Leander in normaler Lautstärke.

„Ich habe tatsächlich etwas gefunden!“, antwortete Chada aufgeregt und Leander war froh, dass sie es war, die hier die verstaubten Bücher las, und nicht einer der anderen. Sie war zwar mitunter etwas ungeduldig, doch sie hatte schon von klein auf gelesen und war es gewohnt, wichtige Informationen zu entdecken und in kurzer Zeit lange Texte zu überfliegen. Thorn dagegen fühlte sich mit einem Schwert in der Hand wohler als mit einer Schriftrolle und Drukil konnte nicht lesen, trotz Leanders Bemühungen, ihm die Schrift näherzubringen.

„Arkterons heiliges Tier ist ein Vogel!“, flüsterte Chada.

Leanders Freude schrumpfte. „Wie, ein Vogel? Ein bestimmter? Oder einfach generell ein Vogel? Mehr hast du nicht?“

„Nein, mehr habe ich nicht!“, antwortete Chada eingeschnappt. „Das ist die kleinste, unordentlichste und wahlloseste Büchersammlung, die ich kenne. Das hier ist keine Bücherei, sondern eine verranzte Sammelstelle für aussortierte Schriften. Sei froh, dass ich überhaupt etwas gefunden habe. Hier, aus dem Tagebuch eines Reisenden, der aus verworrenen Gründen in die westlichen Ausläufer des Fahlen Gebirges kam: *Der Schnee glänzt weiß in der Sonne. In der Ferne sehe ich Arkterons heiligen Vogel nach Beute suchen und einige Kiefern klammern sich an die Bergflanken.*“

„Von wegen, du weißt nicht mehr!“, protestierte Leander fröhlich. „Es handelt sich offensichtlich um einen bestimmten Vogel, einen Greifvogel, der auch im Gebirge vorkommt und der groß genug ist, dass man ihn auch aus der Ferne sehen kann. Vielleicht ein Adler oder ein Krark.“

„Er muss nicht im Gebirge vorkommen“, widersprach Chada. „Der Händler sieht ihn in der Ferne, das kann auch außerhalb der Berge sein, im Rietland oder über der See.“ Leander akzeptierte diesen Einwand widerwillig.

„Trotzdem, das engt die Auswahl erheblich ein. Schau nach, ob du irgendetwas findest, was...“

„Leander, was denkst du, was ich hier tue? Ich komme schneller voran, wenn du mich nicht ablenkst.“

Der Seher schwieg betroffen und setzte sich dann auf den Boden in der Ecke. Jetzt, wo er schon dafür bezahlt hatte, hier zu sein, konnte er auch noch warten. Er kam sich so nutzlos vor! Weder konnte er Satarus finden, noch konnte er Chada bei ihren Nachforschungen helfen. Ob er eine kleine Vision wagen sollte? Doch er verspürte nicht die geringste Lust, die Dunkelheit erneut sehen zu müssen.

Leander versenkte sich in seine alte Hütte, in deren Abbild er sein Gedächtnis gespeichert hatte. Er hatte viel über die Mächte des Meeres gehört im Laufe seines langen Lebens, so viel, dass es unmöglich war, Wahrheit und Seemannsgarn zu entwirren. An einen Tempel des Meeres konnte er sich nicht erinnern und wenn er alles durchsuchen wollte, dann wäre er bis zur verabredeten Zeit, zu der der Schwarze Herold sich mit den Mächten des Meeres treffen wollte, noch lange nicht fertig. Doch es gab vielleicht eine andere Möglichkeit.

Wie magisch wurde Leanders Blick von dem Ebenholzkasten angezogen. Er war nur eine schwache Hoffnung, das war ihm bewusst, aber letztendlich war die Wahrscheinlichkeit, in den Perlen auf nützliche Informationen zu stoßen, noch immer am

größten. Seine blauen Finger strichen über das schwarze Holz, über den roten Samt im Innern. Sein Blick glitt über die sieben Erinnerungen in einer Reihe und er entschloss sich, chronologisch vorzugehen. Die Schichten der dritten Perle wiesen verschiedene Schattierungen zwischen weiß und silbergrau auf. Mit dem Schliff waren verwirrende Muster entstanden, Wellen, Spiralen, Kreise. Das vom Perlmutter reflektierte schwache Licht seiner Vorstellung bildete faszinierende Bilder, verzerrte Schemen aus Silber und Licht. Vorsichtig berührte Leander die Perle, und aus dem Licht wurde Dunkelheit.

Sonnenhoch, 63 Sommertag 42 a.Z.

Steinbronn, Andor

Als Leander in den Schatten des Baumes mit den leise raschelnden Blättern trat, wurde es unter seinem langen Mantel sofort merklich kühler. Die Hitze des Sommers war schier unerträglich.

„Wacht auf!“, murmelte er ebenso leise wie vergeblich, also stieß er mit dem schlichten Holzstock vor sich gen Boden. Das Ende traf auf weiches Fleisch und ein zorniges Stöhnen ertönte. „Wacht auf, Auserwählter!“, forderte Leander herrisch.

„Was ... Schwarzer Priester? Ihr seid zurück?“ Leander hörte, wie der Bauer sich aufrappelte, während die Müdigkeit in seiner tiefen Stimme langsam dem Zorn wich. „Ihr wagt es allen Ernstes, mir erneut unter die Augen zu treten?“

„Ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Doch auch wenn die Häscher des Lügenkönigs mich noch immer verfolgen, zwingen die Umstände mich leider dazu, hierherzukommen.“

„Und mich zwingen die Umstände gleich dazu, mich an Euch zu vergreifen. Verschwindet und haut ab, ehe ich mich vergesse!“

„Auserwählter, mäßigt Euch! Wir beide folgen SEINEM Ruf.“

„Ich will mich aber nicht mäßigen!“, rief Seban trotzig wie ein kleines Kind. „Ich habe das Heilige Buch durchsucht und ich habe die Stelle gefunden, in der vom Auserwählten die Rede ist.“

Dieses Heilige Buch hatte Leander in seinen Visionen gesehen. Es stammte wohl aus der Anfangszeit der Tarok-Sekte, die Leander vor etwa sechshundert Jahren vermutete. Einige der wenigen Einwohner des Drachenlandes und der östlichen Berge hatten begonnen, die Drachen als Götter zu verehren. Manche beteten zu Nehal, Sazak oder einem der anderen großen Drachen der Vergangenheit, doch die meisten wandten sich Tarok zu. Einem der Gläubigen war eine Übersetzung der neunundneunzig Feuertafeln in die Hände gefallen. Ob es berechnende Machtgier oder blinde Frömmigkeit gewesen war wusste Leander nicht, jedenfalls hatte er oder sie in denjenigen Pergamentbögen, die als passend erachtet wurden, den Namen Fornur durch Tarok ersetzt. Spätestens seit dieser Zeit hatte die Sekte viele der alten Rituale des zwergischen Feuergottes übernommen und leicht umgewandelt. Der Glaube an Fornur war damals bereits so selten geworden, dass die Parallelen den wenigen Eiferern vermutlich nicht aufgefallen waren.

Nachdem Leander herausgefunden hatte, woher die Sekte des letzten Drachen ihr Heiliges Buch hatte, war es ihm ein Leichtes gewesen, an die Originale zu kommen. Der zehnte Orakelspruch der Rauchgesegneten deckte sich mit seinen Visionen, er war vermutlich eine echte Prophezeiung. Also hatte Leander ihn für seine Zwecke gedeutet.

„Ein Auserwählter wird erscheinen, von einem dunklen Priester geleitet. Er wird opfern

sein eigen Fleisch und Blut, den Segen des Flammenbringers zu erlangen. Mit der Macht des Blutes gekrönt wird er als letzter Gläubiger ein dunkler Bote sein, seines Gottes Wort zu verkünden, seines Gottes Ankunft zu bereiten“, spie Seban ihm entgegen und Leander verzog unter seiner Kapuze das Gesicht. Welcher Stümper hatte diese Prophezeiung aus dem Zwergischen in die Gemeine Sprache übertragen? Sie war ihrer gesamten Melodie beraubt, außerdem hatte der Unbekannte Motacâr mit Bote übersetzt. Und Mrat hieß schwarz, nicht dunkel, Leander hatte sein Pseudonym schließlich nicht grundlos gewählt!

„Ihr seid dieser dunkle Priester, und Ihr wolltet mich zum Auserwählten machen“, fuhr Seban wütend fort. „Aber ich werde niemals mein eigen Fleisch und Blut opfern, ist das klar? Ganz egal ob Ihr mich darum bittet oder ER, ich werde das nicht tun!“

„Ich kann Euch nur leiten, Auserwählter, nicht zwingen“, sagte Leander beschwichtigend. „Doch wenn ER das Leben Eures Sohnes wünscht, so ist es Euch beiden eine große Ehre, diesen Wunsch zu erfüllen.“

„Ihr wusstet es also wirklich! Geht! Geht, Schwarzer Priester, und kehrt nicht mehr zurück!“

„Ich bin nicht grundlos hier! Ich habe Euch noch eine Warnung zu überbringen, Auserwählter: Brandur ist auf Euch aufmerksam geworden. Seine Männer werden bald hierherkommen, Ihr müsst fliehen! Nördlich des Freien Marktes steht ein toter Baum, an dem früher Verbrecher aufgeknüpft wurden, im Volksmund Krähenstamm genannt. Wendet Euch von dort nach Westen, bis Ihr zu einer verfallenen Hütte kommt. Dort ist mein Versteck, Ihr drei könnt bei mir unterkommen.“

Seban lachte verächtlich. „Für wie dumm haltet Ihr mich? Jetzt, wo Ihr um Euren Einfluss auf mich fürchtet, wollt Ihr mich zu Euch locken; das ist Euer Plan! Selbst wenn meine Frau nicht krank wäre, würde ich nicht in Eure offensichtliche Falle laufen.“

„Es ist keine Falle, Auserwählter! Riskiert nicht Euer Leben und das Eurer Familie! Wenn nicht zu mir, dann flieht woanders hin, wichtig ist nur, dass Ihr verschwindet, ehe die Brandstifter des Königs hierherkommen. Und Euer Weib ist übrigens nicht krank.“

Seban murmelte einige Verwünschungen und wandte sich ab. „Sie hat Euch gebeten, nach Heilpflanzen zu suchen“, rief Leander ihm hinterher. „Stachelige, hellgrüne Blätter zwischen dem Rietgras, nicht wahr? Hat sie Euch auch erzählt, dass Gelbkralle ein starkes Pyretikum ist? Das angebliche Heilmittel hat ihre Krankheit erst verursacht, Auserwählter! Es erzeugt das Fieber!“

„Lasst mich mit Euren Lügen in Ruhe, Schwarzer Priester!“, schrie Seban aufgebracht.

„Sie tat es, um Euren Sohn zu schützen. Wel sollte im Auftrag des Königs auf eine gefährliche Reise ins Graue Gebirge, also stellte sie sich krank, um ihn davon abzuhalten! Fragt sie danach, Auserwählter! Und wenn Ihr hört, dass ich die Wahrheit sagte, dann werdet Ihr womöglich erahnen, dass auch meine Warnung ehrlich gemeint war.“

Leander wartete auf eine Antwort, doch die Schritte des Bauern waren nicht mehr zu hören.

Später Nachmittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Obergassen in Werftheim, Hadrisches Meer

Leander dachte noch lange über die Erinnerung nach, ließ seine Gedanken abschweifen, ohne voranzukommen. Schließlich stand er steif auf. Langsam war er müde geworden, doch in letzter Zeit versuchte er, möglichst selten und dafür so lange wie möglich am Stück zu

schlafen. Er hatte keine Ahnung, ob das die Chance auf eine Vision verringerte, doch auch nur die Möglichkeit darauf war es ihm wert. Diese verfluchte Dunkelheit! Seit Monden schon hatte er keine bewusste Vision mehr herbeigeführt, alles nur, um von diesem einen grauenhaften Bild nicht öfter gequält zu werden. Leander verließ die kleine „Bücherei“, wurde am Ausgang besonders gründlich von den Wachtposten abgetastet und machte sich dann als erstes auf den Weg zu Thorn.

Als die Sonne unterging, hatten sie noch immer nicht mehr herausgefunden, also gingen sie zum Hafen zurück. Die *Aldebaran II* schaukelte sacht und Leander verspürte kurz wieder den Drang, zur Bordwand zu rennen, doch noch konnte er sich beherrschen. Chada wies die Seeleute an, sich zum Ablegen bereit zu machen. Unter Deck versammelten sich die Helden erneut, um zu besprechen, wie es weitergehen würde, nachdem sie in Klippenwacht gewesen waren.

Leander hörte kaum zu, denn er hatte einen inneren Kampf auszufechten. Callem oder die Helden? Familie oder Freundschaft? Letztendlich traf er die gleiche Entscheidung wie zuvor und entschied sich für einen Mittelweg, der ihm noch alle Optionen offenhielt.

„Ich hatte eine Vision!“, log er lautstark. „Während ich in der kleinen Bücherei ein Nickerchen gehalten habe, sah ich die gleichen Bilder wie in meiner letzten Vision, doch dazu noch ein weiteres Bild. Es zeigte...“ Er wurde unterbrochen, als das Rufen der drei Matrosen auf Deck noch lauter wurde. Sie erzählten sich wohl einige Geschichten von ihren vergangenen Abenteuern.

„... konnte mich nur mit einer Hand am Seil festhalten, der Regen ließ es glitschig werden. Der Meerestroll schlug mit seiner riesigen Schere nach mir, aber da gelang es mir, mich zur Seite zu schwingen. Die Strömungen um Sturmtal sind tückisch, doch ich konnte sie genau einschätzen und wusste den Schwung zu nutzen, den sie unserem Schiff...“

Leander stöhnte. Ein kleiner Moment der Stille, war das denn zu viel verlangt?

„Was laberst du denn da? Hast du Möwenschiss im Hirn? Um Sturmtal gibt es kaum Strömungen! Ich sage Euch, wenn ihr nach Strömungen sucht, dann sucht um den Adlerschnabel herum. Diese Klippe ist wirklich heftig. Einmal, als ich...“

Die Matrosen entfernten sich, und Leander atmete erleichtert auf.

„Leander!“, mahnte Thorn. „Nun spann uns doch nicht dermaßen auf die Folter. Ob sie da oben irgendetwas von den Klippen brüllen, die sie besucht haben...“

Plötzlich sprang Leander auf. Seit seinem Besuch in der Bücherei schon hatte er wieder an seine Visionen denken müssen, insbesondere an die letzte. Neben dem Falken mit gespreizten Fängen, Themaurs' Text, Varkurs Grab, der Rietgraskrone, dem gefesselten Wolf und dem roten Hahn hatte er etwas gesehen, das jetzt plötzlich Sinn ergab.

„In meiner Vision tauchte auch ein Bild auf, das ich schon kannte!“, rief Leander enthusiastisch.

„Uns würde eher das interessieren, das wir noch nicht...“ begann Chada, doch Leander ignorierte sie.

„Drei Säulen im Mondschein. Drei! So viele, wie es einst Mächte des Meeres gab. Und das alles auf einer dunklen Klippe mitten im Meer. Wo wäre ein passenderer Ort für den Tempel des Meeres? *In der Ferne sehe ich Arkterons heiligen Vogel nach Beute suchen...* Ein großer Greifvogel, der im Gebirge vorkommt, oder zumindest von dort aus zu sehen ist? Wie wäre es mit einem Adler? Welches heilige Tier wäre für den Herrn der Stürme besser geeignet als der König der Lüfte? Es gibt eine Klippe, die Adlerschnabel heißt? Ich würde

sagen, wir haben den Tempel des Meeres gefunden!“

Leander erklärte das alles deutlich überzeugter, als er tatsächlich war. Es ergab Sinn, war aber nur eine Hypothese. Seine Vision könnte auch einen anderen Ort gezeigt haben. Aber dass es ausgerechnet *drei* Säulen waren?

Die anderen waren bereit, einen Umweg zu machen und die Theorie zu überprüfen, genau wie Leander gehofft hatte. Sie mussten jeder möglichen Spur nachgehen, nur dann könnte er einen Verrat umgehen.

Chada rannte nach oben, um einen der Matrosen mit einer Botschaft für Stinner und Santalions Augengläsern für seine Familie nach Klippenwacht zu senden. Als er das Schiff verlassen hatte, nannte sie den beiden Verbliebenen ihr neues Ziel. Sie hatten noch zwei Stunden, um den Adlerschnabel zu erreichen.

Frühe Nacht, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Klippe Adlerschnabel, Hadrisches Meer

Es war eine Punktlandung. Fast zwei Stunden nach Sonnenuntergang kamen sie in der Nähe des Adlerschnabels an. Der Anker wurde herabgelassen und die vier Helden stiegen in ein kleines Beiboot, das sie unauffällig zur Klippe bringen sollte.

Leander hielt es mittlerweile selbst für wahrscheinlich, dass er mit seiner Vermutung richtig lag. Zu viele Hinweise deuteten darauf hin.

Das Boot legte lautlos am Rand der Klippe an und die vier kletterten die schroffen Felsen empor. Säulen sahen die anderen nicht, doch Leander hatte ihnen erklärt, dass seine Bilder auch symbolisch gemeint sein konnten. Drei Säulen für die Wesenheiten, die die Balance des Meeres stützten?

Er wurde in einen engen Spalt gelotst, in den sie sich verkrochen. Laut den Angaben der anderen konnten sie hier die gesamte Klippe überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Natürlich war fraglich, ob die Mächte des Meeres sie nicht dennoch bemerken würden. In diesem Fall wäre Flucht das Mittel der Wahl, denn Drukil war noch immer unbewaffnet, Thorn verletzt und niemand bei Verstand kämpfte gegen zwei der Mächte des Meeres zugleich.

Einige Zeit verstrich und langsam begann Leander sich Sorgen zu machen. Hatte er sich geirrt? War dies doch nicht der Tempel des Meeres? Aber was sonst sollte eine Klippe mit drei Säulen darstellen?

Hatte er etwas übersehen? Er ließ die Bilder seiner Vision vor seinem inneren Auge ablaufen. Der rote Hahn? War unverständlich, aber eindeutig in der Nähe der Rietburg anzusiedeln.

Der gefesselte Königswolf? War kein Anhaltspunkt.

Die Rietgraskrone? Trug Chada nach wie vor um ihren Hals, zwischendurch war sie auch an Bord der *Aldebaran II* geblieben, bisher keine Besonderheit. Vermutlich ein Symbol für die Königsherrschaft, möglicherweise auch für Chada selbst. Aber eindeutig nichts, was in Zusammenhang mit dem Tempel des Meeres stehen könnte.

Die drei Säulen hatte er schon lange genug bedacht, sie stellten für ihn eindeutig den Tempel dar, zumal ein Halbmond sie beleuchtet hatte. Vor sieben Tagen war Vollmond gewesen, das passte. Es war der Tempel, da war sich Leander sicher. Und er stand auf einer Klippe. Waren sie also am richtigen Ort?

Varkurs Grab? War es das überhaupt? Doch Eara war sich sicher gewesen, und ihrem

Urteil konnte man in der Regel vertrauen.

Der Text? Möglicherweise auch der Tagebucheintrag, den Chada heute gefunden hatte. Das spräche allerdings eher dafür, dass sie hier am richtigen Ort wären. Doch letztendlich vermutete Leander, dass es sich um den Text von Themauros handelte, schließlich war der Oberste Bewahrer ein Seher gewesen..

Der Falke mit gespreizten Fängen? Wenn es sich um die Schrift von Themauros handelte, dann wohl das Tier, das sie überbrachte. Insbesondere dann, wenn Eara sie tatsächlich in Hadria fand.

Vielleicht in einer der anderen Visionen? Leander hatte Klippenwacht, Sturmtal und Silberhall gesehen, doch nichts davon deutete auf den Tempel des Meeres hin. Und der silberne Gegenstand, der im Wasser versinkt? Der war zu vage, er könnte fast alles sein. Aber war wohl etwas klein für einen Tempel...

Leander kam erneut zu dem Schluss, dass sie hier richtig waren. Doch inzwischen war bereits der vierte Teil einer Stunde vergangen und nichts hatte sich getan. War es möglich, dass die Mächte des Meeres *und* der Schwarze Herold sich verspäteten? Wohl kaum. Vielleicht waren die Helden bemerkt worden und die Besprechung wurde an einen anderen Ort verlegt. Oder der Tempel war mehr als nur ein heiliger Ort, vielleicht gab es hier irgendwo einen versteckten Eingang und unterirdisch besprachen sich ihre drei Feinde, während sie hier in der Kälte lagen.

Oder... hatten die beiden Seeleute womöglich einen Fehler gemacht? Sie waren von Werftheim aus zwei Stunden gesegelt und dann an einer Klippe angekommen. In dieser Zeit war der Adlerschnabel zu erreichen, aber vielleicht hatten die Matrosen die falsche Klippe angelaufen? Leander rief sich die Karte, die er einst gelernt hatte, in Erinnerung: Echsenfinger, Hirschhuf, Skralklaue, Wolfstatze, Falkenkralle, Nixenschwanz ... Er schüttelte den Kopf. Was tat er hier? Erfahrene Matrosen mussten auch bei Dunkelheit wissen, wo die einzelnen Klippen zu finden waren. Nein, wenn nicht bald noch jemand auftauchte, dann lag der Fehler bei ihm. Irgendwo hatte er etwas übersehen oder zu viel gedeutet, hatte er die Visionen falsch kombiniert ...

Und da, plötzlich, fiel Leander etwas auf, eine kleine Ungereimtheit in seiner Logik: Wenn der Falke das Tier zeigte, das Themauros' Text überbrachte, warum war dann kein Röhrchen um sein Bein gebunden gewesen? Er war auch nicht schneeweiß gewesen wie das mystische Tier aus Hadria, das angeblich gedachte Botschaften überbringen konnte. Und seine außergewöhnlich großen Krallen waren weit gespreizt, auch in ihnen war gewiss keine Botschaft zu finden. Aber was bedeutete das schon? Dann würden sie wohl eines Tages auf einen Falken stoßen, der eine Bedeutung hatte. Und besonders große Krallen...

Leander fluchte laut, was die anderen im Spalt hörbar zusammenzucken ließ. Er hatte doch selbst gesagt, dass seine Bilder nicht immer genau so zu verstehen waren, wie das, was man sah. Sondern mitunter auch symbolisch! Was, wenn die Vision sich gar nicht auf den Falken selbst bezog, sondern auf seine Krallen? *In der Ferne sehe ich Arkterons heiligen Vogel nach Beute suchen...* Sie waren so nahe dran gewesen! Die Klippe zeigte tatsächlich den Tempel des Meeres. Und der Falke zeigte die Klippe!

Falkenkralle! Sie hatten sich den falschen Ort ausgesucht. Leander kletterte mühsam aus dem nassen Felsspalt und sagte zu den anderen Helden: „Sie kommen nicht mehr!“



Zwischenspiel I – Die beste Möglichkeit

Frühe Nacht, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Klippe Falkenkralle, Hadrisches Meer

Aus dem schäumenden Meer hob sich eine dunkle Klippe. Ein dunkler Schemen schoss unter der Wasseroberfläche dahin. Die Silhouette war langgezogen, schlangenhaft. Dann brach Kenvilar, die Tückische, aus dem Wasser. Ihre Haut glänzte im Mondlicht und ihre nassen grünen Haare fielen in zwei dicken, gewundenen Zöpfen auf ihre bloße Brust. Sie schwamm zu dem Tempel, den die Anhänger der Dreieinigkeit vor vielen hundert Jahren, als sie noch zahlreich und mächtig gewesen waren, errichtet hatten. Als sie die zerklüftete Klippe mit ihrem doppelt mannshohen Stab antippte, erschien aus Meeresschaum und Kondenswasser ein filigranes Gebilde auf der Klippe, das Abbild eines schon vor Jahrhunderten von den Elementen geschleiften Tempels. Im nächsten Moment zerstob das feuchte Kunstwerk und ein Heulen erhob sich, umtoste die Falkenkralle und formte sich zu einem Wesen ganz aus Wasser und Wind, dessen Stimme sich zu einem bestialischen Brausen vereinigte. „*Wo bleibt er?*“

In diesem Moment erschien als dunkler Umriss vor dem halben Mond ein kleiner Schatten mit gezackter Maske. „Da kommt er schon, Arkteron. Und sieh nur, seine Aura ist eindeutig! Es ist ganz, wie wir befürchtet hatten!“

„*Wir bleiben bei unserem Plan!*“

„Natürlich! Der Schwarze Herold kann uns viel bieten, doch er spielt ein Spiel, dessen Einsatz er nicht kennt. Und wenn er es verliert, muss er mehr bezahlen, als er kann.“

„*Aber wir kennen den Einsatz!*“

Kenvilar nickte bestätigend. „Wir halten uns an den Plan. Es ist die beste aller schlechten Möglichkeiten.“

Kurz legte sich der kalte Wind, dann brauste der Sturm wütend: „*Er hat den König der*

Tiefe sterben sehen! Er war dabei! Und wenn er es nicht gewesen wäre, dann wäre Oktohan heute noch am Leben. Es ist seine Schuld!“

Kenvilar schnaubte abfällig. „Ja, es ist seine Schuld. Und die Oktohans, weil er seine Opfer gerne ansieht, bevor er sie versenkt. Die Feuchtigkeit in der Sehne der Ballista ist Schuld. Und die Kälte des Wassers. Und eine Möwe fünf Meilen entfernt. Und der leichte Wind an jenem Tag. Ein Wind von dir, Herr der Stürme.“

„Wie hätte ich ohne den Schwarzen Stein ahnen sollen ...“

„Das konntest du nicht. Ebenso wenig wie ich, oder Oktohan. Oder er. Wir alle sind Schuld und keiner von uns. Es ist müßig, darüber nachzudenken. Im Übrigen haben wir jetzt keine Gelegenheit für Rache!“

Keiner von beiden sagte mehr etwas, bis der Schwarze Herold heran war. Die drei Wesen sprachen miteinander. Nach einer Aufforderung des Schwarzen Herolds drehte Kenvilar nur ihren Stab und wie aus dem Nichts erschienen einige verrottete Dinge. Die Mächte des Meeres hielten sich genau an den Plan. Schließlich nickte der Schwarze Herold, hob die geballte Faust und ein helles, blaues Glühen drang zwischen den schwarzen Fingern hervor und erfüllte die Luft um die Falkenkralle. Kurz strahlte es besonders hell, dann erlosch es ebenso wie der tosende Wind. Eine schlangenhafte Gestalt zerfiel zu einem großen Haufen blaugrauen Staubs, der im Meer verteilt wurde. Der Schwarze Herold drehte sich in der Luft und flog rasch hinfort.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt weiteten sich viele schmale Risse ein winziges Stück.



k – Verborgene Feinde

Morgendämmerung, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Dunkles Grab in der Feste von Yra, Hadria

Eara erwachte in vollkommener Dunkelheit. Um sie her war es warm und finster wie im Magen eines riesigen Tieres. Sie streckte ihren Arm aus und ihr Stab legte sich von alleine hinein. Auf der gegabelten Spitze erstrahlte eine dunkelblaue Kugel und beleuchtete den Kampfplatz. Die Wände der Gruft waren von halb geschmolzenen Kacheln bedeckt, nicht länger glatt und schwarz, sondern uneben, übersät mit geplatzten Blasen und Schlackeklumpen. Ein hässlicher verwaschener Branton dominierte, wo das einst gefrorene und jetzt festgebackene Erdreich unter den abgeplatzten Kacheln zum Vorschein gekommen war. Vom schwarzen Basaltsarg war nur noch ein Trümmerhaufen übrig, von Varkurs Überresten nichts als Asche.

Eara erhob sich und betrachtete das Bild, das sich ihr bot. Innerlich war sie vollkommen ausgelaugt. Sie hatte ihre Lektion gelernt: Es war unklug, sich so zu verausgaben. Beinahe

hätte die Begegnung mit dem Schwarzen Herold ihr Ende bedeutet, beinahe wäre sie von ihrem eigenen Zauber ausgelöscht worden. Ihr Schutzwall gegen die Flammen hatte ihre letzten Reserven gefressen, noch ein wenig mehr und sie wäre nie mehr aufgestanden.

Sie ließ die von ihrem Feuer noch immer warme Gruft hinter sich und trat in die Kälte des jungen Morgens. Zuerst widmete sie sich dem Zauberbann, der ihr permanent Kraft raubte. Als sie ihn auflöste, fühlte es sich an, als sei ein großes Gewicht von ihr genommen worden. Endlich konnte die arkane Kraft wieder ungehindert in sie zurückfließen und die Wunden flicken, welche die Überanstrengung geschlagen hatte.

Was hatte sie erfahren? Offensichtlich hatte der Schwarze Herold ein Interesse an Varkurs Überresten gehabt. Auch eines ihrer Haare hatte er zwischenzeitig in seinen Besitz gebracht. Doch weshalb? Hätte ihm das Macht über sie verliehen? Und hieß das im Umkehrschluss, dass der Knochen, den er erbeutet hatte, ihm Macht über Varkur verlieh? Doch der Dunkle Magier war tot, was hätte er davon?

Und in wessen Auftrag war er unterwegs? Der Schwarze Herold war vor elf Jahren gestorben und hatte sich ihnen seither niemals alleine in den Weg gestellt. Auch jetzt besuchte er die Mächte des Meeres und die Schwarze Kogge für diesen Ewigen Rat, wohl um sich mit ihnen gegen die Helden von Andor zusammenzutun. Doch zugleich behauptete er, seine alten Verbündeten würden vernichtet, wenn sie sich dem Rat in den Weg stellten. Wer nur verbarg sich hinter diesem Ewigen Rat?

Nach einer Weile ging Eara zu dem Gebüsch, hinter dem des nachts die sechs Gestalten gehockt hatten. Doch es war nichts mehr zu sehen, der Neuschnee hatte alle Spuren verschluckt. Wer sie wohl gewesen waren? Natürlich begünstigte es ihre Pläne, wenn Zauberer des Turmes und des Feuers zusammen unterwegs waren, doch mitten in der Nacht? Vielleicht hatten sie etwas Verbotenes getan. Weshalb sonst sollten sie sich um diese Zeit an einem verlassenem Ort wie diesem treffen?

Eara kniete sich hin und spähte durch die Zweige des Gebüschs auf die quadratische Lichtung mit Varkurs Grab. Waren es einfach einige neugierige junge Zauberer gewesen, denen ihr Schlaf weniger wichtig gewesen war als die Erkenntnis, weshalb sie es verboten hatte, sich dem Mahnmal zu nähern? Falls ja hatten sie nicht viel gesehen, nur zwei Schatten, die durch die Schneedecke in die Gruft flogen und einen, der wieder herauskam. Jetzt konnte Eara ihr Verbot zumindest aufheben, Leanders Vision hatte sich bewahrheitet. Oder?

Sie erhob sich wieder und schüttelte den Schnee von ihrer Robe, wobei sie die unzähligen Brandflecken bemerkte, von denen sie hoffte, sie mögen auf dem schwarzen Stoff nicht auffallen.

Sie folgte dem Hauptweg zum Turm der Erleuchtung; es interessierte sie, ob die Hohen Zauberer wieder ihre Versammlung abhielten. Doch als sie das Eingangstor durchschritt, stockte sie. Eine große Menschenmenge hatte sich gebildet, die neugierig einen riesigen Schriftzug an der Wand betrachtete, die Worte gewaltsam in den Stein geschlagen.

Der Orden des Feuers ist wie Öl, das man in die Glut schüttet, um ein Feuer zu entfachen.

Der Orden des Turms ist wie Wasser, das man in einen Brand schüttet, um ihn zu löschen.

Wollen wir es wirklich riskieren, beide zugleich in die Flammen zu geben?

Eara betrachtete die Menge. Hauptsächlich Novizen, einige Zauberer aus beiden Orden. Und fast alle wirkten nachdenklich, als ob der Spruch sie allen Ernstes überzeugte. Als man sie bemerkte, wichen die Menschen beiseite und tuschelten.

Gundeyn, wie immer dabei, wenn es irgendwo eine große Ansammlung gab, bahnte sich seinen Weg und huschte zu Eara. „Keiner will den Schmierfinken gesehen haben. Was sollen wir tun?“, flüsterte er ihr ins Ohr, wobei er sich auf Zehenspitzen stellen musste.

Eara raunte zurück: „Versuche, es als Verbrechen darzustellen. Randalierer, die diese alten Steine mit ihren obskuren Ansichten verschandeln. Eine Beschmutzung dieser altehrwürdigen Gemäuer, du weißt schon. Ich möchte, dass der Hass der Menge sich nicht mehr gegen denjenigen richtet, der Wasser und Öl mischen will, sondern gegen denjenigen, der diese Wände beschädigt hat.“

Gundeyn nickte und ein boshafes Grinsen huschte über seine pummeligen Züge. Dann tauchte er wieder in der Menge unter. Eara dagegen trat an die Wand, bis sie die Schrift berühren konnte. Sie schloss ihre Augen und versuchte vergeblich, den Einsatz von Zauberei oder Dunkler Magie zu erspüren. Anscheinend waren die Steine tatsächlich mit gewöhnlichen Werkzeugen bearbeitet worden. Das war zwar eine Spur, aber dennoch hätte sie sich etwas anderes gewünscht.

Sie warf erneut einen raschen Blick auf die Menge: Nur Novizen und einige niedere Zauberer. Niemand, der etwas bemerken würde. Sie ignorierte den Protest der Stimme der Schwäche, presste ihre Hand auf die Wand und spürte, wie der Stein sich unter Einfluss ihrer Dunklen Magie verformte, wie er sich kaum merklich veränderte. Mit bloßem Auge war keine Modifikation zu erkennen, doch ein erfahrener Zauberer würde den Einfluss der Dunklen Magie sofort bemerken.

Dunkle Magie, die auf die Mauern Yras angewandt wurde! Die Zauberer des Turms würden toben und den Übeltäter bestrafen wollen. Und selbst die Zauberer des Feuers würden den Traditionsbruch bemerken, den der, welcher angeblich doch gegen Veränderungen war, begangen hatte. Selbst die schlimmsten Traditionalisten konnten die Tat nicht gutheißen. Der Täter hatte sich vollkommen unglaublich gemacht. Und dass er gar keine Dunkle Magie verwendet hatte, würden nur sie beide wissen.

Später Vormittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Schließlich versammelten sich die Hohen Zauberer im Speisesaal, Eara durfte diesmal auch anwesend sein. Sie hatte die Zauberer selbst zusammengesucht, heute musste eine Entscheidung fallen. Oberster Torven begann eine Diskussion, mit hochrotem Kopf und vor Wut bebender Stimme, und Eara gratulierte sich dazu, den Stein magisch verändert zu haben.

Schnell kam es zu einer Abstimmung. „Wer ist dafür, dass jeder Zauberer das Recht haben sollte, seine Meinung frei zu äußern und dafür auch die Flächen an den Wänden der Feste sowie Dunkle Magie zu nutzen?“, fragte die einäugige Selarsa, Hüterin des Protokolls. Die Formulierung stammte natürlich von den Zauberern des Feuers, doch Selarsa hielt sich streng daran. Neun schwarz berobte Arme schossen in die Höhe.

„Und wer ist dafür, dass die Mauern Yras als Denkmal für künftige Generationen bewahrt und nicht gewaltsam oder gar mit Dunkler Magie mit Schrift versehen werden sollten?“ Elf Arme meldeten sich. Zehn Braune... und ein Schwarzer.

„Wer ist der Dissident?“, zischte Variah erbost und suchte die Reihe ihrer Hohen Zauberer ab. Ihr Blick blieb an den Hitars hängen, die gemeinsam für ein Verbot der Beschriftung gestimmt hatten.

„Es gibt keine Verpflichtung, so zu stimmen, wie der Oberste Zauberer des eigenen Ordens es fordert. Nur durch unsere starren Stimmabgaben und unsere Sturheit konnte die Versammlung im vergangenen Jahr solchen Schaden anrichten“, sagte der schwarze Hitar und der braune ergänzte: „Wenn wir ehrlich zu uns sind, dann wissen wir alle, dass keiner der Hohen Zauberer dafür war, das Einmeißeln frecher Sprüche zu gestatten. Diese Abstimmung kam nur zustande, weil die Obersten der Zwei Orden aus Prinzip gegeneinander stimmen mussten. Wir beide werden in Zukunft nicht mehr nach dem Wort eines anderen stimmen, sondern nur nach unserem eigenen Gewissen. Wenn ihr Übrigen weiterhin nach dem Gutdünken der Obersten stimmt, werden wir jede Abstimmung für uns entscheiden können. Aber wenn ihr in Zukunft nicht mehr darauf achtet, welcher Orden den Vorschlag einbrachte, sondern nur darauf, was ihr davon haltet, dann wird tatsächlich die Mehrheit entscheiden.“

Auf diese Ankündigung folgte verblüfftes Schweigen. Dann riefen die übrigen Zauberer durcheinander, jeder bemüht, seine eigene Meinung einzubringen. Eara lehnte sich entspannt zurück. Die Hitars hatten sich genau an ihre Anweisungen gehalten. Sie war auf die Versammlung der Zauberer nicht angewiesen, doch wenn sie ihre Befehle nicht nur mit ihrer Macht als Souveränin, sondern auch mit der Mehrheit in der Versammlung legitimieren könnte, war das sehr nützlich, um die einfachen Zauberer auf ihre Seite zu bringen. Noch wichtiger aber war ein Wechsel im Denken der Hohen. Momentan wurde Hitar von seinen eigenen Ordensgenossen als Verräter beschimpft, bei der nächsten Abstimmung würde es der andere Hitar sein. Und anschließend würden die Zauberer einsehen, dass es nichts brachte, sich widerspruchslos an die Meinung der Obersten zu halten.

Als Eara in die Eingangshalle zurückkehrte, waren die einfachen Zauberer und Novizen bereits damit beschäftigt, die Schrift abzudecken, und das noch bevor die Entscheidung der Versammlung überhaupt zu ihnen vorgedrungen war. In den Augen der Menschen stand Abscheu auf den Übeltäter und wenn jetzt jemand auch nur einen Kratzer in der Wand hinterlassen hätte, die Menge hätte ihn zerrissen. Man konnte regelrecht Angst vor Gundeyn bekommen.

Eara machte sich auf den Weg in die Bibliothek und überlegte dabei, wer die Schrift wohl hinterlassen hatte. Auf jeden Fall nicht Torven, er war erzürnt gewesen. Wenn die Schrift in seinem Auftrag angebracht worden wäre, hätte er gewusst, dass in Wahrheit gar keine Dunkle Magie verwendet worden war. Jeder andere könnte es sein, von den Hohen Zauberern ebenso sehr wie aus den Reihen der niederen Adepten oder gar der Novizen. Der Vergleich mit Öl und Wasser könnte von Variah stammen, aber es dürften wohl auch andere in der Lage sein, mit ihren Worten Furcht zu säen. Das Entscheidende war, dass diese Person in der Lage gewesen war, Werkzeuge zu verwenden, deren Verschwinden niemand bemerkt hatte und von deren Geräuschen niemand aufgewacht war. Jemand, der klug genug war, nicht einfach mit Magie Zeichen in den Stein zu bohren oder mächtige Zauberei direkt zu verwenden, um die Schrift zu erschaffen, sondern keine Spuren hinterließ. Der Vorfall war harmlos und hatte ihrer Sache letztendlich sogar genützt, doch ihr Gegner war nicht zu unterschätzen.

Sonnenhoch, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Bibliothek in der Feste von Yra, Hadria

Die Bibliothek Yras war in zwei Bereiche gegliedert: Die Vordere Abteilung war jedem zugänglich und enthielt etwa sechs Dutzend Basiswerke über Zauberei und Magie, einige trockene Lehrbücher über Grundlagenzauber sowie exemplarische Schriften über die Experimente, die in der Feste durchgeführt wurden. Der weitaus größere Bereich aber, die Hintere Abteilung, war verschlossen und nur Zauberer des Turmes durften die Bücher und Schriften dieses Bereiches studieren.

Hinter einem großen Tresen mit unzähligen Schubladen saß Marnus, der Bibliothekar. Er verwaltete die Bibliothek und sorgte dafür, dass niemand Unberechtigtes, insbesondere kein Zauberer des Feuers, die Hintere Abteilung betrat.

Bei Earas Eintreffen blickte er mürrisch auf. Ein einziges dickes Buch lag vor ihm, der Katalog der Bibliothek. Jedes einzelne Schriftstück war hier eingetragen und das ermöglichte es Marnus, die gewünschten Bücher schnell zu finden.

„Was wollt Ihr, Souveränin?“, knurrte der Bibliothekar.

Eara stellte sich vor ihn und blickte kühl auf ihn herab. „Was wohl? Ich bin hier, um den Text von Themauros abzuholen, um den ich dich gestern gebeten habe. Ich wäre schon vorher hierhergekommen, doch ich wurde aufgehalten, weil irgendwelche Rabauken die Wand der Eingangshalle mit Dunkler Magie beschmutzt haben.“

Marnus blinzelte sie überrascht an. „Dunkle Magie?“, fragte er begriffsstutzig. Dann erst schlich sich der Hass in sein Gesicht. „Diese verdammten Zauberer des Feuers! Diese verdammte Dunkle Magie! Wie ich sie verabscheue!“

„Marnus, der Text von Themauros! Gib ihn mir.“

Marnus beruhigte sich wieder und sagte tonlos: „Es tut mir leid, das gewünschte Schriftstück befindet sich nicht in der Bibliothek.“

Eara erstarrte. Sie hatte gewusst, dass dieser Fall durchaus möglich wäre. Themauros hatte mehr als nur einen Text hinterlassen, wieso sollte ausgerechnet der Gesuchte darunter sein? Dennoch war diese Entwicklung äußerst bedauerlich, nur in der Bibliothek von Yra hatte die Schrift noch sein können.

„Dann bring mir alle Schriften, die wir von Themauros haben“, forderte Eara.

Marnus blickte sie unbewegt an und sagte: „Wir haben nichts von einem Autor diesen Namens.“

„Du musst dich irren. Sieh nach, ob es einen ähnlich klingenden Namen gibt.“

Marnus verschränkte beleidigt seine dünnen Arme. „Verehrte Souveränin, was denkt Ihr habe ich getan? Es gibt nichts von Themauros, weder im Katalog noch in den Regalen!“

Earas Gedanken rasten. Wie war das möglich? Sie wusste genau, dass sie den Namen Themauros schon gehört hatte! Wo, wenn nicht hier, sollte das gewesen sein? Am Baum der Lieder? Nein, es war in dieser Bibliothek gewesen!

„Ich möchte in die Hintere Abteilung!“ Marnus wirkte nun erst recht beleidigt, brachte sie doch indirekt zum Ausdruck, dass sie seinen Fähigkeiten als Bibliothekar misstraute. Und es war natürlich unsinnig, davon auszugehen, sie könnte etwas bemerken, was dem alten Mann, der schon sein halbes Leben in diesen Hallen verbrachte, entgangen war. Sie wollte hinein, um ihrer trügerischen Erinnerung auf die Spur zu kommen. Also streckte sie fordernd die Hand aus, Marnus erhob sich stattdessen mühsam und öffnete die vergitterte Tür selbst mit dem großen Eisenschlüssel.

Eara ging hindurch und durchschritt die Regalreihen, während die Tür hinter ihr wieder ins Schloss fiel. Mit der Zeit ließ sie die Lichtkugel immer heller leuchten, je weiter sie sich vom öffentlichen Teil entfernte.

Experimentelle Zauberei. Weiter!

Arkane Mächte. Nein!

Die Geschichte Hadrias. Möglicherweise, aber wohl eher in der nächsten Abteilung: *Religiöse Texte und Märchen.*

Diese Abteilung bestand nur aus einem einzigen schmalen Regal, und auch davon nur die eine Seite. Hadria war ein nicht gerade frommes Land und insbesondere die Zauberer scherten sich nur wenig um Gebete; in Yra gab es nur einen kleinen Schrein für Mutter Natur. Dass man Märchen und Religion zusammen einsortiert hatte, war deutlich genug. Ganz unten lagen einige wenige Schriftrollen aus der Zeit vor den Missionaren, die noch von Frostvater, Eiswolf und Sommerelfen kündeten, ganz oben Bücher, die die wenigen einheimischen Theologen geschrieben hatten. Den größten Teil nahmen jedoch die Dokumente ein, die die Missionare von Mutter Natur nach Hadria gebracht hatten: Heilige Schriften, theologische Dispute, dogmatische Texte. Und in der Mitte fehlte eine ganze Reihe.

Nachdenklich fuhr Eara mit dem Finger über das leere Regalbrett. Auf ihrer Fingerspitze sammelte sich kaum Staub; hier hatte vor kurzer Zeit noch etwas gelegen. Sie würde jede Wette eingehen, dass sich hier gestern um diese Zeit noch Schriften von Themauros befunden hatten, bis sie Marnus nach dem Text gefragt hatte. Sie hatte ihre Feinde unterschätzt. Ihre Gegner hatten von Earas Suche nach der Schrift über die Schöpfung der Welt erfahren, hatten alle Texte von Themauros schnell und effizient entfernt. Doch wie war das möglich? Es mussten Zauberer des Turmes sein, andere würde Marnus niemals in die Bibliothek lassen. Aber nein, diese Bücher waren nicht einfach gestohlen worden, das wäre zu einfach. Es waren sogar ihre Eintragungen aus Marnus' Katalog entfernt worden. Schnell und effizient. Irgendjemand versuchte, ihr Steine in den Weg zu legen. Und wenn schon! Sie würde eine Straße in die Zukunft daraus bauen!

Plötzlich bemerkte Eara etwas, das hier so ungewöhnlich war, dass sie im ersten Moment nicht darauf kam, was es war. Dann begriff sie. *Dunkle Magie!* Hier? In der Bibliothek? Sie fuhr herum und das rettete ihr das Leben, denn in diesem Moment zischte etwas so knapp an ihrem Kopf vorbei, dass sie den Luftzug spüren konnte, genau durch den Ort, an dem ihr Kopf sich einen Moment zuvor noch befunden hatte. Mit einem dumpfen Schlag schlug es in das Regal der religiösen Texte ein und blieb dort stecken.

Ehe Eara es ausführlich betrachten konnte, stürzte das Bücherregal der hadrischen Geschichte, von wo das Ding gekommen war, in ihre Richtung. Ihr erster Reflex war, einen Schild aus Dunkler Magie zu weben, ihren Nebel fest vor sich auszubreiten. Doch die Schlieren waren noch immer in Gestalt ihres Schattens in ihrem Schlafgemach und konnten ihr jetzt nicht helfen. Letztendlich rettete sie ein beherzter Sprung zur Seite, doch auch dabei geriet ihr Stab unter die Bücher und zersplitterte, woraufhin das magische Licht erlosch. Im nächsten Moment wurde ihr rechtes Bein vom Regal begraben und knirschte ekelhaft. Schmerz durchzuckte sie, grauenhafter Schmerz, doch Eara ignorierte ihn. Entweder sie würde ohnmächtig werden oder nicht, sie hatte darauf keinen großen Einfluss.

Erneut spürte sie den Einsatz von dunkler Magie und blickte auf. Dort stand, von einem weiteren Regal und der plötzlichen Dunkelheit verborgen, eine Gestalt, zumindest schob sich die Andeutung einer Hand in ihr Blickfeld. Diese Hand hielt ein kupfernes Rohr, dessen

Öffnung genau auf sie gerichtet war. Eara warf ihren Oberkörper zu Boden und erneut verfehlte das Geschoss sie um Haaresbreite, während ihr Kopf schmerzhaft auf den steinernen Boden knallte. Doch zumindest lenkte sie das von ihrem Bein ab. Eara richtete sich wieder auf und zeigte mit gestreckter Hand auf das Regal, welches mit ohrenbetäubendem Krachen umfiel. Der Unbekannte stand nicht mehr da, doch als der Lärm des Regals verschwunden war, vernahm Eara davonhastende Schritte.

Erschöpft ließ sie ihren Oberkörper wieder sinken und sammelte sich. Dann richtete sie ihre gekrümmten Finger auf das Regal, unter welchem noch immer ihr Bein begraben lag, und es stellte sich selbstständig wieder an seinen alten Ort, die Bücher und Schriftrollen schwebten zurück an ihren Platz, wirkten allerdings reichlich lädiert. Eara richtete ihren Blick auf ihr Bein. Es stand in einem unnatürlichen Winkel ab und schmerzte nach wie vor höllisch. Eara schloss die Augen, legte ihre Hand auf den Oberschenkel und sprach einen einfachen Zauber. Der Schmerz verebbte. Das Bein war zwar nicht geheilt, doch zumindest konnte sie es nicht mehr spüren.

Jetzt erst konnte sich wieder richtig auf den vergangenen Vorfall konzentrieren. Ein Attentat! Auf sie, auf die Souveränin! Auf die mächtigste Magierin Hadrias! Natürlich hätte all ihre Macht sie nicht gerettet, wenn sie einen Bolzen in den Schädel bekommen hätte, aber dennoch ...

Sie hatte ihre Feinde tatsächlich unterschätzt. Dreiste Sprüche in der Wand und gestohlene Dokumente waren das eine, aber ein Mordversuch? Eara griff nach dem zweiten Geschoss, das neben ihr auf dem Boden lag. Ein kleiner Bolzen, die Spitze ging nahtlos in den Schaft über, alles komplett aus einem leichten Metall. Vorne glänzte das silberne Material schwarz, und Eara begriff, dass es mit irgendeinem Gift benetzt sein musste. Wenn es nur todbringend genug war, dann hätte es nicht einmal eines Schusses in den Schädels bedurft, um sie zu beseitigen. Schnell und effizient. Und die schwarze Farbe ließ in Eara einen unguten Verdacht aufkeimen, was die Tödlichkeit des Giftes betraf.

Wer war ihr Gegner? Ihren alter Mentor Torven schloss Eara ebenso aus wie Variah. Natürlich wollten die Obersten sie nicht in ihrem Amt als Souveränin haben, aber keiner von beiden würde sie loswerden wollen, ohne sich absolut sicher zu sein, wie es danach weiterginge. Wenn man sie jetzt ermordet auffinden würde, dann würde jeder Orden die Schuld dem jeweils anderen in die Schuhe zu schieben und Hadria stünde kurz vor dem Ausbruch eines zweiten Ordenskrieges. Torven oder Variah wären nicht so dumm.

Doch wer dann? Gingen all diese Taten auf einen Einzeltäter zurück oder war eine Verschwörung im Gange? Auf jeden Fall musste es von Zauberern des Feuers ausgehen, denn sie hatte genau die Verwendung von Dunkler Magie gespürt. Doch zugleich ließ Marnus nur Zauberer des Turmes in die Bibliothek, die Zauberer des Feuers waren ihm zuwider. Die Bibliothek war von einem Schutzwall umgeben, der es unmöglich machte, mittels Schattentausch hinein zu gelangen. Gab es also einen weiteren Eingang? Einen Eingang, der benutzt worden war, um diese Schriften zu entfernen? Einen Eingang, mit dem der Attentäter sich jetzt auch Zugang in die Bibliothek verschafft hatte, um sie zu liquidieren? Denn Eara hatte das Verschwinden von Themauras Texten bemerkt, nachdem selbst Marnus getäuscht worden war. Und auch den Versuch, mittels einfacher Sprüche Stimmung gegen ihr Vorhaben zu machen, hatte Eara gegen ihre Verursacher benutzen können. Also versuchte es der unbekannte Magier mit gefährlicheren Mitteln?

Mühsam rappelte Eara sich auf, wobei sie ihr Gewicht nur auf das gesunde Bein stützte. Die traurigen Überreste ihres Stabes lagen am Boden. Sehr bedauerlich, er hatte ihr viele

Jahre gut gedient, hatte Drachenfeuer und Klingen überstanden, nur um von einem Regal zerstört zu werden. Doch letztendlich war der Stab nur ein astraler Fokus. Er half, bestimmte Zauber zu wirken, doch er war ebenso wenig nötig wie die komplizierten Gesten und unverständlichen Sprüche. Man benötigte nur ein gewisses magisches Talent, alles andere war hilfreiches, aber nicht notwendiges Beiwerk.

Sie sammelte die Splitter und die beiden vergifteten Bolzen ein und humpelte dann den langen Weg zurück zur Eingangshalle der Bibliothek. Sie hätte normalerweise noch einige andere hilfreiche Zauber gewusst, doch die Kraft, die sie seit heute Morgen zurückgewonnen hatte, hatte sie wieder aufgebraucht.

Als sie schwerfällig an die Gittertür klopfte, schrie Marnus kurz auf. Sein Blick fiel auf ihr Bein und er sprang überraschend agil auf, kramte in den vielen Schubladen seines Tresens nach dem Eisenschlüssel und schloss die Tür auf.

„Was ist geschehen?“, fragte er schwer atmend. Eara sammelte sich kurz und fragte ihn dann: „Hat eben jemand die Bibliothek verlassen?“ Es musste nicht zwingend einen zweiten, verborgenen, Eingang geben. Es wäre auch möglich, dass ein Zauberer des Turmes den Verlockungen der Dunklen Magie erlegen war und dass dieser der geheimnisvolle Assassine war. Doch Marnus schüttelte nur stumm den Kopf, anschließend erneut auf ihre Frage, ob sich noch jemand in der Bibliothek befinde.

„Jemand ist in die Bibliothek eingedrungen, es sind auch Texte aus der religiösen Abteilung verschwunden, vermutlich von Themauras. Suche nach einem versteckten Eingang und schau nach, ob der Katalog in letzter Zeit manipuliert worden ist!“ Marnus sah sie furchtsam an und nickte gehorsam. Eara wollte noch etwas hinzufügen, doch in diesem Moment begann ihr verletztes Bein unangenehm zu kribbeln. Ihr Zauber verflüchtigte sich! Sie eilte, noch immer humpelnd, aus der Bibliothek und zum Hospital.

Früher Nachmittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Etwa zwei Stunden später stand Eara wieder in ihren Gemächern und konnte endlich den Schatten zu sich rufen. Er löste sich wieder in schwarzen Rauch auf und bald war sie von ihren üblichen dunklen Schlieren umgeben. Jetzt erst fühlte sie sich wieder sicher, die Dunkle Magie könnte jederzeit einen undurchdringlichen Schutzschild um sie erschaffen.

Im Hospital waren ihre Verletzungen geheilt worden, das Bein schmerzte nur noch ein wenig, weshalb sie es beim Gehen nachzog. Auch etwas zu Essen hatte sie dort bekommen, zum ersten Mal seit längerer Zeit. Einen neuen Zauberstab hatte sie bereits beordert, doch bis der fertig war, würde noch eine ganze Weile vergehen. Eara setzte sich schwer, doch im nächsten Moment klopfte es eilig an ihre Tür.

„Herein!“, rief sie erschöpft. Gundeyn öffnete und kam zu ihr gelaufen, seine roten Haare verschwitzt. Vielleicht war er gerannt, wahrscheinlicher aber war, dass er die Treppe zu schnell bestiegen hatte. Er hatte eine schwache Konstitution und körperliche Arbeit war ihm ein Gräuel.

„Alle Zauberer rätseln, was es mit Euren Verletzungen auf sich hat“, sagte Gundeyn mit einem neugierigen Blick.

Eara hatte nicht vor, ihn aufzuklären. „Wie schädlich ist es?“, fragte sie stattdessen.

„Oh, überhaupt nicht, im Gegenteil. Man fragt sich, was geschehen ist, aber es machen Gerüchte über einen furchtbaren Kampf die Runde, über Eure Opferbereitschaft. Man

bewundert Euch noch mehr. Das ist mir gut gelungen!“, freute sich Gundeyn stolz.

Eara nickte. Sein Eigenlob nahm sie zur Kenntnis, doch es störte sie nicht, denn er hatte es sich redlich verdient und sie selbst lobte ihn nie.

„Lass die Hohen Zauberer in einer Stunde im Speisesaal zusammenkommen und sag ihnen, ich möchte mit ihnen über das sprechen, was sich ereignet hat.“ Gundeyn nickte und verschwand wieder und auch Eara erhob sich. Sie hatte noch jemanden zu besuchen.

Früher Nachmittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Nachdem sie am Faden gezogen hatte, schwang die Tür lautlos auf und Eara trat ein. Im Laboratorium herrschte das übliche Chaos, der Mechanicus selbst stand an einem der Werkische und hielt einige seltsame Geräte über einen der Runensteine, die Eara mitgebracht hatte. Er hatte sie noch nicht bemerkt und Eara hängte als erstes das Gewicht wieder zurück an seinen Platz, dann humpelte sie auf ihn zu. Unterwegs schreckte Hedal auf und drehte sich überrascht um. Bei ihrem Anblick grinste er und rief: „Ich weiß, weshalb du hier bist!“

Eara blieb stehen. „So? Weshalb denn?“

Hedal deutete auf einen Kasten, in dem eiserne Werkzeuge lagen. „Die wurden gestohlen und konsumiert, ohne meine Affirmation. Inzwischen bin ich natürlich informiert: Jemand hat sie entwendet, um damit diese Agitation in die Mauer zu gravieren. Eigentlich ominös, dass sie meine Untensilien entwenden und dennoch additional Dunkle Magie verwenden, um die Wand zu präparieren, findest du nicht auch?“

„Ja, sehr merkwürdig. Ach, Hedal, hast du schon jemand anderem berichtet, dass diese Werkzeuge verschwunden sind?“ Der Mechanicus schüttelte den Kopf und Eara unterdrückte ein erleichtertes Aufatmen. „Dann bitte ich dich, auch niemandem davon zu erzählen. Wir wollen doch nicht, dass die Übeltäter erfahren, wie viel wir von ihnen genau wissen. Besser, wir sind ihnen einen Schritt voraus.“ Hedal zwinkerte ihr verschwörerisch zu und Eara hoffte, dass andere seine Naivität nicht ebenso missbrauchen würden.

„Um ehrlich zu sein, ich bin nicht hergekommen, um mit dir über diese Werkzeuge zu sprechen.“

Hedal glotzte sie verständnislos an, dann erhellte sich sein Gesicht. „Ich weiß es! Ich weiß es! Du bist hier, um über die Runensteine zu debattieren, richtig? Welch eine Benediktion, ich habe gerade etwas eruiert.“ Mit diesen Worten griff Hedal nach dem Runenstein auf der Werkbank und warf ihn ihr zu. „Fang ihn ohne Hände!“, rief er und Eara schickte unsicher ihre Schlieren, um ihn aufzuhalten. Sie griffen den Runenstein nur zögernd, und selbst als sie ihn eigentlich schon fest gepackt hatten, flog er noch ein wenig weiter. Allein ihn in der Luft zu halten war anstrengend und schließlich nahm Eara ihn in ihre Hand.

„Du hast es registriert, oder? Die Dunkle Magie kann ihn nicht gut manipulieren! Das liegt daran, dass er eine hohe Konzentration Arkanum enthält, etwa fünf Prozent.“

Eara betrachtete den Stein anerkennend. Arkanum, das Metall der Zauberei. Es ließ sich mittels Zauberei sehr leicht, mit Dunkler Magie jedoch gar nicht beeinflussen. Viele Legenden rankten sich um diesen Stoff. Es hieß, es sei das seltenste Material der Welt. Auf jeden Fall war es das Teuerste, Eara hatte noch nie reines Arkanum gesehen.

„Kannst du es absondern?“, fragte sie den Mechanicus.

Hedal sah sie beleidigt an. „Ehe ich Arkanum extrahieren kann, muss ich sie noch intensiv analysieren: Ihre Konsequenzen für den Organismus, ihr Verhalten zueinander. Ich habe thaumaturgische Wechselströme im Verdacht, aber es könnten auch eine Reaktion des Arkanums mit Silizium sein. Nein, wenn ich Arkanum benötige, dann nehme ich das aus meinem Inventar.“

Sie blickte ihn ungläubig an. „Du hast Vorräte an Arkanum?“

Anstatt zu antworten trat Hedal zu einem der Schränke, öffnete ein kompliziert wirkendes Schloss, anscheinend ohne einen Schlüssel zu benutzen und nahm vorsichtig eine Silberschale heraus. Darin lag ein Haufen von bläulich schimmerndem Metall. Die Schatten um Eara zogen sich ohne ihr Zutun zurück.

„Das ist mindestens ein halbes Pfund!“, bestaunte sie ehrfürchtig. Diese kleine Schale war mehr wert als alle Waren des Wintermarkts zusammen.

Hedal nickte belustigt. „Genau genommen 12 Unzen und ein Lot. Und weißt du, woher ich es habe?“ Er wartete ihre Antwort nicht ab. „Von dir! Du hast es mir dediziert.“

Eara schüttelte nur den Kopf, während der Mechanicus fortfuhr: „Als du das letzte Mal nach Hadria kamst, da hattest du von deinen Reisen einige Objekte dabei, die ich inspizieren durfte: Unter anderem eine Drachenschuppe, diese amüsante Flöte, die hier leider nicht funktioniert, und das Ende eines Tentakels von diesem Oktohan, dem König der Tiefe. Und daraus stammt es.“

„Aus diesem kleinen Fangarm? Das gesamte Arkanum?“

Hedal kicherte. „Er bestand zu knapp fünfzig Prozent daraus. Frappant, dass dieses Monstrum trotzdem noch auftauchen konnte. Der Rest ist inzwischen längst zerfallen, aber Arkanum oxidiert nicht.“

Eara dachte an den gigantischen Körper, an die Tentakel, die das ganze Schiff umschlungen und mit einem Schlag ihren Mast abgeknickt hatten. Sie schätzte Oktohans Gesamtgewicht auf etwa vierhundert Zentner. Das machte zweihundert Zentner Arkanum! Zwanzigtausend Pfund! Mit Oktohan war ein Schatz in der Tiefe versunken, von dem man sich mindestens die halbe Welt hätte kaufen können. Das war inflationär! Wenn sie bedachte, wie viel sie hätten mitnehmen können ... Jetzt war schon längst alles im Hadriscen Meer zerstreut, diesen Schatz konnte niemand mehr bergen.

Einen Augenblick hatte sie den Grund ihrer Anwesenheit vergessen, doch jetzt erinnerte sie sich wieder. „Hedal, tatsächlich bin ich auch nicht hier, um mit dir über die Runensteine zu sprechen.“

Der Mechanicus stellte das Arkanum behutsam in den Schrank zurück, schloss ab und drehte sich dann wieder zu ihr um, die Stirn gerunzelt. „Dann ... vielleicht wegen der Einschätzung meines Meteorometers zur Witterung der nächsten Tage? Oder möchtest du auch einen Federhammer?“

„Mit deinem Federhammer hat es tatsächlich zu tun. Hör zu, was ich dich jetzt frage, ist von großer Wichtigkeit: Mit wem hast du über unser letztes Gespräch geredet? Insbesondere darüber, was die Verwendung deiner Erfindung als Waffe betrifft?“

Hedal starrte nachdenklich ins Leere, sogar seine unermüdlichen Hände beendeten ihre rastlosen Bewegungen. „Mit niemandem“, behauptete er schlicht.

Eara blinzelte. War es etwa Zufall, dass ein anderer zur selben Zeit wie sie auf die Idee gekommen war, den Federhammer in eine Waffe umzuwandeln? Nein, an eine solchen Zufälligkeit konnte sie unmöglich glauben! War also Hedal selbst ihr Feind? Seine Werkzeuge waren benutzt worden, um die Schrift in der Mauer zu hinterlassen, mit seiner

Erfindung wäre sie fast ermordet worden. Aber auch diese Möglichkeit schloss Eara aus, der Mechanicus interessierte sich kaum für Dinge, die sich nicht auf seine Arbeit bezogen, es war ihm auch egal, ob es nun zwei Orden oder einen gab. Und er hätte niemals zugestimmt, dass seine Schöpfung in eine tödliche Waffe umfunktioniert würde. Möglicherweise hatte er mit jemandem darüber gesprochen und das anschließend in einem Anfall von spontaner Zerstreuung sofort wieder vergessen.

In jedem Fall aber bewies ihr Feind wieder seine übliche Fähigkeit, Dinge zu wissen, von denen er keine Ahnung haben dürfte. Ihre Suche nach Themaurs Text. Der Zeitpunkt, zu dem sie sich in der Bibliothek aufhalten würde. Und jetzt auch noch ihr Gespräch mit dem Mechanicus. Eara kam es vor, als seien überall unsichtbare Augen und Ohren aufgehängt, die jede ihrer Aktionen stumm beobachteten und es ihrem geheimnisvollen Feind ermöglichten, gegen sie zu arbeiten.

Sie fixierte Hedal, der noch immer konzentriert vor ihr stand. „Ich frage, weil ich fast von deiner Erfindung ermordet worden wäre. Man hat den Hammerkopf durch ein Geschoss ersetzt, jene Möglichkeit, die ich schon gestern befürchtet hatte.“

Der Mechanicus riss die Augen auf. „Das ist absolut impraktikabel!“, hauchte er. „Der Haken verhindert es! Die Vehemenz genügt niemals für ein reelles Risiko!“

„Und wenn man den Haken entfernt?“

Hedal riss seinen eigenen Federhammer aus seiner Tasche und blickte ihn entsetzt an. Seine Hände zitterten. Er legte ihn neben den Runenstein auf die Werkbank, suchte hektische einige kleine Schraubenschlüssel zusammen. Dann atmete er tief durch und seine Unruhe verschwand.

Etwa den zehnten Teil einer Stunde schraubte er an dem Gerät herum, bis er neben einigen Kleinteilen den Hammerkopf und einen kleinen Haken auf dem Tisch liegen hatte. Den Federhammer, auch wenn er als solcher jetzt nicht mehr zu bezeichnen war, setzte er wieder zusammen.

„Wie sahen die Projektile aus?“, fragte er dann. Wortlos holte Eara die beiden Bolzen aus ihrem Gewand und bemühte sich dabei, die Spitze nicht zu berühren. Der Mechanicus griff sich einen der Bolzen und hielt ihn unter eine Lupe. „Dilettantisch!“, rief er erbost. „Wer auch immer den generiert hat, er hatte kein Talent! Hier sind bremsende Rillen, die Spitze ist nicht symmetrisch und hinten fehlt ein Stabilisator. Es ist evident, dass er einer abominablen, grotesken und unästhetischen Flugparabel folgen muss!“

Er schob den Bolzen in seinen präparierten Federhammer und zielte auf die Wand. Dann zog er am Hebel und der Bolzen schoss heraus, eierte ein wenig in der Luft, überschlug sich und fiel nach nur zwei Schritt zu Boden.

„Dilettantisch!“, murmelte er erneut, und Eara ging verwundert zum Bolzen auf dem Boden. Wäre das mutmaßliche Gift nicht gewesen, er hätte gar keine Gefahr mehr dargestellt.

„Das war vollkommen anders als vorhin“, bemerkte sie und Hedal betrachtete den neuen Bolzenwerfer verdutzt.

„Aber das Geschoss hat nur eine sehr marginale Duktilität, sollte noch so sein wie vor dem ersten Schuss und meine Federhämmer sind alle identisch. Optimierte Schüsse lassen sich maximal durch Glück erzielen.“

Pures Glück? Nein, wohl kaum, schließlich waren *beide* Schüsse ziemlich perfekt gewesen. Wenn der Bolzen sich aber tatsächlich nicht veränderte, dann war der Unterschied bei der Waffe zu suchen. Doch es war schwer vorstellbar, dass es jemandem gelungen war,

eine von Hedals Erfindungen zu verbessern, selbst wenn er sie einem neuen Zweck anpasste. Da fiel Eara ein, was sie bisher noch nicht bedacht hatte: Der Attentäter hatte Dunkle Magie eingesetzt! War das die Erklärung für die gefährlicheren Bolzen?

Ihre entsprechende Frage quittierte Hedel mit einem bitterbösen Blick, der sich allerdings nicht gegen sie richtete, sondern gegen den versuchten Mörder. „Jemand hat es gewagt, eine meiner Kreationen mit Dunkler Magie zu manipulieren?! Damit wäre natürlich vieles möglich ...“ Er versank kurz in seiner Gedankenwelt, dann rief er laut: „Der Descendator sollte in der Lage sein, die Einwirkungen Dunkler Magie auf diesen Bolzen zu rekonstruieren! Gib mir eine Stunde und ich sage dir, was es mit der Dunklen Magie auf sich hat.“

Hedal drehte sich um und legte den Bolzen in einen unscheinbaren Stahlkasten an der Wand, doch Eara unterbrach seine Untersuchungen. „Was mich noch interessiert ist das Gift an der Spitze der beiden Bolzen“, merkte sie an. Der Mechanicus ging stumm zu einem weiteren Schrank an einer der Wände und öffnete ihn. Darin erkannte Eara einige Phiolen und Tiegel zweifelhaften Inhalts. Hedel griff sich zielstrebig ein Reagenzglas mit einer roten Flüssigkeit. Er schüttelte das Glas prüfend, nickte zufrieden und schloss den Schrank wieder.

Es handelte sich tatsächlich um Blut, sogar von einem Menschen, wie der Mechanicus erklärte, nachdem er es zu Eara gebracht hatte. Er hatte angeblich den Speichel blutsaugender Fledermäuse hinzugegeben, um die Gerinnung zu verhindern, was sich für Eara ziemlich makaber anhörte, aber offensichtlich funktionierte. Sie fragte sich zwar, wozu er Menschenblut brauchte, doch sie belästigte ihn nicht damit. Hedel dagegen nahm sich den zweiten Bolzen, zog den Stopfen vom Glas und tunkte die vergiftete Spitze ins Blut. Erst geschah nichts, dann verfärbte es sich binnen kürzester Zeit pechschwarz, wie ein Feuer, das erlischt und nur Kohle zurücklässt.

Also tatsächlich, ganz wie sie befürchtet hatte. Das Gift eines Forinkäfers! *Forin* bedeutete in der Sprache des Nordens schlicht Gift, und das war auch die auffälligste Eigenschaft des ansonsten so unscheinbaren Käfers. Vom Äußeren her ähnelte er mit seiner blauschwarzen Farbe und seiner runden Form einem Mistkäfer, benötigte jedoch zum Überleben deutlich kältere Temperaturen. Fühlte ein Forinkäfer sich bedroht, dann biss oder stach er zu, Eara war sich nicht ganz sicher was von beidem. Sein Gift konnte, vorausgesetzt es gelangte in die Blutbahn, jedes Wirbeltier in kürzester Zeit töten. Selbst die winzigste Dosis genügte. Ein Heilmittel gab es bislang nicht. Nur die Mutigsten oder Vorsichtigsten trauten sich, mit dem Gift eines Forinkäfers zu hantieren, und es zu beschaffen war nur auf dem Schwarzmarkt möglich, denn in Hadria war Forinkäfergift geächtet, schon der Besitz war streng verboten. Der unbekannte Feind war noch deutlich gefährlicher, als sie bisher angenommen hatte.

„Hedal! Welcher Zauberer des Feuers besitzt alles einen Federhammer?“

Hedals Lippen verformten sich zu einem Schmollmund. „Niemand! Über einen Federhammer disponieren momentan nur Zauberer des Turms.“

„Nur Zauberer des Turms“, wiederholten sie mechanisch. Das wurde ja immer verworrener! Die Texte des Themauros waren aus der Bibliothek verschwunden und auch das Attentat hatte dort stattgefunden, doch hier hatten nur Zauberer des Turms Zutritt. Und nur Zauberer des Turms besaßen einen Federhammer, den sie zu einem Bolzenwerfer hätten umbauen können. Aber es war Dunkle Magie verwendet worden, um ihn zu perfektionieren. Selbst wenn es sich um einen Zauberer des Turms handelte, der heimlich Dunkle Magie

praktizierte: Marnus hatte zumindest zur Zeit des Attentats niemanden gesehen. Und außerdem hätte ein solcher Magier am wenigsten Grund, gegen eine Verschmelzung der beiden Orden zu agieren, schließlich könnte er in dieser Vereinigung die Dunkle Magie auch offen verwenden.

Sie wünschte, sie hätte einen der anderen Helden von Andor hier, der ihr half, Licht ins Dunkel der Ereignisse zu bringen. Am liebsten ... Leander. Diese Erkenntnis erstaunte sie, schließlich kannte sie Chada, Thorn und auch Kram deutlich länger und konnte sie besser einschätzen. Doch Leander war anders. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, besaß einen scharfen Verstand und wäre am ehesten dazu in der Lage, den Fall zu klären. Außerdem, da war Eara sich sicher, hatte er als einziger begriffen, dass Dinge wie Ehre oder Wahrheit bestenfalls Mittel zum Zweck waren, nur überholte Konstrukte für kleinere Geister, Tugenden ohne eigenen Wert. Vielleicht sogar besser als sie selbst, regte sich die Stimme der Schwäche doch immer wieder in ihr. Und war es nicht konsequent, dass sie sich, um die Dunkelheit zu lüften, einen Blinden wünschte? Wer käme besser mit Finsternis zurecht?

Eara verbannte den Seher aus ihren Gedanken. „Kannst du mir alle Zauberer nennen, die einen solchen Federhammer besitzen?“, fragte die Dunkle Magierin.

Hedal nickte stolz. „Ich notiere es.“ Hätte er es sich nur gemerkt, dann hätte Eara der Sicherheit dieser Quelle nur eingeschränkt vertraut. So aber nahm sie die Liste, die er ihr aushändigte, interessiert in Empfang. Im Licht der Spiegel, die das Laboratorium ausleuchteten, konnte sie elf Namen erkennen. Fünf davon sagten ihr nichts, doch die anderen waren äußerst aufschlussreich. Sie verließ die Werkstatt, ohne sich zu bedanken. Der Mechanicus hätte es nicht zu würdigen gewusst und sie hatte nicht vor, ihre Stimme zu verschwenden. Sie würde sie heute noch brauchen.

Später Nachmittag, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Die Versammlung der Hohen Zauberer nahm ihren Bericht unbehaglich zur Kenntnis. Eara erzählte mit großen Worten von dem Mordversuch, von der Waffe, die der Täter verwendet hatte und auch vom Gift des Forinkäfers. Die Schrift des Themauros erwähnte sie nur nebenbei, sie hatte mit der ganzen Sache nur begrenzt zu tun.

„Die Bedrohung ist groß, insbesondere, da wir ihr Ausmaß noch nicht einschätzen können. Ich bezweifle, dass nur ein Einzeltäter dahintersteckt, dazu ist das alles zu gut organisiert. Wir müssen Einigkeit zeigen, um den unbekannten Mächten des Feindes Herr zu werden. Lasst uns gemeinsam und mit aller Macht gegen die Aufwiegler, Diebe und Meuchler vorgehen, solange wir es noch können!“

Ganz bewusst dramatisierte sie die Situation, je bedrohlicher sie die Ereignisse beschrieb, desto eher wären die Zauberer zur Zusammenarbeit bereit. Wenn sie sich gefährdet fühlten, dann würde sie das zusammenbringen. Und das war es, was Eara wollte.

„Weshalb hast du uns zusammenrufen lassen, Souveränin Eara? Nur um unsere Neugierde zu befriedigen, oder gibt es auch einen angebrachteren Grund?“

Gesprochen hatte Torven. Er hatte ihre Absicht erkannt und gab nun sein Möglichstes, um sie zu vereiteln. Natürlich konnte auch er die Gefahr nicht einschätzen, sehr wohl aber ihre Versuche, die Situation für ihre eigenen Ziele zu nutzen.

Eara konzentrierte sich auf die anderen Zauberer. Torven und Variah waren Sturköpfe, die beiden Obersten zu überzeugen, würde ihr nicht gelingen. „Ich möchte euch nicht über

etwas abstimmen lassen, das ist nicht nötig. Doch ich möchte euch über meine Pläne unterrichten: Wenn wir einen der Täter aufspüren, dann wird er nicht im Karzer untergebracht, denn wir wissen nicht, wie weit der Einfluss dieser Unruhestifter reicht. Stattdessen verhören wir ihn an einem geheimen Ort. Ich dachte dabei an die *Kammer der astrologischen Erforschung* in den Fingertürmen.“

Die *Kammer der astrologischen Erforschung* war ein verlassenes Labor, vor langer Zeit gebaut, um den Einfluss von Gestirnen auf die Zauberei zu untersuchen. Es wurden die unsinnigsten Studien durchgeführt, doch man hatte nichts erreicht außer den Zusammenhang zwischen Gezeiten und Mondphasen zu bestätigen, und irgendwann waren die Zauberer zu dem Schluss gekommen, dass es einen Einfluss der Gestirne schlicht nicht gab. Zwar wurden Zauber häufig so gewirkt, dass sie nur in Kombination mit bestimmten Sternbildern ihre Wirkung entfalteten, doch nur deshalb, weil die Sterne vorhersehbarer als jedes Uhrwerk waren, nicht weil sie das Zaubern in irgendeiner Form begünstigten. So hatte Yra sich einem interessanteren Thema zugewendet; die *Kammer der astrologischen Erforschung* stand seither leer.

„Dieser Ort lässt sich deutlich schwerer bewachen“, gab Variah zu bedenken, doch auf diesen Einwand war Eara vorbereitet.

„Und deswegen darf es niemand erfahren. Ich habe die Versammlung eingeweiht, da es einige gab, die mir vorwarfen, ich hätte an ihr vorbeiregiiert.“ Bei diesen Worten blieb ihr Blick wie zufällig an den beiden Obersten hängen, ein Zeichen, das wohl keinem der anwesenden Zauberer entging. „Doch ich muss mich auf die Diskretion von euch allen verlassen. Solange nur die Hohen Zauberer wissen, an welchem Ort sich die Gefangenen aufhalten sollen, ist die Kammer sicherer als der Karzer. Sobald Wort davon nach außen dringt, ist das hinfällig.“

Sie ignorierte die empörten Blicke derjenigen Zauberer, die sich wegen ihres ungesagten Zweifels an der eigenen Verschwiegenheit angegriffen fühlten, doch Variahs nächsten Kommentar konnte sie nicht überhören.

„Erst einmal solltet Ihr Gefangene machen, Souveränin, und anschließend könnt Ihr überlegen, wo sie unterzubringen sind. Erschütternd, dass diese Zauberer es schaffen, unerkant zu bleiben, obwohl die mächtigste Dunkle Magierin Yras sich ganz auf dieses kleine Problem konzentriert.“

Eara musterte die Oberste Zauberin des Feuers kalt. „Je länger ich brauche, um sie aufzuspüren, desto größer scheint ihre Macht zu sein. Ich lasse bereits den Einfluss Dunkler Magie auf die beiden vergifteten Bolzen analysieren, mit etwas Glück mag es mir gelingen, den Täter aufzuspüren“, versuchte Eara, die Lage zu retten. Variahs unverhohlene Skepsis an ihren Fähigkeiten kam ungelegen, es zwang sie zu schnellen Erfolgen, um die eigene Autorität zu sichern. Zwar waren erst wenige Stunden vergangen, seit sie die Schrift an der Wand zum ersten Mal gesehen hatte, doch Variah war es gelungen, das Fehlen eines Schuldigen als Earas Misserfolg hinzustellen. Aus ihrer großen Macht erwachsen auch große Erwartungen, und das wusste Variah geschickt gegen sie zu nutzen. Doch wenn es Eara gelang, noch in kurzer Zeit jemanden zu finden, der etwas mit der Sache zu tun hatte, dann wäre ihre eigene Position nach dieser Bemerkung gefestigter denn je.

Notfalls musste sie jemanden zum Täter erklären, um sich Zeit zu erkaufen. Ein solches Bauernopfer wäre bedauernswert, aber vielleicht gelang es ihr ja auch bald, den wahren Schuldigen aufzuspüren. Sie musste ebenso vorgehen wie ihre Feinde: Schnell und effizient.

Abenddämmerung, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Bei ihrer Rückkehr in ihre Gemächer wurde sie bereits vom Mechanicus Hedal erwartet. Er war so aufgeregt, dass er sogar freiwillig sein Laboratorium verlassen hatte, wahrscheinlich zum ersten Mal seit einem halben Jahr.

„Ich habe herausgefunden, wie meine Konstruktion manipuliert wurde“, begann er. Eara setzte sich auf eine eisenbeschlagene Truhe an der Wand und lauschte.

„Mein Federhammer ist keine Waffe, also ist es auch nicht mit Zauberei möglich, sie zu einer Waffe zu transformieren. Man hat einen schwarzmagischen Akkumulator integriert, der für vehementere, schnellere und gradlinige Schüsse sorgt. Doch das erfordert fundierte Kenntnisse der Dunklen Magie. Selbst ich könnte es nicht, mir fehlt die theoretische Basis.“

Eara verstand einigermaßen, wovon Hedal sprach. Irgendjemand hatte den Federhammer in eine Magische Waffe verwandelt. Um solch mächtige Waffen zu schaffen, wie es einst der große Orweyn getan hatte, musste ein Magier in die Unterwelt Hadrias hinabzusteigen, wo die Dunkle Magie am stärksten war und gleich Rauch durch die Kavernen trieb. Wo sie widernatürliche Kreaturen schuf, die Gors aus dem Süden in gefährliche Nachtgors verwandelte und alles um sich her verdarb. Eara hatte diesen Ort einst selbst besucht, hatte dort unten die Dunkle Magie angenommen, ihr altes Selbst vernichtet und zu der Stärke gefunden, die sie benötigte.

Eara blinzelte und schob die Erinnerungen beiseite, um den Ausführungen Hedals zu lauschen. Anstatt bis in die Dunkelheit der Unterwelt hinabzusteigen, konnte auch ein Teil der eigenen Macht in einen Gegenstand gebannt werden; eine Möglichkeit, die kein Magier gerne wählte und die von den Zauberern des Feuers nur halbherzig erforscht wurde. Bis die eingespeiste Energie verbraucht war, konnte jeder solche Waffen einsetzen. Jeder...

Hedal erzählte weiter, berichtete von komplexen magischen Vorgängen, doch Eara hatte anderes im Kopf. Kein Zauberer des Turmes, selbst wenn er heimlich Dunkle Magie praktizierte, wäre ohne entsprechende Ausbildung in der Lage, ein solch kompliziertes schwarzmagisches Artefakt zu erschaffen. Ein Zauberer des Feuers musste einen Federhammer mit seiner Magie belegt haben. Einen Federhammer, wie ihn nur Zauberer des Turmes besaßen...

Niemand hatte einen verschwundenen Federhammer gemeldet, also handelte es sich nicht um einen Diebstahl, sondern um eine Tat mit gegenseitigem Einverständnis. Mindestens ein Zauberer aus beiden Orden hatte geholfen, eine effektive Kombination. Paradoxerweise richtete sie sich ausgerechnet gegen eine Verschmelzung der beiden Orden. Zauberer aus beiden Orden hatten sich gegen sie geschworen. Und dazu hatten sie sich nur wenig Zeit gelassen, denn erst beim gestrigen Abendmahl war bekannt geworden, was ihre Pläne waren. Sie mussten sich noch in der Nacht getroffen haben, irgendwo, wo niemand sie entdecken würde. Zum Beispiel mitten in den Gärten, wo sie zugleich noch den Ort im Auge behalten könnten, den zu betreten Eara verboten hatte?

Die sechs Gestalten, die sie in der Nacht entdeckt hatte. Sie hatten sich getroffen, ihren Hass auf Earas Pläne ausgetauscht und geschworen, sie aufzuhalten. Einer der Zauberer des Turmes hatte seinen Federhammer weggegeben, einer der Zauberer des Feuers hatte ihn mit Dunkler Magie versehen, damit sie im Notfall eine Waffe hätten. Sie hatten die Werkzeuge aus dem Laboratorium gestohlen und den Spruch in der Wand hinterlassen. Sie hatten die Schriften von Themauros aus der Bibliothek entwendet. Sie hatten sogar Forinkäfergift

besorgt. Und das alles wie üblich: Schnell und effizient. Doch jetzt war Eara ihnen auf der Spur. Zumindest hoffte sie das ...

Wen suchte sie? Je drei Zauberer aus beiden Orden. Einer der Zauberer des Turms besaß einen Federhammer. Und er hasste ihre Idee von einer Vereinigung der beiden Orden. Vermutlich, weil er auch die Magier des Feuers verabscheute, die Verschwörung war demnach nicht mehr als ein Zweckbündnis. Der Zauberer konnte in die Bibliothek hineingelangen, um sie zu ermorden, er konnte unbemerkt die Texte von Themauros entfernen und sogar den Katalog zu beeinflussen. Eara holte den Zettel mit den elf Namen heraus und studierte die Liste. Alles war klar.

Abenddämmerung, 22. Herbsttag 76 a.Z.

Bibliothek in der Feste von Yra, Hadria

Eara humpelte in die Eingangshalle der Bibliothek, ein Dutzend niederer Zauberer des Turms im Schlepptau. Marnus tat, als habe er seine Besucher noch nicht bemerkt und schrieb einen Satz fertig, dann erst legte er die Feder langsam beiseite und blickte auf.

„Marnus! Hat nach mir noch jemand die Bibliothek verlassen?“ Der Bibliothekar schüttelte bedauernd den Kopf. „Hast du einen geheimen Eingang gefunden?“

„Nein, Souveränin!“, krächzte er.

Eara nickte und sagte laut: „Das war zu erwarten. Ich denke, damit ist alles klar.“

„So? Ist es das?“, fragte Marnus nervös.

„Allerdings!“, bestätigte Eara. „Wenn es keinen geheimen Eingang gibt und durch den Haupteingang niemand die Bibliothek verlassen hat, dann muss der Täter sich noch immer in der Bibliothek verstecken.“

Marnus suchte fahrig den Schlüssel aus den Schubladen und hielt ihn demonstrativ in die Höhe. „Ihr könnt gleich mit dem Durchkämmen der Hinteren Abteilung beginnen.“

„Es wird nicht nötig sein, nach dem Täter zu suchen.“ Eara deutete auf den alten Bibliothekar und ihre Schlieren schossen nach vorne, umschlangen seine Arme und hoben die dünne Gestalt in die Höhe, wobei seine alten Gelenke unangenehm knirschten. „Ich denke, wir haben ihn bereits gefunden.“

Marnus erbleichte und versuchte vergeblich, sich aus den schwarzen Fesseln zu entwinden. Eara fixierte ihn und fragte: „Wie lange standest du gestern schon vor der Tür des Laboratoriums? Erst seit dem Beginn meiner Unterhaltung über die Möglichkeiten, einen Federhammer in eine Waffe zu verwandeln, oder schon vorher?“

Marnus stöhnte schmerzerfüllt auf, während Eara unbarmherzig fortfuhr: „Wer sind die anderen fünf? Woher habt ihr das Forinkäfergift?“

Marnus wurde noch bleicher. „Woher weißt du, dass wir in Yra zu sechst sind?“, fragte er entsetzt.

Eara lachte kalt, nicht weil sie amüsiert war, sondern weil es auf Marnus den größten Einfluss machen sollte. „Ich stelle hier die Fragen. Wenn du mir jetzt antwortest, dann kannst du dir später einige Schmerzen ersparen.“

Marnus keuchte, doch er presste die Lippen fest aufeinander. Zu bedauerlich. Sie hätte gerne auf eine andere Methode als Folter zurückgegriffen. Doch vorerst wollte sie seine Reaktionen auf ihre Vermutungen überprüfen.

„Ich hätte nicht gedacht, dass du trotz deines Hasses auf die Dunkle Magie bereit bist, mit Zauberern des Feuers zu paktieren. Doch anscheinend verbindet euch ein gemeinsamer

Feind: Ich. Alles setzt ihr daran, meinen Plan zu vereiteln und die beiden Orden auseinanderzubringen. Also hast du den Text versteckt, nach dem ich dich gefragt habe, und dazu noch alle anderen dieses Autors. Und als dir klar wurde, dass ich die fehlenden Dokumente bemerken würde, da hast du die Nerven verloren und eure schöne neue Waffe genommen, um mich endgültig zu beseitigen. Glücklicherweise erfolglos. Das alles vollkommen umsonst, denn Themauros' Schriften hatten nicht das geringste mit den beiden Orden zu tun. Du hast den Verdacht komplett sinnlos auf dich gelenkt. Wo sind die Schriften? Antworte mir jetzt oder du wirst es später noch bereuen.“

Der Bibliothekar spuckte aus. „Ich habe sie verbrannt, damit sie dir nicht in die Hände fallen!“ Er lachte gequält. „Mich magst du erwischt haben, aber die anderen werden sich vor dir verstecken, bis es einem von ihnen gelingt, dich aufzuhalten. Dein Plan ist schon jetzt gescheitert! Entweder wir vereiteln ihn, oder die Zaubererschafft wird das von selbst tun. Sie braucht nur etwas länger, um zu begreifen.“ Er funkelte sie hasserfüllt an. „Töte mich, wenn du möchtest, aber das kann dich auch nicht retten.“

Eara ließ die Schlieren noch fester zugreifen, was sich vor allem in einem gequälten Gesichtsausdruck des Bibliothekar äußerte. „Oh ja, du wirst noch für deine Taten gerichtet werden. Aber zuvor wirst du mir alles verraten, was ich wissen will. Du kannst nur entscheiden, ob es langsam oder schmerzlos zugehen wird.“

Sie schleuderte ihn gegen das Gitter wie eine Puppe. Marnus sackte entkräftet zu Boden und zwei der Zauberer des Turms packten ihn. „Führt den Verräter ab!“, befahl Eara und humpelte dann um das Pult. Marnus wurde davongeschleift, doch Eara konzentrierte sich auf die vielen Schubladen vor sich. Eine nach der anderen öffnete sie, denn sie bezweifelte, dass Marnus den Text tatsächlich verbrannt hatte, dazu war er zu sehr Bibliothekar. Viel eher würde er ihn doch behalten und eingehend analysieren, um zu begreifen, weshalb seine Feindin daran interessiert war.

Eine weitere Schublade flog auf und darin lag ein Bündel Pergament, auf das mit enger Schrift etwas geschrieben war. Die Texte waren wohl vor Jahren schon in die Gemeine Sprache übersetzt worden, wenn auch etwas altertümlich. Eara nahm das erste Blatt heraus und begann mit der Lektüre.



Zwischenspiel II – Familie

Morgendämmerung, 23. Herbsttag 76 a.Z.

Klippenwacht, Hadrisches Meer

Cera wischte den Boden der *Fröhlichen Nixe*, als es klopfte. Überrascht sah sie auf. Das Gasthaus hatte immer geöffnet, niemand klopfte je an die Tür. „Herein!“, rief sie erwartungsvoll. Kurz befürchtete sie, es könnten Soldaten von Stinner sein, doch nur ein Seemann betrat den Schankraum. Cera musterte ihn unauffällig. Kurzes schwarzes Haar, dicke muskulöse Arme, wettergegerbtes Gesicht. Sie kannte ihn nicht, aber Seemänner wie ihn gab es viele.

„Kmarforia! Kundschaft!“, rief sie. Ihre Tochter lief in den Raum, die blonden Haare wie üblich offen. Liebevoll betrachtete Cera sie. Ihre Tochter war ein wunderbares Mädchen, das wusste sie. Selbst wenn sie nicht ihre Mutter gewesen wäre, sie hätte sie lieben müssen. Jeder liebte Kmarforia! Sie war ein sanftmütiges, liebes Kind, das niemandem je ein Leid zufügen würde.

Der Seemann trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. „Ich soll nur was abgeben“, murmelte er. „Das hier is’ für euch, von den Helden von Andor.“ Er stellte ein unscheinbares Holzkästchen vor sich auf den Tisch.

Cera jubilierte. Eine Nachricht von Santalion, endlich! Sie rief auch nach ihrem Mann Mertos, während der Seemann die *Fröhliche Nixe* wieder verließ. Mertos Bantor erschien im Türrahmen und ließ sich von seiner Tochter erklären, was geschehen war. Cera wartete geduldig, auch wenn sie es kaum erwarten konnte, das Kästchen zu öffnen. Hatte Santalion bereits Erfolg gehabt? Hatte er tatsächlich ausgerechnet die Mörder des göttlichen Oktohan dazu bringen können, ihre Meinungen gegenüber dem Kult der Drei Mächte zu überdenken?

Hauptsache, er kam bald wieder nach Hause. Cera vermisste ihren Sohn, sie liebte ihn ebenso wie ihre Tochter und ihren Mann. Bald würde die ganze Familie wieder vereint sein.

Kmarforia griff das Kästchen, spähte hinein ... und erstarrte. Ihr helles Gesicht erbleichte, die fröhliche Miene nahm einen Ausdruck tiefer Trauer an. Cera riss das Kästchen erschrocken an sich. Was war es, was ihre Tochter so erschreckt hatte? Sie schlug den Deckel auf und ließ ihren Blick über den Inhalt schweifen. Dann schrie sie gequält auf. Das Holz entglitt ihren zitternden Händen, fiel zu Boden und gab den Inhalt preis: Santalions Augengläser, das dunkelgrüne Glas am linken Auge zersplittert, das Silber mit Blut verschmiert.

Sie sank zu Boden, von ihrem Schluchzen zitternd. Sie spürte, wie Mertos sie umarmte,

auch er weinend, und wie Kmarforia schmerzhaft fest ihre Hand griff. Die Wärme, die ihre Tochter in anderen aufsteigen lassen konnte, konnte sie zum ersten Mal in keiner Weise trösten. Alle drei vergossen sie Tränen auf die frisch geputzten Bretter.

Santalion! Ihr erstgeborener Sohn! Ihr geliebter Junge! Was hatte sie nicht alles für ihn getan?

Mertos und Kmarforia wurden von tiefer Verzweiflung ergriffen, doch in Cera machte sich ein anderes Gefühl breit: Hass! *Für euch, von den Helden von Andor.* Die verfluchten Helden von Andor hatten ihren Zorn gegenüber dem Kult nicht überwunden. Sie hatten das einzige zerstört, was Cera noch bedeutsamer war als die Drei Mächte: Ihre eigene Familie! Sie waren nicht länger nur die Mörder Oktohans, sie waren auch die Mörder Santalions! Sie hatten ihren Sohn massakriert, der ohne böse Absicht mit ihnen gegangen war. Und voller Stolz auf ihre Tat zeigten sie seiner Familie noch ihre Übeltaten. Cera konnte sich gut ausmalen, wie sich auf ihren verhassten Gesichtern ein grausames Lächeln breitmachte, wenn sie sich vorstellten, wie Santalions Familie sich beim Anblick der Augengläser fühlen musste.

Cera kreischte auf und schleuderte das Kästchen zusammen mit den Augengläsern in die verlöschende Glut des Kamins. Und zusammen mit dem Brief, der von ihnen allen unbemerkt auf dem Boden des Kästchens gelegen hatte. Flammen züngelten empor, die das Holz zu der Asche verbrannten, zu der auch Ceras gesamte Welt geworden war.

Und so schwor sie blutige Rache, sie schwor, nicht eher zu ruhen, bis die Helden von Andor und der Seekrieger Stinner vernichtet wären. Ihr Hass war grenzenlos und sie nährte ihn immer weiter, bis sie die Trauer verdrängen konnte.

Denn wer wäre zu schlimmeren Taten imstande als diejenigen, denen selbst Schlimmes angetan wurde?



1 – Das Herz des Todes

Morgendämmerung, 23. Herbsttag 76 a.Z.

Hohe See südlich der Klippe Echsenfinger, Hadrishes Meer

Über dem Hadrishen Meer stieg die Sonne empor und ließ die vorbeirauschende See in weißem Glanz erstrahlen. Drukil blinzelte ins Licht und hörte den beiden Seemännern zu, die wieder einmal mit ihren Heldentaten angaben. Drukil mochte die beiden, auch wenn er nicht einmal ihre Namen kannte. Ihre Angeberei allerdings raubte ihm den letzten Nerv. Er war durch ein kaltes Gebirge in ein glühend heißes Land gezogen, um Sklaven zu befreien und Riesen zu töten. Doch dabei hatte er sich nur gewünscht, dass endlich alles enden würde. Er wollte doch nur die Fesseln abstreifen, die ihn als Menschen gefangen hielten. Pflicht. Freundschaft. Mitgefühl. Wann konnte er das alles endlich wieder hinter sich lassen?

Die Abenteuer der beiden Seemänner waren keine Heldentaten, selbst wenn sie der Wahrheit entsprachen. Echte Heldentaten zeichneten sich dadurch aus, dass die Helden selbst nur darauf hofften, sie mögen zu Ende gehen. Doch stattdessen ging stets wieder alles von vorne los.

Durch diesen Ewigen Rat zum Beispiel. Drukil hätte ihn gerne zerschlagen, nur musste er dazu erst herausfinden, was er überhaupt war. Aber Sachen herauszufinden, das war nicht eben seine Stärke. Sachen zerschlagen, das schon. Aber Dinge in Erfahrung bringen... er konnte ja nicht einmal lesen.

Wenn Leander mit seiner Idee doch recht gehabt hätte, dann hätten sie jetzt schon alles erfahren, was sie wissen mussten. Dieser Schwarze Herold hätte ihnen erzählt, was sie zu

erfahren brauchten. Doch nein, der Tempel musste ja ausgerechnet an einem anderen Ort stehen. So ganz hatte Drukil Leanders Erklärungen nicht verstanden, doch was der Seher sagte, klang meistens richtig. Und jetzt hatte er gesagt, sie müssten nach Süden segeln. Keine Erklärung, nur diese Feststellung und die Ankündigung, sich bei Sonnenaufgang zu treffen. Doch nun stand Drukil hier und die anderen erschienen einfach nicht.

Genau in diesem Moment öffnete sich die niedrige Tür, die in den hölzernen Bauch des Schiffes führte, und Drukils drei Gefährten kamen heraus. Sie gesellten sich zu ihm und standen eine Weile schweigend herum. Gerade als Drukils Ungeduld übermächtig wurde, begann Leander schließlich zu erklären: „Ich habe euch doch erzählt, dass ich in meiner letzten Vision ein neues Bild gesehen hatte. Es zeigte jemanden, der nach eurer Beschreibung wohl Callem ist, an der Küste des Wachsamens Waldes stehend.“

Wald! Drukil freute sich schon jetzt, wieder unter den Schatten von Bäumen zu kommen. Auch der Bär bebte in freudiger Erwartung. Die Salzigen Wasser gefielen ihm nicht, zumindest nicht, wenn weit und breit nichts anderes zu sehen war.

„Du bist sicher, dass es sich um Callem handelt?“, meinte Thorn. „Ich weiß nicht, ob wir ihn deutlich genug beschrieben haben. Ein Mann mit blauer Haut... das könntest ebenso gut du sein.“

Leander zuckte zusammen und erwiderte bissig: „Glaub mir, Thorn, ich bin durchaus in der Lage, mich selbst zu erkennen. Und ich denke, es ist der beste Anhaltspunkt, den wir haben.“

Drukil verstand den Seher. Auch er selbst wäre nicht gerne auf Ähnlichkeit zu einem grausamen Schurken hingewiesen worden. Und er hatte wohl recht, dass das ihr bester Hinweis war. Ohne mehr Informationen könnten sie den Ewigen Rat nicht besiegen. Und dann erst könnte Drukil sich endlich von seinem anstrengenden Dasein als Kämpfer verabschieden und wieder ganz Bär werden.

Zudem klang es nachvollziehbar, dass Callem sich an der Küste des großen Waldes mit dem Geist getroffen hatte. Auch Drukil selbst war von Callem verschleppt worden. Anfänglich hatte er versucht, ihn auf seine Seite zu bringen, ihn zu überzeugen, sich der Mannschaft der Schwarzen Kogge anzuschließen. Drukil hatte sich geweigert. An die darauffolgende Reise erinnerte er sich kaum, da er sie in Gestalt des Bären verbracht hatte. Nur wenige Bruchstücke blieben zurück: Eine boshafte grüne Frau mit einem roten Stein, der sein Fleisch verbrannte, ohne heiß zu sein. Er selbst, in eine kleine Holzkammer eingepfercht, vom Schaukeln der Wellen fast zur Tollwut gereizt, bis er irgendwann begonnen hatte, das einzige Lebewesen zu zerfleischen, das in Reichweite war: Sich selbst. Er wusste nicht, was danach geschehen war. Das erste, woran er sich wieder erinnerte, waren verschwommene Bilder von Leander, der ihn in einer kleinen Hütte gesund pflegte. Mit der Zeit wurden die Bilder zusammenhängender, doch da waren sie schon unterwegs nach Süden, um einigen unbekannten Helden in ein großes Gebirge zu folgen.

Dennoch musste Drukil irgendwie in den großen Wald gelangt sein. Leander hatte schon mehrfach berichtet, wie er ihn am Strand gefunden hatte, doch wie Drukil dorthin gekommen war, blieb ein Rätsel. Callem musste zumindest in der Nähe gewesen sein, warum also hätte er dort nicht auch den Schwarzen Herold treffen können?

„Der Wachsame Wald ist groß, die Küste lang“, warf Chada ein. „Woher sollen wir wissen, wo wir zu suchen haben?“

Leander lächelte zugleich gequält und geheimnisvoll. „Zu unserem maßlosen Glück kenne ich den Fleck ein wenig. Vom Adlerschnabel geradewegs nach Süden, zwischen

Skralklaue und Hirschhuf hindurch, und wir gelangen an den Ort, den meine Vision mir zeigte. Etwas westlich der Stelle, an der der Wachsame Wald am weitesten ins Hadrische Meer ragt, findet sich eine Hütte, und dort werden wir auf Callem treffen. Ich hoffe, dass wir bis heute Abend dort sein können.“

Abenddämmerung, 23. Herbsttag 76 a.Z.

Nördliche Küste, Wachsender Wald

Im Licht der untergehenden Sonne legte die *Aldebaran II* an einem der Stege an, die einst von den Bewohnern gebaut worden waren. Ein kleines Dörfchen stand hier, nur ein halbes Dutzend armselige Hütten, und die Bewohner waren mehr Fischer denn Händler. Dennoch profitierte der namenlose Ort davon, der größte Hafen des Waldes zu sein.

Chada einigte sich eilig mit den beiden Matrosen auf einen Preis für ihre Fahrt, dann zahlte sie auch noch einem älteren Bewohner des Dörfchens etwas Geld, damit die *Aldebaran II* hier auf unbestimmte Zeit liegen konnte.

Drukil verstand nicht, was es mit diesem Geld auf sich hatte. Das goldene Metall war vielleicht ganz hübsch und klimperte angenehm, aber warum sollte man bereit sein, dafür wertvolle Waren und Dienstleistungen anzubieten? Leander hatte ihm zu erklären versucht, dass Geld erst dadurch Wert gewann, dass jeder dieses Zahlungsmittel akzeptierte, aber das hatte Drukil erst recht verwirrt. Er brauchte kein Geld zum Überleben, das war nur zusätzliches Gewicht. Doch aus irgendwelchen Gründen war jeder andere ganz wild darauf und seine Freunde schienen es zu bedauern, dass ihre Vorräte davon nun fast erschöpft waren.

Nachdem Chada mit leichterem Beutel zurückkam, machten sie sich auf den Weg durch den Wald. Drukil roch frisches Holz, Harz und den nahenden Herbst. Noch waren viele der Blätter grün, aber schon bald würden auch sie sich bunt färben und die Erde bedecken. Die Sonne wich mit der Zeit dem abnehmenden Mond und der grünbraun gescheckte Boden wandelte sich in ein Bild aus Silber und Schatten.

Etwas mehr als eine Stunde stapften sie durch den Wald, bis eine kleine, graue Hütte in Sicht kam, mit Rietgras und dünnen Zweigen gedeckt und aus entrindeten Bäumen gezimmert, die sich am Strand auf einem Flecken Erde gesetzt hatte. Seltsam, dieses Gebäude kam Drukil bekannt vor. Vermutlich erinnerte es ihn an das, in dem Leander ihn gesund gepflegt hatte. Seine Erinnerungen an diese andere Hütte waren verschwommen, aber er meinte, sie hatte ähnlich ausgesehen.

Neben der Hütte standen zwei Zelte aus geraden Stöcken und Fellen. Auf einem abgestorbenen Baum hockte ein großer rötlicher Vogel mit gefährlich funkelnden Klauen und bösen Augen. *Roa*. Drukil hatte noch einige unangenehme Erinnerungen an dieses Mistvieh. Sie hatten den Unterschlupf der Schwarzen Kogge gefunden.

Die anderen wollten näher heran schleichen, doch Drukil hielt sie zurück. Diesem Vogel entging nichts, schon jetzt blickte er in ihre Richtung. Wenn er sie bemerkte, dann würde er zu seinem Herrn fliegen und ihn warnen, womit ihr Plan gescheitert wäre. Chada schlug vor, *Roa* zu erschießen, doch Leander widersprach, dass ungewiss wäre, ob das nicht jemand bemerken würde. Also taten sie vorerst nichts. Da *Roa* keine Anstalten machte, seinen Platz zu verlassen, legten sie sich schließlich im Unterholz auf die Lauer, in der Hoffnung, auch von hier aus das Wichtigste verstehen zu können. Eine lange Stunde verging, bis sich endlich etwas tat.

Rastlos ging Callem in der Hütte auf und ab. Dieser verdammte Schwarze Herold! Wo blieb er nur? Wenn er schon so große Töne spuckte und von einer großen Zukunft sprach, warum war er dann nicht auch in der Lage, seinen eigenen Ankündigungen zu folgen?

In diesem Moment kreischte Roa schrill. Roooooooooaaaaa! Sein treuer Vogel, der Callem schon länger begleitete als jeder andere an diesem Ort. Er hatte ein seltsames Ei gefunden und das Tier, das daraus schlüpfte, selbst großgezogen. Kentar, Krumm, Thogger und Ean Quella hatten sich zusammengetan, um in einem Meisterstück aus Alchemie, Käuterkunst und Zauberei sein Leben zu verlängern. Inzwischen waren die vier alle tot. Versenkt, zusammen mit dem Schiff selbst, von den Helden von Andor.

Roa war davongeflogen, Callem selbst sowie Niron und Orril war es rechtzeitig gelungen, einen von Thoggers Tränken zu schlucken, der es ihnen erlaubte, auch unter Wasser zu atmen. Sie hatten den tragischen Ort verlassen und sich versteckt, bis auch Roa wieder zu ihnen gefunden hatte.

Callem trat aus der Hütte seines Bruders, als Roa ein zweites Mal schrie. Auch die anderen beiden kletterten aus ihren Zelten und blickten sich misstrauisch um. Plötzlich flog ein Schatten vom sternenklaren Himmel herab, seine weiß glühenden Augen fanden die Überlebenden und seine gezackte Maske funkelte bedrohlich.

„Seid begrüßt!“, sprach der Schwarze Herold mit tiefer, volltönender Stimme. „Ich sehe, Ihr seid meiner Aufforderung gefolgt. Ihr werdet es nicht bereuen, das verspreche ich.“

Roa flatterte hoch und ließ sich auf Callems Schulter nieder. Der Kapitän trat vor und blickte den Besucher finster an. „Was erlaubst du dir? Deine Botschaft hat Stinner alarmiert, wir werden wieder gesucht! Deine Drohung ist ebenso dreist wie dein Angebot unglaublich ist! Wir wissen doch, dass du nicht in der Lage bist, uns zu verletzen.“

Der Schwarze Herold lachte boshaft. „Ich habe einiges gelernt seit meinem letzten Besuch. Hätte ich damals schon vermocht, was ich heute kann, der Sieg gegen die Helden von Andor wäre Euer gewesen, Callem! Ich biete Euch mehr, als jeder andere es könnte und ich rate Euch anzunehmen.“

Callem musterte den Schatten. Er hasste die Helden von Andor, so viel war gewiss. Doch Callem war sich nicht sicher, ob der Herold den Verstand verloren hatte. „Wer ist dieser Ewige Rat, von dem du sprachst?“

„Das seid Ihr! Das ist die Schwarze Kogge! Nun, unter anderem. Und natürlich nur, wenn Ihr zustimmt. Doch hört mich an und Ihr werdet zustimmen!“

Callem wartete skeptisch und so fuhr der Schwarze Herold schließlich fort: „Als erstes biete ich Euch allen Unsterblichkeit!“

Callem schüttelte zornig den blauen Kopf und spuckte aus. „Auf Narkon hatten wir Unsterblichkeit!“, rief er aus. „Was hat sie uns gebracht?“

„Ruhig, ruhig! Von dieser Art Unsterblichkeit spreche ich nicht. Wenn man es genau nimmt, dann seit ihr zum Sterben sogar sehr gut in der Lage. Nur, dass Euch das nicht schaden wird.“

Orril trat vor, seine Finger spielten mit der beinernen Flöte und seine silbernen Haare schienen von innen heraus zu leuchten. „Wir wollen nicht das Leben hinter uns lassen und zu einem Schatten der Vergangenheit werden, Ausgeburt der Dunkelheit. Selbst der Tod hat dich verschmäht, doch von uns fürchtet keiner den Tod! Lieber werden wir den steinigen Pfad des Lebens verlassen, als auf ewig in der Zwischenwelt gefangen zu sein, mit einem

Fuß noch in dieser Welt und mit dem anderen schon in der jenseitigen stehend.“

„Ihr versteht nicht!“, rief der Schwarze Herold zornig. „Ihr werdet leben, so wie jetzt! Und das auf ewig! Nun gut, wenn Euch das nicht überzeugt, dann habe ich noch mehr im Angebot. Ich biete Euch Rache. Rache an den Helden von Andor, an Stinner, an all ihren Freunden. Sie werden vernichtet, so oder so. Doch Ihr könnt entscheiden, ob Ihr daran beteiligt sein wollt.“

„Das ist nicht nötig. Die Helden von Andor werden vernichtet, und zwar durch meine Intrige. Ich brauche dich nicht, um Rache zu üben. Das Ende der Helden von Andor steht auch so schon kurz bevor.“ Callems Gedanken wanderten zu seinem kleinen Bruder. Leander hatte es offensichtlich nicht geschafft, die Helden von Andor zu vernichten. Der Hautwandler hatte seinen Zweck nicht erfüllt. Aber Leander war klug, geschickt und geduldig. Es war nur eine Frage der Zeit.

Der Schwarze Herold wirkte kurz verwirrt, doch schließlich sagte er: „Wie Ihr meint! Dennoch gibt es etwas, was Euch niemand anderes bieten kann. Ich werde Euren alten Ruhm wiederherstellen, ich kann die Fehler, die begangen wurden, ungeschehen machen.“

Callem schüttelte verächtlich den Kopf. „Was nützt uns ein neues Schiff, wenn die Mannschaft fehlt?“

„Ein Schiff kann ich Euch nicht geben, aber die Mannschaft... Ja, viele sind gestorben. Doch wenn ihr Euch mir anschließt, dann muss das nicht so bleiben.“

Callem riss die gelben Augen auf. Sollte es möglich sein... ? Nein, der Schwarze Herold sprach wirr! Doch er schien sich seiner Sache sehr sicher.

„Widmet Euch mit mir der Vernichtung der Helden von Andor, und Eure alten Freunde werden mit Euch vereint werden!“

„Du lügst!“, zischte Callem erbost und in ihm mischten sich Hoffnung und Niedergeschlagenheit. So etwas war unmöglich! Sein Schiff, seine Mannschaft, seinen düsteren Ruhm! Alles, was er sich in so vielen Jahren erarbeitet hatte, hatte er binnen eines Tages verloren! Und ein dummes Gespenst konnte ihm nichts davon zurückgeben!

„Tue ich das?“, fragte der Schwarze Herold belustigt. „Wenn meine Worte euch nicht überzeugen könne, dann vielleicht die der Bewahrer?“ Plötzlich schwebte eine durchscheinende Schriftrolle aus seiner finsternen Brust und entrollte sich vor Callem in der Luft. Mühsam entzifferte er die Buchstaben auf dem merkwürdigen Pergament. Sie waren in der Alten Sprache Andors geschrieben. Leander hätte den Text fließend lesen können, doch Callem beherrschte diese Sprache nur in Grundzügen und so verging einige Zeit, bis er auch nur den groben Inhalt der Schriftrolle verstanden hatte.

„Was soll das?“, fragte er verwirrt. „Dieses abstruse Gefasel ist vollkommen nutzlos!“

Der Schwarze Herold erhob sich in die Luft und die Dunkelheit um ihn schwoll an, bis er fast vollständig in einer Wolke aus Schatten verschwunden war. „Und was, wenn ich Euch erzähle, dass das Herz des Todes in meinem Besitz ist? Was, wenn ich Euch erzähle, dass Leben und Tod sich meinem Willen zu beugen haben? Ich kann das Unmögliche vollbringen! Was ist? Wollt Ihr Euch mir anschließen oder untergehen?“

Callem betrachtete seine Mannschaft. Die letzten Überreste eines stolzen Schiffes. Wenn der Geist die Wahrheit sprach, dann musste das nicht so bleiben. Er glaubte nicht wirklich daran, aber ... was hatte er zu verlieren? Er wechselte schnell einen fragenden Blick mit den kläglichen Resten seiner Mannschaft. Er sah ihnen an, dass sie die gleichen Gedanken hatten wie er. Niron nickte ernst und Orril spielte auf seiner Beinflöte einen zustimmenden Ton. Roa kreischte triumphierend und grub seine Krallen in Callems Fleisch.

„Wir sind einverstanden! Falls du tatsächlich die Wahrheit sagen solltest, werden wir dich unterstützen.“

Der Schwarze Herold nickte, was sich in einem rhythmischen Zucken seiner Maske äußerte. „Dann benötige ich ein Teil von jedem von Euch. Ein Haar, ein Tropfen Blut, was immer Ihr für geeignet haltet.“

Callem zögerte kurz. Hatte der alte Krumm ihm nicht einst erklärt, welche Macht in einem Tropfen Blut stecken konnte, wenn er nur in die falschen Hände geriet? Doch dann zückte Callem seinen Dolch und stach sich mit der Spitze in den Finger. Ein einzelner Tropfen rann heraus, der sich sogleich von seiner blauen Haut erhob und vor den Schwarzen Herold schwebte. Die anderen wiederholten diese Prozedur und Roa riss sich selbstständig eine seiner scharfen Federn aus.

Der Schwarze Herold lachte dunkel. Er hob eine Faust und ein blaues Glühen ging von ihr aus, das sich vergrößerte und bald auch Callem umgab.

„Jetzt werde ich Euch mit Euren Kameraden vereinen“, hörte er den Schwarzen Herold sagen. Dann schwoll das Licht an und erlosch schlagartig.

Sonnenhoch, 24. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Sie erreichten den Baum der Lieder am Mittag des nächsten Tages. Noch immer war Drukil wie versteinert. *Das Herz des Todes*, hatte der Schwarze Herold gesagt. Wohl ein Teil dessen, was auf der Schriftrolle stand. Die anderen glaubten, dass es sich um den verschwundenen Text handelte, von dem Melkart und Farrun ihnen erzählt hatten. Sie vermuteten, dass der Schwarze Herold ihn selbst gestohlen hatte.

Wichtiger als der Text waren jedoch die Ereignisse, die gefolgt waren. Alles war genau so gewesen wie beim letzten Mal. Das Gefühl von Tod und Verzweiflung. Das blaue Glühen. Der Staub, in den sich Callem und die anderen von der Schwarzen Kogge verwandelt hatten. War es der Schwarze Herold gewesen, der damals den Gor getötet hatte? *Was, wenn ich Euch erzähle, dass Leben und Tod sich meinem Willen zu beugen haben?*

Der Gor damals war zu Staub zerfallen und doch wieder da gewesen, am Leben und scheinbar unverletzt. War es tatsächlich denkbar, dass der Schwarze Herold diejenigen, die er ermordet hatte, auch wieder zurückholen konnte? Selbst die grauen Riesen hatten nur klapprige Gerippe zustande gebracht...

Doch auch wenn das Gespenst gelogen oder sich geirrt hatte, war das Ende Callems ihnen kein Trost. Der Schwarze Herold hatte ihn scheinbar ohne Anstrengung getötet, nur mit einem Tropfen seines Blutes. Plötzlich war der Geist gefährlicher als ein Pirat ohne Schiff. Vor allem Leander wirkte niedergeschlagen seit dem Ende der letzten Überlebenden der Schwarzen Kogge. Er hatte sie ja alle nicht gekannt, ihm war es nicht einmal ein Trost, dass dieses Übel nun verschwunden war.

Immerhin musste auch Leander anerkennen, dass man die Macht, die der Schwarze Herold besaß, wohl kaum zum Guten einsetzen konnte, zumindest nicht, solange ihr Feind über sie gebot. Wenigstens etwas ...

Die Bewahrer hatten ihre Ankunft bemerkt und begrüßten sie freudig, aber Drukil spürte es kaum. Sie wurden in den Baum der Lieder gebracht und die Wendeltreppe emporgeführt, zu der Kammer, in der der Oberste Priester residierte. Tatsächlich saß Farrun bereits dort

und erwartete sie. Ohne das weiße Gewand hätte Drukil sein unscheinbares Gesicht schon nicht mehr wiedererkannt.

„Willkommen zurück! Habt Ihr Eurem Freund helfen können?“

„Eigentlich hat eher Stinner uns geholfen“, antwortete Thorn nachdenklich.

Farrun lächelte. „Ja, über diesen Stinner habe ich bisher nur Gutes gehört. Mir wurde berichtet, er sei großzügig, selbstlos, habe den Nebelinseln Frieden gebracht und bekämpfe einen ketzerischen Kult.“

Dass sie alle sich bei den letzten Worten versteiften, schien ihm nicht aufzufallen. Munter fuhr er fort: „Aber sprecht, weshalb seid Ihr wieder hier? War es nicht zumindest deine Absicht, Chada, nach dem Abstecher in den Norden endlich den Thron Andors zu besteigen?“

„Wir haben einige Fragen und hoffen, dass die Archive der Bewahrer Antworten bereithalten“, gab die Angesprochene zurück. *Außerdem waren wir eh in der Nähe*, ergänzte Drukil in Gedanken. „Farrun, was weißt du über ein sogenanntes *Herz des Todes*? Oder über Themauras?“

Der Oberste Priester runzelte seine ebenmäßige Stirn. „Ein *Herz des Todes* sagt mir nichts, doch wir werden sehen, was die Bewahrer dazu finden können. Und Themauras ... es hat mit dem verschwundenen Pergament zu tun, nehme ich an?“ Farrun blickte versonnen ins Leere. „Er war der erste Oberste Priester der Bewahrer, ein blinder Theologe und Naturforscher. Ein Freund und Begleiter des neunten Propheten Madros Selian, gemeinsam gründeten sie die Bewahrer und legten die Archive im Baum der Lieder an. Er hat uns ein paar Schriften hinterlassen, auch wenn sein Werk neben dem von Selian natürlich verblasst. Nicht viel ist über ihn bekannt. Er wurde wohl um das Jahr eintausendfünfhundert vor andorischer Zeit in den Ausläufern des Wachsamens Waldes geboren, der sich damals noch über das gesamte östliche Rietland erstreckte. Nach zwei Jahrzehnten als Hohepriester wurde er eines Tages von Wahnvorstellungen heimgesucht. Er wähnte sich von Sendboten des Chaos verfolgt, floh Hals über Kopf und ward nicht mehr gesehen. In sein Amt folgte ihm die junge Rian, die den Bewahrern ein Jahrhundert als Oberste Priesterin vorstand.“

„Wusstet Ihr, dass Themauras ein Seher war?“, fragte Leander beiläufig.

Farrun erstarrte. „Ein Seher? Seid Ihr sicher? Das wäre von äußerstem Interesse!“, rief er aufgeregt.

„Nur dank seiner ... Erkenntnisse konnte ich mir meine Gabe aneignen“, erklärte Leander erstickt. „Ja, ich bin sicher. Und vielleicht versteht Ihr jetzt auch, weshalb wir uns für ihn interessieren – oder für das Pergament, das verschwunden ist.“

„In diesem Fall werde ich sofort alle Informationen über ihn zusammentragen lassen.“ Farruns gleichmäßige Stimme beruhigte sich wieder. „Ihr jedenfalls seht erschöpft aus. Selbstverständlich könnt Ihr Euch hier ausruhen, und wenn Ihr etwas braucht, werden die Bewahrer es Euch geben. Kleidung, Waffen, Vorräte, Geld, was auch immer Ihr benötigt.“

„Danke, Farrun“, murmelte Chada.

„Nicht der Rede wert im Vergleich zu dem, was Ihr für diese Welt getan habt.“ Er zögerte und spielte nervös mit dem goldenen Baum um seinen Hals. „Und dem, was Ihr vielleicht noch tun könntet“, fügte er schließlich hinzu.

Drukil blickte den weiß gewandeten Mann verwirrt an. „Gibt es ein Problem?“, fragte er vorsichtig.

Farrun schüttelte hastig seinen Kopf und Drukil seufzte erleichtert. „Aber nein! Ich habe nur etwas mit Chada zu besprechen. Nichts, was Euch betrifft.“

„Was mich betrifft, betrifft auch sie“, erwiderte Chada neugierig. „Was ist es denn, Farrun?“

„Ich weiß nicht, ob das der beste Zeitpunkt ist...“ Der unscheinbare Bewahrer faltete seine Hände zusammen. „Du bist nicht nur Heldin und Fürstin von Andor, sondern auch Thronfolgerin. Du wurdest hier geboren und kannst nun über Andor bestimmen, das ist eine große Chance!“

Drukil blinzelte und entschied, dass ihn das wirklich nicht betraf. Stattdessen richtete er seine Aufmerksamkeit auf einen juckenden Fleck an seinem Rücken.

„Als dein Vater vor vielen Jahren das Land Andor gründete, da nahm er unseren heiligen Glauben an. Die Rietgraskrone trägt vierundzwanzig Zacken, eine für jeden der Propheten. In der Rietburg gibt es einen Tempel, in dem zu Mutter Natur gebetet wird. Andor ist ein Land der Heiligen Mutter, und unsere Aufgabe ist es, diesen Glauben zu verbreiten.“

Drukil versuchte, sich zu kratzen, doch leider musste er feststellen, dass seine Arme trotz umständlicher Verrenkungen zu kurz waren.

„Doch noch immer hängen viele der Andori abstrusen Vorstellungen an. Einige verleugnen den ewigen Kreislauf der Wiedergeburt und glauben, die Seele eines Menschen werde das Ewige Glück erlangen, wenn nur der Leichnam auf einem Floß das Hadrische Meer erreicht. Andere bringen den Elementargeistern Opfer dar und zweifeln damit an der Macht der Lebensspenderin. Viele Schildzwerge praktizieren einem seltsamen Ahnenkult. Es kursieren noch immer Mythen der falschen Zwillingsgötter und des zwergischen Feuergottes. Die meisten wissen nichts von den vierundzwanzig Propheten. Und einige bestreiten gar die Existenz unserer Göttin!“

Drukil rutschte unruhig auf seinem Hocker hin und her, doch dem Jucken tat das keinen Abbruch.

„Dass es uns bisher nicht gelungen ist, diese gefährlichen Irrlehren auszumerzen, ist eine Schande. Ich plane, einige Bewahrer ins Land zu senden. Sie sollen den Andori und den Befreiten Lesen und Schreiben beibringen, ihnen Mutter Natur und die Propheten näherbringen und dafür sorgen, dass die überholten Vorstellungen keinen Bestand mehr haben. Die Erfahrung zeigt, dass insbesondere Kinder für unsere Worte empfänglich sind, sie zu bilden und zu leiten muss also unsere wichtigste Aufgabe sein. Sollten wir auf Menschen stoßen, die der Wahrheit nicht aufgeschlossen sind, so müssen wir die Gesellschaft vor ihren Lügen und ihrer Unwissenheit beschützen.“

Der Bär in Drukil drängte ihn, sich an einen Baum zu stellen und den Rücken an der kratzigen Rinde zu reiben, aber er war zu träge, um jetzt aufzustehen.

„Die Bewahrer haben sich zu lange nur auf ihren eigenen Wald konzentriert. Jetzt werden wir Einheit, Frieden und Frömmigkeit verbreiten, wo immer wir können. Doch Fürst Kram hat auf mein Bittgesuch bisher nicht geantwortet und Statthalter Orfen weigert sich, Ressourcen für sakrale Aufgaben zu *verschwenden*, wie er es formuliert. Kann ich darauf zählen, dass du mein Ansinnen teilst und die Heiligen Schriften verbreiten wirst, wenn du erst Königin bist, Chada? Verfasse eine Botschaft für Orfen oder reise selbst zu ihm, deinem Wort wird er sich nicht verweigern. Je länger wir zögern, desto mehr unschuldige Seelen werden nicht mehr rechtzeitig vor ihrem Tod geläutert. Wir müssen jetzt handeln!“

Drukil fasste sein kratziges Wams und ruckelte daran. Als die raue Wolle über das Jucken schrappte und es auslöschte, durchbrach sein genussvolles Stöhnen die unangenehme Stille. Schließlich begann Chada mit einer vorsichtig formulierten Antwort, doch da klopfte es, ein grün gekleideter Junge trat ein und formte vor seiner Brust einen merkwürdigen Kreis.

„Oberster Priester Farrun, Prinzessin Chada von Andor, Fürst Thorn ...“ Der Junge stockte kurz und schien nach einer passenden Anrede für die beiden verbliebenen Gäste zu suchen.

„Was ist denn los?“, fragte Drukil ungeduldig.

„Soeben ist ein Falke eingetroffen. Er brachte eine Botschaft für die Helden von Andor.“

Neugierig stellten sie sich um das Röhrchen, das auf dem Tisch lag. Chada öffnete den Verschluss und zog zwei eingerollte Pergamente heraus, das eine davon sehr alt. Sie entrollte zuerst das Neuere und gab einen Blick auf die seltsamen Striche preis, aus denen Drukil noch immer keinerlei Erkenntnis gewinnen konnte.

Chada betrachtete die Botschaft ausgiebig und erklärte dann: „Dies ist ein Brief von Eara, er stammt direkt aus Hadria. Der Schwarze Herold war auch dort und hat einen Knochen aus Varkurs Grab erbeutet.“ Die Gesichter seiner Freunde nahmen eine ungesunde Blässe an, als ihre Befürchtungen immer mehr zur Gewissheit wurden. „Doch sie hat auch gute Nachrichten: Sie hat gefunden, wonach sie suchen wollte. Dies ist der Text von Themauros.“

Farrun griff behutsam nach der zweiten Pergamentrolle und betrachtete sie nachdenklich. Dann reichte er sie an Chada weiter, die sie öffnete und auf den Tisch legte. Ohne ihren Sinn zu verstehen betrachtete Drukil die ordentliche Schrift:

Niedergeschrieben von Themauros, Oberster Priester der Bewahrer und erster Hohepriester der Mutter Natur, übersetzt von Meister Weugen im 2. Mond des Jahres 1640 nach der Offenbarung des Propheten Reschael:

Von der schoepfung der welt und den hertzen der MUTTER

Eynst existierte MUTTER NATUR im zeytlosen KAOS und sah, dass nichts geschah. Darum schuff sie die welt, doch gab es keyne zeyt und keyne veraenderung. So liess sie die hertzen der MUTTER entstehen. Sie standen fuer geburt und tode, fuer anfang und ende, die sich im ewigen kreyslauf wechseln. Sie gaben der welt die zeyt. Wurden sie zerstoert, so taten sie ihren eynzigen schlag: den puls der MUTTER. Alle 500 iahre brachten die hertzen ein neues hertz hervor, um die alten hertzen der MUTTER im falle ihrer zerstoerung zu ersetzen.

Doch gab es etwas, das die welt nicht wollte. Es war das KAOS, das vorher ueberall gewesen war und ietzt von der ordnung der zeyt verdraengt wurde. Es suchte, die hertzen der MUTTER vollstaendig zu zerstoeren. Zur strafe spernte MUTTER NATUR das KAOS ins zentrum ihrer welt und schuff die drey waechter des KAOS. Doch das KAOS ist nicht machtlos. Es bringt alle uebel in die welt und bemueht sich bis heute, eynes der hertzen komplett zu zerstoeren und die ordnung endgueltig zu zerschlagen. Denn wenn die macht eynes hertzens vernichtet ist, wird die welt aufhoeren zu seyn.

Eynes tages wird das ende der welt bevorstehen, und eyner wird kommen, der die macht der hertzen vereynt und als hoechster prophet der MUTTER nur die vereynte macht beherrschen kann. Er endlich wird der welt frieden bringen und den zwist beenden.



Zwischenspiel III – Der Rat erwacht

Mondhoch, 24. Herbsttag 76 a.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

In einem gigantischen, halbkreisförmigen Saal schwebte ein Schatten allein über halb verfallenen Sitzreihen. Die kunstvollen Reliefs an den Wänden verbargen sich im diffusen blauen Licht, das aus seiner Faust strömte. Der einzige Eingang in den Saal verschwand in tiefster Dunkelheit.

Der Schatten drehte sich erhaben um die eigene Achse und unterzog den Saal einer letzten Überprüfung. Dann schwebte er dicht über den steinernen Boden. Seine weiß glühenden Augen strahlten heller denn je, doch seine gezackte Maske schien alles Licht einzusaugen.

„Asche, aus einem brennenden Tempel gerettet!“, rief der Schwarze Herold in die vollkommene Stille des leblosen Ortes, die Spitze seines dunklen Schwertes zeigte auf einen der Sitze und eine handvoll Ascheflocken erhob sich darüber.

„Gebeine, in einer verschneiten Feste gefunden!“ Über einem weiteren Sitz schwebte ein kleiner Knochen.

„Eine Schuppe, von einem Kind erworben!“ Eine dunkle, messerscharfe Schuppe flog über den halbrunden Platz unterhalb der Sitze.

„Knochen, aus einem schwarzen Grab gestohlen.“ Auch hier schwebte ein winziger Knochen, ein feines Gelenk.

„Überreste, vom Grund des Meeres für mich geborgen!“ Aus einer ganzen Sitzreihe erhoben sich unterschiedliche Kleinteile, hauptsächlich Hautfetzen und Knochen.

„Blut, willentlich gegeben!“ Neben den anderen Überresten schwebten drei Tropfen Blut und eine rote Feder in die Höhe.

„Macht der See, ehrerbietig geschenkt!“ Ein einzelnes grünes Haar, ein bläulich schimmernder Knorpelklumpen und ein winziger, in einem Glas gefangener Windstoß erschienen über den letzten Sitzen.

„Alles, was von grausamen Wesenheiten, von den erbittertsten Gegnern, den mächtigsten Widersachern der Helden von Andor geblieben ist! Doch ich, der Schwarze Herold, weigere mich, eine scheinbare Niederlage anzuerkennen!“ Er hob eine schattenhafte Faust, aus der ein fahles, blaues Glühen drang.

„Ich beschwöre die Geister der Toten!“, schrie er. „Ich rufe die größten Feinde der Helden von Andor! Ich eröffne die erste Sitzung des Ewigen Rates!“ Das blaue Glühen schwoll an, bis der ganze Saal hell erleuchtet war. Dann verdichtete es sich in den Sitzen zu schemenhaften Umrissen und erlosch schlagartig. Doch die Umrisse blieben...

In einem dunklen Schrank stand eine Silberschale mit blau schimmerndem Arkanum. Langsam verstärkte sich das blaue Leuchten, Finger aus Licht tasteten durch ein Schloss ohne Schlüssel in die Spitze eines Turmes. Das fahle Licht erlosch und die silberne Schale war leer.

Hoch im Grauen Gebirge lagen zerstreute Knochen unter einer Schneeschicht begraben. Auf einmal erglühten sie, das vom Schnee gestreute Licht tauchte die zerborstenen Mauern in ein unheilvolles Blau. Dann verschwanden das Licht und die Knochen, als hätte es sie nie gegeben.

In einer verbrannten Gruft leuchtete ein zerstörter Basaltsarg blau auf, schwarz gekachelte Wände absorbierten das zwischen den Steinsplittern hervorquellende Licht. Als das Licht erlosch, war im Sarg ein Häuflein Asche verschwunden.

Zwischen den geborstenen Überresten eines schwarzen Schiffes lagen die letzten Spuren von verwesenden Leichen in der endlosen Finsternis des Meeres. Plötzlich erstrahlte ein blaues Licht, heller als alles, was dieser Ort je gesehen hatte. Die zerstörten Planken warfen verschwommene Schatten auf den eintönigen Grund, auf dem keine Pflanze mehr leben konnte, dann eroberte die Dunkelheit sich ihr Refugium zurück. Die Leichen aber waren fort.

Nomion erwachte. Ihm war kalt. Ihm war seit Jahrhunderten nicht mehr kalt gewesen. Ihm war nicht mehr kalt gewesen, seit er noch einen lebendigen Körper besessen hatte. Und jetzt, da er darauf achtete, hörte er sie: Die untrüglichen Geräusche eines lebenden Körpers, die einem erst durch ihr Fehlen auffielen, wenn sie für immer verstummt waren. Oder doch nicht für immer?

Ken Dorr öffnete vorsichtig sein linkes Auge einen Spalt weit. Was war geschehen? Er erinnerte sich, dass er sich vor den ankommenden Krahden versteckt hatte, dass er ihnen nach seiner Entdeckung die beiden mächtigen Schilde im Tausch gegen sein Leben angeboten hatte, an höhnisches Gelächter und an eine auf ihn zukommende Waffe. Und da waren noch andere Erinnerungen, bruchstückhaft und verworren. Erinnerungen an Folterkeller, an Hände, die nicht seine eigenen waren, sondern nur aus bleichen Knochen bestanden, an Verfolgungsjagden durch ein Gebirge, an Kämpfe gegen die Helden von Andor. Wo war er jetzt?

Tarok, der letzte Drache, schlug seine gewaltigen, glutroten Augen auf. Er sah eine verfallene Höhle, eindeutig zwergischen Ursprungs. Er erinnerte sich an eine Niederlage gegen diese Würmer, die ihr Land hatten verteidigen wollen. Hatte er geschlafen? Nein, Tarok hatte viele Jahre lang geschlafen, doch das, woraus er jetzt erwacht war, war anders gewesen. Was war es?

Der Dunkle Magier Varkur öffnete seine Augen. Einst hatte er menschliche Augen besessen, doch inzwischen waren sie durch den andauernden Gebrauch von Dunkler Magie

gelb und leblos geworden. Die Dunkle Magie hatte ihn verändert, ihm jede Menschlichkeit genommen, bis sie selbst ihm Angst gemacht hatte. War sie jetzt fort? Nein, er konnte spüren, wie die dunklen Schlieren um seinen unmenschlichen Körper von neuem auftauchten, nach einer Ruhepause, die mehrere Jahre angedauert hatte.

Callem hob seine Lider. Gerade noch hatte er sich mit dem Schwarzen Herold verbündet und plötzlich war er in einem großen Saal. Was war geschehen? Hinter sich konnte er alle aus seiner Mannschaft erkennen, auch die, die schon gestorben waren. War er tot?

Kenvilar, die Tückische, spürte rauen Fels und eine bleierne Trockenheit. Und da war noch etwas... Die Präsenz von mächtigen Wesenheiten, auf kleinem Raum eingezwängt. Also hatte der Schwarze Herold Erfolg gehabt. Sie öffnete ihre orangenen Augen.

Der Schwarze Herold wartete, bis die Versammelten zu sich gekommen waren. Dann begann er zu sprechen: „Willkommen! Ich begrüße euch zur ersten Sitzung des Ewigen Rates! Ich bin der Schwarze Herold, einer der ersten Feinde, den die Helden von Andor je hatten und derjenige, der als letztes übrigblieb!“ Er machte eine kurze Pause, nur das Echo seiner tiefen Stimme hallte durch den Saal.

„Wir alle sind unterschiedlich, doch eine Gemeinsamkeit verbindet uns: Der Hass auf die Helden von Andor! Sie waren uns allen viele Jahre lang ein Dorn im Auge, haben uns geschlagen und getötet! Niemandem ist es gelungen, gegen sie zu bestehen! Weil wir alleine waren. Die Hilfe, die ich leisten konnte, war damals noch äußerst gering. Doch dieser Fehler wird keinem hier erneut unterlaufen. Denn in Zukunft werden wir uns den Helden von Andor gemeinsam stellen! Zusammen sind wir stark, mächtiger als die Helden jemals werden könnten! Und wir werden sie vernichten! Kümmert euch nicht um Verluste, denn sie sind unbedeutend! Ich kann jedem von euch auf der Stelle den Tod schenken – und ihn wieder nehmen. Der Tod ist in Zukunft bedeutungslos für euch. Wir haben nur ein Ziel: Wir werden die Helden von Andor vernichten und diese Welt unter uns aufteilen, um sie bis in alle Ewigkeit zu beherrschen!“

Voller Genugtuung beobachtete der Schwarze Herold die Versammlung vor sich. Die Helden von Andor hatten nicht die geringste Chance gegen diese geballte Macht.

„Vielleicht fragt ihr euch, warum ich euch überhaupt brauche, wo ich doch den Tod auf meine Feinde herabrufen könnte. Die Antwort lautet: Ich will die Helden von Andor nicht länger töten. Ich will sie vernichten! Sie sollen vor uns im Staub liegen und um Gnade winseln, sie sollen von allen Wesen auf der Welt genau so gehasst werden wie von uns, sie sollen von allen Freunden verlassen und verraten sein, sie sollen zusehen, wie ihre größten Feinde die freien Völker dieser Welt unterjochen, sie sollen wissen, dass dies ihre Schuld war, und das alles bis in alle Ewigkeit. Und dafür brauche ich euch! Ich berichte euch nun von der Quelle meiner Macht und anschließend schmieden wir einen Plan, um die Helden von Andor ein für allemal zu vernichten. Die Rache ... gehört uns!“

Der Schwarze Herold lachte und mit der Zeit stimmte auch der restliche Ewige Rat mit ein, bis die ganze Halle von einem infernalischem Gebrüll erfüllt war.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt knirschte es bedrohlich.



m – Der Verräter

Sonnenhoch, 25. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Ambra stampfte empört mit den Hufen, als Thorn mit dem Striegel über das empfindliche Narbengewebe an seiner Schulter fuhr. Ein roter Strich, von einem untoten Diener der Krahder verursacht und der einzige Makel auf dem ansonsten so reinen Fell des treuen Pferdes. Der Krieger tätschelte entschuldigend den Hals seines Rosses, während er mit dem gezahnten Striegel weiter über das weiße Fell strich. Ambras Atem wärmte seine Wange und er spürte, dass das Pferd kurz davor war, nach dem Apfel zu schnappen, den Thorn in seiner Tasche hatte. Thorn lächelte und büstete mit dem Striegel noch zwei mal über das Fell, dann legte er das Metall beiseite und zog den Apfel aus der Tasche. Er hielt ihn Ambra hin und das Pferd schnappte sich ihn mit seinen großen Zähnen.

Thorn ging um Ambra herum und griff nach der feinen Bürste auf einem waagrechten Brett an der einfachen Holzwand. Die Ställe des Wachsenden Waldes war hauptsächlich für Ziegen und Schweine gedacht, doch da es schon öfter vorgekommen war, dass berittene Gesandte von der Rietburg herkamen, gab es auch einen kleinen Anbau für Pferde. Hier fühlte Thorn sich so wohl wie nirgends sonst. Es war warm und der Geruch von Pferdemist erschien Thorn geradezu paradiesisch im Vergleich zu dem, was er andernorts schon hatte ertragen müssen.

Auf ihre Fahrt nach Norden hatte Thorn sein Ross nicht mitnehmen können, an Bord eines Schiffes fühlte sich Ambra nicht wohl. Aber jetzt konnte er es wiedergutmachen, dass er es acht Tage lang den unerfahrenen Händen der Bewahrer hatte überlassen müssen.

Wie von selbst strich Thorn das Fell mit der Bürste glatt, seine Hände glitten routiniert über den starken Leib. In sich spürte Thorn einen tiefen Frieden. Völlig unangebracht eigentlich, aber er genoss ihn trotzdem. Doch schließlich konnte er die Bedrohung nicht länger ausklammern.

Noch viele Stunden hatten sie gestern über Themauros' Text gesprochen. Die Erschaffung der Welt aus dem Nichts, das Einkerkern des Chaos, der ewige Zwist zwischen

Mutter Natur, der Lebensspenderin, der Wahrerin des Gleichgewichts, und den finsternen Mächten des Chaos, den Verursachern allen Übels, so weit stimmte der Text mit den geläufigen Schöpfungsgeschichten überein.

Doch alles andere war ungewohnt: Die von der Heiligen Mutter geschaffenen drei Wächter des Chaos. Der Höchste Prophet, der erscheinen wird, wenn die Welt am Abgrund steht. Und natürlich die Herzen der Mutter. Die Sinnbilder für Anfang und Ende, für Geburt und Tod. Von all dem hatten selbst Farrun und Melkart noch nie etwas gehört. Wie war es möglich, dass so elementare Dinge, die der erste Hohepriester der Mutter Natur selbst niedergeschrieben hatte, nur auf einer unscheinbaren Schriftrolle überdauerten, die in den Archiven des Baumes der Lieder verschwand? Man musste doch meinen, dass ein solcher Text etwas mehr Bedeutung besaß. Fast wirkte es, als sei er all die Jahre bewusst versteckt worden. Doch von wem?

Andererseits konnte Thorn sich gut vorstellen, dass so etwas auch von alleine vergessen wurde. Lange Zeit hatte kaum jemand gewusst, dass es sich bei Themauros um einen Seher handelte, also musste man seine Worte für entweder symbolhaft und übertragen oder schlicht für Unsinn gehalten haben.

Jedenfalls waren Themauros Worte offensichtlich weder Unsinn noch symbolhaft gemeint gewesen, denn der Schwarze Herold hatte behauptet, das Herz des Todes zu besitzen. Wäre es ihm tatsächlich möglich, den Tod zurückzunehmen? Konnte er andere wiederauferstehen lassen? Vollständig, nicht nur so wie die Krahder ihre Skelette? Oder hatte er nur gelogen, um an einen Tropfen Blut der Überlebenden der Schwarzen Kogge zu kommen?

Thorn wurde von einem lauten Klopfen aus seinen Überlegungen gerissen, kaum dass er die Bürste weggelegt hatte. Ein alter, unglaublich dicker Bewahrer stand an der Tür, der goldene Baum auf seinem grünen Wams zeigte, dass er eine hohe Stellung innehatte. Thorn meinte sich zu erinnern, dass er Ladon hieß und für die Pflege des Baumes der Lieder zuständig war, doch er war sich nicht sicher, darum verzichtete er auf einen Namen als er fragte: „Was gibt es?“

„Die anderen möchten Euch sehen. Im Haus der Gäste.“

Chada war überrascht gewesen, als man sie in einer Hütte für Besucher untergebracht hatte. Doch auch wenn sie noch immer die grüne Tracht der Bewahrer trug und mit Pfeil und Bogen kämpfte, so war sie nicht länger eine Bewahrerin. Jemand anders hatte ihren alten Raum bezogen. Nun lebten sie direkt neben Melkarts Hütte. Der ehemalige Oberste Priester hatte niemals in der Kammer gelebt, die eigentlich für ihn gedacht war. Er hatte stets gesagt, er als Oberster Priester wollte nahe bei den Seinen wohnen und nicht weit oben zwischen den Baumwipfeln. Farrun dagegen hielt sich an die alten Traditionen und hatte seinen Platz in der Kammer des Obersten Bewahrers eingenommen.

Ladon, wenn er denn so hieß, führte Thorn zu ihrer Hütte. Ein Tisch und fünf Betten standen darin, doch Drukil schlief noch immer lieber unter freiem Himmel und da Eara nicht mit ihnen zurückgekommen war, waren nur drei der Betten belegt.

Thorn betrat die Hütte und sah Chada fragend an. „Jemand wollte uns sprechen“, meinte sie nur achselzuckend. „Diorn holt ihn gerade.“

Thorn hatte nicht die geringste Ahnung, wer dieser Diorn war, doch ehe er seine Frage stellen konnte, kam ein grün gekleideter Junge vor die Hütte gelaufen und rief hinein: „Euer Besucher ist hier!“

Thorn sah aus dem Eingang und betrachtete neugierig eine schlanke Gestalt unter einem feinen grauen Mantel, dessen Kapuze das Gesicht vollständig bedeckte. Nur bleiche, langgliedrige Hände ragten aus den Ärmeln hervor. Drukil und Chada musterten die Gestalt ebenso erwartungsvoll und Leander, der sich am runden Tisch niedergelassen hatte, hielt den Kopf gesenkt, bei ihm ein Zeichen dafür, dass er wahlweise besonders konzentriert lauschte oder im Sitzen eingeschlafen war.

Die Person trat näher und machte keinerlei Anstalten, ihr Gesicht zu offenbaren. Thorn suchte mit seinen Fingern den Griff seines Schwertes. Als die Gestalt die Hütte betrat, zuckte Drukil zusammen und verzog sein Gesicht zu einer gequälten Grimasse voller Abscheu.

„Seid begrüßt, Helden von Andor! Lange ist es her.“ Thorn erschauerte. Diese hohe, kalte, schnarrende Stimme... er hatte sie schon gehört! Auch auf Chadas Gesicht zeichnete sich Erkennen ab.

„Wer seid Ihr? Zeigt Euer Antlitz!“, befahl Chada streng.

Der andere lachte leise. „Aber natürlich! Ich habe nichts zu verbergen!“ Seine schlanke Hand wanderte zur Kapuze und Thorn bemerkte die Schwielen eines Schwertkämpfers. Im nächsten Moment war das vergessen, denn Thorn starrte entsetzt auf ein Gesicht, von dem er angenommen hatte, es nie wieder sehen zu müssen. Fassungslos betrachtete er das schmale Antlitz mit den grauen Augen, die Halbglatze und den dünnen Spitzbart.

Nein! Mich schimpft Ihr einen Dieb, aber dieses Stück habe ich selbst gefunden und ausgegraben. Der Sternenschild gehört mir! Ihn zu nehmen, das ist Diebstahl!

Thorn wusste jetzt, wo er die Stimme schon gehört hatte. Vor ihm stand Ken Dorr, der Dieb, Statthalter Andors und zuletzt der Bleiche König. Wegen Diebstahls von der Rietburg verbannt, hatte er Andor lange verlassen, doch nach dem Tod Brandurs war er zurückgekommen. Den mächtigen Sternenschild hatte er gefunden und um das Land zu retten hatten die Helden ihn nehmen müssen. Später war es ihm gelungen, zum Statthalter Andors aufzusteigen, während Thorn im Norden war. Man nahm an, dass er in den Tod von Schwertmeister Malin und König Thorald verstrickt war, doch die Krahder hatten seine kurze Regentschaft beendet. Später war er als Bleicher König, als mächtigster der untoten Diener der Krahder, im Gebirge aufgetaucht und hatte selbst nach seinem Tod noch Angst und Schrecken verbreitet, bis seine Knochen endgültig zerschlagen worden waren.

Ganz von alleine fuhr Thorns Schwert aus der Scheide und hätte Ken Dorr durchbohrt, wäre der nicht rasch zurückgesprungen. „Bitte, beruhigt Euch! Entschuldigt mein schlechtes Benehmen bei unserer letzten Begegnung, ich fürchte, ich war damals ... nicht ganz ich selbst. Kein Grund jedenfalls, mich gleich zu ermorden.“

Thorn zitterte. Wenn es noch irgendeines Beweises für die gewaltige Macht des Schwarzen Heroldes bedurft hatte, dann stand er jetzt vor ihnen. Er konnte die Toten aus ihrem ewigen Schlaf wecken!

Chada war erbleicht, während Drukils Gesichtsausdruck sich nicht geändert hatte und Leander nur verwirrt über Thorns Reaktion schien. Die beiden hatten Ken Dorr nur in seiner Gestalt als Bleicher König erlebt; sie wussten nicht, wer vor ihnen stand.

„Was willst du hier? Du bist ein Dieb, Mörder und Folterknecht. Du kannst froh sein, wenn wir dich nicht sofort aufknüpfen.“ Chadas Stimme hatte sich selten majestätischer angehört als in diesem Moment.

In Leanders Gesicht zeichnete sich Erkenntnis ab. „Du ... bist Ken Dorr, richtig?“

„In der Tat!“ Es klang fast, als sei der Dieb stolz auf seine Identität. „Wollt Ihr Euch mir

nicht auch vorstellen? Euch beide kenne ich nicht.“

„Das ist Leander! Und ich bin Drukil! Und du hast die Wunde in meine Flanke gehauen!“

Ken Dorr hob vorsichtig die Arme, darauf bedacht, keine hektische Bewegung zu machen. „Macht mich nicht für die Taten verantwortlich, die ich als Bleicher König begangen habe! Ihr solltet Euch über meinen Besuch freuen. Ihr wisst nur noch nicht, was Ihr mir bald zu verdanken haben werdet. Es geht um den Ewigen Rat...“

Thorns Schwert zuckte nach vorne und hielt genau an der Kehle des Diebes. „Du bist als Bote hier?“

Ken Dorr seufzte. „Nein, als Verräter! Ich möchte Euch helfen! Ich kann verstehen, wenn Ihr mir nicht gerade vertraut und mich für einen gewissenlosen, machtgierigen Egoisten haltet – womit ihr vollkommen recht hättet – doch jetzt solltet Ihr mich zumindest anhören.“

„Also gut, sprich!“, sagte Leander hastig, ehe Thorn etwas Unbedachtes tun könnte. Und tatsächlich war der Krieger kurz davor, sein Schwert in diesen Hals zu rammen und den Ewigen Rat so wenigstens etwas zu dezimieren. Doch er beherrschte sich mühsam. Weder würde er jemals einen wehrlosen Menschen töten, noch wäre es klug, diese Informationsquelle vorschnell zum Versiegen zu bringen. Selbst wenn sie vergiftet war...

„Gut, hört zu: Ich werde Euch alles sagen, was ich über den Ewigen Rat weiß, und dann sprechen wir weiter, ja?“ Thorn nickte düster. „Könnte ich wenigstens die Arme herunternehmen?“ Widerstrebend nahm Thorn sein Schwert vom schmalen Hals, doch er steckte es nicht weg. Ken Dorr trat unaufgefordert ein, nahm gegenüber von Leander Platz und legte seine Hände gut sichtbar auf die Tischplatte. Vom Seher abgesehen blieben die Helden wachsam stehen.

„Danke! Also dann: Der Ewige Rat ist eine vom Schwarzen Herold gegründete Vereinigung mit dem Ziel, sich an Euch zu rächen und danach die Welt zu beherrschen. Mit der Macht, über die der Herold gebietet, wird ihnen das auch gelingen, denn er kann jederzeit und überall jeden töten oder wiederauferstehen lassen, von dem er ein Teil besitzt, ein Haar, einen Knochen, einen Tropfen Blut, Ihr wisst schon. Zu Eurem Glück geht seine Rache weiter als bis zu Eurem Tod. Er möchte Euch bis in alle Ewigkeit leiden lassen.“

„Zu unserem *Glück*, ja? Ich spüre schon, wie viel Glück ich habe“, erwiderte Thorn verächtlich, um sein Entsetzen zu überspielen. Leiser fragte er: „Wer sitzt alles im Ewigen Rat?“

„Außer dem Schwarzen Herold? Tarok, der letzte Drache!“ Thorn dachte unwillkürlich an den monströsen, schuppenbedeckten Leib und die riesigen Schwingen, die den Himmel verdunkeln konnten. Er erinnerte sich an glutrote Augen und einen Strahl aus heißestem Feuer, an den Geruch von verbranntem Fleisch, an riesige, messerscharfe Krallen, an...

„Varkur, der Dunkle Magier!“ Ein echsenhaftes Gesicht, eine Wolke aus puren Schatten. Ein Gefühl, als würden einem die Gedärme ausgerissen und umgekehrt wieder eingesetzt. Ein finsternes Wesen mit gelb glühenden Augen und ledrigen schwarzen Flügeln. Kämpfe im Hof der Rietburg, im Wachsam Wald, am Rande eines grün leuchtenden Sees, in eisigem Schnee, auf...

„Die drei Mächte des Meeres!“ Tentakel, groß wie Bäume. Wellen, die ihr Schiff halb zertrümmern. Ein Sturm, der ihr Boot wie einen Korken umherschleuderte. Ein riesiges Ungetüm aus grünem Fleisch und...

„Die Mannschaft der Schwarzen Kogge!“ Jede weitere Bemerkung Ken Dorrs vergrößerte Thorns Verzweiflung. Jetzt sah er Verfolgungsjagden auf einer verfluchten Insel.

Ein pechschwarzes Schiff mit den seltsamsten Gestalten an Bord. Einen Mann mit blauer Haut, der...

„Nomion, der erste Krahder!“ Ein Turm im Grauen Gebirge. Ein blasser Schatten, halb durchscheinend. Skelette mit scharfen Waffen. Graue Riesen mit gewaltigen Kräften. Ein gigantisches Monster, ein Koloss aus Stein. Ein...

„Und meine Wenigkeit, Ken Dorr! Wir wurden einander bereits vorgestellt“, fügte er hinzu.

Thorn zitterte am ganzen Leib. Das war ein Alptraum! Ihre größten, mächtigsten Feinde, all jene, die sie vernichtet geglaubt hatten, gegen sie vereint. All ihre vergangenen Erfolge waren wertlos, all ihre Siege zu Niederlagen geworden. Ken Dorr war noch der harmloseste, aber die anderen...

„Sie ... sind am Leben? Alle? Nicht nur als Untote oder als Geister, sondern wie vor ihrem Tod?“, meldete sich Leander zu Wort und wenn Thorn es nicht besser gewusst hätte, dann hätte er dem Seher einen *freudigen* Tonfall unterstellt. „Das ist ... Was ist das für eine Macht, die der Schwarze Herold beherrscht? Ist es das alte Wissen der Krahder? Woher kommen seine Fähigkeiten?“ Oh ja, altes Wissen hatten ihn schon immer interessiert.

Ken Dorr nickte bedächtig. „Das hat der Schwarze Herold uns freundlicherweise berichtet, ich muss allerdings etwas weiter ausholen: Vor einiger Zeit, als ich bereits gestorben war, hat der Herold aus diesen Archiven hier eine Schriftrolle gestohlen, geschrieben von einem gewissen Themauros. Neben einigem uninteressantem Zeug steht dort auch etwas von den *Herzen der Mutter*. Zwei mächtige ... Dinge, die laut Themauros von Mutter Natur geschaffen wurden und die Macht von Geburt und Tod beherbergen. Und diese Herzen hat er als das erkannt, was sie sind.“

Thorn beobachtete fasziniert, wie Ken Dorrs Finger unsterk auf die Tischplatte trommelten. Seine Hände wirkten wie bleiche Spinnen. Und er wusste, dass Ken Dorr tatsächlich eine Spinne war, eine Spinne in einem Netz aus Lügen. Man durfte keinem seiner Worte vertrauen, jedes einzelne musste man genau prüfen, drehen, wenden, ins Licht zerren, um seine wahren Absichten herauszufinden.

Nun folgten Kens Fingerspitzen dem in den Tisch geschnitzten Baum. „Die *Herzen der Mutter* sind nichts anderes als Bäume. Das Herz von Anfang und Geburt ist der Baum der Lieder, das Herz von Ende und Tod ist - besser gesagt war - der sogenannte Schwarze Baum in Krahd. Der Segen des Baumes der Lieder liegt auf Andor und verschafft den Wesen hier ein gesundes und langes Leben, der Fluch des Schwarzen Baumes lastete auf Krahd und verpestete die Luft. Mit seiner Macht konnten die Sklavenschinder die toten Körper befehligen. Sie wussten gar nicht, welche Macht sie tatsächlich in ihren Händen hielten.“ Ken Dorr lachte.

„Du bist ziemlich fröhlich“, merkte Chada ruhig an, doch Thorn bemerkte das Zittern in ihrer Stimme. Die Wucht dieser Enthüllung war gewaltig. Wenn Ken Dorr nicht gelogen hatte, dann lebten die Bewahrer tatsächlich in einem Heiligtum von Mutter Natur. Einem Heiligtum, das deutlich älter war als die Bewahrer, vielleicht als die Menschheit selbst. Farrun würde vor seligem Entzücken der Schlag treffen.

„Natürlich bin ich fröhlich!“, antwortete Ken Dorr. „Warum auch nicht? Ich habe eine zweite Chance bekommen. Ich kann erneut leben!“ Eine kurze Pause trat ein, auch wenn einem jeden von ihnen Hunderte Fragen auf der Zunge lagen.

„Das Erdbeben!“, entfuhr es Leander plötzlich. „Wir haben den Schwarzen Baum in Krahd verbrannt. *Der Puls der Mutter*. Es war nicht die Zerstörung von Borghorn, die das

Graue Gebirge erbeben ließ!“

Ken Dorr blinzelte überrascht. „Ihr kennt den Text bereits? Dann seid Ihr weiter gekommen, als ich vermutet hätte.“ Ein feines Lächeln umspielte seinen dünnen Lippen. „Ich habe diesen Schwarzen Baum nicht gesehen und dieses Beben nicht erlebt, doch vermutlich habt Ihr recht. Zumindest hat der Schwarze Herold uns von einem anderen Beben berichtet, das im Zuge der Zerstörung eines Herzens erfolgte. Ihr müsst wissen, der Schwarze Baum in Krahd war gar nicht das erste Herz. Der ursprüngliche Schwarze Baum stand irgendwo im Grauen Gebirge, doch zu Zeiten von ebenjenem Nomion, der im Ewigen Rat sitzt, war gerade der 500-Jahreszyklus abgeschlossen und die Bäume hatten Ersatzherzen geschaffen. Oder sagen wir lieber: Samenkörner. Nomion fand das Samenkorn des Schwarzen Baumes und pflanzte es in seiner Heimat Krahd ein, um größeren Einfluss auf den Baum zu nehmen, dessen Macht er gespürt hatte. Er wusste nicht viel über die Herzen, doch er erkannte, dass der alte Baum zerstört werden musste, damit der neue Schwarze Baum die Macht beherbergen könnte. Seine Schergen verbrannten das alte Herz und lösten ein Beben aus, das die gesamte Welt erschütterte. Und wenn der Schwarze Herold die Wahrheit gesagt hat, dann nicht nur diese Welt. Ihr habt doch sicher schon von Krahal gehört?“

Thorn nickte, ebenso wie Chada und Leander, doch Drukil runzelte verwirrt die Stirn, also erklärte der Krieger ihm: „Krahal ist angeblich ein magischer Ort, von dem die Dunklen Kreaturen stammen.“

„Der Legende nach wurde Krahal einst von den Drachen erschaffen“, ergänzte Leander versonnen. „Ein mystischer Ort tief unter der Erde, oder vielleicht in einer anderen Welt, geschaffen allein durch ihre geeinte Gedankenkraft. In Krahal lag das kollektive Bewusstsein der Drachen und die Quelle ihrer Energie. Doch es heißt, dass Krahal eines Tages tief erschüttert wurde. Die durch den unterirdischen Krieg mit den Zwergen ohnehin geschwächten Drachen starben bis auf einen aus, doch aus den Tiefen krochen andere Wesen: Gors, Skrale, Wardraks; widernatürliche, blutdurstige Kreaturen, die sich über die Welt verteilten, sich vermehrten und die dem Willen des letzten Drachen gehorchten. Des letzten Drachen, Tarok, den die tapferen Helden von Andor vor elf Jahren erschlugen und den der Schwarze Herold jetzt wieder zum Leben erweckt hat.“

„Richtig, Leander!“, bestätigte Ken Dorr vergnügt. „Und diese Erschütterung hatte ihren Ursprung in der Zerstörung des ersten Schwarzen Baumes.“

Drukil schüttelte sich unbehaglich. „Und was hat das mit diesem Ewigen Rat zu tun?“, fragte er ungeduldig.

„Alles! Denn als Tausch für seine Hilfe gegen Euch lehrte Nomion den Schwarzen Herold, was der erste Krahder auch als Schatten noch an Nekromantie beherrschte. Zusammen mit den lang gehüteten Geheimnissen der Drachen und der Schrift des Themauras konnte der Herold erahnen, dass der Schwarze Baum in Wahrheit das Herz des Todes war und dass die Hexerei der Krahder die Macht des Herzens anzapfte.“

Drukil stöhnte und Ken Dorr warf ihm einen bösen Blick zu. „Schon gut, ich komme ja zur Sache. In diesem Jahr ging der 500-Jahreszyklus ein weiteres Mal zu Ende und wieder haben die beiden Herzen ein Samenkorn produziert. Der Schwarze Herold fand den Samen des Schwarzen Baumes und brachte ihn in Sicherheit. Als ihr den alten Schwarzen Baum zerstört habt, ist dessen Kraft in den Samen übergegangen. Die Macht des Herzens, in ein winziges Samenkorn von der Größe einer Faust konzentriert. Und dank Nomions Lektionen und Taroks Geheimnissen kann er es beherrschen.“

Thorn kam ein unheimlicher Gedanke in den Sinn. „Was wäre geschehen, wenn das Samenkorn mit dem Schwarzen Baum zerstört worden wäre?“, fragte er vorsichtig.

Ken Dorrs Lächeln erlosch. „Nach Themauros wäre das das Ende der Welt. Doch wer weiß schon, ob er damit recht hatte? Ich verspüre keinen Wunsch, es auszuprobieren.“ Er holte tief Luft. „Jedenfalls hat der Schwarze Herold seither die Überreste der Ratsmitglieder zusammengesucht, seine Fähigkeiten erprobt und gestern den Ewigen Rat ins Leben gerufen.“

„Und wie sehen seine Pläne genau aus?“, hakte Chada nach. „Mit dieser Macht könnte er einfach in Andor einmarschieren, uns gefangen nehmen und fertig.“

„Er könnte sich auch einfach ein Haar von jedem von Euch besorgen, Euch töten und dann direkt inmitten des Ewigen Rates wieder auferstehen lassen. Doch das möchte er nicht. Ihr sollt noch nicht wissen, wie wenig Hoffnung Ihr wirklich habt. Er will, dass Ihr denkt, Ihr hättet das alles vermeiden können, damit die Verzweiflung über Eure unvermeidliche Niederlage noch größer ist. Diesen Plan zumindest habe ich ihm soeben zunichte gemacht.“ Ken Dorr grinste. „Außerdem will er sich nicht nur an Euch rächen sondern auch an allen anderen, die sich gegen ihn gestellt haben und mit Euch im Bunde waren. Und ja, dafür lässt er bereits Kreaturen sammeln, die im Namen des Ewigen Rates jeden Widerstand ersticken sollen.“

Ken Dorr zögerte kurz. „Jedenfalls hat er vor, anschließend die Welt unter dem Ewigen Rat aufzuteilen. Den Krahdern die Reste ihres alten Landes und die östlichen Länder, den Drachen das Graue Gebirge, den Mächten des Meeres das Hadriscche Meer mit den Nebelinseln, Varkur die Insel Hadria. Die Schwarze Kogge darf überall angreifen und jeden nach Belieben terrorisieren. Bei all dem lässt er Euch zusehen und das bis in alle Ewigkeit.“

„Und Andor will er selbst?“, fiel Drukil das Land auf, das in der Aufzählung noch fehlte.

Ken Dorr schüttelte leicht verlegen den Kopf. „Andor, Cavern und den Wachamen Wald hat er mir versprochen“, sagte er leise und in einem Tonfall, als wäre das nur ein unbedeutendes Detail, das er vergessen hatte.

Thorn schob sein Schwert wieder etwas näher an den sitzenden Dieb heran. „Das macht mich jetzt stutzig!“, meinte er bedrohlich. „Du bekommst ewiges Leben, Rache an uns und das Land Andor als Geschenk? Und trotzdem willst du den Ewigen Rat verraten? Du erwartest nicht wirklich, dass wir das glauben!“

Ken Dorr schnaubte. Dann rief er bitter: „Überlegt doch! Was bietet er mir tatsächlich? Rache? Die ist bedeutungslos! Nicht Ihr habt mich ermordet, sondern die Krahder! Wenn überhaupt müsste ich mich an ihnen rächen. Ewiges Leben? Dieses Angebot hat einen gewaltigen Makel: Der Schwarze Herold ist wahnsinnig und Rache an euch ist alles, was ihm etwas bedeutet. Wer garantiert mir, dass er mein Leben wirklich verlängert, wenn er erst gewonnen hat? Vielleicht geht ihm irgendwann auf, dass Tarok ein viel grausamerer Herrscher über Andor wäre, in seinen Augen also ein besserer, um Euch zu quälen. Und dann ist mein ewiges Leben leider doch nicht mehr ewig, sondern stattdessen sehr kurz. Und die Macht? Nein! Eine Marionette hat keine Macht, selbst wenn sie auf einem Thron sitzt. Im Vergleich zu den anderen Ratsmitgliedern bin ich unbedeutend, selbst ohne den Schwarzen Herold könnte ich mich in dieser Weltordnung nicht lange halten. Und so hätte ich stets eine Waffe am Hals, mit der er mich kontrolliert. Nein, ich hätte keine Macht. Macht bedeutet die Fähigkeit, zu tun, was man möchte.“

„Das verwechselst du mit Freiheit“, behauptete Chada fest.

Ken Dorr schüttelte belustigt den Kopf. „Ohne Macht gibt es keine Freiheit. Frei ist nur,

wer die Macht hat, seine Freiheit auch durchzusetzen und zu verteidigen.“ Als er sah, dass Chada widersprechen wollte, entgegnete Ken: „Wir können uns jedenfalls darauf einigen, dass ich weder Macht noch Freiheit habe, solange jede meiner Handlungen vom Ewigen Rat kontrolliert wird. Und damit ist sein Angebot wertlos!“

„Das kannst du uns doch nicht erzählen“, widersprach Thorn. „Du würdest dieses Land doch eher vernichten, als dass es glücklich wird.“

„Bitte, könnten wir in Zukunft auf haltlose Anschuldigungen verzichten? Ich empfinde keine Freude beim Leid anderer. Im Gegenteil, unnötiges Leid ist Verschwendung. Und ich hasse Verschwendung!“

„Nur deswegen würdest du doch nicht einen aussichtslosen Kampf anfangen“, rief Thorn aufbrausend. Er vertraute diesem Dieb kein Stück weit!

„Wieso aussichtslos? Ich habe alles genau durchdacht, dieser Kampf ist überhaupt nicht aussichtslos, auch wenn Ihr mit eurer üblichen So-lange-draufhauen-bis-der-Gegner-tot-umfällt-Taktik nicht weit kommen werdet.“ Bei diesem Satz bedachte Ken Dorr insbesondere Thorn mit einem scharfen Blick. „Es gibt drei Dinge, die der Untergang des Ewigen Rates sein können! Erstens: Der Schwarze Herold hat einen gravierenden Fehler gemacht. Er hat Euch überschätzt!

„Mir wäre es lieber, wenn er uns unterschätzt“, meinte Drukil trocken.

„Mag sein. Aber bedenkt doch: Der Ewige Rat ist zu groß, jeder möchte am Ende möglichst viel für sich. Außerdem sind viele Ratsmitglieder untereinander zerstritten. Wusstet Ihr zum Beispiel, dass es Tarok selbst war, der einst Nomion ermordete? Manche Dinge hätte der Schwarze Herold uns besser nicht verraten. Wenn ich erst ein wenig Zwietracht säe, wird der Rat nicht lange halten.“

„Wie willst du das anstellen?“, fragte Chada skeptisch. „Nach deinem Verrat wirst du wohl kaum noch in die Nähe des Ewigen Rates gelangen und vertrauen werden sie dir schon gar nicht.“

Ken Dorr blickte die Helden enttäuscht an. „Ich hätte wirklich mehr von Euch erwartet! Glaubt Ihr allen Ernstes, der Schwarze Herold wüsste nicht, dass ich hier bin? Er hat irgendeinen unwichtigen Knochen von mir, er kann mich jederzeit töten. Ich kann mich unmöglich offen gegen ihn auflehnen!“

„Kein Knochen ist wirklich unwichtig“, stellte Leander klar und fragte dann: „Was glaubt der Herold denn dann, weshalb du hier bist?“

„Um Euch heimlich auszuspionieren! Aber bevor Ihr jetzt etwas Unüberlegtes tut“, fügte er hastig hinzu, da Drukil empört nach seinem Schwert griff, „solltet Ihr bedenken, was ich Euch jetzt schon alles erzählt habe. Ihr müsst doch sehen, dass das nicht im Interesse des Ewigen Rates sein kann! Hört mich zumindest zu Ende an, ehe Ihr entscheidet, was Ihr mit mir anstellen wollt.“

Leander griff Drukils Arm, bis der Hautwandler seine Klinge wieder wegsteckte. „Gut, Ihr werdet es nicht bereuen! Wo war ich stehengeblieben? Zweitens: Der Ewige Rat basiert darauf, dass der Schwarze Herold alle, die sterben, wieder zurückholt. Aber was passiert, wenn der Herold selbst stirbt? Er muss auch eine Schwäche haben und wenn wir die finden und im geeigneten Moment ausnutzen, könnt Ihr das Samenkorn in Euren Besitz bringen und danach den restlichen Ewigen Rat ganz normal töten.“

Ken Dorr hielt inne und wirkte fast, als erwarte er Applaus für seinen Einfall. Als der ausblieb fuhr er enttäuscht fort: „Drittens gibt es mehr als nur einen Samen. Der 500-Jahreszyklus ist vorüber. Auch der Baum der Lieder muss ein Samenkorn hervorgebracht

haben, das man sicherlich gegen den Schwarzen Herold verwenden kann. Ihr könntet den Ewigen Rat mit seinen eigenen Mitteln bekämpfen!“

„Am Baum der Lieder wachsen jedes Jahr Hunderte von Früchten!“, erklärte Thorn resigniert.

„Wenig verwunderlich, schließlich ist er der Baum der Geburt. Aber eine der Früchte muss besonders sein. Wenn Ihr sie findet, dann ...“

Chada runzelte die Stirn. „Einen Augenblick! Um die Macht des Herzens ins Samenkorn übertragen und anwenden zu können, muss der Baum der Lieder zerstört werden, nicht wahr?“

Ken Dorr hob entschuldigend die Arme. „Ein unvermeidliches Übel! Gegen den Ewigen Rat brauchen wir alles, was...“

„Auf gar keinen Fall! Das kommt nicht in Frage! Der Baum der Lieder bleibt unangetastet!“

In Chadas Augen brannte ein Feuer, an dem auch Ken Dorr sich nicht verbrennen wollte. „Schon gut, ich habe ja verstanden! Schön! Der Baum der Lieder bleibt stehen. Alles gut! Dennoch sollten wir den Samen suchen, damit er nicht dem Ewigen Rat in die Hände fällt. Die Mächte des Meeres suchen schon danach!“

„Ach, tun sie das? Noch irgendetwas, das wir wissen sollten?“, hakte Thorn nach. „Die Mächte des Meeres suchen den Samen, du sollst uns ausspionieren, was machen die anderen solange?“

Ken Dorr faltete seine Hände. „Die Schwarze Kogge wird von ihrer Mannschaft wiederaufgebaut. Ein Schiff, größer, gefährlicher und schneller als je zuvor. Nomion versucht, Truppen zu sammeln, die Rietburg einzunehmen und diesen Wolfskrieger zu fangen, wofür natürlich bereits ein Haar von ihm genügt. Varkur soll diesen Königswolf suchen. Und was genau Tarok tut, weiß ich nicht.“

„Wir müssen uns beraten!“, sagte Chada entschlossen. „Warte solange woanders, irgendwo, wo du uns nicht hören kannst!“

Widerspruchslos stand Ken auf. Ehe er die Hütte jedoch verlassen konnte rief Leander ihm hinterher: „Wo trifft sich der Ewige Rat eigentlich? Lass mich raten: Ein großer steinerner Saal von der Form eines Halbkreises?“

Verblüfft starrte Ken Dorr den Seher an. „Woher wisst Ihr das?“

„Meine Visionen bewahrheiten sich“, meinte Leander düster.

Ken Dorr nickte beeindruckt und verließ dann die Hütte. Chada folgte ihm, um sicherzustellen, dass er nicht einfach verschwinden oder Unheil stiften würde.

Früher Nachmittag, 25. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

„Und? Was sagt ihr?“, fragte Thorn, nachdem Chada zurückgekehrt war. Sie hatte Ken Dorr der Bewachung einiger Bewahrer unterstellt.

„Er kommt tatsächlich als Verräter zu uns“, antwortete Leander überzeugt. „Die Frage ist lediglich, ob er uns oder den Rat verraten möchte.“

„Er stinkt nach verderbter Hexerei! Er sollte nicht mehr leben“, fügte Drukil hinzu.

„Wir dürfen ihm auf keinen Fall vertrauen!“, meinte auch Chada.

„Natürlich nicht!“, bekräftigte Thorn. „Aber was sollen wir tun? Sollen wir seinem Vorschlag folgen?“ Auf einen zornigen Blick Chadas hin ergänzte Thorn schnell: „Natürlich

nur dem Teil mit der Schwäche des Schwarzen Herolds. Der Baum der Lieder bleibt stehen!“

Leander schüttelte deprimiert den Kopf. „Welche andere Wahl haben wir denn? Hat einer von Euch eine bessere Idee?“

Eine Zeit lang schwiegen alle vier, dann fragte Leander: „Hat Ken Dorr eigentlich graue Augen?“

„Das hast du hören können?!“, fragte Chada verdutzt.

„Nein, aber ich sagte doch, dass meine Visionen sich bewahrheiten. Der Drache, der Schwarze Herold, der steinerne Saal, der Königswolf in Ketten, der Mann mit den grauen Augen ... alles geschieht so, wie es geschehen musste ...“

Thorn dachte an die anderen Bilder, von denen Leander ihnen berichtet hatte und die noch nicht eingetroffen waren. Insbesondere der brennende Baum der Lieder bedrückte ihn plötzlich. Die Zukunft sah dunkel aus. Und diesmal konnten sich die Helden von Andor nicht zurückziehen. Bisher hatten ihre Feinde stets etwas derart Schreckliches im Sinn gehabt, dass sie sie hatten aufhalten müssen. Auch wenn keiner von ihnen jemals aufgegeben hätte, so war das Bewusstsein, jederzeit verschwinden zu können, doch beruhigend gewesen. Dieses Mal jedoch war es das erste Ziel des Gegners, Rache zu üben. Sie hatten gar keine andere Wahl, als zu kämpfen, bis sie besiegt würden. Und sie würden besiegt werden, das war eigentlich klar. Niemals hatten sie einen derart überlegenen Feind gehabt.

„Ich bin dafür, dass wir uns mit Ken Dorr einlassen, und sei es nur zum Schein“, verkündete Leander schließlich widerstrebend. „Ich vertraue ihm nicht, doch ich sehe keine andere Möglichkeit. Wenn unsere Feinde geeint bleiben, haben wir keine Chance, und einzig Ken Dorr kann sie gegeneinander aufhetzen.“

Thorn nickte schweren Herzens. „Vermutlich hast du recht“, fügte er hinzu. „Wir lassen ihn Zwietracht säen. Aber solange der Schwarze Herold lebt ... ich meine, existiert, bringt das alles nichts. Wir brauchen jemanden, der uns Fragen über Gespenster beantworten kann. Jemanden, der vielleicht eine Möglichkeit kennt, sie auszulöschen.“

Die Bewahrer hatten über Nacht bereits alles herausgesucht, was in ihren Archiven über den Schwarzen Herold oder Gespenster generell zu finden war, leider nur kümmerlich wenig. Nun hoffte Thorn vergeblich, dass Leander aufspringen und eine Schwäche von Gespenstern nennen würde. Er kannte kaum jemanden, der so viel wusste wie der Seher. Dessen Schweigen lastete dementsprechend schwer auf seiner Seele.

„Fragen beantworten. Gespenster“, wiederholte stattdessen Chada gedankenversunken. „Ich glaube, ich habe eine Idee. Im Grauen Gebirge hat Grone, der letzte Agrenälteste, mir etwas von einem *Orakel der Geister* erzählt. Drei alte Agrenfrauen, die als Geister zurückkamen und ihrem Volk Fragen beantworten. Wenn wir Fragen zu Gespenstern haben, dann klingt das doch ziemlich perfekt.“

„Und ins Graue Gebirge sollten wir ohnehin!“, rief Leander plötzlich. „Der Schwarze Baum in Krahd war doch ein Sinnbild für Tod und Ende, nicht wahr? Nun, dann würde ich sagen, wir haben *das Ende der Sklavenschinder verbrannt*! Was meint ihr? Wartet da noch eine Prophezeiung auf uns?“

Auch Thorn erinnerte sich jetzt wieder an die Prophezeiung, von der Chada ihm damals erzählt hatte. Die Prophezeiung, von der der alte Grone vor seinem Tod berichtet hatte. Auf einmal wurde Thorn wieder von Zuversicht erfüllt. Mochte ihr Weg auch noch so finster aussehen, immerhin war es ein Weg! Und er würde ihn bis zum Ende gehen!

Früher Nachmittag, 25. Herbsttag 76 a.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Ken Dorr betrat das Haus der Gäste mit sichtlicher Vorsicht. „Nun, was sagt Ihr? Habt Ihr Euch entschieden?“

Thorn nickte. „Wir werden deinem Vorschlag folgen. Aber glaube nicht, dass wir dir deswegen vertrauen, es ist lediglich der beste Weg.“

„Es ist der einzige Weg“, korrigierte Ken Dorr. „Nun, dann sollten wir wohl überlegen, wie wir mehr über die Schwächen des Schwarzen Herolds in Erfahrung bringen können.“

„Das haben wir bereits!“, erklärte Drukil bereitwillig. „Wir ziehen ins Graue Gebirge!“

„Dürfte ich auch erfahren, weshalb?“

„Nein!“, sagten sie alle vier zugleich.

Ken Dorr sah sie beleidigt an. „Schon gut! Wie wollen wir dorthinkommen? Wieder mit einem großen Tross Andori?“

Das unscheinbare *wir* entging Thorn nicht, doch sie waren ohnehin zu dem Schluss gekommen, dass sie den Dieb mitnehmen wollten, um stets ein wachsames Auge auf ihn haben zu können. „Das wirst du schon sehen!“, erwiderte er also nur und sah mit Genugtuung, wie Ken Dorr genervt die Augen verdrehte.

„Ich verstehe“, antwortete er kalt. „Da Ihr meinem Rat jetzt folgt, kann ich auch die Bedingungen für meine Hilfe nennen.“

„Bedingungen?“, fragte Chada entgeistert.

„Aber natürlich! Glaubt Ihr etwa, ich helfe Euch aus purer Nächstenliebe? Ich riskiere mein Leben! Dafür möchte ich auch etwas haben. Keine Angst, es ist nicht viel! Ich wünsche mir nur zwei Dinge: Zum einen ein Schulterlass. Was immer ich bisher getan haben mag, mit dem Ende des Ewigen Rates sind alle meine vergangenen Untaten vergeben und vergessen. Zweitens möchte ich genug Gold, dass ich mir davon den Rest meines Lebens versüßen kann, zum Dank, dass ich bereit bin, auf ein ewiges Leben zu verzichten. Für die Thronfolgerin von Andor“, er deutete auf Chada „sollte das durchaus machbar sein.“

Die blickte ihn kalt an. „Noch etwas, Ken Dorr? Nicht noch die Krone von Andor? Du wirst ja regelrecht genügsam.“

Ken Dorr lachte. „Ich weiß doch genau, welche Grenze ich nicht überschreiten darf. Außerdem, machen wir uns nichts vor, ich war nicht gerade der beste Herrscher, den Andor je hatte.“

Thorn starrte Ken Dorr ungläubig an. War das etwa eine späte Einsicht?

Schließlich nickte Chada und sagte erhaben: „Also gut, Ken Dorr. Wenn der Ewige Rat durch deine Hilfe vernichtet wird und du uns nicht hintergehst, dann verspreche ich dir, sollen deine beiden Wünsche gewährt werden.“

Ken Dorr nickte ebenfalls. „Ich weiß, dass ich mich auf ein Versprechen von Euch verlassen kann.“ Er zögerte kurz, dann erwähnte er beiläufig: „Mir die Krone Andors anzubieten war übrigens gar nicht so dumm. Allerdings gebührt sie mir bereits. Ich bin der rechtmäßige König von Andor.“ Thorn erstarrte. „Innerhalb von zwölf Monden hat niemand Anspruch auf den Thron Andors erhoben. Wenn ich also um die Krone bitten dürfte?“, wandte Ken Dorr sich an Chada. Thorn versetzte ihm einen festen Tritt in den Bauch und der ehemalige Statthalter krümmte sich zusammen.

„Keinen Sinn für Humor!“, presste er hervor, ehe er einige vorsichtige Schritte aus der Hütte tat.



Zwischenspiel IV – Geheimnisse

Abenddämmerung, 25. Herbsttag 76 a.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

In einer großen Höhle mit halbkreisförmigen Sitzreihen blickte ein gewaltiger schwarzer Drache auf einen dunklen Schatten mit gezackter Maske herab.

„Ich bin nicht mehr dein Diener, Tarok!“, tönte die tiefe Stimme des Schwarzen Herolds. Dann lauschte er auf eine Antwort, die nur in seinem Kopf erklang, und antwortete: „Natürlich, ich wäre auch schön dumm, wenn ich ihnen alles erzählen würde. Nein, keine Angst, sonst habe ich nichts für mich behalten. Und überhaupt, du solltest dich freuen. Du bist der einzige Eingeweihte und der einzige, der einen Zugang hat.“ Er zuckte zusammen. „Verdammt, dann ist es wieder passiert?“ Er lauschte einen Moment. „Du bist zwar alleine, aber dieses Mal ist es egal, wenn du stirbst. Ich kann dich immer wiederholen. Sei kein Narr, du weißt genau, dass ich dich nicht deiner Kampfkraft wegen in den Rat geholt habe. Was glaubst du, warum sich der Ewige Rat ausgerechnet hier versammelt? Selbstverständlich, das ist deine einzige Aufgabe! Ja Tarok, ich werde den Drachen lassen, was schon immer den Drachen gehörte. Niemand wird davon erfahren und niemand wird dir deinen Anspruch streitig machen. Wichtig ist nur, dass wir nicht vollständig abgeschnitten sind.“

Es gab eine kurze Pause. „Du misstraust mir! Doch das ist verständlich, deshalb werde ich deine Frage beantworten: Du warst zu Beginn der Helden von Andor ihr mächtigster Feind, die große Bedrohung, die im Schatten lauerte und die sie stets fürchteten. Lange Zeit hat die Helden niemand so sehr geängstigt wie du. Ich möchte nicht, dass sie sehen, wie deine Kraft immer weiter zurückgeht, bis du nur noch ein Schatten deiner selbst bist. Im Gegenteil, ich möchte, dass die Drachen wieder in ihrer alten Macht durch die Lüfte fliegen, denn ich glaube, kaum etwas wird die Helden mit mehr Entsetzen erfüllen. Außerdem möchte ich diese Welt mit Kreaturen überfluten, gegen die Gors und Skrale wie harmlose kleine Kinder wirken. Doch dazu musst du deine Aufgabe erst vollenden. Deshalb bist du hier, Tarok. Konzentriere dich auf mein Anliegen, dann wirst du deinen gerechten Lohn erhalten.“ Der Drache senkte sein Haupt noch weiter herab. „Nein, du wirst alleine arbeiten müssen. Wenn ich andere Drachen zu Hilfe hole, wird Nomion zornig, weil ich mich geweigert habe, andere Krahder zurückzuholen. Ja, das weiß ich selbst, aber Nomion nicht. Das würde ich an deiner Stelle lassen, sonst werden die Drachen niemals Frieden finden.“

Erneut schwieg der Herold. „Gut! Warum redest du dann noch mit mir?“ Der Drache schnaubte und rollte sich dann ein, legte seinen Kopf auf seine Beine und faltete seine gewaltigen Schwingen zusammen. Dann schloss er seine glutroten Augen.



n – Violette Flammen

Sonnenhoch, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Rietburg, Andor

Janis erreichte die Rietburg, als die Sonne im Zenit stand. Die letzten Tage hatte er einem Tuchhändler am Freien Markt ausgeholfen, doch es herrschte mehr Bedarf an Nahrung denn an feinem Zwirn, weshalb er schließlich hatte gehen müssen. Und zwar direkt hierher: Zur Rietburg.

Stolz erhoben sich die wehrhaften Mauern an dem großen Felsmassiv, auf das die Burg einst erbaut worden war. Nach Norden hin war die natürliche Barriere so steil, dass die Mauer über der glattgeschliffenen Felswand nur wenige Schritt hoch war. Das Sonnenlicht tauchte die Burg in ein goldenes Licht und ließ sie fast so hell erstrahlen wie das Gras darum.

Die Rietburg, erbaut von König Brandur zum Schutze seiner Untertanen. Ein Symbol für den Mut und die Wehrhaftigkeit eines ganzen Volkes. Ein Zeichen der Freiheit dieses Landes. Als Brandur noch lebte war dies das prachtvollste Bauwerk Andors. Doch mit seinem Tod legte sich ein Schatten darauf und auch wenn kein direkter Unterschied zu sehen ist, so kann man doch spüren, dass diese Burg ihre Seele verlassen hat. Unter König Thorald ging dieses Land bergab und jetzt, unter Ken Dorr, hat es seinen Tiefpunkt erreicht. Alles, was noch kommt, kann nur besser werden!

Dieses eine Mal hatte Kheela sich geirrt. Nach Ken Dorr waren die Krahder gekommen und sie hatten dem Land mehr geschadet, als der Statthalter es in hundert Jahren vermocht hätte. Auch die Burg hatten sie eingenommen und alle darin verschleppt oder getötet. Sie

hatten das Gemäuer beschädigt, jedoch bald die Geduld verloren und waren wieder abgezogen. Das Torhaus hatte kein Dach mehr und der Turm links davon war auch zerstört; wo er gestanden hatte klaffte eine hässliche Lücke in der Mauer. Zumindest vermutete er anhand der Form der Trümmer, dass dort einst ein Turm gestanden hatte. Er selbst hatte die Rietburg noch nie besucht.

Vor dem Tor flackerte in einer großen Steinschale ein gelbes Feuer. Janis hatte auch davon gehört: Ein Feuer aus Hadria, das niemals erlosch und vor Unheil warnte. Momentan brannte es gelb, es drohte also keine Gefahr. Als er näher an die Burg kam, erkannte er, dass die Torflügel fehlten, nur verfaulte Holzreste an den Angeln markierten die Zerstörungswut der Krahder. Aus dem Inneren drangen laute Stimmen sowie das Rumpeln von Wagenrädern und das Hämmern eines Schmiedes. Ein weißhaariger alter Andori in einer Rüstung mit Sternblume darauf stand neben dem zerstörten Tor Wache. Das Kettenhemd wies einige Scharten und Löcher auf, doch war ansonsten gut gepflegt. Er musterte Janis kurz aus seinen stahlblauen Augen und winkte ihn dann durch. Janis hob grüßend eine Hand und trat dann in den Schatten des Burgtors.

Er sog tief Luft ein und roch dabei die Fäkalien und Ausdünstungen, die nicht entsorgt worden waren. Der gepflasterte Boden war schlammig und von den Häusern standen nur noch wenige, der Rest war nur noch anhand von verkohlten Balken zu erkennen. Zwischen diesen Ruinen waren Planen gespannt, unter denen auf Haufen von vergammeltem Stroh Menschen saßen und lagen. In der Mitte des Hofes stand ein Wagen, vor den ein Ochse gespannt war. Drei Schildzwerge standen darauf und reichten Lebensmittel herunter, die von einigen Andori angenommen wurden. Dabei wurden sie von den übrigen hungrig beäugt. Von den Zwergen abgesehen war jeder hier ausgemergelt. Es war deutlich zu erkennen, dass auch nach Abschluss der waghalsigen Reise ins Gebirge nicht alle Probleme verschwunden waren.

Am Freien Markt hatte Janis schon hiervon erfahren. Orfen hatte die Andori und die Befreiten ins Rietland geführt, nachdem die übrigen Helden zum Baum der Lieder gereist waren. Sie waren alle auf die Rietburg gezogen. Man hatte erwartet, hier von glücklichen Andori erwartet zu werden, doch stattdessen war die Burg verlassen, die Speicher geplündert, das Land verwüstet. Von den Schildzwergen und aus dem Wachsam Wald kamen – zum Ärger der ansässigen Händler – täglich Waren, hauptsächlich Nahrung für die vielen Andori, aber auch Tuch sowie Holz und Steine für den Wiederaufbau der Rietburg. Doch es wurde kaum etwas aufgebaut. Alle waren noch zu erschöpft von den Strapazen des Grauen Gebirges. Kopfschüttelnd ging Janis weiter.

In dem Moment, in dem Janis einen Fuß auf den Burghof setzte, flackerte das Ewige Feuer vor dem Tor kurz auf. Zwischen den gelben Flammen zeigten sich auch die ersten in einem unheilvollen Violett.

Abenddämmerung, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Am Abend erspähte Janis endlich die Person, auf die er gewartet hatte. In einiger Entfernung überquerte eine hochgewachsene Gestalt den Burghof, der graue Pelzmantel und die mürrische Miene waren unverkennbar: Orfen, der Wolfskrieger und Statthalter Andors. In der Hand hielt er einen Kanten Brot und er eilte mit verkniffenem Gesichtsausdruck über

den Hof. Janis ließ sich davon nicht abschrecken und entfernte sich von der Wand, an der er gelehnt hatte. Er passte Orfen ab und begann: „Ehrenwerter Statthalter, ich möchte Euch ...“

„Bah, nirgends hat man Ruhe. Hier, nimm das Brot und lass mich in Frieden.“

Janis starrte überrascht auf den Kanten Brot, den er plötzlich in der Hand hielt. Er hatte schon seit gestern Abend nichts mehr gegessen und war wohl ebenso mager wie die anderen hier, zudem verdreckt von seiner Reise, es war also kein Wunder, dass der Wolfskrieger ihn für einen Bettler hielt. Dennoch fühlte Janis, wie sein verletzter Stolz sengend heiß in ihm brannte.

„Ich will kein *Brot!*“, zische er erbot und ließ den Kanten demonstrativ in den Schlamm fallen.

Der Statthalter blieb überrascht stehen. „Das war gutes Essen!“, knurrte er, eher verdutzt als wütend. Dennoch versuchte er halbherzig, Janis eine Ohrfeige zu verpassen. Der Schlag war langsam und kraftlos und vermutlich hatte Orfen erwartet, dass Janis einfach beiseite treten würde. Womit er zweifellos nicht gerechnet hatte war, dass Janis sich unter dem Schlag hinwegducken, den Arm greifen und den Schwung nutzen würde, um ihn weiter zu verdrehen, so dass der Wolfskrieger in die Hocke gehen musste. Ehe Janis dazu kam, sich zu hinterfragen, drehte er reflexhaft weiter, bis Orfen dem Druck nachgab und mit den Knien und dem rasch weggedrehten Kopf in den Schlamm fiel.

„Hört mich das nächste mal fertig an, Statthalter, anstatt mich als Bettler zu beschimpfen und zu schlagen!“, triumphierte Janis mit einem überheblichen Grinsen. Er genoss die überraschten Blicke der übrigen Andori, doch dadurch war er abgelenkt. Ehe der wusste, wie ihm geschah, schnellte Orfens Hand vom Boden hoch und ergriff Janis' Handgelenk in einer stahlharten Umklammerung. Während Orfen sich aufrappelte, versuchte Janis vergeblich, sich loszureißen. Alle Versuche, sich zu entwinden, waren zum Scheitern verurteilt, der Wolfskrieger war ungleich stärker. Einige der Kniffe, die Khela ihm beigebracht hatte, hätten wohl gegen die reine Kraft Orfens geholfen, und natürlich hätte Janis versuchen können, sich mit Angriffen auf den Kopf oder andere empfindliche Stellen loszureißen. Doch er war umgeben von Menschen, die ihrem Statthalter alles verdankten, und Orfen war ein erfahrener Kämpfer, der Janis nicht erneut unterschätzen würde. Er wusste, wann er verloren hatte. Also wehrte er sich nicht mehr und ließ zu, dass Orfen ihn, nachdem er den Schlamm mit dem Arm von seinem Kopf gewischt und ihn finster angestarrt hatte, mit sich zerrte.

Mach dir keine Sorgen, mein Schatz. Du hast ihn gereizt, aber mehr ist nicht passiert.

Ich habe ihn offen gedemütigt. Das kann er als Anführer nicht einfach hinnehmen.

Nicht alle Menschen sind so stolz wie du, Janis! Dein Stolz kann dich zu großen Taten anregen, aber auch zu schrecklichen.

Auch große Taten können schrecklich sein, Mutter!

Orfen ging wortlos nach oben, zum höchsten Turm der Rietburg, und auf eine große Halle zu, die daran gebaut war. Er zog Janis durch das offene Portal und baute sich bedrohlich vor ihm auf. Dann ließ er ihn los, schüttelte den Kopf und drehte sich um. Verwirrt folgte Janis ihm durch den Saal. Die gemauerten Wände und die Holzbalken unter dem Rietdach waren rußverschmiert, geborstene Möbel lagen verstreut auf dem steinernen Boden, die Fensterläden der großen Fenster auf beiden Seiten des langen Raumes waren herausgebrochen. Ein blondes Mädchen von vielleicht sechzehn Sommern war damit

beschäftigt, Trümmer beiseite zu räumen und den Boden zu wischen. Am Kopfende der Halle, neben einem großen Kamin und unter einem zerfetzten Banner, das noch immer andeutungsweise die Sternblume auf rotem Grund zeigte, stand ein großer Holzthron, dessen Lehne von einem gewaltigen Schlag gespalten war. Auf dem einfachen Tisch davor lag eine Rolle Pergament, die Orfen jetzt nahm und aufrollte, während er sich wieder zu Janis umdrehte.

„Ich werde dir jetzt Teile dieses Briefes vorlesen und danach sagst du mir, was du dazu denkst!“, begann er und das Mädchen sah interessiert auf.

„Ich ... kann selbst lesen“, merkte Janis an.

Der Wolfskrieger musterte Janis kritisch. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich möchte nicht, dass du alles erfährst, was hier steht. Ausschnitte sollten genügen.“ Er räusperte sich und las angestrengt vor: „... sowie Tarok, der letzte Drache, der Dunkle Magier Varkur und ein Hexer der Krahder mit dem Namen Nomion. Der Schwarze Herold besitzt die Macht, sie jederzeit zu töten, kann sie aber auch wieder zum Leben erwecken. Dies wird er auch mit dir und jedem anderen tun können, von dessen Körper er ein Teil in die Finger bekommt. Und später: Jener Nomion wird versuchen, die Rietburg einzunehmen. Du wirst der Belagerung standhalten müssen, bis wir den Ewigen Rat erfolgreich zerschlagen konnten.“

Janis erschauerte. Orfen hatte ihn nicht hergeholt, um ihn für seinen Schlag zu bestrafen! Wie hatte er herausgefunden, dass er dem Schwarzen Herold geholfen hatte? Er musste fort, solange noch die Möglichkeit dazu bestand!

Doch er blieb stehen, denn er wusste, dass diese Gedanken idiotisch waren. Orfen wusste nicht einmal, wer Janis war oder wie er hieß. Er konnte unmöglich ahnen, dass Janis mit seinem Feind im Bunde war. Außerdem war er gar nicht wirklich im Bunde ...

Ja, er hatte dem Herold die Schuppe gegeben. Und natürlich wusste er, was das bedeutete. Der Schwarze Herold hatte angeboten, Kheela zurückzuholen, wenn er ein Haar von ihr bekäme. Was er mit Taroks Schuppe vorhatte, war unschwer zu erraten. Doch sicher hätte er schon irgendwo ein Teil von Tarok gefunden, und so hatte Janis die Schuppe wenigstens nicht umsonst hergegeben, sondern für die Chance eingetauscht, seine Mutter zurückzuholen. Dennoch fühlte er sich schuldig. Kheela hatte gegen das Untier gekämpft, sie hatte ihren Anteil an seinem Tod. Und nur ihrem Sohn war es zu verdanken, dass es nun wieder lebte. Er hatte alles verraten, wofür sie gekämpft hatte, dessen war er sich bewusst. Dank ihm würden noch viele Andori leiden. Und es war vollkommen umsonst gewesen, denn es brachte Kheela auch nicht zurück.

„Also, was sagst du dazu?“ Janis sah auf und blickte Orfen an. Er hatte eine Schuld auf sich geladen und er war zur Rietburg gekommen, um sie zurückzuzahlen. Er wollte um keinen Preis die Aufgabe seiner Mutter fortführen, aber er wusste, was Verantwortung bedeutete. Er konnte lesen und rechnen, war von seiner Mutter für den Krieg ebenso wie für den Frieden ausgebildet worden. Also hatte er Orfen seine Hilfe zumindest anbieten wollen und wenn der sie nicht wollte, dann wäre er eben weitergezogen. Nur beleidigen ließ er sich nicht!

„Klingt bedrohlich!“, antwortete Janis auf Orfens Frage. Er wusste nicht so ganz, was der Wolfskrieger von ihm erwartete. Eine Entschuldigung für sein Verhalten?

„Es ist bisher nicht vielen gelungen, mich mit einer Hand zu Boden zu bringen“, sagte Orfen. „Und von denen, die es schafften, war niemand so jung wie du. Wie viele Sommer zählst du?“

„Fünfzehn“, antwortete Janis vorsichtig.

Orfen lachte rau. „Nun gut, du hast es geschafft, mich zu beeindrucken. Kannst du auch gehorchen oder nur zuschlagen?“

Janis traute seinen Ohren kaum. Er hatte den Statthalter in den Schlamm gestoßen, aber anstatt bestraft zu werden, wurde er gefragt, ob er bereit sei, sich zu beugen! Stumm nickte Janis.

„Du hast von der Bedrohung gehört, die auf uns alle zukommt. Du bist mutig genug, einen Mann anzugreifen, der doppelt so schwer ist wie du, Kampferfahrung hat und eine hohe Position einnimmt. Du bist geschickt genug, um auch noch kurz zu triumphieren. Bist du auch bereit, dein Leben aufs Spiel zu setzen, um andere zu beschützen?“

Janis hatte nicht so werden wollen wie seine Mutter, er hatte sein Leben nicht für andere wegwerfen wollen. Aber es war etwas anderes, ein Leben nicht zu retten, oder den Tod selbst zu verschulden. Er wusste, was er angerichtet hatte, als er dem Schwarzen Herold die Schuppe gegeben hatte. Er hatte eine Schuld zu begleichen.

„Es wäre mir eine große Ehre! Die Rietburg hat Krieger wirklich nötig, wie ich der Botschaft entnehme.“

„Allerdings! Gut, dann ist es hiermit entschieden. Wenn du dich nicht nochmal danebenbenimmst, dann wirst du bald eine Kurzausbildung durchlaufen und als einer unter vielen diese Burg und dieses Land verteidigen! Hoffentlich werde ich diese Entscheidung nicht bereuen!“

„Muss ich Euch jetzt nicht die Treue schwören?“, fragte Janis neugierig. Der Wolfskrieger zögerte kurz und Janis konnte ihm ansehen, wie wenig ihm seine Rolle behagte. Es hieß, er sei früher auch ein Krieger des Königs gewesen, ehe er sich ins einsame Gebirge zurückgezogen hatte. Anscheinend waren ihm all die Bräuche und Traditionen über die Jahre fremd geworden. Nach allem, was Janis gehört hatte, hatte der Wolfskrieger die Schar ohne Zwischenfälle durch das Graue Gebirge geführt, doch in seinem Herzen war er ein Einzelgänger, kein Herrscher.

„Nein!“, murmelte Orfen schließlich in seinen schwarzgrauen Bart. „Ich bin nur der Statthalter und unsere Königin ist noch nicht gekrönt.“

Janis hatte gehört, dass Fürstin Chada die neue Thronfolgerin war. Sie war angeblich die Tochter Brandurs, was *zufälligerweise* erst jetzt, wo der Thron verwaist war, ans Licht kam. Aber Janis hatte kein Problem mit dieser unglaublichen Geschichte. Die Fürstin war eine verdiente Heldin von Andor, sie hatte den Drachen Tarok erschlagen, die Andori ins Gebirge geführt und Mutter hatte stets nur gut von ihr gesprochen. Wenn sich einige kluge Köpfe zusammengesetzt und beschlossen hatten, dass Chada die beste Königin wäre, und wenn sie entschieden hatten, ihren Anspruch auf den Thron mit einer fiktiven Verwandtschaft zum großen König Brandur zu untermauern, dann sollte es Janis recht sein. Er hielt ohnehin nicht viel davon, etwas so Wichtiges wie die Krone einfach dem Erben des letzten Königs zu überlassen.

„Ich vertraue darauf, dass es dir auch ohne Schwur gelingen wird, richtig von falsch zu unterscheiden und stets im Interesse Andors zu handeln“, ergänzte Orfen. Schweren Herzens nickte Janis. Wenn der Statthalter wüsste, was er getan hatte...

„Ich möchte möglichst bald mit der Ausbildung von vielen Wachen beginnen. Sieh dich hier um, ob du noch mehr findest, die dazu bereit sind.“

Janis zögerte kurz. „Nach allem, was ich hier bisher mitbekommen habe, bezweifle ich, dass wir in der Lage sind, viele Wachen auszurüsten. Haben wir Waffen und Rüstungen? Und haben wir die Vorräte, alle zu ernähren? Und den Sold, sie zu bezahlen? Ich bin auch

ohne Besoldung bereit, diese Burg zu verteidigen, aber die meisten hier werden das wohl anders sehen“, merkte er behutsam an.

Orfen kratzte sich nachdenklich am Kopf. „Du hast natürlich recht, aber wir brauchen mehr Soldaten! Wir haben nur zehn Mann, damit könnten wir nicht einmal diese Halle verteidigen, geschweige denn die Rietburg. Trotzdem bin ich dankbar für deinen Einwand, ...“ Er stutzte. „Wie heißt du eigentlich?“

Janis zögerte kurz. *Die Vergangenheit zurücklassen ...* „Ich heiße Sajin!“, log er. Aber eigentlich war es gar keine Lüge, denn das war der Name, den er in Zukunft tragen würde. Die Laute seines alten Namens waren noch immer enthalten, so wie er auch für immer die Erinnerungen an sein altes Leben enthalten würde. Doch er würde in Zukunft ein anderer sein!

Orfen nickte nur und sagte: „Versuche, noch mehr zu finden, die auch ohne Sold bereit zum Kämpfen sind. Dieses Land steht kurz vor einer Hungersnot, Geld haben wir keines übrig.“

„Ich gebe mein Bestes!“, rief Janis überzeugt und Orfen verließ den Thronsaal mit schweren Schritten. Janis überlegte kurz und lief dann zu dem blonden Mädchen, das rasch den Kopf senkte und so tat, als hätte sie die ganze Zeit aufgeräumt, anstatt dem Gespräch zu lauschen. Janis stellte sich vor sie und blickte sie an. „Wie heißt du?“, fragte er.

Sie blickte auf und erwiderte traurig seinen Blick. Janis erkannte, dass ihre Augen nicht violett waren, wie er gedacht hatte, sondern tiefblau. Hatte das Abendrot ihn getäuscht?

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und er brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass das wohl eine Antwort auf seine Frage sein musste. „Was soll das denn heißen? Du hast keinen Namen?“

Sie schüttelte den Kopf und blickte jetzt doch zu Boden. Fast schon beschämt wirkte sie. Ob sie wohl aus Krahd kam und seine Sprache nicht verstand? Aber bisher hatte jeder der befreiten Sklaven aus Krahd die Gemeine Sprache sprechen können.

„Dann halt nicht!“, rief Janis und in ihm mischten sich Zorn und Ratlosigkeit. „Aber du hast doch gehört, was der Statthalter gesagt hat, oder? Was ist mit dir? Bist du bereit, dieses Land zu verteidigen?“

Das Mädchen blickte überrascht auf. Sie schüttelte verwundert den Kopf, doch das ließ Janis nicht gelten. „Ach nein? Und warum nicht?“ Sie lächelte leicht und zeigte erst auf ihre schulterlangen Haare und fuhr sich dann mit einer Hand über das Kinn.

Janis glotzte sie verständnislos an, wobei er bemerkte, dass ihre Augen jetzt wieder violett wirkten. Dann begriff er. „Weil du ein Mädchen bist?“ Das stimmte natürlich, bisher waren die Krieger des Rietlandes stets männlich gewesen. Aber seine Mutter war eine gute Kämpferin gewesen und der mutigste Mensch, den er kannte. Und auch diese Chada, die bald Königin Andors werden sollte, war wohl eine brillante Bogenschützin. Bei den Bewahrern kämpften die Frauen ebenso wie die Männer, so hatte es seine Mutter zumindest erzählt. Vielleicht war es nicht das, was Orfen wollte, aber er hatte klargemacht, dass er Krieger brauchte, die dieses Land verteidigten. Janis bezweifelte, dass ihm deren Geschlecht sonderlich wichtig war.

„Das ist kein Grund!“, sagte Janis fest. Dann fiel ihm auf, dass das Mädchen aus Andor stammen musste, denn in Krahd waren Frauen und Männer gleichermaßen zu den schwierigsten Aufgaben gezwungen gewesen. Natürlich war er auch da nur auf Hörensagen angewiesen.

Das Mädchen nickte und schüttelte dann den Kopf, was Janis endgültig verwirrte. Ihm

war klar, dass er es aufgeben sollte, sie hatte klargemacht, dass sie nicht kämpfen wollte. Aber das Mädchen regte ihn inzwischen auf. Wieso weigerte sie sich, einfach klare Antworten zu geben?

„Was soll das denn heißen?“, zischte er sie an. „Warum antwortest du nicht einfach normal?“

Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern und Janis erschauerte leicht, als er feststellte, dass ihre Iriden plötzlich eisgrau wirkten. Was war nur mit ihren Augen los? Dann verschwand jeder Gedanke an die Augen des Mädchens, denn sie öffnete wütend den Mund. Doch nicht, um zu antworten, zumindest nicht so, wie er erwartet hätte. Stattdessen gewährte sie ihm einen Blick auf einen dunkelroten Fleck in ihrer Mundhöhle. Schnell wandte Janis sich ab, aber er hatte auch so genug gesehen. Sie hatte keine Zunge! Die Verletzung bewies eindeutig, dass sie gewaltsam entfernt worden war. Janis wurde schlecht. Er fühlte sich mies, dass er sie so behandelt hatte. Wenn er doch nur gewusst hätte...

Er zwang sich dazu, aufzublicken. Sie hatte ihren Mund wieder geschlossen und blickte ihn kalt an. Janis sammelte sich kurz. „Es ... tut mir leid! Ich wusste ja nicht ... Ich ...“ Seine Stimme versagte. Dann drehte er sich um und floh aus der großen Halle.

Morgendämmerung, 27. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Am nächsten Morgen ließ sich Janis - mit vollem Magen, gewaschenen Haaren und neuen Kleidern - von Peta, einem Recken von sechsundzwanzig Sommern, durch das Gebäude führen, in dem er bereits die Nacht verbracht hatte. Die Kaserne war ein trister, zweigeschossiger Ziegelbau mit kleinen Fenstern unter dem Rietdach, die Krahder hatten sie glücklicherweise stehen lassen. Unten gab es neben einer geplünderten Waffenkammer und einigen Waschräumen einen großen Speisesaal, weit karger eingerichtet als einst wohl der Thronsaal, der sich jetzt jedoch als äußerst nützlich erwies, da er größer und noch intakt war. Im Stockwerk darüber lagen die einstigen Soldatenunterkünfte, spartanische Zweibettzimmer, ebenso klein wie zugig, weil die ganze Kaserne einzig von einem Kamin im Speisesaal beheizt werden konnte. Da die meisten anderen Gebäude der Rietburg zerstört worden waren, hatten sich in den Kämmerchen die Rückkehrer aus dem Grauen Gebirge einquartiert, dennoch war es Janis gelungen, eines der Zimmer für sich allein zu ergattern.

Peta stellte Janis die vier Kollegen vor, die er noch nicht kannte, weil sie gestern Abend Wachdienst gehabt hatten, und beinahe hätte Janis vergessen, sich Sajin zu nennen. Insgesamt waren es zehn Krieger, alle anderen waren entweder nicht von ihrem Zug ins Gebirge zurückgekommen oder schon beim Einmarsch der Krahder für immer verschwunden. Letztere verachtete Janis. Treulose Verräter wie solche konnten sie in Andor nicht gebrauchen. Hätten sie ihre Pflicht getan, vielleicht würde Kheela dann noch leben. Doch diese zehn Streiter waren nicht aus Andor geflohen, sondern hatten nur die ohnehin schon verlorene Rietburg verlassen. Das war nur vernünftig und dafür hatte Janis Verständnis. Der Wortführer war Armond, jener weißhaarige Mann, der ihn eingelassen hatte. Seine blauen Augen betrachteten ihn kritisch, doch nachdem Janis versichert hatte, dass er sich nicht erneut mit dem Statthalter anlegen werde, taute der alte Kämpfer merklich auf.

Janis fragte die Krieger, ob sie ihm helfen wollten, in den Reihen der Menschen hier nach zukünftigen Wachen zu suchen, sicher könnten sie geeignete Krieger besser erkennen.

Doch es stellte sich heraus, dass sie dafür einfach keine Zeit hatten. Ununterbrochen mussten sie Wache stehen. Sie wechselten sich dabei ab, wenn sie nicht aßen oder schliefen, patrouillierten sie auf der Mauer oder standen am Tor. Janis erkannte, dass Orfen ihn mit seiner Aufgabe nicht betraut hatte, weil er der Geeignetste war, sondern nur weil alle anderen viel zu beschäftigt waren. Er versuchte seinen verletzten Stolz herunterzuschlucken und machte sich bald auf die Suche nach seinen zukünftigen Kollegen.

Früher Vormittag, 27. Herbsttag 76 a.Z.

Schmiede der Rietburg, Andor

Als erstes betrat Janis die Schmiede. Sie war eines der wenigen Gebäude, das die Krahder stehengelassen hatten. Am Amboss stand ein kräftiger Mann, der auf eine Klinge einhämmerte. Genau, was Janis sich erhofft hatte. Er trat näher und räusperte sich, aber zwischen den lauten Schlägen ging das unter. Doch der Schmied erkannte auch so, dass sein Besucher etwas von ihm wollte und packte das unfertige Schwert nach einigen Hammerschlägen mit seiner dicken Metallzange am noch unförmigen Griff und stieß es in einen großen Wasserkübel, in dem es mit einem lauten Zischen von einer Dampfwolke verborgen wurde.

„Guten Tag! Ich werde in Zukunft als Krieger hier arbeiten und wollte fragen, ob auch Ihr bereit seid, Euren Dienst an Eurem Land auszuführen und diese Burg zu verteidigen, wenn es nötig werden sollte.“

Der Schmied blickte ihn tadelnd an und legte dann den Hammer weg. Er streckte seine Hand aus und sagte mit tiefer Stimme: „Guten Tag! Ich bin Warguth!“

Janis blinzelte und ergriff rasch die dargebotene Hand. „Sajin!“, sagte er. Die Pranke des Schmiedes zerquetschte seine Finger fast, doch Janis unterdrückte ein Aufjaulen.

„Also gut, Sajin, dann hör genau zu: Ich lasse mich nicht beleidigen! Ich tue den Dienst an meinem Land! Meinst du, ich bekomme mehr als einfache Nahrung und warme Worte dafür, dass ich Klingen wie diese herstelle? Und wenn diese Burg angegriffen wird, dann werde ich selbst diesen Hammer schwingen und mich an den Kämpfen beteiligen. Aber was meinst du, wo mein Hammer jetzt wichtiger ist? In den Übungsstunden irgendwelcher Krieger oder hier am Amboss?“

Janis schluckte. Er hatte gedacht, dass der Schmied sicher kräftig wäre, aber natürlich hatte Warguth recht, ein Schmied war bei einer bevorstehenden Belagerung so viel wert wie ein halbes Dutzend Krieger.

„Es tut mir leid!“, antwortete Janis zerknirscht. „Ich wollte nicht an Eurer Tapferkeit zweifeln. Falls es irgendwann einmal einen Angriff geben sollte, dann werde ich erfreut an Eurer Seite kämpfen, aber jetzt werdet Ihr hier wohl tatsächlich dringender gebraucht.“

Janis wollte gehen, doch Warguth hielt noch immer seine Hand fest. „Noch etwas, Sajin! Ich lasse mich auch nicht für dumm verkaufen. *Falls es irgendwann einmal einen Angriff geben sollte?* Hältst du mich für bescheuert? Gestern kommt Orfen in die Schmiede gestürmt und verlangt, dass Schwerter geschmiedet werden, heute hat er einen kleinen Jungen, den ich hier noch nie zuvor gesehen habe, als zukünftige Wache eingestellt? Ich bemerke böse Vorzeichen, wenn ich sie sehe. Aber weißt du was, Sajin? Ich habe auch eine gute Nachricht für dich! Wenn du nach Männern suchst, die diese Bug verteidigen, dann frag doch mal meinen Gehilfen. Der taugt nicht zum Schmied, aber ist kräftig und ausdauernd.“

Dann rief er: „Rodur!“ und hinter dem Blasebalg trat ein kräftiger Junge hervor, der zwar zwei Köpfe größer war als Janis, zu seiner Überraschung aber kaum älter als er selbst zu sein schien. Auf seinen nackten Armen glänzte der Schweiß von der Hitze und dem Betätigen des Blasebalgs und seine glatten schwarzen Haare klebten an seinem Kopf. Er blickte belustigt auf Janis' Hand, die noch immer fest in Warguths Griff war und kam näher.

„Hast du gehört, was er gefragt hat?“, wollte der Schmied wissen und Rodur nickte. „Gut. Das ist vielleicht eher was für dich als ein Schmied zu sein!“

„Aber Meister Warguth!“, protestierte Rodur. „Wer soll dann den Blasebalg betätigen und das Wasser holen?“

„Ich finde schon jemanden. Niemand zwingt dich, ein Krieger zu werden, aber ich dachte, das liegt dir vielleicht eher. Sprecht zumindest miteinander!“ Mit diesen Worten ließ der Schmied Janis' Arm los und scheuchte die beiden raus.

„Also? Was bietest du?“, fragte Rodur.

„Die Ehre, dein Land zu verteidigen!“, rief Janis.

„Ich komme aus Krah!“, erwiderte Rodur amüsiert, doch Janis ließ sich nicht entmutigen.

„Dann wurdest du von Andori befreit! Nur dank ihnen kannst du hier stehen. Du schuldest ihnen etwas.“

Rodur nickte. „Aber was habe ich davon, ein Krieger zu werden? Wie viel bekomme ich dafür?“

Janis zögerte kurz. „Freie Kost und einen warmen Schlafplatz. Eine Rüstung und eine Waffe. Die Ehre, ein stolzer Soldat zu sein.“

„Also keinen Sold!“, stellte Rodur fest und Janis wünschte, er hätte mehr zu bieten. Er brauchte Erfolge! Aber ohne ein echtes Angebot würde er wohl kaum jemanden finden, der so wie er bereit wäre, für Andor zu kämpfen. Die Menschen hier hatten schon genug durchgemacht.

„Sieh dir dieses Land doch an! Wir stehen kurz vor dem Ruin. Wir brauchen Soldaten, die für uns kämpfen, aber wir haben jetzt kein Geld, um sie zu bezahlen. Wenn die nächste Ernte eingebracht ist, dann wird es uns wieder besser gehen. Aber solange können wir niemandem mehr geben als etwas zu Essen und ein festes Dach über dem Kopf.“

Rodur nickte erneut. „Ich sehe das Elend dieses Landes und ich weiß, dass die anderen ehemaligen Sklaven es ebenfalls gesehen haben. Aber lass dir gesagt sein, dass es kein Elend ist. Wir sind deutlich Schlimmeres gewohnt! Was man hier als Hungersnot bezeichnet, wäre in Krah ein Festmahl gewesen. Und dennoch bemerken wir, dass es Andor schlecht geht, und wir merken, dass es *uns* anderswo besser gehen könnte. Welche Perspektiven haben wir hier schon?“

„Die, als Soldat zu arbeiten! Wenn es Andor erst wieder besser geht, dann wird man euch bezahlen.“

„Ich habe gehört was Meister Warguth gesagt hat und ich weiß, dass er recht hat. So verzweifelt, wie du nach Soldaten suchst, ist klar, dass ihr euch auf einen Angriff vorbereitet. Es gibt kaum einen schlechteren Zeitpunkt, um mir dieses Angebot zu unterbreiten. Tut mir leid, aber ich denke, dass die meisten von uns bald nach Norden ziehen werden.“

„Also lasst ihr uns im Stich, nachdem wir euch gerettet haben.“

„Die ehemaligen Sklaven denken nicht nur an sich, sondern auch an ihre Familien. Wir

sind den Andori dankbar für ihre Opferbereitschaft, aber wir wollen nicht noch mehr durchmachen müssen.“ Janis sackte zusammen. Rodur hatte recht, hier gab es nichts für die befreiten Sklaven aus Krahd. Doch in diesem Moment sagte Rodur: „Ich allerdings habe keine Familie, an die ich denken muss. Die Krahder haben sie alle ermordet. Wenn es stimmt, was du sagst, wenn wir wirklich nach der nächsten Ernte bezahlt werden, dann werde ich diesem Land beistehen! Aber ich fürchte, da bin ich der einzige.“

Janis starrte den Jungen überrascht an. Rodur hatte erkannt, dass ein Angriff bevorstand, aber er war dennoch bereit, zu bleiben und zu kämpfen. Doch andererseits war Janis selbst gar nicht so anders. Beide hatten sie keine Familie mehr, die sie vom Kämpfen abhalten könnte, beide schuldeten den Andori etwas, und beide hatten sich entschlossen, hier zu bleiben und den Angriff durchzustehen. Janis streckte seine Hand aus. „Sajin!“

„Rodur!“, sagte der andere und lächelte.

Rodur war in Krahd geboren worden, wo seine Familie schon bald nach seiner Geburt der stickigen Luft, den schlechten Lebensbedingungen und ihren unbarmherzigen Herren zum Opfer fiel. Nur sein Vater hatte überlebt, doch als Rodur sein zehntes Lebensjahr erreichte, wurden die beiden nach Ruoor gebracht, in die Waffenschmiede der Krahder. Nirgends ging es den Sklaven schlechter als dort. Die Zwerge schmiedeten dort Waffen und wurden gut versorgt, da sie für die Krahder wertvoll waren, doch die Menschen, die nach Ruoor kamen, sollten in unterirdischen Stollen nach Erz suchen und es aus den Wänden schlagen. Eine gefährliche Arbeit, bei der insbesondere Kinder eingesetzt wurden. Schon nach kurzer Zeit wurde auch Rodurs Vater vom Gesteinsschlag getötet, doch Rodur gelang es, zu überleben, bis eines Tages Fremde aus dem Norden kamen und die Sklaven befreiten.

Das alles erfuhr Janis im Laufe des Tages von Rodur. Seine eigene Vergangenheit erzählte er nur in kurzen Ausschnitten und Rodur merkte, dass Janis nicht darüber sprechen wollte und hakte nicht nach. Die beiden fragten noch einige andere Menschen in der Rietburg, ob sie Wachen werden wollten, doch so wie Rodur es prophezeit hatte, lehnten sie alle ab.

Als es mittags in Strömen zu regnen anfang, zogen sich die beiden in den Thronsaal zurück, wurden jedoch gleich wieder verscheucht, da Orfen hier ein wichtiges Gespräch mit einigen Schildzwerge führte. Also setzten sie sich unter eine der Planen zu einigen Bekannten Rodurs. Der ehemalige Sklave stellte Janis als seinen neuen Freund vor, was ihn trotz des kalten Regens von innen her wärmte. Anschließend saßen sie alle einträchtig nebeneinander und lauschten dem Trommeln des Regens auf die Plane über ihren Köpfen.

Ich bin stolz auf dich, Janis! Du hast einen Fehler gemacht, aber du läufst nicht davon, sondern stellst dich ihm und versuchst, ihn wiedergutzumachen.

Aber Mutter, ich tue das nur, um mein Gewissen zu beruhigen, nicht um den Menschen zu helfen.

Aber du hast ein Gewissen! Und dieses Gewissen sagt dir, was richtig ist und was falsch. Tief in deinem Innern hast du erkannt, dass es deine Bestimmung ist, anderen zu helfen. Du kannst vielleicht vor deiner Hütte und deinem Ruf als Hüter der Flusslande fliehen, aber nicht vor den Werten in deiner Seele, denn sie werden dich stets begleiten.

Inmitten des fallenden Wassers meinte Janis kurz, eine weibliche Gestalt zu sehen, die selbst aus Wasser bestand. Seit er die Hütte verbrannt hatte, hatte Janis Vara nicht mehr gesehen, aber er wusste, dass sie ihm noch immer folgte. Der Wassergeist war durch ein uraltes Band an Janis gebunden und konnte dieses Band nicht durchtrennen. Und in

Anbetracht dessen, was auf dieses Land zukam, war es vielleicht gut, dass Vara nicht fort war. Vielleicht würde Andor sie bald schon brauchen.

Du bist jetzt bald ein Krieger des Statthalters, genau wie dein Vater ein Krieger des Königs war. Und du wirst dieses Land beschützen, so wie dein Vater, so wie Vara, so wie ich.

Janis' Vater war noch vor seiner Geburt gestorben. Ehe er sich in Kheela verliebt hatte war er ein Krieger Brandurs gewesen, doch schon kurz nachdem er die Rietburg verlassen hatte, hatte das Rote Fieber in Andor um sich gegriffen. Eine tückische Krankheit, die enorm ansteckend war und gegen die selbst Reka kein Heilmittel gewusst hatte. Fast jeder Infizierte wurde dahingerafft und starb nach etwa vier Tagen. Um Kheela vor einer Ansteckung zu beschützen, hatte sich Janis' Vater in die Narne gestürzt. Er war ebenso aufopferungsvoll wie Kheela selbst gewesen...

Irgendwann erkannte Janis im Regen kleine Gestalten, die auf einen Karren stiegen und verschwanden. Die Schildzwerge hatten ihre Unterredung beendet. Hoffentlich war Orfen erfolgreich gewesen. Janis sah sich nach Rodur um, doch sein neuer Freund war im Stroh eingeschlafen und er wollte ihn nicht wecken. Also stand er leise auf und rannte dann durch den Regen auf den Thronsaal zu.

Darin saß Orfen, über ein Blatt Pergament gebeugt, auf das er mit zusammengebißenen Zähnen etwas schrieb. Über das Prasseln des Regens war das Kratzen der Feder nicht zu hören. Das stumme Mädchen war auch jetzt wieder in der großen Halle. Sie hatte gute Arbeit geleistet, alle Möbel, die noch zu gebrauchen waren, standen in ordentlichen Reihen auf ihren Plätzen, der Rest lag als großer Haufen auf der linken Seite neben dem Kamin. Orfen hatte ihn noch nicht bemerkt und rief: „Sara! Bitte bring noch die Humpen weg, aus denen die Zwerge getrunken haben.“

Das Mädchen, das wohl Sara hieß, kam zu Orfen, doch als sie Janis sah, hielt sie ihm die ausgestreckte Handfläche entgegen. Janis grüßte zurück und ging in die Halle, woraufhin sie entnervt die - jetzt wieder violetten - Augen verdrehte und zu ihm lief. Sie hielt ihn fest und deutete auf die schlammigen Fußspuren auf dem ansonsten sauberen Boden, doch sie wirkte nicht sonderlich erbost. Janis wollte sich entschuldigen, doch Orfen rief: „Sajin! Komm her!“

Janis blickte Sara zögernd an, doch sie verdrehte nur nochmals die Augen und winkte ihn dann zu Orfen. Janis machte möglichst große Schritte und blieb vor dem Statthalter stehen.

„Wer war das vorhin, den du angeschleppt hast? Ein Rekrut?“ Janis nickte und Orfen stöhnte auf. „Nur weil ich dich schon so jung genommen habe heißt das nicht, dass die anderen Rekruten auch in deinem Alter sein müssen! Sie müssen jetzt bald kämpfen, nicht in einigen Jahren.“

„Er war der einzige, der bereit war, diese Burg auch ohne Bezahlung zu verteidigen.“

„Du hast ihm doch nicht etwa erzählt, dass ein Angriff bevorsteht?“

„Nein, das war auch nicht nötig! Er ist von alleine darauf gekommen!“

Orfen seufzte, doch Janis fuhr unbeirrt fort: „Immerhin war er trotzdem bereit, ein Soldat zu werden. Er ist deutlich kräftiger als ich und es ist sogar mir gelungen, Euch ...“

Orfen winkte ab. „Ist ja in Ordnung, wir müssen uns über jeden freuen, der bereit ist, für Andor zu kämpfen. Vor allem, wenn es nur so wenige sind... Wieso gibt es nicht noch mehr? Kennen sie keine Dankbarkeit?“

Janis berichtete Orfen, was Rodur ihm erklärt hatte. Dann sagte er: „Ich hätte eine Idee,

wie wir sie vielleicht überzeugen können, hierzubleiben.“

Orfen blickte Janis neugierig an. „Sprich, Sajin!“

„Das Mittel der Wahl ist Ehrlichkeit. Wir können keine Angsthasen gebrauchen, die davonlaufen, wenn der Feind im Anmarsch ist. Wir sagen ihnen, was bevorsteht...“

„Und dann hauen sie erst recht ab. Und da kann ich ihnen auch wirklich keinen Vorwurf machen; wenn Prinzessin Chada sich nicht irrt, sind unsere Feinde gefährlicher denn je.“

„Wir müssen ihnen nur etwas dafür bieten, dass sie bleiben. Andor steht am Rande einer Hungersnot, aber vor allem deshalb, weil viele der Bauern, die nicht vor den Krahdern und ihren Skeletten geflohen sind, mit ins Graue Gebirge gekommen sind. Und von ihnen kamen viel zu viele nicht wieder. Die Felder lagen brach und sie werden auch in Zukunft brachliegen, weil unsere Bevölkerung geschrumpft ist.“

„Du willst also, dass alle, die bleiben, einen Teil des Bodens bekommen. Aber das geht nicht! Das Land gehört bereits den andorischen Bauern. Wie würde die Bevölkerung wohl reagieren, wenn wir ihr Land an die Flüchtlinge verteilen?“

„In den letzten Jahren war zu beobachten, dass immer mehr Nutzungsrechte in den Besitz von immer weniger Menschen übergingen. Ein kleiner Bruchteil der Bauern darf mehr Land bestellen als die große Mehrheit der Andori zusammen. Und jetzt, nach dem Zug ins Gebirge, ist diese Aufteilung noch deutlicher. Ist das etwa gerecht? Die Großbauern, von denen ich spreche, könnten auch mit deutlich weniger zurechtkommen, und von ihrem Boden könnten sich alle ernähren, die sich jetzt in Andor befinden. Ich schlage vor, von jedem Landwirt so viel zu beschlagnahmen, bis er nur noch vierzig Morgen Land bewirtschaftet, das ist mehr als die meisten haben. Der Boden wird anschließend unter allen potentiellen Bauern aufgeteilt, die kein oder nur wenig eigenes Land besitzen. Damit bieten wir den Flüchtlingen die Chance auf ein gutes Leben und verbessern zugleich auch die Situation der meisten einheimischen Bauern, damit kein Neid geweckt wird! Wir sagen allen, was auf uns zukommt, aber auch, was kommt, wenn die Gefahren überstanden sind. Und dafür werden sie kämpfen!“

Orfen blickte Janis skeptisch an. „Das wird sehr viele verärgern! Bauern, deren Familien die Äcker zum Teil in Jahrhunderten vergrößert haben, lange bevor es Andor gab.“

Janis nickte. „Wie Ihr sagt: Ihre Familien, nicht sie selbst. Sind ihre wohlhabenden Eltern ihr Verdienst? Ist es die Schuld der Befreiten, genau wie Brandurs Schar damals in Krahd geboren worden zu sein? Ihr seid der Statthalter, Ihr müsst entscheiden! Was ist wichtiger? Der Familienbesitz einiger Großbauern und Dorfbüttel? Oder das Überleben Andors?“

Orfen starrte das Pergament vor sich mürrisch an. „Bei der Heiligen Mutter!“, knurrte er dann. „Hoffentlich werde ich es nicht eines Tages bereuen, dich in meine Dienste genommen zu haben! Hoffentlich genügt dieser Anreiz! Hoffentlich finden sich einige Männer, die kämpfen!“

„Warum nur Männer? Die Bewahrer, die Schildzwerge, die Seekrieger aus dem Norden, überall kämpfen auch die Frauen, nur hier in Andor halten wir noch immer an dieser sinnlosen Einteilung fest!“

Orfen kratzte sich am Kopf. „Es ist ungewöhnlich!“, sagte er. „Aber es gibt kein Gesetz, das es Frauen verbieten würde, Soldaten zu werden. Und ich habe auch nicht vor, es einzuführen. Also gut! Und wehe dir, wenn deine Idee versagt, Sajin!“

Janis lächelte. Er wusste, dass Orfen seine Drohung nicht wahr gemacht hätte. Aber das wäre auch nicht nötig. Denn er würde erfolgreich sein!

Ehe er die große Halle verlassen konnte, wurde er von Sara aufgehalten. Sie funkelte ihn an und zeigte schnell auf den Boden, nach draußen und schüttelte energisch den Kopf, dann machte sie mit ihren Händen blitzschnelle Bewegungen, denen Janis nicht folgen konnte. Er rätselte eine Zeit lang, was sie meinte, dann verstand er. „Oh! Tut mir leid, dass diese Halle wieder schmutzig sein wird, aber... Ich helfe dir danach, alles sauberzumachen, ja? Versprochen!“ Sara verdrehte die - noch immer violetten - Augen, aber in ihnen blitzte Schalk und es wirkte nicht genervt, sondern eher erheitert. Janis spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Wortlos wandte er sich ab und trat hinaus in den Regen.

Später Nachmittag, 27. Herbsttag 76 a.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Im Laufe des Nachmittags verschwand der Regen und Rodur brachte Janis ein Spiel bei. „Wir haben es früher in Krahd immer gespielt, man braucht nur einige Steine. Und die gab es in Krahd wirklich genug... Also, es heißt *Nimm-Spiel*. Wir haben vier Reihen Steine, in der ersten liegt ein Stein, in der zweiten drei, in der dritten fünf und in der vierten sieben.“ Er baute das von ihm beschriebene dreieckige Spielfeld auf. „Wir sind abwechselnd am Zug. Jeder nimmt aus genau einer der vier Reihen beliebig viele Steine, jedoch immer mindestens einen, und wer den letzten nimmt, hat verloren! Fertig! Wer soll anfangen?“

Janis betrachtete die Steine misstrauisch. „Ich beginne!“, sagte er und nahm den einzigen Stein aus der ersten Reihe. Rodur überlegte kurz und entfernte einen Stein aus der letzten Reihe. Janis nahm sich auf gut Glück die übrigen sechs und Rodur legte zwei der fünf Steine aus der dritten Reihe. Janis betrachtete die beiden Reihen aus je drei Steinen vor sich und nahm dann willkürlich einen weg. Rodur lächelte listig und nahm einen aus der anderen Reihe. Jetzt lagen noch zwei Reihen zu zwei Steinen vor Janis und er begann zu überlegen. Wenn er eine Reihe komplett entfernte, dann würde sein Freund aus der anderen einen nehmen und er hatte keine andere Wahl, als den letzten zu nehmen. Wenn er jedoch nur einen nahm, dann würde Rodur sich die andere Reihe vollständig schnappen, auch dann bliebe nur ein Stein für Janis übrig. Niedergeschlagen gestand er seine Niederlage ein.

„Kopf hoch!“, munterte Rodur ihn auf. „Das ist hauptsächlich Erfahrungssache. Du hast die Regeln schon beim ersten Erklären verstanden, das ist gar nicht so schlecht! Noch eine Partie?“

Sie spielten das *Nimm-Spiel* bis zum Abend. Mit der Zeit merkte Janis eher, worauf er zu achten hatte und am Ende besiegte er Rodur sogar öfter, als er selbst geschlagen wurde. Dann jedoch wurden alle in die große Halle gerufen und Janis wusste, was jetzt kam. Die Andori und die Befreiten setzten sich erwartungsvoll auf die Tische, Bänke und den Boden und schauten zum Kopfbereich der Halle.

In der Tat trat Orfen jetzt vor und sagte, was Janis ihm geraten hatte. Er erzählte vom Ewigen Rat und wusste mehr zu berichten, als Janis befürchtet hatte; anscheinend hatte er nur einen sehr kleinen Ausschnitt der Botschaft zu hören bekommen. Dann sprach der Statthalter: „Andor ist ein Land der Freiheit. Doch Freiheit erfordert mehr als nur das Fehlen von Sklaverei und Unterdrückung. Freiheit bedeutet, sich entfalten zu können. Das geht nur, wenn man auch frei ist von Hunger und Elend, frei von Armut und der Notwendigkeit, zum Überleben auch Dinge tun zu müssen, die man nicht gewillt ist zu tun. Um die Freiheit zu garantieren, werden wir das Land in Andor neu verteilen. Jeder der in Andor bleibt, ganz

gleich ob Andori oder Befreiter, ob Mann oder Frau, wird nach dem Ende des Ewigen Rates genug Boden bewirtschaften können, um davon leben zu können.“

Er winkte Janis nach vorne und drückte ihm eine Feder in die Hand. „Jeder, der diese Burg mit Waffen verteidigt, wird seinen Teil beitragen. Ich erwarte nicht, dass ihr für Gold kämpft, oder um Krieger zu werden, ich erwarte, dass ihr kämpft, weil ihr sonst eure Zukunft verliert. Wenn wir besiegt werden, dann müsst ihr euch eine andere Heimat suchen, die Andori wie die Befreiten. Wenn wir aber triumphieren, und das können wir nur, wenn wir zusammenhalten, dann werden die, die hierblieben, ein Leben in Wohlstand führen können. Wir brauchen jeden Mann, der es sich zutraut, ein Schwert zu schwingen. Jeden Mann und“, Orfen blickte bedeutsam in die Runde, „auch jede Frau. Wir können es uns nicht länger leisten, nur männliche Krieger zuzulassen. Alle, die für Andor kämpfen werden, können sich bei Sajin hier vorne in die Liste eintragen lassen.“

Das Ergebnis überstieg Janis' kühnste Erwartungen. Fast ein Drittel der Anwesenden trat vor und reihte sich vor Janis auf. Es waren viele der Befreiten, aber auch Andori.

„Du hast den Statthalter gehört, Vater!“, rief eine junge Frau. „Marta wird den Hof nur erben können, wenn Andor überlebt.“ Sie machte sich los und stellte sich als erste Frau in die Reihe, zögerlich folgten weitere.

Janis schrieb als erstes *Armond* auf die Liste, dann *Peta* und die Namen der anderen Krieger, gefolgt von *Rodur* und *Sajin*. Anschließend fragte er den Vordersten nach seinem Namen. Er wusste, dass er schon heute einen Teil seiner Schuld abgetragen hatte, und ihn überkam Hoffnung, dass sie die gefährlichen Zeiten überstehen könnten. Janis registrierte auch, dass Sara vor ihm stand. Sie lächelte ihm zu und er schrieb ihren Namen selbst auf die Liste. Sie blickte überrascht darauf und lächelte dann noch breiter, bevor sie dem nächsten Platz machte.

Schließlich verließen die Menschen den Thronsaal und Rodur kam zu Janis. „Was ist, Sajin? Noch eine Runde *Nimm-Spiel*?“

Janis lächelte entschuldigend. „Tut mir leid, aber ich habe ein Versprechen gegeben. Ich helfe Sara, diese Halle zu säubern.“

Ungläubig betrachtete Rodur den Boden, der vollständig mit Schlamm bedeckt war. „Damit seid ihr mindestens die ganze Nacht beschäftigt!“, brachte er hervor.

Janis schluckte. „Tja, dann wirst du morgen wohl etwas ausgeschlafener sein als ich.“

Rodur lachte. „Spinnst du? Ich helfe euch natürlich!“

Späte Nacht, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Die Nacht war schon mehr als zur Hälfte um, ehe sich Janis schließlich in der Kaserne schlafen legte. Seine Arme schmerzten von der Arbeit und er war so müde wie seit langem nicht mehr. Sara war deutlich effizienter gewesen als ihre beiden Helfer, doch auch für Janis war es anstrengend gewesen. Als er nun jedoch hier lag, da war er erfüllt von Zuversicht, sein Herz war leichter als seine Arme schwer waren und sein Freund Rodur lag nur wenige Schritte weiter, er hatte das andere Bett bezogen. Zum ersten Mal seit über einem Jahr war Janis glücklich. Und so schlief er ein.

Janis sitzt auf einer grünen Wiese, ihm gegenüber seine Mutter. Sie spielen das Nimm-Spiel und im Hintergrund rauscht ein Fluss. Immer wieder schreitet Vara durch die

Szenerie, an den Händen hält sie Rodur und Sara und die drei unterhalten sich angeregt. Doch in dem Moment, in dem Janis den letzten Stein nehmen muss, erklingt plötzlich ein düsteres Grollen. Der blaue Himmel wird schwarz und der Fluss verstummt. Sara hält sich erschrocken den Mund und sagt kein Wort mehr; Rodurs Hand gleitet durch das Wasser von Varas Hand und auch der Wassergeist verstummt plötzlich. Kheela blickt Janis traurig an, dann schießen plötzlich Ströme von Blut aus ihrem Mund, ihrer Nase, ihren Augen und ihren Fingerspitzen. In wenigen Augenblicken ist alles von ihrem Lebenssaft bedeckt, die Wiese versinkt unter einem roten See. Janis strampelt sich ab, um an der Luft zu bleiben, doch irgendwann versagen seine Kräfte und er versinkt im Blut.

Über einem Nest aus grünem Staub kauert eine Wolke der Trauer. Gebunden durch ein unsichtbares Seil streckt sie sich, ohne das rote Ei erreichen zu können. Risse aus Finsternis überziehen die glühende Schale. Das Ei platzt auf und offenbart ein Küken, die Federn rot wie Blut, die Augen kalt und leer. Während das grüne Nest sich schwarz färbt, wächst der Vogel, grüne Schatten gleiten über das rotgoldene Federkleid. Es ist ein Hahn, grausam und majestätisch, der die roten Schwingen ausbreitet, den goldenen Himmel zu verschlingen. Seine Füße werden umschlungen von Schlangen, schwarz und grün, die sich zu einem Ungeheuer vereinigen, während ein Toter dunkel lacht und die Hoffnung stirbt.

Janis schlug die Augen auf und blinzelte überrascht. Er stand in Mutters Hütte, die er lange bewohnt und schließlich verbrannt hatte. Jede Einzelheit war klar auszumachen, die Welt wirkte nicht vage wie in einem Traum. Er spürte die Kälte der Nacht, roch den Fluss, betrachtete eine Decke mit Wellenmustern, eine Schatulle mit geschnitzten Bildern im Deckel, ein Messer mit einer schwarzen Schuppe als Klinge. Gegenstände, die nur noch in seiner Erinnerung existierten. Verwirrt öffnete Janis die Tür, die eigentlich aus den Angeln gefallen und verbrannt sein müsste, und trat hinaus.

Die Narne war berüchtigt für ihre dichten Nebelschleier, die plötzlich an ihren Ufern erscheinen und verschwinden konnten, doch was er jetzt sah, war kein Nebel. Alles hinter einem Umkreis von sechs Schritt löste sich rasch in graue Schwaden auf, davor jedoch war die Luft klar und rein, die Umgebung gestochen scharf. Der Boden zu seinen Füßen. Die trockene Bretterwand der Hütte. Die riesige Gestalt, die von oben auf ihn herabblickte. Entsetzt erkannte Janis die klobigen Hände, das graue Fleisch, die gelben Augen. Ein Krahder!

Der Besucher hatte einen Stab aus Bein in einer Hand, ein langer Knochen von einem Geschöpf, dessen Größe Janis sich nicht ausmalen wollte, verziert mit Schnitzereien und kleineren Knöchelchen, auf dessen Spitze ein menschlicher Schädel thronte. Im Vergleich zu den Krahdern, die Janis beschrieben worden waren, wirkte dieser hier geradezu dürr. Er musterte Janis, dann lächelte er. „Es tut mir außerordentlich leid, dass ich deinen Traum zerstören musste, aber ich habe mit dir zu sprechen!“

Janis zuckte zusammen ob der heiseren Stimme des Riesen. Er sprach in einer fremden Zunge, dennoch konnte Janis ihn problemlos verstehen. „Ist das hier kein Traum?“, fragte er misstrauisch.

„Es ist eine andere Art von Traum. Aber ich bin nicht hier, um mit dir über Träume zu palavern. Der Schwarze Herold sagte mir, du hast ihm geholfen. Du hast ihm die Schuppe gegeben. Dann hilf auch mir! Ich möchte die Rietburg einnehmen und du hast dich freundlicherweise bereits dort einquartiert. Orfens Ankündigung heute Abend hat all meine

Pläne von einem einfachen Sieg ruiniert.“ Bei diesen Worten spürte Janis eine grimmige Genugtuung. „Aber das ist kein allzu großes Problem. Denn du wirst sie für mich verraten.“

Janis ballte seine Hand zur Faust. „Ganz sicher nicht!“, antwortete er ruhig.

„Der Schwarze Herold besitzt noch immer ein Haar von dir! Er kann dich jederzeit töten!“

„Das ist mir egal!“

„Nobel, nobel! Aber das war auch nur ein Teil des Angebots! Weißt du, wer ich bin? Mein Name ist Nomion, und ich bin der erste Krahder, der größte Hexer, der jemals auf dieser Welt wandelte. Und jetzt ... wandle ich erneut auf dieser Welt! Ich bin ein *Krahder*! Und wer hat deine Mutter verschleppt? Richtig, die Krahder.“

Janis schüttelte unwillig den Kopf. „Dann sei froh, dass ich keinen Wunsch nach Rache hege, sonst könnte nicht einmal die Tatsache, dass dies ein Traum ist, dich retten.“

Nomion lachte schallend, seine heisere Stimme und die martialischen Laute der ungeschlachten Sprache krächzten unangenehm in Janis' Ohren. „Wie putzig! Aber ich habe dir das nicht erzählt, um dich zu quälen. Was meinst du, wer wäre wohl eher in der Lage, etwas über den Verbleib ihrer Überreste zu erfahren? Der Schwarze Herold schuldet dir noch das Leben deiner Mutter, wenn du ihm einen Teil von ihr bringst. Und ich biete dir einen Tausch an. Ich gebe dir ihre Überreste, und du gibst mir dafür... die Rietburg!“

Janis sackte kraftlos zu Boden. Er zitterte nicht länger vor Kälte, sondern vor Entsetzen. Er wusste ganz genau, wie er sich entscheiden würde. Er sah vor sich die stolzen Mauern der Burg, das bärtige Gesicht Orfens, seinen Freund Rodur, den Schmied Warguth, den alten Krieger Armond, die Versammlung in der großen Halle und die seltsamen Augen der stummen Sara. Und dann erschien das gütige Gesicht seiner Mutter, das braune Haar glatt über ihren Schultern, die blauen Augen freundlich glänzend. „Ich bin einverstanden!“, hauchte er kraftlos.

„Wie bitte? Ich glaube, ich habe dich nicht ganz verstanden.“

„Ich bin einverstanden!“, brüllte Janis und spürte, wie ihm Tränen in die geträumten Augen stiegen.

Nomion grinste wölfisch. „Das ist gut. Ich habe einen weiteren Verräter eingeschleust, er wird sich bald mit dir in Verbindung setzen. Also dann... wie hieß deine Mutter?“

„Kheela!“, presste Janis hervor.

„Kheela? Etwa die mit dem Wassergeist? Die Heldin? Wie ... aufschlussreich! Also gut, Janis! Wenn die Rietburg durch deinen Verdienst fällt, dann gebe ich dir einen Teil deiner Mutter. Viel Erfolg, kleiner Verräter!“

Mit diesen Worten verschwand Nomion und hinterließ ein kleines Feuer, das sofort begann, das trockene Holz zu entzünden. In kürzester Zeit breitete sich der Brand um die Hütte aus, doch die Flammen waren nicht orange, sondern violett. Dann verschluckten sie die Hütte, verschluckten den Traum, verschluckten Janis, bis nichts mehr existierte als ein Meer aus violetterm Feuer. Dann erlosch auch das.

Vor dem Tor der Rietburg loderte das Ewige Feuer hell auf. Dann verschwanden die gelben Flammen immer mehr, das Feuer brannte in immer dunklerem Violett. Zwischen all den bedrohlichen Flammen zuckte nur eine einzige, die ein hoffnungsvolles Gelb ausstrahlte. Sie zitterte und flackerte, doch sie erlosch nicht. Sie war winzig im Vergleich zu dem nahezu blauen Feuer ringsumher, aber sie war vorhanden...



o – Die Politik der Einigung

Morgendämmerung, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Eara streckte die Hand aus und konzentrierte sich. Ihr Blick ruhte auf dem schwarzen Holz vor ihr. Ihr neuer Stab, wenn sie sich denn mit ihm verbinden konnte. Er war schlicht, ohne Schnitzereien oder Ornamentik, aber komplett aus kostbarem Ebenholz gefertigt. Kreisrund, glatt wie poliertes Glas, einheitlich tintenschwarz und jedes Licht verschluckend. Wer wohl auf die Idee gekommen war, einer Dunklen Magierin einen Stab aus schwarzem Holz zu schaffen?

Das obere Ende verjüngte sich zu drei Spitzen, gekrümmten Dornen, die sich voneinander weg wölbten, nur um sich oben fast wieder zu berühren. In dem so entstandenen Hohlraum sammelte sich jetzt ihre Dunkle Magie. Sie umschlängelte die drei Spitzen, züngelte um den Stab und umhüllte ihn mit einer kalten Dunkelheit. Dann schwebte der Zauberstab langsam empor und berührte ihre Handfläche. Die angenehme Kühle, die vom Holz ausging, fühlte sich beruhigend an. Dieser Stab war ihrer würdig!

Über den drei Spitzen entflammte ein dunkelblaues Licht und beleuchtete den schmucklosen, quadratischen Raum. Die beiden Zauberstabmacher, der eine in schwarzer und der andere in brauner Robe, duckten sich ängstlich. „Ihr habt gute Arbeit geleistet! Mein Dank sei Euch gewiss!“ Die beiden nickten eifrig. „Eure Belohnung wird Euch gebracht werden.“ Noch immer nur ein Nicken. Eara versuchte nicht, eine Antwort aus ihnen herauszukitzeln. Ohne Abschiedsworte trat sie aus dem kleinen Raum und ließ die beiden Zauberer zurück.

Torven erwartete sie vor der Kammer. „Der Zauberstab passt also zu dir!“, sagte er mit säuerlichem Gesichtsausdruck. Sein Widerwillen war ihm deutlich anzusehen, als sein Blick über die pure Dunkelheit wanderte. Ihren letzten Zauberstab hatte er selbst ihr überreicht, als sie ihre Ausbildung abgeschlossen hatte und sich aufmachte, in den Süden zu reisen und Erfahrung zu sammeln.

„Offensichtlich! Die beiden Zauberer haben hervorragend zusammengearbeitet“, ergänzte Eara spitz. Torven schüttelte unwillig den Kopf. Natürlich war es kein Zufall, dass sie je einen Zauberer aus beiden Orden mit der Herstellung ihres neuen Stab betraut hatte. Ein Zeichen ihrer *Politik der Einigung*, wie Earas Anhänger ihre Pläne mittlerweile nannten. Zu bedauerlich, dass Torven nicht zu diesen Anhängern gehörte.

„Könnten wir uns jetzt der Befragung des Gefangenen widmen, anstatt noch weiter Propaganda zu verbreiten?“, fragte der Oberste missmutig. In der Tat hatte Eara in den letzten Tagen hauptsächlich daran gearbeitet, die Vereinigung der beiden Orden voranzutreiben. Die Verschwörung hatte bisher auf weitere Anschläge verzichtet, sie verhielt sich geradezu verdächtig ruhig, und dank Gundeyn waren ihr Ruf und das Ansehen ihrer Ideen noch etwas gestiegen. Das Verhör des verräterischen Bibliothekars Marnus hatte Eara dabei immer weiter verschieben müssen, da auch Torven und Variah ihr bestes gegeben hatten, um ihre Meinung zu vertreten. Doch die lange Wartezeit hatte vielleicht schon dazu beigetragen, Marnus' Schweigen zu brechen. Ansonsten würde Eara auf unangenehmere Methoden zurückgreifen müssen...

Auf halbem Weg zur *Kammer der astrologischen Erforschung* stieß auch Variah zu ihnen und zu dritt standen sie schließlich vor der Tür der Kammer. Sie hatten Marnus hier eingesperrt und von einem einzelnen Wächter bewachen lassen. Hätten sie ihn in den Karzer gesteckt, dann hätte das Risiko bestanden, dass die Verschwörer ihn befreiten. Hier dagegen war er sicher, solange seine Verbündeten nicht wussten, dass er hier versteckt war.

Eara stieß die Tür auf. In der Mitte des Raumes, neben einem goldenen Teleskop, stand ein Stuhl. Hier hatten sie Marnus magisch angekettet. Nur von außen hätte man seine verzauberten Fesseln lösen können, er selbst wäre dazu nicht imstande. Für den Fall, dass sich zufällig doch jemand hierherverirrte, war eine junge Zauberin des Turmes namens Deria als Wache hier stationiert.

Bei dem Anblick, der sich Eara bot, stockte sie kurz. Deria war noch immer hier, doch sie lag mit geschlossenen Augen auf dem Boden. Eine äußere Verletzung war nicht zu erkennen, aber das musste in der Feste von Yra nichts heißen. Entscheidender war jedoch das, was sich auf dem Stuhl in der Mitte des Raumes befand, oder eher das, was fehlte. Nur noch die eisernen Ketten lagen dort, viele Kettenglieder gewaltsam aufgebrochen. Marnus jedoch war verschwunden.

Nachdenklich trat Eara näher. Als erstes widmete sie sich Deria und stellte fest, dass die Zauberin überlebt hatte. Sie wusste nicht, ob sie das freuen sollte, ihr Tod hätte die gesamte Zaubererschaft erzürnt. Doch darüber nachzudenken war überflüssig, also versuchte Eara herauszufinden, was genau geschehen war. Ein Herzschlag der Konzentration verriet ihr, dass Deria von einem mächtigen Schlafzauber außer Gefecht gesetzt worden war, die Kettenglieder dagegen waren mittels Dunkler Magie zerstört worden. Beides war noch nicht lange her, vielleicht den zweiten Teil einer Stunde.

„Marnus wurde befreit!“, rief Torven unnötigerweise. Eara musterte die beiden Obersten unauffällig, doch falls einer von ihnen für die Befreiung verantwortlich war, spielte er meisterhaft. Variah kniete am Stuhl und untersuchte die Kette, doch ihr Erstaunen war eben dadurch authentisch, dass sie versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Torven dagegen eilte jetzt zu der bewusstlosen Deria, das Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben. Eara kannte ihren alten Mentor lange genug, um zu wissen, dass es nicht gespielt war. Besorgt

nahm er eine Hand Derias und atmete erleichtert aus, als er erkannte, dass ihr keine Gefahr drohte.

Variah erhob sich. „Ich glaube, wir sollten die Versammlung zusammenrufen“, erklärte sie betont ruhig. Eara nickte nur. Wenn irgendjemand in diesem Raum emotionslos war, dann sie.

Später Vormittag, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

„Deria berichtete, dass zwei Zauberer plötzlich in den Raum stürmten. Sie waren verummt und ihre Stäbe hatten sie nicht dabei, das einzige, was wir mit Sicherheit über sie sagen können, ist, dass sie zu unterschiedlichen Orden gehörten. Der Zauberer des Turmes wob einen Schlafzauber, den Deria nicht mehr rechtzeitig verhindern konnte. Ich bitte ihr gegenüber um Nachsicht, wir hatten ihr sogar erklärt, dass die Wahrscheinlichkeit für einen Besucher sehr gering ist. Der Fehler ist nicht bei ihr zu suchen, sondern höchstens bei uns, die wir diesen Ort für sicher hielten.“

Sarakal, der stellvertretende Oberste des Turms, hielt inne und blickte Eara über seine Hakennase hinweg finster an. Der gesamten Versammlung war klar, dass die Idee, Marnus ausgerechnet in der *Kammer der astrologischen Erforschung* unterzubringen, von ihr kam. Sarakal war es gelungen, die Schuld auf Eara zu lenken, was durchaus auch richtig war. Der Wächterin Deria machte Eara nicht den geringsten Vorwurf, im Gegenteil. Es war tatsächlich ihre eigene Schuld, dass Marnus befreit worden war. Nur, dass Eara es nicht nur als Schuld, sondern auch als Verdienst betrachtete.

„Das ganze war eine Prüfung, und die Versammlung hat versagt!“, ergriff sie das Wort. „Genau dreiundzwanzig Personen wussten, wo Marnus gefangengehalten wurde: Er selbst, doch er konnte sich wohl kaum mitteilen. Die Wächterin Deria, doch über sie wurde ein Bann verhängt, sie konnte Marnus' Aufenthaltsort nicht wissentlich verraten. Ich selbst wusste natürlich Bescheid, schließlich kam der Vorschlag von mir. Und dann noch ihr, die verehrten Hohen Zauberer. Die zehn größten Zauberer beider Orden, und einer von ihnen hat uns verraten. Möchte er sich freiwillig stellen?“

„Was erlaubt Ihr Euch, Souveränin Eara?“, brüllte der kurzgewachsene Vektor, der stellvertretende Oberste des Feuers. „Wollt Ihr etwa behaupten, dass einer der Hohen Zauberer Teil der Verschwörung ist?“

Eara hätte diesen Protest eher von einem der beiden Obersten selbst erwartet, ebenso wie sie auch die Verteidigung der Wächterin eher von Torven persönlich vermutet hätte. Doch die beiden Obersten schwiegen beharrlich und warfen sich nur schwer deutbare Blicke zu. Das Reden überließen sie ihren Stellvertretern.

„Genau das möchte ich damit sagen, Vektor. Oder wie sonst ist es zu erklären, dass die Verschwörer wussten, wo Marnus versteckt war?“

„Vielleicht wurden wir belauscht!“

Eara streckte ihren neuen Stab aus und das Törchen nach Norden hin öffnete sich. Ein wenig Schnee wirbelte herein und alle konnten einen Blick auf den verschneiten Balkon werfen. „Auf dieser Seite gibt es nur diese kleine Tür, und Spuren im Schnee würde man ebenso bemerken wie die Folgen eines Levitationszaubers.“ Sie ruckte mit ihrem Stab und die Tür fiel wieder zu. „Nach Süden, in den *Turm der Erleuchtung*, steht der Wächter Boridas am Portal, mit der einzigen Aufgabe, allzu neugierige Zauberer vom Lauschen

abzuhalten. Nein, machen wir uns nichts vor, der Verräter befindet sich hier in diesem Raum!“

Betroffene und misstrauische Blicke flogen durch die Luft. Der Argwohn richtete sich dabei ausschließlich gegen die Zauberer des jeweils anderen Ordens, sowie gegen Eara selbst. Sie zu verdächtigen war tatsächlich nicht allzu abwegig, Marnus' Verschwinden bekräftigte ihre bedrohlichen Worte über die Macht der Verschwörung und ließ die Zauberer noch enger zusammenrücken. Doch in diesem Fall war der Verdacht unbegründet, sie hatte keine Kontakte zur Verschwörung.

Eara wartete, bis die Gemüter sich wieder ein wenig beruhigt hatten, dann fuhr sie fort: „Dass wir den Bibliothekar nicht vernehmen können, ist ein schwerer Rückschlag. Er hätte uns womöglich die Identitäten aller Verschwörer mitteilen können, doch nun konnte er entkommen. Er konnte entkommen, weil ich versucht habe, diese Zusammenkunft der beiden Orden in meine Entscheidungen einzuweihen und ihnen ein Mitspracherecht zu verschaffen. Ich denke, die Konsequenz ist klar: Solange der Verräter nicht gefunden ist, bleibt mir keine andere Wahl, als meine Befehle unabhängig von euch zu geben und euch in Dinge, die der Geheimhaltung unterliegen, nicht länger einzuweihen.“

Wie zu erwarten war protestierten die Hohen Zauberer. Eara jedoch wunderte sich über das anhaltende Schweigen der beiden Obersten. Selbst jetzt noch sprachen die beiden Stellvertreter in ihrem Namen, sie selbst maßen sich mit Blicken und musterten Ventor und Sarakal aufmerksam. Was war nur los mit ihnen? Warum hielten sie sich zurück? Es schien fast, als wollten sie ihre Stellvertreter testen. Eara überlegte, ob es das tatsächlich sein könnte: ein Test. Nicht, ob sie sich als Stellvertreter ihrer Orden eigneten, das hatten beide schon lange bewiesen. Aber vielleicht interessierte es die Obersten eher, ob sie sich auch in einem anderen Amt gut machen würden. Zum Beispiel dem des Souveräns. Beide Obersten waren gegen eine Vereinigung der Orden und die Möglichkeit, sie als Souveränin durch jemand anders zu ersetzen, hatte Torven schon direkt nach ihrer Ankunft in Yra erwähnt. Es schien ganz so, als versuchten sie jetzt tatsächlich, sich auf einen neuen Souverän zu einigen.

Eara verließ die noch immer streitende Versammlung, ignorierte die empörten Rufe und begab sich zu ihren Gemächern. Sie musste schnell handeln.

Sonnenhoch, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Auf ihren Befehl hin erschien Gundeyn in beachtlich kurzer Zeit. Er war rot im Gesicht und keuchte. Für seine Souveränin sei ihm keine Anstrengung zu viel, betonte er stolz. Eara nickte stumm. Dann sagte sie: „Ich möchte, dass du versuchst, Ventor unbeliebt zu machen. Die Zauberer sollen ihn hassen. Ich liefere dir einen Grund, aber dann sei bereit. Und lobe die Hitars. Sie sind doch viel bessere Stellvertreter der beiden Orden, findest du nicht auch?“

Gundeyn grinste boshaft. „Was ich finde, spielt keine Rolle. Entscheidend ist, was Ihr denkt. Denn die anderen Zauberer werden schon bald das gleiche denken, das verspreche ich Euch! Was ist mit Sarakal?“

„Um den kümmere ich mich persönlich. Versammle du eine möglichst große Gruppe Novizen und niedere Zauberer und suche einen Vorwand, damit sie leise sind. Sie sollen in

genau zwei Stunden vor dem Schrein von Mutter Natur sein, hinter der Ecke, sodass man sie nicht sieht. Und sag ihnen bloß nicht, dass ich das veranlasst habe.“

Gundeyn kicherte. „Ich bin gespannt, was das wird. Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Noch etwas?“

„Ja! Überlege dir ein Zeichen, das alle tragen sollen, die für die Vereinigung sind. Die Hohen Zauberer sollen sehen, wie groß der Zuspruch geworden ist. Und Sorge dafür, dass auch die Gegner der Vereinigung ein solches Zeichen bekommen, das sie offen tragen. Das sollte es uns erleichtern, die Verschwörer aufzuspüren. Dann möchte ich, dass du für mich Kontakt zum hadrischen Schwarzmarkt herstellst. Ich will einige Nachforschungen anstellen.“

„Ich werde alles arrangieren. Der Kontakt zum Schwarzmarkt könnte womöglich eine Weile dauern, immerhin seid Ihr die Herrscherin über Hadria, viele könnten eine Falle wittern. Aber seid unbesorgt, das schaffe ich schon. Ich werde Euch bald mit einer guten Nachricht beglücken.“

Gundeyn besaß freien Zugang zu ihren Gemächern und könnte ihr somit jederzeit mitteilen, wenn er ihren Wunsch erfüllt hatte. Eara entließ ihn und ging selbst hinaus.

Vor ihrer Tür wartete der Mechanicus. „Eara!“, rief er in heller Aufregung. „Mein Arkanum ist absent. Komplett!“

„Das ist ärgerlich“, antwortete sie, auch wenn ihr bewusst war, das *ärgerlich* in Anbetracht der Umstände ein äußerst harmloses Wort war. Wenn die Verschwörer im Besitz des Arkanums waren, dann hatten sie nie wieder Geldprobleme.

„Ärgerlich, allerdings! Und die Drachenschuppe, die du mir dediziert hast, ist auch verschwunden.“ Hedal nickte nachdrücklich. Dann ergänzte er: „Dafür habe ich einen essenziellen Progress bei der Dechiffrierung der Runensteine gemacht: Es handelt sich um eine summarische Trinität. Der Nutzen eines separaten Steins ist marginal, erst wenn man alle drei kombiniert hat, ist ihre Macht praktikabel.“

„Das hätte ich dir auch von Anfang an sagen können.“

„Aber es hätte noch alternative Varianten mit identischem Resultat gegeben. Eine summarische Trinität tritt nur äußerst exzeptionell auf, mir sind nur zwei Exempel bekannt. Wenn analoge Objekte von so eminenter oder exotischer Potenz existieren, dass ein Sterblicher eines davon nicht kontrollieren könnte, geschweige denn zwei, dann kann es passieren, dass ihre Kombination die Applikation zulässt. Es funktioniert nur, wenn es genau drei verschiedene Exemplare gibt. So kann eine gewaltige Potenz freigesetzt werden, die in den einzelnen Exemplaren absolut nutzlos ist. Wie exakt das funktioniert konnte bisher nicht dekryptiert werden. Aber das hieße, dass das Arkanum in den Steinen für den Effekt irrelevant ist, denn die Stärke der Steine basiert auf Runenmagie, wie sie auch die Zwerge verwenden. Deren Runen sind variabler und simpler zu kontrollieren, allerdings auch signifikant schwächer. Ich werde das Arkanum also extrahieren und experimentieren, was dann geschieht.“

„Na also, dann hast du bald ja wieder einen Vorrat.“

Der Mechanicus klatschte ein mal laut. „Ja, das stimmt!“, freute er sich. Dann fügte er verärgert hinzu: „Aber es geht trotzdem nicht, dass mein Arkanum einfach entwendet wird!“

„Wenn ich herausfinde, was damit geschehen ist, sage ich es dir“, bestätigte Eara. „Ach, Hedal: Welches Wetter sagt dein Meteorometer für die heutige Nacht an?“

„Einen destruktiven Orkan!“ Er riss die Augen auf. „Wieso fragst du?“

„Oh, reine Neugierde! Nun, Hedal, wo du schon hier bist, habe ich eine äußerst wichtige Bitte an dich, die dir nicht gefallen wird ...“

Früher Nachmittag, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Eara wusste genau, wie sie die beiden Stellvertreter daran hindern konnte, neuer Souverän zu werden. Jeder Mensch hatte einen Schwachpunkt, man musste ihn lediglich finden und benutzen. In Sarakals Fall waren es seine Selbstzweifel. Jeder machte Fehler, doch der stellvertretende Oberste des Turms sorgte sich zu sehr um die, die ihm anvertraut waren. Er wollte niemandes Leid selbst verursachen. Die Stimme der Schwäche wisperte in ihrer üblichen Naivität, dass dies doch eine positive Eigenschaft sei. Aber Eara hatte höchstens kühle Verachtung für diesen Charakterzug übrig. Sie hatte begriffen, dass jede Entscheidung *für* etwas auch eine Entscheidung *gegen* etwas war. Jede Handlung verursachte Leid und sie würde stets den Weg des geringsten Übels wählen – was es auch kosten möge.

„Souveränin!“, rief Sarakal erstaunt, als er seine Tür auf ihr Klopfen hin öffnete. „Wollt Ihr hereinkommen?“

Eara trat an ihm vorbei in die kleine Kammer. Sein Status hätte ihm das Recht auf größere Räumlichkeiten verliehen, doch dem stellvertretenden Obersten des Turmes war das Streben nach Luxus fremd.

„Der Eiserne Turm ist schon wieder braun vor Rost. Ich möchte, dass Ihr noch heute Nacht beginnt, diesen Rost zu entfernen und endlich die Zinklegierung aufzutragen, die Hedal seit Jahren vorschlägt. Er lagert sie schon ewig in seinem Laboratorium.“ Jedes Jahr mussten einige Zauberer des Turmes den Rost abkratzen, der sich im nasskalten Wetter am Eisen sammelte. Ein Zauber war bislang nicht dagegen entwickelt worden, also hatte Hedal eine Beschichtung als Schutz vorgeschlagen.

„Gerne, Souveränin. Aber wir haben nicht genug Kohle vorrätig, um die Legierung zum Schmelzen zu bringen.“ Eara war beeindruckt, was Sarakal alles im Kopf hatte. Beinahe tat es ihr leid, was sie mit ihm vorhatte.

„Deswegen werdet Ihr dieses Jahr einen mächtigen Zauberer des Feuers dabeihaben, der das Metall direkt oben zum Schmelzen bringen kann.“

Sarakal betrachtete sie misstrauisch. „Das ist aber kein erneuter Versuch, Propaganda für die *Politik der Einigung* zu machen, oder?“

„Ich verstehe Eure Bedenken und ich möchte Eure Bereitschaft nicht missbrauchen.“ Eara tat so, als müsste sie überlegen. „Gut, ich weiß, wie ich es mache. Ich gebe Euch von allen Hohen Zauberern des Feuers denjenigen mit, der am meisten gegen die Vereinigung der Orden ist. Dolor begleitet Euch!“

Sarakal schluckte schwer. Dolor hasste die Zauberer des Turmes leidenschaftlich und machte aus diesem Hass auch keinen Hehl. Er hätte am liebsten den Ordenskrieg wieder aufgenommen und seine Feinde gnadenlos getötet, auch auf das Risiko hin, den Krieg zu verlieren. Sein Fanatismus machte ihn selbst in seinem eigenen Orden unbeliebt und so war es ein kleines Wunder, dass er es geschafft hatte, in den Rang eines der zehn Hohen Zauberer aufzusteigen. Selbstverständlich verabscheute er die Idee einer Vereinigung.

Auch Sarakal war klar, dass Dolor den Eisernen Turm lieber von etwas anderem als nur Rost befreit hätte, doch er war zu höflich, um einen Wunsch zu äußern, nachdem es doch

seine Schuld war, nun ausgerechnet mit ihm den Eisernen Turm säubern zu müssen. Er dachte, dass Eara ihm einen Gefallen hatte tun wollen und wollte sie jetzt nicht in Verlegenheit bringen. Also nickte er nur und Eara wünschte ihm viel Erfolg, während sie sich innerlich fragte, wie ein so lieber Mensch es wohl geschafft hatte, in der Hierarchie der Orden so weit aufzusteigen.

Ventors Schwäche war sein Stolz. Er war ein brillanter Magier, ein guter Anführer, und dieser Stärken war er sich deutlich bewusst. Etwas zu deutlich, wie einige sagten.

Sie passte ihn ab, als er gerade seine Gästekammer betreten wollte. „Kommt mit, ich habe eine Aufgabe für Euch!“

Ventor starrte überrascht zu ihr hoch. „Eine Aufgabe? Ist es dringend?“

Wortlos drehte Eara sich um und Ventor war neugierig genug, ihr zu folgen. Sie ging auf direktem Wege zum Schrein der Heiligen Mutter. Erst, als sie ihn fast erreicht hatte, drosselte sie ihre Geschwindigkeit.

„Also, was ist es?“ Ventor war schlecht gelaunt, weil er davon abgehalten worden war, seine Kammer zu betreten. Das war vortrefflich!

Eara stellte sich genau an die Ecke und sah Ventor freundlich an. „Der Schrein wurde schon lange nicht mehr gesäubert. Ich wünsche, dass Ihr Eurer Pflicht gegenüber Mutter Natur nachkommt. Und denkt daran: Keine Dunkle Magie auf die Mauern Yras!“

Ventor lachte kurz bis er begriff, dass das kein Witz war. „Was soll das, Souveränin? Warum wollt Ihr dazu ausgerechnet mich haben? Es gibt Dutzende niedere Zauberer, die diese Arbeit fast genau so gut erledigen könnten. Einer von ihnen soll das machen!“

„Sehen wir über das *fast* mal hinweg. Warum sollte einer von ihnen das tun müssen? Meint Ihr etwa, Eure Zeit sei kostbarer als die eines einfachen Novizen, nur weil Ihr einen höheren Rang innehabt? Haltet Ihr Euch für mehr wert?“, fragte Eara bewusst laut und in zornigem Tonfall. Sie wusste, dass ein solcher Ton auch eine wütende Antwort provozierte.

Und tatsächlich schrie Ventor fast schon: „Natürlich! Ich bin mächtiger, habe einen höheren Rang und ein fundiertes Wissen über Magie. Selbstverständlich bin ich mehr wert.“

Eigentlich stimmte Eara ihm zu, doch jetzt würde sie das gewiss nicht eingestehen. Stattdessen ging sie um die Ecke und bestaunte Gundeys Werk. Knapp zwei Dutzend Novizen und niedere Zauberer saßen um einen Echozähler, eine Erfindung von Hedals Vorgängerin zum Messen der Schallgeschwindigkeiten verschiedener Materien, die auf Störgeräusche äußerst empfindlich reagierte. Alle hier hatten vollkommen still sein müssen. Und alle hatten das Gespräch in perfekter Qualität vernommen, das zwischen der Souveränin und dem stellvertretenden Obersten des Feuers stattgefunden hatte. Oder vielmehr dem *ehemaligen* stellvertretenden Obersten des Feuers.

„Nun, dann schlage ich vor, Ihr sucht Euch von diesen vielen wertlosen Zauberern einen aus, der Eure Arbeit für Euch übernimmt!“

Ventor folgte ihr und erlebte beim Anblick der versammelten Zauberer. Hasserfüllt blickte er Eara an. „Ihr seid eine intrigante Schlange!“, zischte er gedämpft. Sie würdigte ihn keiner Antwort.

Ventor blickte hektisch auf die zornige Menge vor sich, dann drehte er sich um und rannte davon. Noch bevor der Flüchtende aus Earas Blickfeld verschwand, begann Gundeyn mit seiner Hasstirade.

Frühe Nacht, 26. Herbsttag 76 a.Z.

Großer Hof in der Feste von Yra, Hadria

Als die Nacht begann, suchte Eara unter einem Vordach Unterschlupf. Von hier aus konnte sie den Eisernen Turm beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Bald erschien Sarakal, drei niedere Zauberer des Turmes sowie Dolor im Schlepptau. Der schnurrbärtige Zauberer des Feuers beschwerte sich schon jetzt und zeigte überheblich auf die dunklen Wolken, die sich über Yra auftürmten. Doch Sarakal besaß durchaus auch Durchsetzungsvermögen, zielstrebig ging er auf die Holzkonstruktion neben dem Eisernen Turm zu und wies die anderen an, die Eimer mit der Legierung, die Hedal entwickelt hatte, hochzutragen. Dann versah er die Plattform mit einem Levitationszauber und sie schwebte dem grauen Himmel entgegen.

Der Sturm, den der Mechanicus angekündigt hatte, ließ nicht lange auf sich warten. Mit der Zeit wurde der Streit zwischen Dolor und den Zauberern des Turmes vom Wind verschluckt. Eara betrachtete ruhig, wie immer heftigere Böen an der Holzplattform zerrten, während Sarakal versuchte, den Feuerzauberer unter Kontrolle zu halten.

Irgendwann fiel auch noch Schnee vom Himmel und Eara verlor die Sicht zu den Zauberern. Sie verließ ihr Versteck und stellte sich unter den Turm, wartete auf das, was unweigerlich geschehen musste.

Als erstes fielen ihr Holzbalken und ein glühender Zinkklumpen entgegen, denen sie auswich. Dann sah sie zwei Gestalten durch das Schneetreiben fallen. Sie hatte lange abgewogen, ob sie einen Novizen sterben lassen sollte, falls es zu dieser Situation kam, aber sie war zu dem Schluss gekommen, dass Sarakal auch ohne dieses letzte Mittel schwach genug war. Also wartete sie, bis die beiden den Boden fast erreicht hatten, ehe sie sie auffing. Die beiden wurden von Schatten in der Luft gehalten und vor ihr abgesetzt, starrten sie fassungslos an, überrascht, noch am Leben zu sein. Sie zitterten in der Kälte und riefen etwas, was über den Sturm nicht zu verstehen war. Eara schickte sie mit Gesten ins Warme und wollte gerade nach den anderen schauen, als noch drei Gestalten erschienen. Dieses Mal schwebten sie nach unten und landeten selbstständig vor ihr. Eara winkte ihnen mit ihrem Ebenholzstab zu und dirigierte sie zurück in die Gebäude der Feste.

Erst drinnen konnten sie sich wieder unterhalten. „Hah, ich habe ja gesagt, dass wir bei dem Wetter nicht hoch sollten!“, rief Dolor grimmig. Dann ergänzte er fast unhörbar: „Schade, dass niemand gestorben ist!“, und ging grußlos. Die drei niederen Zauberer des Turms wärmten sich gegenseitig auf, während Sarakal vorsichtig zu Eara trat.

„Ich möchte Euch sagen, dass Ihr bei diesem Sturm nicht länger zu arbeiten braucht, da kommen mir plötzlich ein paar Zauberer entgegengestürzt“, log Eara. „Dürfte ich erfahren, was genau passiert ist? Wieso war es fünf Zauberern nicht möglich, eine Holzplattform zu verstärken, ehe sie zerbricht? Wieso war es nicht möglich, alle sicher zu Boden zu bringen?“

Sarakal blickte betreten zu Boden. „Es tut mir so unermesslich leid! Wenn ich bedenke, was beinahe passiert wäre ... Welch glückliche Fügung, dass Ihr gerade zur rechten Zeit dort wart!“ Der Stellvertreter hatte nicht den geringsten Verdacht geschöpft. „Es ist meine Schuld. Ich lag im Streit mit Dolor und habe nicht gemerkt, wie schlecht es um die Konstruktion stand. Als sie zerbrach, konnte ich nicht alle oben halten, bevor sie im Schnee verschwanden. Bestraft mich, wie Ihr es für angemessen haltet.“

Es war beachtlich, dass er selbst jetzt noch die Schuld auf sich nahm, anstatt sie Dolor zuzuschieben, der vermutlich den größeren Anteil daran hatte. Doch Sarakal wusste, dass er als Anführer auch die Konsequenzen zu tragen hatte. „Ich kann Euch nicht bestrafen“, sagte

Eara gnädig. „Der Fehler liegt bei mir. Dolor ist schwierig, dass wissen wir beide. Ich dachte, es wäre Euch möglich, ihn zu kontrollieren, doch ich habe Euch überschätzt. Ich bin mir sicher, Ihr habt Euer bestes gegeben, es war einfach nicht genug. Dafür werde ich Euch nicht bestrafen.“

Sarakal blickte sie betroffen an. „Meint Ihr wirklich, dass ich mich so wenig zum Anführer eigne?“

„Ich bin mir sicher, wenn es nicht ausgerechnet Dolor gewesen wäre, Ihr hättet meinen Auftrag gut ausgeführt. Ihr seid gerade recht, um eine Gruppe von fünf Personen zu leiten.“

Sarakal riss die Augen auf. „Fünf Personen? Ist das alles, was ich kann?“

Eara zuckte zusammen und stammelte: „Oh, als Stellvertreter seid Ihr sicher auch ... Ich meine, gewiss könnt Ihr auch größere Gruppen führen. Wenn Ihr eines Tages Oberster werdet, dann habt Ihr ja hoffentlich auch dazugelernt. Womit ich natürlich nicht sagen möchte, dass Ihr das jetzt nicht vielleicht auch schon schaffen würdet ...“

Dem von Schuldgefühlen gepeinigten Sarakal entging, dass Eara echte Unsicherheit längst abgelegt hatte. „Nein, Ihr habt recht! Die heutige Nacht hat gezeigt, wo meine Grenzen sind. Ich möchte niemanden durch meinen Hochmut in Gefahr bringen. Schon morgen trete ich von meinem Amt als stellvertretender Oberster des Turmes zurück, so wahr ich hier stehe.“

Eara vergewisserte sich, dass die drei niederen Zauberer das gehört hatten, dann tat sie so, als wolle sie ihn von seiner Entscheidung abbringen, womit sie seinen Entschluss erfolgreich bekräftigte. Am nächsten Morgen suchte Sarakal Torven auf und erklärte ihm seinen Rücktritt. Und niemand überprüfte jemals, ob die Holzkonstruktion, auf der die Zauberer den Eisernen Turm hatten sanieren wollen, nicht schon vor ihrem Gebrauch sabotiert worden war.

Sonnenhoch, 27. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Erst zum Mittag suchten Torven und Variah die Souveränin auf. Ihr Zorn war den beiden deutlich anzumerken. „Wie kannst du es wagen, unsere beiden Stellvertreter einfach abzusetzen?“, brüllte Torven.

„Sarakal ist von alleine gegangen und Ventor hat vor zwei Dutzend Novizen verkündet, dass er sich für mehr wert hält als sie. Er ist die meistgehasste Person Yras.“ Bei diesen Worten erinnerte sie sich in Gedanken daran, Gundeyn zu belohnen.

Variah ballte ihre Hände zu Fäusten, wohl mit dem Ziel, ihre Fingernägel nicht versehentlich in Earas Gesicht zu graben. „Glaubt Ihr, wir halten es für Zufall, dass die Novizen genau dort warteten, wo Ihr diese Aussage herausgefordert habt? Glaubt Ihr, wir bemerken nicht, dass der Auftrag, der zu Sarakals Rücktritt führte, von Euch kam? Gebt es doch zu, Ihr habt bemerkt, dass wir einen der beiden zum Souverän machen wollten und das vermeiden wollen.“

„Und wenn es so wäre?“, gab Eara ruhig zurück.

Torven stampfte laut auf, um seinem Zorn Luft zu machen. „Du hast doch behauptet, du würdest widerspruchsfrei gehen, wenn wir einen Ersatz für dich präsentieren!“

Eara nickte langsam. „Und daran halte ich mich! Aber vorher Sorge ich dafür, dass ihr den Richtigen präsentiert.“

„Und dieser Richtige wäre wahrscheinlich einer der Hitars, richtig? So, wie dein fatter Diener Stimmung für sie macht! Aber nicht mit uns! Wir bestimmen sie nicht als Souverän und auch nicht als Stellvertreter.“

„Sialla wird die neue stellvertretende Oberste des Turms und Mortol der stellvertretende Oberste des Feuers!“, ergänzte Variah süffisant.

„Ist das euer Ernst? Sialla ist so eitel, dass man ihr nur einen Spiegel geben muss und sie vergisst alles um sich herum. Und jeder weiß, dass Mortol von Aschenbaumharz abhängig ist, das er sich regelmäßig auf dem Schwarzmarkt besorgen muss. Meint ...“ Sie stockte. Natürlich! Sie war ja so dumm! Dass sie nicht früher darauf gekommen war... Doch jetzt musste sie sich erst den beiden Obersten widmen. „Meint ihr wirklich, es wäre für mich ein Problem, die beiden ebenso abzusetzen wie ihre Vorgänger? Wenn ihr tut, was ich möchte, dann könnt ihr euch und mir einiges an Arbeit ersparen, aber das Ergebnis ist so oder so das gleiche.“

Torven zitterte und hätte offensichtlich am liebsten die geflügelte Figur, die in die Spitze seines Stabes geschnitzt war, in ihr Gesicht geschlagen, doch er hielt sich zurück. Variah stieß das Ende ihres Stabes auf den Boden und Funken stoben hervor, ein Zeichen ihres Zorns. „Komm, Torven! Sie ist viel zu stur, hier richten wir nichts aus! Sialla und Mortol sind zu angreifbar, sie könnten sich ohnehin nicht lange halten. Aber wir werden niemals die Hitars in die Position bringen, in der Ihr sie gerne hättet!“

„Sie haben keinen Finger gerührt, um Ventor und Sarakal zu beseitigen.“ Dass das auf ihre Anweisung hin geschehen war, erwähnte Eara nicht.

„Und wenn schon! Wir werden sie nicht zu unseren Stellvertretern machen. Und Euch ersetzen wir auch noch, versprochen!“ Variah wirbelte herum und verließ erhaben die Gemächer.

Torven blickte Eara traurig an. „Früher warst du so ein liebes Mädchen, so eine gute Zauberin. Was ist nur aus dir geworden?“ Auch er ging, ohne eine Antwort zu erwarten.

Dass die beiden noch nicht wussten, wen sie zu ihren Stellvertretern machen wollten, kam Eara entgegen. Gundeyn warb für die Hitars und Eara hoffte darauf, dass die Obersten sich irgendwann dem Druck der Masse würden beugen müssen. Den gleichen Plan verfolgte sie auch bei der Vereinigung, in beiden Fällen hatte sie formell kein Mitspracherecht. Doch die Zeit arbeitete für sie...

Nachdem die Tür sich geschlossen hatte, verfasste sie eine kurze Nachricht, in der sie Mortol zu sich bestellte. Warum bloß hatte sie Gundeyn beauftragt, Kontakte zum Schwarzmarkt herzustellen, wenn sie doch bereits jemanden mit diesen Kontakten kannte? Mortol würde ihr weiterhelfen können!

Abenddämmerung, 27. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Eara trat in den Speisesaal und betrachtete den überfüllten Raum. Es roch nach Zwiebelsuppe, das Stimmengewirr der Zauberer erfüllte die Luft. Im Kamin brannte ein großes Feuer aus dem Holz, das für den Schiffsbau nicht verwendet werden konnte, und Eara meinte, auch Reste der Plattform zu erkennen, die in der letzten Nacht zu Bruch gegangen war. Bei ihrem Eintreffen unterbrachen die Zauberer ihr Abendmahl und es wurde so still, dass sie den Wind hinter der kleinen Holztür an der Nordseite hören konnte, obwohl sie am genau entgegengesetzten Ende des Raumes stand. Nur hier und da klapperte noch das

Tongeschirr und flüsterten einige Novizen miteinander. Eara wandte sich zielstrebig zum Tisch der Hohen Zauberer, der an der Ostwand einen Ehrenplatz innehatte. Die beiden Obersten musterten sie kalt, die Hitars zwinkerten ihr zu und Mortol hob grüßend die Hand, ehe er sie nach einem eisigen Blick Variahs schnell wieder sinken ließ.

Mortol hatte sich bereiterklärt, mit ihr den hadrischen Schwarzmarkt zu durchleuchten. Da Marnus die Feste schon lange nicht mehr verlassen hatte, musste jemand anderes ihm das illegale Forinkäfergift besorgt haben. Jemand, der wohl zu den Verschwörern gehörte. Und ihn wollte Eara finden.

Mortol war ein molliger Magier, der allerdings trotz seiner Statur stets einen gehetzten Eindruck machte, eine Folge seiner Sucht. Der Aschenbaum war ein unscheinbares Gewächs mit grauer Rinde und dunkelgrünen Nadeln, die fast schon schwarz wirkten. Doch das Harz dieses Baumes war gefährlich. Es wurde konzentriert und gebacken, die so entstandenen Klumpen besaßen eine feste, klebrige Konsistenz und konnten wunderbar gekaut werden. Wer den süßlichen Saft schluckte, wurde für kurze Zeit von Euphorie ergriffen, die kurzfristig keine negativen Auswirkungen hatte. Doch schon der Genuss eines murmelgroßen Klumpens trieb in die Abhängigkeit.

Mortol war schon als Kind süchtig gewesen, noch ehe die Zauberer sein Talent für die Zauberei entdeckt hatten. Es war unmöglich gewesen, ihn noch zu heilen, und selbst die Dunkle Magie hatte ihm nicht zu helfen vermocht. Seitdem wurde stillschweigend toleriert, dass Mortol regelmäßig einige zwielichtige Ecken in Nordgard frequentierte und das Geld, das er sich mit vielen Zusatzarbeiten verdiente, für die Droge ausgab. Inzwischen zeigte er die üblichen Erscheinungen eines Abhängigen: Haarausfall, schwarze Zähne und wässrige Augen.

Eara stellte sich mit dem Rücken zu den Hohen Zauberern an deren Tisch und fixierte die Menge vor sich. An einigen Roben erkannte sie kleine Messingbroschen über dem Herzen und sie begriff, dass es sich um die Kennzeichnung handelte, die sie von Gundeyn für die Anhänger der *Politik der Einigung* verlangt hatte. Messingbroschen! Nach einem Tag! Wie machte er das bloß immer? Es waren deprimierend wenige, aber immerhin fing ihre Kampagne auch gerade erst an.

Sie klopfte dreimal mit ihrem Stab auf den Boden, obgleich sie längst die ungeteilte Aufmerksamkeit der Speisenden besaß.

„Wer von euch unterstützt alles die Vereinigung der beiden Orden?“, hob Eara an. Sie betrachtete den Wald aus Armen, der sich plötzlich vor ihr erhob, sie registrierte aber auch die Unsicherheit auf vielen Gesichtern.

„Und wer ist gegen diese Vereinigung? Keine Angst, niemand wird dafür bestraft.“ Fast ein Drittel der Arme hoben sich, etwas weniger als für die Vereinigung. Die Unentschlossenheit, die sie dieses Mal bemerkte, rührte wohl auch daher, dass alle wussten, wofür sie selbst stand. Wer legte sich schon gerne mit der Souveränin und mächtigsten Dunklen Magierin Hadrias an? Eara merkte sich die Mutigen.

„Das finde ich persönlich zwar bedauerlich, aber es ist euer gutes Recht. Jeder kann sich seine eigene Meinung zu dem Thema bilden, solange er sie friedlich übermittelt. Und wer von euch unterstützt ... die Verschwörung?“ Dieses mal meldete sich niemand. Aber alles andere hätte sie auch verwundert.

„Die Frage mag seltsam anmuten, aber mich erreichten einige *Gerüchte* über fehlgeleitete junge Zauberer, die die Verschwörer nicht als das sehen, was sie sind.“ Von diesen Gerüchten hatte ihr natürlich Gundeyn berichtet.

„Es gibt einige, die behaupten, diese Verschwörung bestehe aus überzeugten Kämpfern, die für ihre Ideale eintreten. Aus stolzen Verfechtern ihrer freien Meinung. Aus Oppositionellen, die von mir und der Zusammenkunft der Hohen Zauberer gewaltsam unterdrückt werden. Diesen sage ich: Ihr habt ein falsches Bild von dieser Verschwörung. Die Verschwörer sind verblendete Narren, gewaltbereit und radikal. Sie arbeiten zusammen, um Zusammenarbeit in Zukunft zu verhindern. Sie vereinigen die Kräfte beider Orden, um die Vereinigung der beiden Orden zu vereiteln... um *jeden* Preis! Sie schrecken nicht einmal vor Mordversuchen zurück. Sie sind stark durch ihren gemeinsamen Hass und mächtig durch ihr verschiedenes Wissen. Sie destabilisieren die Ordnung Hadrias, sie vernichten, anstatt zu erschaffen. Auf *solche* stolzen Kämpfer kann ich getrost verzichten! Wenn irgendjemand unter euch mit diesen Verschwörern sympathisiert, dann rate ich ihm, seine Meinung noch zu überdenken. Wenn irgendjemand unter euch sich einen Sieg der Verschwörung wünscht, dann rate ich ihm, vorsichtig zu sein. Seine Wünsche könnten schon bald wahr werden. Wir wissen fast nichts über die Verschwörung, nur ihre Macht haben sie bereits eindrucksvoll demonstriert. Einen haben wir enttarnt, mindestens fünf verbleiben. Sie könnten überall sitzen, jetzt vielleicht direkt neben euch. Auch in der Versammlung ist mindestens ein Spion von ihnen.“

Auf diese Ankündigung folgte entsetztes Aufkeuchen. Die Zauberer blickten misstrauisch zum Tisch hinter ihr und tuschelten. Eara konnte sich gut vorstellen, wie sich die Blicke der Hohen Zauberer hasserfüllt in ihren Rücken bohrten. Aber solange es nur Blicke waren...

„Und das bringt mich zu meinem nächsten Punkt. Es gibt einige, die behaupten, ich würde die Versammlung ignorieren. Sie sagen, ich tue, was mir beliebt. Die Zusammenkunft schere mich einen Dreck. Die Wünsche und Interessen der Hohen Zauberer, der Repräsentanten der beiden Orden, seien mir egal. Ich regiere, ohne die Versammlung miteinzubeziehen. Diesen sage ich: Ihr habt recht! Ich regiere tatsächlich unabhängig von der Versammlung und den beiden Orden, nicht umsonst lautet mein Titel *Souveränin*. Aber nicht, weil sie mir egal wären, im Gegenteil: Die Hohen Zauberer sind mir wichtig, die niederen Zauberer sind mir wichtig, die Novizen sind mir wichtig. Und in ihrer aller Interesse kann ich es mir nicht erlauben, zwanzig Zauberern die Macht zu geben, von denen einer erwiesenermaßen einer zutiefst abscheulichen und destruktiven Verschwörung angehört. Überlegt nur, welchen Einfluss er hätte! Welche Informationen er verwenden könnte, um uns allen zu schaden! Die einzige Möglichkeit, euch zu schützen, ist es, die Versammlung nicht miteinzubinden, bis der Verräter entdeckt ist. Erst dann werden wir gemeinsam das tun können, was für Hadria am besten ist. Im Moment muss ich diese schweren Entscheidungen notgedrungen alleine fällen.“

Die Zauberer vor ihr warfen sich unbehagliche Blicke zu. Einige fürchteten wohl, sie könnte ihre Macht ausbauen, um endgültig zur absoluten und uneingeschränkten Herrscherin aufzusteigen. Doch leider war das Eara unmöglich.

„Und ich fürchte, ich muss euch nun mitteilen, dass ich diese Feste leider für einige Tage verlassen muss. Der Kampf gegen die Gegner in unseren eigenen Reihen muss manchmal von außen geführt werden. Manchmal braucht es einen Überblick, um mit frischer Kraft voranschreiten zu können. Ich denke, ihr versteht, dass ich euch das Ziel meiner Reise nicht anvertrauen kann, ohne auch die Verschwörer einzuweißen. Doch ich bitte euch, auch in meiner Abwesenheit die Befehle auszuführen, die zu eurem Schutz gedacht sind. Wir leben in dunklen Zeiten, doch gemeinsam werden wir sie überstehen. Jeder könnte ein

Verschwörer sein, aber wir werden unsere Aufgaben nur meistern, wenn wir zusammenstehen. Darum lautet meine Bitte: Misstraut euren Freunden, aber helft euren Feinden! Wir müssen unsere kleinlichen Rivalitäten vergessen und zu gemeinsamer Stärke finden, um auch diese Krise meistern zu können. Schon im voraus danke ich euch allen für eure Standhaftigkeit und eure Einsatzbereitschaft! Wenn wir zusammenhalten, dann werden wir über diese Verschwörer triumphieren, das ist gewiss!“

Nach dem Mahl winkte Eara Dolor zu sich, den Zauberer des Feuers, der für seinen Hass auf den anderen Orden berüchtigt war und den Eara benutzt hatte, um Sarakal von der eigenen Unfähigkeit zu überzeugen.

„Sehr beeindruckende Rede, Souveränin! Sie folgte einem klaren Prinzip: Den Feind so lange schlechtmachen und aufbauschen, bis die Zuhörer nicht mehr bemerken, welchen Stuss man von sich gibt“, knurrte Dolor bissig.

„Du hältst die Verschwörung also nicht für gefährlich?“

„Pah, da sind drei Zauber des Turms“, bei diesen Worten spuckte er aus, „dabei, die können doch gar nichts hinkriegen! Sie sind keine Bedrohung!“

„Und du sagst das nur, weil du das denkst? Nicht etwa, um mich von ihnen abzulenken und in Sicherheit zu wiegen?“

Dolor schüttelte den Kopf. „Ich stehe zu dem, was ich sage!“

„Du kannst doch nicht bestreiten, dass du von allen Hohen Zaubern am meisten gegen die Vereinigung bist. Und dass du schon immer bereit warst, Gewalt gegen die Zauberer des Turmes und die Abweichler im eigenen Orden einzusetzen.“

„Du hältst *mich* für den Verräter?“, hakte Dolor nach. „Das ist Unsinn!“

„Hast du auch Gründe, warum das Unsinn ist?“

„Du magst Souveränin sein, aber nur weil ich auch damals nicht der Oberste war. Ich hätte nicht zugelassen, dass eine Zauberin des Turms“, erneut spuckte er aus, „in dieses Amt kommt, und wenn sie noch so oft Dunkle Magie verwendet! Und ich brauche mich nicht vor einer Zauberin des Turms“, er spuckte aus, „zu rechtfertigen, soweit kommt’s noch. Ich bin es nicht, glaub’ es oder lass es bleiben!“

„Ich frage, weil mich ein Hoher Zauberer auf dich angesprochen hat. Er hatte den Verdacht, du könntest es sein.“

„Bestimmt ein Zauberer des Turmes!“ Dolor spuckte aus und Eara fragte sich, woher der ganze Speichel wohl kam. „Die hassen mich fast so sehr wie ich sie!“

„Tatsächlich war es ein Zauberer deines Ordens“, merkte sie an.

„Das sollte mich wahrscheinlich auch nicht wundern. Weichlinge und Zauderer, allesamt! Die meisten behaupten, es gebe Zauberer des Turms“, erneutes Ausspucken, „die sympathisch seien oder mit denen man sogar vernünftig reden könne.“

„Auch ich war einst eine Zauberin des Turmes.“

„Ein eindeutiger Beweis für meine These!“

„Du beweist Mut. Nicht viele würden es wagen, so mit mir zu sprechen.“

„Ich sage, was ich denke und stehe dazu! Ich freue mich auf den Tag, an dem es jemandem gelingt, dich zu meucheln, aber bis dahin versuche ich persönlich, die Zauberer des Turms“, natürlich spuckte er wieder aus, „zu schwächen! Du wirst uns ohnehin nicht vereinigen können!“

„Du weißt aber, dass diese Verschwörer Verbrecher sind?“

„Alle Zauberer des Turms“, ein weiterer Spuckeklumpen trudelte zu Boden, „sind Verbrecher! Aber die Zauberer des Feuers sind nur deshalb Verbrecher, weil du sie so nennst. Eine Zauberin des Turms!“ Selbstverständlich spuckte er aus.

„Ein Mordversuch ist also kein Verbrechen?“

„Nur ein Zauberer des Turms“, diesmal benötigte er etwas länger, um die Spucke im Mund zu sammeln, „hat das versucht, die anderen haben dich lediglich kritisiert. Und das zurecht! Ist es jetzt schon ein Verbrechen, gegen dich zu sein?“

„Ich kann frei bestimmen, was ein Verbrechen ist!“, erwiderte Eara nachdenklich, fügte dann jedoch hinzu: „Aber eine Vereinigung der beiden Orden kann langfristig nur funktionieren, wenn sie nicht unter Zwang entsteht.“

„Also, kann ich gehen oder werde ich hingerichtet?“

„Du darfst dich entfernen!“

„Ja, unentschlossen wie üblich. Erst rufst du mich, dann lässt du mich wieder gehen, ohne etwas erreicht zu haben. Typisch Zauberer des Turms!“ *Zehn!* zählte Eara Dolors letztes Ausspucken stumm mit. Der verließ sie und hinterließ - neben einer kleinen Pfütze auf dem Boden - die Erkenntnis, dass er mit der Verschwörung tatsächlich nichts zu tun hatte. Er verabscheute die Zauberer des Turms viel zu sehr, um mit einigen von ihnen zusammenarbeiten zu können.

Morgendämmerung, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Großer Hof in der Feste von Yra, Hadria

Mortol packte noch im Gehen die letzten Dinge in seine Tasche. Um seinen Hals hing ein Beutel, den er regelmäßig beäugte und von dem Eara vermutete, dass er das kostbare Aschenbaumharz enthielt. Sie traten hinaus in die morgendliche Kälte und machten sich auf den Weg nach Süden. Doch bevor sie die Feste von Yra verlassen konnten, stapften zwei Gestalten durch den knöchelhohen Neuschnee. Es waren Torven und Variah, die beiden Obersten.

„Wartet!“, rief Torven. Eara hielt an und auch Mortol geduldete sich, bis die beiden sie erreicht hatten. Wegen der Kälte stampfte er mit den Füßen auf und ging unruhig im Kreis.

Die beiden Obersten stellten sich vor ihr auf und sahen sie mit einem triumphierenden Blick an, der Eara nicht gefallen wollte. „Wir haben uns geeinigt!“, verkündete Variah stolz.

„Worauf geeinigt?“, hakte Eara nach, doch sie begriff es noch vor Torvens Antwort:

„Auf einen neuen Souverän!“ Sie blinzelte. Welchen Fehler hatte sie gemacht? Was hatte sie übersehen? Ventor und Sarakal kamen nicht infrage und sie wusste niemand anderen, dem sowohl Torven als auch Variah ihre Zustimmung geben würde. Sialla und Mortol waren zu angreifbar, höchstens Koraph war noch bei beiden Orden beliebt, doch der war schon zu alt, um noch mächtige Zauber zu wirken, mittlerweile ein Anhänger von Earas Politik und hatte außerdem kein Interesse daran, Souverän zu werden.

„Wir haben uns auf Frysirr geeinigt“, sagte Variah und ihre Augen funkelten listig. Eara war noch verwirrter. Niemand in der Versammlung hieß so, und ihr fiel auch sonst niemand passendes ein. Sie kannte nur einen Frysirr, doch den konnte Variah unmöglich meinen! Oder?

„Der Zauberer des Turmes? Der vor dreißig Jahren als Novize abschloss und seitdem noch immer nicht über den Rang eines einfachen niederen Zauberers hinausgekommen ist?“

„Ganz recht! Niemand behauptet, dass ein Souverän mächtig sein muss. Er beweist Geduld und Ausdauer!“, bestätigte Torven, was Mortol mit einem ungläubigen Keuchen quittierte, ehe Varia ihm ihren Stab in die Seite stieß.

„Das kann unmöglich euer ernst sein!“, sagte Eara kopfschüttelnd. „Wir sprechen tatsächlich vom selben Frysirr? Der vor zwanzig Sommern bunte Bänder in sein Haar flocht, um irgendwelche grünen Kobolde aus Hadria zu vertreiben?“

„Von Frysirr selbst abgesehen hat seitdem niemand mehr grüne Kobolde in Hadria gesehen“, erwiderte Varia ohne mit der Wimper zu zucken.

„Der als Novize den Auftrag bekommen hat, einen Becher Schwefelsäure möglichst schnell zu entsorgen?“

„Er hat die Aufgabe schneller erledigt, als ich es geschafft hätte“, antwortete Torven säuerlich.

„Er hat ihn ausgetrunken und musste danach für drei Monde ins Hospital“, präzisierte Eara.

Torven nickte. „Gehorsam und Opferbereitschaft! Zwei äußerst wichtige Tugenden!“

„Gehorsam wohl insbesondere euch beiden gegenüber?“, vermutete Eara. Doch schon in dem Moment erkannte sie, dass das unmöglich das Ziel der Obersten sein konnte. Was in Frysirrs Kopf vorging, konnte niemand anderes verstehen, seine verquerten Gedanken waren von normalen Menschen weder nachzuvollziehen noch zu beeinflussen. Aber was wollten sie dann?

„Ihr seid von eurem Entschluss, Frysirr zu erwählen, wohl nicht mehr abzubringen?“ fragte Eara ohne wirkliche Hoffnung.

Zu ihrem Erstaunen wiegte Varia nachdenklich den Kopf und überlegte: „Nun, man kann über alles reden. Über die Wahl Frysirrs zum Souverän. Über das Machtgefälle von Souverän und Versammlung. Über die Vereinigung der beiden Orden ...“ Torven nickte bedeutungsvoll.

Und Eara begriff endlich. Die Obersten wollten Frysirr nicht als Souverän, schließlich war auch ihre Absicht nicht, Hadria zu schaden. Sie wollten lediglich, dass Eara von ihren Plänen absah. Das war Erpressung! Doch die beiden hatten sich auf einen neuen Souverän geeinigt, nun sollten sie ihn bekommen!

„Oh nein“, sagte Eara ruhig. „Ich respektiere die Meinung der Obersten. Ich habe Vollmachten, von denen ihr nur träumen könnt, aber zugleich bin ich eurem Willen untergeordnet. Wenn ihr als Repräsentanten der Orden der festen Überzeugung seid, dass Frysirr besser als Souverän geeignet wäre, dann möchte ich euch nicht im Wege stehen.“

„Soll das heißen, du gehst einfach? Du protestierst nicht gegen unsere Entscheidung? Du ... versuchst nicht, einen Kompromiss zu finden?“, hakte Torven nach und plötzlich schien seine Stimme nicht mehr von Genugtuung, sondern von Unsicherheit geprägt.

„Aber sicher. Wer wäre ich, die Ansichten der Obersten zu ignorieren? Zumal ich Yra doch ohnehin verlassen muss! Es ist ja geradezu verantwortungslos, wenn niemand anderes die Führung übernimmt... Wenn ihr Frysirr wollt, dann werde ich euch nicht vom Gegenteil überzeugen. Lass uns gehen, Mortol.“

Sie drehte sich um und stapfte durch den hohen Schnee nach Süden, Mortol folgte ihr eilig. Halb erwartete Eara, die Obersten Frysirrs Wahl widerrufen zu hören, doch die beiden waren zu stur, um jetzt nachzugeben. Also waren sie schon bald hinter den Mauern Yras verschwunden.

„Warum habt Ihr nicht versucht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen?“, wollte Mortol wissen. Der Zauberer des Feuers tat sich deutlich schwerer als sie, sich einen Weg zu bahnen. Eara ignorierte seine Frage einfach und eine Weile herrschte Ruhe.

„Wo ist der Schlitten? Wartet er jenseits von Mjöltnirs Brücke?“

„Wir brauchen keinen Schlitten!“, antwortete Eara knapp. Erneut folgte kurzes Schweigen.

„Habt Ihr bereits Nachforschungen bezüglich Dolor angestellt, Souveränin?“

„Er ist es nicht.“

„Aber er ist fanatisch gegen die Vereinigung, er hat keine Skrupel, Zauberer des Turms ...“

„Er ist es nicht!“, wiederholte Eara etwas schärfer. „Ich bin dir dankbar, dass du deinen Verdacht geäußert hast, aber ich kann dir versichern, dass er mit dieser Sache nichts zu tun hat.“

Eara trat auf die Kuppe eines Hügels und sah auf die Küste hinunter. In einiger Entfernung war Mjöltnirs Brücke zu erkennen, doch vor ihnen in der Senke wirbelte ein waagrechter Strudel in der Luft. Dunkelblaue Schlieren drehten sich gemächlich und beschatteten den Schnee. In der Mitte, wo das Blau in ein tiefes Schwarz übergang, erstrahlte ein kleiner weißer Punkt und kurz fühlte sich Eara an die Augen des Schwarzen Herolds erinnert, die in der Dunkelheit von Varkurs Grab weiß erstrahlt waren. Doch dieser Lichtpunkt war nur der Zugang, der durch das Portal führte. Die in Hadria allgegenwärtige Dunkle Magie aus der Unterwelt schuf diese Portale und wenn man in eines trat, dann vermochte man an einem vollkommen anderen Ort, bei einem zweiten Durchgang, aufzutauchen.

Ohne zu zögern stellte sich Eara vor dem Portal auf und wartete ab, bis auch Mortol sich seinen Weg zu ihr gepflügt hatte. Dann griff sie seine Hand, um zu vermeiden, dass er zurückblieb, wenn sich das Portal hinter ihr schloss. Sie konzentrierte sich auf den Punkt, bis er answoll und das grelle Licht die Dunkelheit des Portals verschluckte. Entschlossen ließ sich Eara nach vorne fallen.

Im nächsten Moment lag das Portal verlassen da, nur noch die deutlichen Spuren im Schnee verrieten, dass vor kurzem noch zwei Personen hier gestanden hatten. Der blauschwarze Strudel wurde langsamer, die dunklen Schlieren bildeten keinen Kreis mehr, sondern zerfaserten. Dann lösten sie sich ganz auf.



p – Mädchen-Ohne-Worte

Morgendämmerung, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Janis wurde vom Schrei eines Hahns geweckt und blinzelte in die Dunkelheit der Zweibettkammer. Dann versuchte er, wieder einzuschlafen, in der Hoffnung, etwas anderes zu träumen, einen Ausweg im Schlaf zu finden, da er es im Wachen nicht vermochte.

Rodur machte seine Bemühungen zunichte. Mit einem Ruck riss er die Stoffvorhänge beiseite, und da das kleine Fenster nach Osten hin lag, war der sichtbare Himmel in ein zartes Rosa getaucht, das jede Hoffnung auf Schlaf im Keim erstickte. Janis drehte sich erneut auf die Seite. Noch kurz der unbarmherzigen Wirklichkeit entfliehen. Der Wirklichkeit, in der er verraten musste, was er besaß, um zu erhalten, was er verloren hatte.

„Steh auf, du verpasst den schönen Morgen!“ Janis erkannte, dass es keinen Zweck mehr hatte, sich länger zu widersetzen. Widerstrebend setzte er sich auf und wünschte sich, er könnte einem gewissen Hahn den Hals umdrehen.

„Was soll an diesem Morgen schön sein?“, fragte er missmutig, im nächsten Moment jedoch verfluchte er sich, da ihn Rodurs fragender Blick traf. Janis wandte den Kopf zur Seite. Wie konnte er seinen Freund noch ansehen, nach dem, was er in der Nacht getan hatte? Wie konnte er ihn überhaupt noch Freund nennen? Er hatte einen Pakt mit dem Feind geschlossen, er hatte Rodur ebenso verraten wie alle anderen auf dieser Burg. Sie alle würden sterben, solange sie ihn in ihrer Mitte duldeten.

„Ist alles in Ordnung mit dir? Bist du krank? Dieser Morgen ist doch wunderbar! In Krahd konnte man fast nie die Sonne sehen, nur diese stickigen grauen Wolken. Das hier... das ist toll!“ Janis antwortete nicht, doch Rodurs unerwünschte Anteilnahme trug nur dazu bei, sein schlechtes Gewissen zu vergrößern.

Janis! Das alles bin ich nicht wert, das muss dir doch klar sein. Du weißt, dass ich das nicht gewollt hätte, du weißt auch, dass es dich nicht glücklich machen wird. Wozu also das alles?

Wenn es eine Möglichkeit gäbe, dich und Andor zu retten, ich würde sie mit Freuden ergreifen. Aber ich sehe sie nicht. Und deshalb muss ich abwägen, was mir wichtiger ist. Und ich wäre wohl ein schlechter Sohn, würde ich mich nicht für dich entscheiden.

Dann sei ein schlechter Sohn! Ich wollte nie einen guten Sohn, sondern einen guten Menschen aus dir machen.

Das weiß ich. Aber ich fürchte, ich kann kein guter Mensch sein, Mutter. Dazu liebe ich dich zu sehr.

„Ich weiß, was mit dir los ist! Du leidest unter Liebeskummer!“ Überrascht blickte Janis auf. Hatte er seine Gedanken laut ausgesprochen? „Ha, du müsstest dein Gesicht sehen! So was von ertappt! Es war aber eigentlich nicht so schwer zu erraten, nachdem du Sara letzte Nacht ununterbrochen angestarrt hast.“

Fast hätte Janis laut aufgelacht. Nein, Rodur hatte keine Ahnung. Flüchtig überlegte Janis, ihn einzuweihen. Vielleicht wusste er einen Weg, wie er seine Mutter zurückholen könnte, ohne anderen zu schaden. Aber es gab keinen solchen Weg! Jetzt etwas zu sagen hieße nur, dass er seine Pläne vollends begraben konnte. Ein Eingeständnis seines Scheiterns, noch bevor er begonnen hatte. Janis würde seinen Weg alleine gehen müssen. Und er musste sich so verhalten, als sei nichts geschehen, um kein Misstrauen zu erwecken.

„Unsinn!“, behauptete Janis. „Ich weiß nicht, wovon du redest.“ Rodur grinste ihn an, doch Janis schüttelte energisch den Kopf. Ob er Sara wohl tatsächlich angestarrt hatte?

Früher Vormittag, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Im Burghof herrschte ein unerwartetes Gedränge. Dutzende Menschen waren hier, einige hatte Janis noch nie gesehen. Sie bearbeiteten Holz, das Janis als Ulme identifizierte, um daraus neue Häuser zu bauen.

Auf dem Platz stand auch Orfen, der die Bauarbeiten beaufsichtigte. Als er Janis erblickte, winkte er ihn näher. Er trottete zum Wolfskrieger und wurde von Rodur begleitet. „Sajin! Dein Vorschlag hat reiche Früchte getragen! Viele dieser Andori sind hier, weil sie ihr Land verteidigen wollen. Und das sind nur die, die noch in dieser Nacht davon erfahren haben.“

Janis blickte ob der Lautstärke des Statthalters beunruhigt über den Platz. Nomion sollte besser nicht erfahren, wessen Vorschlag die Bodenreform gewesen war „Statthalter!“, erwiderte er also leise „Ich halte es für besser, wenn Ihr den Vorschlag als Euren eigenen bezeichnet.“

„Wieso sollte ich? Ich habe es nicht nötig, mich mit fremden Federn zu schmücken. Ehre, wem Ehre gebührt!“

„Aber die Menschen müssen motiviert werden. Je mehr gute Vorschläge sie Euch zuschreiben, desto eher werden sie Euch bei der Verteidigung der Burg unterstützen, desto besser werden sie Euch folgen.“

„Ich habe sie lange Jahre vor den Kreaturen geschützt! Ich habe sie zusammen mit Prinzessin Chada durch das Gebirge geführt! Und das wissen sie! Ich wollte niemals Ruhm,

aber sie werden mir auch so folgen. Sie sollen deine Verdienste auch als die deinen anerkennen. Wenn es denn Verdienste sind...“

Die letzte Ergänzung machte Janis nicht gerade Mut. „Was meint Ihr damit?“, fragte er eingeschüchtert.

„Nun ja, die Wahrheit zu sagen bringt viele zu uns, die Andor verteidigen wollen, und wir bieten den Mittellosen die Chance auf ein neues Leben. Aber zugleich häufen sich die Beschwerden der Wohlhabenderen, die um alles fürchten, was sie sich erarbeitet haben. Gestern Abend habe ich meine Ankündigung gemacht und schon heute haben mich acht Beschwerden erreicht. Wenn die verärgerten Andori persönlich ankommen, dann wirst du dich ihrer annehmen, ist das klar? Für deine Erfolge wirst du gewürdigt und belohnt, aber du musst dich stets um alle Folgen deiner Ratschläge sorgen und die Verantwortung übernehmen.“

„Das werde ich!“, sagte Janis fest.

„Gut! Ach, und ... äh ... Radur?“

„Rodur!“, korrigierte der.

„Wie auch immer! Warguth hat nach dir verlangt, er hat gesagt, solange die Ausbildung noch nicht beginnt, kannst du ihm auch weiterhin dabei helfen, Schwerter zu schmieden.“

„Jawohl!“, rief Rodur und winkte Janis zum Abschied, bevor er zur Schmiede lief.

„Wann beginnen wir denn mit der Ausbildung, Statthalter?“

Der Wolfskrieger sah Janis nachdenklich an. „Tja, ich denke, es lohnt sich erst, wenn alle da sind, die auch gewillt sind, zu kämpfen. Das kann noch einige Tage dauern, aber da kommt schon einiges zusammen. Ich hoffe auf insgesamt vielleicht zweihundert Verteidiger.“

Janis erschrak. „Zweihundert nur? Wird das reichen? Schon jetzt sind doch mehr als zweihundert Menschen auf oder vor der Burg.“

Orfen schüttelte mürrisch den Kopf. „Sicher, aber die meisten davon sind nicht zum Kämpfen hier, sondern um Zuflucht zu suchen. Wenn die größten Feinde Andors nahen, dann wollen sie nicht ungeschützt sein.“

Janis betrachtete die Menschenmenge. „Das geht nicht!“, murmelte er. „Wenn wir belagert werden, dann können wir unmöglich so viele Menschen versorgen, die nicht einmal mitkämpfen!“

„Bisher hat es auch immer funktioniert!“, gab Orfen unwillig zurück.

„Aber bisher waren es auch keine Belagerungen, sondern fast immer nur kurze Versuche, die Burg zu stürmen. Diesmal können wir uns keine unnötigen Esser erlauben!“

„Diese Menschen sind das Volk Andors und keine unnötigen Esser!“

„Aber wir können sie nicht versorgen, wenn wir uns hier verschanzen müssen. Ihr müsst ihnen mitteilen, dass sie im Rietland sicherer sind als hier auf der Burg, die garantiert angegriffen wird!“

Orfen verzog das Gesicht und Zorn funkelte in seinen schwarzen Augen. „Das wäre gelogen! Im Rietland sind sie ungeschützt, und die Kreaturen dürstet es immer nach Nahrung.“

„Im Einzelfall mag das stimmen, aber alle zusammen sorgen dafür, dass man bald nirgendwo in Andor mehr sicher sein wird. Mit so vielen“, er verkniff sich das Wort *unnötig*, „Menschen können wir die Burg nicht lange halten. Nicht, wenn sie nicht bereit sind, zu kämpfen. Wenn wir sie ins Rietland schicken, werden einige von ihnen sterben, aber wenn wir es nicht tun, dann wahrscheinlich alle.“

„Du verlangst, dass wir sie ins Rietland jagen? Dass wir sie preisgeben, um satt zu werden? Nicht, solange ich Statthalter bin! Ich wäge keine Menschenleben gegeneinander ab!“, brüllte Orfen und zog damit einige interessierte Blicke auf sich. Janis antwortete nicht, der Wolfskrieger hatte sich klar genug ausgedrückt. *Es ist Irrsinn! Satte Krieger kämpfen besser! Niemandem ist geholfen, wenn wir hier drinnen verhungern!* All das schoss ihm durch den Kopf, aber er wusste, dass er Orfen nicht umstimmen könnte. Er hatte es versucht. Er hatte gehofft, wenigstens einen kleinen Teil von ihnen nicht verraten zu müssen. Doch er würde tun, was er tun musste. Für Mutter!

„Wie ihr meint, Statthalter!“, sagte er schließlich kühl. „Übrigens, warum lassen wir Schwerter schmieden?“

Orfen glotzte ihn paralysiert an. „Vielleicht, weil eine Belagerung bevorsteht?“, fragte er mit offensichtlichem Zweifel an Janis' Verstand.

„Haben wir nicht eine Vereinbarung mit den Schildzwerge? Ihr habt doch gestern mit ihnen gesprochen, ich denke, Ihr habt sie wohl um Hilfe gebeten?“, meinte Janis. Er ließ es wie eine Frage klingen.

„Das habe ich“, bestätigte Orfen neugierig. „Und die Schildzwerge schicken einen kleinen Trupp, der uns helfen wird, unsere Truppen im Kampf auszubilden, diese Burg wieder in ihren alten Zustand zu versetzen und sie zu verteidigen.“

„Ihr solltet sie auch um Waffen bitten!“

„Aber schon jetzt waren sie sehr großzügig, ihre Hilfe ...“

„Wird nicht reichen!“, unterbrach Janis den Statthalter und hoffte, nicht etwas zu vorlaut zu wirken. „Ihr hofft auf zweihundert Verteidiger? Schön, und wie viele Waffen besitzen wir? Und wie viele kann ein einzelner Schmied in kurzer Zeit anfertigen? Wir sind auf die Hilfe der Schildzwerge angewiesen.“

„Ihre Hände sind etwas kleiner als unsere“, wandte Orfen ein.

„Besser mit einer unhandlichen Waffe kämpfen als mit gar keiner. Eine zwergische Waffe wird zu einem Menschen immer noch besser passen als ein zwergisches Kettenhemd. Rüstungen sollte Warguth anfertigen, nicht Waffen.“ Orfen nickte bedächtig, doch Janis war noch nicht fertig. „Wir brauchen auch die Hilfe der Bewahrer! In einer Belagerung werden uns Fernkampfwaffen vermutlich mehr helfen als Schwerter und Äxte. Wir benötigen Bögen, Munition und jemanden, der uns im Bogenschießen ausbildet!“

Orfen zögerte kurz. „Ich werde sie in einem Brief darum bitten!“, verkündete er schließlich. „Aber sag, wie kommst du auf so was, Sajin? Erst die Neuverteilung des Bodens, jetzt das hier... Wenn wir von deinem Vorschlag absehen, die Menschen von hier zu vertreiben, dann waren viele ordentliche Ideen dabei. Woher kommen die alle?“

Janis wusste, dass er seine Erkenntnisse auch seiner hervorragenden Erziehung verdankte. Seine Mutter hatte ihn gefordert, hatte ihm Denkaufgaben gestellt, hatte ihn darin trainiert, Schlüsse zu ziehen. Auch wenn ihre Rätsel häufig spielerisch gewesen waren, so hatten sie ihm doch das Denken beigebracht.

Was hat Arme und kann doch nicht winken, was hat ein Bett und kann doch nicht schlafen, was kann murmeln, obwohl es keine Stimme hat?

„Ich beobachte und ziehe meine Schlüsse daraus. Das tut jeder. Und jeder kommt zu unterschiedlichen Ergebnissen. Wenn alle ihre so mit Euch teilen würden wie ich, dann hätten wir sicher noch mehr gute Ideen“, antwortete Janis schließlich bescheiden. Dass er seine Schlüsse schneller und besser zog als die meisten anderen, erwähnte er nicht.

Den restlichen Tag über half Janis dabei, die ersten Hütten wieder aufzubauen. Das Ulmenholz tat seinen Dienst und am Nachmittag waren viele der verkohlten Balken durch neue ersetzt worden. Rodur war die ganze Zeit in der Schmiede beschäftigt gewesen, also aß Janis sein Brot abends alleine, den Rücken an den *Kronenturm* gelehnt und die emsigen Andori beobachtend.

Da trat ein kleiner Mann zu ihm. Er hatte dunkelbraunes, fettiges Haar und eng stehende kleine Augen, die Janis auf Anhieb unsympathisch waren.

„Janis, nehme ich an?“, fragte der Fremde. Automatisch nickte Janis, bis ihm auffiel, dass ihn hier alle als Sajin kannten. Der Fremde lächelte spöttisch und entblößte dabei einige schiefe Zähne. „Gehen wir ein Stück!“, sagte er mit einem Blick auf die Bauarbeiten. Ohne abzuwarten schlug er den Weg zum Eingang in den Turm ein und Janis folgte ihm vorsichtig.

„Wer seid Ihr?“, fragte er misstrauisch. Der andere antwortete nicht und stieg die Wendeltreppe empor. Janis folgte ihm, während er überlegte, ob er die Frage stellen sollte, die ihm auf der Zunge lag.

Der Mann öffnete die Klappe im Boden und winkte Janis herauf. Dann ging er zur Brüstung und blickte über die Zinnen nach unten. Janis trat neben ihn und betrachtete die vielen Menschen im Hof. Der Wind pffte um seine Nase und auch wenn über seinem Kopf ein rietgedecktes Dach war, fühlte er sich wie inmitten des Himmels. Der Boden war viele Schritte entfernt, einen Sturz würde er niemals überleben. Vorsichtig entfernte er sich ein Stück von der Mauer, wer wusste schon, wie stabil die Zinnen nach all der Zeit noch waren. „Diese Burg ist ein schönes Gebäude“, sagte der Mann. „Zu schade, dass sie nicht mehr lange bestehen wird.“

„Wie heißt Ihr?“

„Darbo. Und du nennst dich Sajin, ja? Bei uns in Krahd wäre das ein Frauenname gewesen. Warum bist du nicht bei dem Namen geblieben, den Nomion mir genannt hat?“ Janis holte tief Luft. *Ich habe einen weiteren Verräter eingeschleust, er wird sich bald mit dir in Verbindung setzen.* Er war es also tatsächlich. „Ich habe eine ganze Weile gebraucht, um zu kapieren, dass es tatsächlich um dich ging, Janis“, fuhr Darbo fort. „Du hast deine Rolle sehr überzeugend gespielt. Auch vorhin... War es wirklich nötig, diesem unfähigen Statthalter gute Vorschläge zu machen?“

Janis verschränkte die Arme vor der Brust. „Ich weiß, was ich tue. Also, weshalb sind wir hier?“

Darbo grinste wieder, aber seine Augen erreichte das Lächeln nicht. „Du kommst schnell zur Sache, was? Das gefällt mir. Nomion hat mir Anweisungen gegeben, die ich auch an dich weitergeben soll. Wir müssen etwas herausfinden: Hat Orfen die Rietgraskrone? Hat er sie hier? Wenn ja sollen wir sie stehlen, wenn nein, dann logischerweise nicht.“ Er wartete auf eine Antwort, doch Janis nickte nur. Auch Darbo nickte. „Außerdem sollen wir ein Haar des Wolfskriegers stehlen und ihm überbringen.“

„Noch etwas?“

„Vorerst nicht. Die Krone habe ich beim Statthalter bisher nicht gesehen, wenn, dann bewahrt er sie also irgendwo auf, wo nicht alle hinkommen. Ein Haar sollte aber auf jeden Fall möglich sein.“

Janis nickte erneut und drehte sich um, doch Darbo hielt ihn unangenehm fest zurück. „Warte kurz, Junge! Wir müssen noch die Regeln besprechen!“

„Welche Regeln?“

„Es sieht so aus, als hättest du bereits etwas gut bei unserem Auftraggeber. Aber glaub deswegen nicht, dass du bestimmen kannst, was passiert. Ich bin älter als du, also sage *ich*, wie wir vorgehen. *Ich* übergebe Nomion das Haar und die Krone. Sei unbesorgt, deinen Anteil werde ich nicht verschweigen. Aber glaub ja nicht, dass ich mir von irgend so einem Gör wie dir meine Belohnung nehmen lasse.“

„Ich dachte, jeder versucht für sich, Nomions Aufgaben zu erfüllen.“

„Auf das Risiko hin, dass du alles alleine machst und ich plötzlich überflüssig bin? Nein danke! Und andersrum gilt das gleiche! Wenn wir zusammenarbeiten, dann profitieren wir beide davon, das ist insbesondere für dich deutlich angenehmer, als wenn wir Konkurrenten sind. Ich nehme an, du willst das gleiche vom Ewigen Rat wie ich?“

Janis schüttelte den Kopf. „Vermutlich nicht, es sei denn, Ihr möchtet auch Eure Mutter von den Toten auferstehen lassen.“

Darbo brach in ein verächtliches Gelächter aus. „Wie süß! Nein, meine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben und ich habe nicht vor, sie zurückzuholen, vor allem dann nicht, wenn ich dafür auf meinen Preis verzichten müsste. Ich möchte ewiges Leben. Alle müssen sterben? Nicht mit mir! Ich gebe Nomion die Rietburg und bekomme dafür seine Gunst.“

Janis war kurz davor, auszuspucken. „Du lässt also alle hier sterben, nur um selbst länger leben zu können? Du verrätst diejenigen, die dich aus Krahd befreit haben? Ist das deine Dankbarkeit?“

Darbo kniff die Augen zusammen. „Du willst das Leben deiner Mutter, ich will meines! Wo ist der Unterschied? Glaub mir, irgendwann wirst du bereuen, nicht die gleiche Belohnung wie ich eingefordert zu haben. Sicher, du wurdest nicht aus Krahd befreit, sondern hast wahrscheinlich schon seit deiner Geburt in diesem netten Ländchen gelebt, aber ist es etwa meine Schuld, dass ich dort geboren wurde? Ich bin den Andori wirklich dankbar, aber meine Dankbarkeit hat auch Grenzen! Ich bin ein fortschrittlicher Mensch. Was vergangen ist, ist vergangen. Das einzige, was zählt, ist die Zukunft! Die Krahder haben mich versklavt und misshandelt, dennoch gehorche ich einem von ihnen. Weil ich weiß, dass es gut für mich ist. Ich denke nur pragmatisch.“ Er seufzte. „Ist ja auch egal. Also, willst für oder gegen mich arbeiten, Janis? Komm schon, schlag ein und wir überlegen, wie wir weiter vorgehen, um Nomions Aufgaben zu erfüllen und diese Burg möglichst einfach dem Untergang zu weihen.“

Darbo streckte seine Hand aus und fixierte Janis aufmerksam. Der hob langsam seinen Arm und griff die Hand des anderen. Darbo lächelte und Janis konnte ihm ansehen, wie klug er sich fühlte. Das Lächeln verschwand erst aus seinem Gesicht, als Janis die Hand plötzlich verdrehte und dabei einen Schritt auf Darbo zu machte. Der Verräter kam ins Wanken und Janis nutzte die Gelegenheit, um ihn über die Mauer zu stoßen. Dann ließ er los. Darbo war deutlich schwerer als er aussah, beinahe hätte Janis sich am Ende noch verschätzt. Aber so trug das Gewicht nicht eben dazu bei, Darbos Sturz abzumildern. Janis hörte nur einen kurzen Schrei, der abrupt abbrach. Er hielt es nicht für nötig, sich die Reste anzusehen.

Noch nie hatte Janis einen anderen Menschen getötet, zumindest nicht direkt. Er erwartete das schlechte Gewissen, aber es stellte sich nicht ein. Er hatte kein Mitleid mit Darbo. Innerlich war er vollkommen ausgewogen, das einzige Gefühl, das ihn jetzt durchströmte, war eines von ... Macht. Interessant, wie viel eine kleine Handbewegung ausmachen konnte. Mit ihr entschied man über das Leben anderer. Wie ungemein faszinierend.

„Eines hast du nicht verstanden, Darbo“, sagte Janis in das Heulen des Windes hinein. „Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Nomion das Erobern der Rietburg so einfach wie möglich zu machen. Im Gegenteil, wir müssen seine Aufgabe erschweren. Nur dann sind wir wirklich unentbehrlich für ihn. Und wir können nur dann unentbehrlich sein, wenn niemand anderes die eigene Aufgabe erfüllen kann. Früher oder später musste einer von uns gehen.“ Er betrat die Wendeltreppe und schlug die Falltür hinter sich zu.

Abenddämmerung, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Große Halle der Rietburg, Andor

Die große Halle mit dem Thron am Kopfende lag fast verlassen da, doch ganz wie er es sich erhofft hatte, war Sara anwesend. Janis hatte sie noch nie außerhalb dieses Ortes angetroffen, sie schien hier zu wohnen. Jetzt, wo sie sich auf seine Liste hatte eintragen lassen, würde sie aber wohl bald in die Kaserne umziehen, der Statthalter wollte alle Krieger und Rekruten dort unterbringen.

Sie saß an einem der Tische, den Kopf auf die Arme gelegt. Fast hätte Janis sie für schlafend gehalten. Doch ihre Augen waren geöffnet und offenbarten zwei Iriden in einem traurigen Dunkelblau. Janis war sich allerdings noch immer nicht sicher, welche Farbe Saras Augen tatsächlich hatten.

Als sie Schritte hörte, blickte Sara auf und lächelte müde, bevor sie den Kopf wieder auf ihre Arme legte. Kurz zögerte Janis. Er wusste nicht viel über sie, aber Sara war oft in Orfens Gegenwart, sie könnte ihm am ehesten helfen, mehr über die Krone zu erfahren und in den Besitz eines von Orfens Haaren zu gelangen. Janis versuchte, den bevorstehenden Verrat aus seinem Bewusstsein zu verbannen, eine Taktik, die auch bei Rodur funktioniert hatte. Solange er nicht an seinen Pakt mit Nomion dachte, gelang es ihm einigermaßen, sich natürlich zu verhalten.

„Hallo!“, sagte Janis vorsichtig, was Sara mit einem leichten Zucken der linken Hand quittierte. „Kann ich mich setzen?“ Ein leichtes Kopfrucken war die Antwort, was sowohl ein *ja* als auch ein *nein* hätte sein können. Janis wertete es als *ja*. Er setzte sich.

„Du siehst müde aus.“ Jetzt erst reagierte Sara wirklich. Sie setzte sich gerade hin und hob ihren Kopf, dann fuchtelte sie mit ihren Händen wild durch die Luft. Janis versuchte, den verwirrenden Bewegungen zu folgen, aber er konnte kein Muster erkennen. „T... tut mir leid. Ich bin mir nicht sicher...“ Er brach ab, als sie leicht zu lächeln begann. Dann zeigte sie auf sich, auf Janis und machte dann eine große Armbewegung, mit der sie alles um sich einschloss. Janis blickte sie verwirrt an, sodass Sara ihre Bewegungen wiederholte. Schließlich tat sie so, als würde sie etwas abschrubben. „Oh, ja, klar, es war auch ein langer Abend. Unglaublich, wie viel Dreck an ein paar Schuhen kleben kann.“ Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf Janis eigene Füße. Von ihnen führte eine deutlich sichtbare Erds spur zum Eingang. Janis spürte, dass er schon wieder rot wurde. „Verdammt, ich lerne es einfach nie! Beim nächsten mal mache ich meine Füße vorher sauber, versprochen. Ich kann das auch jetzt wegmachen. Also, nur wenn du willst, natürlich.“ Sara schüttelte entschieden den Kopf und Janis, der sich schon halb erhoben hatte, sackte wieder auf die Bank zurück. „Sicher, ich ... lasse meinen ganzen Dreck da, wo er ist. Gar kein Problem!“

Sara formte mit ihren Händen eine Schale und führte sie an den Mund. „Du hast Durst?“ Sie verdrehte die Augen und Janis bemerkte, dass sie mittlerweile irgendwo zwischen blau und violett schwankten. Mit einem Arm ahmte Sara Wellenbewegungen nach und zeigte

dann auf den Boden. Janis blickte nach unten, erkannte allerdings nichts. Sara trat leicht nach ihm, was ihn dazu veranlasste wieder aufzuschauen. Er verzog das Gesicht und rieb sich das eigentlich überhaupt nicht schmerzende Schienbein. Sara blies ihre Backen auf und riss die Augen weit auf, und Janis erkannte, dass sie einen Fisch imitierte. „Schon gut, ich denke mal, es hat etwas mit Wasser zu tun. Hm, vielleicht fehlt das Wasser zum Saubermachen?“

Im Burghof der Rietburg stand ein kleiner Brunnen, aber das Reservoir, aus dem er sich bediente, erschöpfte schnell, mehr als wenige Kübel Wasser konnte man pro Tag nicht herausholen. Ein weiterer Brunnen stand südwestlich der Burg, doch der Weg dorthin dauerte fast eine Stunde und der Rückweg wegen des Wassers noch etwas länger, aus diesem Grund gingen alle hier sparsam mit der Flüssigkeit um. Aber manchmal reichte es dennoch nicht ...

Sara fuhr erneut mit ihren Händen durch die Luft und Janis stöhnte gespielt auf. „Das macht dir Spaß, oder? Mir irgendwelche Rätsel zu stellen?“ Sie nickte und klatschte in die Hände. Janis sprang auf. „Ich glaube, ich weiß etwas, was dir gefallen könnte!“, rief er. „Ich bin gleich wieder da!“ Mit diesen Worten huschte er aus dem Thronsaal, stets darauf bedacht, nur in seine eigenen Fußstapfen zu treten.

Sechzehn Steine hatte Janis schnell aufgelesen. Am Eingang des Thronsaals klopfte er demonstrativ seine einfachen Lederschuhe ab, ehe er eintrat. Sara hatte sich nicht bewegt und starrte neugierig auf die Kiesel in seiner Hand. Janis setzte sich auf seinen alten Platz und legte die Steine zwischen sich und Sara auf den Tisch. Dann ordnete er sie in vier Reihen: eine mit einem, eine mit drei, eine mit fünf und eine mit sieben Steinen. Er erklärte das *Nimm-Spiel* ebenso kurz wie Rodur es ihm erklärt hatte. Dann nahm er zwei der Steine aus der letzten Reihe. „Denk daran: Nur Steine aus einer Reihe nehmen. Und wer den letzten nimmt, hat verloren.“ Sie nickte geistesabwesend. „Du bist ...“, begann Janis, doch ihre Hand schoss blitzschnell nach oben und drückte sich ihm auf den Mund. Es wirkte so, als habe ihr Arm sich von alleine bewegt, Sara selbst schaute noch immer auf das Spielbrett, nur ihre – inzwischen violetten – Augen huschten hin und her. Janis wartete ab und überlegte, wie lange sie ihre Hand wohl noch in der Luft halten wollte.

Letztendlich vergingen etwa hundert Herzschläge, bis Sara ihre Hand wieder senkte. Sie lächelte breit, zeigte dann auf sich sowie gen Himmel und nickte. „Ja, genau, du bist dran.“ Sie verdrehte gequält die Augen. Dann zeigte sie erneut auf sich, warf ihre Arme nach oben und wedelte mit ihren Händen durch die Luft. Janis glotzte nur verständnislos. Sara hielt inne und schien zu überlegen, wie sie ihre Gedanken am besten mitteilen konnte. Schließlich zeigte sie auf das Spielfeld, dann auf sich und dann nach oben, anschließend auf Janis und zu Boden.

„Du ... willst gewinnen?“, vermutete Janis. Sara lächelte und zeigte erneut auf sich selbst und nach oben. Dann nahm sie aus der Reihe mit den drei Steinen zwei weg. Janis hatte jetzt noch je zweimal einen und fünf Steine vor sich liegen. Er nahm einen Stein aus einer der Fünferreihen und Sara nahm ohne zu zögern einen Stein aus der anderen. Janis runzelte die Stirn. Warum hatte sie vor ihrem ersten Zug ewig überlegt und jetzt gar nicht mehr? Er entfernte zwei weitere Steine, Sara sofort ebenfalls, wieder aus der anderen Reihe. Machte sie ihn einfach nach? Wenn ja, dann würde er gewinnen! Er nahm noch einen Stein aus einer der beiden Zweierreihen, Sara entfernte die andere komplett. Drei einzelne Steine lagen vor Janis. Er konnte gar nicht mehr gewinnen, jeder würde noch einen Stein nehmen

und der letzte bliebe für Janis übrig. Verblüfft schaute er Sara an. „Du hast gewonnen! Ich nehme einen Stein, du ...“ Da sie wieder die Augen verdrehte, brach Janis ab. Sara zeigte erst auf sich und dann nach oben. „Stimmt, du hast gewonnen! Anfängerglück!“ Sara kniff ihre Augen zusammen und Janis stellte fest, dass sie plötzlich eisgrau wirkten. Sie schüttelte entschieden den Kopf und diesmal wusste Janis sofort, was sie meinte. „Natürlich war das Glück! Was denn sonst?“ Saras Hände zuckten über den Tisch und bauten das Spiel so schnell auf, dass Janis ihren Bewegungen nicht folgen konnte. Dann blickte sie ihn herausfordernd an.

Um sicherzugehen nahm Janis dieses Mal nicht zwei, sondern drei Steine aus der längsten Reihe. Sara lächelte und zeigte auf sich und dann nach oben. „Du denkst, du gewinnst wieder?“, fragte Janis, von ihrer Siegesgewissheit etwas eingeschüchtert. Sie nickte entschieden und nahm die Reihe aus drei Steinen vollständig. Er ging die möglichen Ausgänge durch, zögerte kurz und entfernte dann die kleinste Reihe aus einem Stein, in der Hoffnung, sie möge einen Fehler machen. Sie machte keinen.

Sie spielten noch fünfmal. Janis fing jedes Mal an. Nach jedem ersten Zug deutete Sara auf sich und nach oben. Sie gewann jedes einzelne Spiel.

Sie hatte gerade erneut aufgebaut, als Rodur den Thronsaal betrat. „Hier bist du also! Sollte mich wahrscheinlich nicht allzu sehr überraschen.“ Er zwinkerte Janis zu, was ihnen beiden einen verwirrten Blick Saras einbrachte.

„Hast du ihr das *Nimm-Spiel* beigebracht?“, fragte Janis seinen Freund.

„Nein. Aber du anscheinend“, gab Rodur erstaunt zurück.

„Ich habe jetzt sieben Spiele mit ihr gespielt und sie hat jedes einzelne gewonnen!“ Dann wandte er sich direkt an Sara: „Woher kennst du es dann?“ Sie schüttelte kurz den Kopf und tippte ihm auf die Brust. „Von mir? Ich habe es dir doch eben erst erklärt. Du spielst viel zu gut dafür!“

Sie lächelte und hielt ihre Hände gestreckt vor ihren Bauch, die Fingerspitzen nach oben, die Daumen zu ihr hin gerichtet. Dann klappte sie die Hände kurz vor und wieder zurück. Janis blinzelte ahnungslos, doch Rodur rief: „Ich glaube, das war ein Danke.“ Sara nickte begeistert.

„Was hat dieses Zeichen denn mit einem Danke zu tun?“

„Na ja, es wirkt ein bisschen wie eine - ich weiß nicht - verkrüppelte Verbeugung? Ehrlich gesagt habe ich geraten.“

Sara warf Rodur einen Blick auf seltsam farblosen Augen zu. Janis musste kurz überlegen. „Das sollte kein Kompliment sein.“

„Aber wenn sie es tatsächlich erst gerade eben von dir gelernt hat...“

„Sie hat mich siebenmal in Folge geschlagen! Wie soll sie das gemacht haben? Oder denkst du, ich hatte Pech?“

„Ich denke, du hast schlecht gespielt“, antwortete Rodur grinsend. Sara schüttelte den Kopf und deutete mit einem selbstgefälligen Lächeln auf sich selbst. Dann winkte sie Rodur vor sich und deutete auf die Steine auf dem Tisch. Er verstand die Aufforderung und nahm achtlos zwei Steine aus der Fünferreihe. Sara deutete daraufhin auf sich und nach oben.

„Das bedeutete, sie hat gewonnen“, erklärte Janis bereitwillig, während sie aus der letzten Reihe sechs Steine nahm. Während Rodur noch überlegte erkannte Janis bereits, dass sein Freund tatsächlich verloren hatte.

Als Rodur den letzten Stein nahm, zeigte Sara mit ihrem Daumen nach oben, anschließend mit ihrem Zeigefinger nach unten. „Ja, du hast gewonnen und ich verloren. Gut gemacht!“, antwortete Rodur missmutig.

Sie streckte ihren nach oben gerichteten Daumen aus und öffnete dann der Reihe nach auch die anderen vier Finger, anschließend zeigte sie erneut nur den Daumen. „Ich glaube, das steht für eine Zahl. Für die Eins“, vermutete Janis. Sara nickte und deutete wieder nach unten. „Einer verliert? Na ja, es können schlecht beide das letzte Steinchen nehmen.“

Sara schüttelte entnervt den Kopf und streckte dann Daumen und Zeigefinger aus, ehe sie nach oben zeigte. „Es können nicht beide gewinnen!“, sagte Rodur, wegen seiner Niederlage gegen jemanden, der das Spiel vor kurzer Zeit erst erlernt hatte, noch immer verärgert.

„Ich glaube, sie meint, dass der verliert, der anfängt“, berichtete Janis, was ihm ein bestätigendes Lächeln Saras bescherte.

Rodur sah verdutzt auf. „Unsinn! Ich habe das früher oft gespielt, mal gewann der eine, mal der andere. Meistens eher der andere...“, ergänzte er etwas niedergeschlagen.

Sara formte mit ihren Händen seltsame verschlungene Figuren, die Janis nicht verstand. Er sah ihr an, dass sie sich bemühte, ihre Hände besonders langsam zu bewegen, aber selbst jetzt noch glichen sie eher einem Windhauch als fester Materie. „Tut mir leid, aber das ist zu viel auf einmal. Zeig uns doch lieber ein Zeichen nach dem anderen.“ So kam es, dass Sara die beiden ihre lautlose Sprache lehrte.

Mondhoch, 29. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

„Sei begrüßt, mein Diener!“ Wie auch in der letzten Nacht hörte Janis die unverständlichen Laute und erkannte dennoch den Sinn dahinter. Er stand wieder neben seiner alten Hütte, der Krahder erneut vor ihm. Er wusste nicht, wann er eingeschlafen oder wie er in den Traum gelangt war, aber andererseits ... wusste man das in Träumen jemals?

„Was ist, Nomion?“

„Hast du meine Aufträge vernommen? Oder ist mein zweiter Verräter noch vorher in den Tod gestürzt?“

„Er hat alles ausgerichtet. Hat er zumindest behauptet. Ich hoffe, ich habe über den Wind alles richtig verstanden. Wozu brauchst du die Krone?“

„Das braucht dich nicht zu interessieren!“, fauchte Nomion.

„Du weißt es selbst nicht, oder? Du bezeichnest mich als Diener, aber du selbst bist auch nicht mehr! Der einst so stolze Nomion, der erste Krahder, handelt nun im Auftrag eines kleinen rachsüchtigen Geistes. Wie schmeckt dir das?“, höhnte Janis.

„Sei still! Wenn ich ein Diener bin, dann bist du der Untertan eines Dieners! Doch du lenkst nur ab! Du sagtest, Darbo habe gegen den Wind reden müssen. Er war also an einem Ort, an dem es windig war. Womöglich der Turm, von dem er gestürzt ist? Zufälligerweise direkt nachdem er meine Befehle ausgerichtet hatte?“

Janis blieb äußerlich gelassen, aber innerlich tobte er. Er war ein verdammter Narr! Wieso hatte er nicht besser auf seine Worte geachtet? „Er wollte, dass ich ihm helfe anstatt mir selbst. Das hat mir nicht gefallen.“

„Also hast du ihn ermordet? Er hat den Turm durch dein Zutun auf eine eher ... ungesunde Art verlassen?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber auch nicht bestritten!“ Janis schwieg. Nomion schüttelte seinen grauen Kopf und seine hellgelben Augen glühten bedrohlich. „Sei vorsichtig, mit wem du dich anlegst. Darbo war nur ein unbedeutender Diener, der sich leicht ersetzen lässt. Aber er war *mein* Diener! Mache dir klar, wem du zu gehorchen hast!“

Janis nickte. „Dem Schwarzen Herold. Nur er kann meine Mutter zurückholen und er steht in der Hierarchie des Ewigen Rates über dir.“

Nomions Hand griff den gigantischen Knochenstab so fest, dass er knackte. Janis fragte sich, ob er ihn auch in der realen Welt hielt, um ihn hier im Traum besuchen zu können.

„Eines solltest du dir klar machen: Deine Mutter war nicht irgendwer, sie war einer der Feinde des Schwarzen Herolds! Und er hat nicht gerade die Angewohnheit, seinen Feinden gegenüber besonders gnädig zu sein. Wenn er erfährt, wer sie ist, dann wird er sie auch für dich nicht zurückholen!“ Janis erschrak. Bisher war er davon ausgegangen, dass der Herold sich nur an den vier Fürsten von Andor und dem Wolfskrieger Orfen rächen wollte, aber was, wenn das nicht stimmte? „Du solltest also aufpassen, was du tust“, fuhr Nomion fort. „*Mir* musst du gehorchen, wenn der Schwarze Herold nichts von ihrer Identität erfahren soll! Falls seine Befehle den meinen irgendwann widersprechen sollten, musst du wissen, wem deine Loyalität gebührt. Ich rate dir, den Richtigen zu wählen! Darbos Tod werte ich als Unfall und seine eigene Schuld, denn er hat dich unterschätzt. Aber du solltest in Zukunft achtgeben, nicht *mich* zu unterschätzen.“

Dieses Mal verwandelte sich die Traumwelt nicht in ein Meer aus Flammen, sondern löste sich in diffusen grauen Nebel auf, der schon bald durch gnädigen, stummen Schlaf ersetzt wurde.

Die nächsten Tage vergingen stets gleich. Immer neue Andori strömten aus dem Rietland, Armond und die anderen Krieger standen ununterbrochen am Tor und winkten einen nach dem anderen ein. Die meisten wollten nur Schutz suchen, aber es waren auch viele dabei, die bereit waren, für Andor zu kämpfen. Janis kam die Aufgabe zu, sie in die Liste einzutragen. Ansonsten half er dabei, die Gebäude auf der Rietburg wieder zu errichten und mit der Zeit konnten immer mehr Menschen aus den provisorischen Zelten in feste Häuser umziehen.

Jeden Abend zeigte Sara Janis und Rodur einzelne Bewegungen und versuchte anschließend, ihre Bedeutung pantomimisch darzustellen. Janis erkannte schnell, dass sie für die reine Sprache auf Mimik weitestgehend verzichtete und sich nur über Gebärden verständigte, selbst Ja und Nein waren jeweils eine nach vorne gestreckte linke Hand, die ein Nicken und Kopfschütteln nachahmten. Dennoch bildeten die Gebärden mehr als nur einige Vokabeln, die in ihrer Grundform aneinandergereiht wurden. Eine fremdartige Grammatik entstand über Position, Neigung und Bewegungsrichtung der einzelnen Gesten. Besitzansprüche oder zeitliche Zusammenhänge etwa wurden über den Abstand der einzelnen Gebärden dargestellt – direkt an der Brust war das Beschriebene in der Vergangenheit einzuordnen, mit ausgestreckten Armen bezog es sich auf die Zukunft. Und ob die rechte oder linke Hand näher am Sprechenden war, entschied darüber, ob auf ein oder mehrere Gegenstände oder Personen Bezug genommen wurde. Zusätzlich erschwert wurde die Zeichensprache durch ihre schier unendliche Fülle aus unterschiedlichen Gebärden, für deren Bedeutung es teilweise keine Entsprechung in der Gemeinen Sprache gab.

Viele der Worte waren naheliegend gewählt, etwa das Zeichen für *Liebe*, ein aus zwei Händen gebildetes Herz. Andere erschlossen sich erst, wenn man bereits einige Worte kannte. *Hass* beispielsweise war das gleiche Zeichen wie *Liebe*, nur dass die Hände andersherum gehalten wurden, die Spitze des Herzens zeigte also nach oben. Die Gründe für andere Gesten, wie zum Beispiel die für *Danke* beziehungsweise *Dankbarkeit*, erschlossen sich Janis nicht.

Je mehr Worte er lernte, desto mehr begriff Janis, wie vorsichtig er sein musste, um die Zeichen richtig zu bilden. Oft war es nur ein kleiner Unterschied, der die Bedeutung veränderte. Zwei nach vorne gehaltene Hände, die Seiten schräg aneinandergelegt, bedeutete *Lesen*. Wenn man dagegen einen schmalen Spalt zwischen den Händen ließ, dann war es ein *Buch*, wenn man die Hände angewinkelt zum Boden hielt hieß es *Lernen*, hielt man sie gerade und mit Abstand dazwischen vor sich, dann war die Bedeutung – aus für Janis unerfindlichen Gründen – *Schöner Traum*.

Sara war eine gute Lehrerin und eine noch bessere Pantomimin, so lernten Janis und Rodur mit jedem Tag immer neue Worte. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass Rodur sich deutlich schwerer damit tat, die ungewohnte Sprache zu lernen. Es gelang ihm noch recht gut, das Gezeigte zu verstehen, aber wenn er selbst etwas formulieren sollte, dann versagte seine Erinnerung. Janis dagegen gelang das mühelos, die „Worte“, die er einmal gelernt hatte, konnte er in Zukunft verwenden. Er gelangte nicht zu derselben Geschwindigkeit wie Sara, aber es war ihm schon bald möglich, ein stummes Gespräch mit ihr zu führen. Meistens jedoch verwendete er, ebenso wie Rodur, die gesprochene Sprache, sie war mindestens genau so schnell, weniger missverständlich und ermöglichte dem Gesprächspartner einen gleichzeitigen Blick auf die eigene Mimik.

Janis bedauerte oft, dass er Saras Gesicht während der Gespräche nicht sehen oder sich zumindest nicht darauf konzentrieren konnte. Sie hatte ein hübsches Gesicht, aber darum ging es ihm nicht. Nach einiger Zeit hatte er begriffen, was es mit ihren hypnotischen Augen auf sich hatte. Deren Farbe war abhängig von ihrem Gemüt: Je glücklicher Sara war, desto violetter wirkten sie, war Sara zornig, wechselten sie in ein kaltes Grau, war sie traurig – und sie war viel zu oft traurig – dann nahmen sie einen dunkelblauen Farbton an. Ihre Iriden waren ein guter Indikator ihrer Stimmung, und anhand feinsten Farbänderungen war es möglich, zu erkennen, wie sie innerlich auf eine bestimmte Bemerkung reagierte, auch wenn ihr Gesicht ansonsten vollständig unbewegt blieb. Aber wenn er sich auf ihre Augen konzentrierte, dann verpasste er die Bewegungen ihrer Hände. Außerdem erntete er jedes Mal ein kaum verhohlenes Lächeln von Rodur. Und gelegentlich konnte er sich nicht mehr von dem Anblick lösen, versank in dem faszinierenden Farbenspiel aus bläulichen Schattierungen und unterschiedlichen Nuancen.

Abenddämmerung, 36. Herbsttag 76 a.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Eines Abends, acht Tage nach der ersten Sprachstunde, hielt Janis den Zeitpunkt für gekommen, um endlich mehr über Sara herauszufinden. Woher sie kam, wann sie ihre Zunge verloren hatte und was sie mit dem Statthalter verband, das wusste er noch nicht, bisher war sie Fragen nach ihrer Vergangenheit immer ausgewichen.

Gegen Mittag war Janis in Orfens Kammer gerufen worden. „Morgen besuchen die einflussreichsten Vertreter der andorischen Bauern die Rietburg und du wirst mit ihnen über

die Bodenreform sprechen. Es war deine Idee und sie hat uns viele Verteidiger eingebracht. Aber auch viel Kritik ...“, hatte der Statthalter griesgrämig erklärt.

„Die einflussreichsten Bauern sind auch die mit dem größten Land. Sie werden die schärfsten Gegner der Idee sein!“, hatte Janis protestiert, ohne sich sein Erstaunen über diesen Vertrauensbeweis anmerken zu lassen.

„Andor ist auf ihre baldige Ernte angewiesen, wir können unsere Vorräte nicht auf Dauer von den Bewahrern und Schildzwerge schnorren! Du konntest mich überzeugen, du wirst auch sie überzeugen können.“ Mit diesen Worten hatte der mürrische Wolfskrieger ihn entlassen.

Nachdem er seinen beiden Freunden davon berichtet hatte, hatten sie sich zu dritt Argumente zurechtgelegt. Natürlich wusste Janis, dass er diejenigen, die einen Großteil ihres Vermögens verlieren würden, nicht würde überzeugen können, doch Saras Überlegungen beeindruckten Janis. Sie nannte nicht nur hervorragende Begründungen für die Bodenreform, sondern brachte gleich noch Verbesserungsvorschläge.

Die offenkundige Freude, die aus dem satten Violett ihrer Augen sprach, hätte Janis für Schadenfreude angesichts seiner unmöglichen Aufgabe halten können, doch er kannte sie mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass der Grund ein anderer war: Sie liebte Rätsel und Denkspiele in jeglicher Form, die Bodenreform war ihre neueste Zerstreuung.

„Mit wem unterhältst du dich eigentlich in der Zeichensprache?“, wechselte Janis schließlich das Thema. Sie zeigte auf ihn und Rodur. „Nein, ich meine, abgesehen von uns.“

Niemand.

„Warum hast du sie dann erfunden?“, hakte Janis nach.

„Mach dich nicht lächerlich, Sajin! Sie hat sich diese Sprache nicht selbst ausgedacht“, widersprach Rodur.

Ich. Erfunden. Sprache. entgegnete Sara. Janis überraschte das nicht, sie hatte in den letzten Tagen schon oft bewiesen, dass ihr Geist von ungewöhnlicher Klarheit war. Sie hatte einhundert Herzschläge benötigt, um das *Nimm-Spiel* perfekt zu beherrschen. Wenn Janis irgendjemanden kannte, der imstande wäre, eine eigene Sprache zu erfinden, dann Sara! Er hielt sich selbst für recht klug, aber sie übertraf ihn und vermutlich auch jeden anderen auf dieser Burg deutlich. Ihre Gedanken waren schnell wie der Wind bei Sturm und scharf wie ein frisch geschliffenes Schwert. Janis konnte sich nur schwer ausmalen, was wohl eines Tages aus ihr geworden wäre, wenn sie nicht ihre Zunge verloren hätte. So allerdings wurde sie nur von den wenigsten verstanden und von den meisten schnell wieder vergessen.

Nein. Sprechen. Führen-zu. Nein. Denken. - Nein. Denken. Führen-zu. Dumm. - Ohne. Zunge. Können. Sprechen. Nur. Mit. Händen.

„Wer nicht spricht, denkt nicht. Wer nicht denkt, wird dumm. Ohne Zunge kann man nur mit den Händen sprechen“, übersetzte Rodur Saras Antwort auf Janis' Frage. „Und deswegen hast du dir nebenbei eine Zeichensprache ausgedacht?“ *Ja.*

„Wie lange hast du dafür gebraucht?“, lenkte Janis das Gespräch in die richtige Richtung und bekam sofort ein schlechtes Gewissen als er bemerkte, wie das Violett ihrer Augen in ein Dunkelblau umschlug. *Ich. Nein. Wissen. - Vielleicht. Drei. Monde.*

„Wie lange ist das her?“, fragte Rodur, und Janis war ihm dankbar dafür, dass er von ihrem Stimmungswechsel nichts mitbekommen hatte. Er selbst hätte es jetzt nicht übers Herz gebracht, Sara weiter auszufragen.

Sie zögerte kurz. Dann schrieben ihre Hände weitere Worte in die Luft: *Ich. Erzählen werden. Alles.*

Sara war im östlichen Rietland geboren worden. Sie hatte eine zumeist ruhige Kindheit, verbrachte viel Zeit mit den Andori, aber auch mit Händlern der Schildzwerge und beherrschte schon mit fünf Jahren nicht nur die Gemeine und die Zwergensprache, sondern auch Teile der alten Sprache Andors und sogar der fast vergessenen Barbarensprache, denn ihr Vater kam aus dem Osten. Sie wuchs im Schoß ihrer Familie heran und wusste zu schätzen, was sie hatte, auch wenn der Alltag ihr oft zu eintönig wurde. Bis eines Tages die Krahder kamen. Saras Eltern wurden vor ihren Augen ermordet, sie selbst verschleppt. Noch auf dem Weg durchs Gebirge lehnte sie sich mehrfach gegen die Krahder auf, weshalb sie in die Winterburg gesperrt wurde. Hier kam sie durch Zufall in den gleichen Raum wie ein großer Krieger namens Orfen, der sich allerdings einer ungleich härteren Tortur zu stellen hatte als sie. Von einigen Schlägen und anderen schmerzhaften Martern ohne bleibende Schäden waren Kälte, Hunger und Dunkelheit ihre größte Qual. Sie sah mit an, was mit Orfen geschah und blieb deswegen lieber still, solange Diener der Krahder in der Nähe waren. Doch nachdem sie fort waren spendete sie dem Wolfskrieger mit ihren Worten Trost und Ablenkung.

Immer wieder kam ein Skelett herunter, das anders war als die anderen, nicht seelenlos, sondern böseartig, mit einer goldenen Krone auf dem Kopf. Der Bleiche König. Die Reste seines alten Verstandes begriffen wohl irgendwie, in welcher Weise Sara Orfen Linderung verschaffte, also trat er eines Tages zu ihr und riss ihr die Zunge aus. Kurz darauf wurde Sara in ein anderes Verlies geworfen und dort fast vergessen. Ab und an kam ein Skelett und stopfte ihr ohne Mitleid irgendwelche halb verschimmelte Nahrung oder brackiges Wasser in den wunden Mund. Die meiste Zeit jedoch lag sie kraftlos da, eingehüllt in einen Mantel aus Schmerz und Dunkelheit und froh über jede Ablenkung. Dort, in ihrem eisigen Kerker, erdachte sie sich eine Sprache, die sie auch ohne Zunge sprechen konnte, nicht in der Hoffnung auf ein Leben außerhalb der blutgetränkten Mauern, sondern einfach, um nicht wahnsinnig zu werden. Acht Tage benötigte sie, um den wichtigsten Wörtern systematisch eine Gebärde zuzuschreiben, ein Vierteljahr, um ihr Sprache fließend benutzen zu können. Irgendwann kam der Tross der Andori und befreite sie. Seit dem Tod ihrer Eltern hatte Sara niemanden mehr, doch Orfen erkannte sie wieder und nahm sie später mit auf die Rietburg. Hier wurde sie gewissermaßen die persönliche Dienerin des Wolfskriegers, wegen ihrer gemeinsamen Zeit in der Winterburg, vor allem aber, weil sie die Geheimnisse ihres Statthalters auch versehentlich nicht ausplaudern konnte.

Die in die Luft gemalte Erzählung konnten das Grauen, das Sara erfahren haben musste, nur in Ansätzen wiedergeben. Sie hatte viele Worte verwendet, die sie ihre Freunde noch nicht gelehrt hatte, und einiges war mit Zeichen, ja nicht einmal mit Worten auszudrücken. Das meiste musste Janis sich dazudenken, doch das fiel ihm nicht allzu schwer. Er wusste, welches Glück er gehabt hatte, dass er nicht auch verschleppt worden war. Rodur war in der Sklaverei aufgewachsen, Sara war in der Gefangenschaft ihre Zunge herausgerissen worden und er selbst? Aber er hatte etwas verloren, gegen das er seine Zunge liebend gerne eingetauscht hätte. Doch für das Leben seiner Mutter wurde ein weitaus höherer Preis verlangt. Einen Preis, den er bezahlen würde, so sehr es auch schmerzte.

Du hast mich nicht verloren, Janis. In deinem Inneren werde ich weiterleben, durch deine Worte und deine Taten wird mein Andenken in die Welt getragen. Man ist nicht wirklich tot, solange sich jemand an einen erinnert.

Aber ich will keine Erinnerung. Ich will dich! Und ich werde dich bekommen, koste es, was es wolle!

Eigentlich hätte Janis sich freuen müssen, schließlich hatte er sich mit jemandem mit direktem Kontakt zum Statthalter angefreundet, er hatte eine Möglichkeit gefunden, die Stumme zum sprechen zu bringen. Er könnte von allem erfahren, was Orfen plante, eine bessere Möglichkeit, diese Burg zu verraten, gab es nicht. Aber diese Gewissheit machte ihn auch nicht glücklich und Saras Bericht hatte ihn zu tief getroffen, als dass er sich jetzt hätte freuen können. Er musste erst verdauen, was er erfahren hatte.

„Der Statthalter hat wohl nicht darüber nachgedacht, dass du seine Geheimnisse auch aufschreiben könntest. Du kannst doch schreiben, oder?“, fragte er, bemüht, sie von ihrer Geschichte abzulenken. Sara zögerte kurz, dann nickte sie. *Aber. Ich. Vertrauenswürdig.*

„Wer hat dir das Schreiben beigebracht?“, wollte Rodur wissen. Sie gab die Antwort, die Janis erwartet hatte. *Ich.*

Während Rodur noch nach passenden Worten suchte, wechselte Sara bereits das Thema. *Wir. Brauchen. Namen.* „Ich bin mit meinem Namen ganz zufrieden“, merkte Rodur begriffsstutzig an.

„Sie meint in ihrer Sprache“, erklärte Janis. So nützlich Saras Gebärdensprache auch war, eine Möglichkeit, Laute abzubilden, gab es nicht.

Sara machte ein seltsames Zeichen, das besonders lang und kompliziert war, eine Verschmelzung aus drei anderen. *Burg-In-Gold.* „Ist das dein Zeichen für die Rietburg?“

Sie nickte. Dann zeigte sie auf Rodur. *Sohn-Von-Feuer.* Rodur blinzelte. „Ist das mein neuer Name?“ *Nur. Wenn. Wollen.* „Ich komme aus dem feurigen Krahd. Ich habe dort in einer Schmiede gearbeitet, ich habe hier in einer Schmiede gearbeitet. Ich denke, der Name ist gut.“

Sara wartete ab, ob er noch etwas hinzufügen wollte, dann deutete sie auf Janis. *Kind-Von-Fluss.* „Woher... Ich habe kaum über meine Vergangenheit gesprochen. Wie kommst du auf diesen Namen?“ Sie lächelte nur. *Kind-Von-Fluss. Neu. Name. Als-Frage-Gemeint.* gebärdete sie. „Ja! Ja, das ist ... mein neuer Name. Ein guter Name.“

Sie zeigte auf sich selbst. *Mädchen-Ohne-Worte.* „Nein!“, protestierte Janis. „Du verstehst die Gemeine Sprache, die Zwergensprache und noch mehr, außerdem deine Zeichen, das sind mehr Worte als die meisten anderen kennen.“ *Mädchen-Mit-Bunt-Augen.* gebärdete er. „Das ist mein Vorschlag!“ Sara lächelte, doch ihre Augen waren noch immer tiefblau. *Mädchen-Ohne-Worte.* beharrte sie fest auf ihrer Wahl und es gelang Janis nicht, sie umzustimmen.

Sonnenhoch, 37. Herbsttag 76 a.Z.

Großer Saal der Rietburg, Andor

Der nächste Tag rückte viel zu schnell an und mit ihm eine Schar aus feisten Bauern und ihren Mägden und Knechten. Sie kamen nicht sofort zum Thronsaal und Janis hatte die Zeit genutzt, um mit einigen dieser Knechte zu sprechen. Im Gegensatz zu ihren Arbeitgebern würden sie von der Reform profitieren und waren dementsprechend aufgeschlossen. Janis hatte unauffällig mit ihnen geplaudert und schon bald von Geheimnissen erfahren, die seine Erwartungen noch übertrafen. Schließlich hatte er die große Halle betreten und sich auf einen Stuhl direkt neben den Thron gesetzt. Sara war nicht hier und auch sonst war die Halle verlassen. Janis wartete.

Fast eine Stunde nach ihrer Ankunft kamen sie schließlich, sieben Großbauern Andors. Es waren die wohlhabendsten, mächtigsten und einflussreichsten und dementsprechend auch diejenigen, die am wenigsten Interesse an einer Neuverteilung des Bodens hatten.

„Wo ist Orfen?“, polterte der fettleibigste von allen, ein Mann mit aufgedunsenem Gesicht, der das Klischee des unsympathischen Großgrundbesitzers geradezu vorbildlich erfüllte. Natürlich gehörte ihm der Grund nicht tatsächlich, alles Land in Andor war offiziell der Besitz der Krone, momentan also in Verwaltung Orfens. Doch diese Bauern hatten das größte Lehen und durften die meisten Felder bearbeiten; sie hatten die größten Äcker, das meiste Vieh und das wenigste Mitgefühl von allen. Das Land, über das sie – noch – verfügen konnten war zu groß, um allein von ihnen oder ihrer Familie bearbeitet werden zu können. Sie beherbergten und versorgten Knechte, die die Arbeit für sie übernahmen und dafür entlohnt wurden. Da es allerdings mehr als genug potentielle Knechte gab, mussten diese sich zumeist mit einem Hungerlohn abpeisen lassen.

„Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, dass *ich* spreche“, äußerte einer der anderen höflich. Ein schlanker Andori von etwa vierzig Sommern trat vor und musterte Janis skeptisch. Sogar dem hellbraunen Schnurrbart, der sich wie eine fette Made auf der Oberlippe des Großbauern wand, gelang es nicht, die Attraktivität des sonnengebräunten Mannes gänzlich zu zerstören. Seine Kleidung ähnelte denen der Knechte, mit denen Janis gesprochen hatte, doch dem aufmerksamen Beobachter entging nicht, dass die Gewänder trotz ihrer gedeckten Farben maßgeschneidert und zu fein für einen einfachen Arbeiter waren. „Könntest du bitte nachfragen, ob der Statthalter bereit ist, Sadam und den anderen Großbauern eine Audienz zu gewähren?“

Natürlich hatte Janis schon von ihm gehört. Sadam, der Aufsteiger. Klug, charmant, gutaussehend und ehrgeizig, mit einem großen Herzen und noch größeren Ambitionen. Im Gegensatz zu den anderen Großbauern hatte er nicht den Großteil seiner Lehen geerbt, sondern sich tatsächlich von unten hochgearbeitet, in dieser Hinsicht war es ein kluger Schritt, ihn vorzuschicken. Allerdings war Sadam nicht so skrupellos wie die anderen, in der Vergangenheit hatten sie mehrfach Konflikte mit ihm gehabt. Aus diesem Grund war Janis davon ausgegangen, dass die sechs übrigen Großbauern den Aufsteiger so wenig wie möglich miteinbeziehen würden. Wieso hatten die Knechte ihm so vieles verraten, aber nicht das?

„Der Statthalter kann seine Zeit nicht damit verplempern, sich irgendwelche Beschwerden anzuhören“, antwortete Janis kalt. „Der Vorschlag einer Bodenreform kam von mir und ich werde mit Euch darüber sprechen.“

Die Großbauern tauschten erstaunte Blicke aus, die vermutlich vor allem seinem geringen Alter galten. Eine hagere Alte mit grauen Locken, die einzige weibliche Person im Raum, meldete sich zu Wort: „Soll das heißen, dass der Vorschlag wirklich ernst gemeint ist? Dass es nicht nur darum ging, leichtgläubige Kämpfer zu gewinnen, sondern dass der Boden tatsächlich neu verteilt wird?“

„Kara, bitte!“, stöhnte Sadam. „Ihr habt mich vorgeschickt, jetzt lasst mich das Gespräch auch führen.“ Dann wandte er sich mit einem entschuldigenden Lächeln an Janis. „Wir wollten uns vergewissern, dass tatsächlich die Absicht besteht, diese fragwürdige Idee umzusetzen, obwohl dadurch in Zukunft mit erheblichen Problemen zu rechnen ist.“

„Wir werden das Land verteilen, genau wie angekündigt. Es ist notwendig, um die nächste Krise zu überstehen, mit den Problemen, die daraus folgen mögen, werden wir auch fertig.“

„Der Plan lautet, Lehen zu enteignen, die in langen Mühen erarbeitet wurden. Das ist schwerlich als gerecht zu bezeichnen.“ Hätte jemand anderes als Sadam vor Janis gestanden, er hätte einfach darauf hingewiesen, dass das meiste vererbt worden war. Er hätte auch erwähnt, dass die Großbauern sich nach dem Raubzug der Krahder das Land der Verschleppten einfach unter den Nagel gerissen hatten, dass sie die Not derjenigen, die ihre Felder nicht bewirtschaften konnten, weil Angehörige entweder in den Fängen der Krahder oder auf dem Befreiungszug durchs Gebirge waren, gnadenlos ausgenutzt hatten. Er hätte angeführt, zu welchen schlechten Bedingungen die Knechte und Mägde zu leben hatten und dass eine Neuaufteilung dementsprechend deutlich gerechter war als das, was aktuell der Fall war. Doch Sadam hatte seinen Besitz durch harte Arbeit gewonnen, hatte das Land der kleinen Bauern, die nicht in Andor waren, sogar verteidigt und entlohnte seine Diener gut, womit er - zum Verdruss der anderen Großbauern - das Einkommen, welches Knechte verlangten, in die Höhe trieb.

„Es ist notwendig, um Andor vor dem Untergang zu bewahren“, antwortete Janis schließlich.

„Aber ein großes Stück Land lässt sich deutlich leichter und ertragreicher einheitlich bewirtschaften, als wenn es in kleine Felder zerstückelt wird. Zudem ist es möglich, dass perspektivlose Menschen erst nach der überstandenen Gefahr nach Andor strömen und wir dieser Belastung nicht gewachsen sind. Und außerdem: Was hat eine Familie ohne Zugtiere und Gerätschaften von einem kleinen Feld? Das Land wird nur brachliegen und eine Hungersnot jagt die nächste. Die Bodenreform ist vollkommen unrealistisch.“

Janis nahm die Probleme gelassen hin. Mit all diesen Einwänden hatte er gerechnet, auch wenn seine eigenen Argumente mit Sadam als Redner nicht funktionierten. „Ich kann mich nur wiederholen: Es ist notwendig! Das Überleben Andors hängt davon ab, dass wir genügend Verteidiger haben. Und die Menschen sind nur dann bereit, ihr Leben zu riskieren, wenn sie auch etwas haben, für das es sich zu kämpfen lohnt. Die Reform ist unabdingbar!“

„Unsere Hilfe ist es auch!“, keifte die Alte. „Auf unser Getreide und unser Saatgut ist Andor angewiesen. Ihr könnt es nicht wagen, es euch mit uns zu verschmerzen, wir kontrollieren drei Viertel der hiesigen Nahrungsproduktion.“

„Kara!“, rief Sadam scharf. „Wir hatten uns geeinigt, niemanden zu erpressen. Außerdem rede ich!“

Janis spielte seinen größten Trumpf aus. „Wo wir gerade von Saatgut sprechen, ich habe gehört, dass von den Großbauern der Befehl ausging, besonderes ... Saatgut zu sammeln. Von Ackerwicke.“

Sadam wirkte ahnungslos, doch die übrigen sahen sich erschrocken an. „Ackerwicke ist essbar. Die Samen sind fast wie Linsen!“, erklärte Kara schnell.

„Auch von Giersch“, ergänzte Janis.

„Du sprichst von Geißfuß? Ebenfalls essbar! Außerdem ein wunderbares Mittel gegen Gicht und Rheuma, ich muss es wissen.“

„Dann noch von Ackerdistel.“

„Hilft gegen Beschwerden von Leber und Darm.“

„Und Quecke!“, fuhr Janis unbarmherzig fort. Auch wenn diese Pflanze theoretisch ebenfalls essbar war versuchte Kara nicht mehr, sich zu rechtfertigen. Alle Pflanzen, die Janis aufgezählt hatte, waren üble Unkräuter, die den Ertrag eines Feldes stark verminderten und nur schwer wieder loszuwerden waren, die Quecke war das schlimmste von allen.

Bei jeder Pflanze, die Janis aufgezählt hatte, hatte sich Sadams Gesicht weiter verfinstert, die Reaktionen der anderen sprach Bände. Jetzt brach es aus ihm hervor: „Pfui! So etwas hätte ich nicht einmal Euch zugetraut! Ihr dürft diese Verhandlung in Zukunft ohne mich führen!“ Mit diesen Worten stürmte er zur Tür und verließ den Thronsaal.

„Warum nehmt Ihr nicht einfach Salz, um Eure Felder zu schädigen?“, rief Janis, nachdem er verschwunden war. „Sagt nichts, ich kann es mir denken: Salz ist teuer, und diese Unkräuter wird man unter großen Mühen schneller wieder los. Für kleine Bauern rentiert sich das nicht, aber wenn man genug Ressourcen hat, dann ist das langfristig eine gute Investition. Ihr wolltet das Land, das außer Euch niemand bewirtschaften kann, billig wieder aufkaufen und so direkt wieder an Euch raffen, habe ich recht?“ Die betretenen Gesichter waren ihm Antwort genug. „Dieser Plan hätte tatsächlich zu einer Hungersnot geführt, aber die betrifft Euch ja nicht, sondern nur irgendwelchen armen Schlucker. Den Preis kann man getrost in Kauf nehmen.“ Er schüttelte verächtlich den Kopf. „Das, was Ihr vorhattet, grenzt an Hochverrat! Und ich denke, Ihr wisst, was die Strafe für Hochverrat ist? Besser, Ihr liefert uns die Nahrung die wir brauchen und vergesst Eure Bedenken wegen der Reform, dann vergisst der Statthalter vielleicht, was Ihr vorhattet. Wenn Ihr nicht tut, was ich verlange: Euer Land kann auch gerne jetzt schon aufgeteilt werden. Tote beschwerten sich darüber nur selten. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?“

Die Großbauern knickten ein. Ihre Gesichter waren hasserfüllt, aber sie waren machtlos. Wutschnaubend stimmten sie der Bodenreform zu und verließen die Halle.

Janis blickte ihnen sinnierend nach. In einem hatte Sadam recht gehabt: Die Reform war in ihrer jetzigen Form tatsächlich unrealistisch. Sara und jetzt auch Sadam hatten bereits viele Punkte genannt, die einer weiteren Klärung bedurften: Nicht nur der Boden, auch Gerätschaften und Nutztiere mussten umverteilt werden, um das Land zu bewirtschaften. Und die neuen Bauern mussten die Möglichkeit bekommen, ihre Felder auch gemeinschaftlich zu bestellen, wenn es alleine zu aufwändig würde. Aber mit einigen Anpassungen könnte die Bodenreform tatsächlich ein großer Erfolg werden. Doch so weit würde es ja ohnehin nicht kommen. Dass der Statthalter die Großbauern für das, was Janis als Hochverrat bezeichnet hatte, würde hinrichten lassen, waren leere Worte gewesen. Genauso, wie auch seine Idee der Bodenreform nur leere Worte waren. Die Rietburg musste schon lange vorher fallen.



q – Der Herr der Schatten

Später Vormittag, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Taverne Zum Rostigen Anker in Nordgard, Hadria

Eingezwängt zwischen einem großen Steinhaus auf der einen und einer steilen Felswand auf der anderen Seite hockte die Taverne *Zum Rostigen Anker* wie ein Hase in der Kuhle. Ihr schräges Dach war von Bergen aus Schnee bedeckt und beugte sich bedenklich nach unten. Über der Tür hing ein Anker an einer Metallstange, die beiden Ketten, mit denen er befestigt war, vom Frost steifgefroren. Zwischen ihren Enden glitzerten einige Eiszapfen im grauen Licht aus den Wolken. Der Anker selbst dagegen glitzerte nicht, das Metall war braun von Rost und Dreck, genauso braun wie die verschmutzte Wand des Hauses aus Stein und Fachwerk. Der *Rostige Anker* machte seinem Namen alle Ehre, wollte man seinen äußeren Eindruck freundlich beschreiben, man hätte wohl zu dem Wort *schmuddelig* gegriffen. Die meisten Einwohner Nordgards betrachteten die Spelunke allerdings eher als *heruntergekommen* oder gar als einen *Schandfleck für ihre Stadt*. Die Gäste dachten in der Regel gar nicht, weil sie zu sehr unter Einfluss starker alkoholischer Getränke oder weniger gesunder Substanzen standen.

Die dünne Holztür hing nur noch an einem Scharnier, noch verrosteter als der Anker draußen. Es quietschte protestierend, als die Tür mit einem lauten Knall aufgeschlagen wurde. Einige Schneeflocken wirbelten herein, dicht gefolgt von zwei Gestalten in schwarzer Robe. Die meisten der wenigen Gäste schreckten aus ihrem Schlaf auf, diejenigen, die ihre Sinne noch beisammenhatten und die ungewöhnlichen Besucher erkannten, versuchten eilig, möglichst unverdächtig auszusehen, so, als hätten sie nur wegen ihres Rausches geschlafen und nicht auch deswegen, weil sie das Geld für die berausenden Mittel in der Nacht davor mit Arbeiten hatten verdienen müssen, die besser im Schutze der Nacht ausgeführt wurden.

Hinter dem Tresen saß ein Zwerg auf einem dreibeinigen Hocker, der nur unwesentlich kleiner war als er selbst. Wegen seiner gedrungenen Gestalt, vor allem aber wegen seines haarlosen Schädels, der riesigen, vorstehenden Glupschaugen und des breiten Mauls, sah er

einer Kröte ähnlicher als so manches Amphib. Beim lauten Geräusch blickte er auf und starrte seine Gäste an. Als er die erste Person erkannte, riss er überrascht Mund und Augen auf. „Souveränin!“, hauchte er.

Eara ließ ihren Blick über den kargen Raum streifen, über den festgestampften und halb gefrorenen Lehm Boden, über die ebenso zwielichtigen wie benebelten Stammgäste, über das in die Wand geritzte Rätsel – *Was wirft man weg, wenn man es braucht, und holt man zurück, wenn man es nicht mehr braucht?* - und schließlich auch über den Gastwirt. „Sei begrüßt! Ich möchte zwei Zimmer, zwei Schüsseln Suppe und eine Auskunft, in dieser Reihenfolge.“

„Ich bin Frosch. Sehr erfreut, Euch kennenzulernen“, beeilte der Wirt sich zu sagen, dann sprang er von seinem Hocker, was dazu führte, dass sein Kopf unterhalb des Tisches verschwand. Frosch erschien seitlich des Tresens und lief ohne Zögern zu einer labilen Holztreppe, die er hastig emporstieg. Im oberen Stockwerk gab es nur zwei Türen, die vom Flur abzweigten. Frosch öffnete die erste und präsentierte ein winziges Zimmer, in das sich gleich vier Schlafstellen zwängten.

„Was macht ein Zwerg hier in Hadria, so weit entfernt von seiner heimatlichen Mine?“, fragte Eara.

„Ich dachte, erst die Zimmer und dann die Auskunft!“, gab Frosch unwirsch zurück, während er die Decken alle auf einen großen Haufen legte, erklärte dann jedoch: „Sagen wir einfach, ich habe mir in meiner Heimat nicht nur Freunde gemacht und empfinde die kalte Luft hier im Norden als äußerst gesund.“ Er verließ die Kammer und öffnete auch die andere Tür. Hier gab es nur zwei Deckenhaufen, allerdings auch einen halbvollen Rucksack. Frosch warf ihn kurzerhand durchs Fenster nach draußen.

„Gehörte der nicht jemandem?“, fragte Earas Begleiter vorsichtig.

„Im Schnee landet er weich. Außerdem wird der Besitzer es gerade vermutlich möglichst eilig haben, den Ort zu verlassen, an dem die Souveränin sich aufhält.“ Plötzlich erstarrte er. „Mortol?“, fragte er ungläubig und betrachtete den dicken Magier zum ersten Mal wirklich. „Dass du es noch wagst, dich hier blicken zu lassen, nach allem, was geschehen ist!“, rief er hasserfüllt.

„Bitte, Frosch, ich schwöre, ich hatte nichts damit zu tun!“, entgegnete Mortol verzweifelt, doch Frosch hörte ihm gar nicht zu.

„Du bist ein mieser Verräter! Wir hätten niemals einem Zauberer unsere Geheimnisse anvertrauen sollen! Du warst schon immer Teil der Eliten, das konnte auf Dauer ja nicht gutgehen. Doch du wirst noch für deine Taten bezahlen, irgendwann ...“ Er wurde von dunklen Schlieren unterbrochen, die sich fest auf seinen Mund pressten und jeden Ton seines Redeschwalls verschluckten.

„Unsere Zimmer haben wir gezeigt bekommen, nun hätte ich gerne die Suppe. Und ich fürchte, es wird doch nicht bei nur einer einzigen Auskunft bleiben.“

Als Eara und Mortol wieder nach unten kamen, war der Schankraum wie leergefegt, alle Gäste waren angesichts des hohen Besuches verschwunden. Frosch folgte ihnen schweigend. Immer wieder warf er Mortol, dem sichtlich unbehaglich zumute war, finstere Blicke zu, aber mehr wagte er in Earas Anwesenheit nicht zu tun.

Das Portal hatte sie in Nordhom ausgespuckt, einem Weiler unweit von Nordgard. Von dort hatte Mortol Eara direkt zum *Rostigen Anker* geführt, wo er die schnellsten

Verbindungen zum hadrischen Schwarzmarkt vermutete. Nur, dass Frosch anscheinend etwas gegen den alten Bekannten hatte...

Vor Eara und Mortol wurden zwei Schüsseln mit zweifelhaftem schleimigen Inhalt auf den Tisch geknallt und Frosch setzte sich ihnen gegenüber. Schweigend betrachtete er seine Besucher mit seinen riesigen Augen. Mortol begutachtete einen schwabbeligen Klumpen auf seinem zitternden Holzlöffel. „Was ist das?“, fragte er vorsichtig.

„Fleisch!“

„Aber was für Fleisch?“

„Fleisch!“ Frosch bedachte den Magier mit einem unfreundlichen Blick. „Iss oder kipp es weg, aber behellige mich nicht mit Fragen. Wenn deine Begleitung nicht wäre, du würdest sofort die Fliege machen.“

Eara verdrängte den Gedanken daran, was Frösche in der Regel mit Fliegen taten. „Was hast du gegen ihn, Frosch? Was hat er deiner Meinung nach getan?“, fragte Eara.

Da der Wirt nicht darauf einging, übernahm Mortol diese Aufgabe selbst. „Er denkt, ich hätte bei der Razzia mitgewirkt.“

„Was für eine Razzia?“

Jetzt antwortete Frosch doch: „Tut doch nicht so scheinheilig! Ihr habt sie doch selbst angeordnet!“ Er zögerte. „Zumindest kam diese Razzia schon in der ersten Nacht nach Eurer Ankunft in Hadria. Fast die gesamte Zauberschaft des Feuers, unter Führung von dieser Nukia, hat gezielt den Rauschgifthandel dieser Stadt angegriffen, unzählige wurden verhaftet, die Drogen vollständig konfisziert und vernichtet. Und ich weiß, woher die Zauberer die Möglichkeit hatten, die Händler so gezielt zu finden.“

Mortol vergrub sein Gesicht in den Händen. „Bitte, Frosch! Ich war vielleicht unvorsichtig, ich habe womöglich geplaudert, aber nicht mit der Absicht oder auch nur dem Verdacht, dass diese Informationen gegen euch verwendet werden könnten.“

„Das macht es nicht besser!“, erwiderte Frosch giftig, um nach einem schnellen Seitenblick zu Eara hinzuzufügen: „Im Übrigen weiß ich nicht, warum du von *uns* sprichst. Ich habe selbstverständlich nichts mit dem Ganzen zu tun! Nur einige meiner Bekannten waren darin verstrickt, aber ich würde niemals etwas Illegales tun.“

„Gib dir keine Mühe, Frosch! Ich weiß, dass du zwar keine verbotenen Drogen verkaufst, dafür aber Schmuggel- und Diebesgut in beträchtlichen Mengen.“

„Sagen wir, ich bin ein Händler, der seine Möglichkeiten zu nutzen weiß und nicht fragt, woher oder wohin seine Waren kommen und gehen“, wick Frosch aus. Seine Blicke spießten Mortol förmlich auf.

„Ja, das hat mir tatsächlich Mortol verraten. Aber ich bin nicht hier, um gegen dich vorzugehen. Es ist nicht nötig, dass einige Zauberer den Boden hinter der Theke genauer untersuchen, wenn du mir hilfst, an die Informationen zu gelangen, die ich brauche.“

„Um andere Teile des Schwarzmarktes auch noch zu beseitigen?“ Bei diesen Worten starrte Frosch noch immer unentwegt Mortol an, der seine unangetastete Suppe mit einem besonders heftigen Zittern plötzlich umstieß.

„Nein! Ich hatte mit der Razzia nicht das Geringste zu tun und ich hege auch nicht die Absicht, den *Händlern* des Schwarzmarktes in irgendeiner Weise zu schaden. Ich muss nur wissen, an wen in letzter Zeit Forinkäfergift verkauft wurde, sobald ich das erfahren habe, ziehe ich ab und überlasse dieses Lokal wieder seiner Kundschaft und seinem Wirt. Wenn du selbst etwas weißt, dann bin ich gleich wieder weg, wenn nicht hilfst du mir, etwas herauszufinden.“

Jetzt erst richteten sich die gewaltigen Augen des Zwergs auf Eara. „Nein, Souveränin. Über Forinkäfergift weiß ich nichts, das ist für mich zu selten, zu kostbar, zu gefährlich und zu verboten. Und ich kann auch nichts darüber herausfinden. War es das?“

Eara lächelte. „Du kannst nichts darüber herausfinden, sagst du? Dafür kann ich einiges über die Dinge herausfinden, die du hier lagerst.“

Frosch verzog seinen großen Mund. „Vielleicht ..“, murmelte er. „Möglicherweise kann ich etwas herausfinden. Oder ich kann Euch zumindest zu jemandem bringen, der etwas weiß. Aber alles hat seinen Preis ...“

Eara streichelte sanft den Ebenholzstab, der neben ihr am Tisch lehnte. „Deine Belohnung ist, dass ich vergesse, was Mortol mir erzählt hat. Was die andere Person angeht... für sie findet sich gewiss auch etwas. Können wir gleich los?“

„Geduld!“, beschwichtigte Frosch. „Es ist ein langer und schwieriger Prozess, zu ihm vorgelassen zu werden. Auch ich habe den Herrn der Schatten noch nie zu Gesicht bekommen. Aber er ist der Meister des Schwarzmarktes und man munkelt, er wisse alles, was in seinem Reich vor sich geht. Wenn Ihr Euch mit ihm einigen könnt, dann wird er all Eure Fragen beantworten. Aber ich rate Euch davon ab ... es wäre ein Pakt mit der Finsternis selbst.“

Eara nahm Froschs letzten verzweifelten Versuch, sie von ihrem Plan abzubringen, gelassen hin. „Einen solchen Pakt bin ich schon vor langer Zeit eingegangen. Er nennt sich Herr der Schatten, sagst du? Der Meister des Schwarzmarktes wird noch früh genug erfahren, wem die Dunkelheit wirklich gehorcht!“

Abenddämmerung, 28. Herbsttag 76 a.Z.

Oktron in Nordgard, Hadria

Im Zentrum Nordgards erhob sich das Oktron, ein gewaltiger, achteckiger Kuppelbau von vierzig Schritt Durchmesser. Die acht tragenden Säulen an den Seitenwänden waren aus riesigen Steinquadern errichtet, nur so war gewährleistet, dass sie nicht nur das steinerne Dach, sondern auch die gigantischen Schneemassen tragen konnten. In der Mitte der Kuppel befand sich eine acht Schritt große, achteckige Öffnung, was ihren Bau enorm erschwert hatte und das Ergebnis zu einem wahren Kunstwerk werden ließ. Die Feste von Yra war monumental, mit dicken Mauern, die das Gewicht der vielen Türme und Jahrhunderte trugen. Das Oktron dagegen war erst viele Jahre später und mit dem vollständigen Wissen der damaligen Architektur errichtet worden, nur wenige tragende Streben hatten alle Last zu schultern und durchzogen die Wände wie ein Gerippe. Dadurch war es den Architekten möglich gewesen, dem riesigen Bauwerk trotz seiner Größe einen eleganten, luftigen Stil zu verschaffen. Das Oktron war ein Monument der Kunstfertigkeit ... und der Zauberer des Feuers, die es errichtet hatten. Die Kuppelmitte befand sich vierzig Schritt über dem marmornen Boden der kolossalen Innenhalle. Lediglich die Wände stützten das Kuppeldach, die einzige Säule im Raum befand sich genau in der Mitte und bestand aus reinem Feuer. Sie reichte bis durch die Öffnung im Dach und wärmte und beleuchtete den ganzen Tempel. Dieses Feuer wurde gespeist von leicht entzündlichen Gasen aus dem Inneren Hadrias, von komplexer Technik und von Dunkler Magie.

Einige Zauberer des Feuers geleiteten sie durch die Kellergewölbe, obwohl Mortol sich auch ohne sie zurechtgefunden hätte. Eara und Mortol suchten eine Zauberin auf, die vielleicht auch etwas über den Schwarzmarkt wusste.

Nukia war eine junge Frau mit hellblondem, fast weißem, Haar. Sie war eine mächtige Magierin und hatte ihre Macht und ihr politisches Geschick schon früh bewiesen. Sie saß allein deshalb noch nicht im Rat der Hohen, da sie nach dem Ordenskrieg, als die verstorbenen Zauberer ersetzt wurden, für zu jung gehalten wurde und seitdem noch keiner der Hohen Zauberer gestorben war.

„Mortol! Und Eara, die ehemalige Souveränin!“, rief sie bei ihrem Eintreffen und blickte von einer goldenen Schale auf, in der sich eine silbrige Flüssigkeit kräuselte. Ihr helles Haar bildete einen scharfen Kontrast zu ihrer schwarzen Robe.

„Die Neuigkeiten verbreiten sich schnell, wie ich sehe“, erwiderte Eara.

Die Zauberin des Feuers zeigte lächelnd auf die goldene Schale vor sich auf dem Tisch. „Damit halten wir Verbindung zu den Hohen Zauberern. Ich und Sargan, wir nehmen die Befehle der Hohen Zauberer, insbesondere der Obersten Variah, entgegen. Wisst Ihr nichts darüber? Immerhin war Mortol für die Schale zuständig, als er noch in Yra weilte.“

Der Erwähnte umklammerte einen kleinen Beutel über seiner Brust. „Nukia, du weißt, weshalb ich hier bin!“, presste er heraus und Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn.

Die Zauberin beachtete ihn nicht. „Ich bin überrascht, dass Ihr Euch ausgerechnet im *Rostigen Anker* einquartiert habt. Hier im Oktron wäre noch ausreichend Platz gewesen, und auch der *Goldene Krug* wäre eine deutlich bessere Wahl. Gibt es einen Grund für Eure Entscheidung?“

„Ja!“, antwortete Eara. „Den gleichen wie für unseren Besuch bei dir. Wir möchten etwas herausfinden, was mit dem Schwarzmarkt in Verbindung steht.“

„Das ist übrigens nicht der einzige Grund, warum wir hier sind!“, fügte Mortol gequält hinzu.

Nukia musterte ihn, dann wandte sie sich wieder Eara zu. „Ihr wäret überrascht, wie viele Verbindungen es auch im *Goldenen Krug* gab. Die, die den *Rostigen Anker* aufsuchen, sind nur unbedeutende Kleinkriminelle, die interessierten mich nicht.“

„Nukia!“, schrie Mortol und zitterte dabei am ganzen Leib.

Sie schenkte dem Zauberer ein strahlendes Lächeln. „Sag doch einfach, dass du auf Nachschub an Aschenbaumharz hoffst.“ Genüsslich langsam holte sie einen murmelgroßen goldbraunen Klumpen aus einem Fach ihres Tisches. „Du weißt ja, dass ich nur deinetwegen nicht alle Vorräte vernichten ließ. Was wir haben, sollte für den Rest deines Lebens genügen, doch du musst aufpassen, es nicht zu *verschwenden*. Du weißt, wie kostbar es ist, besonders für dich. Aber ich bin zuversichtlich, dass du dich des zusätzlichen Aufwandes meinerseits als würdig erweisen wirst.“ Sie warf Mortol einen scharfen Blick und den Klumpen zu. Der fing ihn gierig auf und sah Eara entschuldigend an. „Ich hoffe, Ihr entschuldigt mich, aber das hier duldet keinen weiteren Aufschub.“

Die *ehemalige* Souveränin hatte sein Zittern und die anderen Anzeichen seines Entzugs schon bemerkt und winkte ihn gnädig aus dem Raum. „Du magst ihn nicht sonderlich, oder Nukia?“, fragte sie, nachdem er verschwunden war.

„Oh, das ist nichts Persönliches. Es ist nur: Er ist nicht mächtiger als ich, auch nicht klüger, er ist süchtig und ich habe mich schon jetzt öfter bewiesen als er. Die einzigen Gründe, warum er nach dem Ordenskrieg zum Hohen Zauberer ernannt wurde, sind sein Alter und seine freundliche Haltung zum anderen Orden. Nach den Ereignissen des Krieges war das sehr gefragt.“

„Sieh es positiv: Wenn er älter ist, dann stirbt er auch schneller weg und macht Platz für den nächsten.“

Nukia schüttelte den Kopf. „Ihr wisst, dass er nicht an hohem Alter sterben wird. Er kann nichts für seine Sucht und er hat sich redlich bemüht, sie zu bekämpfen, aber er wird ihr zum Opfer fallen, das ist gewiss. Aber ich hätte eher erwartet, dass Ihr Euch freut, wenn mehr Zauberer in der Zusammenkunft sind, die auch die anderen Orden gutheißen.“

„Du spielst auf meine Idee der Vereinigung an? Ich nehme an, du stehst nicht auf meiner Seite? Wenn ich richtig informiert bin, wurde deine Abneigung gegenüber den Zauberern des Turmes sogar mit Dolors verglichen.“

Nukia verzog das Gesicht. „Dolor ist ein Narr! Er pflegt einen unbegründeten Hass und er verabscheut die Zauberer des Turmes so sehr, dass er sie unterschätzt. Ja, auch ich hasse den Orden des Turmes, aber das ist ein vernünftiger Hass.“

„Wahre Vernunft kennt weder Hass noch Liebe!“, konterte Eara.

Nukia schüttelte den Kopf. „Dann nennt es anders, wenn Ihr wollt. Aber ich verstehe Euch nicht. Ihr habt die Dunkle Magie angenommen, Ihr habt erkannt, dass sie der Zauberei überlegen ist und dass die Zauberer des Turmes sie nur wegen alter Vorurteile ablehnen, und dennoch habt Ihr Eure Macht als Souveränin nicht genutzt, um unseren Orden zu unterstützen.“

„Wie sich herausstellte, hat eine Souveränin nicht so viel Macht wie erwartet. Oder wie sonst ist zu erklären, dass es ohne mein Wissen eine große Razzia gab? Wurde sie noch von der Versammlung bewilligt?“

Nukia schnaubte abfällig. „Von der Versammlung? Die war zu Entschlüssen doch gar nicht in der Lage. Nein, Nordgard ist Hoheitsgebiet unseres Ordens und die Razzia habe ich angeleitet. Weder die Versammlung hat mich beauftragt, noch die Hohen Zauber, noch Ihr. Es war meine Idee und ich kann nicht ohne Stolz behaupten, dass sie perfekt funktioniert hat. Ich habe Mortol schon seit Monden unauffällig ausgehorcht, bis ich genug Wissen angehäuft hatte, um den Rauschgifthandel Nordgards in einer einzigen Nacht zu zerschlagen!“

„Ich kann dich nur beglückwünschen, aber dennoch erwarte ich, das nächste Mal eingeweiht zu werden. Und ich vermute, dass Variah dasselbe denkt.“ Nukia blickte unwillig in die Schale vor sich. Das Quecksilber hatte mittlerweile wieder eine glatte Oberfläche gebildet.

Es war ungewöhnlich, dass diese Form der Kommunikation ausgerechnet Quecksilber erforderte. Eigentlich waren alle Metalle dafür bekannt, den Einfluss Dunkler Magie zu dämpfen, bis hin zu Arkanum, welches von Dunkler Magie gar nicht beeinflusst werden konnte. Nicht ohne Grund war der Eiserne Turm nicht etwa aus Stein erbaut worden. Doch der Gedankenspiegel entzog sich Earas Verständnis ohnehin. Sie war äußerst mächtig, hatte aber nicht die reguläre schwarzmagische Ausbildung genossen, die gewöhnliche Dunkle Magier hier im Oktron bei den Zauberern des Feuers durchliefen.

„Welches nächste Mal?“, wollte Nukia schließlich wissen. „Ihr wurdet abgesetzt. Ihr seid nicht länger Souveränin.“

„Frysirr wird sich nicht lange halten können. Sobald ich nach Yra zurückkehre, werden mich die Obersten wieder als Souveränin einsetzen wollen.“ Zumindest vermutete sie das. „Hast du den kompletten Rauschgifthandel Hadrias zerschlagen?“, kam sie schließlich wieder zum Anlass des Gespräches zurück.

„Ohne Ausnahme!“, verkündete Nukia stolz. „Mortols Wissen hat für fast alle gereicht und der Rest wurde von irgendwelchen Dienern verpiffen, die ihre eigene Haut retten wollten. Traumwein, Aschenbaumharz, Rauchkraut... Alle Vorräte sind vernichtet, alle

Verkäufer gefasst. Das war ein schwerer Schlag für Nordgards Unterwelt und ein großer Schritt in die richtige Richtung. Im Nachhinein denke ich, wenn ich die Aktion länger vorbereitet hätte, dann hätten wir vielleicht nicht nur den Drogenhandel, sondern den kompletten Schwarzmarkt zerschlagen. Irgendwo müssen die Fäden zusammenlaufen, aber wir haben diesen Ort noch nicht gefunden. Selbst Mortol weiß jetzt nicht mehr viel, sein Wissen hat am Morgen nach der Razzia nur noch gereicht, um einen Schmuggler von Giften und einen seltsamen Tierhändler zu erwischen. Hat Yra Interesse an einem Frostwolf als Wachhund? Es wird immer schwieriger, das Biest zu ernähren. Oder braucht ihr vielleicht noch Schneemottenlarven? Einige habe ich schon vor sechs Tagen zur Feste gesandt, ich hoffe, sie haben gemundet.“

„Ein *Giftschmuggler*? Hatte er, oder einer der anderen Händler, Forinkäfergift? Wurde diese Substanz irgendwo im Verlaufe der Razzia konfisziert und möglicherweise nicht richtig entsorgt?“

Nukia nickte wissend. „Darum also geht es! Mir wurde von dieser Verschwörung berichtet. Nein, soweit ich weiß, haben wir kein Forinkäfergift gefunden, bloß Cantharis in wilden Mengen. Aber vielleicht hat einer unserer Zauberer es heimlich versteckt? Ihr könnt sie gerne befragen.“

„Das wird nicht viel bringen. Wenn dir noch etwas dazu einfällt, dann findest du mich im *Rostigen Anker*.“ Eara ging, ohne sich zu verabschieden.

Abenddämmerung, 29. Herbsttag 76 a.Z.

Taverne Zum Rostigen Anker in Nordgard, Hadria

In der Nacht hatte Eara auf dem Boden neben ihren Decken geschlafen – die Wanzen hatte sie schon auf den ersten Blick gesehen – und eine ruhige Nacht verbracht, was vielleicht auch daran lag, dass sie die Tür und die Fenster ihrer Kammer vorsichtshalber magisch versiegelt hatte. Zu dieser Sicherheitsmaßnahme griff sie jedes Mal, wenn sie sich Schlafen legte, seit die Verschwörer erstmals versucht hatten, sie zu ermorden. Hier in Nordgard schätzte sie die Wahrscheinlichkeit auf einen Anschlag der Verschwörung zwar relativ gering ein, aber ihrem Wirt vertraute sie kein bisschen.

Auch der folgende Tag war ereignislos verlaufen. Mortol lief durch die Stadt und suchte die Orte auf, an denen er früher sein Aschenbaumharz besorgt hatte, doch ganz wie Nukia behauptet hatte, waren alle Händler verschwunden, sie begegneten nur einigen Gestalten, die ebenfalls verzweifelt auf der Suche nach ihren Suchtmitteln waren. Eara hatte die Befürchtung, dass Nukia die Vorräte zu vorschnell hatte vernichten lassen, die Abhängigen würden elendig zugrunde gehen. Doch sie konnte es nicht ändern und auch diese armen Menschen konnten ihr bei ihrer Suche nach Forinkäfergift nicht helfen.

Am Abend kehrten sie in den *Rostigen Anker* zurück, wo Frosch sie schon erwartete. „Gute Nachrichten!“, meldete er missmutig. „Der Herr der Schatten wird Euch diese Nacht empfangen.“

„Wohin müssen wir?“

Frosch blickte Eara missbilligend an. „Woher soll ich das wissen? Er wird einen Boten senden, der uns führt.“ Unaufgefordert deckte er den Tisch mit zwei Schüsseln Suppe und zwei Kanten Brot. Die Suppe wurde nicht angerührt, doch sein Brot nahm Mortol interessiert in die Hand.

„Das ist ja regelrecht frisch, Frosch! Fast schon gutes Essen!“ Genüsslich nahm er einen Bissen.

„Nur das Beste für unsere Souveränin!“, erklärte er und hielt Eara das andere Stück hin. Sie nahm es mit spitzen Fingern entgegen und schnupperte daran. Es roch tatsächlich nicht verdorben, nur leicht süßlich, und es besaß die angenehme Konsistenz frisch gebackenen Brotes. In Hadria gab es nur wenig Getreide, entsprechend teuer war auch Mehl. Frosch hatte sich unaufgefordert in Unkosten gestürzt?

„Willst du nichts davon essen?“, fragte Eara ihren Wirt.

Der griff sich die beiden Schüsseln mit Suppe und erwiderte: „Irgendjemand muss sich ja schließlich um das kümmern, was Ihr nicht zu schätzen wisst. Banausen!“

Mortol verspeiste seine letzten Krumen und lächelte müde. Eara schnupperte vorsichtig am Brot, dann stopfte sie den ganzen Kanten in ihren Mund und schluckte unter den aufmerksamen Blicken ihres Gastgebers. „Ich denke, wir sollten uns Schlafen legen, damit wir ausgeruht sind, wenn wir dem Herrn der Schatten gegenüber treten. Komm, Mortol.“ Sie stand auf und Mortol begleitete sie schwerfällig nach oben.

Eara folgte dem Magier in seine Kammer und schloss schnell die Tür. Dann kauerte sie sich in eine Ecke und steckte sich zwei Finger tief in den Mund. Als der Würgereiz einsetzte war sie bereit, sie erbrach sich in die Ecke und beschmutzte ihre Robe nicht. Sie vergewisserte sich, dass das Brot kaum verdaut war, ehe sie die Spuren mit einer zerknüllten Decke verbarg. Mortol sah sie blinzelnd an. „Das Brot war vergiftet!“, enthüllte sie ihm.

„Was? Wie bitte? Und das sagt Ihr mir erst jetzt?“

„Nur ein Schlafgift, der süßliche Geruch ist eindeutig. Sei unbesorgt, es ist nicht gefährlich.“

„Aber ... es ist gefährlich, schlafend in diesem ... Bett zu liegen, wenn Frosch genau das von uns möchte.“

„Ich gebe auf uns beide Acht.“ Sie wartete, bis er eingeschlafen war, dann verließ sie Mortols Kammer und legte sich auf ihre eigenen Decken. Die Wanzen ignorierte sie, jetzt gab es Wichtigeres.

Nach dem dritten Teil einer Stunde kam Frosch herein und vergewisserte sich, dass sie schlief. Dann ging er wieder nach unten.

Es verging noch fast eine weitere Stunde, bis die Tür sich erneut öffnete.

„Hast du getan, was von dir verlangt wurde?“, fragte eine Eara unbekannte tumbe Stimme.

„Ja! Sie haben das Brot gegessen und schlafen tief und fest, ihr könnt sie nun zu Eurem Meister bringen“, antwortete Frosch eilfertig.

Jemand verpasste Eara eine heftige Ohrfeige, doch sie war darauf vorbereitet gewesen und zuckte mit keiner Wimper. „Nun gut! Ich will für dich hoffen, dass du die Wahrheit sagst. Der Herr der Schatten verzeiht keine Nachlässigkeit.“ Eara wurde hochgehoben, dann jedoch unsanft wieder fallengelassen. „Was ist das? Warum lässt sie ihren Stab nicht los?“

„Oh, wer weiß schon, was für Geheimnisse uns Nichtmagiern verborgen bleiben?“, erwiderte Frosch mit vor Nervosität bebender Stimme.

Der Unbekannte grunzte und hievte Eara auf seine massigen Schultern. Er trug sie die wackelige Treppe herunter und dann hinaus in die nächtliche Kälte.

„Du hast es gut!“, klagte eine näselnde Stimme. „Meiner wiegt wahrscheinlich doppelt so viel.“

„Wir können gerne tauschen, wenn du möchtest. Ich trage lieber den Fetten als die hier umher. Sie ist nicht gerade für ihre große Gnade bekannt, weißt du.“

„Ich glaube, ich habe es vielleicht doch nicht so schlecht.“

„Gut, dann halt die Klappe und lass uns gehen, bevor wir noch entdeckt werden.“

Nach einem Fußweg, der etwa den dritten Teil einer Stunde dauerte, pochte es laut und eine weibliche Stimme sagte: „Ich öffne niemandem, mit dem ich so wenig gemein habe.“

„Aber einen Schatten werfen wir alle“, gab Earas Träger die anscheinend korrekte Antwort, zumindest öffnete sich eine Tür und ein Schwall warmer Luft schlug Eara entgegen. Die beiden betraten die Quelle dieser Wärme und gingen dann weiter, anhand der Bewegungen erkannte Eara, dass sie eine Treppe stiegen, ob hinab oder hinauf wusste sie nicht. Der Auf- oder Abstieg beanspruchte auch noch eine überraschend lange Zeit und Mortols Träger schnaufte bald ziemlich heftig. Je weiter sie kamen, desto wärmer wurde es; als die Treppe schließlich endete, war es drückend heiß.

Noch ein kurzes Stück wurde Eara getragen, dann vernahm sie plötzlich ein rhythmisches Ticken und Stampfen. Sie wurde auf einen Teppich oder ein dickes Tuch abgelegt und sie konnte hören, dass es mit Mortol ebenso geschah. „Wie enttäuschend!“, erklang eine tiefe, angenehme Stimme. „Ich hätte mehr von der berühmten Eara erwartet, als dass sie sich ausgerechnet von Frosch übertölpeln lässt.“

Eara schlug die Augen auf. Sie befand sich in einem riesigen, achteckigen Raum, mit allerlei Kisten und Regalen gefüllt und glücklicherweise in Halbdunkel getaucht, ansonsten hätten ihre Augen nach der langen Zeit, die sie sie hatte geschlossen halten müssen, protestiert. Zwei große Gestalten standen neben ihr und Mortol, zwei weitere neben einem thronähnlichen Stuhl, der mit der Rückenlehne an einem großen Metallkasten in der Mitte des Saals befestigt war, von dem die seltsame Hitze auszugehen schien. Neben diesem Stuhl stand ein Schemel mit einer mit einem schwarzen Tuch abgedeckten Schale, auf dem Thron saß ein unscheinbarer Mann in leichten schwarzen Gewändern und mit einer dünnen Goldkette um den Hals. Seine grauen Haare waren ordentlich zurückgekämmt und seine grünen Augen blickten wach durch den Saal.

Noch hatte niemand bemerkt, wie sich Earas Augen geöffnet hatten, doch jetzt ließ sie die schwarzen Schlieren um sich anschwellen, während sie sich selbst magisch in die Luft erhob und stehend wieder absetzte. Die beiden Wachen zogen jeweils ein schartiges Schwert, doch Earas Dunkle Magie riss ihnen die Waffen aus der Hand und schleuderte sie davon.

„Wie enttäuschend! Ich hätte mehr vom mysteriösen Herrn der Schatten erwartet, als dass er mich mitten in sein Versteck führt.“

Die beiden Wächter neben dem Thron und die beiden Träger zogen jeder zwei Dolche, als ob sie mit diesen kümmerlichen Waffen etwas gegen ihre Dunkle Magie ausrichten könnten. Mit furchterfüllten Gesichtern blickten sie ihre finstere Gestalt an.

Der Herr der Schatten dagegen lächelte nur leicht. „Willkommen in meinem bescheidenen Reich, Eara, ehemalige und zukünftige Souveränin Hadrias. Ich bin wirklich froh, dass Ihr meine Erwartungen doch nicht enttäuscht. Auch wenn die Anwesenheit an einem Ort noch keinen Aufschluss über seine Position gibt, so muss ich doch eingestehen, dass Ihr wach hierhergelaugt seid.“

„Selbstverständlich weiß ich, wo ich bin. Die Länge des Weges, dann noch viele Treppen, Größe und Form dieses Raumes und schließlich die heiße Maschine hinter Euch.

Ihr hättet Euch ein weniger markantes Versteck suchen sollen als ausgerechnet die Gewölbe unter dem Oktron, Herr der Schatten.“

Der lachte leise in sich hinein. „Ach, Ihr wisst ja gar nicht, wie gut es tut, endlich wieder jemanden zu treffen, der richtig denken kann, nach all der Zeit mit diesen zermürbenden Trotteln. Nichts für ungut, eure Stärken liegen woanders“, wandte er sich an seine Wächter, dann erklärte er Eara: „Vielleicht fragt Ihr Euch, warum niemand mich hier gefunden hat. Aber diese Ebene wurde schon vor langem verlassen, die Maschine hinter mir wird von oberhalb gewartet. Es kommt niemand her und praktischerweise gibt es einen weiteren Eingang außerhalb des Oktrons. Außerdem kann man sich hier das sündhaft teure Feuerholz sparen.“

„Eigentlich frage ich mich eher, ob Ihr freiwillig mit mir zusammenarbeitet oder nicht.“

„Wenn der Preis stimmt ...“

„Den Preis bestimme ich!“ Ihre Schlieren schnellten vor, um den Herrn der Schatten zu ergreifen. Doch plötzlich stießen sie auf unsichtbaren Widerstand, etwas, was Eara so sehr überraschte, dass sie ihren Angriff abbrach.

„Jetzt enttäuscht Ihr mich doch, Eara. Haltet Ihr es etwa für Zufall, dass ich ausgerechnet das Oktron als mein Versteck wählte? Dass ich schwarze Kleidung trage? Dass mein Pseudonym *Herr der Schatten* lautet? Ja, auch ich beherrsche Dunkle Magie. Ich war ein gewöhnlicher Zauberer des Feuers, bis ich herausfand, dass es schnellere Wege zum Erfolg gibt. Zweifelsohne seid Ihr mir an magischer Macht überlegen und könntet mich hier und jetzt töten, aber Ihr solltet Euch klarmachen, ob Ihr das wirklich wollt. Ich beherrsche die Kriminalität dieses Landes, mit meinem Tod wird ein anderer diesen Platz einnehmen. Jemand, der sich nicht - wie ich - zumindest ein wenig um die Bevölkerung sorgt. Unter meiner Führung geht es auch den Menschen Hadrias besser als unter der eines anderen. Ich bin nicht für eine hohe Anzahl durchgeschnittene Kehlen und Raubmorde bekannt. Ich möchte nicht behaupten, die Kriminalität sei zurückgegangen, aber sie hat sich so entwickelt, dass die Menschen nicht allzusehr darunter zu leiden haben. Wenn Ihr mich tötet, dann ist das vorbei. Ich werde mich also nicht von Euch bedrohen lassen, denn Ihr habt Eure Klugheit bewiesen. Ihr wisst, welche Konsequenzen mein Tod auch für Euch hätte.“

Eara nickte langsam. Kurzfristig wäre der Tod des Herrn der Schatten ein Erfolg für sie und für Hadria, doch langfristig war er besser als ein anderer. Dazu kam, dass es sie nicht gerade glaubwürdiger machte, wenn sie diejenigen bedrohte, die mit ihr verhandeln wollten. Und außerdem wäre es in Zukunft möglicherweise hilfreich, den Meister des Schwarzmarktes zu kennen. Sein Tod würde kommen, sie kannte sein Versteck. Aber erst, wenn sie zusammen mit ihm auch den gesamten Schwarzmarkt vernichten könnte. Sie würde es so machen wie Nukia: Erst Informationen sammeln und dann zuschlagen.

„Ich möchte nur eine unbedeutende kleine Information“, antwortete sie. „Wer hat in letzter Zeit das Gift eines Forinkäfers erstanden?“

„Eine unbedeutende kleine Information? Nein, nicht wirklich! Ihr seid Euren Feinden innerhalb der beiden Orden auf der Spur. Ich weiß, woher die Verschwörer das Gift haben. Aber was bekomme ich im Austausch für meine Antwort?“

„Was verlangt Ihr?“

„Oh, nur eine unbedeutende kleine Gabe: Nukias Kopf!“ Noch immer lächelte er freundlich.

„Wie war das mit der geringen Anzahl an durchgeschnittenen Kehlen?“

„Den Rest könnt Ihr mir gerne mit dazugeben. Aber Scherz beiseite, das ist ein Ausnahmefall. Sie hat gewaltiges Chaos hier reingebracht, das kann ich nicht dulden.“
Anscheinend bemerkte er Earas ablehnende Haltung. „Ihr wisst selbst, welchen Schaden sie angerichtet hat. Sie hat unzählige Menschen zu einem qualvollen Tod verdammt. Alle, die von irgendwelchen illegalen Drogen abhängig waren, leiden dank ihres Vorstoßes.“

„Sie hat also tatsächlich alle *Händler* erwischt? Alle Waren vernichtet? Wirklich beeindruckend. Aber was Ihr sagt, ist nur die halbe Wahrheit. Die Menschen leiden, weil skrupellose Verbrecher diese Substanzen, die nicht ohne Grund verboten sind, unters Volk gebracht haben. Ich bin mir sicher, auch Ihr wart daran nicht unbeteiligt. Und immerhin einer, der abhängig ist, muss nicht leiden.“ Eara deutete auf den schlafenden Mortol.

„Auch er quält sich!“, erwiderte der Herr der Schatten. „Wenn bisher einer seiner Lieferanten zu frech wurde, dann hat er einfach den Anbieter gewechselt. Aber jetzt? Jetzt ist Mortol nicht nur von Aschenbaumharz, sondern auch von Nukia abhängig.“

Eara dachte daran, wie verzweifelt Mortol nach Nachschub gefragt hatte, wie lange Nukia sich Zeit gelassen hatte. „Selbst wenn ich es wollte, ich könnte es nicht. Ich bin nicht mehr die Souveränin.“

„Aber Ihr werdet es bald wieder sein, das wissen wir beide. Na los, Eara!“, verlangte der Herr der Schatten. „Ihr wisst, dass sie gegen die Vereinigung der beiden Orden ist. Sie ist also ohnehin eine Gegnerin. Versprecht mir ihren Kopf, und Ihr werdet es nicht bereuen.“

Eara wägte ab. Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass ein zukünftiges Attentat der Verschwörer Erfolg hätte? Mit dem Hinweis auf das Forinkäfergift wäre es ihr sicherlich möglich, ihre anonymen Feinde endlich zu enttarnen. Vielleicht konnte sie Dutzende Leben retten, wenn sie Nukia verkaufte. War das nicht ein guter Preis?

Nein!, schrie die Stimme der Schwäche entsetzt. Die lange unterdrückten Gefühle versuchten mit aller Macht, ihre Entscheidungsfähigkeit zu trüben, ihren klaren, unabhängigen Verstand zu korrumpieren. Wie immer vergeblich.

Eara vertrieb die Stimme der Schwäche. Sie brauchte keine schwachen Gefühle, um die Nachteile zu sehen. Nicht nur war sie zuversichtlich, die Attentate auch so abwehren zu können, vor allem hatte Nukia trotz ihrer Fehler hervorragende Arbeit geleistet. Eara wäre unglaublich, wenn sie sie jetzt verkaufen würde, selbst wenn die meisten das höchstens erahnen könnten. *Es wäre ein Pakt mit der Finsternis selbst.*

„Ich bin nicht einverstanden!“, entschied sie schließlich.

Der Herr der Schatten schüttelte bedauernd den Kopf. „Wie schade! Dann ... versprecht, meinen Anteil an Eurem Erfolg nicht zu vergessen. Garantiert mir einen beliebigen Gefallen, der weniger groß ist als Nukias Tod.“

„Ein Freibrief? Darauf kann ich mich nicht einlassen, das wisst Ihr genau. Ich werde Euch nicht vergessen, weder ob Ihr mir helft, noch ob Ihr mir Eure Hilfe versagt. Ihr könnt selbst entscheiden, ob Ihr eine Souveränin wollt, die Euch gewogen ist, oder eine, die gegen Euch arbeitet.“

Der Herr der Schatten stand von seinem Thron auf und es wurde offensichtlich, dass seine Leibwächter ihn um mindestens zwei Köpfe überragten, auch wenn in ihrer beider Köpfe zusammen vermutlich weniger Inhalt war als in dem ihres Herrn. Er kam zwei Schritte auf sie zugelaufen und die Wächter folgten ihm unwillig. „Womit wir wieder bei den Drohungen angekommen wären. Ich will Euch nicht zum Feind, ich möchte Euer Wohlwollen. Aber nicht zu diesem Preis. Ihr verlangt, dass ich mein Wissen preisgebe, ohne etwas Handfestes dafür zu bekommen.“

„Ich verlange gar nichts! Ich zeige Euch nur Eure Alternativen auf. Wenn Ihr nützlich für mich seid, dann wird sich das für uns beide auszahlen.“

Der Meister des Schwarzmarktes verschränkte die Arme. „Wenn Ihr mir nur einen halben Preis bieten könnt, dann habe ich auch nur halbe Antworten für Euch: Ich verrate Euch, dass die Verschwörer das Gift nicht gekauft, ertauscht oder sonstwie erstanden haben.“

„Also konfisziert. Der Gifthändler!“, vermutete Eara, doch der Herr der Schatten lachte nur.

„Ja, das wäre naheliegend, nicht wahr? Die Zauberer entdecken einen Schmuggler von seltenen Giften, konfiszieren auch eine Ampulle Forinkäfergift und verstecken sie, senden ein Fläschchen nach Yra. Aber leider muss ich Euch enttäuschen. Obwohl die Verschwörung über die Razzia an Forinkäfergift gelangt ist, hat niemand das Gift gestohlen.“

Ratlos versuchte Eara, sich einen Reim auf diese Auskünfte zu machen. Niemand hatte das Gift erworben oder gestohlen, dennoch waren die Verschwörer über den Schwarzmarkt daran gelangt. Log der Herr der Schatten?

„Wenn Ihr nicht darauf kommt, dann vergesst nicht, dass ich äußerst entgegenkommend war und dass Ihr die Antwort mit etwas mehr Bereitschaft hättet bekommen können. Und wenn Ihr das Rätsel löst, dann erinnert Euch an den, dem Ihr Eure Hinweise zu verdanken habt. Ich denke, das war es. Den Ausgang findet Ihr selbst, es gibt nur einen Weg. Und vergesst nicht Euren schlafenden Gefährten.“

Frosch war nicht zu finden, als Eara zurück zum *Rostigen Anker* kam. Sie verfrachtete als erstes Mortol in sein Lager und bemerkte dabei, dass die Decke, mit der sie die Überreste ihres Abendessens verdeckt hatte, verschwunden war. Ein unangenehmer Geruch breitete sich im Raum aus. Frosch musste es entdeckt und aus dem unverdauten Brot seine Schlüsse gezogen haben. Er hatte erst versucht, die mächtigste Dunkle Magierin Hadrias zu vergiften und anschließend dem Herrn der Schatten eine wache Eara untergeschoben, die er für schlafend gehalten hatte. Er hatte sich in nur einer Nacht viele mächtige Feinde und jetzt das einzig Vernünftige gemacht: Er war getürmt.

Sie begab sich in ihre eigene Kammer, sprach wie üblich ihre Schutzzauber, und legte sich schlafen.

Früher Vormittag,, 30. Herbsttag 76 a.Z.

Sammelplatz der Arati in Nordgard, Hadria

Am nächsten Morgen brachen Eara und Mortol erst spät auf. Der Magier hatte erst vermutet, die Nacht sei ereignislos verlaufen, bis Eara ihn aufgeklärt hatte. Sie hatte ihm grob von ihrem Gespräch mit dem Herrn der Schatten berichtet, auch von seiner Forderung nach Nukias Kopf. Das Versteck des Herrn der Schatten und seine Identität als Dunkler Magier verschwieg Eara Mortol, auch von ihren Zweifeln gab sie nichts preis, sie berichtete nur, sie habe selbstverständlich abgelehnt, was Mortol allerdings nicht allzu sehr zu beglücken schien. Seine Abneigung gegen Nukia schien tiefer zu reichen, als Eara erwartet hatte.

Für den Weg nach Yra benutzten sie einen Schlitten. Die Arati, die Klippenhirten, die als Nomaden durch die einsamen Weiten Hadrias zogen, hatten schon immer Mühe gehabt, in der kargen Landschaft Hadrias zu überleben. Sie bevölkerten den Wintermarkt, die *Stadt der Arati*, auch wenn diese Bezeichnung irreführend war, da keiner der Arati dort fest lebte.

Sie kamen nur regelmäßig dorthin, um zu verkaufen, was sie gefunden, erbeutet und angefertigt hatten. So regelmäßig, dass dort immer einige Zelte standen, in denen etwas verkauft oder – häufiger – getauscht wurde.

Mit der Zeit wurde der Wintermarkt immer öfter auch von Menschen aus Yra oder Nordgard besucht, sodass einige der Arati anboten, die Strecke mit Hundeschlitten abzufahren und die Besucher gegen Geld sicher durch das Eis zu geleiten. Diese Verbindungen gingen schneller und waren sicherer, als wenn man zu Fuß oder mit einem Esel unterwegs war, und da man mit einem Schlittenwechsel auch von Yra nach Nordgard und zurück gelangen konnte, wurden die Schlitten schon bald zu einem schnellen Fortbewegungsmittel für die Wohlhabenderen.

Sie mussten sich nicht lange gedulden, bis ein Schlitten vor Nordgard erschien. Mit dem Arati einigten sie sich schnell auf einen Preis. Die Hunde jaulten, als Eara den Schlitten bestieg, doch sie waren gut trainiert, der unangenehme Gast sorgte höchstens dafür, dass sie noch schneller liefen, um sie so rasch wie möglich wieder loszuwerden.

Dennoch wurden sie von einem Schneesturm eingeholt, der bis in den Abend dauerte. Also schlugen sie drei winzige Zelte auf, in jedes kroch einer der drei. Es war noch nicht so kalt, dass sie sich gegenseitig hätten aufwärmen müssen. Während der Wind heulte und Schnee sich auf die Zeltplane warf, bis nur noch die schornsteinartige Öffnung oben aus dem Schnee ragte, überlegte Eara, was der Herr der Schatten gemeint haben könnte. Wie konnten einige Zauberer an Forinkäfergift gelangen, ohne es zu stehlen oder zu erwerben? Wie sonst sollte das möglich sein? Bisher war es niemandem gelungen, die Flüssigkeit zu synthetisieren, genau so wenig wie ein Gegenmittel. Und selbst wenn sie das geschafft hatten, inwiefern hing das mit der Razzia zusammen? Und woher hätte der Herr der Schatten davon wissen sollen?

Da hatte sie plötzlich eine Idee. Wenn sie bedachte, was sie von Nukia und dem Herrn der Schatten erfahren hatte, dann wäre das möglich. Sogar sehr gut möglich ... Aber das würde auf jeden Fall bedeuten, dass es auch in Nordgard jemanden gab, der die Verschwörung unterstützte. Und plötzlich kam ihr noch ein weiterer Verdacht...

Auch wenn der Wind am Abend so plötzlich erstarb, wie er gekommen war, weigerte sich der Arati – nachdem sie sich aus dem Schnee gegraben hatten – in der Nacht noch bis zum Wintermarkt weiterzufahren, mit der Begründung, die Steine seien im Dunkeln nicht zu erkennen. Auch Nachtwachen hielt er für überflüssig, die Hunde würden sie vor allen Gefahren warnen. Und so verzogen die beiden Magier und der Hundeführer sich wieder in ihre Zelte.

Mondhoch, 30. Herbsttag 76 a.Z.

Östlich des Wintermarktes, Hadria

Mortol kletterte aus seinem kleinen Zelt. Er fror in der Nacht, doch schon der Sternenhimmel entschuldigte ihn für die Mühe. Da Neumond war, waren die kleinen Lichter hervorragend zu erkennen. Sie funkelten wie lauter Goldstücke. Wie ein riesiges Gebäude mit tausenden von hell erleuchteten Fenstern. Wie Abermillionen von strahlenden Augen, stumme Zeugen seines schändlichen Tuns ... Schaudernd wandte sich Mortol ab. Sein Blick fiel auf die Gipfel des Eisgebirges. Besonders die Silhouette von Eara stach hervor, des höchsten Berges. Beinahe hätte er aufgeschrien. Wieso erinnerte ihn selbst die Natur an

das, was er zu erledigen hatte? Er spürte, wie eine einzelne Träne aus seinem Auge floss und auf seiner Wange sofort gefror.

Mit zitternden Fingern nestelte Mortol an dem Beutel um seinen Hals. Er wusste nicht, ob das Zittern von der Kälte oder seiner unbezähmbaren Gier stammte. Seine steifen Fingerspitzen ertasteten die letzten Reste des kostbaren Harzes und zogen es hervor. Im silbernen Nachtlicht glänzte der Klumpen fast schwarz. Hektisch steckte ihn Mortol in seinen Mund und spürte sofort eine angenehme innere Wärme. Das Zittern erstarb. Endlich! Sprudelndes Glück erfüllte ihn. Sein Segen!

Dann jedoch hatte sich alles aufgelöst, vergeblich tastete seine Zunge nach letzten Resten. Augenblicklich kehrte die Kälte in seine Glieder zurück. Es war nicht genug! Er brauchte mehr! Aber mehr hatte er nicht, er würde es sich erst verdienen müssen. Seinen Nachschub! Seinen Fluch!

Leise schlich Mortol zu Earas Zelt. In den letzten Nächten war sie stets von einer ganzen Reihe Schutzzauber umgeben gewesen, geradezu paranoid war das. Jetzt jedoch war sie ungeschützt. Seine Hände griffen wie von selbst nach den Schnüren und fädelten sie auf. Lautlos schlug er die Plane beiseite und hoffte, dass Eara nicht von der Kälte aufwachen würde. Seine Hände griffen nach der Ledertasche, die er jetzt schon die ganze Reise dabei gehabt hatte. Vor allem unnützes Zeug mit der einzigen Aufgabe, zu verbergen, was Eara nicht hatte entdecken dürfen.

Er zog die kupferne Röhre aus der Tasche. Die Sterne spiegelten sich verzerrt in dem Metall, das fast so golden schimmerte wie sein kostbares Verderben, dessen er so dringend bedurfte. Seine Haut klebte an dem eisigen Metall und Mortol löste seine Hände rasch davon, um keine Hautfetzen zu hinterlassen. Er zog ein Paar Handschuhe hervor und streifte sie über seine Finger.

In ein unscheinbares Stoffbündel war der Bolzen gewickelt. Er holte ihn heraus und betrachtete die schwarze Spitze. Er bemühte sich, sie gar nicht erst zu berühren und ließ den Bolzen in die Röhre gleiten. Er richtete die Öffnung des Bolzenwerfers auf den Zelteingang, doch Eara war nicht zu erkennen, nur wirbelnde Schatten. Die Dunkle Magie beschützte ihre Herrin selbst im Schlaf, doch das würde Mortol nicht aufhalten! Vorsichtig näherte er sich der Dunkelheit.

Plötzlich erschien über ihm ein geisterhaftes grünes Licht. Er blickte nach oben und bestaunte das grüne Band, das sich zwischen den Sternen hindurchschlängelte. Für einen kurzen Moment vergaß er, warum er hier war. Dann jedoch drehte er sich schweren Herzens wieder zum Zelt um. Das fahle Licht vertrieb die Dunkelheit und erhellte Earas Gesicht. Ich gebe auf uns beide Acht! Mortol schluckte und richtete den Bolzenwerfer genau auf ihre Stirn. Die Verschwörer sind verblendete Narren, gewaltbereit und radikal. Angeekelt von sich selbst schüttelte Mortol den Kopf. Was man nicht alles zu tun bereit war, wenn man in Not war. Er tat, was diese Verschwörer von ihm wollten, nur um seinetwillen. Wären sie nicht, er wäre schon lange für die Vereinigung der beiden Orden eingetreten. Aber ihm blieb keine Wahl, als diese visionäre Idee nun für immer zu vernichten. Sein Ziel lag nur eine kleine Handbewegung entfernt. Sein Finger krümmte sich um den Hebel. Warum mussten seine Hände nur so zittern? Es war nicht die Kälte und auch nicht seine Sucht, sondern allein seine eigenen Gefühle. Er verriet, was er für richtig hielt!

Das Nordlicht ließ Earas Antlitz fahl leuchten, dennoch wirkte sie friedlich im Schlaf. Mortol erkannte den Frieden, den sie schon seit so langer Zeit nicht mehr ausstrahlte. Er würde ihr wieder Frieden schenken!

Das kupferne Rohr hob sich und behutsam schob Mortol es noch näher an Earas Kopf. Dann ließ er es sinken. Er konnte es nicht! Niedergeschlagen gestand Mortol sich ein, dass er nicht einmal dazu fähig war, sich selbst zu verraten. Er trat einige zitternde Schritte zurück und schlug die Plane leise wieder zu. Dann schlich er zurück zu seinem Zelt.

Eara lauschte Mortols verklingenden Schritten. Ihr Verdacht hatte sich bewahrheitet. Es erstaunte sie nur, dass er letztlich doch nicht versucht hatte, sie zu ermorden. Er hatte nicht erahnt, dass ihre Schatten sich sofort verdichtet und jede Gefahr abgewehrt hatten, oder? Sie strich sanft über das glatte Holz ihres Stabes. Wenn die Zeit reif war und sie ihn enttarnte, dann würde sie ihn vielleicht doch nicht hinrichten lassen.

Abenddämmerung, 31. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Eara trat in den verlassenen Speise- und Versammlungssaal und wartete. Zuerst erschien Gundeyn, der dicke Novize kam selbstständig an. Eara ließ sich von ihm berichten, was in ihrer Abwesenheit geschehen war.

Hauptsächlich war Frysirr geschehen, der in üblicher Chaotik willkürliche Befehle gegeben hatte, deren Irrsinn nicht mehr zu überbieten war. Am Anfang war er der Meinung, dass es umständlich war, einerseits Schnee zu schmelzen, um an frisches Wasser zu gelangen, andererseits dagegen Meerwasser zu erhitzen, um das übrigbleibende Salz einzusammeln und Suppen damit zu würzen. Viel einfacher wäre es doch, in Zukunft Meerwasser in jede Suppe zu schütten, um zwei Probleme auf einen Schlag zu lösen! Er selbst war der einzige, der die Kreation tatsächlich verspeiste und sich anschließend angeblich jedes Mal übergab, die Zauberer und Novizen dagegen hungerten.

Später dann verkündete Frysirr, jeder Zauberer solle - damit niemand von hinten von einem Verschwörer getötet werden konnte - mindestens eine Glocke tragen. Die ersten Glöckchen waren kaum beschafft, da dachte sich der verwirrte Souverän bereits, viele Glocken seien besser als eine, und befahl als Folge, dass alle andere Kleidung außer Glocken verbrannt und verboten gehörte. Das war wohl der Zeitpunkt, an dem die Obersten zu dem Schluss kamen, dass sie etwas unternehmen mussten. Ihre Versuche, sich auf einen anderen Souverän zu einigen, blieben jedoch erfolglos und Frysirr machte keine Anstalten, abzudanken. Die restliche Zeit wies er die Zauberer an, Holz zu schmelzen, einen zweiten Eisernen Turm aus Schnee zu bauen und die Unterwelt Hadrias auf den Mond zu schießen.

Kaum war Gundeyn fertig mit seinem Bericht, erschienen Torven und Variah. Sie gaben sich alle Mühe, mit nichts als Glocken am Leib würdevoll zu wirken. Eara bestaunte die Kreativität, die sie bewiesen hatten, um nur aus bimmelnden Metall ein zugleich stabiles und flexibles Kleidungsstück zu fertigen. Sie fragte sich, wie viel davon wohl Zauberei oder Dunkle Magie und wie viel Handwerkskunst war.

Die Obersten scheuchten Gundeyn, der sich wie die meisten niederen Zauberer über das Verbot seines Souveräns einfach hinweggesetzt hatte, hinaus und stellten sich dann vor Eara auf. „Möglicherweise war es nicht unsere beste Idee, Frysirr in dein Amt zu berufen“, gestand Torven. „Aber selbstverständlich ernennen wir dich wieder zur Souveränin, damit ist das Problem gelöst.“

„Oh, ich weiß nicht“, entgegnete Eara. „Ich verspüre kein Verlangen danach, eine Souveränin zu sein, die von den beiden Obersten so wenig geschätzt wird, dass sie selbst Frysirr bevorzugen. Wie könnte ich jemals regieren, wenn niemand bereit ist, mit mir zu kooperieren?“

Variah zuckte zusammen und erfüllte die Halle mit einem lauten Klingeln. „Was soll das? Wir sind nicht deine Diener!“

„Wenn du lieber auf Frysirr beharren möchtest, dann ist das für uns alle und für ganz Hadria eine Katastrophe!“, ergänzte Torven.

„Das stimmt nicht ganz. Denn alle Zauberer wissen, wer mich abgesetzt und den verwirrten Souverän erwählt hat. Die Zustimmung für euch bröckelt, und die für die Vereinigung wächst mit jedem Tag, der verstreicht. Je länger die Zauberer begreifen können, was meine Herrschaft für sie bedeutete, desto eher erkennen sie auch meine Pläne für die Zukunft an. Ich bin keineswegs darauf angewiesen, sofort wieder Souveränin zu werden.“

„Ihr wollt uns erpressen?“, kreischte Variah empört. „Ihr solltet wissen, dass wir die Vereinigung niemals unterstützen werden.“

„Ja, ich erpresse euch, so wie ihr mich erpressen wolltet. Und ja, ich weiß wie weit ich gehen kann. Ihr werdet niemals die Vereinigung unterstützen, das ist mir durchaus bewusst. Aber eure Nachfolger könnten das ... Tut, was ich schon länger von euch wollte, und ernennt die Hitars zu euren Vertretern!“

„Ich habe bereits Selarsa ...“, begann Torven, doch Eara unterbrach ihn.

„Soll ich dafür sorgen, dass sie abdankt, oder erledigst du das?“

Kurz hielt der Oberste des Turmes ihrem Blick stand, dann wandte er seine Augen ab. „Morgen um diese Zeit wird Selarsa von ihrem Amt als stellvertretende Oberste zurückgetreten sein und Hitar wird ihren Posten übernehmen.“ Variah nickte und signalisierte mit mühsam unterdrücktem Zorn ihre Zustimmung.

„In diesem Fall nehme ich das Angebot der beiden Obersten gerne an und kehre in mein altes Amt zurück. Ich werde meine Aufgabe mit Ehre und Würde erfüllen. Und als erstes schmelzt die Glocken wieder ein und buddelt die Kleidung wieder aus, kippt das Meerwasser zurück dahin, wo es hingehört und hört auf, in einem Turm aus Schnee Holz zu schmelzen. Entfernt Frysirr sofort aus meinen Gemächern und ruft die Hitars dorthin. Hadrias neue alte Souveränin ist zurückgekehrt!“

Nach einem kurzen Abstecher zu Varkurs Grab begab sich Eara zu den Gemächern des Souveräns. Das Mahnmal hatte sie in der Hoffnung besucht, die Spuren ihres Kampfes gegen den Schwarzen Herold seien möglicherweise unbemerkt geblieben. In diesem Fall hätte sie das Grab jetzt, wo sie ihre Kräfte weitestgehend regeneriert hatte, wieder in seinen alten Zustand versetzt, damit ihre Feinde die Verwüstung nicht gegen sie verwenden könnten. Allerdings führte eine deutlicher Pfad zu dem Grab, die Schäden waren also in jedem Fall bereits entdeckt.

Vor ihrer Kammer wartete Gundeyn mit einem Kästchen in den Händen. „Glückwunsch zur Ernennung!“, gratulierte er, wie üblich stets auf dem neuesten Stand. „Jetzt, wo Ihr wieder hier seid, solltet Ihr Euren Anhängern ein Zeichen setzen. Ich denke, es wäre gut, wenn auch Ihr das Zeichen tragt, das ich als Symbol für eine Vereinigung entworfen habe.“

Mit diesen Worten klappte er das Holzkästchen auf und präsentierte eine kleine Brosche aus Messing. Im Zentrum prangte der Eiserne Turm, umgeben von einem Ring aus Feuer. Eine Verschmelzung der beiden Ordensembleme. Behutsam ließ Eara die Brosche an ihrem

Hals – eine silberne Flamme – in ihre Tasche gleiten und steckte sich stattdessen Gundeyns Werk an. „Und haben auch unsere Gegner ein Zeichen bekommen, wie ich es gefordert habe?“

Gundeyn nickte beklommen. „Sie haben erstaunliches Geschick bewiesen.“ Er fingerte kurz in den kleinen Taschen seiner Kutte und zog eine schwarze Brosche hervor. Interessiert begutachtete Eara das Schmuckstück ihrer Feinde. Auch hier im Zentrum der Eiserne Turm, doch die Flammen waren so angeordnet, dass es schien, als würde er lichterloh brennen. Ein gelungenes Zeichen für die Zerstörung, die Earas Idee in den Augen ihrer Gegner hervorrufen würde.

„Einige tragen es bereits“, fügte Gundeyn rasch hinzu. „Auch Zauberer, die ich anders eingeschätzt hätte. Insbesondere Hedal.“

„Hedal? Der Mechanicus? Dem ist die Politik der Orden doch vollkommen egal!“

„Demnach ist es Zufall, dass er ein riesiges Abbild des brennenden Turmes über der Labortür aufgehängt hat?“, antwortete Gundeyn ungewöhnlich patzig.

„Das kommt ... überraschend. Ich werde bei Gelegenheit mit ihm sprechen. Ist es dir eigentlich gelungen, die Schäden durch das kleinzuhalten, was ich in Varkurs Grab angestellt habe?“

„In Varkurs Grab? Das Verbot dorthinzugehen hat die Zauberer höchstens verwirrt, aber das ist doch ohnehin schon ewig her, da erinnert sich keiner mehr dran.“

„Nein, ich meine ...“ Sie brach ab, als sie die Verwirrung in Gundeyns Gesicht bemerkte. Wusste er es etwa noch nicht? Unsinn, er erfuhr alles, was bei den Zauberern die Runde machte, als erstes. Anscheinend hatten die Besucher von Varkurs Grab Earas Vandalismus unerwähnt gelassen, es handelte sich also um Verbündete.

„Vergiss es!“, sagte sie zu Gundeyn und ließ ihn vor ihrem Raum stehen.

Innen erwarteten sie die beiden Hitars, die bald schon die Stellvertreter der Orden sein würden. „Ich muss mit Nordgard in Kontakt treten“, erklärte sie ihnen kurz darauf und richtete sich dabei explizit an den Hitar vom Orden des Feuers. „Kannst du mir beibringen, mithilfe des Gedankenspiegels zu kommunizieren?“

„Im Prinzip handelt es sich um eine Übertragung von Bildern und Geräuschen, die durch zwei Quecksilberflächen, deren Position der Magier kennt, gesendet werden. Aber das ist komplexe Dunkle Magie, die Oberste wird damit nicht einverstanden sein und es zu lehren wird sehr lange dauern.“

„Wenn es lange dauern wird, dann benötige ich dich als Sprachrohr. Besorge die Quecksilberschale und bringe sie hierher! So schnell wie möglich.“

Eine Stunde später führte sie erst ein kurzes Gespräch mit Sargan, dem Magier, der neben Nukia die Zauberer des Feuers in Nordgard im Namen der Hohen Zauberer regierte. Danach beschrieb sie Hitar die Position einer weiteren Schale. Der Zauberer flüsterte etwas und das Quecksilber nahm eine schwarze Färbung an.

„Herr der Schatten!“, rief Eara. „Wir müssen sprechen! Ich weiß, dass Ihr mich hören könnt, ich habe die Schale neben Eurem Thron bemerkt, welchen Zweck sie hat ist mir klar geworden, als Ihr mir von Eurer Vergangenheit bei den Zauberern des Feuers berichtet habt. Also ...“ Plötzlich hellte sich das Quecksilber auf. Der Herr der Schatten erschien im Bild, das schwarze Tuch, das bis eben über der Schale gehangen hatte, in seiner Hand.

„Souveränin!“, sagte er amüsiert. „Ihr stört soeben ein wichtiges Gespräch.“

„Dann unterbrecht es. Ich habe Euch ein Angebot zu unterbreiten ...“

Abenddämmerung, 32. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Am nächsten Abend wurden die Hitars im Speisesaal offiziell zu den stellvertretenden Obersten der beiden Orden ernannt. Eara wohnte der Zeremonie bei und betrachtete die Menge. Dass zwei Zauberer ernannt wurden, die beide eine von Gundeyns neuen Broschen am Hals trugen, wurde mehrheitlich positiv aufgenommen.

Schließlich erhob sich Eara und ergriff unaufgefordert das Wort. „In diesem Zusammenhang freue ich mich, nun verkünden zu können, dass ich in Zukunft auch wieder Hand in Hand mit der Zusammenkunft regieren werde. Denn es ist mir gelungen, den Verräter in der Versammlung zu enttarnen.“ Sofort erstarb jedes andere Geräusch. Alle Zauberer hingen gebannt an ihren Lippen.

Es war den Worten des Herrn der Schatten zu verdanken, dass sie die Zusammenhänge herausgefunden hatte. Sie hatte das Rätsel gelöst, wie die Verschwörung an das Gift eines Forinkäfers gelangt war, obwohl niemand es erworben oder gestohlen hatte. *Es hat am Morgen nach der Razzia nur noch gereicht, um einen Schmuggler von Giften und einen seltsamen Tierhändler zu erwischen.* Nicht der Gifthändler war die Lösung, auch wenn es naheliegend schien. *Hat Yra Interesse an einem Frostwolf als Wachhund? Es wird immer schwieriger, das Biest zu ernähren.* Wozu brauchten die Verschwörer das Gift eines Forinkäfers, wenn sie einen Käfer selbst haben konnten?

Doch dann hatte Eara sich gefragt, wie er in so kurzer Zeit von Nordgard nach Yra gelangt war. *Oder braucht ihr vielleicht noch Schneemottenlarven? Einige habe ich schon vor sechs Tagen zur Feste gesandt, ich hoffe, sie haben gemundet.* Vor sechs Tagen! Ein Falke, der noch am Morgen nach der Razzia von Nordgard nach Yra flog, abgeschickt von einer erklärten Gegnerin der Vereinigung, die die Razzia angeleitet hatte. Aber wozu das Ganze? Nur wegen des Giftes? *Wenn ich die Aktion länger vorbereitet hätte, dann hätten wir vielleicht nicht nur den Drogenhandel, sondern den kompletten Schwarzmarkt zerschlagen.* Der Grund für die Razzia musste mit der Bekämpfung der Vereinigung zusammenhängen, nur so war die Hast zu erklären. Aber war das Gift wirklich eine ausreichende Begründung oder nur ein netter Nebeneffekt? Zumal die Aktion sich gegen den Rauschgifthandel gerichtet hatte. Und erneut hatten die Worte des Herrn der Schatten ihr weitergeholfen. *Jetzt ist Mortol nicht nur von Aschenbaumharz, sondern auch von Nukia abhängig.* Die Verschwörung hatte einen Spion in der Versammlung gebraucht. Also startete Nukia die Razzia schneller als geplant, um ihn zu bekommen. *Aber ich bin zuversichtlich, dass du dich des zusätzlichen Aufwandes meinerseits als würdig erweisen wirst.* Spätestens als Mortol kurz davor gewesen war, Eara zu ermorden, war ihr klar geworden, wie recht sie mit ihren Überlegungen hatte.

Langsam deutete Eara auf den Magier. „Mortol! Ihr habt die Informationen der Versammlung an die Verschwörung weitergeleitet! Ihr habt versucht, meinen Verdacht auf Dolor zu lenken! Ihr habt versucht, mich zu ermorden! Ihr wurdet von Nukia erpresst und zu Euren Handlungen gezwungen. Vor einer Stunde haben einige Zauberer des Feuers sie zur Rede gestellt, ihre Reaktion hat verdeutlicht, dass sie die Strippenzieherin war. Nukia konnte entkommen und ist untergetaucht, aber das Aschenbaumharz ist noch immer in unserem Besitz. Wenn Ihr jetzt alles gesteht, zugebt, die Versammlung verraten zu haben

und die Namen der Verschwörer nennt, dann könnt Ihr einer Todesstrafe entgehen und den Rest Eures Lebens frei von Erpressung verbringen.“

Mortol stand wackelig auf. Sein Gesicht war schweißüberströmt und glänzte wächsern. „Es stimmt!“, murmelte er mit brüchiger Stimme, dann wiederholte er die beiden Worte lauter. Ein erstauntes Raunen wanderte durch den Saal.

„Ich ... verzeiht mir! Ich war so machtlos, ich konnte nichts unternehmen!“ Jetzt sprudelten die so lange unterdrückten Worte in rascher Folge aus ihm heraus. „Sie konnte über den Gedankenspiegel mit mir in Verbindung treten, sie zwang mich dazu, auf unserer Reise einen Bolzenwerfer samt vergifteten Bolzen mitzunehmen. Aber ich habe Euch nicht getötet, obwohl ich die Gelegenheit gehabt hätte! Bitte, ich ...“

„Wem hast du verraten, was du in der Versammlung erfahren hast?“

Mortol schüttelte verzweifelt den Kopf. „Niemandem!“ Die Zauberer murrten wegen der offensichtlichen Notlüge, doch Mortol ergänzte schnell. „Sie haben es nie verlangt. Wozu auch, einer der Verschwörer kann jedes Wort der Versammlung hören. Ich sollte ihre Stimme in der Zusammenkunft sein, nicht ihr Ohr! Außerdem sollte ich Nukia helfen, an Forinkäfergift zu kommen, das einzige Gift, das so schnell wirkt und nicht mit Magie geheilt werden kann.“

„Und wer ist der eigentliche Verräter in der Versammlung?“, schrie Eara.

Mortol öffnete den Mund, dann riss er auf ein mal angstvoll die Augen auf. „Hinter Euch!“, rief er und Eara erkannte, dass es kein Trick war. Sie fuhr herum und starrte einen jungen Zauberer des Feuers an, der plötzlich aufgestanden war und einen Bolzenwerfer in der Hand hielt. Die Menge wich angstvoll beiseite, doch der Magier ignorierte sie. Er riss das Rohr des Bolzenwerfers empor und zog am Hebel.

Sofort baute Eara einen Schild um sich auf, damit sie nicht vom Geschoss getroffen wurde. Doch sie hatte sich geirrt, der Magier hatte nicht auf sie gezielt. Der Bolzen schoss an ihrem Schild vorbei und bohrte sich tief in Mortols Schulter. Am Rande registrierte Eara, dass sie keine Dunkle Magie gespürt hatte, doch jetzt sandte sie ihre Schlieren aus, um den jungen Zauberer des Feuers zu fangen. Der ließ das Rohr fallen und blickte sie hasserfüllt an. Er machte keine Anstalten zu fliehen, sondern zog einen weiteren Bolzen hervor, dessen Spitze er sich in den eigenen Hals trieb, noch ehe die Dunkle Magie ihn ergriffen hatte. Er starb nach wenigen Augenblicken.

Im Speisesaal brach Chaos aus. Die Novizen und niederen Zauberer bemühten sich zu entkommen, falls noch ein Attentäter unter ihnen war, die Hohen Zauberer versuchten vergeblich, sich um Mortol zu kümmern, doch das Gift der Bolzen breitete sich in seinen Blutbahnen unaufhaltsam aus. Eara trat näher zum dicken Körper und sah gerade noch, wie schwarzes Blut aus seiner Nase schoss und er ein letztes mal ausatmete. Nukia hatte recht behalten. Er war tatsächlich nicht an hohem Alter gestorben.



Zwischenspiel V – Geschäfte

Frühe Nacht, 32. Herbsttag 76 a.Z.

Unterhalb des Oktrons in Nordgard, Hadria

„Alles ist geschehen, wie Ihr es gewünscht habt, Meister!“, verkündete seine Dienerin. Der Herr der Schatten bedeutete ihr, das Kästchen zu öffnen und betrachte den Inhalt ausgiebig. Er unterdrückte den Ekel und lächelte. Eara hatte Wort gehalten und die aufmüpfige Zauberin genau in die Arme seiner Männer getrieben. Es hatte sich als richtig erwiesen, der Souveränin die Hinweise bezüglich des Käfers zu geben.

„Hervorragend! Du darfst gehen. Ach und ... bewahre den Kopf auf! Wir werden ihn noch zur Abschreckung verwenden.“

Noch wollte die Souveränin nicht, dass er Nukias Ende veröffentlichte und der Herr der Schatten war bereit, sich ihren Forderungen zu beugen. Er würde sich nicht mehr lange gedulden müssen. Bald schon würde alle Welt erfahren, dass es sich nicht lohnte, sich mit ihm anzulegen. Wer würde es nach dem Tod einer der mächtigsten Zauberinnen Hadrias noch wagen, sich gegen ihn zu stellen? Dem Herrn der Schatten fiel nur eine Person ein.

„Verstaut die Behälter endlich richtig und gebt sie dem Händler mit! Die Souveränin wird nicht allzu lange auf ihr Gas warten wollen“, wies er seine Helfer an. „Und dann packt alles hier zusammen und verschwindet. Es ist nicht nötig, dass Eara bald ihre Zauberer hierherschickt. Bis morgen möchte ich das neue Versteck einweihen können.“

Seine Diener befolgten die Anweisungen und bald schon kehrte Ruhe ein im Gewölbe unter dem Oktron. Nur die heiße Maschine tickte und stampfte, während sie die größte Stichflamme der bekannten Welt erzeugte.

„Wer war sie?“ fragte eine tiefe Stimme aus dem Halbdunkel.

„Eine Zauberin, die sich in zu kurzer Zeit zu viele Feinde gemacht hat“, entgegnete der Herr der Schatten leise ohne aufzublicken. „Einige legen sich mit dem Gesetz an. Andere mit den Gesetzlosen. Aber wer beides tut, hat keine sehr hohe Lebenserwartung.“

„Ihr habt Euch eine exzellente Gelegenheit entgehen lassen.“

Nun sah der Herr der Schatten doch auf. Ruhig erwiderte er den Blick der beiden weißen Punkte aus der Dunkelheit. „Zwei Tage. Wenn Ihr nur zwei Tage früher zu mir gefunden

hättet, ich hätte Euch ein Haar der Souveränin geben können. Dennoch bin ich mir sicher, dass ich Euch auf andere Weise zufriedenstellen kann. Wenn der Preis stimmte, habe ich bisher noch jedem helfen können.“

Eine gezackte Maske glitt in das Licht der letzten Feuerschale. „Und was ist Euer Preis?“

„Das kommt ganz darauf an, was Ihr haben wollt. Ich kann Euch meine Treue bieten, Informationen über alles, was es in Hadria zu wissen gibt, und mit ein bisschen Mühe auch ein Haar der Souveränin. Doch dafür verlange ich Nordgard.“

„Ganz Hadria ist bereits einem anderen versprochen“, grollte das Gespenst. Der Herr der Schatten mochte es nicht besonders, aber Sympathie hatte ihn in seinen Geschäftsbeziehungen noch nie eingeschränkt.

„Dann könnt Ihr mir bloß noch das ewige Leben bieten. Aber allzu viel kann ich Euch dafür leider nicht geben. Ich weiß, dass Euch dieses Angebot nichts kostet, und das drückt nun mal den Preis.“

„Ihr hattet mir von diesem Cantharis erzählt ...“

„Ja. Ich kann dem Ewigen Rat mehrere Zentner davon beschaffen, wenn Ihr es wünscht.“

„Könnt Ihr es so einrichten, dass der giftige Rauch nach unten anstatt nach oben quillt?“

Der Herr der Schatten spürte, wie seine Augenbrauen die Stirn emporkletterten. „Warme Luft hat die Angewohnheit, nach oben zu steigen, aber meine Alchemisten können sich etwas ausdenken. Doch wozu solltet Ihr so etwas brauchen?“

„Hadria bedeutet Eara viel, nicht wahr?“

„Sofern es überhaupt noch irgendetwas gibt, das ihr etwas bedeutet“, meinte der Herr der Schatten, während sich eine leichte Besorgnis in seiner Brust ausbreitete.

„Dann muss die Insel brennen! Kaum etwas wird ihr so viel Kummer bereiten, wie vom Leid der ihr Anvertrauten zu wissen. Je mehr Hadria leidet, desto größer ist meine Rache!“ Wahnsinn flackerte in den weißen Augen des Svrattor. „Yra hat leider keine Kellergewölbe, die Feste besteht nur aus Türmen, also müssen sie herhalten. Ein hübsches Feuerchen mit sinkendem, giftigen Rauch in die Spitze von jedem davon, und die ganze Feste wird ausgeräuchert. Die Zauberer werden ihren Schutz verlassen müssen und Kreaturen werden sie erwarten. Jeder, der sich mir nicht anschließt, wird sterben, das sollte jeglichen Widerstand in Hadria zerbrechen. Anschließend wird die Dunkelheit diese Insel beherrschen. Dörfer und Städte werden brennen, Blut wird den Schnee rot färben und Leichen werden vor der Küste treiben. Dunkle Magie kann doch angeblich gewaltige Schmerzen verursachen, nicht wahr? Wir werden eine Generation von Magiern heranzüchten und sie werden das Volk nicht länger unterstützen, ihr Ziel wird es sein, den Hadriern so viele Schmerzen wie möglich zu bereiten. Eine ganze Welt unter der Knechtschaft der Folter, das ist meine Vision.“

Mehr als alles andere war es die kühle Ruhe in diesen Worten, die den Herrn der Schatten anwiderte. „Und wofür das alles?“, fragte er heiser.

„Weil ich ein Ziel habe: Die Helden von Andor sollen leiden – so viel und so lange wie möglich. Körperliche Pein alleine kann das nicht erfüllen, es braucht andere Mittel. Glaubt nicht, dass ich etwas gegen irgendeinen hadrischen Bauern hätte. Sie alle sind nur Mittel zum Zweck.“

„Aber was bringt Euch Euer Ziel?“

Der Geist lachte finster. „Ich strebe nicht nach Macht, oder Reichtum, oder Glück! Einst wurde ich mit einer Bestie von Thakkum verglichen: Wenn ich mir erst ein Ziel gesucht

habe, dann lasse ich es nicht wieder los. Ich verfolge es, ohne Rücksicht auf Schmerz, auf Vernunft oder auf das Leben anderer. Und mein Ziel ist die vollkommene Rache.“

Beeindruckt nickte der Herr der Schatten. „Man könnte es Disziplin nennen. Oder Starrsinn“, überlegte er. „Kommt in zwei Monden wieder, dann gebe ich Euch fünf Zentner Cantharis, dessen Rauch nach unten sinkt.“

Das Gespenst senkte andeutungsweise die gezackte Maske und verschwand in der Dunkelheit. Zurück blieb der Herr der Schatten, der nachdenklich auf seinem Thron saß. Während der Chor seiner Gedanken lärmte, kehrte Ruhe ein im Gewölbe unter dem Oktron. Nur die heiße Maschine tickte und stampfte immerfort.



r – Nar´Al´Pan

Morgendämmerung, 40. Herbsttag 76 a.Z.

Nördliches Ende der Zwergenstraße, Graues Gebirge

Etwas schüttelte Drukil. Unwillig brummte er und versuchte, die Kälte der Nacht, die durch die warme Decke des Schlafes drang, zu ignorieren. „Wacht auf!“, brüllte eine Stimme. Erneut brummte Drukil nur. „Wir werden angegriffen! Kommt endlich zur Besinnung und helft Euren Freunden!“

Erschrocken riss Drukil die Augen auf. Über ihn war eine schlanke Gestalt gebeugt, die ihm sein neues Schwert hinhielt. Drukil sprang auf und blinzelte kurz, dann zog er die Klinge aus der Scheide. Erneut blinzelte er und drehte sich dann zu der Gestalt um. „Rühr nie wieder mein Schwert an!“, fuhr er Ken Dorr an.

Er verließ sein Zelt, dicht gefolgt von diesem Dieb. Drukil achtete darauf, ihm nicht vollständig den Rücken zuzuwenden. Ken Dorr besaß nur einen Dolch, die Helden hatten ihm vorsichtshalber nicht erlaubt, in ihrer Nähe ein Schwert zu tragen. Doch auch mit diesem Dolch wäre es ihm ein Leichtes, Drukil jetzt niederzustrecken. Ken Dorr machte allerdings keine Anstalten, etwas Derartiges zu tun. Stattdessen stürzte er sich in den Kampf und stand schon bald einem fauchenden Wargor gegenüber.

Drukil orientierte sich. Chada und Thorn standen nebeneinander auf einem flachen Felsen und wehrten gemeinsam drei Bergskrale ab, Leander stand etwas abseits bei den Pferden und verteidigte sich mit seinem Stab gegen zwei Wargors gleichzeitig. Tatsächlich schienen drei Wargors und ebenso viele Skrale alle Angreifer zu sein, also eilte Drukil dem blinden Seher zu Hilfe, der bereits in großen Schwierigkeiten steckte. Mühsam wirbelte er seinen Stab durch die Luft und stieß damit die eine Kreatur beiseite, der andere Wargor

jedoch riss ihm mit einem Klauenhieb das Bein auf. Drukil durchbohrte ihn von hinten. Ehe er sich dem zweiten zuwenden konnte erscholl plötzlich ein zorniges Wiehern und ein großer weißer Hengst bäumte sich auf und stampfte die sich aufrappelnde Kreatur in Grund und Boden. Erneut wieherte Ambra, doch dieses Mal klang es eher triumphierend.

Drukil fuhr herum und sah, dass einem der Bergskrale ein Pfeil in der Schulter steckte, ein anderer lief davon. Vom dritten bemerkte er nur den Kopf, vom Körper gab es keine Spur. Dann jedoch erhaschte er einen Blick auf einen weiteren Wargor, der geradewegs auf ihre beiden Zelte zueilte. Drukil rannte schnell dazu, doch nicht schnell genug. Wenn der Wargor zwischen die Zelte geriet, wo die Rote Katze leuchtete, dann würde er sie vielleicht versehentlich in Brand setzen!

Die Rote Katze. Die Menschen nannten sie Feuer und Leander hatte behauptet, sie sei nur eine Reaktion, bei der unter Verbrauch von Luft und Brennmaterial Energie in Form von Licht und Wärme freigesetzt wurde, doch Drukil wusste es besser. Der Bär in ihm mied die Rote Katze, denn sie war ein boshafes Lebewesen. Sie konnte beißen, fressen und töten, konnte verhungern und ersticken, konnte wachsen und sich bewegen. Sie war schön und majestätisch, aber vor allem gierig und mörderisch. Andere versuchten, die Rote Katze zu zähmen, doch Drukil wusste um ihre Tücke. Je mehr man sie fütterte, desto gefährlicher und unkontrollierbarer wurde sie. Einmal freigelassen, konnte sie ganze Wälder fressen. Und jetzt würde diese Kreatur sie womöglich entfesseln.

Da erschien Ken Dorr vor dem Wargor und stach mit seinem Dolch nach ihm. Die Kreatur wich gewandt aus, doch der Dieb setzte nach und versetzte ihr einen tiefen Schnitt in der Flanke. Kurz schmerzte Drukil die eigene Wunde, die der Bleiche König ihm einst beigebracht hatte und Mitleid mit der Kreatur flammte in ihm auf. Der nächste Dolchstoß traf den Wargor im Kopf und jedes Mitleid hatte sich erübrigt.

Geschickt zog Ken Dorr seinen Dolch aus dem Schädel des toten Wargors, wischte das schwarze Blut am mageren Gras ab und lächelte Drukil an. Im Licht der Roten Katze glänzte der Dolch tückisch. Er war eine meisterliche Arbeit, die Klinge war perfekt ausgewogen, ebenso scharf wie hart. Das beeindruckendste jedoch war das Griffstück: eine goldene Schlange wand sich um den Griff, jede Schuppe war einzeln herausgearbeitet. Als Knauf fungierte der Kopf der Schlange, zwei Rubine leuchteten als glühend rote Augen, die böseartig funkelten. Eine gespaltene Zunge ragte aus dem Maul. Der Dolch war ein Ebenbild seines Trägers, denn genau das war Ken Dorr: Eine Schlange, falsch und widerlich, die sich aus jeder Situation herauswinden würde. Wenn es nach Drukil gegangen wäre, dann hätten sie ihn nicht ins Graue Gebirge mitgenommen. Das Lächeln erwiderte er nicht.

Um die Verfolgung der grauen Riesen aufzunehmen, hatten die Andori vier Monde benötigt. Für ihre erneute Reise ins Gebirge hatten sie diesmal nur einen halben gebraucht. Allerdings benötigten sie diesmal auch nicht Dutzende von Menschen, um auf ihrem Rückweg befreite Sklaven mitzunehmen und zu versorgen, sondern waren nur zu fünf, sofern man die fünf Pferde nicht berücksichtigte. Nur Chada, Thorn, Leander und Drukil. Und natürlich Ken Dorr, der schon längst Gestorbene.

Drukil starrte auf die Leiche des Gors zu seinen Füßen. Ein deutlich sympathischeres Wesen als sein Mörder. Missmutig betrachtete er die Wunde an der Flanke. Sie glich seiner eigenen so sehr.

Ken kniete sich neben das Wesen und strich über den blutigen Schnitt. „Was für eine Verschwendung!“, murmelte er leise.

„Willst du etwa behaupten, der Gor habe dir etwas bedeutet?“

Verwundert blickte Ken Dorr zu Drukil auf. „Aber nein! Ich spreche davon, dass ich das Gift vollkommen umsonst verbraucht habe.“

Drukil beugte sich nach unten und roch an der Wunde. Tatsächlich stieg ein ätzender Gestank von dem Schnitt auf. Fassungslos starrte der Hautwandler Ken Dorr an. „Der Dolch ist vergiftet?“

„Schau dir die Waffe doch an. Eigentlich ist sie viel zu kostbar, um damit zu kämpfen.“ Diesen Kommentar verstand Drukil nicht. Wozu sonst brauchte man denn Waffen? Eine Waffe, mit der man nicht kämpfte, das war Verschwendung! Ken Dorr fuhr unbeirrt fort: „Aber dieser Dolch ist mehr als nur eine gute Waffe.“ Er drückte mit seinem kleinen Finger leicht auf die goldene Schwanzspitze der Schlange, die daraufhin einklappte. Zugleich erschien an der Spitze des Dolches ein hellgrüner Tropfen, der den gleichen Geruch verströmte, wie er auch von der Wunde ausging. Jetzt, wo er darauf achtete, erkannte Drukil, dass eine kleine Öffnung eingelassen war, ein Röhrchen, das sich durch die Klinge zog. „Eine Vypera windet sich um den Griff des Dolches, und eine Vypera spendete ihr Gift, um ihre Schwester umso tödlicher zu machen.“ Ken drehte lässig den Griff des Dolches ab und zog ein kleines Glasgefäß heraus, das er prüfend musterte. Da es noch zur Hälfte voll war, nickte er nur und steckte alles wieder an seinen Platz.

Drukil stand auf. „Das ist unnatürlich! Schlangen sind giftig, Menschen nicht. Ein guter Kämpfer gewinnt auch ohne Gift.“ Mit diesen Worten drehte er sich um und stapfte davon.

„Menschen haben auch keine Krallen! Ist dein Schwert nicht ebenso *unnatürlich*?“, rief Ken Dorr ihm noch hinterher. „Und was spricht denn dagegen, jeden Vorteil zu nutzen, der sich einem bietet? Insbesondere, wenn man für die gute Sache kämpft?“

Drukil würdigte ihn keiner Antwort.

Später Vormittag, 40. Herbsttag 76 a.Z.

Nördliches Ende der Zwergenstraße, Graues Gebirge

Nachdem sie alles zusammengepackt hatten, brachen sie auf. Da sie jetzt besseres Terrain erreicht hatten, bestiegen sie ihre Pferde und waren nicht länger zu Fuß unterwegs. Bisher hatten die Tiere sich eher als Behinderung denn als Hilfe erwiesen, da sie zwar viel Gepäck schleppen konnten, aber zugleich selbst Futter und Wasser benötigten und viele Wege mit ihnen nicht passierbar waren. Jetzt aber, wo sie die alte Straße erreicht hatten, erwies es sich als gute Idee, Rösser ins Gebirge mitzunehmen, denn sie kamen nun um ein Vielfaches schneller voran.

Drukils Pferd allerdings – ein niederträchtiger Rappe mit böartigen dunklen Augen – war ein gemeines Biest, dessen Boshaftigkeit auch von den Kreaturen, gegen die sie heute gekämpft hatten, nicht übertroffen werden konnte. Gab man ihm einen Apfel, dann versuchte es nach der Hand zu beißen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit bemühte es sich, Drukil abzuwerfen und er lenkte es immer mit einem gewissen Abstand von irgendwelchen Abgründen, aus Furcht, es könnte hineinspringen, nur um seinen Reiter mit in den Tod zu nehmen. Ein Pferd wie das von Leander hätte er gerne. Dessen braune Stute war ein folgsames Tier. Zwar folgte sie nicht den Anweisungen Leanders, sondern dem Weg der anderen Pferde, doch sie gab dabei stets ihr Bestes, um ihren Reiter möglichst bequem und sicher zum Ziel zu bringen. Es war nur logisch, dem Blinden ein Pferd zu geben, das sich seinen Weg selbst suchte, aber wieso hatte Drukil nicht ein ähnliches bekommen können? Er war zuvor schließlich auch noch nie geritten!

So kam es auch, dass am späten Nachmittag seine Beine furchtbar schmerzten, außerdem war ihm schwindelig von der ungewohnten Art der Fortbewegung. Doch er wusste, dass er in seiner Konzentration nicht nachlassen durfte. Sein Pferd würde das sofort spüren und die Möglichkeit nutzen, um ihn loszuwerden. Zumindest kam er so kaum dazu, über seine Umgebung nachzudenken.

Er hatte gehofft diesen Ort für immer hinter sich zu lassen und jetzt war er wieder hier. Dieses Gebirge war falsch, anders konnte man es nicht nennen. Sie waren jetzt noch unterhalb der Baumgrenze und trotzdem wuchsen nicht einmal Kiefern oder Aschenbäume am Wegesrand. In den Schluchten oder an den Felswänden war das ja noch verständlich, wo es zu steil war als dass etwas hätte wachsen können. Aber hier hätten überall Bäume stehen müssen, die Straße müsste eigentlich durch den Wald führen. Doch der Bär in ihm spürte, warum sie es nicht tat. Der Wald, der hier einst gestanden haben mochte, war vor vielen Jahren nicht bloß abgeholzt, sondern geradezu vernichtet worden. Ohne die festigenden Wurzeln wurde das Erdreich vom nächsten Regen davongespült, und da es keine sterbenden Bäume mehr gab, konnte auch keine weitere Erde mehr nachkommen. Die Krahder, die für dieses Verbrechen verantwortlich waren, hatten in wenigen Jahren etwas vernichtet, was sich nur im Laufe vieler Jahrtausende wiederherstellen ließ: Das Leben des Gebirges. An einigen Orten wuchs noch karges Gras, aber für Bäume war der Boden zu mager, sie konnten sich nicht halten. Nur äußerst vereinzelt krallte sich ein verkrüppelter Busch an den kahlen Fels. Und die wenigen übrigen Wälder waren krank und schwach, wohl durch den Einfluss ihrer Dunklen Hexerei. Für Drukil ein Beweis, dass niemand versuchen sollte, in die Natur einzugreifen.

Heute war der Himmel von dichten Wolken bedeckt, die auch einige Berggipfel vor seinen Blicken verbargen. Er war sich nicht sicher, aber es schien ihm, als wären die Wolken in Laufe des Tages dunkler geworden. Auch die kalte Gebirgsluft war noch weiter aufgefrischt und der Nordwind schien auch zugenommen zu haben. Kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gebracht, da spürte er einen kühlen Punkt in seinem Nacken und einen weiteren auf seinem Handrücken. Drukil betrachtete den Wassertropfen auf seiner Haut und blickte dann zu den Wolken. Leider bemerkte sein Pferd die Veränderung sofort und bäumte sich so plötzlich auf, dass Drukil sich nur dank seiner raschen Reflexe auf dem Rücken des tückischen Biestes halten konnte.

„Es regnet!“, rief er seinen Gefährten zu. Anschließend warf er erneut einen prüfenden Blick zum Himmel, betrachtete die dahineilenden Wolken, die mit jedem Augenblick dunkler wurden. Er schnupperte und schmeckte den Sturm in der Luft. „Da kommt was ganz Finsteres auf uns zu!“, sagte er laut.

„Allerdings, das tut es!“, bestätigte Leander düster. Der Seher rief noch etwas, doch eine plötzliche Windböe übertönte ihn. Im nächsten Moment fühlte Drukil erneut Tropfen auf der Haut, deutlich mehr als eben. Vor ihm zog sich Thorn seine blaue Kapuze über.

„Ihr solltet nach einem Unterschlupf Ausschau halten“, brüllte Leander gegen den Wind.

„Besser, wir beeilen uns!“, bestätigte Thorn und ohne sichtbaren Befehl begann Ambra sofort deutlich schneller zu laufen. Die anderen wechselten ebenfalls in ein leichtes Galopp, und sogar Drukils Pferd folgte den anderen. Im nächsten Moment veränderte sich das Rauschen des Wassers und auf der ganzen Straße hüpfen weiße Punkte umher, die Drukil erst für kleine Tiere hielt, bis er begriff, dass es sich um Hagelkörner handelte. Einen Unterschlupf auszumachen war bei diesem Wetter kaum noch möglich, dazu war die Sicht zu schlecht.

Es dauerte nicht lange und Drukil war durchnässt bis auf die Haut, außerdem fröstelte er. Er vermutete, dass es den anderen kaum besser ging, doch was sollten sie schon tun? Sie mussten diesen Sturm durchstehen, das war die einzige Möglichkeit.

Plötzlich ertönte ein ohrenbetäubender Knall und für einen Augenblick war alles in ein unwirkliches gleißendes Licht getaucht. Der Bär in Drukil erschrak fast so sehr wie sein Reittier. Selbstverständlich ging Drukils Pferd angesichts des Blitzes durch. Es raste davon und verließ die Straße nach Westen, galoppierte einen Berghang entlang und ignorierte alle Versuche Drukils, es zu stoppen. Die Hufe donnerten auf den nassen Fels. Drukil wurde kräftig durchgeschüttelt und fiel fast aus dem Sattel. Hinter sich hörte er die Stimmen seiner Gefährten seinen Namen rufen und er hoffte, dass sie ihm folgten, er hatte jedenfalls keine Ahnung, welchen Pfad sein Rappe einschlug. In blinder Panik rannte das Pferd durch den Hagel, dass es nicht abstürzte, grenzte an ein Wunder.

Irgendwann verlangsamte es sein Tempo. Die Flanken bebten und es war sogar zu erschöpft, um noch einen Versuch zu unternehmen, Drukil abzuschütteln, was ihm jetzt gewiss nicht sonderlich schwer gefallen wäre. Da zuckte ein weiterer Blitz über den Himmel und schon rannte das Ross wieder los, diesmal registrierte Drukil nicht, in welche Richtung. Durch den Regen erhaschte er einen kurzen Blick auf die anderen vier, und ihm wurde bewusst, dass sie immerhin noch hinter ihm waren. Sie hatten ihn nicht aus den Augen verloren! Drukils Pferd erklimmte einen grasbedeckten Hang, die Hufe gruben tiefe Löcher in den Boden. Oben angekommen blieb es stehen und Drukil wartete bereits auf den nächsten Blitz, doch der blieb aus.

Endlich holten die anderen ihn ein und erleichtert erkannte Drukil, dass es noch immer vier Reiter und vier Pferde waren. Wenn Ken Dorr abgestürzt wäre, dann wäre das zwar kein allzu großer Verlust gewesen, aber sein Reittier hätte ihm leidgetan.

„War keine Absicht!“, schrie Drukil, ohne zu wissen, wie viel bei den anderen ankam. Da setzte Thorns Schimmel sich in Bewegung, langsam begann Ambra den Abstieg des Hanges. „Das ... falsche Seite!“, vernahm Drukil Chadas Stimme, doch die anderen Pferde folgten bereits. Ambra setzte die Hufe vorsichtig und vermutlich war es nur dieser Tatsache zu verdanken, dass sie keine Schlammlawine auslösten.

Die fünf Reiter akzeptierten schließlich den Willen ihrer Tiere. Nachdem sie unten angekommen waren, folgten die Pferde einem reißenden Bachlauf und gelangten bald zu einer Steilwand, in der eine deutliche Öffnung prangte. Der Bach floss hinein und verschwand in der Dunkelheit.

„Eine Höhle!“, rief Ken Dorr, um auch Leander auf ihre Entdeckung hinzuweisen.

Thorn lenkte seinen Schimmel zum Eingang, doch ehe er hineinreiten konnte, blieb er plötzlich stehen. Auch die anderen Pferde wurden nervös und weigerten sich, die schützende Höhle zu betreten. Drukil merkte, dass ihn ein mulmiges Gefühl beschlich, doch Ken Dorr stieg ab und zog sein Pferd in den Eingang. „Worauf wartet ihr noch?“, rief er.

„Wir sollten da vielleicht nicht rein“, antwortete Drukil zögernd. Alle seine Instinkte warnten ihn vor dem, was in dieser Höhle lauern mochte. Aus dem Inneren schlug ihm warme Luft entgegen wie der Atem eines gigantischen Tieres. Die Pferde schnaubten nervös. „Wir sollten da ganz sicher nicht rein“, verbesserte sich Drukil.

„Wir können nicht länger hier draußen bleiben!“, widersprach Leander. „Gewitter sollte man irgendwo verbringen, wo man geschützt ist.“ Wie auf sein Stichwort lösten sich mit einem lauten Knirschen in einiger Entfernung große Felsbrocken und stürzten an ihnen vorbei in die Tiefe.

„Aber da drinnen sind wir nicht geschützt“, wandte Thorn ein. „Ambra hat uns hergeführt, weil sich hier ein trockener Unterschlupf befindet. Aber was, wenn dieser Unterschlupf bereits bewohnt ist? Wenn unsere Pferde im Regen bleiben wollen, dann sicher nicht ohne Grund.“

„Höhlen wie diese werden von Trollen bewohnt“, ergänzte Drukil. „Wer ist noch dafür, dass wir weiterziehen?“

„Ich!“, rief Thorn, doch Chada schwieg.

„Wenn wir hier draußen bleiben, dann können wir jeden Moment von Steinen oder Schlamm erschlagen werden. Außerdem erfrieren wir, wenn das so weitergeht“, widersprach Leander. „Ich bin dafür, dass wir uns jetzt in die Höhle zurückziehen. Wer noch?“ Er hob einen Arm, nach kurzem Zögern auch Chada.

Dann meldete sich auch Ken Dorr und sagte: „Drei gegen zwei!“

„Was? Du zählst nicht!“, rief Drukil.

Ken Dorr funkelte ihn an. „Ach nein? Ich werde zumindest nicht hier draußen erfrieren, nur weil die Pferde Angst vor der Dunkelheit haben.“ Mit diesen Worten verschwand er im Höhleneingang und zerrte sein eigenes Tier hinter sich her.

Chada beugte sich zu Thorn hinüber und sagte etwas, zu leise, als dass Drukil es über das Tosen des Sturmes verstanden hätte. Doch der Krieger nickte schließlich. „Wenn das tatsächlich eine Trollhöhle ist, dann wird der Bewohner sich bald wünschen, woanders zu hausen. Wir werden das Gebirge von einer Plage mehr befreien.“ Mit diesen Worten tätschelte er Ambras Hals und das Pferd setzte sich widerstrebend in Bewegung.

„Noch ist ohnehin nicht die Zeit, in der Trolle Winterschlaf halten“, fügte Leander hinzu. „Mit etwas Glück ist der Bewohner nicht zu Hause. Der Geruch des Trolls würde die Pferde verschrecken, auch wenn er seit einem halben Jahr nicht mehr hier war.“

Drukil musste Leander in Gedanken zustimmen, aber zugleich wurde er das Gefühl nicht los, dass in dieser Höhle etwas lauerte, das er nicht aufwecken wollte. Die anderen stiegen nun auch ab und gingen in die Höhle. Während Drukil noch überlegte, ob er ihnen folgen sollte, setzte sein widerborstiges Pferd sich von alleine in Bewegung und fast hätte er sich den Kopf gestoßen. Rasch stieg er ab und folgte seinen Freunden.

Innen ragten seltsame Steinsäulen auf wie die Zähne eines Ungeheuers. Drukil musterte sie unbehaglich. Das waren keine Tropfsteine... Der Bach entschwand in einer kleinen Öffnung an der Seite, da aber dennoch im Eingangsbereich überall Wasser auf dem Boden stand, waren die anderen schon unterwegs in Innere. Wenn es nach Drukil gegangen wäre, hätte er lieber etwas Nässe ertragen, aber er wurde ja nicht gefragt. Schweren Herzens folgte er den anderen, bis die Dunkelheit sie alle verschluckte.

Sie waren komplett durchnässt, auch ihr Zunder, es war ihnen also nicht möglich, eine Fackel zu entzünden. Bald schon war jegliches Licht verschwunden und nur Leander konnte sie in dieser vollkommenen Finsternis leiten. Die Pferde staksten ihnen hinterher und setzten ihre Schritte spürbar widerstrebend. Der Boden war eben, die Gefahr zu Stolpern war also recht gering. Leander berichtete ihnen, dass die meisten Höhlen im Gebirge von sogenannten Arpachen gegraben worden waren, riesigen Insekten, deren Mandibeln sich sogar durch Stein graben konnten und die gewaltige unterirdische Bauten anlegten. Heute aber seien die ameisenähnlichen Wesen selten geworden und die meisten ihrer verwinkelten Gänge seien verlassen. Aber Drukil fürchtete andere Gefahren, die sich in der Dunkelheit verbergen mochten, auch deutlich mehr.

Allmählich konnte er wieder Umrisse erkennen. „Hier gibt es Licht“, rief er, doch da seine Worte laut von den Höhlenwänden widerhallten, wünschte er schon im nächsten Moment, er wäre leise geblieben. Alle erstarrten, doch nichts regte sich, keine Bestie erschien, um über sie herzufallen. Schließlich folgten sie dem Lichtschein deutlich leiser als bisher, auch die Pferde setzten ihre Hufe instinktiv behutsamer auf.

Sie traten um eine Biegung und Chada hielt Leander zurück, der schon weiterlaufen wollte. Vor ihnen erstreckte sich ein großer Raum - vielleicht zwanzig mal zwanzig Schritt - mit zwei weiteren Ausgängen, ebenfalls von Arpachen gegraben, aber mit Fellen ausgelegt. Die Decke zeigte bedenkliche Risse, doch wurde gestützt von einem guten Dutzend steinernen Streben wie schon im Eingang, die scheinbar willkürlich im Raum verteilt waren. Die Arpachen hatten genau gewusst, wie viel Fels sie entfernen konnten. In der Mitte, in einem Kreis ohne Felle, loderte die Rote Katze, deren Rauch durch die Risse in der Decke verschwand. Daneben saß eine Gestalt, die mit einem langen Stock in den Flammen stocherte. Sie hatte einen muskulösen Körper und eine graubraune Haut. Um die Hüften hing ein langer zottiger Pelz und die Füße steckten in Fellstiefeln, ansonsten war der Fremde vollkommen nackt. Der Kopf erschien zu groß im Vergleich zum Körper, die Augen waren bernsteinfarben, der Mund breit und schief. Von der archaischen Kleidung abgesehen hatte die Gestalt kein einziges Haar am Leib, der Kopf, die Brust, der Rücken, alles war kahl. Die Ohren liefen nach oben hin spitz zu, die Beine hatte er angewinkelt vor sich. Von den Proportionen seiner Gliedmaßen her hätte er ein Mensch sein können. Nur dass er selbst im Sitzen mehr als doppelt so groß war.

„Kraher!“, entfuhr es Drukil.

Sofort blickte die Gestalt auf und knurrte ungehalten. „Kra itul mituk, asan'torl ifin Dor 'bosak!“, sagte der Sitzende langsam mit einer Stimme wie rauer Fels.

Sofort trat Leander vor und rief beschwichtigend: „Isuk! Zweth'irat motl garab! Sokul ... Sokal vragas ... äh ... vragan isam. Iroor ...“

Die Gestalt lachte schallend. „Wahrlich lange ist es her, dass jemand in der Zunge meines Volkes mit mir sprach, auch wenn es selten so gebrochen erfolgte“, antwortete er in der Gemeinen Sprache, wenn auch mit deutlichem Akzent. „Nein, kleiner Bär, ich bin kein Kraher. Ich bin ein Riese. Der letzte Riese!“

Noch ehe Drukil über die Anrede staunen konnte, fragte Thorn angespannt: „Wo ist da der Unterschied?“

Der Riese schüttelte traurig den klobigen Kopf. „So viel Zeit ist vergangen, dass die Völker dieser Welt nicht mehr wissen, was wir Riesen einst waren. Ehe alles sich veränderte.“ Er musterte die Helden. „Aber ihr seid ja ganz durchgefroren. Kommt, setzt euch an mein Feuer und wärmt euch auf. Seid willkommen in meinen Hallen. Mein Name lautet Nar'Al'Pan! Ihr dürft mich Pan nennen.“

Vorsichtig näherten sich die Helden der Roten Katze. Drukil betrachtete die tanzenden Schatten, die sie an die Wand warf. Sie banden die Pferde an eine Steinsäule und traten wachsam auf Nar'Al'Pan zu. Der lächelte sie an und winkte sie zu sich. „Ich habe selbst nicht viel, aber ich denke, dass ich euch ein wenig Suppe anbieten kann. So klein, wie ihr seid, braucht ihr sicher kaum etwas.“ Er griff nach einer Tonschüssel groß wie ein Waschzuber und füllte eine dunkle Flüssigkeit hinein, die in einem steinernen Kessel an einem Dreibein aus kleinen Baumstämmen über den Flammen brodelte. Die Schüssel stellte er vor den Helden ab und legte noch einen gewaltigen Holzlöffel dazu.

Schließlich nahm Chada die Kelle auf und tunkte sie in die Suppe, nahm einen vorsichtigen Schluck. Sie betrachtete ihren Gastgeber, dann sagte sie: „Wir danken für Eure Gastfreundschaft, Nar’Al’Pan.“

Pan lehnte sich zurück und auch die fünf Neuankömmlinge ließen sich jetzt in die weichen Pelze fallen, Thorn erst, nachdem er die Pferde getrocknet und gefüttert hatte. In seinen Händen wurde auch Drukils Pferd lammfromm.

Schließlich begann der Riese zu erzählen: „Vor langer Zeit, als die Welt noch jung war, lebten alle Wesen an dem Platz, den die Natur ihnen zugewiesen hatte. Auch wir Riesen. Wir bewohnten dieses Gebirge und unser Reich war Fels und Eis, nicht Feuer und Tod. Wir zogen jagend durch diese Berge, akzeptierten den Platz, den wir seit der Schöpfung innehatten. Niemand versuchte, die anderen Völker des Gebirges zu unterjochen oder nach den Sternen zu greifen. Wir folgten den alten Traditionen und siedelten, wo es uns gefiel. Heute haben die Völker das Gebirge zerstört, ihr müsstet es sehen, wie es früher war. Als noch keine Zwerge ihre Gemäuer hinterließen, als noch keine Drachen vom Himmel fielen, als noch keine Krahder die Wälder rodeten. Die Welt war ein besserer Ort damals.“

Drukil nickte zustimmend. Es war nicht gut, die Natur zu verändern, immer nach mehr zu streben. Man musste akzeptieren, was war, nur so verhinderte man Katastrophen wie solche, die das Gebirge heimgesucht hatten.

„Ihr sagt das, als wäret Ihr selbst dabei gewesen?“, bemerkte Leander und ließ es wie eine Frage klingen.

„Das war ich auch!“, bestätigte Nar’Al’Pan. „Ihr müsst wissen, ich war nicht irgendein Riese. Meine Familie und ich, wir waren die Giganten, die Herrscher und Götter unseres Volkes. Ich ... bin ein Gott!“

„Es gibt nur eine Göttin!“, widersprach Chada zaghaft.

Leander stieß ihr seinen Ellenbogen in die Seite und raunte: „Könntest du bitte davon absehen, ihn zu reizen?“

Pan lächelte milde. „Mag sein, das ihr Menschen nur eine Göttin habt, aber wir Riesen hatten einige, fünfzehn an der Zahl. Nur ich bin übrig.“

„Mutter Natur ist die Göttin aller Wesen“, entgegnete Chada, doch in einem versöhnlichen Tonfall.

„Das kann schon sein. Aber deswegen ist sie noch nicht die einzige.“

Chada holte Luft, doch Leander schüttelte unmerklich den Kopf und sie besann sich und widersprach nicht.

Nar’Al’Pan lachte leise in sich hinein. „Wir waren Götter, wenn auch nicht die euren. Mein Großvater Sol’Fan’Dar hatte sich seinen Platz als Stammesführer erkämpft, er und seine Familie hatten damit das Recht, aus dem Quell des Blutes zu trinken, jeden Tag einen Schluck vom Blut der Ewigkeit zu trinken, das ewige Jugend und Stärke verlieh.“

„Ihr lebt also nicht aufgrund Eurer Göttlichkeit, sondern nur dieser Quelle wegen so lange“, konnte Chada sich nicht verkneifen.

„Ja, der Quell des Blutes machte uns zu Göttern. Damals. Als jeder noch seinen Platz kannte und niemand sich auflehnte gegen die natürliche Ordnung.“ Er seufzte schwer.

Drukil entspannte sich zunehmend. Dieser Riese war so anders als die Krahder. Der Hautwandler genoss es, seine strapazierten Beine auszuruhen. Er badete in der angenehmen Hitze der Roten Katze, auch wenn der Bär in ihm sie noch immer fürchtete. Er kostete von der dunklen Suppe und wurde schläfrig in den weichen Pelzen, die so angenehm dufteten. Den anderen erging es ähnlich, nur Leander und Ken Dorr blieben angespannt. Die ewig

Misstrauischen. Hatten sie den Unterschied zwischen Riesen und Krahdern noch nicht erkannt?

„Aber es gab einige, die sich dieser Ordnung widersetzten. Als erstes waren es die Himmelsechsen und die kleinen Wesen, die sich selbst Dvarkûsim nennen.“ Drukil brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass Nar’Al’Pan damit die Zwerge meinte.

„Sie schlossen ein Bündnis, das wider ihre Natur war und nicht lange halten konnte. Sie lehnten sich gegen die Ordnung auf. Und so kamen die Dvarkûsim an die Oberfläche und die Himmelsechsen in den Boden. Dort fanden sie einen Zugang zu einem Ort, den sie Krahah nannten. Sie veränderten ihn, versuchten, ihn zu beherrschen. Sie wurden mächtig und zugleich machtlos, denn ohne Krahah vermochten sie nicht mehr zu leben. Aber das war nur der Anfang. Denn vor etwa eintausend Jahren gab es einen unseres Volkes, der ebenfalls gegen die bestehende Ordnung rebellierte. Sein Name war Nomion und er wollte erreichen, was uns nicht gegeben war. Er wollte den Quell des Blutes nicht länger nur für die Giganten, sondern für alle Riesen. Zusammen mit einem Aufrührer namens Borg startete er eine Rebellion gegen uns, gegen seine eigenen Götter. Er verstieß gegen alle Gesetze und tötete meine Familie. Nur ich war nicht dort, ich war damals in der gleichen Höhle, in der wir heute sitzen. Denn meine Aufgabe, schon seit Urzeiten, war es das Blut der Ewigkeit, das wir aus dem Quell gewannen, zu verstecken und zu bewachen.“ Der Riese deutete auf den Gang hinter sich.

„In dieser Höhle hier ist dieser Quell des Blutes?“, fragte Leander neugierig.

Pan schüttelte traurig den Kopf. „Nur das Blut der Ewigkeit, das wir aus dem Quell des Blutes zapften und vor gierigen Riesen verbargen, die ihren Platz nicht anerkennen wollten. Der Quell selbst wurde beim Aufstand zerstört. Daran sieht man, dass man sich nicht gegen die Natur auflehnen sollte. Nomion wollte das Blut der Ewigkeit für alle Riesen, und stattdessen hatte niemand es mehr. Niemand außer mir, doch der Verräter hatte alle Getreuen töten lassen, warum also hätte ich einem der Abtrünnigen etwas geben sollen? Die Vorräte genügten, um mich eintausend Jahre am Leben zu erhalten, und sie werden für noch einmal die Hälfte der Zeit reichen, bis der letzte Tropfen durch meine Kehle geronnen ist. Dann werde ich nicht länger ein Gott sein und sterben. Auch der letzte Riese wird vergangen sein.“

„Konnten nur Riesen vom Quell des Blutes trinken?“, wollte Leander wissen.

Nar’Al’Pan riss zornig die gelben Augen auf. „Nur Riesen durften davon trinken, so waren die Gesetze der Natur und die Gesetze unseres Volkes. Alles andere wäre Ketzerei!“ So schnell wie er wütend geworden war, so schnell beruhigte er sich wieder. „Nomion war ein Hexer, der die Ordnung der Welt verdrehte. Er hatte das Blut der Ewigkeit für alle Riesen – also auch für sich selbst – gewollt und er hatte versagt. Doch die Unsterblichkeit, die er nie erringen sollte, suchte er auf andere Weisen. Er entwickelte Tränke, erforschte die Nekromantie und merkte nicht, dass er sich mit jedem Tag weiter von den alten Traditionen entfernte und von dem, was es ausmachte, ein Riese zu sein. Borg wurde der neue Herrscher der Riesen und Nomions Fähigkeit, die Gebeine auferstehen zu lassen, ließ das neue Volk so vermessen sein, sich für unsterblich zu halten. Die Krahder, die Unsterblichen, nannten sie sich, dabei hatten sie alles, was zuvor noch an Unsterblichkeit in ihrem Volk war, verloren. Die Krahder bauten sich in kurzer Zeit ein eigenes Reich im Süden auf, wo das Gebirge von der Flammenden Ebene begrenzt wurde. Doch in ihrem Streben nach Macht kamen sie schon bald in Konkurrenz mit den anderen Völkern des Gebirges, mit den Himmelsechsen, den Dvarkûsim, den Trollen. Sie führten einen Krieg nach dem anderen, auf einen

scheinbaren Sieg folgte gleich die nächste Niederlage. Irgendwann starb Nomion, kurz darauf gab es ein großes Beben und die Himmelsechsen wurden geschwächt. Sie ließen neue Wesen für sich kämpfen, die niemand je zuvor gesehen hatte, aber schließlich starben sie selbst fast aus. Auch die Dvarkûsim zogen sich zurück in ihre Stollen. Alle hatten sie viel verloren, nur weil niemand von ihnen mit dem zufrieden sein wollte, was er hatte.“

„Du hast vollkommen recht, Nara ... Dingsbums ... Pan!“, ereiferte sich Drukil. „Wir alle müssen unseren Platz anerkennen. Wenn wir die Natur beherrschen wollen, richten wir sie zugrunde!“

„Ja!“, rief Nar'Al'Pan, vor Erregung ließ er seine gewaltige Faust auf den Höhlenboden krachen. „Aber ich bin ein Riese, kein Krahder. Ich folge den alten Traditionen und Gesetzen, bis das Blut der Ewigkeit aufgebraucht ist.“

Leander berührte Drukil leicht am Arm und zischte: „Drukil! Stachel ihn nicht auch noch an. Die Riesen jener Zeit ...“ Drukil schüttelte seine Hand ab.

„Die Krahder haben bekommen, was sie verdient haben!“, rief Drukil. „Wir haben sie vernichtet!“

Nar'Al'Pan schnappte nach Luft. „*Ihr* habt sie vernichtet?“, staunte er. „Wer hätte das gedacht...? Ich danke euch. Sie haben ihre wahre Natur verleugnet und sich der verderbten Hexerei zugewandt.“

„Außerdem waren sie Sklavenschinder!“, bestätigte Drukil.

„Wirklich? Ich wusste nicht, dass sie so tief gesunken sind!“

„Aber natürlich!“, bestätigte Thorn. „Sie haben regelmäßige Raubzüge unternommen, um neue Sklaven zu beschaffen. Die Menschen und Zwerge in ihrem Reich wurden grausam behandelt.“

Nar'Al'Pan brach in lautes Gelächter aus. „Ach so, das meint ihr! Ich dachte schon, sie hätten *einander* versklavt! Stimmt, ich habe gehört, dass sie die Menschen und Zwerge, die ihnen dienten, später Sklaven nannten. Zu meiner Zeit haben wir sie nie so bezeichnet.“

„Soll das heißen, dass es zu Eurer Zeit auch schon Sklaven gab?“, fragte Chada entsetzt.

„Aber nein!“ Er deutete auf die Pferde, die noch immer am Tropfstein angebunden waren. „Oder bezeichnet ihr sie etwa als Sklaven?“ Thorn schnappte nach Luft. „Früher war die Welt noch besser, als jeder an seinem Platz war. Die Himmelsechsen als Herrscher der Lüfte, die Giganten als Herren des Gebirges, die Dvarkûsim als Bewohner ihrer Stollen und die Menschen ... als Beute.“ Er lächelte.

Ken Dorr sprang auf. „Vielen Dank, Nar'Al'Pan, für Eure Gastfreundschaft. Wir haben uns jetzt aufgewärmt und ziehen weiter, wir werden Euch in guter Erinnerung behalten und niemandem etwas von dem Blut der Ewigkeit verraten.“ Er verbeugte sich galant und machte Anstalten, zu den Pferden zu gehen.

„Ihr wollt schon gehen?“, fragte Nar'Al'Pan enttäuscht. „Ich halte mich an die alten Traditionen. Und ich dachte, ihr versteht das. Ich dachte, ihr versteht, dass ich euch jetzt fressen muss...“

Pan riss seinen Stock aus der Roten Katze und schwang ihn mühelos, das glühende Ende hinterließ einen roten Halbkreis in der Luft. Ken Dorr ließ sich geistesgegenwärtig fallen, ehe das Holz ihn erreichte, ansonsten wäre er zerschmettert worden. Chada erhob sich schnell und fingerte nach ihrem Bogen, doch wegen der Nässe war die Sehne nicht gespannt. Thorn kam mühsam auf die Beine und versuchte, sein Schwert zu ziehen, aber unglücklicherweise verhakte es sich in der Scheide. Leander kam überraschend agil hoch,

konnte jedoch nicht viel mehr tun als seinen Stab schützend vor sich zu halten und auf die Geräusche in der Höhle zu lauschen.

Drukil selbst sprang auf und wich einige Schritte zurück, bis er über eine Ausbuchtung im Boden stolperte. Nein, nicht im Boden erkannte er, im Fell. Es war der Kopf des Tieres, auf dessen Pelz er es sich gemütlich gemacht hatte. Jetzt wusste er, woher der angenehme Geruch kam. Warum bloß war ihm das nicht früher aufgefallen? Es war ein Bärenfell...

„Widersetzt euch nicht!“, brüllte Nar´Al´Pan erbst und stand rasch auf. Jetzt erst war zu erkennen, wie gewaltig er wirklich war. Drukil reichte ihm vielleicht bis zum Knie, sein monströser Kopf stieß fast an die Höhlendecke, sein glühender Speer zischte durch die Luft und malte feurige Muster. „Ihr seid nichts als Nahrung! Das ist euer Platz in der Welt. Lehnt euch nicht dagegen auf!“

„Hierher!“, brüllte der sich aufrappelnde Ken Dorr und winkte zu dem Ausgang, der von Nar´Al´Pan aus gesehen hinter dem Feuer lag.

Drukil wollte aufstehen, doch da raste die furchterregende Waffe des Riesen auf ihn zu. Rasch rollte er sich zur Seite, keinen Moment zu früh, denn die Spitze bohrte sich neben ihm in den Bärenpelz und hinterließ den Gestank schmorender Haare. Er sprang auf und rannte zu dem Gang, auf den Ken Dorr gedeutete hatte.

Chada und Thorn liefen ebenfalls dorthin, doch Leander benötigte etwas länger, um herauszufinden, wohin seine Freunde eilten. Diese Momente waren die, die ihm fehlten, um zu entkommen. Während er noch auf den Eingang zurannte, trat Nar´Al´Pan einen Schritt um die Rote Katze herum und schwang seine Waffe. Leander hörte das Pfeifen und warf sich zur Seite, doch die glühende Spitze traf ihn dennoch am Bein und riss ihn fort. Er wurde gegen die Wand geschleudert und sackte kraftlos zu Boden, sein Stab wirbelte durch die Luft und verfehlte Drukil nur um Haaresbreite. Pan grinste hämisch und griff Leander am Mantel. Er hob ihn mühelos hoch und blickte dann auf den Eingang, an dem die anderen sich versammelt hatten. Thorn hatte inzwischen sein Schwert in der Hand, Chada war auf ihre Dolche ausgewichen. Auch Drukil zog sein Schwert.

Nar´Al´Pan war kein Narr, er wusste, dass er in dem engen Gang seine unhandliche Waffe nicht so gut einsetzen könnte. Also blieb er davor stehen und musterte die Helden abschätzend. „Wenn ihr nicht kommen wollt, dann werde ich eben zuerst euren Freund verspeisen.“

Da regte sich Leander. Er zappelte leicht und stöhnte vor Schmerzen, aber dennoch sprach er den Riesen an. „Nar´Al´Pan, wir haben die Krahder vernichtet! Kennt Ihr keine Dankbarkeit?“, fragte er schwach.

Für einen Moment zögerte Pan und Drukil hielt den Atem an. Würde der Gigant sich umstimmen lassen? „Ja, ihr habt die Krahder vernichtet. Und ich bin euch wirklich dankbar dafür! So wie die Menschen ihren Nutztieren dankbar seid, wenn sie ihnen helfen, die Felder zu bestellen. Aber das hindert sie auch nicht daran, ihre Pferde und Ochsen zu schlachten, wenn die rechte Zeit gekommen ist.“ Mit diesen Worten schüttelte er Leander kräftig durch und der Seher schrie auf.

„Überlegt Euch was!“, wisperte Ken Dorr und trat aus dem schützenden Eingang. Nar´Al´Pan musterte ihn interessiert und grinste angesichts des winzigen Dolches, den der Dieb in der Hand hielt. Doch der ließ sich nicht einschüchtern. „Ihr sagt, niemand solle sich gegen die natürliche Ordnung auflehnen. Doch diese Ordnung ist nichts anderes als das Recht des Stärkeren, die Tyrannei derjenigen mit den größten Muskeln. Eine Tyrannei, in der Ihr an der Spitze standet. Kein Wunder, dass Ihr diese Ordnung bewahren wolltet.“

Der Gigant brüllte auf und ließ den schlaffen Leander fallen. Der Seher rührte sich nicht, offensichtlich hatte er das Bewusstsein verloren. Nar'Al'Pan stampfte auf den Dieb zu und ließ seinen glühenden Speer durch die Luft sausen, doch Ken Dorr wich dem Hieb des Stockes aus und entfernte sich vom Eingang. „Eure Ideen sind der Feind jeden Fortschritts, nach Euren Forderungen müssten die Völker wie Tiere hausen. Ihr verdammt alles Neue, ohne zu erkennen, dass das Alte nichts Schützenswertes ist. Ihr seid kein Gott, nur ein einsamer Riese in einer verlassenen Höhle, der vergangenen Zeiten nachtrauert!“

„Was tut er?“, flüsterte Drukil entsetzt, als Pan zornig brüllte und eine Reihe ungepflegter Zähne entblökte.

„Er verschafft uns Zeit“, antwortete Thorn. „Wir müssen etwas unternehmen, er wird nicht ewig ausweichen können!“

„Worauf warten wir dann noch?“

„Wir können ihn nicht einfach angreifen, er hat alle Vorteile auf seiner Seite. Wir brauchen einen Plan!“

Chada beteiligte sich nicht an dem Gespräch, sondern steckte hastig ihre Dolche weg und zog eine Bogensehne hervor. Ihr Bogen war gegen den Riesen gewiss eine hilfreiche Waffe, nur er besaß eine noch größere Reichweite als der baumlange Speer, doch Drukil befürchtete, dass sie zu lange brauchen würde. Leander schwebte in Gefahr und auch Ken Dorr, den Drukil zwar nicht mochte, aber auch nicht im Stich lassen wollte.

Momentan machte der allerdings nicht den Eindruck, in Bedrängnis zu sein; geschickt umtänzelte er den Giganten, ohne jemals vom Speer gestreift zu werden, dessen Spitze inzwischen auch kaum noch glühte. Er lächelte sogar, während er Pan verhöhnte. „Das Blut der Ewigkeit in dieser Höhle reicht, um Euch eintausend Jahre am Leben zu erhalten. An Nomions Stelle hätte ich auch dagegen protestiert, dass die Giganten den Quell des Blutes für sich beanspruchten und gewaltige Mengen horteten, anstatt den anderen etwas abzugeben.“

„Sei still, du jämmerlicher Mensch!“, heulte Nar'Al'Pan wütend. „Er hat gegen seine Gesetze verstoßen und seine Götter verraten.“ Sein Speer zuckte hin und her und plötzlich gelang es Ken Dorr nur noch mit sichtlicher Mühe, stets im letzten Moment auszuweichen. Der Riese hieb so fest auf den Boden, dass Drukil die Erschütterung spüren konnte und Funken aufstoben. Sie trudelten durch die Luft und lösten sich dicht über dem Fell auf. Sein Blick huschte zur großen Roten Katze in der Mitte des Raumes.

„Ich habe eine Idee! Bring Leander in Sicherheit!“, rief er und hastete in den Raum.

Damit zog er die Aufmerksamkeit Nar'Al'Pans auf sich, doch Ken Dorr spottete schnell: „Ihr vergrabt Euch in Euren Erinnerungen, glaubt an Gesetze, denen schon seit Jahrhunderten niemand mehr folgt und seid ein Gott, der von aller Welt vergessen wurde. Das Spinnrad, an welchem der Hüter der Zeit den Faden der Geschichte immer weiter spinnt, könnt Ihr nicht zurückdrehen. Der Fortschritt ist nicht aufzuhalten. Ihr seid blind und taub, verschließt Euch vor der bitteren Realität und darbt in Eurer Höhle, Blut saufend, nachdem Ihr selbst schon so lange keines mehr vergossen habt!“

Pan schrie derartig laut, dass Drukil einen besorgten Blick zur rissigen Decke warf. Dann lief er weiter zum Feuer in der Mitte, während Thorn zu Leander rannte und ihn schulterte.

„Sei still, du Wicht! An meinen Händen klebt mehr Blut als an denen von euch allen zusammen. Schon seit Jahrhunderten kommen unvorsichtige Reisende hierher! Eine Gruppe Dvarkûsim, ein Haufen Kreaturen, eine Schar Agren, ein junger Troll, eine kleine Himmelsechse, ein grüner Priester! Ich habe sie alle gefressen und ich werde auch euch

fressen, ganz den alten Traditionen folgend.“ Mit einer Geschwindigkeit, die man dem Riesen gar nicht zugetraut hätte, wechselte er plötzlich mitten in seinem Hieb die Richtung. Ken Dorr gelang es, sich fallen zu lassen, doch jetzt war er wehrlos. Der Gigant versetzte ihm spöttisch einen leichten Tritt, der ihn quer durch den Raum beförderte.

Drukil vergewisserte sich, dass Thorn zurück zur Seitenhöhle rannte, dann näherte er sich den Flammen. Sie loderten unaufhörlich hin und her, tanzten in ihrem Bett aus Glut. Der Bär in ihm protestierte, er hasste und fürchtete die Rote Katze. Drukils Wahrnehmung verengte sich, die Flammen zuckten hypnotisch hin und her und ließen eine unkontrollierbare Panik in ihm aufsteigen.

Der bär kämpft, seine angst ist stärker als die furcht des pelzlosen um seinen gefährten. Er weicht von der roten katze zurück und will brüllen, doch sein mund ist ungewohnt. Alles ist ungewohnt. Er fällt hart auf den boden aus totem haar.

Drukil atmete schwer. Der Bär in ihm wurde wirklich zu stark! Noch nie hatte er die Kontrolle übernommen, während Drukil die Haut trug! Doch jetzt gab es Wichtigeres. Er stand auf, griff widerstrebend einen der aus den Flammen ragenden Äste und hielt ihn in die Höhe. „Schau mal, was ich hier habe, du stinkender Koloss!“, schrie er.

Empört fuhr Nar'Al'Pan herum und fixierte den Ast. „Glaubst du, ich habe Angst vor deiner mickrigen Fackel?“, lachte er.

Thorn stöhnte leise, offensichtlich hatte er sich mehr erhofft. Doch Drukil ignorierte ihn. „Vor dem Leuchtstock vielleicht nicht, aber gewiss vor dem, was ich damit anrichten kann!“ Er warf den Ast beiseite auf eines der trockenen Felle, das sofort in Flammen aufging.

„Nein! Meine Höhle!“ Ken Dorr und Drukil waren vergessen. Nar'Al'Pan rannte zum Brandherd und stampfte ihn mit seinen Stiefeln aus, doch Drukil zog einen weiteren Stock aus den Flammen. Kurz zitterte er angesichts seines waghalsigen Planes. War die Rote Katze nicht viel gefährlicher, als der Gigant es jemals sein könnte? Doch dann holte er weit aus und schlug mit seinem Scheit zu, mitten hinein in die Glut.

Die Pferde zerrten beunruhigt an ihren Stricken. Brennende Holzstücke und glühende Kohleklumpen regneten durch die Höhle und schlugen überall auf den Pelzen auf. Augenblicklich flammten allorts kleine Brände auf, dichter schwarzer Qualm stieg empor, kratzte in der Lunge und biss in den Augen. Drukil hatte die Rote Katze entfesselt, und sie würde zu einem Löwen heranwachsen, würde fressen, bis sie alles verschlungen hatte.

„Raa ik'dul satin!“, brüllte Pan zornentbrannt. Der Rauch stieg mit der warmen Luft nach oben, verdeckte dem Riesen die Sicht und ließ dessen Augen tränen. Drukil rannte schnellstmöglich zur Seitenhöhle, die nicht mit Fellen ausgekleidet war, während der Gigant mit seinem Speer blindlings umherwedelte. Dann jedoch hielt er inne. „Ich höre dich, kleiner Bär“, schrie er triumphierend. „Und meine Rache wird grausam sein.“

Mit weiten Schritten lief er in die gleiche Richtung, er würde Drukil schon bald eingeholt haben! Da zischte ein Pfeil durch die Luft wie eine zornige Hornisse und traf Nar'Al'Pan ins Bein. Zwar war der Pfeil für den Riesen nicht mehr als einen Wespenstich, aber er verwirrte ihn. Pan schlug nach dem vermeintlichen Angreifer, ohne zu ahnen, dass der Verursacher seiner Verletzung viele Riesenschritte entfernt war. Das verschaffte Drukil einen Vorsprung, doch er musste den immer größer werdenden Bränden ausweichen. Plötzlich stolperte er über einen Fellfetzen. Nar'Al'Pan suchte nicht länger nach dem geheimnisvollen Angreifer, doch er hatte offenkundig die Orientierung verloren. So leise wie möglich erhob sich Drukil, dann jedoch atmete er eine Wolke des beißenden Qualms ein und musste husten. Sofort lief Pan auf ihn zu.

In diesem Moment erhaschte Drukil durch die Rauchschwaden einen Blick auf Ken Dorr. Der Dieb war anscheinend ziemlich zäh, denn er stolperte trotz des brutalen Tritts noch umher, allerdings in die falsche Richtung, weg von dem Gang, in dem die anderen sich versammelt hatten. Vor dem Feuer konnte er natürlich auch in einem der beiden anderen Gänge Schutz suchen, aber es wäre besser, wenn sie sich nicht aufteilten.

Ken Dorr ging seinen Weg allerdings nicht grundlos. Er erreichte die Pferde, die noch immer fest an dem Tropfstein angebunden waren und schnitt sie mit seinem Schlangendolch eilig los. Für einen Moment staunte Drukil über Ken Dorr, der sich durch die Flammen quälte, um die armen Tiere zu befreien, dann jedoch erkannte er, dass Berechnung dahintersteckte. Während sich der Rauchsleier nämlich wieder zuzog und Ken Dorr vor Drukils Blicken verbarg, rannten die Pferde panisch umher, suchten nach einem Ausweg aus dem Inferno. Ihre Hufe klapperten selbst auf den Fellen laut, die Höhlenwände gaben die Geräusche vielfach verstärkt zurück. Nar'Al'Pan schüttelte sich und hatte nun auch die Möglichkeit verloren, sich anhand seines Gehörs zu orientieren. Blindlings schlug er umher, haschte nach den Rössern. Drukil nutzte die Gunst der Stunde und rannte durch die immer größeren Flammen in den rettenden Seitengang.

Selbst hier drinnen war es heiß und stickig, Rauch hing in der Luft und erschwerte das Atmen. Chada hielt ihren Bogen in der Hand und hatte einen Pfeil auf die Sehne gelegt. Sie fixierte Nar'Al'Pan, doch anscheinend war sie sich nicht sicher, ob sie wirklich abfeuern sollte. „Wo ist Ken Dorr?“, fragte sie Drukil.

„In der Haupthöhle. Er hat die Pferde befreit. Bestimmt ist er zu einem anderen Ausgang. Und jetzt sei still! Pan hört uns sonst.“

„Er weiß doch, wo wir sind!“, entgegnete Chada deutlich leiser.

Wie als Antwort brüllte der Riese in diesem Moment: „Ihr wollt davonreiten, das höre ich! Aber das lasse ich nicht zu! Ich werde Eure Pferde erschlagen, Eure Körper zermalmen, Euer Fleisch verspeisen, Eure ...“ Der Rest seiner Drohung mündete in einen Hustenanfall.

Im nächsten Moment ertönte ein schmerz erfülltes Wiehern und Drukil meinte, einen großen Schatten durch die Höhle segeln zu sehen. Dann knirschte es ekel erregend und das Wiehern verstummte.

Thorn trat mit leidendem Gesichtsausdruck zu ihnen. „Oh Herrin, bitte mach, dass Ambra nicht auch so endet.“

Wie ein Sendbote von Thorns Göttin tauchte zwischen den Flammen ein grauer Schemen auf. Er entpuppte sich tatsächlich als Thorns heißgeliebter Hengst, das weiße Fell von Ruß verschmiert. Auf seinem Rücken war Ken Dorr, er hing mehr als dass er saß. Der Dieb sackte herab, doch Drukil fing ihn auf und bettete ihn neben Leander. Ambra lief zu Thorn und ließ sich kurz streicheln und die Taschen abnehmen, dann machte er kehrt und lief zielstrebig in die flammende Höhle zurück.

Nar'Al'Pan stampfte durch seine Wohnung und geriet immer mehr in Rage. Unter seinen Füßen brannten die Felle und der Rauch erfüllte die ganze Luft, gewiss war es eine Qual, sich nicht zurückzuziehen. Doch der Gigant zeigte keine Anzeichen von Schwäche, sondern stach unermüdlich mit seinem Speer nach den Pferden, auf denen er die Helden glaubte. Auch wenn er noch kein weiteres erwischte hatte, so bemerkte Drukil doch besorgt, dass der Rauch wieder spärlicher wurde, die Flammen kleiner. Die Pelze würden nicht ewig brennen! Bald schon würde die Rote Katze verhungern.

Ein weiterer Pfeil löste sich von Chadass Bogen und verschwand im Dunst. Nar'Al'Pans Kreischen zeugte von einem glücklichen Treffer. Er sprach nicht länger, entweder war ihm

im Rauch die Puste ausgegangen oder Drukil und seine Begleiter hatten ihn zu sehr zur Weißglut gebracht. Er schlug nur weiter berserkerhaft um sich, sein nächster Hieb traf eines der Pferde und Drukil erblickte kurz einen zerschmetterten Kopf mit schwarzem Fell, welchen er als den seines eigenen Reittiers identifizierte. Ein weiterer Stoß traf eine der steinernen Streben, die unter der rohen Gewalt sofort zerstob. Kopfgroße Gesteinsbrocken sprühten in alle Richtungen, ein weiteres gequältes Wiehern erklang, dem Nar´Al´Pan sofort folgte.

Drukil, Chada und Thorn konnten nur hilflos zuschauen, die Flammen, durch die Nar´Al´Pan bedenkenlos stapfte, waren für sie deutlich gefährlicher. Der Riese schlug nach dem verletzten Pferd, dessen Geräusche verstummten. Erneut traf er dabei eine der Steinsäulen und Drukil starrte beunruhigt zur Decke. Nur Rauchwolken waren zu sehen, doch er erinnerte sich an die Risse. Wie viele Streben konnte Nar´Al´Pan noch gefahrlos zerstören?

Schließlich erloschen fast alle Flammen, die Pelze qualmten nur noch. Langsam konnte Drukil auch die beiden verbliebenen Pferde und den Riesen erkennen. Ambra verschwand gerade in dem Eingang, aus dem die Helden gekommen waren, und Leanders Stute folgte ihm. Nar´Al´Pan ortete die Hufgeräusche und eilte zum Ausgang, er vermutete wohl, dass die Helden gerade flüchteten.

„Wir müssen jetzt angreifen, solange er noch nicht sehen kann!“, raunte Thorn und Drukil stimmte ihm mit einem Nicken zu. Also rannten die beiden in die Haupthöhle und kämpften sich durch die Wand aus Qualm und Asche. Ein Pfeil zischte über ihre Köpfe. Offensichtlich hatte Chada erneut getroffen, denn Nar´Al´Pan brüllte und schwenkte seinen Speer in einem großen Kreis umher. Hätte irgendjemand versucht, jetzt an ihm vorbeizukommen und in die Freiheit zu flüchten, das Holz hätte ihn unweigerlich zerquetscht. Doch noch waren Drukil und Thorn zu weit entfernt und Pan zertrümmerte nur zwei der Steinsäulen. Nadelspitze Gesteinsgeschosse wurden durch die Höhle katapultiert, ein faustgroßer Stein flog so nahe an Drukils Kopf vorbei, dass er den Luftzug spüren konnte.

Da erscholl von oben ein bedrohliches Knirschen. Sofort packte Drukil Thorns Arm und zerrte ihn zurück. Der Krieger runzelte verwundert die Stirn, aber schließlich beugte er sich Drukils Bemühungen und rannte mit ihm zurück in den Seitengang. Der Hautwandler hoffte nur, dass der belastbarer war.

Doch die Decke brach nicht ein, nur einige Steinchen rieselten herab. Nar´Al´Pan hatte die drohende Gefahr nicht bemerkt und schlug weiter ins Leere. Doch langsam verklangen die Geräusche der beiden überlebenden Pferde und der Riese schlug schon bedächtiger zu.

Chada legte einen weiteren Pfeil an. Gerade, als sie die Sehne loslassen wollte, überkam auch sie ein Hustenreiz. Es gelang ihr, alle Geräusche zu unterdrücken, doch der Pfeil verfehlte Nar´Al´Pan deutlich und prallte wirkungslos auf die Wand.

Drukil starrte besorgt zur Decke, doch ein so kleiner Pfeil konnte natürlich nichts bewirken. Im nächsten Moment schlug Pan nach dem Geräusch, das der Pfeil verursacht hatte. Seine Keule splitterte und wurde ihm aus der Hand gerissen, so fest hatte er getroffen. Im Gestein zeigten sich Risse, die sich in alle Richtungen ausbreiteten, dann erbebt der Raum.

„Zurück!“, rief Drukil und packte Leander, der selbst in seiner Ohnmacht vor Schmerzen stöhnte. Thorn hob Ken Dorr hoch und gemeinsam folgten sie dem Gang, fort von der rauchverhangenen Höhle.

Auch Nar'Al'Pan hörte Drukils Ruf und die Schritte der Flüchtenden, außerdem war der Rauch zu großen Teilen verschwunden. Er brüllte erzürnt und folgte ihnen, doch dann erbebt die Höhle erneut. Im Laufen sah Drukil sich um und betrachtete fasziniert die gewaltigen Steine, die von der Decke regneten. Pan wurde immer öfter getroffen, Platzwunden und Schrammen verunzierten seine graue Haut. Schnell kauerte er sich auf den Boden und rollte sich zusammen. Doch dann bebte es erneut und der letzte Damm war gebrochen. Ein Wasserfall aus Felsbrocken strömte von der Decke, löschte die letzten Reste der Roten Katze und begrub den vor Schmerz und Angst schreienden Riesen unter sich.

Auch in den Seitengang rollten die Felsen, doch die fünf Gefährten hatten sich weit genug zurückgezogen. Weil der Einsturz die Rote Katze erschlagen hatte, wurde es vollkommen finster. Knapp hundert Herzschläge vergingen, bis das Rumpeln und Zittern verstummte und Drukil sich sicher sein konnte, nicht doch noch zerquetscht zu werden.

Ein leises Rascheln und Schaben ertönte, dann flammte ein roter Lichtschimmer auf und offenbarte Thorn, der das Blut, das an seinem Hinterkopf durch das blonde Haar rann, nicht zu bemerken schien. Er beugte sich über ein Rotes Kätzchen, das gierig etwas Zunder verschlang, immerhin zum Trocknen war die Zeit mit dem Riesen nützlich gewesen. In der Hand hielt der Krieger einen kleinen silbernen Quader.

„Ein Fornâcam“, erklärte Chada auf Drukils fragenden Blick hin. „Ein *Funkenschenker*. Eine Erfindung der Zwerge. Im Inneren wird ein Feuerstein an eine Stahlplatte geschlagen, um Funken zu erzeugen.“

In Ambras Satteltaschen waren praktischerweise auch einige der Leuchtstöcke verstaut gewesen. Thorn hielt das mit Pech bestrichene Ende in die Rote Katze und bald schon war die nähere Umgebung erhellt.

Als erstes versorgten sie die beiden Verwundeten. Leander hatte ein gebrochenes Bein, das sie mit zwei nicht entzündeten Leuchtstöcken und einigen Stofffetzen schienten, und mehrere gebrochene Rippen, doch Chada behauptete, das würde alles wieder zusammenwachsen. Ken Dorr schien sogar noch glimpflicher davongekommen zu sein, von unzähligen Prellungen abgesehen war nur eine Platzwunde am Kopf zu erkennen.

Leander und Ken Dorr im Gang lassend betrachteten Drukil, Chada und Thorn das Ausmaß der Zerstörung. Der gesamte Boden war von Geröll bedeckt, die verkohlten Felle waren nur noch an wenigen Orten auszumachen. Insbesondere im Eingangsbereich, dort wo Nar'Al'Pan die beiden Säulen zertrümmert hatte, türmten sich die Steine bis weit in die Höhe. Der Riese war verschüttet, doch zu ihrer aller Entsetzen mussten sie feststellen, dass das auch für den Eingang galt, durch den sie gekommen waren. Die Barriere ragte weit nach oben, bis sie in den Wolken aus Rauch und Gesteinsstaub verschwand.

Thorn kletterte empor, doch kam schon bald enttäuscht wieder zurück. „Kein Durchkommen!“, verkündete er. „Der Eingang ist komplett begraben. Und da oben sieht alles verdammt instabil aus, wir sollten also besser nicht versuchen, den Haufen wegzuräumen.“

Drukil hatte derartiges schon befürchtet. Er begutachtete das Geröll. „Das liegt wie eine Mauer. Hier kommt kein Luftzug durch. Immerhin wird Pan ersticken. Wenn er noch lebt.“

„Und wir auch!“, ergänzte Chada. „Wenn keine Luft durchkommt, dann bedeutet das auch unser Ende.“

Thorn schüttelte bedauernd den Kopf. „Keine Sorge, Chada! Bis dahin sind wir längst verdurstet. Wir konnten nur die Taschen retten, die Ambra getragen hat, es sind keine Vorräte dabei. Der Rest ist begraben oder fort.“

Drukil kraxelte auf dem unsicheren Grund durch die Höhle, die beiden anderen folgten. Unterwegs bemerkte er ein Stück Holz in einer ungewöhnlichen Form, beinahe eine Hand. Er zog den Stab aus dem Schutt heraus. „Wenn wir den hiergelassen hätten, hätte Leander uns das nie verziehen“, erklärte er den anderen, ehe sie weitergingen. Im Schein von Thorns Leuchstock war zu erkennen, dass der zweite Gang ebenfalls verschüttet war. Sie würden also wohl keinen Blick auf das geheimnisvolle *Blut der Ewigkeit* werfen können.

Nachdem sie die Haupthöhle genau erkundet hatten kehrten sie in den Seitengang zurück. Wohin auch immer er führen mochte, es war für die Helden die letzte Möglichkeit, aus ihrem steinernen Gefängnis zu entkommen.

Vorsichtig erkundeten sie den Gang. Er mündete in eine weitere Höhle von deutlich kleineren Ausmaßen als die Eingangshalle. Links lag ein Haufen aus fein säuberlich abgenagten Knochen, neben den vielen Tierknochen erkannte Drukil auch die Gebeine von Menschen oder Zwergen. Weiter hinten waren ordentlich aufgereiht verschiedene Gegenstände, deutlich zu klein für einen Riesen. Es handelte sich wohl um die persönlichen Besitztümer von Nar'Al'Pans Opfern, oder zumindest um das, was nach den vielen Jahren, die vielleicht vergangen waren, noch von ihnen übrig war.

Verrostete Kettenhemden und Waffen mit zwergischen Symbolen. Eine Steintafel mit groben Runen in einer ihnen allen unbekannten Sprache. Ein Holzstab, der aussah, als hätte er schon viele Jahrhunderte überstanden. Ein kleiner Berg aus mattschwarzen Schuppen. Eine Kiste mit angelaufenen Silbermünzen.

Chada hockte sich auf den Boden und hob ein kleines goldenes Objekt aus dem Staub. Es handelte sich um einen Anhänger aus purem Gold, einen filigranen Baum. Ein Symbol, das Drukil am Baum der Lieder häufig gesehen hatte.

„Hat Pan nicht gesagt, er hätte einen grünen Priester gefressen?“, fragte Thorn vorsichtig.

Chada nickte traurig, dann stand sie entschlossen auf und ließ den Baum in eine Tasche ihres Gewandes gleiten. „Suchen wir nach einem Ausgang!“

Wie sich herausstellte, gab es keinen. Im Schein des herunterbrennenden Leuchstocks suchten sie alle Wände ab, doch die kleine Höhle entpuppte sich als Sackgasse.

Sie waren gefangen!



s – Folgt der Dunkelheit!

Frühe Nacht, 40. Herbsttag 76 a.Z.

Nar'Al'Pans Höhle, Graues Gebirge

„Hättet ihr nicht wenigstens etwas Licht dalassen können?“, rief ihnen Ken Dorrs schnarrende Stimme bei ihrer Rückkehr entgegen. Thorn runzelte die Stirn. Offensichtlich war der Dieb wieder erwacht. Er trat näher ans provisorische Lager, das sie Ken und Leander gebaut hatten. Chada und Drukil folgten ihm und im nervösen Schein der qualmenden Fackel sahen sie, dass ihr ungeliebter Begleiter sich aufgesetzt hatte. Er blinzelte dem Licht entgegen und betastete die Platzwunde auf der Stirn. Sein Haar und Spitzbart waren von Blut und Ruß verschmiert.

„Licht ist in unserer Situation zu kostbar“, erwiderte Chada resigniert.

Ken Dorr schüttelte enttäuscht den Kopf. „Als ich erwacht bin, hatte ich keine Ahnung, was genau passiert ist, ob ihr diesen Riesen besiegt habt oder andersrum, wo ich mich befinde, nichts! Wenn ich nicht genau wüsste, dass es sich anders anfühlt, ich hätte geglaubt, ich sei tot.“

„Wie fühlt sich Tot-sein an?“, fragte Thorn neugierig.

„Das kommt darauf an, welches Tot-sein Ihr meint. Die Erinnerungen an mein Dasein als Bleicher König sind verworren und schemenhaft, als wäre ich in einer Art Rausch gewesen. Ich war nicht bei vollem Bewusstsein und das, was ich an Erinnerungen behalten habe, würde ich am liebsten so schnell wie möglich wieder vergessen.“ Er schauderte. „Nachdem

ich dann besiegt wurde, ist da nur noch ... nichts. Falls ich während meines Todes etwas erlebt habe, dann ist jegliche Erinnerung verschwunden.“

„Du hast nichts erlebt“, behauptete Chada mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. „Deine Seele ruhte in den Händen von Mutter Natur, die dich auf dein nächstes Leben vorbereitete. In Anbetracht deiner Vergehen wäre bis dahin allerdings noch einige Zeit vergangen.“

Ken Dorr nickte amüsiert. „So erzählt man es sich, ja. Je schlechter du im Leben warst, desto länger dauert es, bis Mutter Natur deine Seele von Bosheit und Chaos läutern kann. Zum Glück war ich kein besserer Mensch, sonst hätte ich vielleicht nicht wiederauferweckt werden können.“

„Ich glaube, das ist nicht die Lehre, die du aus deinem Tod ziehen solltest“, meinte Thorn skeptisch.

„Oh, sicher, je mehr Gutes ich tue, desto schneller kann ich nach meinem Tod mit dem nächsten Leben beginnen, das ist wohl das, was ich lernen soll. Aber immerhin tue ich momentan auch etwas Gutes, schließlich helfe ich euch.“

„Aus Eigennutz!“, bestätigte Drukil.

„Es ist doch gleichgültig, warum ich etwas Gutes tue. Hauptsache, es ist gut!“, widersprach Ken Dorr.

„Für deine Seele ist es nicht egal. Nicht das Ergebnis zählt, sondern das Motiv. Wenn du ein reines Herz hast und etwas Gutes tun willst, dann bist du ein guter Mensch, selbst wenn du eine Katastrophe auslöst“, entgegnete Chada.

„Euch zu helfen macht mich hoffentlich zu einem besseren Menschen. Aber wer weiß, vielleicht ist es ja auch andersherum. Vielleicht helfe ich euch, weil ich bereits ein besserer Mensch bin. Schließlich hatte Mutter Natur ein Jahr Zeit, um meine Seele zu *läutern*.“

Thorn bezweifelte, dass Ken Dorr sich wesentlich verändert hatte. Er half ihnen, um das Joch des Ewigen Rates abzuwerfen, der ihn zu einem Herrscher ohne eigene Macht machen wollte. Aber er hätte keinerlei Skrupel, sich gegen sie zu stellen, wenn er sich davon einen größeren Vorteil verspräche, daran zweifelte Thorn nicht. Und aus diesem Grund vertraute er dem Dieb kein bisschen.

„Aber ich schlage vor, wir beenden unsere theologischen Gespräche und wenden uns den aktuellen Problemen zu“, forderte Ken schließlich. „Was genau meintet Ihr mit *unserer Situation*? Anhand der verqualmten Luft nehme ich an, dass wir noch immer in der Höhle des wahnsinnigen Giganten sind. Da Ihr friedlich umherlauft und Leander und mich hier unbeaufsichtigt zurücklasst nehme ich außerdem an, dass Nar’Al’Pan besiegt ist. Aber ansonsten wäre ich froh über eine Zusammenfassung dessen, was sich seit meiner *Abwesenheit* ereignet hat.“

„Pan ist unter Felsen verschüttet. Der Eingang auch. Kein Durchkommen. Der zweite Gang ist auch zu. Der dritte eine Sackgasse. Wir haben nur unsere Klamotten. Und was Thorns weißes Pferd dabei hatte: Leuchtstöcke, Seile und die Zeltplanen unter euch. Kein Essen, kein Trinken, kein Ausgang“, antwortete Drukil knapp.

„Welch ermutigende Situation“, lautete Ken Dorrs Antwort. „Aber Ihr müsst das positiv sehen: Der Schwarze Herold wird Eure Überreste nicht finden, womit es ihm nicht möglich sein wird, Euch bis in alle Ewigkeit zu foltern. Das ist doch auch etwas.“

„Wie toll!“, gab Thorn gereizt zurück. „Dinge positiv zu sehen gehört nicht gerade zu deinen Talenten, oder?“

Ken kam nicht dazu, zu antworten, denn in diesem Moment regte sich Leander. Der Seher hob seinen Kopf und röchelte. Rasch eilte Thorn an seine Seite, dicht gefolgt von Chada. „Wie geht es dir, Leander?“, fragte er vorsichtig. Der Angesprochene reagierte nicht, doch immerhin erstarb das Röcheln. Hoffentlich war das ein gutes Zeichen...

Plötzlich bebte Leanders Körper. Sein Mund öffnete sich weiter, als gesund sein konnte, die Zunge verrenkte sich darin zu seltsamen Formen. Dann setzte sich Leander vollständig auf. Nicht ein Schmerzenslaut ob der gebrochenen Rippen entrang sich seiner Kehle. Der Seher schloss seinen Mund. Chada tippte ihm an die Schulter, doch noch immer erfolgte keine Reaktion.

Auch Drukil beugte sich herab und zog ein besorgtes Gesicht. Der Hautwandler war von Leander gesundgepflegt worden, so hatte es der Seher zumindest erzählt. Gewiss schmerzte es Drukil, diesen Dienst nun nicht erwidern zu können.

Stocksteif saß Leander da. Dann begann er plötzlich zu sprechen. „**Folgt der Dunkelheit!**“, rief er mit glasklarer Stimme. Alle vier zuckten zusammen, während Leander dasaß, als sei nichts geschehen.

„Hallo? Kannst du mich hören?“, rief Thorn verzweifelt. Was war nur los mit ihm?

„Ist ... so etwas normal für ihn? Macht er das öfter?“, wollte Ken Dorr wissen.

„Definitiv nicht“, antwortete Chada verstört.

Thorn versuchte, Leander wieder hinzulegen, doch der ließ sich nicht bewegen. Er presste die Arme an den Körper und war so unbeweglich wie der Fels unter ihm, nur sein Mund bewegte sich, formte immer wieder die gleichen lautlosen Worte: *Folgt der Dunkelheit! Folgt der Dunkelheit! Folgt der Dunkelheit!*

„War das eine Prophezeiung?“, überlegte Chada.

Thorn schüttelte den Kopf. „Das klang nicht wie eine Prophezeiung. Und außerdem hat er uns erzählt, dass er als künstlicher Seher – was auch immer das sein mag – keine Prophezeiungen von sich geben kann. Aber vielleicht ist es eine Vision?“

„Kein gewöhnliches Traumbild. Wenn er so was früher gemacht hätte, hätten wir das mitbekommen“, widersprach Drukil.

Ken Dorr erhob sich von seinem ungemütlichen Lager und fixierte Leander. „Es klang wie eine Botschaft. Vielleicht sollten wir mehr über seine Worte nachdenken und weniger über seinen Zustand.“ Die Empörung der anderen quittierte er mit einer abwehrenden Handbewegung. „Es sieht nicht so aus, als würde sich Leanders Zustand ändern“, meinte er. „Versuchen wir lieber, der Dunkelheit zu folgen.“

Thorn hob die Fackel höher, der unstete Lichtkreis verschob sich in die Höhe, doch der Großteil ihrer Umgebung blieb in der Finsternis der Höhle verborgen. „Hier ist überall Dunkelheit! Wie sollen wir ihr folgen, wenn wir von ihr umgeben sind?“

Eine Weile schwiegen sie alle. Dann geriet die Plane um Leander plötzlich in Bewegung. Der Seher erhob sich in einer einzigen fließenden Bewegung und ignorierte dabei die Tatsache, dass eines seiner Beine gebrochen war. Er machte einen Schritt in Richtung der Haupthöhle und Thorn überlegte, ob der Untergrund aus Geröll für ihn ein Problem darstellte. Vermutlich nicht.

Leander legte seinen Kopf in den Nacken, seine Binde rutschte beiseite und entblößte ein flatterndes Augenlid. „**Lauscht dem schwarzen Schrei des roten Hahns!**“, schrie der Seher in die Dunkelheit.

Thorn bemerkte, dass die Hand, mit der er die Fackel hielt, zitterte. Vorsichtig trat er näher an Leander heran, doch der stand nur unbeweglich dort, das Gesicht nach oben

gerecht, die Augen flatternd, die Lippen stumm bewegend. Auch die anderen traten näher und grupperten sich besorgt um ihren Gefährten, der noch immer mit keinem Zeichen deutlich machte, ob er sie irgendwie bemerkt hatte.

Schließlich klatschte Ken Dorr in die Hände und sagte: „Noch ein Hinweis! Das müssen wir nutzen, um hier rauszukommen. Hat irgendjemand von euch eine Idee, was mit diesem roten Hahn gemeint sein könnte?“

„Leander hatte eine Traumbild. Ein blutroter Hahns, auf einem der Steinbäume dieser Rietburg“, erinnerte sich Drukil. Thorn brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass Drukil von einem Turm sprach. So vieles war dem Hautwandler noch immer fremd.

Eine Weile hingen alle ihren eigenen Gedanken nach, während Chada die Atmung und den Puls des Sehers überprüfte. „Wie kann ein Schrei schwarz sein?“, fragte Thorn schließlich. „Ein Geräusch hat keine Farbe!“

„Möglicherweise handelt es sich um eine sinnbildliche Schwärze“, überlegte Chada, die anscheinend keine Unregelmäßigkeit festgestellt hatte. „Vielleicht geht es um den Inhalt des Schreis. Eine Drohung, oder die Ankündigung eines nahenden Unheils.“

„Oder der Hahn schreit das Wort *schwarz*“, ergänzte Ken eine weitere Möglichkeit. „Aber ich wüsste nicht, wie uns dieser Hahn jetzt weiterhelfen könnte.“

„Leander hat doch gesagt, wir sollen auf diesen Schrei lauschen. Warum also reden wir jetzt die ganze Zeit?“, fragte Drukil mürrisch.

Damit schwiegen sie alle. Thorn versuchte angestrengt, irgendetwas anderes zu hören als das Atmen seiner Gefährten und das Knistern der Fackel. Er schloss die Augen und konzentrierte sich ganz auf sein Gehör. Da! War da nicht ein leises Knirschen gewesen, das aus der Haupthöhle drang? So, als würde der Fels sich regen? Er war sich nicht sicher, aber er hoffte, es sich nur eingebildet zu haben. Noch mehr Einstürze konnten sie nun wirklich nicht gebrauchen! Er lauschte weiter, doch hörte nichts, was auch nur ansatzweise mit einem Hahnenschrei zu vergleichen wäre.

Plötzlich erklangen deutlich Schritte! Bildete er sich das jetzt nur ein? Nein, da ging jemand, bewegte sich von ihm fort! Er schlug die Augen auf, eben noch rechtzeitig, um Leanders hochgewachsenen Gestalt in der Dunkelheit verschwinden zu sehen. Auch die anderen hatten die Schritte gehört und die Augen geöffnet, verwirrt starrten sie sich an. Thorn hastete hinter Leander her, der gemessenen Schrittes auf die Haupthöhle zumarschierte, die anderen folgten. Thorn war sich nicht sicher, doch es schien ihm, als berührten Leanders Füße den Boden gar nicht, wegen des langen Mantels und der Dunkelheit war das nicht auszumachen.

Ehe er genauer nachsehen konnte, hatte der Seher den Eingang der großen Höhle erreicht und blieb stehen. Noch immer hatte er den blinden Blick nach oben gerichtet.

Thorn wusste nicht, ob er das alles eher faszinierend oder unheimlich finden sollte, aber er tendierte zu *unheimlich*. Kurz meinte er, erneut ein Knirschen zu vernehmen, das aus Richtung des ehemaligen Eingangs drang. Als er hochgeklettert war, hatte er gesehen, wie instabil dort alles war, wenn ihre Lage nicht ohnehin schon aussichtslos wäre, er hätte gefürchtet, dass ihnen bald der steinerne Himmel auf den Kopf fallen könnte.

Da erscholl Leanders klare Stimme erneut: „**Atmet den Odem der Flammen!**“ Die Silben hallten laut von den Höhlenwänden wider. Im nächsten Moment verlor Leanders Körper jegliche Spannung und sackte in sich zusammen. Im letzten Moment fing Thorn den Seher auf und ließ dabei die Fackel fallen. Die letzte Lichtquelle erlosch und hinterließ eine allumfassende Schwärze.

Kurz darauf, nachdem sie Leander wieder auf die Zeltplanen gebettet und eine neue Fackel entzündet hatten, dachten sie über den Sinn der dritten Botschaft nach. *Der Odem der Flammen*. Was meinte Leander damit?

Behutsam legte Thorn die Fackel auf einen flachen Stein und beobachtete die zuckenden Flammenzungen. Drukil betrachtete sie mit einem gewissen Unbehagen.

Chada dagegen kannte diese Abneigung nicht. Sie beugte sich so nahe über das Feuer, dass die Hitze schon schmerzhaft sein musste. Eine kurze Zeit saß sie bewegungslos da, dann zuckte sie zurück und hustete heftig. Sie rieb ihre tränenden Augen und blinzelte.

„Nichts ... Besonderes zu erkennen!“, würgte sie hervor. Sie kam Thorns Frage zuvor: „Keine Sorge, mir geht es gut! Ich habe heute schon genug Rauch eingeatmet, die ganze Höhle war voll davon. Dagegen ist das hier gar nichts.“ Der Krieger schmunzelte. Sie kannte ihn einfach zu gut. Für einen Moment lächelten sich die beiden an und die Welt umher verschwand.

„Rauch! Das könnte der Odem der Flammen sein!“, zerstörte Ken Dorr den Moment des Friedens. „Das Feuer atmet ihn aus, und Menschen können ihn einatmen.“

„Wenn Chada nach dem Atmen des Rauches irgendwelche bahnbrechenden Erkenntnisse gehabt hätte, dann hätte sie uns die schon mitgeteilt!“, antwortete Thorn schärfer, als er beabsichtigt hatte.

„Es gibt einige Kräuter, die man verbrennt und deren Rauch man einatmet. Angeblich macht man daraufhin einzigartige Erfahrungen. Vielleicht...“

„Wir haben keine solchen Kräuter, Ken Dorr!“, unterbrach Chada. „Und selbst wenn bezweifle ich, dass die Erkenntnisse, die wir aus ihnen gewinnen könnten, uns wirklich weiterbrächten.“

„Wo wir gerade von Rauch sprechen...“, merkte Drukil zögerlich an, „wohin ist der verschwunden?“

„Verschwunden?“, warf Ken Dorr ein. „Ihr seid gut. Hier hängt alles voll davon!“

Thorn grinste. „Aber das ist nichts im Vergleich zu dem, was vorhin hier war!“, rief er begeistert.

„Und wenn schon! Wir sind durch einen Eingang gekommen, ein paar Steine werden den Rauch nicht davon abhalten, dadurch zu verschwinden.“

Das liegt wie eine Mauer. Hier kommt kein Luftzug durch. Das waren Drukils Worte gewesen und auch wenn er vielleicht ein wenig übertrieben hatte, so stimmte es doch, dass der Eingang sehr gründlich verschüttet gewesen war. Vielleicht nicht gründlich genug, um alles abzuhalten, aber doch zu dicht, als dass innerhalb von den zwei Stunden, die seit dem Einsturz vielleicht vergangen sein mochten, fast der gesamte Qualm des Feuers abzog. „Drukil hat recht!“, sagte Thorn fest. „Es muss einen weiteren Ausgang geben und mit etwas Glück wird er groß genug für uns sein. Leander sagte: Folgt der Dunkelheit! Was, wenn er damit die Schwärze meinte, die aus dem Feuer aufstieg?“

Ken blickte unsicher umher. „Habt Ihr etwa nicht alle Wände untersucht?“, fragte er skeptisch.

„Die Wände schon. Aber womöglich befindet sich der Ausgang ja nicht in der Wand“, überlegte Chada. Ihre grünen Augen blickten nachdenklich zur Höhlendecke und Thorn fragte sich unwillkürlich, ob es Zufall gewesen war, dass Leander während der Verkündung seiner kryptischen Botschaften das Gesicht gen Himmel gewandt hatte. Die Decke der Haupthöhle war von Rissen übersät gewesen, dahinter könnte sich durchaus eine weitere

Öffnung verbergen, vielleicht ein anderer Gang der Arpachen, mit etwas Glück vom Einsturz freigelegt.

„Ich habe das Gefühl, dass der Rauch ungewöhnlich schnell nach oben gestiegen ist“, befand er.

„Nach oben zu steigen hat Rauch nun mal an sich“, sagte Ken Dorr zweifelnd. „Und außerdem: Selbst wenn wir einen Ausgang finden, wie hoch ist denn die Wahrscheinlichkeit, dass er groß genug und begehbar ist, bis wir ins Freie kommen? Und wie wollen wir den bewusstlosen und verletzten Leander in ein Loch in der Decke bekommen?“

„Jetzt hör endlich auf zu jammern!“, fuhr Drukil den Dieb unfreundlich an. „Wenn du keinen besseren Vorschlag hast, dann halt dein vorlautes Maul und komm mit!“

„Ich versuche nur, die Situation realistisch zu sehen. Ich möchte lediglich keine unwahrscheinlichen Hoffnungen schüren“, erwiderte er beleidigt, erhob sich aber dennoch.

Auch die anderen standen auf, und Thorn griff die Fackel, musterte die Rauchfahne, die zur Haupthöhle wehte. „Finden wir heraus, wie unwahrscheinlich unsere Hoffnungen wirklich sind.“

Mondhoch, 40. Herbsttag 76 a.Z.

Nar'Al'Pans Höhle, Graues Gebirge

An einer Wand der großen Höhle wehte der Rauch der Fackel geradewegs nach oben, also begannen sie damit, Geröll aufeinanderzutürmen. Thorn erklärte sich dazu bereit, den instabilen Berg zu erklimmen und stand schon bald auf dem obersten Stein. „Noch keine Öffnung in Sicht!“, rief er nach unten, auch wenn er, da er die Lichtquelle bei den anderen gelassen hatte, ohnehin nicht viel erkennen konnte. „Bringt mir das Seil, damit ich euch hochziehen kann, wenn ich etwas finde.“

Sie hatten ein Zwergenseil dabei, pechschwarz und nahezu unzerstörbar. Nachdem er es sich um seine Hüften geschlungen hatte, begann er mit der Klettertour. Er konnte fast nichts sehen, mit jedem Schritt, den er an Höhe gewann, war weniger zu erkennen. Fast blind arbeitete er sich die Felswand hoch. Glücklicherweise gab es genug Risse in der Wand, an denen er Halt suchen konnte, aber er wollte sich nicht ausschließlich auf ihre Stabilität verlassen müssen. Er suchte immer wieder nach neuem Halt und musste mehrmals umkehren. Zwischendurch warf er einen Blick nach unten und staunte, wie hoch er bereits war. Er befand sich jetzt gewiss zehn Schritt über dem kleinen Lichtkreis. Die anderen starrten angestrengt in die Dunkelheit, aber konnten ihn mit Sicherheit nicht mehr sehen. Wenn er zurückdachte, dann konnte er sich nicht erinnern, dass die Höhle so groß gewesen war, anscheinend hatte der Einsturz tatsächlich den Weg freigemacht. Allerdings könnte Thorn in dieser Dunkelheit nur einen Schritt neben dem rettenden Ausgang vorbeiklettern, ohne ihn zu bemerken. Angestrengt spähte er neben sich in Dunkelheit. War da irgendwo ein Ausgang? Oder befand er sich über ihm? War da nicht ein besonders auffälliger Schatten?

Er lehnte sich etwas zur Seite, doch dadurch belastete er seine rechte Hand etwas mehr. Mit einem bedrohlichen Knacken brach der Vorsprung, an den Thorn sich krallte. Ein erstickter Schrei entrang sich seiner Kehle, dann brach er auch schon ab. Auch die Beine konnten ihn plötzlich nicht mehr halten, nur mit einem Arm klammerte er sich fest an die brüchige Wand. Sein Körper sackte ab und ein schmerzhafter Ruck fuhr durch die gespannten Muskeln, aber es gelang ihm dennoch, sich zu halten.

Unten hatte man seinen Schrei vernommen, und auch die herabfallenden Steine waren nicht unbemerkt geblieben. Chada eilte näher an die Felswand und sah nach oben, Thorn erkannte selbst auf diese Entfernung die Furcht in ihren grünen Augen. „Thorn? Ist alles in Ordnung?“

Er wünschte, er hätte beruhigend antworten können, doch er konnte keinen Atem mit einer Erwiderung verschwenden, außerdem wäre es eine Lüge gewesen. Denn es war nicht alles in Ordnung, er spürte, wie er immer weiter abrutschte. Verzweifelt strampelte er, um mit seinen Füßen irgendeinen Halt zu finden, allerdings wurde damit der Zug auf seine linke Hand noch weiter verstärkt. Ausgerechnet die Hand, in die Toras seinen Wurf Dolch gejagt hatte. Der halbe Mond, der seitdem vergangen war, hatte noch nicht genügt, um sie vollständig genesen lassen.

Er merkte, wie er endgültig abrutschte. Seine andere Hand kratzte über den unnachgiebigen Fels, doch die Finger fanden keine Risse! *Mit etwas Glück überlebe ich sogar!*, schoss ihm durch den Kopf, dann verlor er den letzten Halt.

Plötzlich schlossen sich kalte Finger um sein Handgelenk. In einer stahlharten Umklammerung hielten sie Thorns Arm und zogen den Krieger nach oben. Erleichterung durchflutete ihn. Er war gerettet! Er wurde unsanft über die raue Felswand geschleift, dann über eine Kante gezerrt. Nur einen halben Schritt über ihm hatte sich der Ausgang befunden! Befreit lachte Thorn.

„Vielen Dank!“, sagte er dann leise und versuchte vergeblich, seinen Retter in der Dunkelheit zu erkennen. „Wer seid Ihr?“

Keine Antwort erklang, nur ein schlürfendes Atemgeräusch, das Thorn alle Haare zu Berge stehen ließ. Im nächsten Moment schloss sich eine weitere Hand um seine Kehle und eiskalte glatte Tentakel tasteten über sein Gesicht.

Er hätte aufgestöhnt, wenn noch Luft durch seinen Hals gepasst hätte. Vom Regen in die Traufe! Er war nicht aus Hilfsbereitschaft gerettet worden, sondern von einem Höhlenwicht auf Nahrungssuche. Und jetzt lag er in einer denkbar ungünstigen Situation! Seine eine Hand wurde auf den Boden gepresst, sein Hals von klammen Fingern gewürgt. Eine freie Hand hatte er zwar, aber was könnte die schon helfen? Sein Schwert hatte er auf seine Klettertour selbstverständlich nicht mitgenommen und zu schlagen würde auch nicht helfen; es hieß, dass Höhlenwichte keine Schmerzen spürten.

Erneut erklang das röchelnde Geräusch und ein fauliger Geruch stieg Thorn in die Nase. Er musste sich befreien! Er stemmte seine Füße in den Boden und versuchte, seinen Körper in die Luft zu stemmen, doch sofort legte sich ein schweres Gewicht auf seinen Oberkörper und Kälte zog durch seine Kleidung, lähmte ihn noch mehr. Die Luft wurde ihm knapp, er musste schnell handeln. In seiner Verzweiflung kam ihm nur eine Möglichkeit in den Sinn, der Umklammerung wenigstens für einen Moment zu entkommen. Mit aller Kraft stieß er seine Füße in den Boden, schleuderte sich und seinen Angreifer nach hinten, mitten in die große Leere, aus der er soeben gekommen war.

Der Höhlenwicht quiekte entsetzt und der Druck um seinen Hals verschwand. Erleichtert sog Thorn frische Luft ein und fuchtelte gleichzeitig mit den Händen und Füßen durch die Luft. Sein Körper schrammte über den Fels, Kleidung und Haut wurden aufgerissen, doch diesmal fanden seine Finger Halt in einem Riss im Gestein. Mit aller Kraft krallte er sich in den Spalt. Sein Körper weigerte sich, den abgewendeten Sturz zu akzeptieren und fiel noch ein wenig weiter, ehe es Thorn gelang, die Wucht abzufedern. Seine Arme wurden zu unangenehmer Länge gezerrt. Plötzlich fühlte es sich an, als würde jemand seine linke

Schulter mit glühenden Messern traktieren! Der Arm fiel schlaff nach unten. Er biss die Zähne zusammen und versuchte, Schmerzenslaute zu vermeiden, aber ein gepeinigtes Wimmern entwich dennoch seinen Lippen.

Er bekam kaum mit, wie der Körper des Höhlenwichtes unten auf den Steinen aufschlug, wie Chada entsetzt zu dem verdrehten Leichnam hastete und auch nicht Ken Dorrs spöttischen Kommentar: „Ich glaube nicht, dass das unser geschätzter Kletterer ist.“ Seine ganze Konzentration richtete sich darauf, den Schmerz zu verdrängen und Halt zu finden. Die Höhle war nur wenige Schritte über ihm, das wusste er. Wenn es ihm gelänge, die Öffnung mit nur einer Hand zu erreichen, dann könnte er sich dort ausruhen.

Mühsam hob er einen Fuß in die Luft und zischte gequält. Dann tastete er mit dem Fuß über den Stein, bis er einen Vorsprung gefunden hatte. Der andere Fuß folgte, jetzt musste er den Arm bewegen. Er stemmte seinen Ellenbogen in eine kleine Ausbuchtung und stützte sich darauf, während er seine Hand, soweit er es in dieser Situation vermochte, nach oben streckte und mit den zerkratzten Fingerkuppen nach Halt suchte. Endlich fand er etwas und konnte den Ellenbogen wieder entlasten. Er atmete schwer und versuchte, sich zu besinnen. Niemals könnte er es bis nach oben schaffen!

„Thorn? Antworte doch!“ Es war Chadas Stimme, die ihm die nötige Willenskraft verlieh. *Alle Herausforderungen des Körpers werden vom Kopf entschieden!*, meinte er die Worte seines alten Lehrers Harthalt zu hören. *Du kannst nicht siegen, wenn du nicht daran glaubst.*

Ja, es stand ein hartes Stück Arbeit vor ihm. Aber immerhin wusste er jetzt, dass es tatsächlich einen Weg gab. Er biss die Zähne zusammen und hob sein Bein.

Mit letzter Kraft hievte er seinen Körper über die Kante, kurz wedelten seine Füße durch die Luft, dann zog er sich gänzlich auf den rettenden Boden. Er keuchte erschöpft und stand langsam auf. Schmerz zuckte durch seinen Schädel und Sterne tanzten vor seinen Augen, als sein Kopf an die Decke stieß. Er stöhnte, dann tastete er mit der gesunden Hand seine Umgebung ab. Bald fand er, was er gesucht hatte, ein großer Fels lag in dem Gang. Thorn wusste nicht, ob er aus dem Boden wuchs oder nur darauf lag, aber er war in jedem Fall schwer genug.

Er wickelte das Zwergenseil um den Fels und verknotete es, was sich mit einer Hand und in der Dunkelheit als gar nicht so einfach entpuppte. Dann warf er das andere Ende in Richtung der Haupthöhle und hörte, dass es nach unten fiel. Ermattet ließ er sich an die Wand sinken und versuchte seinen schmerzenden Arm zu entspannen.

Er wartete, bis Chada erschien und Licht in sein Leben brachte – im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie hatte eine entzündete Fackel dabei. Keine schlechte Leistung, mit nur einer Hand hier hoch zu klettern. Aber er hatte es auch ohne Seile und ohne Licht geschafft.

Als Chada ihn sah verzog sie erschrocken das Gesicht, doch er lächelte matt und versuchte, ihre Sorgen zu zerstreuen. „Du siehst aus, als hätte man dich durch eine Dornenhecke gestreift“, sagte sie mitleidig, dann legte sie die Fackel beiseite und widmete sich seiner Schulter. „Ausgekugelt“, meinte sie fachkundig und drückte seinen Oberkörper sanft auf den Boden. Plötzlich zog sie am Arm und drehte ihn gleichzeitig ein, was Thorn zu einem lauten Schrei veranlasste. Dann jedoch spürte er, wie der Schmerz fast augenblicklich verebbte, nur noch ein unangenehmes Gefühl blieb in der Schulter zurück.

„Das nächste Mal klettere ich! Das bin ich noch aus meiner Kindheit gewohnt!“, meinte Chada.

„Das hier ist kein Baum mit ausladenden Ästen!“, widersprach Thorn kopfschüttelnd, während er vorsichtig aufstand und seinen linken Arm prüfend schüttelte. Kurz betrachtete er die Fackel auf dem Boden und bemerkte, dass der Rauch hinten in dem Gang verschwand. Sie hatten ihren Ausgang gefunden! „Na los, holen wir unsere Sachen und dann nichts wie weg von hier!“

„*Wir* holen garantiert nichts!“, widersprach Chada scharf. „Dein Arm muss sich ausruhen, du kannst jetzt keine Wand herunterklettern.“

„Aber Chada, ich habe jetzt ja ein Seil zur Verfügung. Außerdem fühlt sich mein Arm dank deiner wie immer großartigen Hilfe schon viel besser an!“

Sie küsste ihn schnell. „Habe ich vier Jahre lang bei Reka die Kunst des Heilens erlernt oder du?“, fragte sie schnippisch. „Sei bloß froh, dass es nicht den anderen Arm erwischt hat.“ Sie winkte kurz und ließ sich dann am Seil zurück in die Tiefe gleiten, die Fackel ließ sie zurück. Thorn hörte, wie sie den anderen unten Anweisungen gab, ihre Sachen zu packen. Dann entfernten sie sich und es wurde still.

Späte Nacht, 40. Herbsttag 76 a.Z.

Nar'Al'Pans Höhle, Graues Gebirge

Thorn musste kurz eingedöst sein, denn er erwachte von einem bedrohlichen Knirschen. Dieses Mal hatte er es sich ganz gewiss nicht eingebildet! Die Fackel war erloschen, doch Thorn konnte auch so zuordnen, dass dieses verhängnisvolle Rumpeln aus Richtung des Eingangs zu ihnen drang. Ob sich die Barriere, die sich dort gebildet hatte, jetzt von selbst auflöste? Da er gesehen hatte, in welchen Zustand sich der Fels darüber befand, wäre das kein Grund zum Jubeln.

Ehe er der Sache genauer auf den Grund gehen konnte, näherten sich die anderen wieder. In Thorns Augen wirkte es, als schlenderten sie gemütlich zum Seil. „Beeilt euch! Hier kann jeden Augenblick noch mehr einstürzen!“, rief er nach unten, dann widmete er sich dem Entzünden seiner Fackel.

Bald darauf kam Ken Dorr elegant nach oben, er schien das Seil geradezu hinaufzugleiten wie eine Schlange. Thorn kam nicht umhin, seine Kletterkünste zu bewundern, aber er war sich auch bewusst, dass der Dieb sie wohl in wenig ruhmreichen Situationen gewonnen hatte.

Chada und Drukil gaben von unten ihr Gepäck an. Es war in Zeltplanen verschnürt und wurde an das Seil geknotet, anschließend von Thorn und Ken hochgezogen. Aus einem der so entstandenen Beutel ragte ein Holzstab und Thorn wollte schon fragen, warum sie den alten Stab aus der Seitenhöhle mitgenommen hatten, bis ihm aufging, dass es sich um Leanders Geh- und Sehhilfe handelte.

Der Seher wurde kurz darauf hochgezogen, er war fest in eine Plane eingewickelt und gut verschnürt, nur der Kopf ragte hervor. Auch wenn Thorn sich alle Mühe gab, so konnte er nicht ganz vermeiden, dass der Körper immer wieder unsanft an die Felswand stieß. Doch auch davon wachte Leander nicht auf, seit seinem merkwürdigen Anfall hatte er sich nicht mehr geregt.

Gerade als Ken Dorr den Ohnmächtigen über die Kante hob, ertönte erneut ein Knirschen, dieses Mal nicht leise, sondern laut und deutlich. Vergeblich spähte er in die undurchdringliche Dunkelheit. Drukil ging mit einer Fackel näher zum Geröllhaufen am Eingang und offenbarte, dass die Steine langsam in Bewegung gerieten. „Komm zurück!“,

schrie Thorn den Hautwandler an. „Ihr müsst hochkommen! Der Berg fällt gleich in sich zusammen!“

Kaum hatte er seine Worte gesprochen, geschah genau das Gegenteil dessen, was er befürchtet hatte. Der Schutthaufen fiel nicht in sich zusammen. Er explodierte.

Mannsgroße Steine flogen durch die Luft und prallten an die instabilen Wände. Drukil ließ entsetzt seine Fackel fallen und hastete zurück zum Seil, das Chada schon zur Hälfte erklommen hatte. Das unsichere Licht der Fackel offenbarte zwischen den Staubwolken einen großen Körper, der sich langsam emporrichtete, den auf ihn niederdonnernden Steinen zum Trotz. Graue Haut, von Brandwunden, Schrammen und Blutergüssen übersät. Gelbe Augen in der Dunkelheit. Eine raue Stimme, wild und zornig. „Itor aara ifandul!“

Chada schwang sich über die Kante und starrte entsetzt auf den gigantischen Körper. „Das ist unmöglich!“, hauchte sie.

„Wer weiß schon, wozu ihn dieses Blut der Ewigkeit befähigt?“, entgegnete Ken Dorr deutlich gefasster. Thorn sagte gar nichts, zu überraschend kam das Überleben Nar’Al’Pans. Der letzte Riese war nicht gestorben, obwohl unzählige Zentner Stein auf ihn niedergegangen waren! Er wirkte regelrecht ausgeruht, von oberflächlichen Wunden abgesehen war ihm scheinbar nichts geschehen. Er sah sich um, erblickte Drukil und brüllte hasserfüllt. Rachedurst stand ihm auf die hohe Stirn geschrieben.

Da erbehte die Höhle erneut. Wie schon vor einigen Stunden brachen Felsen aus der Decke, doch das meiste schien bereits überstanden zu sein. Dennoch hielten die Steine den zornigen Giganten auf und Drukil packte das Ende des Seils, als Nar’Al’Pan noch viele Schritt entfernt war. Mit vereinten Kräften zogen Thorn, Chada und Ken Dorr den Hautwandler empor, während der seine Füße benutzte, um Abstand zur Wand zu halten.

Schnell war er oben angelangt und alle vier griffen sich wahllos einige Gepäckbeutel. Thorn nahm die Fackel, Chada und Drukil hoben den bewusstlosen Leander hoch, dann rannten sie fort, folgten dem Rauch und ließen die große Höhle, Nar’Al’Pan, das Wutgeschrei des Giganten und das Blut der Ewigkeit zurück.

Der Durchgang mündete in ein unübersichtliches Gewirr aus feuchtkalten Tropfsteinhöhlen. In diesem unterirdischen Irrgarten wies ihnen einzig der Rauch der Fackel den Weg. Einmal kamen sie an einen schmalen Spalt, durch den sie unmöglich passten, doch glücklicherweise gelang es ihnen, nach einem kleinen Umweg wieder auf den richtigen Weg zu kommen. Bald darauf stießen sie an das Ufer eines unterirdischen Flusses, dessen Lauf sie folgten. Zwar hatte es am vergangenen Nachmittag geregnet, aber zu dieser Jahreszeit rauschte nicht so viel Wasser durch die Kavernen wie nach der Schneeschmelze, daher konnten sie trockenen Fußes neben dem Wasserlauf entlang gehen. Sie tranken ausgiebig und wuschen sich zumindest das Gesicht mit dem eiskalten Wasser.

Irgendwann verschwand der Strom in einem düsteren Loch im Boden, doch der Rauch wies ihnen einen Weg, bei dem sie auf weitere Klettereien verzichten konnten. Kurze Zeit später rochen sie zum ersten Mal seit vielen Stunden wieder frische Luft. Sie erreichten eine kleine Höhle. Ein Gang führte wieder ins Innere des Berges, doch niemand verspürte mehr Lust auf Erkundungsgänge. Denn auf der anderen Seite befand sich ein Ausgang. Es war inmitten der Nacht, noch knapp über den Berggipfeln stand der zunehmende Mond am wolkenlosen Himmel, begleitet von unzähligen goldenen Sternen.

Von ihnen waren allerdings nur wenige zu erkennen, denn Bäume standen vor dem Höhleneingang. Drukil sog tief Luft ein und verkündete glücklich lächelnd: „Ein Wald! Endlich!“

Sie beschlossen, die Nacht in der Höhle zu verbringen, obwohl sie alle die bedrückende Enge am liebsten hinter sich gelassen hätten. Der Ort versprach Schutz vor Kälte und ungebeten Besuchern. Und diesmal warnte auch Drukil nicht vor etwaigen Gefahren, sondern verkündete zuversichtlich: „Diese Höhle ist ein Ort von Sicherheit und Frieden. Der beste Unterschlupf weit und breit. Das spüre ich!“ Nachdem die Instinkte des Hautwandlers sie davor gewarnt hatten, Nar’Al’Pans Höhle zu betreten, zweifelte niemand mehr Drukils Beobachtungsgabe an. Einzig Ken Dorr drängte, zumindest eine Nachtwache aufzustellen, eine Forderung, von der er rasch abließ, nachdem Thorn ihm sagte, niemand halte ihn davon ab, Wache zu halten.

Sie breiteten ihre Decken und Zeltplanen auf dem Boden aus, betteten Leander in ihre Mitte und sich selbst darum. Schon nach kurzer Zeit wurden sie alle von der Erschöpfung übermannt.

Morgendämmerung, 41. Herbsttag 76 a.Z.

Höhle im Trummwald, Graues Gebirge

Früh am nächsten Morgen erwachte Thorn, ohne den Grund dafür benennen zu können. Draußen wurde es gerade erst hell. Ein Blick über das Schlaflager zeigte ihm, dass Drukil fehlte. Besorgt ließ er seinen Blick über die Umgebung schweifen, kam jedoch zu dem Schluss, dass der Hautwandler wohl nur kurz fort war. Also betrachtete er stattdessen Chadas schlafendes Gesicht und versuchte, wieder zur Ruhe zu kommen.

Schließlich sah er ein, dass ihm das nicht vergönnt war. Er stand auf und musterte missbilligend seine eigene Kleidung. Erst jetzt, wo die Lichtverhältnisse besser waren, konnte er sich ausgiebig betrachten. Zerrissen, blutverschmiert, schwarz von Ruß. Ihm graute vor der Vorstellung, wie sein Gesicht aussehen mochte. Es wurde dringend Zeit für ein Bad, doch leider hatten sie keine Wechselkleidung mehr dabei. So vieles hatten sie in Nar’Al’Pans Höhle zurücklassen müssen, Gebrauchsgegenstände, Vorräte und das Leben von drei treuen Reittieren. Sicher könnten die Agren sie mit dem Nötigsten versorgen, er würde sich nur noch etwas gedulden müssen. Die Flüsse waren ohnehin eisig.

Thorn beschloss, jetzt doch nach Drukil zu suchen. Auch dessen Schwert lag noch in Pans Höhle, es war schon das zweite, das er innerhalb eines Mondes verlor. Die meisten von Chadas Pfeilen waren ebenfalls zurückgeblieben, aber sie unternahm ja auch keine Alleingänge.

Seufzend ging Thorn zu dem noch unerforschten Gang. Wahrscheinlicher war, dass Drukil in den Wald gegangen war, aber dort würde er ihn ohnehin nicht finden.

Er war nur einige Schritte weit gekommen, da stockte er plötzlich. Vor ihm erhob sich ein gewaltiger Schatten, den Thorn bis eben noch für einen Felsen gehalten hatte. Jetzt jedoch bewegte sich der Schatten plötzlich. *Nar’Al’Pan! Er hat uns gefunden!*

Augenblicklich verwarf Thorn seine Gedanken. Der Riese hätte ihnen niemals folgen können, und auch dieser Gang hier war zu klein für ihn. Außerdem ähnelte ihm die Form des Schattens nicht im entferntesten, was er vor sich sah glich eher einem großen Tier.

Einem Tier, das jetzt näher kam. Vorsichtig wich Thorn zurück, darauf bedacht, keine hektischen Bewegungen zu machen. Dann trat das Wesen ins Licht und Thorn erkannte

einen riesigen Bären mit dunkelbraunem, zottigen Fell und bernsteinfarbenen Augen. Das Tier blickte ihn mit einer Mischung aus Furcht und Aggressivität an und entblößte scharfe Zähne. Die Ohren waren zurückgelegt, der Nacken gestreckt. Ein dunkles Brummen erscholl.

Thorn lachte laut auf. Natürlich! Die Höhle lag in einem Wald! Deshalb war Drukil nicht an seinem Platz gewesen! Der Bär spannte seine Muskeln an, bereit zum Sprung. „Beruhige dich, Drukil! Ich bin es doch!“, rief Thorn laut.

Der Bär und der Krieger sahen sich wachsam an, dann erscholl Drukils Stimme wesentlich leiser: „Besser, du beruhigst dich! Sonst weckst du noch die anderen!“

Thorns Lächeln erlosch schlagartig. Die Stimme war nicht vom Bären gekommen. Sondern von hinten... Sein Blick huschte zum linken Bein des Bären. Kein silberner Reif lag darum.

Im letzten Moment entkam er den zuschnappenden Kiefern, dann drehte er sich um und rannte in die Höhle zurück. „Bär!“, rief Thorn im Lauf und hörte, wie das Tier die Verfolgung aufnahm. Er erreichte die Höhle und warf sich zur Seite, während das Untier an ihm vorbei raste, ehe es wenden konnte. Warum nur hatte er sein Schwert nicht dabei? Es lag nur wenige Schritte entfernt!

Drukil näherte sich dem Höhlenbären, doch ein Tatzenhieb warf ihn von den Beinen. Chada erwachte und blinzelte schlaftrunken das gewiss drei Schritt lange Monster an. Der Bär schlug nach Thorn und der Krieger rollte sich zur Seite. Sofort setzte das Biest nach, dem nächsten Hieb konnte er nicht vollständig ausweichen. Die schiere Kraft presste die Luft aus seinen Lungen, die Krallen hinterließen rote Striemen auf seinem linken Arm und zerrissen die ramponierte Kleidung noch weiter. Warmer Atem schlug ihm ins Gesicht, doch ehe die todbringenden Zähne oder der nächste Hieb ihm den Garaus machen konnte, brüllte der Bär plötzlich auf und sprang zurück. Ein tiefer Schnitt klaffte in seiner Flanke, und Ken Dorr grinste Thorn an. Dann setzte er nach, eine weitere Wunde öffnete sich, und das Ungetüm wich noch weiter zurück, dann lief es in den dunklen Gang.

„Feigling!“, rief Ken Dorr spöttisch hinterher. Dann folgte er dem Bären und auch Thorn holte sein Schwert und lief in den Gang.

Der Bär erwartete sie bereits, seine Augen weit aufgerissen. Er knurrte bedrohlich, doch Thorn meinte auch Furcht herauszuhören. Jedenfalls traute er sich nicht, wieder anzugreifen, und auch Thorn und Ken Dorr blieben eingeschüchtert stehen.

„Jetzt seht Ihr, weshalb ich eine Wache aufstellen wollte“, meinte Ken Dorr spitz, während er und der Bär sich belauerten. „Stellt Euch nur vor, was geschehen wäre, wenn dieses Monstrum uns in der Nacht attackiert hätte!“

Thorn schauderte und hielt sein Schwert fester. „Ich möchte meine Schuld nicht auf andere abwälzen, aber Drukil behauptete, dies sei ein Ort der Sicherheit.“

„War es ja auch!“, sagte Ken spöttisch. „Der beste Unterschlupf weit und breit! Wer kann es ihm verdenken, dass er dabei aus der Perspektive eines Bären gesprochen hat?“

„Wie auch immer! Wir werden dafür sorgen, dass Drukils Worte in Zukunft tatsächlich zutreffen.“ Er trat einen Schritt auf den massigen Bären zu, welcher ungehalten knurrte.

„Hört auf!“, schrie Drukil plötzlich. Er holte sie ein, dicht gefolgt von Chada.

Thorn starrte Drukil verblüfft an. „Wie bitte? Dieses Ungeheuer hätte mich fast aufgefressen!“

„Dieses *Ungeheuer* ist eine Mutter. Sie beschützt ihre Kinder!“ Thorn fragte nicht nach, woher Drukil das wusste. Die Einschätzung des Hautwandlers erwies sich als richtig, denn im Dämmerlicht hinter der Bärin konnte Thorn drei kleine Körper ausmachen.

Langsam trat Drukil zurück und winkte den anderen, ihm behutsam zu folgen. Als die ungebetenen Besucher zurückwichen entspannte sich die Bärenmutter sichtlich, doch sie blieb noch immer wachsam.

„Wenn sie stirbt, dann müssen die Jungtiere verhungern.“

„Ich fürchte, es ist bereits zu spät!“, erwiderte Ken Dorr gelassen. „Das Gift in ihrem Körper genügt, um eine ganze Herde Ochsen zu töten.“

„Du hast doch gewiss ein Gegengift?“, wollte Chada wissen, in ihren Augen lag Mitgefühl für die tapfere Bärin.

„Nur ein Narr behandelt seine Waffe mit einem Gift, gegen das er sich nicht zu schützen weiß“, meinte Ken verächtlich. „Aber weder möchte ich mein Gegenmittel so verschwenden, noch denke ich, dass das Tier die Essenz freiwillig schlucken wird. Gebt Euch keine Mühe, in spätestens fünfhundert Herzschlägen ist es gestorben.“

Drukil schlug fest nach dem Dieb, der nur knapp ausweichen konnte. „Gib ihr das Gegenmittel!“

Ken hob die Hände und sagte beschwichtigend: „Ich schlage vor, wir vermeiden schnelle Bewegungen, solange sie noch bei Kräften ist.“ Er nickte vorsichtig zur Bärin. „Es tut mir leid, Drukil. Aber Ihr wollt sicher auch nicht, dass ich kein Gegenmittel mehr besitze, sollte sich einer von euch versehentlich an meiner Klinge verletzen. Das Gegengift lässt sich nur aus dem Gift einer *Vypera* gewinnen, und die sind so weit im Süden nicht beheimatet.“

„Das Risiko gehen wir ein“, sagte Thorn rasch, vor allem, um Drukil zu besänftigen.

Ken Dorr drehte sich kopfschüttelnd um, wohl um seine Sachen zu holen, doch dann erstarrte er. „Ich kann sie nicht retten. Das Gegengift ist noch immer in den Satteltaschen meines Pferdes. Also unter Geröll in Nar’Al’Pans Höhle begraben.“

Drukil spuckte zornig aus. „Du bist böse, Ken Dorr! Böse und verdorben! Mögest du an deinem eigenen Gift verrecken!“

Der Dieb lächelte kalt. „Böse? Oh, es ist so einfach, andere als böse zu verurteilen! Dachtet Ihr nicht eben noch, dieser Bär sei böse? Aber jetzt plötzlich wollt Ihr ihn um jeden Preis retten! Was heißt das schon, böse?“

„Wer böse Taten begeht, der ist selbst böse“, antwortete Thorn, auch jetzt hauptsächlich in dem Streben, Drukil vom bevorstehenden Tod der Bärin abzulenken.

Ken Dorr widersprach: „Gut und Böse sind doch nur abhängig von der eigenen Perspektive! Wieso maßt ausgerechnet Ihr Euch an, darüber urteilen zu können? Niemand würde sich selbst als böse bezeichnen, aber andere zu verdammen, das ist einfach. Meint Ihr, der Gigant, dem wir vor kurzem erst entkommen sind, sieht sich selbst als böse an?“

„Er ist nicht böse!“, rief Drukil noch immer erbost. „Er gehorcht Gesetzen. Du jedoch denkst nur an dich selbst!“

„Nar’Al’Pan ist also nicht böse? Was ist dann mit Nomion?“

„Der Hexer, der ganze Völker versklavte, Kriege begann und Teile seines eigenen Volkes abschlachten ließ?“, hakte Thorn nach. „Nun, ich denke schon, dass man ihn *möglicherweise* böse nennen könnte.“

„Oh, keine Frage, so könnte man ihn *nennen*. Aber Ihr habt Pan gehört? Nomion wollte das Blut der Ewigkeit für alle Riesen, nicht nur für selbsternannte Götter. Er kämpfte für Gleichheit und Gerechtigkeit, ebenso wie Ihr. Natürlich auf Kosten seiner Gegner und aller

Nicht-Krahder. Aber vielleicht wollte er für sein Volk tatsächlich das Beste? Ist er deswegen also böse? Oder nur deshalb, weil er auf der falschen Seite steht?“ Ken atmete schwer. „Ja, ich denke zuerst an mich. So wie diese ganze verdammte Welt. Alles, was wir an Gutem tun, tun wir doch nur, wenn es auch für uns selbst gut ist. Wir fürchten ein schlechtes Gewissen, die Strafe irgendwelcher Götter, wir wissen, dass es glücklich machen kann, anderen zu helfen. Aber auch wir tun nur das, wovon wir den größten eigenen Nutzen erhoffen. Ich bin nicht anders als alle anderen, ich habe nur durchschaut, dass wir uns Tag für Tag selbst anlügen. Und ich habe die Lügen abgelegt, ich tue nicht so, als ginge es mir um andere. Oder zumindest dann nicht, wenn es mir nicht einen Vorteil verschafft“, schränkte er ein.

„Ken Dorr!“, rief Chada laut und zog damit alle Aufmerksamkeit auf sich. „Ich unterbreche deine kleine Rede ja nur ungern, aber sollte die Bärin nicht – deinen eigenen Worten zufolge - inzwischen längst tot sein?“

Alle Blicke hefteten sich auf das massige Tier, das kaum geschwächer wirkte als zuvor. Ken blinzelte überrascht, dann schraubte er den Griff seines Dolches ab und musterte das fast leere Glasgefäß. „Eine Herde Ochsen!“, murmelte er fasziniert. „Mindestens! Beeindruckend! Es scheint fast so, als könne das Gift ihr nichts anhaben. Ob das wohl bei allen Bären so ist?“ Er sah die Helden fragend an, dann überlegte er: „Wir könnten Experimente an den Jungtieren ...“ Diesmal konnte er Drukils Schlag nicht rechtzeitig ausweichen.

Sie beschlossen, die Tiere in Ruhe zu lassen. Die Bärin war verwundet, würde also wahrscheinlich nicht von selbst angreifen. „Woher kommt eigentlich dieser Dolch?“, wollte Thorn von Ken Dorr wissen.

„Ich weiß nicht, woher er ursprünglich stammt. Sein Vorbesitzer war ein übler Halunke, der ihn gewiss nicht auf ehrliche Art bekommen hat. Aber der Dolch war viel zu schade, um an so einen Tagedieb vergeudet zu werden. Er füllte salziges Wasser hinein, um die Wunden seiner Gegner brennen zu lassen, Gift konnte er sich nicht leisten. Welch eine Verschwendung! In seinem jetzigen Zustand könnte er allerdings nicht viel mit diesem Schmuckstück anfangen.“ Er bemerkte die entsetzten Blicke der Helden und ergänzte schnell: „Ihr denkt doch nicht etwa, ich hätte ihn ermordet? Nein, das waren die Stadtwachen Werftheims. Er wurde für seine Vergehen hingerichtet und das lange nachdem ich den Dolch in meinen Besitz gebracht hatte.“

„Und woher bekommst du das Gift?“, fragte Chada skeptisch.

„Ich habe vor einigen Jahren eine Abmachung mit einem bemerkenswerten *Händler* getroffen. Er überließ mir seine Vorräte gegen ein geringes Entgelt, er wollte sie eiligst loswerden. Ich habe Gift und Gegengift an verschiedenen Orten versteckt, falls ich es benötige. Aber hier im Grauen Gebirge gibt es solche Orte natürlich nicht.“

„Besser du entsorgst das, was jetzt noch im Dolch ist“, meinte Thorn. „Nur ein Narr behandelt seine Waffe mit einem Gift, gegen das er sich nicht zu schützen weiß.“

Kens Blick war fast so giftig wie seine Waffe, doch ehe er zu einer Erwiderung ansetzen konnte, erklang eine vertraute Stimme: „Schön, euch wiederzuhören. Könnte jemand mir verraten, wo wir uns befinden?“

„Leander!“, schrie Chada, und Thorn warf rasch einen besorgten Blick zum Eingang in die Bärenhöhle. Doch auch bei ihm überwog die Freude die Besorgnis, also eilte auch er zu seinem erwachten Gefährten.

Leander hatte keine Erinnerung an den mysteriösen Vorfall in Nar'Al'Pans Höhle. Er wusste auch nicht, weshalb er die Worte gesprochen hatte, die ihnen allen die Flucht ermöglicht hatten. Kurz erzählten ihm die anderen von den übrigen Ereignissen, die sich während seiner Bewusstlosigkeit ereignet hatten, dann brachen sie so schnell wie möglich auf. Die Bärin könnte schließlich jederzeit auf die Idee kommen, dass ihre neuen Mitbewohner doch eine Bedrohung für ihren Nachwuchs darstellten. Leander stützte sich auf seinen Stab und versuchte, sein Bein bestmöglich zu entlasten. Dennoch war ihnen allen klar, dass es bis zu den Agren noch ein anstrengender Weg werden würde.

Thorn trat zuerst hinaus in den jungen Tag. Dort stockte er. Er traute seinen Augen kaum. Doch andererseits: Warum war er überrascht? Ambra hatte schon früher bewiesen, welch ein treues Tier er war. Die braune Stute, auf der Leander geritten war, begleitete Thorns weißen Hengst noch immer. „Leander!“, rief er. „Ich glaube, wir haben eine Möglichkeit gefunden, dich etwas komfortabler zu transportieren.“ Ambra wieherte zustimmend und Thorn lächelte müde. Sie waren hungrig, verletzt, hatten den Großteil ihres Gepäcks verloren ... aber sie waren nicht geschlagen. Der Ewige Rat würde sich noch wünschen, die Helden von Andor beseitigt zu haben, als er die Gelegenheit dazu hatte!



Zwischenspiel VI – Die Balance des Meeres

Mondhoch, 41. Herbsttag 76 a.Z.

Klippe Falkenkralle, Hadrisches Meer

Die See lag spiegelglatt da und der zunehmende Mond malte einen schmalen silbernen Strich auf die Wasseroberfläche. Ein Strich wie eine riesige, metallisch glänzende Schwertklinge. Beinahe könnte man sich vorstellen, dass einst mit einem solchen Schwert Wasser von Land getrennt worden war. Doch auf der Falkenkralle stand niemand, der so etwas hätte überlegen können. Nur eine verspätete Möwe flog mit großem Abstand darüber hinweg. Sie interessierte sich nicht für etwaige Schwerter, die Schönheit des Meeres oder das Wesen, das jetzt aus den tiefsten Tiefen des Ozeans aufstieg. Es roch nach totem Fisch, aber die Möwe wusste instinktiv, dass sie den muskulösen Fangarmen besser nicht zu nahe kam. Also flog sie nur noch schneller davon.

Die zuckenden Tentakel dagegen blieben. Zwischen ihnen hob sich ein monströser Körper aus dem schäumenden Wasser. Die Augen funkelten böseartig und das zerfurchte Maul öffnete sich leicht.

„Oktohan! Endlich!“ Im seichten Wasser nahe der Klippe schob sich der Oberkörper einer Frau aus dem Schatten, gefolgt von einem schlangenhaften Körper. „Nur noch Arkteron fehlt.“

In diesem Moment warf die See im Umkreis vieler Meilen plötzlich hohe Wellen und aus Gischt und Sturm formte sich ein finsternes Wesen. Wäre die Möwe jetzt noch in der Nähe gewesen, der plötzliche Wind hätte sie hilflos umhergewirbelt.

„Endlich sind wir wir wieder vereint!“, rief Kenvilar laut aus. „Auch wenn die Zeiten düster sind, so haben die letzten Ereignisse durchaus ihr Gutes. Die Balance des Meeres ist wiederhergestellt.“

Die kolossalen Tentakel zuckten zustimmend. Doch der Sturmwind brauste erbost, bis er sich zu einer Stimme formte: *„Das ist den Preis nicht wert. All die Risiken, die Gefahren. Unsere Aufgabe droht zu scheitern wie nie zuvor. Unsere Existenz steht auf dem Spiel und noch mehr.“*

„Beruhige dich, Herr der Stürme! Mir ist das alles mindestens ebenso bewusst wie dir. Ich sage lediglich, dass der Ewige Rat durchaus auch Vorteile hatte. Selbstverständlich muss er so früh wie möglich vernichtet und alle Zeugen beseitigt werden, damit das verschollene Wissen erneut in Vergessenheit gerät, doch immerhin bisher haben wir Gewinn gemacht.“

„Wie willst du den Rat denn vernichten? Ein Gespenst ist in den Besitz des Baumes des Vergehens gekommen. Dieser Schwarze Herold ist kein Gott, aber er ist auch kein Sterblicher mehr. Du weißt, was das bedeutet: Er kann den Baum vollumfänglich kontrollieren. Und wir können ihn nicht einfach zerschmettern wie die anderen.“

„Ihn zu besiegen wird nicht unsere Aufgabe sein. Er sieht die sogenannten Helden von Andor als seine Widersacher und damit macht er sich zu ihrem Feind. Sie werden diese Aufgabe übernehmen. Sie werden die Quelle finden. Wir dagegen müssen den zukünftigen Baum des Anbeginns in der Himmelssäule schützen und gleichzeitig den Ewigen Rat bei Laune halten.“

Oktohans gigantische Fangarme zuckten wild durch die aufgewirbelte Luft und rissen Felsen aus der Klippe.

„Nein!“, widersprach Kenvilar. „Wir werden mit jedem zusammenarbeiten, der uns nützlich ist, auch mit deinen Mördern. Und solange das Gespenst existiert, können wir uns nicht offen auflehnen, denn auch über uns besitzt es Macht. Doch ich weiß, wie wir es zufriedenstellen können.“ Kenvilar grinste unheilvoll. „Wir werden dieser lächerlichen Vereinigung folgen müssen, bis es den Helden gelungen ist, das Gespenst zu vernichten. Dann schlagen wir zu, vernichten den gesamten Ewigen Rat, die Helden von Andor und machen Jagd auf alle anderen, die von den Bäumen erfahren haben. Wir werden das Wissen darum ausmerzen, so wie wir es schon seit der Erneuerung der Dreieinigkeit tun. Und dieses Mal werden wir keine Schriftrolle übersehen! Wenn das nächste Mal ein Seher Visionen von den Bäumen empfängt, werden wir rechtzeitig zur Stelle sein. Denkt daran, niemand ist allwissend, auch nicht unser wahrer Feind. Und mich nennt man nicht umsonst die Tückische!“

Sie brach in ein lautes Gelächter aus, das noch weiter reichte als die Sturmwinde Arkterons. Einige Meilen entfernt hörte es auch eine verspätete Möwe und geriet in Panik. Sie flatterte erschöpft, immer schneller und schneller, und ihr Herz pochte ein trommelndes Stakkato, bis es unter der Anstrengung schließlich zerbarst. Ein gefiederter Körper schlug aufs Wasser auf und für kurze Zeit zeigten sich Kreise in der spiegelglatten See. Dann beruhigte sie sich wieder und das einzige, was blieb, war der silberne Strich, den der zunehmende Mond auf die Wasseroberfläche malte.



t – Geopfert

Früher Nachmittag, 41. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Eara ließ den Brief sinken. Andere hätten ihn erneut gelesen, hätten sich die entsetzlichen Worte immer und immer wieder angesehen, auch wenn sie sich schon längst ins Gedächtnis gebrannt hatten. Doch sie wusste, dass das nichts am Inhalt geändert hätte. Warum also etwas Überflüssiges tun?

Andere wären vielleicht bemüht gewesen, Ruhe zu bewahren, aber Earra war ruhig. Nicht einmal ihr Herzschlag hatte sich beschleunigt, auch wenn das Pergament dazu wahrlich genug Anlass geboten hätte.

Der Ewige Rat. Das Leben hielt doch immer wieder neue Überraschungen bereit. Eigentlich hatte sie vorgehabt, hier in Hadria zu bleiben, in der Annahme, dass die übrigen Helden von Andor die neueste Bedrohung auch ohne ihre Hilfe abwehren könnten. Aber damals hatte sie auch noch nicht gewusst, dass es sich nicht um eine neue, sondern um sehr viele alte Bedrohungen handelte. Dieser Gefahr konnten die Helden sich nicht alleine stellen. Noch würde sie bleiben. Jetzt zu gehen, hieße all ihre Bemühungen zunichte zu machen. Aber sobald die Vereinigung vollzogen wäre, würde sie Hadria verlassen, bis der Ewige Rat vernichtet wäre.

Ein lautes Klopfen störte sie in ihren Gedanken. Kraft ihres Willens öffnete Eara die Tür zu ihren Gemächern und gewährte Torven und Variah Einlass.

„Wir haben die Waffen überprüft“, sagte der Oberste des Turmes. „Beide Bolzenwerfer funktionieren rein mechanisch, Dunkle Magie ist nicht im Spiel“

„Aber dass Mortol und dessen Mörder eine verbesserte Version des Bolzenwerfers hatten, ist noch nicht das Seltsamste: Entscheidend ist, dass sie überhaupt welche besaßen. Wir haben alle anderen Exemplare inzwischen gefunden, die Federhämmer wurden nicht umgebaut und sind noch immer bei ihren rechtmäßigen Besitzern.“

„Und warum erzählt ihr mir das, wo ihr doch sonst stets darauf bedacht seid, mir möglichst geringen Einfluss zu verschaffen?“, fragte Eara gelangweilt.

Torven schnaubte verächtlich. „Wir mögen unterschiedlicher Ansicht sein, was die Vereinigung angeht, aber auch wir wollen diese Verschwörung so schnell wie möglich beenden. Sie haben einen Hohen Zauberer erpresst und ermordet, das können wir unmöglich dulden! Also haben wir beschlossen, in dieser Sache miteinander und auch mit dir zusammenzuarbeiten.“

Eara nickte knapp. „Das ist begrüßenswert. Wir werden diese Verschwörer stoppen, bevor noch mehr Unheil geschieht. Ich bedanke mich für die Information, auch wenn ich bald ohnehin davon erfahren hätte.“

Variah lachte falsch. „Aber Souveränin, wir sind nicht nur hier, um diese Information zu übermitteln, sondern auch, um über unser weiteres Vorgehen zu entscheiden. Es gibt nur zwei mögliche Gründe dafür, dass die Verschwörung im Besitz von mindestens zwei Bolzenwerfern mehr war, als es überhaupt geben dürfte.“

„Woher kommen plötzlich bessere Bolzenwerfer?“, ergänzte Torven aufbrausend. „Waren es die Verschwörer irgendwo in einem verborgenen Unterschlupf, oder ... haben sie sie vom Mechanicus selbst?“

„Was? Das ist lächerlich!“, rief Eara und legte Empörung in ihre Stimme. „Hedal interessiert sich nicht für Politik, er würde niemals Waffen herstellen. Und die Verschwörung verabscheut er, weil sie seine eigenen Erfindungen als Waffen umfunktioniert. Auf keinen Fall arbeitet er mit ihnen zusammen!“

„Er interessiert sich nicht für Politik?“, fragte Variah spöttisch. „Und wieso hängt dann ein großes Emblem über seiner Tür, das ihn als Gegner der Vereinigung ausweist?“

„Embleme, wie auch ihr beide sie tragt.“ Eara deutete auf die Broschen mit dem brennenden Turm, die die beiden Obersten auf ihre Roben gesteckt hatten. „Das macht ihn noch nicht zum Verschwörer!“

„Das nicht!“, gestand Torven ein. „Aber wer außer ihm wäre in der Lage, einen Bolzenwerfer zu erfinden, der ohne Magie funktioniert? Wer außer ihm wäre imstande gewesen, so schnell eine solche Waffe zu fertigen und sie den Verschwörern auszuhändigen?“

„Wir sollten zu ihm gehen und mit ihm darüber sprechen anstatt über ihn hinweg“, schlug Eara vor.

Variah grinste. „Genau darum wollten wir dich bitten. Wir drei, alle erbitterte Gegner, die gemeinsam zu ihm gehen. Wir demonstrieren Stärke und Geschlossenheit, wir zeigen, dass eine unbedeutende Verschwörung uns nicht kleinkriegen wird! Und dass wir auf die Vereinigung nicht angewiesen sind, um zusammenzuarbeiten...“

Eara stand auf und ergriff ihren schwarzen Stab. Den Brief aus dem Süden ließ sie in ihrer Kammer zurück. Zuerst gab es andere Dinge, um die sie sich kümmern musste, später würde sie ihn vernichten.

Später Nachmittag, 41. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Hedal sah überrascht auf, als er seinen hohen Besuch bemerkte. Er legte ein kleines bläuliches Objekt beiseite und blickte Eara fragend an. Anhand von Torvens säuerlichem Gesichtsausdruck erkannte die Souveränin, dass dem Obersten nicht entgangen war, an wen der Mechanicus sich zuerst richtete.

„Hedal!“, rief er streng. „Was kannst du uns hierzu sagen?“ Er zog ein kupfernes Rohr aus den Taschen seines Gewandes und legte es vor Hedal auf den Tisch.

Der Mechanicus betrachtete es mit gerunzelter Stirn. „Das ist die Waffe, mit der Mortol von einem Mitglied der perfiden Konspiration liquidiert wurde, nicht wahr?“

„Richtig“, bestätigte Torven. „Und das hier ist der Bolzen!“ Er reichte dem Mechanicus das unscheinbare Metallgeschoss.

Hedal warf Eara einen unsicheren Blick zu. „Die Waffe funktionierte auch ohne Dunkle Magie“, berichtete diese. „Wie ist das möglich? Und woher könnte sie stammen?“

Hedal blinzelte eingeschüchtert und betrachtete die Waffe dann ausgiebig. Nachdem er sie aufgeschraubt hatte, verkündete er: „Es ist eigentlich ziemlich profan. Von meinen zwanzig Klappen wurden fünfzehn separiert, dadurch ist der Beschleunigungsweg expandiert. Außerdem wurde, um ein komprimiertes und dementsprechend leichteres Projektil auf einem fixierteren Weg fliegen zu lassen, die Breite des Rohrs reduziert.“

„Und dein Verdacht?“, fragte Variah nach.

„Was das betrifft, müsst ihr jemand anderen konsultieren. Ich habe weder Indizien noch Hypothesen über die Herkunft der Waffe, ich kann lediglich registrieren, dass sowohl Bolzenwerfer als auch Projektil signifikant optimiert wurden.“

„Nun, Hedal, um ehrlich zu sein, wir haben eine Möglichkeit in Betracht gezogen, die dir nicht gefallen wird“, offenbarte Torven.

„Er war es nicht!“, kam Eara Hedals Antwort zuvor. „Welches Motiv hätte er?“

„Er hätte zumindest die Möglichkeit dazu, das ist mehr, als wir von der Verschwörung bisher annahmen.“

„Es ist richtig, keine Possibilität außer Acht zu lassen, aber ich kann replizieren, dass ich bei der Invention dieser Kreation“, ein weiterer unsicherer Seitenblick zu Eara, „keine Subvention gegeben habe.“

Variah trat näher und hob das Objekt auf, an dem Hedal gearbeitet hatte. Als sie es berührte zuckte sie schmerzerfüllt und ließ es wieder fallen. Auf ihrer Haut zeigten sich Brandspuren. „Ein Bolzen aus Arkanum?“, zischte sie. „Geradezu perfekt dazu geeignet, eine Dunkle Magierin zu ermorden, nicht wahr? Auf die Erklärung bin ich gespannt!“

Hedal sah seine drei Gäste verzweifelt an. „Das war nur ein Objekt zum Experimentieren. Gut geeignet, um die Duktilität und Stabilität von reinem Arkanum zu valutieren, mehr nicht.“ Er wandte sich an Torven. „Bitte, du vertraust mir doch, oder? Du bist mein Oberster.“

„Ich würde es gerne, Hedal“, erwiderte Torven ernst.

„Ich vertraue dir“, sagte Eara. „Ich weiß, dass du niemals jemandem einen Schaden zufügen wollen würdest.“ Hedal nickte begeistert.

Was soll das, Eara?, erklang Torvens Stimme in ihrem Geist. *Wir wollten geschlossen auftreten! Aber jetzt versuchst du nur, seine Sympathien zu erkaufen! Wenn er doch zur Verschwörung gehört, dann schadest du dir damit selbst, begreife das doch!* Eara schüttelte die geistige Verbindung ab.

„Wem gebührt deine Treue, Hedal?“, fragte Variah, die von dem kurzen und recht einseitigen Gespräch nichts mitbekommen hatte.

„Den Orden! Und Hadria!“, erwiderte der Mechanicus schnell.

„Und wem in den Orden? Der Versammlung? Deinem Obersten? Oder der Souveränin?“

Hedal blinzelte und seine Hände zuckten fahrig. „Warum sollte man da differenzieren müssen?“, fragte er vorsichtig. „Ich habe konstatiert, wem meine Loyalität gehört.“

„Aber wenn du entscheiden müsstest, Hedal, wem würdest du dann gehorchen?“ Variahs Stimme wurde plötzlich unendlich sanft. „Würdest du deinem Obersten gehorchen, dem Repräsentanten aller Zauberer des Turmes? Der für Individualität und Freiheit steht? Der dich verdächtigt, weil es bedauerliche Hinweise dafür gibt? Oder Eara, der Souveränin, die alle Zauberer in einem Orden zusammenpanschen möchte? Die die Vielfalt unterdrücken wird? Die ihr falsches Vertrauen bekundet und ihren Verdacht hinter deinem Rücken weiter pflegt?“

Hedals Blicke wanderten unsicher zwischen Eara und Torven hin und her. „Wieso musst du überlegen, wenn die Brosche über deiner Tür dich doch als Gegner der Vereinigung markiert?“, setzte Variah nach.

„Aber deshalb habe ich doch keine Aversion gegenüber Eara! Sie hat mir immer so viele extraordinäre Objekte dediziert.“

„Wo wir gerade davon sprechen, ich habe unten noch zwei Behälter für dich“, sagte Eara beiläufig. „Darin ...“

„Hedal!“, fauchte Variah aufgebracht. „Lass dich nicht von ihr kaufen!“

Der Mechanicus sah die drei Besucher unentschlossen an, doch er sagte nichts. Nur seine Blicke huschten nervös hin und her. Eara entging nicht, dass seine Augen vor allem an ihr hängen blieben. Die beiden Obersten bemerkten es allerdings auch.

Torven schnaubte empört und wandte sich ab. Noch im Gehen raunte er Eara zu: „Wenn er doch zur Verschwörung gehört, dann werden die nächsten Zauberer deinetwegen sterben!“ Mit diesen Worten verließ er das Laboratorium, dicht gefolgt von Variah.

Als Eara sich sicher sein konnte, dass die beiden Obersten verschwunden waren, sagte sie zum Mechanicus: „Wie bereits erwähnt, habe ich dir etwas mitgebracht. Ich bin mir sicher, es wird dich interessieren.“

Hedal starrte nur ins Nichts und zeigte keine Reaktion. Von seiner gewohnten Neugier war nichts zu bemerken. Seine schlanken Finger lagen reglos auf der Tischplatte und in seinen Augen lag eine unheimliche Leere.

„Grubengas!“, enthüllte sie schließlich. „Zehn Gallonen!“ Noch immer zeigte Hedal nicht, ob er ihre Ankündigung zur Kenntnis genommen hatte, doch Eara fuhr unbeirrt fort: „Es hat mich einiges gekostet, daran zu kommen.“ Vor ihrem inneren Auge stieg ungebeten das von weißem Haar umkränzte Gesicht der verräterischen Nukia auf. Die Stimme der Schwäche jammerte erbärmlich und Eara stieß sie beiseite. „Ein winziger Funke und alles fliegt in die Luft. Überlege nur, was du damit alles anstellen könntest.“

Jetzt endlich zeigte Hedal eine Reaktion, wenn auch nicht die erhoffte. Seine Hand ballte sich zur Faust. „Bomben und Granaten“, murmelte er abfällig. „Tod und Destruktion!“ Er stand auf und in seinem Gesicht spiegelte sich Zorn. „Soll das mein Werk sein? Mortol ist gestorben! Meinetwegen! Meine Kreation hat seine Existenz beendet! Ich kann das nicht mehr, Eara!“

Eara packte ihn an den Schultern und hielt ihn fest. „Die Menschen sterben wie die Fliegen, Tag für Tag!“, sagte sie nachdrücklich. „Deine Erfindungen dagegen werden sie noch in Jahrhunderten erfreuen.“

Der Mechanicus riss sich los und sah sie in einer Mischung aus Verzweiflung und naiver Entschlossenheit an. „Nicht, wenn sie nur Leid effizieren. Ich muss aufhören! Ich hätte niemals so etwas kreieren dürfen! Eara, Mortol ist tot. Ich habe ihn umgebracht!“ Er schrie geradezu und die Schuld grub tiefe Falten in sein Gesicht.

„Das ist Unsinn und das weißt du. Nicht du hast ihn ermordet sondern ein Magier aus der Verschwörung. Du warst dabei nur die Waffe.“

„Aber ich bin eine Waffe mit einem autonomen Willen. Ich kann stipulieren, keine Waffe mehr zu sein.“ Er lief einige rastlose Kreise, während Eara überlegte, wie sie ihn wohl am ehesten von seinem Vorhaben abbringen konnte. Ehe sie zu einem Entschluss gekommen war fuhr Hedal sie an: „Ein Mensch ist tot. Wie kannst du so indifferent sein?“ Tränen schwammen in seinen Augen. Eara wusste jetzt, was sie zu tun hatte.

„Ich bin nicht gleichgültig!“, behauptete sie und passte ihr Verhalten an ihre neue Rolle an. Der Mund von unterdrückter Trauer verzogen, die Schultern vom Gewicht der Schuld nach unten gezogen, ein leichtes Zittern in der Stimme, Veränderungen, die klein waren, aber unterbewusst einen großen Eindruck machten. Nichts allzu Melodramatisches, damit hätte sie sich nur unglaublich gemacht. Die Körpersprache bot so viele versteckte Möglichkeiten, da musste sie sich nicht gleich mit einer Sturzflut aus Tränen behelfen.

„Ich habe einige Tage mit Mortol verbracht und ihn in dieser Zeit kennen und schätzen gelernt“, sagte Eara bitter. Sie folgte den Worten, die die Stimme der Schwäche ihr einflüsterte, ließ sie zu und dachte sich ihren Teil. Was gab es Besseres, als selbst die eigene Schwäche auszunutzen?

„Seine liebenswerte Art. Sein gutmütiges Wesen. Seine Wissbegierde.“ *Seine bestenfalls durchschnittliche Intelligenz. Seine Unfähigkeit, den Mund zu halten.* „Er hat sich als guter Gefährte erwiesen.“ *Abgesehen von der Nacht, als er beinahe versucht hätte, mich zu ermorden und der Tatsache, dass er das entscheidende Gespräch mit dem Herrn der Schatten verschlafen hat.* „Auch ich bin entsetzt über seinen Tod und wünschte, er könnte ungeschehen gemacht werden.“ *Denn dann hätte er einige Namen für mich, um seine Haut zu retten.*

Hedal liefen die Tränen inzwischen über die Wangen und Eara umarmte ihn sanft. Sie tätschelte seinen Rücken und nutzte die Gelegenheit, um ihr Gesicht wieder zu entspannen. Sie war wirklich außer Übung!

Sie legte noch mehr Emotionen in ihre Stimme, etwas Mitgefühl, ein Quäntchen Melancholie. „Er wurde als Kind von grausamen Menschen in die Abhängigkeit getrieben. Er führte einen Kampf, den er nicht gewinnen konnte: Er bekämpfte seine Sucht und damit sich selbst. Dennoch hat er sich diesem Kampf tapfer gestellt, hat stets nach Möglichkeiten gesucht, seiner Falle zu entkommen. Er wollte doch nur ein Leben führen, das nicht von seiner Sucht bestimmt war. Er wollte so sein, wie alle anderen! Und dieser Wunsch wurde ihm niemals erfüllt. Er hatte es nicht verdient zu sterben!“

Hedal schluchzte los und Eara verbannte die Stimme der Schwäche wieder in den tiefsten Winkel ihres Bewusstseins, sie brauchte sie nicht mehr. Ihre nächsten Worte füllte sie mit Abscheu und Verachtung aus. „Seine Schwäche wurde von der Verschwörung gnadenlos ausgenutzt. Sie haben ihn erpresst, Hedal! Sie haben ihn benutzt und weggeworfen. Als er bereit war, die Verschwörer zu enthüllen, wurde er skrupellos ermordet. Diese Menschen schrecken vor absolut nichts zurück! Sie haben Mortol auf dem Gewissen und wenn wir nichts tun, dann werden weitere folgen. Sie werden erneut morden, mit deinen Erfindungen und ohne. Aber ich versuche, sie aufzuhalten! Kannst du mir vertrauen? Glaubst du mir, dass ich alles daran setze, sie aufzuhalten?“ Der Mechanicus nickte schwach, noch immer von Schluchzern geschüttelt.

„Du kannst Dinge erfinden, das ist deine große Stärke. Und meine Stärke ist es, diejenigen zu bekämpfen, die anderen schaden wollen. Das tue ich schon seit dem Ende meiner Ausbildung, mein halbes Leben lang. Mit deiner Hilfe kann ich meine Aufgabe besser erfüllen.“ Sie ließ Hedal los und blickte ihm fest in die Augen. „Bitte! Tu, was ich dir sage! Ich will doch auch nur, dass das alles endet. Lass dich nicht von der Verzweiflung übermannen! Lass nicht zu, dass Mortols Opfer umsonst war! Tu, was auch er getan hat: Kämpfe!“

Hedal schluckte und sein Gesicht verzog sich vor Hass. Es gehörte schon viel dazu, ein solches Gefühl im kindlichen Hedal zu wecken. Beinahe war sie stolz auf sich. Doch sie konnte das Gefühl rechtzeitig auslöschen, ehe es sich in ihr ausbreitete. Auch Stolz war nur ein Mittel der leisen Stimme, die sie zur Schwäche verführen wollte. „Versprich mir, dass du nicht erneut zögern wirst, sondern dass du deine Fähigkeiten in den Dienst des Guten stellst!“, forderte sie. Hedal nickte zögernd. „Versprich es!“

„Ich verspreche!“, brachte er zwischen zwei Schluchzern hervor.

Eara strich ihm beruhigend über den Rücken. Sie hatte erreicht, was sie wollte.

Sonnenhoch, 45. Herbsttag 76 a.Z.

Speisesaal in der Feste von Yra, Hadria

Eara betrat den Versammlungssaal. Die neunzehn mächtigsten Zauberer der beiden Orden saßen bereits auf ihren Plätzen und mieden mit ihren Blicken den leeren Fleck auf der Feuerseite. Noch immer war Mortol nicht ersetzt worden. Da in der Versammlung jedoch ohnehin keine Entscheidungen mehr getroffen wurden, fiel das nicht weiter ins Gewicht.

Eara stellte sich in die Mitte des Raumes und stampfte mit dem Ende ihres neuen Stabes auf den Boden, um sich die Aufmerksamkeit zu sichern, die ihr eigentlich schon längst gehörte. „Ich weiß, dass ich Euch zu nichts verpflichten kann“, hob sie an. „Daher betrachte meine folgenden Worte als Vorschlag, nicht als Befehl.“ Sie legte eine kleine Kunstpause ein. „Warum genau gibt es diese Versammlung noch? Ihr könnt keine Entscheidungen fällen und verschwendet Eure Zeit damit, in diesem Raum zu hocken. Die

Hälfte von euch könnte in diesem Augenblick einem Dutzend Novizen Unterricht erteilen, und die andere Hälfte in Nordgard der Bevölkerung helfen. Stattdessen rauft ihr euch regelmäßig zu diesen sinnlosen Treffen zusammen. Ich will weder eure Entschlossenheit anzweifeln, noch möchte ich verurteilen, dass ihr regelmäßig Zeit mit Zauberern des anderen Ordens verbringt, aber muss es wirklich diese sinnlose Zusammenkunft sein?“

Wie erwartet waren die Zauberer entrüstet. Eara verdrehte ob der empörten Zwischenrufe demonstrativ die Augen. Sie erstarrte, als sie über sich an der Decke ein seltsames silbriges Konstrukt hängen sah. Es war nicht größer als ihr Kopf und bestand im Wesentlichen aus einem kleinen Kasten aus irgendeinem Metall, umgeben von einem komplizierten Räderwerk. Ein Gewicht hing herab und senkte sich mit jedem Augenblick ein Stück weiter. Es war ein Uhrwerk, begriff Eara. Doch zu welchem Zweck hing es dort?

Erneut wanderten ihre Augen über den Metallkasten. Eine dünne Schnur ragte heraus, daneben war ein dunkler Klumpen auf eine Metallstange gespießt. Sie verfolgte die Verbindungen, was auf die Entfernung gar nicht so leicht war. Was würde geschehen, wenn das Gewicht noch weiter herabsank? Das große Zahnrad würde zu der Stelle gelangen, an der die Zähne plötzlich aufhörten. Dann würde es durch das Gewicht schnell herumgerissen werden. Und dadurch würde auch der Metallstift mit dem seltsamen Klumpen herumschnellen. Der Klumpen würde auf die Schnur treffen und ... ja, was dann? Was war das für ein Ding? Dunkelgrau, scheinbar organisch, von seltsamen Rillen überzogen. Wie die Haut einer Robbe. Oder ein Stück Rinde. Aber das Ding war nicht flach, sondern hatte eher die Form einer halbierten Schüssel. Eine Schüssel allerdings, die randvoll mit brauner Suppe gefüllt war. Vielleicht auch beige, in der Dunkelheit war die Farbe nicht genau auszumachen. Ohne ihre vom andauernden Gebrauch der Dunklen Magie veränderten Augen hätte sie die Maschine nicht ein mal sehen können. Aber halt, war da nicht auch etwas Licht? Ein oranges Glimmen?

Und plötzlich wusste sie, was der Klumpen war, was überhaupt die ganze Konstruktion für einen Zweck hatte. Zunderschwamm war ein Baumpilz, der im getrockneten Zustand über Stunden hinweg glühen konnte. Die Arati nutzten ihn täglich, aber seine Anwendungsmöglichkeiten waren eigentlich in der ganzen Welt bekannt. Der glühende Zunderschwamm würde die weiße Schnur treffen, die Schnur würde abbrennen, bis das Feuer im Inneren des Metallkastens verschwand. Ein Kasten, der seinen Inhalt nicht nur verbarg, sondern vor allem auch festhielt. *Ein winziger Funke und es fliegt in die Luft.* Grubengas!

Wenn das Grubengas explodierte, dann würde dadurch die Decke beschädigt, wahrscheinlich einstürzen. Das zumindest war wohl der Plan der Verschwörer. Auf einen Schlag wären die Souveränin und alle Hohen Zauberer ausgeschaltet. Kurz stutzte Eara. War das nicht doch etwas übertrieben, selbst für die Verschwörung? Bisher war es immer nur um ihr eigenes Leben gegangen, aber dann wäre es deutlich klüger gewesen, die Maschine irgendwo in ihren Gemächern zu platzieren. Mit der Vernichtung der Zusammenkunft wäre jegliche Autorität in Hadria zerschlagen. Das Ergebnis wäre, dass die Zauberer wie üblich die Hauptschuld dem jeweils anderen Orden aufbürden würden. Aber ohne die Hohen Zauberer hätte das keine Versammlung zur Folge, sondern einen Bürgerkrieg. Ein zweiter Ordenskrieg! Die Verschwörer hatten ihre Pläne anscheinend nicht ausreichend durchdacht. Im Gegensatz zu Eara.

Blitzschnell kontrollierte sie, mit welcher Geschwindigkeit sich das Zahnrad drehte und wie viel Zeit noch blieb, bis die Schnur sich entzünden würde. Nicht allzu viel, stellte sie

fest, aber genug. Dann senkte sie ihre Augen und überprüfte, ob ihre Starre jemandem aufgefallen war, aber die Zauberer waren mit ihrer Empörung noch viel zu beschäftigt. Also durchdachte sie ihre Optionen.

Welche Möglichkeiten hatte sie? Sie könnte die Zauberer jetzt natürlich warnen. Die Falle aufzuhalten wäre jetzt, wo sie entdeckt worden war, nicht das geringste Problem. So viel feine Mechanik, die man zerstören konnte. Der Anschlag würde die Zaubererschaft erzürnen, aber vielleicht gab es noch eine bessere Möglichkeit.

Wenn sie bis zur Explosion wartete, um die Versammlung dann im letzten Moment mit ihrer Dunklen Magie zu retten, dann hätte das zwar eine zerstörte Decke zur Folge, dafür aber wäre der Hass auf die Verschwörung gewaltig, die Bedrohung sähe größer aus und die Orden würden näher zusammenrücken. Zudem würden sich einige der Hohen Zauberer vielleicht verpflichtet sehen, sich für die Rettung ihres Lebens zu revanchieren.

Flüchtig überlegte sie, einen der Hohen Zauberer sterben zu lassen, um den Zorn auf die Verschwörung noch weiter anzufeuern. Die Stimme der Schwäche kreischte verzweifelt, aber sie kam auch so zu dem Schluss, dass das ein zu hoher Preis für eine vergleichsweise kleine Wirkung gewesen wäre und ließ davon ab.

Langsam verstummten die Protestrufe. Eigentlich hätte Eara jetzt ihre Versuche fortgesetzt, die Versammlung zu ihrer eigenen Auflösung zu überreden, aber diese Gelegenheit war deutlich besser. Ein flüchtiger Blick nach oben zeigte ihr, dass es noch nicht so weit war. Doch obwohl die Maschine mit normalen Augen nicht zu erkennen war, konnte es durchaus geschehen, dass einer der anderen Zauberer sie mit seinen magischen Fähigkeiten bemerkte. Also beschloss sie, das ganze ein wenig zu beschleunigen. Die Dunkelheit um sie herum schwoll an und ein einzelner Strang wand sich zur Decke, wo er am Gewicht zog. Der leichte Widerstand, den sie dabei verspürte, deutete auf eine geringe Menge an Arkanum in der Konstruktion hin. Da Eara die Zeit nicht genau einschätzen konnte, blickte sie unvermittelt nach oben und rief: „Was ist das?“ Die Hohen Zauberer richteten ihre Blicke in die Dunkelheit.

Im nächsten Moment erfolgte die Explosion. Der metallische Kasten wurde unter dem Druck zerrissen, scharfkantige und glühende Bruchstücke flogen durch die Luft, begleitet von verbogenen Zahnrädern und Zunderschwammfetzen. Gleichzeitig durchfuhr ein Beben die gemauerten Steine und die ersten brachen aus ihrer gemörtelten Verankerung. Eara war natürlich vorbereitet und hielt die Zerstörung auf, kaum dass sie begonnen hatte. Als die ersten Hohen Zauberer erschrocken schrien, war die Gefahr bereits gebannt. Die Metallsplinter legte Eara vorsichtig neben ihr auf dem Boden ab, die Steinquader hielt sie in der Luft.

Sie wartete und ließ die Zauberer ihre eigenen Schlussfolgerungen treffen. Aufmerksam beobachtete sie die Versammlung, in der Hoffnung, der Spion könnte sich verraten, aber sie alle wirkten aufrichtig erschrocken. Einige erkannten die Situation sofort, andere brauchten etwas länger, die langsamsten wurden vom hereinplatzenden Boridas unterbrochen, dem Wächter vor der Tür, der sich erschrocken erkundigte, was vorgefallen sei. Er erfasste die Situation allerdings schneller als die meisten Hohen Zauberer und ließ sofort einige Zauberer kommen, die die Steine wieder mit der Mauer verbanden, während die Versammlung sich anschwieg.

Eine Stunde später traf die Versammlung sich erneut. Eara ließ die Hohen Zauberer gar nicht erst zu Wort kommen. „Wir wären beinahe Opfer der Verschwörung geworden!“, rief sie theatralisch. „Das zeigt erneut, wie gefährlich sie ist und dass wir zusammenhalten müssen, um ihr widerstehen zu können.“

Zu ihrer Befriedigung registrierte sie, dass die Zauberer der Versammlung selten so zustimmend gewirkt hatten. Dann jedoch wurde sie von Torven unterbrochen: „Mit Verlaub, aber inzwischen handelt es sich doch weniger um eine Verschwörung als um einige Einzeltäter. Ihr habt sechs Personen gesehen, Souveränin. Inzwischen wurden vier Mitglieder der Verschwörung enttarnt.“

Eara schüttelte den Kopf und setzte ein nachsichtiges Lächeln auf. „Weder Nukia noch Mortol konnten bei dem Treffen, das ich beobachtet habe, dabei sein. Außerdem sind Marnus und Nukia nach allem, was wir wissen, noch immer am Leben und können uns schaden. Das bedeutet, wir haben nicht vier von sechs besiegt, sondern nur zwei von mindestens acht.“

Torven knirschte mit den Zähnen, doch er konnte ihrer Argumentation nur schwer etwas entgegensetzen.

Eara wartete kurz, dann sagte sie: „Wir müssen zusammenhalten! Gleichzeitig dürfen wir aber auch nicht zu vertrauensselig sein. Einer der Verschwörer sitzt – wenn wir Mortols letzten Worten Glauben schenken können – noch immer in dieser Versammlung. Ich bitte euch alle daher inständig darum, mir jeden zu nennen, dem ihr misstraut. Gebt diese Bitte auch an alle anderen Zauberer weiter. Jeder der einen Verdacht hat, soll in zwei Stunden vor meinen Gemächern stehen.“

Koraph hob seine faltige Hand und winkte leicht damit. Der Alte hatte seinen Körper auf achtzig Sommer altern lassen und dennoch konnte er schon längst keinen Zauber mehr wirken, da er seine gesamte Energie darauf richtete, nicht endgültig dem Lauf der Natur zu unterliegen. Freilich war es nicht Eigennutz, der ihn dazu trieb, seine Gebrechlichkeit war gewiss kein Genuss. Mit seinem Wissen stand er den jüngeren Zauberern zur Verfügung, er hatte selbst miterlebt, wie sich Orweyn in den Eisernen Turm einschloss. Zweihundert Jahre. Eine lange Zeit. In den Chroniken von Yra wurde kein Zauberer diesen Alters erwähnt, vermutlich war Koraph also tatsächlich der älteste Zauberer, der je gelebt hatte.

Eara nickte ihm zu, es kam nur selten vor, dass er das Wort ergriff. Noch seltener kam es allerdings vor, dass jemand sie um Erlaubnis bat, sprechen zu dürfen.

„Ich wollte Euch im Namen aller Zauberer nochmals großen Dank aussprechen, Eara. Wenn Ihr nicht gewesen wärt, dann hätte der Tag ein schlimmes Ende nehmen können.“

Eara nickte huldvoll, aber Koraph war noch nicht fertig. „Außerdem möchte ich die Gelegenheit nutzen, um eine alte Geschichte zu erzählen.“

Auf diese Ankündigung folgte verblüfftes Schweigen. Eine Geschichte? Auch Eara glaubte kurz, sich verhöhrt zu haben. Doch Koraph vergewisserte sich kurz, dass er ihre Aufmerksamkeit hatte, dann begann er tatsächlich zu erzählen.

Vor langer Zeit, ehe sich die Zauberer in zwei Orden aufspalteten, ehe sich ein Turm aus Eisen über Hadria erhob, ehe die Magischen Waffen geschmiedet worden waren, zu einer Zeit, in der Orweyn die Dunkle Magie erforschte, da lebte ein junger Zauberer namens Larran. Larran war klug und begabt, aber auch sehr aufbrausend. Er war ein Weggefährte Orweyns und er war begeistert von der Dunklen Magie und den Möglichkeiten, die sie bot. Larran verschrieb sich der Dunklen Magie mit Haut und Haar und wurde schon bald sehr

mächtig. Er setzte die Magie jeden Tag ein, auch für die kleinsten Dinge, und mit jedem Tag wurde sie mehr ein Teil von ihm. Ohne, dass er es bemerkte, begann die Dunkle Magie, ihn zu verschlingen.

Nur ein alter Zauberer namens Sarol bemerkte die Veränderung, die Larran durchlief. Ich habe einen Verdacht, doch ich muss ihn erst überprüfen, sagte er eines Tages zu Orweyn. Wenn ich mich irre, dann könnte ich jemanden kränken. Wenn ich recht habe, dann könnte es gefährlich sein, meinen Verdacht offen auszusprechen. Sag niemandem etwas, ich fürchte, die Person, von der ich spreche, könnte auch jetzt bereits ahnen, dass ich etwas weiß. Orweyn wusste nicht, was er davon halten sollte und vergaß Sarol. Der jedoch führte in seiner Kammer Experimente durch und kam zu dem Schluss, dass seine Befürchtungen gerechtfertigt waren.

Larran indessen war vollkommen der Finsternis anheimgefallen. Von ihm war nichts mehr zu sehen als pure Dunkelheit, die ihn stets umgab. Seine Macht wuchs und wuchs, und die Dunkelheit wuchs mit.

Da besuchte ihn Sarol. Suche mich in vier Stunden in meiner Kammer auf, sagte der Alte und verschwand ohne weitere Worte. Larran war natürlich neugierig und kaum waren die vier Stunden verstrichen, da ging er zu Sarols Kammer. Der Alte erwartete ihn und berichtete, er habe herausgefunden, dass die Dunkle Magie gefährlicher sei als bislang angenommen. Gerade Larran sei gefährdet, denn sie sei zu stark in ihm. Larran lachte, doch Sarol ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen. Er sagte, die Dunkle Magie habe einen eigenen Willen, und wenn Larran nicht achtgab, dann würde sie bald schon zu dem Schluss kommen, dass sie Larrans Körper nicht mehr benötigte. Er sei nur ein Wächter seiner Macht, sagte er ihm. Nun wurde Larran zornig, denn er bildete sich sehr viel auf seine Macht ein, und Sarol hatte immerhin behauptet, sie könnte nicht ihm gehören. Da die Dunkle Magie in ihm so stark war, wurde sein Zorn noch verstärkt, und ehe er sich beherrschen konnte, griff er Sarol an. Auch ein Wächter kann gefährlich sein, rief Sarol verzweifelt, doch zu spät. Es entbrannte ein Kampf, in dem der Sieger schon zu Beginn feststand. Larran war Sarol um ein Vielfaches überlegen. Doch der Kampf lockte auch andere Zauberer an. Nun wussten sie nicht, wie es überhaupt zu dem Kampf gekommen war und auch nicht, wer von den beiden im Recht war. Bevor sie sich einigen konnten, entfesselte Larran so viel Dunkle Magie wie noch nie in seinem Leben zuvor; überwand Sarol und tötete ihn sofort. Doch dann spürte er eine Veränderung. Zu oft hatte er Dunkle Magie angewandt, zu mächtig war sie geworden. Die Dunkle Magie in ihm begann sich zu regen und wandte sich gegen den Magier. Sie wuchs und meuchelte ihn. Dann verließ sie ihn, einer schwarzen Wolke gleich, um Tod und Verderben zu säen. Doch inzwischen waren genug andere Zauberer anwesend und gemeinsam gelang es ihnen, die Dunkle Magie zu besiegen.

„Koraph ... deine Geschichte in allen Ehren, aber was hat sie mit unserer Situation zu tun?“, wollte Torven vorsichtig wissen.

Koraph klatschte einmal in die Hände. „Was ich damit sagen möchte, ist, dass wir gemeinsam gegen die Bedrohung vorgehen müssen. Aber auch, dass Ihr, Souveränin, vorsichtig sein solltet, was den Einsatz Dunkler Magie betrifft.“ Er zwinkerte ihr zu.

Variah, die schon während der ganzen Geschichte unruhig geworden war, hielt es nun nicht länger aus. „Diese Mär ist Humbug!“, rief sie. „Ich habe schon von dieser Geschichte gehört, und sie hat niemals stattgefunden.“

„Natürlich hat sie niemals stattgefunden“, bestätigte Koraph lächelnd. „Ich muss es wissen, denn ich habe sie erdacht. Nicht gerade eben, sondern vor sehr langer Zeit. Orweyn trug es mir auf, dem jungen Novizen, ehe er in den Eisernen Turm ging. Er gab nur grobe Vorgaben. Doch auch wenn sie so niemals stattgefunden hat, so stammt die Befürchtung, dass die Dunkle Magie sich gegen ihren Träger wenden könnte, doch von ihm.“

„Orweyn wollte nur Angst verbreiten“, meinte Variah abfällig. Koraph lächelte noch immer, doch sagte nichts. Er starrte Eara nur fest an, in seinen wässrigen Augen blitzte es, und die Souveränin nickte unmerklich. Sie hatte die Botschaft verstanden. Geschickt, das musste sie anerkennen. Wer es darauf anlegte, konnte jedes Gedankengespäch im Umkreis von etwa hundert Schritt mitanhören, ohne bemerkt zu werden. Eine Botschaft in eine unverfängliche Geschichte zu packen wirkte dagegen harmlos.

Wann immer Koraph den alten Sarol gesprochen hatte, hatte er seine Tonlage ein wenig verändert, und zusammengesetzt ergab sich eine Botschaft: *Ich habe einen Verdacht, doch ich muss ihn erst überprüfen. Wenn ich mich irre, dann könnte ich jemanden kränken. Wenn ich recht habe, dann könnte es gefährlich sein, meinen Verdacht offen auszusprechen. Sage niemandem etwas, ich fürchte, die Person, von der ich spreche, könnte auch jetzt bereits ahnen, dass ich etwas weiß. Suche mich in vier Stunden in meiner Kammer auf. Auch ein Wächter kann gefährlich sein.*

Hoffentlich hatte die betreffende Person die Nachricht nicht auch mitbekommen.

Später Nachmittag, 45. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Wie von ihr gefordert standen zwei Stunden später an die fünf Dutzend Zauberer vor ihren Gemächern. Eara ließ sie einen nach dem anderen ein und hörte sich ihre Überlegungen an. Es stellte sich jedoch heraus, dass die meisten gekommen waren, um von ihrem eigenen Leid zu klagen oder einen Rivalen anzuschwärzen. Eara lauschte einer hanebüchenen Geschichte nach der anderen, in der Hoffnung, doch noch etwas Wissenswertes zu erfahren.

Ein Zauberer des Turms erzählte, ihm sei sein Glücksbringer gestohlen worden und er sei davon überzeugt, die Verschwörung stecke dahinter. Eine Magierin des Feuers kam allen Ernstes, um sie von ihrer *Politik der Einigung* abzubringen. Ein Novize berichtete, sein Lehrer habe ihn für zwei Stunden in die Ecke gestellt, nur weil er etwas zu laut gewesen war.

Dolor kam mit einem Pergament an, auf das er die Namen derer notiert hatte, die seiner Ansicht nach gut zur Verschwörung gehören könnten. Es entpuppte sich als eine alphabetisch geordnete Liste aller Zauberer des Turms. Deprimierend war nicht der Vorfall selbst, sondern die Tatsache, dass Dolors Beitrag von allen, die sie sich anhören musste, noch der Hilfreichste war.

Insgesamt benötigte sie für die etwa sechzig Zauberer und Novizen knapp zwei Stunden und als der letzte verschwunden war, dämmerte es bereits. Während sie die kalten Gänge entlangeilte, um zu Koraph zu kommen, überlegte sie, ob es sich um eine Falle handeln könnte. Aber eigentlich schätzte sie Koraph nicht so ein. Er galt als Befürworter der *Politik der Einigung* und sie bezweifelte, dass das nur gespielt gewesen war. Dass man ihn erpressen könnte wie Mortol hielt Eara in seinem Fall für undenkbar.

Schließlich blieb sie vor Koraphs Tür stehen und klopfte höflich an. Da keine Antwort erklang, pochte sie etwas heftiger. Mit Koraphs Ohren stand es nicht mehr zum Besten. Erneut antwortete niemand.

Hatte sie zu lange gebraucht? Oder nahmen Koraphs Nachforschungen mehr Zeit in Anspruch, als er vermutet hatte? Ein drittes Mal klopfte sie an die Tür, diesmal mit der Spitze ihres Ebenholzstabes, dann öffnete sie sie vorsichtig.

Es roch nach Kräutern und kalter Asche. Ein erloschener Kamin füllte die Rückwand aus. An allen anderen Wänden hingen getrocknete und fein säuberlich beschriftete Heilkräuter. Durch ein Fenster auf der rechten Seite war die untergehende Sonne zu sehen. In der Ecke nahe des Kamins, neben einem großen Tisch, lag eine mit Federn gefüllte Matratze auf dem Boden.

Eara trat in den Raum und sah sich um, in der Hoffnung, Koraph könnte sich irgendwo verstecken. Natürlich war das nicht der Fall, der Alte hätte sich wohl kaum unter den Tisch gesetzt, um auf sie zu warten. Sie wollte schon gehen und draußen warten, da fiel ihr Blick auf einen zusammengefalteten Stofffetzen auf dem Laken. Eine Nachricht für sie? Sie griff ihren Stab fester und trat näher. Ein dunkelblaues Licht erschien zwischen den drei Spitzen ihres dunklen Stabes und beleuchtete den Stoff. Eara streckte ihre Hand aus und er flog hoch. Noch im Flug faltete er sich auf.

Die Zeichen waren in kindlicher Druckschrift geschrieben, die keinen Hinweis auf den Verfasser gab. Der Fetzen war tatsächlich eine Nachricht für sie. Aber nicht von Koraph.

Dies ist eine Botschaft an Eara, die Souveränin Hadrias

Verehrte Souveränin,

der Hohe Zauberer Koraph hat Dinge erfahren, die er nicht hätte erfahren sollen.

Zugleich hat er Hinweise übersehen, die ihn hätten warnen müssen. Zum jetzigen Zeitpunkt befindet er sich an einem Ort, den Ihr nicht kennt, und nimmt unsere Gastfreundschaft in Anspruch. Sein Wissen ist zu gefährlich für uns und für ihn selbst.

Damit er wieder in sein eigenes Heim zurückkehren kann, benötigen wir einige Zusicherungen von Euch:

I. Die Vereinigung der Orden des Feuers und des Turmes wird beendet. Ihr unternimmt keine Anstrengungen mehr, um die beiden Orden zu vereinigen und haltet Eure Verbündeten davon ab, diese Versuche fortzusetzen.

II. Alle Zauberer erhalten eine Begnadigung für jedwedes Verbrechen, das sie im letzten Mond begangen haben.

Wenn Ihr die Erfüllung der zwei genannten Punkte in einer Frist von drei Tagen vor der versammelten Zaubererschaft verspricht, dann wird Koraph wohlbehalten zurückkehren und wir werden jegliche Versuche, Eure Pläne zu vereiteln, augenblicklich einstellen. Wenn Ihr Euch weigert oder mit jemandem über diesen Brief spricht, dann müssen wir dafür sorgen, dass Koraph nicht länger ein Risiko für uns darstellt.

Wir erwarten, dass Ihr Verständnis habt und Euren Stolz überwinden könnt, anstatt das Leben eines beliebten und mit Euch verbündeten Zauberers für Eure eigene Macht zu opfern.

In Hoffnung auf eine Einigung,

die Allianz der Entscheidung (auch genannt die Verschwörung)

Abenddämmerung, 45. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Koraph war alt und schwach, seine Macht benötigte er, um seinen Körper am Sterben zu hindern. Und seine Warnung hat er in eine Geschichte verpackt, weil er genau wusste, dass einer der Verschwörer anwesend war und vermutlich einen Bolzenwerfer besaß“, sagte Eara den zweiten Teil einer Stunde später zu den beiden Hitars. Die drei saßen in Earas Gemächern, die Hitars blickten entsetzt auf die Botschaft.

„Könnten wir bitte davon absehen, von Koraph in der Vergangenheit zu sprechen?“, fragte der stellvertretende Oberste des Turms unbehaglich.

„Besser wir gewöhnen uns daran“, erwiderte Eara kalt. „Wenn er jetzt noch lebt, dann nicht mehr lange.“

„Ihr wollt ihn also tatsächlich ... opfern?“ Der andere Hitar runzelte missbilligend die Stirn. „Das behagt mir nicht. Ihr hättet uns gar nicht erst einweihen sollen, so wie es gefordert war.“

„Ich habe nicht vor, diesen Erpressern nachzugeben. Ich habe euch hiervon berichtet, damit wir unser weiteres Vorgehen abstimmen können, nicht, damit wir über diese Punkte diskutieren.“ Sie bemerkte die Zweifel der beiden. „Hört zu, was sollen wir eurer Meinung nach tun? Nachgeben? Auf der einen Seite steht die Vereinigung der beiden Orden, die das Leben in Hadria noch für Generationen verbessern wird. Auf der anderen Seite steht das Leben eines alten Mannes, der vielleicht ohnehin nur noch ein Jahr zu leben hätte. Seine Entführung und der Mord an ihm werden die Zauderer unter den Zauberern noch mehr auf unsere Seite bringen.“

„Eara!“, rief der Hitar des Turms erbost. „Wir können Koraph doch nicht einfach aufgeben! Schon Nukia zu verkaufen kam mir grenzwertig vor, aber Koraph ist unschuldig.“

„Wenn ich nach ihm suchen lasse, dann weiß die *Allianz der Entscheidung*, dass ich jemanden eingeweiht habe und er stirbt auch. Mir wäre es auch lieber, wenn wir sein Leben retten könnten, aber das können wir nicht. Also sollten wir versuchen, das beste aus dieser Situation zu machen.“

Die beiden Stellvertreter wirkten noch immer nicht überzeugt, aber selbst wenn sie anderer Meinung waren, konnten sie nichts tun. „Ich schlage vor, ich kläre die Zauberer morgen früh auf. Das scheint mir ein guter Zeitpunkt zu sein. Falls wir ihn vorher finden, umso besser, ansonsten erfahren sie es beim Frühstück. Dann berichten wir ihnen außerdem genauer von dem Anschlag. Ich werde davon berichten, dass die Verschwörung Grubengas benutzt hat, danach unterbricht mich einer von euch beiden und sagt, dass das auf Verbindungen zum Schwarzmarkt hinweist.“

„Aber Ihr habt doch das Grubengas vom Herrn der Schatten herbringen lassen!“, entgegnete der Hitar des Feuers.

„Das wissen die Zauberer doch nicht. Wir behaupten einfach, die Verschwörung sei über kriminelle Verbindungen daran gekommen, das wird im Vergleich zwar nur einen geringen Unterschied machen, aber es kostet uns nichts.“

Die Hitars schüttelten geschlossen den Kopf. Der Zauberer in brauner Robe sagte entschlossen: „Wir werden die Zauberschaft nicht anlügen.“

„Uns ist außerdem aufgefallen, dass Ihr der Versammlung Nukias Tod verschwiegen habt. Klärt sie auf!“, forderte der andere.

Eara verschränkte die Arme vor der Brust. „Alles, was die Verschwörung größer und gefährlicher erscheinen lässt, lässt sich gegen sie verwenden. Wenn wir jetzt die volle

Wahrheit erzählen, dann werden dadurch vielleicht noch mehr Menschen sterben. Wollt ihr das wirklich?“

„Wenn die Vereinigung funktionieren soll, dann erfordert das gegenseitiges Vertrauen und Wahrheit. Wir werden nicht lügen und wenn Ihr das weiterhin tut, dann werden wir die Zauberer aufklären!“

Eara blickte die Hitars ruhig an. Sie glaubten tatsächlich an ihre Worte. Warum waren so kluge Menschen manchmal so schrecklich naiv? Wenn eine Lüge sich besser eignete, um den Menschen etwas Gutes zu tun, warum sollte man dann unbedingt auf der Wahrheit beharren? Verdammte Prinzipienreiter!

„Also gut, wie ihr meint“, gab Eara schließlich nach. Sie konnte die beiden jetzt nicht überzeugen und sie brauchte sie noch. „Ich werde aufdecken, dass Nukia inzwischen tot ist und dass die Verschwörung das Grubengas wohl von Hedal hat.“

„Apropos: Wie konnte die *Allianz* daran kommen?“, hakte der braune Hitar nach. „Diese Bombe war doch eindeutig vom Mechanicus gebaut. Aber er behauptet doch immer, dass er keine Waffen herstellt. Ist er wirklich auf unserer Seite?“

„Ich habe bereits mit ihm darüber gesprochen“, sagte Eara. „Er hat das Ding erfunden, um baufällige Gebäude abreißen und im Tagebau Gänge freisprengen zu können, nicht als Waffe. Das war natürlich unbedacht, aber so ist Hedal nun mal.“

Die Hitars wirkten nicht allzu überzeugt, aber sie widersprachen nicht.

Abenddämmerung, 46. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Die ganze Nacht hindurch suchten die beiden Hitars die Feste von Yra ab. Sie durchkämmten den *Turm der Erleuchtung*, die Fingertürme, den zugänglichen Teil des Eisernen Turms. Aber sie waren nur zu zweit und konnten ohne Erklärung nicht einfach die privaten Kammern der Zauberer durchsuchen, daher fanden sie nichts.

Eara stellte sich am nächsten Morgen im Speisesaal vor die Zauberer und las den Erpresserbrief der Verschwörung vor. Dann hielt sie eine kurze Rede, in der sie wie üblich die Verschwörung verdammt, die Vereinigung der Orden lobte und alle Zauberer bat, nach möglichen Verschwörern und nach Koraph Ausschau zu halten.

Im Laufe des Tages fanden sich immer wieder Zauberer und Novizen vor ihrer Tür ein, um ihr einen abwegigeren Verdacht nach dem anderen zu präsentieren. Niemand konnte ihr ernsthafte Indizien gegen einen Zauberer zeigen.

Am Abend klopfte Gundeyn an ihre Tür, erschöpft wie immer. „Souveränin!“, keuchte er, seine Sommersprossen waren nicht mehr zu erkennen, so rot war sein Gesicht angelaufen. „Ein Zauberer hat Koraph entdeckt!“

Eara sprang auf und griff ihren Stab. „Wo?“, fuhr sie Gundeyn an.

Der dicke Novize führte sie eilig in die Gärten und zeigte auf einen Busch, um den sich bereits eine Menschentraube gebildet hatte. Eara scheuchte die Zauberer mit ihrem Stab beiseite und bahnte sich ihren Weg durch die Menge.

In der Mitte lag der Leichnam des alten Koraph. Eine dünne Schneeschicht bedeckte seinen Körper, anscheinend war er schon länger hier. Seine Augen waren geschlossen worden, doch auch auf den Lidern sammelte sich das Blut, das aus einer flachen Wunde in der Stirn geronnen war. Ein einziges Wort, mit einem Messer in die faltige Haut geritzt:

GEOPFERT



u – Die nicht eintreffende Prophezeiung

Abenddämmerung, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich des Trummwaldes, Graues Gebirge

Als die kleine Gruppe die letzten Bäume des Trummwaldes hinter sich ließ, war die Sonne schon längst hinter den Berggipfeln versunken. Die in oranges Licht getauchten Berge zerfaserten immer mehr in ein eintöniges, verwaschenes Grau. Doch trotz der zunehmenden Dunkelheit schlug niemand eine Pause vor. Sie wussten alle, dass es nicht mehr weit war bis zur Höhle der Agren.

Chada erinnerte sich noch gut daran, wie sie nach ihrem Sieg über den Urtroll mit den Agren ein großes Fest gefeiert hatten. Zwar war auch diese Feier von anderen Ereignissen überschattet worden, aber das Gelage würde sie niemals vergessen. Apfelnüsse in Hülle und Fülle. Fleisch mit einer unbekannten, aber durchaus wohlschmeckenden grünen Soße. Nach der langen Zeit des Hungerns war dieses Mahl einfach fantastisch gewesen.

Auch jetzt hungerten sie. Leander hatte mehrere Brüche, deshalb hatten sie sich entschlossen, auf schnellstem Weg zu den Agren zu reisen. Bisher schienen alle Verletzungen unkompliziert zu sein, aber falls doch etwas geschah, dann wäre es gut, Hilfe in der Nähe zu haben. Zwei Übernachtungen hatten sie bereits hinter sich gebracht, im Regen und ohne Zelte. Die Blätter hatten einen Teil des Wassers abgehalten, aber dafür noch den gesamten folgenden Tag getropft. Erst gegen Abend hatten sie noch einen Blick auf die Sonne erhaschen können, davor hatte das Graue Gebirge seinem Namen alle Ehre gemacht.

Besorgt betrachtete Chada den abendlichen Himmel. Nicht mehr lange und es wäre zu dunkel, um weiterzumarschieren. An diesen steilen Hängen konnten sie nicht einfach blindlings in die richtige Richtung laufen, zu groß war die Gefahr, einen losen Stein oder einen im Fels klaffenden Riss zu übersehen. Die fünf Menschen könnten sich ja vielleicht noch festhalten, aber die beiden Pferde?

Chada stellte sich innerlich schon darauf ein, anhalten zu müssen. Eine weitere Nacht in der Kälte der Gipfel. Hoffentlich wurde es nicht allzu windig. Sie setzte einen Schritt vor den anderen und musterte aufmerksam den Boden vor ihren Füßen. Gleichzeitig lauschte sie auf ihre Gefährten. Halb erwartete sie, dass Leander erneut einen mysteriösen Hinweis ausrufen würde, um ihnen den Weg zu weisen. Leider blieb das aus.

Chadas Gedanken wanderten zurück zu dem merkwürdigen Ereignis. Wenn die unheimlichen Worte nicht gewesen wären, dann hätten sie bei Nar'Al'Pans Erwachen noch immer in der Höhle gesessen. Was dann geschehen wäre, wollte Chada sich lieber nicht ausmalen. Aber woher war die Botschaft gekommen?

Thorn vermutete eine bislang unbekannte Variation von Leanders Gabe. Chada hatte ihm zugestimmt, aber in ihrem Herzen reifte noch ein weiterer Verdacht. War es Zufall, dass sie noch kurz vor Leanders Worten über Mutter Natur gesprochen hatten? War es Zufall, dass Leander während seiner Worte den Kopf nach oben gewendet hatte? Vielleicht. Aber je länger Chada darüber nachdachte, desto seltsamer und unerklärlicher kam ihr Leanders Verhalten vor. Die Worte ähnelten in nichts seinen sonstigen Visionen. Und immerhin waren sie auch unterwegs, um eines der Herzen der Mutter zu verteidigen. Natürlich würde sie niemals erfahren, ob sie mit ihrer Theorie recht hatte. Aber allein die Vermutung spendete ihr Trost. Sie konnten ein wenig göttlichen Beistand auch wahrlich gebrauchen.

Chada hatte sich früher nie für sonderlich religiös gehalten. In ihrer Kindheit hatte sie mehrfach Ärger bekommen, weil sie sich geweigert hatte, irgendwelche religiösen Dogmen widerspruchslos hinzunehmen. Gebetet hatte sie so gut wie nie. Doch als sie den Baum der Lieder dann verlassen hatte, musste sie feststellen, dass die meisten Menschen mit Mutter Natur noch weniger anfangen konnten als sie. Sie war gewissermaßen in einem Tempel aufgewachsen und auch wenn sie sich gelegentlich mit einigen Priestern angelegt oder allzu freche Fragen über die Schriften der vierundzwanzig Propheten gestellt hatte, so hatte sie die Existenz der Heiligen Mutter niemals angezweifelt.

Doch der normale Andori, auch wenn er vielleicht öfter betete als sie, tat dies häufig nur, weil es ja auch nichts schaden konnte, nicht jedoch aus Überzeugung. In anderen Regionen war es sogar ärger, die meisten hatten noch nie von den Propheten gehört. Aber so etwas war ihr deutlich lieber als die blasierten Priester, die gemütlich im Baum der Lieder saßen und immer nur wiederholten, Mutter Natur werde schon alles richten. Zum Glück war auch das nur eine kleine Minderheit.

In den Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte sich Chadas Haltung gegenüber Mutter Natur nicht nennenswert verändert. Sie betete eigentlich nie, schließlich sagte auch irgendeiner der Propheten – den Namen hatte sie vergessen – dass die Menschen ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen müssten. Doch die Gewissheit, dass da etwas war, was auf sie achtgab und höher war als sie, hatte sie stets mit Zuversicht erfüllt. Und jetzt wurde sie das Gefühl nicht los, dass etwas ihnen geholfen hatte, das größer war, als sie ermessen konnte.

„Ist das da vorne die Höhle, nach der wir suchen?“, kam Ken Dorrs fragende Stimme von weiter vorne. Chada hob den Kopf und blieb dabei vorsichtshalber stehen. Das letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war ein gebrochener Hals.

Ken zeigte auf etwas, was kaum mehr war als ein Schatten, nur wenig dunkler als seine Umgebung. Chada runzelte die Stirn, aber ihre scharfen Augen konnten ihr jetzt nicht weiterhelfen. Von außen kannte sie die Höhle nur bei Tageslicht. Vorsichtig gingen Ken Dorr, Chada und Drukil zu diesem dunklen Fleck, Thorn und Leander folgten zu Pferde.

Tatsächlich wartete eine Höhle auf sie. Ob es allerdings wirklich diejenige war, in der sie einst mit den Agren gefeiert hatten, wusste sie nicht. Drukil ging voran und blieb im Eingang stehen. „Hier gibt es Agren!“, rief er.

„Sicher, dass es nicht doch ein Bär ist, der in der Höhle lebt?“, fragte Ken Dorr vorsichtig. Sein Vertrauen in Drukils Fähigkeiten war seit dem Vorfall mit der Bärenmutter offensichtlich noch nicht vollständig wiederhergestellt.

„Die Bärin hat da nicht *gelebt*!“, gab Drukil beleidigt zurück. „Zu wenig Futter. Und es dauert noch bis zum Langen Schlaf. Sie hat dort nur übernachtet. Schutz vor dem Sturm gesucht. Und ja, das hier ist eine Agrenhöhle!“

Chada glaubte Drukil. Sie entspannte sich und betrat das finstere Loch. Die anderen folgten nach drinnen. Thorn stieg ab und kramte eine Fackel aus Ambras Satteltaschen. Die übrigen warteten, während er sie entzündete. Der mit dem schwarzen Zwergenseil auf dem Rücken seiner Stute festgemachte Leander erkundigte sich, ob irgendwelche Spuren zu sehen waren.

Noch während Thorn sich mit dem Fornâcam abmühte, erklangen plötzlich hastige Schritte und ein Agrenkind erschien. Die zerzausten, hellbraunen Haare umhüllten ein flaches, rundes Gesicht. „Wer ist da?“, fragte das Kind vorsichtig.

„Ich bin Chada“, stellte sie sich vor.

„Chada? Etwa die Heldin von Andor?“, fragte das Agrenkind aufgeregt. In diesem Moment flammte die Fackel auf und beleuchtete die vier Helden, die zwei Pferde und den Dieb. „Tatsächlich!“, staunte der Kleine. „Wisst Ihr noch, Chada? Wir haben uns schon kennengelernt! Ich bin Darn!“

Jetzt erinnerte sich Chada wieder. Das Agrenkind, das damals den Ent gespielt und ihre Tinte verschüttet hatte! „Und, willst du noch immer ein Held werden?“

Darn nickte begeistert. „Das will ich! Aber ... was wollt Ihr?“

Chada kniete sich neben den Jungen. „Wir müssen mit der Ältesten Rhona sprechen. Deshalb sind wir ins Gebirge gekommen. Kannst du uns sagen, wo sie ist?“

„Oh, Ihr habt Glück! Sie hat viele Pflichten und streift immer durch diese Berge, aber hier ist unsere größte Kolonie, deswegen ist sie oft hier. Auch jetzt gerade! Ich kann euch zu ihr bringen.“ Er stutzte. „Aber warum habt ihr Leander denn ans Pferd gefesselt? Und wer ist ... der alte Mann da?“

„Alter Mann?“, rief Ken Dorr empört.

Ehe er mehr verraten konnte, sagte Leander schnell: „Ich bin hier festgebunden, weil ich verletzt bin. Und dieser Mann ist unser Begleiter, er unterstützt uns. Sein Name ist Alrik.“

Drukil sah Leander irritiert an, doch der kleine Darn bemerkte es nicht. „Uuiii!“, rief er. „Wie unterstützt er Euch? Kann er gut kämpfen?“

„Das kann ich, aber das ist nicht der Grund, warum ich hier bin. Früher war ich ein Spion des großen König Brandur. Ich war in seinem Auftrag im Norden unterwegs und habe die Helden kennengelernt, als auch sie das Hadrische Meer bereisten. Jetzt helfe ich ihnen mit meinen vielen verborgenen Qualitäten.“ Die Lüge kam glatt und rasch über Kens Lippen. Der Dieb zuckte mit keiner Wimper und Darn lauschte ihm fasziniert.

„Ihr müsst mir mehr erzählen! Über die anderen Helden weiß ich alles, aber von Euch habe ich noch nie gehört.“

Ken Dorr nickte gnädig. „Ich mache dir einen Vorschlag: Du bringst uns jetzt zur Ältesten und unterwegs erzähle ich dir alles, was du wissen willst.“

Der junge Agren lief zielstrebig durch die Höhle. Im Gegensatz zu den labyrinthischen Gängen, die sie hatten durchqueren müssen, um aus Pans Höhle in die Freiheit zu entkommen, formte der Fels, den der Schein von Thorns Fackel nun entblößte, eher einen gewunden Schlauch. Es gab Nischen, der Weg wurde breiter und schmaler, einmal musste Leander, der noch immer auf der braunen Stute saß, den Kopf einziehen, aber Abzweigungen kamen – abgesehen von einem Seitengang ganz zu Beginn ihres Marsches – keine.

Chada ließ sich zurückfallen, bis sie neben Leander ging. „Wirklich? *Alrik*?“, zischte sie. „Wozu die Lüge?“

„Die Agren haben während unserer Rückreise viele Tage mit den Andori verbracht. Sie werden wissen, wer Ken Dorr war. Und sie werden auch wissen, dass er als Bleicher König das Graue Gebirge terrorisiert hat. Wenn wir ihre Hilfe wollen, dann sollten wir nicht zugeben, dass wir mit jemandem umherziehen, der ihrem Volk so viel Leid bereitet hat.“

„Das behagt mir nicht. Ich würde eher sagen, wenn wir ihre Hilfe wollen, dann sollten wir sie nicht belügen.“

Leander zuckte nur mit den Achseln und Chada eilte wieder nach vorne, wo sich Darn mit Ken Dorr – oder „Alrik“ – unterhielt. Sollte sie das Kind aufklären? Sie entschloss sich, vorerst nichts zu sagen, um alle Optionen offenzuhalten.

„Jede gute Waffe braucht einen Namen!“, behauptete Darn gerade.

„Wirklich?“ Ken Dorr lächelte. „Dann werde ich meinen Dolch *Vypera* nennen, nach der Schlange am Griff.“

„Ist das normal, dass Waffen nach Tieren benannt werden? Euer Dolch heißt wie eine Schlange, Chada Bogen heißt *Auerdachs*. Wisst Ihr, was ein *Auerdachs* ist? Ich kenne nur den Dachs und den Auerhahn. Findet Ihr es nicht auch ungewöhnlich, das man einen Bogen wie einen Dachs nennt?“

Auerdachs? Chada musste unwillkürlich schmunzeln. „Darn?“, fragte sie dann. „Ist das hier nicht die Höhle, in der wir damals das Fest gefeiert haben?“ Sie war sich nicht sicher, aber die Felsen kamen ihr bekannt vor.

Der junge Agren hielt kurz inne. „Ja, das ist sie. Ihr habt ein gutes Gedächtnis! Aber unsere Kolonie befindet sich noch tiefer im Berg.“ Anschließend wandte er sich wieder an Ken Dorr: „Besitzt Ihr noch mehr Waffen?“

Chada schüttelte belustigt den Kopf und trottete dem Kind hinterher.

Frühe Nacht, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Kolonie der Agren, Graues Gebirge

Nach knapp einer Stunde erreichten sie eine gewaltige Höhle, deren Wände und Decke im Dunkeln verschwanden. „Hier müsst Ihr Eure Fackeln ausmachen“, forderte Darn. „Wenn wir Feuer machen, dann nur abseits unserer Kolonie.“

Als das Licht erlosch, hüllte sie nicht die Finsternis ein, die Chada erwartet hatte. Stattdessen drang ihnen ein sanftes grünes Leuchten entgegen, auf das Darn zusteuerte. Bald schon schälten sich seltsame Kuppeln von etwa sechs Schritt Durchmesser aus dem Zwielficht. Sie sahen aus wie gigantische, herabgefallene Schwalbennester. Darn lief zielstrebig zwischen ihnen hindurch und hatte sogar aufgehört, Ken Dorr mit Fragen zu löchern.

Die Kuppeln besaßen jede eine große Öffnung in der Form eines Halbkreises. Sie waren mit Grasvorhängen bedeckt, zwischen denen das grüne Licht hervordrang. Waren das die Häuser der Agren? Wozu brauchte man in einer Höhle überhaupt Häuser? Und woraus bestanden sie? Chada berührte eine der Wände. Sie fühlte sich an wie rauer Stein. Im schwachen Licht konnte sie keine Fugen entdecken und auch keine Spuren einer Bearbeitung. Der Boden schien nahtlos in die Kuppelwände einzugehen. Was waren das nur für Gebilde?

Vor ihnen begannen vereinzelte Flecken an Wänden und Boden grün zu leuchten. Chada betrachtete eine der Lichtquellen und stellte fest, dass es sich um ein überraschend trockenes Moos zu handeln schien. Sie riss eine kleine Menge vom Fels, woraufhin das Leuchten der Pflanzen in ihrer Hand augenblicklich erlosch. Anschließend verzichtete sie auf weitere Experimente.

Insgesamt bestand die merkwürdige Siedlung aus etwa sechzig der Kuppeln, die kreisförmig angeordnet waren. Je weiter sie ins Zentrum gelangten, desto mehr von den leuchtenden Moosen wuchsen auf den Wänden und dem Boden. Wurden die seltsamen Pflanzen Druck ausgesetzt, so ging das Leuchten zurück, weshalb ihnen ihre Fußspuren folgten.

In der Mitte lag ein runder Platz, der vollständig von dem trockenen Moos bedeckt war. Hell waren die Pflanzen nicht, sie tauchten die Umgebung allenfalls in ein fahles Dämmerlicht. Chada fühlte sich an den Geheimen See in Cavern, dem Reich der Schildzwerge, erinnert. Der Platz schien der Versammlungsort der Kolonie zu sein. Knapp einhundert Agren waren hier zusammengeschart, unterhielten sich gedämpft und aßen eine bunte Mischung aus Pilzen, Apfelnüssen, Kräutern und Fleisch.

Beim Eintreffen der kleinen Gruppe verstummte die Menge. Im Zentrum erhob sich Rhona, die Agrenälteste. Ihr Haar war schlohweiß, schimmerte in diesem Licht jedoch grünlich, und sie stützte sich auf einen Stock aus Wurzelholz. Ihr Blick wanderte über die Helden, blieb etwas länger an Ken Dorr hängen und richtete sich dann auf Darn. „Du ungezogener Junge!“, rief sie. „Deine Eltern machen sich schon Sorgen um dich. Bleib nicht nochmal ohne Ankündigung so lange weg!“

„Ja, Älteste!“, murmelte Darn zerknirscht. Dann deutete er auf die Helden: „Aber schau mal, wen ich mitgebracht habe: Die Helden von Andor!“

„Ja, das sehe ich. Aber ich kann nicht behaupten, dass ich mich über ihre Anwesenheit freue. Sie haben unsere schrecklichsten Feinde besiegt. Dass sie jetzt hier sind, kann wohl nur bedeuten, dass wir erneut schreckliche Feinde haben.“ Rhona formulierte das nicht als Frage, sondern als Gewissheit. „Aber setzt euch zu uns und esst mit uns. Man kann Bedrohungen nicht abwehren, indem man sie ignoriert.“

„Rhona, wir ...“, begann Chada, doch die Älteste unterbrach sie harsch. „Wenn es nicht sehr dringend ist, dann nach dem Essen! Führt vorher die Pferde aus der Siedlung, die Hufe schaden dem Moosteppich. Und falls eines der Hufeisen einen Funken schlägt, steht hier alles in Flammen.“

Chada dachte daran, wie trocken die Moose gewesen waren. Sie bezweifelte zwar, dass ein einzelner Funken ausreichen würde, aber sie begriff jetzt, weshalb sie ihre Fackel hatten löschen müssen.

„Wir haben einen Verletzten dabei“, rief Chada und deutete auf Leander.

Rhona zögerte kurz, dann knurrte sie: „Bindet ihn los und versorgt ihn!“

Chada blinzelte überrascht, bis sie begriff, dass diese Aufforderung an eine Gruppe Agren und nicht an sie gerichtet gewesen war. Die Bergbewohner gingen zum Seher und lösten geschickt die Knoten. Dann trugen sie ihn in eine der Kuppeln und blieben fort. Derweil brachten Thorn und Drukil die Pferde weg.

Chada setzte sich auf den Moosteppich und die Agren reichten ihr wortlos Körbe mit Nahrung. Noch immer schwiegen sie, alle Augen waren auf sie und Ken Dorr gerichtet. Chada versuchte, die bohrenden Blicke zu ignorieren und widmete sich dem Essen.

Mit der Zeit beruhigten sich die Agren. Sie hatten schon früher mit den Helden von Andor gespeist, nachdem sie über die überraschende Ankunft hinweggekommen waren, gewöhnten sie sich schnell an den Besuch. Dennoch blieb die Besorgnis. Niemand hatte Rhonas Worten widersprochen, die Gäste brachten schlechte Nachrichten. Daher schwang in allen Worten und Gesten der Agren eine gewisse Beklemmung mit, die sich bis zum Schluss des Mahls nicht lösen sollte.

Chada hatte großen Hunger und war froh über die Gelegenheit, sich den Bauch vollschlagen zu können. Doch schon nach kurzer Zeit kam einer der Agren zu ihr und teilte ihr mit, Rhona wünsche sie zu sprechen. Also legte sie den Korb beiseite und folgte der Aufforderung.

Rhona und Chada zogen sich zwischen die Kuppeln zurück, noch in Sicht-, aber außer Hörweite der Speisenden auf dem leuchtenden Platz. „Also, dann berichte mal!“, forderte die Älteste.

„Ich dachte, erst nach dem Essen?“, meinte Chada, leicht verärgert, dass man sie aus ihrem Mahl gerissen hatte.

„Nach dem Essen erzähle ich meinem Volk von den Schrecken der Zukunft. Aber ... auf meine Weise. Ich möchte keine Hysterie!“

Chada musste kurz überlegen, dann sagte sie lapidar: „Einer unserer Gegner hat eine Möglichkeit gefunden, die Toten zum Leben zu erwecken. Ich spreche nicht von Nekromantie, sondern von wahrer Wiederauferstehung.“ Rhona riss überrascht ihre müden Augen auf, doch Chada war noch nicht fertig. „Er hat Feinde hinter sich versammelt, die wir längst besiegt glaubten, und strebt nach Rache und Weltherrschaft. Um ihn aufzuhalten, sind wir hier.“

Rhona klammerte sich an ihren Stock und fragte brüchig: „Welche Feinde?“

„Unter anderem den letzten Drachen und den ersten Krahder.“ Die Älteste schluckte schwer, doch erwiderte nichts. „Ich weiß, es sieht düster aus, aber nicht alles ist verloren. Wir brauchen die Hilfe der Agren.“

„Was können wir tun?“, wollte Rhona niedergeschlagen wissen.

„Erstens: Hrals letzte Prophezeiung. Grone sagte mir, sie sei für diejenigen, die das Ende der Sklavenschinder verbrannten. Inzwischen wissen wir, dass wir diejenigen sind.“

„Ach ja, wisst ihr das? Erklär es mir, Chada.“

Chada zögerte. Rhona war vertrauenswürdig, aber das Wissen um die Herzen der Mutter war gewiss nicht ohne Grund verborgen gewesen. Gut vorstellbar, dass die Bewahrer Themauras' Text bewusst vergessen hatten, denn gewiss hätte die Geschichte von der gewaltigen Macht des Baumes der Lieder viele machthungrige Eroberer angezogen. „Ich kann nicht alles verraten, es tut mir leid. Nur so viel: Der Schwarze Baum in Krahd war ein Sinnbild des Endes. Und ihn haben wir verbrannt.“

Rhona legte den Kopf schief, doch schließlich akzeptierte sie die Erklärung. „Du scheinst dir sehr sicher zu sein. Das muss mir genügen.“ Sie setzte sich auf den Höhlenboden und forderte Chada mit einer Handbewegung auf, es ihr gleichzutun. Nachdem sie beide saßen, lehnte sich Rhona an die Wand der Kuppel.

„Hral, der Weise, lebte vor fast zwei Jahrtausenden in diesem Gebirge“, murmelte sie und Chada beugte sich etwas vor, um sie besser verstehen zu können. „Hral besaß die Gabe des zweiten Gesichts. Bei ihm war sie stärker ausgeprägt als bei jedem anderen, der vor ihm gekommen war oder nach ihm kommen sollte. Er wusste schon Jahre im voraus, wann er sterben würde. Als der Tag seines Todes gekommen war, bat er die fünf Ältesten seines Volkes und seine drei Schülerinnen zu sich. Er sagte ihnen, dass er jetzt seine letzte Prophezeiung verkünden werde. Doch diese Prophezeiung sei anders als die übrigen. Denn sie werde, wenn sie die richtigen Ohren erreicht, *nicht* eintreffen und zwar in beiden möglichen Ausgängen. Die Versammelten wollten mehr wissen: Würde sich die Prophezeiung also erfüllen, wenn sie die richtigen Ohren nicht erreiche? Sei es Aufgabe derjenigen, die von ihr hören müssten, das Eintreffen zu verhindern? Doch Hral schwieg.“

Auch Rhona schwieg und wenn die Älteste Chada nicht so ernst angeblickt hätte, sie hätte befürchtet, die Agrenfrau könnte eingeschlafen sein. „Schließlich sagte er, dass es Aufgabe der Agren sei, seine Worte weiterzugeben, bis der Richtige von ihnen hören würde. Dies sei von größter Bedeutung, denn das Überleben unseres Volkes hänge davon ab. Angemessen beeindruckt lauschten die Ältesten und Schülerinnen also der Prophezeiung des Weisen.“

Chada konnte sich nur mit Mühe beherrschen, nicht endlich nach der Prophezeiung zu fragen. Selbst Grone war schneller zum relevanten Teil übergegangen.

„Ich sehe deine Ungeduld, Chada. So höre die letzte Prophezeiung von Hral, dem Weisen.“ Rhona atmete tief ein, dann sagte sie feierlich:

*„Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht
und in falscher Ordnung wieder vergeht,
finden die, welche ohne Argwohn verbrannten
der Sklavenschinder Ende, das sie nicht erkannten,
den reglosen Herrscher in ewiger Wacht,
den Wächter, der aus Stehen Werden macht,
wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit,
der Staub des Todes und das Wasser der Zeit,
und wenn sie nur seinen Namen sagen
wird er erwachen und das Unheil vertagen.“*

Kannst du dir das merken?“ Chada nickte, während sie sich die Prophezeiung Wort für Wort einprägte. Von Leander wusste sie, welche Bedeutung kleinste Veränderungen in einer Weissagung haben konnten.

„Gut, denn ich will das nicht wiederholen müssen. Gibt es noch etwas, womit ich dir helfen kann?“

„Ja! Es wird dir nicht gefallen, aber wir müssen mit dem Orakel der Geister sprechen. Wir brauchen Antworten, die uns nur das Orakel geben kann.“

Rhona presste ablehnend ihre Lippen zusammen. „Grone hätte niemals davon erzählen dürfen“, murrte sie.

„Aber jetzt brauchen wir es. Was genau hat es mit dem Orakel auf sich?“

„Die drei Schülerinnen, von denen ich erzählt habe, führten Hrals Vermächtnis nach dessen Tod fort. Sie erreichten nie dieselbe Meisterschaft, aber sie konnten simple Voraussagen über die nähere Zukunft von sich geben. Zumindest mit Hilfe von Hrals Stab, dem einzigen Relikt ihres alten Meisters. Ihnen gelang es jedoch nicht, neue Schüler zu finden. Es heißt, alle drei starben am selben Tag, doch weil sie noch keine Nachfolger gefunden hatten, entschlossen sie sich, zu bleiben. Sie rissen ihre Existenzen aus dem Kreislauf der Wiedergeburt; ihre Seelen konnten nicht länger in den Körper eines jungen Agren eingehen. Das war der Preis, den sie zu zahlen hatten, um ihre Aufgabe fortführen zu können. Ihre Geister nisteten sich in einem Versteck ein und sie nannten sich fortan das Orakel der Geister oder die Drei Schwestern. Mit ihrem Tod veränderte sich ihre Gabe. Jede Frage, die man ihnen stellte, konnten sie wahrheitlich beantworten. Doch Wissen ist Macht und in den falschen Händen konnte diese Macht gefährlich sein. Also wurde die Existenz des Orakels von uns geheim gehalten“, erzählte Rhona sichtlich unwillig.

„Wenn sie alle Fragen beantworten können, heißt das dann, sie sind ... allwissend?“

„Vielleicht. Oder aber sie wissen nicht *alles*, sondern nur die Antworten auf das, was sie gefragt werden. Erst in dem Moment, in dem die Frage sie erreicht, kennen sie auch die Antwort, das ist meine Vermutung.“

Chada nickte langsam. „Hrals Stab, den du erwähnt hast. Ist es ...“ Sie warf dem Wurzelstab, den Rhona in der Hand hielt, einen vielsagenden Blick zu.

Die Älteste lachte gackernd. „Oh nein! Das hier ist nur ein ganz gewöhnlicher Stock. Ich weiß zwar nicht, ob Hrals Stab irgendwelche besonderen Eigenschaften besaß, aber den Drei Schwestern bedeutete er alles. Sie nahmen ihn mit in ihr Versteck, doch vor eineinhalb Jahrtausenden wurde er gestohlen. Von einem Menschen mit dem zweiten Gesicht, heißt es! Es war das einzige Mal, dass jemand, der kein Agren war, zu den Drei Schwestern fand. Was aus dem Mann oder dem Stab geworden ist, weiß niemand.“

„Wir sind anders!“, behauptete Chada unbehaglich. „Sag, Rhona, wo befindet sich das Versteck der Drei Schwestern?“

„Das Orakel der Geister ist ein gut gehütetes Geheimnis. Ich muss mich auf die Verschwiegenheit von euch allen verlassen können.“

„Das kannst du, Rhona. Wir sind die Helden von Andor, du kennst unsere Taten.“

„Ich kenne die Taten der meisten von euch. Aber einer aus eurer Gruppe ist mir unbekannt.“

Chada zuckte zusammen. Sie hatte Ken Dorr tatsächlich vergessen. Konnte sie wirklich für dessen Verschwiegenheit garantieren? „Ich sehe an deiner Reaktion, dass meine Bedenken nicht unberechtigt waren. Wer ist dieser Mann? Er weckt in mir ein dunkles Gefühl, Erinnerungen, die ich für immer begraben wollte. Wer ist ... Alrik?“

Wenn wir ihre Hilfe wollen, dann sollten wir nicht zugeben, dass wir mit jemandem umherziehen, der ihrem Volk so viel Leid bereitet hat, hatte Leander gesagt. Aber sie forderte das Vertrauen der Agren ein, da konnte sie unmöglich selbst lügen. „Ich sagte doch, dass alte Feinde wiedererweckt wurden“, meinte sie vorsichtig, „Nun, er ist einer von ihnen. Doch er hat sich entschlossen, uns zu unterstützen.“

Rhona sah sie prüfend an. „Bist du sicher? Ich mag ihn ganz und gar nicht. Seine Bewegungen, seine ganze Art, alles an ihm kommt mir auf schreckliche Weise bekannt vor. Er weckt diese Erinnerungen ...“

„Erinnerungen an deine Zeit in der Winterburg?“, fragte Chada behutsam.

Rhona erstarrte. „Er war dort? Aber er ist kein Krahder. Und sonst waren da nur Skelette, keine Lebenden. War er ... ein Diener des Bleichen Königs?“

„Rhona ... er war der Bleiche König...“

Das Gesicht der Agrenältesten wurde schlagartig aschfahl. „Das ist nicht dein Ernst? Doch, natürlich ist es das. Wie konntest du ihn hierherführen? Wie konntest du auch nur annehmen, ich würde euch etwas über das Orakel der Geister verraten?“

„Rhona!“, unterbrach Chada die Älteste. „Er war ein Skelett, kein Mensch. Die Krahder waren das Übel, er dagegen nur ein Werkzeug.“

Rhonas Hand umklammerte den Wurzelstab so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten. „Nein, Chada! Ich habe viele Skelette erlebt und sie alle waren willenlose Marionetten. Aber der Bleiche König war anders. Sein Selbst war noch immer vorhanden. Seine ...“

„Mag sein, dass ein Schatten seiner Persönlichkeit noch in ihm versteckt war, aber ...“

„Nein, Chada, hör mir zu! Du irrst! Seine Persönlichkeit war in jener Zeit nicht versteckt, sondern offengelegt. Du siehst diesen Menschen lachen, siehst ihn mit Kindern sprechen, siehst ihn euch helfen. Aber in Wahrheit ist das nur eine Maske! Eine Fassade! Doch ich habe ihn gesehen, als er gezwungen war, jede Maske abzulegen. Ich konnte ihn durchschauen. Damals konnte er sich nicht hinter seiner klugen Worten verstecken, hinter seinen feinen Kleidern, hinter seinen Lügen. Er trägt das Gesicht eines Menschen, aber dahinter verbirgt sich ein Monster. Ich habe seine Grausamkeit gesehen, seine Skrupellosigkeit, seine Machtgier! Er würde mit Freuden über ein Reich aus Blut und Tod herrschen und auf einem Thron aus Knochen sitzen.“

Chada schloss die Augen. Rhonas Worte befeuerten nur die Zweifel in ihrem Inneren. Wie weit konnten sie dem Dieb trauen? „Bitte! Ich verstehe deinen Hass, aber du betrachtest ihn nicht unvoreingenommen. Unsere Feinde haben ihn in der Hand und er hilft uns, um seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er sehnt sich nur nach Freiheit.“

„Er blendet euch, Chada!“, sagte Rhona eindringlich. „Seine Worte sind Gift, das er euch großmütigen Helden ins Ohr speit. Seine Bosheit ist ein Ozean aus Feuer, der alles zu Asche verbrennt. Ich weiß, du willst es nicht hören, du willst an das Gute glauben, das in jedem von uns schlummert. Aber wenn in ihm jemals etwas Gutes existiert hat, dann hat es längst den Freitod gewählt angesichts seiner überwältigenden Bosheit. Ich habe Tarok erlebt, den letzten Drachen, den Schatten der Berge. Und ich habe gesehen, was die Krahder, die Herren der Toten, der Fluch des Gebirges, getan haben. Und glaube mir, der Bleiche König ist ebenso schlimm. Krahder und Drachen jagen uns seit Urzeiten, immer wieder fielen ihnen einige von uns zum Opfer. Aber *er* ist das Gift, das sich längst in unseren Körpern befindet. Er ist eine Seuche, die uns alle dahinraffen kann. Ich gebe dir einen guten Rat, Chada: Wenn du nicht willst, dass er dir bei nächster Gelegenheit einen Dolch ins Herz rammt, dann musst du ihm zuvorkommen!“

„Das würde nicht viel bringen. Er ist schon einmal von den Toten zurückgekehrt, er würde es auch ein zweites Mal tun.“ Chada seufzte. „Rhona, ich verstehe, dass du ihm nicht vertrauen kannst. Aber was, wenn ich verspreche, dass wir ihm nicht mehr über das Orakel der Geister verraten, als unbedingt notwendig?“

Rhona sprang auf, agiler als Chada ihr zugetraut hätte. „Ich werde euch nichts verraten, keinem von euch. Jedes Wort, das er erfahren könnte, wäre eines zu viel. Sucht woanders nach euren Antworten!“

Chada kniete sich vor die Älteste. „Rhona, bitte, nirgendwo anders werden wir erfahren können, was wir brauchen. Der Anführer unserer Feinde ist selbst ein ...“

„Ich habe mich wohl nicht klar genug ausgedrückt“, zischte Rhona mit mühsam unterdrückten Zorn in der Stimme. „Ich werde alles in meiner Macht stehende tun, um zu verhindern, dass der Bleiche König auch nur eine Silbe über das Orakel der Geister erfährt. Ich schwöre es bei Berg, Baum und Bach. Ich schwöre es bei meinem Namen, meinem Leben und meiner Seele. Ich schwöre es bei tobendem Sturm, loderndem Feuer und kaltem Eis. Ich schwöre es bei der gleißenden Sonne, dem wandelhaften Mond und den tausend Sternen ohne Namen.“ Sie schüttelte sich. „Morgen früh verschwindet ihr alle von hier. Und wenn ihr hundert Verwundete bei euch hättet.“

Mondhoch, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Kolonie der Agren, Graues Gebirge

„Ich will jetzt nicht sagen, ich habe es dir ja gesagt, aber ...“, äußerte Leander etwas später. Er lag auf einem Bett aus Grasmatten, sein Bein war neu geschient worden und ein breiter Verband aus groben Leinen umwickelte seine nackte blaue Brust. Sein Stab und Umhang lagen neben seinem Lager auf dem glühenden Moosteppich.

„Schon gut!“, gab Chada zu. „Es war womöglich ein Fehler, Rhona zu verraten, wer Ken Dorr wirklich ist. Aber ich hätte sie nur ungerne angelogen und wenn sie mich dabei erwischt hätte, dann hätten wir vermutlich schon jetzt verschwinden müssen.“

Chada, Thorn und Drukil hatten sich in einer der Kuppeln um Leander versammelt und besprachen ihr weiteres Vorgehen. Chada hatte ihnen so detailliert wie möglich von ihrem Gespräch mit Rhona berichtet.

„Ich denke, es war richtig, die Wahrheit zu sagen“, behauptete Thorn, auch wenn Chada das Gefühl hatte, er sagte das nur ihretwegen.

„Lasst uns nicht weiter darüber sprechen“, schlug Leander vor. „Ich hatte meine Genugtuung und wir können es nicht mehr ändern. Viel interessanter ist doch diese Prophezeiung. Ich nehme an, es ist meine Aufgabe, sie zu analysieren?“

„Du bist hier der Seher“, sagte Drukil trocken.

„Nun gut. Bevor wir die Prophezeiung betrachten, sollten wir zunächst auf Hrals Vorbemerkung eingehen: Wenn sie die richtigen Ohren erreicht, wird die Prophezeiung in beiden möglichen Ausgängen nicht eintreffen. Das ist für einen mit dem zweiten Gesicht gesegneten eine ... interessante Formulierung. Es gibt eben *nicht* viele verschiedene Zukunften mit möglichen Ausgängen, versteht ihr? Die Zukunft ist festgeschrieben, von alternativen Möglichkeiten sprechen wir nur aufgrund unseres begrenzten Kenntnisstandes. Jemand, der *alles* über die Gegenwart wüsste, könnte auch jede Einzelheit der Zukunft vorhersagen. Es scheint, als habe Hral genug gesehen, um die Zukunft auf zwei Möglichkeiten zu reduzieren.“

Chada kniff nachdenklich ihre Augen zusammen. Die Vorstellung einer festgeschriebenen Zukunft behagte ihr gar nicht. Sie öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Sie würde den Seher ein andermal dazu befragen.

„Was bringt Wissen über Hrals Unwissen?“, murrte Drukil ungeduldig. „Wichtig sind die Worte.“

Leander lächelte versonnen. „Der Wortlaut? Nein Drukil, der ist unbedeutend. Der Sinn ist entscheidend, aber bei dieser Prophezeiung kann der Wortlaut uns nicht weiterhelfen.“

Wie lange ist Hrals Tod jetzt her? Zweitausend Jahre? Zweitausend Jahre der mündlichen Überlieferung und der Wortlaut soll sich nicht verändert haben?“

„Dann können wir doch gar nichts mit Sicherheit wissen“, entgegnete Thorn verärgert. „Wenn wirklich das Überleben der Agren daran hängt, dass die Prophezeiung die richtigen Ohren erreicht, dann werden sie sie schon wortgetreu überliefert haben. Gehen wir einfach davon aus, es habe sich nichts verändert.“

Leander schüttelte nachdenklich den Kopf. „Rhona hat die Prophezeiung in der Gemeinen Sprache vorgetragen. Im Drachenland, dem heutigen Andor, wurde sie wohl erstmals vor acht Jahrhunderten vereinzelt gesprochen. Vor zweitausend Jahren gab es sie noch gar nicht und ...“

Der Seher unterbrach sich. „Es sei denn ... Der Ursprung der Gemeinen Sprache ist ungeklärt, sie beinhaltet Wörter aus dem zwergischen, der vergessenen Barbarensprache, der alten Sprache Andors und weiterer Zungen. In wenigen Jahrhunderten hat sie es geschafft, sich über die gesamte bekannte Welt auszubreiten, aber woher sie kommt ist ein Rätsel. Sie könnte durchaus von den Agren stammen! Warum haben die Vorfahren des Gebirgsvolkes sich vor langer Zeit ausgerechnet hier angesiedelt? Weil alle anderen Orte schon besetzt waren! Auf der vergeblichen Suche nach einer Heimat müssen sie weit herumgekommen sein, wenn sie schließlich so verzweifelt waren, das karge Gebirge zu wählen. Sie haben gewiss Ausschnitte vieler unterschiedlicher Sprachen aufgeschnappt. Möglicherweise haben sie ihre Erfahrungen zu einer einzigen Sprache zusammengefügt!“

„Leander!“, protestierte Drukil. „Was interessieren uns Sprachen?“

„Wir sind hier einem gewaltigen linguistischen Rätsel auf der Spur!“ Aufgeregt setzte Leander sich auf, stöhnte gequält und ließ sich wieder zurücksinken. „Wenn die Agren wirklich seit zweitausend Jahren nahezu unverändert die Gemeine Sprache sprechen, dann wäre das ...“

„Leander!“, sagte Chada scharf. „Dieses Rätsel wird nicht jetzt gelöst, wir haben andere Probleme!“

Leander räusperte sich. „Nun gut! Ich muss ohnehin noch darüber nachdenken. Gehen wir also davon aus, dass die Prophezeiung Wort für Wort weitergegeben wurde und analysieren wir sie auf dieser Basis. *Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht und in falscher Ordnung wieder vergeht.* Ich muss gestehen, der Anfang hinterlässt mich ratlos. Der gezeichnete Verkünder... Was könnte damit gemeint sein? Es klingt nach einer Person, aber eine Person *entsteht* nicht einfach. Ist es also ein Gegenstand? Oder etwas Immaterielles?“

Leander redete munter weiter, ohne eine Antwort zu erwarten. „Also die nächsten beiden Verse: *Finden die, welche ohne Argwohn verbrannten der Sklavenschinder Ende, das sie nicht erkannten.*“

„Das sind wir!“, rief Thorn überzeugt.

„Tja, so scheint es“, antwortete Leander geheimnisvoll. „Aber das kommt darauf an, ob das Ende im Besitz der Sklavenschinder gemeint ist – das wäre der Schwarze Baum – oder die Vernichtung der Sklavenschinder. Letzteres wären wir selbst und falls jemand uns verbrennt, könnte sich die Prophezeiung auch auf ihn beziehen.“

Chada, Thorn und Drukil schwiegen beklommen. „Oh, keine Sorge!“, meinte Leander. „Es heißt, dass das Ende ohne Argwohn verbrannt und nicht erkannt wurde. Auf den Schwarzen Baum bezogen trifft all das zu. Wir sollten nur keine Möglichkeit von vornherein ausschließen. Anschließend heißt es, dass wir – oder unsere Verbrenner – etwas finden, und

zwar: *Den reglosen Herrscher in ewiger Wacht, den Wächter, der aus Stehen Werden macht.* Ein ewiger, regloser Wächter und Herrscher. Er macht *aus Stehen Werden*, zweifelsohne eine der rätselhaftesten Passagen der Prophezeiung. Und wo wird dieser Herrscher gefunden? *Wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit, der Staub des Todes und das Wasser der Zeit.*“

„Das Blut der Ewigkeit!“, rief Thorn aufgeregt. „Das hat doch schon der Gigant erwähnt.“

Leander nickte. „Richtig. Nar’Al’Pans Worten zufolge verlieh dieses Blut den Riesen gewaltige Kräfte und Unsterblichkeit. Und dass er seit über tausend Jahren in einer Höhle lebt, spricht für sich. Wird der Wächter also dort gefunden, wo sich einst der Quell des Blutes befand? In der Prophezeiung heißt es *Zusammenflossen*, nicht *Zusammenfließen*. Den Staub des Todes und das Wasser der Zeit hat Nar’Al’Pan allerdings nicht erwähnt.“

„Aber der letzte Teil ist am wichtigsten, nicht wahr?“, fragte Chada. „*Und wenn sie nur seinen Namen sagen wird er erwachen und das Unheil vertagen.* Wir sagen den Namen des schlafenden Herrschers und vertagen das Unheil.“

„Du bist zu voreilig, Chada“, maßregelte Leander streng. „Erstens heißt es nirgends, dass dieser Wächter schläft. Das Erwachen könnte sich auch auf eine Maschine beziehen, oder er erwacht durch die Macht des Schwarzen Herolds aus dem Tod. Beide Varianten wären denkbar und dazu noch etliche weitere. Zweitens ist die Formulierung *Und wenn sie nur seinen Namen nennen* offen gehalten. Und drittens, und das ist der wichtigste Einwand, vergisst du, dass diese Prophezeiung sich eben *nicht* erfüllen wird. Es wird *nicht* stattfinden.“

„Heißt das, das Unheil wird nicht vertagt?“, hakte Thorn besorgt nach. „Aber wäre das nicht schlecht?“

„Des einen Unheil mag des anderen Glück sein“, erwiderte Leander. „Vielleicht gilt das Unheil, das nicht vertagt wird, auch dem Ewigen Rat? Hral sagte, dass das Überleben der Agren davon abhinge, dass diese Prophezeiung die richtigen Ohren erreicht. Etwas, was zum Überleben der Agren führt, wird vermutlich auch für uns gut sein. Außerdem kann es auch sein, dass es gar nicht erst zu diesem Unheil kommt, vielleicht nicht einmal zum Entstehen und Vergehen des gezeichneten Verkünders. Allein dadurch, dass der Richtige von der Prophezeiung erfährt.“

Das musste Chada erst überdenken. Dass sie von der Prophezeiung erfahren hatten, sollte dazu führen, dass nichts von ihr eintraf? „Wäre diese Weissagung dann nicht ziemlich sinnlos?“, fragte sie vorsichtig. „Wenn nicht einmal der Anfang stattfindet, wie kann sie dann verhindert werden, nur dadurch, dass wir von ihr hören?“

Leander lächelte leicht. „Manchmal können kleine Ursachen große Wirkungen haben. Ein winziger Kiesel kann eine Lawine auslösen. Ein Kiesel, der von dir losgetreten wurde. Und den du nur deshalb angestupst hast, weil du mit deinen Gedanken bei den Worten der Prophezeiung warst. Und diese Lawine verhindert die Entstehung des gezeichneten Verkünders. Mag sein, dass wir niemals davon erfahren, aber das Wissen um die Weissagung hätte dann ihre Erfüllung verhindert.“

„Das wären aber ziemlich viele Zufälle“, murrte Drukil.

„Was ist schon zufällig?“, fragte sich Leander gedankenverloren. Er schüttelte müde den Kopf. „Nun denn, sind noch Fragen offengeblieben?“

„Ein ganzer Berg!“, rief Thorn. „Aber du kannst nur eine davon beantworten: Warum lassen wir dich über die Prophezeiung sprechen, wenn du unsere Fragen nicht beantwortest, sondern nur neue aufstust?“

„Weil ich die richtigen Fragen stelle“, antwortete Leander leicht geschmeichelt. „Aber du hast natürlich Recht, es sind noch etliche Fragen offen. Fragen, die wir vielleicht niemals, ganz gewiss jedoch noch nicht jetzt, beantworten können.“

„Dann sind sie jetzt egal“, meinte Drukil. „Die Älteste hat geschwiegen. Wie finden wir dann diese Geister-Schwestern?“

„Die Älteste sagte doch, dass schon einmal ein Mensch zum Orakel fand“, überlegte Chada. „Der Dieb des Stabes. Der selbst die Gabe des zweiten Gesichts besaß. Wir haben so jemanden auch dabei! Meinst du, du könntest das Orakel der Geister finden, Leander?“

„Vielleicht ... Aber wir sollten uns nicht zu sehr auf das Orakel fixieren. Es gibt sicher noch andere Möglichkeiten, die Antworten zu finden, die wir suchen“, wich der Seher aus. Chada meinte ein gewisses Unbehagen aus seiner Stimme herauszuhören.

„Stimmt etwas nicht, Leander?“, erkundigte sie sich. „Gibt es ein Problem mit deiner Gabe? Mir ist aufgefallen, dass du sie seit Monden nicht mehr eingesetzt hast.“

„Ich habe euch doch von meinen Visionen berichtet“, knurrte Leander verärgert.

„Visionen, die dir im Traum erschienen. Früher konntest du sie bewusst hervorrufen. Du hast uns mit deinem Wissen über die Zukunft weitergeholfen. Aber jetzt, wo die Bedrohung größer ist denn je, siehst du nichts? Ich will dich nicht drängen, aber wenn da irgendetwas ist, dann ...“

„Da ist nichts. Ich habe es einfach nicht für nötig gehalten. Meine Traumvisionen waren besorgniserregend genug. Sie machen mir Angst! Auf weitere Einblicke kann ich verzichten, das ist alles.“

Chada hatte das Gefühl, dass der Seher ihnen etwas verschwieg. *Sie machen mir Angst!* In diesen Worten schwang eine tiefere Wahrheit mit.

Ehe sie nachfragen konnte, vernahm sie plötzlich ein Scharren vor der Tür. Sie riss ihren Kopf herum und meinte durch den Grasvorhang einen Schemen zu erkennen, der vor dem Ausgang der Kuppel stand. *Wenn Ken Dorr gelauscht hat, dann kann er sich auf etwas gefasst machen!*

Sie sprang auf und hechtete zum Eingang. Eindeutig war da eine Gestalt! Der Fremde setzte sich jetzt in Bewegung, anscheinend war ihm klar geworden, dass er bemerkt worden war. Doch Chada war schneller. Sie sprang mit einem großen Satz durch den Vorhang und dem Lauscher genau auf den Rücken.

Der Unbekannte wurde zu Boden gerissen und blieb liegen. Chada stellte sich neben ihn. Auch Thorn und Drukil kamen aus der Kuppel und starrten den Körper verblüfft an. Doch inzwischen war Chada klar, dass es nicht Ken Dorr war. Es war ein Agren. Ein besonders kleiner ...

„Bitte, bringt mich nicht um!“, wimmerte Darn. „Ich wollte nicht lauschen. Aber es war alles so fürchterlich interessant und ich bin doch so neugierig und Ihr interessiert mich doch so sehr und ...“

„Was hast du gehört?“, intonierte Thorn mit Grabesstimme. „Antworte, wenn dir dein Leben lieb ist.“

„Ihr sucht das Orakel der Geister! Und Leander hat Angst vor Visionen!“, jammerte der kleine Agren. „Das ist alles, wirklich! Bitte, verschont mich!“

„Thorn, hör auf! Du machst ihm Angst!“, rief Chada kichernd.

„Wie Ihr befiehlt, meine Königin!“ Er grinste schelmisch. „Niemand wird dich umbringen, Darn“, sagte er dann beruhigend. „Wir sind nicht erfreut, dass du uns belauscht hast, aber das wäre dann doch übertrieben! Was hast du überhaupt hier gemacht?“

Darn hob seinen Kopf vom Boden und setzte sich umständlich hin. „Oma hat mir gesagt, dass ich mich bei Euch entschuldigen muss. Ich habe Euch schon seit dem Essen gesucht. Aber als ich Euch dann reden gehört habe, musste ich einfach horchen.“

„Woher wusste deine Oma, dass du uns belauschst?“, fragte Drukil verwirrt.

„Das wusste sie nicht. Sie ist sehr klug, aber sie kann nicht in die Zukunft gucken“, antwortete Darn nicht minder überrascht.

Drukil runzelte die Stirn. „Aber sie hat dir eine Entschuldigung befohlen.“

„Ach so! Das war für was anderes“, murmelte Darn kleinlaut. „Es tut mir leid, dass ich Euch eine Stunde lang hierhergeführt habe, anstatt den kurzen Weg zu nehmen, der nur den zehnten Teil der Zeit braucht.“ Plötzlich begann Darn zu strahlen. „Aber ich dachte, dass Ihr vielleicht nochmal zu der Halle wolltet, in der damals das Fest gefeiert wurde. Außerdem hat Alrik mir so spannende Sachen erzählt. Wo ist Alrik überhaupt?“

„Nicht hier“, sagte Drukil säuerlich. Währenddessen beugte sich Chada zu Thorn hinüber und raunte: „Ich bin noch keine Königin. Ich wurde nicht gekrönt.“

„Dann nenne ich dich in Zukunft meine Prinzessin! Nein, widersprich nicht. Du bist die Tochter eines Königs, das macht dich zu einer Prinzessin.“

„Aber ich fühle mich nicht wie eine Prinzessin!“

„Ich kann dich auch Bastard nennen, wenn du möchtest. Das ist auch nicht falsch.“

Chada gab ihm belustigt einen Klaps auf die Schulter.

Thron grinste nur. Dann blickte er zu Darn und flüsterte: „Eigentlich müsste ich wohl schimpfen. Aber ich kann diesem kleinen Kerl einfach nicht lange böse sein.“

„Ja, so geht es mir auch!“, wisperte Chada lächelnd zurück.

Drukil schien in dieser Hinsicht keine Hemmungen zu haben. „Lügen und Lauschen sind schlecht. Lass dich nie mehr erwischen!“, rief er.

„Ich hatte wirklich nicht vor, mich erwischen zu lassen“, gab Darn eingeschüchtert zurück. „Es tut mir wirklich leid, ein bisschen zumindest. Aber vielleicht kann ich es ja wiedergutmachen! Ich habe nämlich gehört, dass Ihr auf der Suche nach den Drei Schwestern seid, aber nicht wisst, wo sie sind.“

„Du meinst, du kennst ihr Versteck?“, fragte Chada entgeistert.

„Ja!“, bestätigte Darn stolz. „Oma redet im Schlaf, wisst Ihr? Und ich habe ihr oft zugehört. Ich weiß zwar nicht genau, wo das Versteck ist, aber ich weiß, dass es sich in einem toten schwarzen Baum in einem der Wälder des Gebirges befindet.“

„Weißt du noch mehr?“, fragte Thorn aufgeregt. In seinen Augen leuchtete die Hoffnung heller als das fahle Moos um sie herum.

Darn blickte niedergeschlagen zu Boden. „Nein! Aber Ihr seid doch so klug, ich dachte, das reicht euch vielleicht!“

„Helfen tut es uns auf jeden Fall!“, sagte Chada milde. „Danke, Kleiner. Ich nehme deine Entschuldigung an.“

Darn blickte hoch und strahlte. „Oh, das freut mich! Könntet Ihr bitte Oma nichts davon sagen, was ich Euch erzählt habe? Die Älteste wird immer so schnell sauer, und ich habe Oma schon genug verärgert.“

„Die Älteste ist deine Großmutter?“, vergewisserte sich Drukil erstaunt.

„Aber ja! Oma Rhona! Bitte sagt ihr nichts!“

„Werden wir nicht!“, versprach Thorn. „Wenn du ihr auch nichts erzählst!“

„Das tu ich bestimmt nicht!“, sagte Darn eifrig nickend. Er stand auf und verabschiedete sich noch, dann verschwand er im trüben Dämmerlicht.

„Der Junge hat uns falsch geführt. Und uns belauscht. Und seine Großmutter auch. Trauen wir ihm wirklich?“, fragte Drukil mürrisch, nachdem sie wieder zu Leander in die Kuppel gegangen waren. Der Seher hatte jedes Wort mitgehört und Chada hoffte bloß, dass die Agren schlechtere Ohren hatten.

„Allzu viel konnte er uns ja auch nicht sagen“, meinte Thorn enttäuscht.

Leander faltete seine Hände auf dem Bauch. „Viel wusste er vielleicht nicht, aber genug“, überlegte er. „Ein toter, schwarzer Baum. Wenn die Geister darin wohnen, muss er ziemlich groß sein. Erinnert euch das nicht an etwas? Ich sage nur: Das Herz des Todes und des Vergehens, das Zentrum der Hexerei und das Heiligtum der Krahder.“

„Der Schwarze Baum wurde vollkommen zerstört“, widersprach Chada. „Tote schwarze Bäume kann es viele geben, aber wenn es wirklich dieser war, dann ist nichts mehr von ihm übrig. Außerdem bezweifle ich, dass die Agren jedes Mal nach Krahd aufbrachen, wenn sie Fragen an das Orakel hatten.“

„Und Darn sagte, dass der Baum in einem der Wälder des Gebirges steht. Auch das trifft auf den Schwarzen Baum nicht zu. Deine Theorie kann nicht stimmen, Leander“, ergänzte Thorn.

Der Seher hob eine Hand und streckte mahnend den Zeigefinger aus. „Und schon wieder seid ihr zu voreilig. Ich fragte, ob Darns Beschreibung euch an den Schwarzen Baum in Krahd erinnert, nicht ob er es tatsächlich sein könnte. Natürlich war er es nicht, damit habt ihr recht. Aber erinnert euch, was Ken Dorr uns berichtete, als er zum Baum der Lieder kam. *Ihr müsst wissen, der Schwarze Baum in Krahd war gar nicht das erste Herz. Der ursprüngliche Schwarze Baum stand irgendwo im Grauen Gebirge.*“

Chada konnte über Leanders Gedächtnis nur staunen. Sie hatte dieses scheinbar unwichtige Detail schon längst vergessen, aber sie bezweifelte nicht, dass der Seher Ken Dorr wortgetreu wiedergegeben hatte.

„Also war der erste Schwarze Baum in einem der Wälder des Gebirges? Aber er wurde doch auch zerstört.“

„Er wurde so weit zerstört, dass die Macht in den jungen Schwarzen Baum in Krahd überging, aber das heißt nicht, dass er vollständig vernichtet wurde. Bestimmt sind noch Reste übrig“, antwortete Leander geduldig.

Drukil seufzte. „Und was bringt uns das? Sollen wir jeden Wald absuchen?“

„Wir fragen Ken Dorr. Und wenn er es nicht weiß, dann lassen wir ihn den Schwarzen Herold fragen. Überlegt doch nur, welche Ironie es wäre, wenn der Herold selbst uns die Information geben würde, mit deren Hilfe wir ihn besiegen werden“, schlug Leander amüsiert vor.

„Besiegen wollen“, korrigierte Drukil düster.

Mondhoch, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Kolonie der Agren, Graues Gebirge

Ken Dorr duckte sich unter dem Eingang und wedelte genervt mit seinen schlanken Händen, um den Vorhang beiseite zu halten. „Erst schickt Ihr mich weg und dann holt Ihr

mich wieder? Könntet Ihr Euch bitte entscheiden, ob Ihr mich in Eure Pläne einweihen wollt oder nicht?“

„Wir haben uns bereits entschieden“, sagte Chada verärgert. „Wir weihen dich in so viel ein, wie nötig ist, mehr nicht.“

„Oh, klar! Noch immer vertraut Ihr mir nicht“, sagte Ken Dorr leicht beleidigt. „Und ich kann es Euch wohl nicht einmal übel nehmen.“

„Ken Dorr!“, mahnte Leander. „Beruhige dich! Wir können dir einfach nicht vertrauen, nicht bei dem, was du getan hast.“ Der Seher verzog gequält das Gesicht. „Wir haben dich hergerufen, weil wir deine Hilfe brauchen. Du weißt, dass wir ins Graue Gebirge kamen, um deinem Vorschlag zu folgen. Wir erhofften uns hier Antworten auf die Frage, welche die Schwäche des Schwarzen Herolds ist. Und wie es scheint gibt es tatsächlich jemanden hier, der all unsere Fragen beantworten kann. Doch wir wissen nicht, wo wir ihn finden. Wir wissen nur eines: Er lebt in den Überresten des ersten Herzens des Todes.“

Ken Dorr nickte wissend. „Ihr wollt wissen, wo es war.“ Er wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. „Ich bin mir nicht sicher. Der Schwarze Herold hat nur ein einziges Mal davon gesprochen, es nur am Rande erwähnt. Ein Schwarzer Baum, der im Herzen eines Waldes irgendwo im Grauen Gebirge stand.“

„Im Herzen welchen Waldes?“, fragte Thorn ungeduldig.

Ken lächelte. „Das ist die große Frage, nicht wahr? Er hat es gesagt, aber ... es ist so lange her. Wie hieß der Wald? Irgendwas mit einer Quelle?“

„Es gibt im Grauen Gebirge keinen Wald mit einer Quelle im Namen“, sagte Chada enttäuscht.

Ken Dorr schien den Einwand nicht gehört zu haben. „Quellwald?“, überlegte er angestrengt. „Nein, es klang anders. Brunnenwald?“

Plötzlich lachte Leander laut auf. „Nicht Quelle, Ken Dorr, sondern Born. Das ist es, woran du denkst!“

„Bornwald. Ja, das könnte es gewesen sein“, bestätigte der Dieb.

„War es aber nicht“, sagte Leander noch immer lächelnd. „Bronwald, nicht Bornwald. Der Name geht auf *Bron* zurück, das zwergische Wort für Turm.“

Das Orakel der Geister war also im Herzen des Bronwaldes in einem toten, schwarzen Baum? In Gedanken ging Chada ihre möglichen Reiserouten durch. Entweder sie würden nach Osten ziehen, am Sonnenfleck und dem Knutwald vorbei über Tiefenfall, die zerstörte Brückenfestung der Zwerge. Oder sie zogen nach Osten, vorbei am Noswald und über die Drei Wasser und den Schlachtengrund. Der letzte Weg war länger, aber die Kornschlucht ließ sich bei Nehals Stein leichter überqueren. Wenn man sehr schnell war, konnte man beide Strecken in je zwei Tagen überwinden. Leander war verletzt, deshalb würden sie vermutlich eher vier oder fünf benötigen.

Dennoch war es erfreulich, endlich wieder ein festes Ziel vor Augen zu haben, nicht nur eine schwache Hoffnung. Die Drei Schwestern würden ihnen verraten, was sie wissen mussten. Und dann müssten sie nur noch eine Möglichkeit finden, die Schwäche des Schwarzen Heroldes auch auszunutzen und der Ewige Rat wäre endgültig vergangen. Dank Ken Dorr würden die Überreste des Ewigen Rates auseinanderbrechen und mit etwas Glück wäre der Spuk in zehn Tagen schon vorbei. Doch so ganz wollte Chada das nicht glauben. Sie befürchtete, dass sie ihre bisher größte Bedrohung nicht so einfach würden besiegen können. Denn gewiss waren auch ihre Feinde nicht untätig ...



Zwischenspiel VII – Die Ruine eines Menschen

Späte Nacht, 44. Herbsttag 76 a.Z.

Schlachtengrund, Graues Gebirge

Das Licht des untergehenden Vollmondes beleuchtete die hellgrauen Steine der alten Zwergenstraße, bis sie aus purem Silber zu sein schienen. Ein dunkler Fleck prangte gut sichtbar auf der offenen Fläche. Es war ein großes Tier mit pechschwarzem Fell. Nur die Zähne schimmerten strahlend weiß hinter den zurückgezogenen Lefzen hervor. Die Augen waren grün wie frisches Frühlingsgras und blickten klug umher. Sie suchten etwas. Den Jäger! Der Wolf schnupperte unruhig, dann jaulte er leise. Er schlich nach Norden, fort von dem Geruch nach Bosheit und dem Gefühl von Verderbnis.

Varkur sah das Wesen. Der stolze Königswolf, eingeschüchtert wie ein kleiner Welp! Das dunkle Fell gesträubt, Furcht in den grünen Augen. Er spürte den Zorn des majestätischen Wesens und auch die Angst. Und Angst musste es haben, oh ja. Denn jetzt, endlich, nach über einem halben Mond, hatte der Dunkle Magier ihn gefunden. Hatte ihn aufgespürt wie einen verborgenen Schatz. Dabei war dieser Wolf so wertlos für ihn!

Der Schwarze Herold hatte ihm aufgetragen, nach ihm zu suchen, ihn zu fangen oder zumindest ein Haar zu finden. Varkur hasste es, Befehle ausführen zu müssen. So lange war er sein eigener Herr gewesen, hatte seine eigenen Pläne verfolgt, und nun musste er sich diesem Geist unterordnen. Er, der mächtigste Dunkle Magier aller Zeiten! In ihm war die Dunkle Magie so stark wie in niemandem zuvor. Doch er fürchtete sie auch. Ja, er genoss die Macht, doch es war ihm nicht länger gleich, dass sie immer mehr von seiner Menschlichkeit verschlang. Er fürchtete, dass nicht er über die Dunkle Magie gebot,

sondern sie über ihn. So wenig war geblieben von dem jungen Novizen, der sich geweigert hatte, seine letzte Prüfung abzulegen. Nur der Zorn von damals war noch immer da. Immer in ihm. Niemals fort. Zorn und Hass, das war seine ganze Existenz. Keine Freude. Keine Liebe. Die Dunkle Magie hatte alles verschlungen. Was würde sie ihm als nächstes nehmen?

Der Königswolf hatte Angst vor dem Dunklen Magier, doch Varkur auch. Nicht Varkur, der Magier, sondern Varkur, der Mensch. Varkur, der Bruder, der seine Schwester Nika geliebt und sich um seine Familie gesorgt hatte. Der voller Ehrgeiz, Neugier und Entschlossenheit die Ausbildung zum Zauberer absolviert hatte. Der den Geschichten seines Mentors aufmerksam zugehört hatte. Der die Magie des Landes beherrschen wollte, um Hadria Gutes zu tun. Was war aus dem Menschen Varkur geworden? Nichts als eine Ruine, erfüllt von Dunkler Magie, verlassen von allem, was ihm einst etwas bedeutet hatte. Eine Ruine, die mit jedem Einsatz von Dunkler Magie weiter einstürzte. Wann war er das letzte Mal ein wirklicher Mensch gewesen?

Er war eingehüllt in schwarzen Nebel, verbarg sein eigenes entstelltes Angesicht vor den Augen der Welt. Seinen Körper kannte er selbst nicht mehr, nur noch über seinen Willen steuerte er all seine Taten. Hatte er Finger? Klauen? Krallen? Hatte er Haut oder Schuppen? Er wusste es nicht. Nur sein Wille war geblieben, doch auch der verändert. Korruptiert.

Sein Tod kam ihm in den Sinn. In seinem letzten Kampf gegen die Helden von Andor war er unterlegen, doch es war keine wirkliche Niederlage gewesen, sondern eine Befreiung. Er hatte zum ersten Mal seit Jahren gespürt, was es hieß, kein Dunkler Magier zu sein. Er hatte sich an Dinge erinnert, die ihm für immer verschlossen waren. Sonnenschein, vom frischen Schnee reflektiert. Kalter Wind im Haar. Eis unter den Füßen. Er hatte verloren, aber zugleich auch etwas gewonnen, was all seine Macht ihm nicht geben konnte. Doch jetzt, nach seiner Wiederauferstehung, war er wieder nur der Dunkle Magier. Nur blasse Erinnerungen blieben zurück. Erinnerungen, die er am liebsten wieder vergessen hätte, denn sie hielten ihm einen Verlust vor Augen. Einen Verlust, den er zum ersten Mal spürte.

Er wollte wieder ein Mensch sein! Er wollte keine Macht mehr, sondern Erlösung! Doch er war gefangen in einem finsternen Kerker, den er selbst gebaut hatte und nicht einzureißen vermochte. Er hatte die Dunkle Magie verwünscht, sie fortgeschickt, doch sie hatte sich geweigert, seinen Befehlen getrotzt. So, wie sie es in letzter Zeit immer öfter tat. Sie blieb bei ihm, in ihm, und die Ruine des Menschen stürzte immer weiter ein.

Varkur flog den Hang hinab, auf den Königswolf zu. Er konnte nicht ändern, was er war. Die Dunkle Magie hatte sich zu tief in ihm eingenistet, um sie vertreiben zu können. Also verzichtete Varkur darauf, sie weiter zu nähren. Er versuchte, ihren Gebrauch einzuschränken. Doch er war unbeherrscht, der Zorn loderte heiß in ihm und ließ sich nicht löschen. Zorn und Hass. Er würde seine Gefühle verwenden müssen. Sie gegen seine Feinde richten anstatt auf sich selbst. Er heftete seinen bohrenden Blick auf den Königswolf und spürte, wie der Hass übermächtig wurde. Der dunkle Nebel breitete sich aus, überflutete die Straße und verschluckte das Silber. Der Wolf sah die Dunkelheit kommen, versuchte auszubrechen, doch es war ihm nicht möglich. Varkur hetzte das Tier vor sich her und es rannte immer weiter, auf der Suche nach einem Entkommen. Doch der Dunkle Magier wusste, dass es kein Entkommen geben würde.

Plötzlich blieb der Königswolf stehen. Er hatte die breite Schlucht gesehen, die wie von einer riesigen Axt geschlagen in der Straße klaffte. Er drehte sich um und knurrte. Kaum

etwas war gefährlicher als ein in die Enge getriebenes Tier. Aber gegen Varkur würde der Königswolf nichts ausrichten können.

„*Gib auf, Königswolf!*“, rief der Dunkle Magier. Seine Stimme war kalt, schnarrend und unmenschlich und ließ ihn selbst erschauern. „*Diese Schlucht kannst du nicht überspringen. Sie ist viel zu breit für einen kleinen Wolf wie dich.*“

Die grünen Augen funkelten, der Wolf legte seine Ohren an und knurrte, tief und grollend wie ferner Donner. „*Gib auf!*“, forderte Varkur erneut. Die Dunkelheit spuckte eine silberne Kette aus, fremdartige Runen ins Metall geätzt. Die Fesseln der Krahder passten sich der Größe ihrer Opfer an und je mehr man zerrte, desto enger wurden sie.

Der Wolf fletschte die Zähne und schlich lauend auf den Dunklen Magier zu. Mit jedem Schritt wuchs er dabei weiter. Er wurde groß wie ein Pferd. Wie ein Fuhrwerk. Wie ein Haus.

„*Nein!*“, rief Varkur. „*Widersetze dich nicht! Du kannst mich niemals besiegen. Wir beide wollen nicht, dass ich gezwungen bin, gegen dich zu kämpfen. Wir beide wollen nicht, dass ich meine Dunkle Magie beschwören muss.*“

Der Königswolf hatte aufgehört zu wachsen. Seine Krallen waren groß wie Schwerter, sein Gebiss glich dem Fallgitter vor einem Burgtor. Die Kraft des gigantischen Körpers war größer als jeder Rammbock sie aufbringen könnte. Erneut knurrte der Wolf und die Erde schien zu beben.

Und Varkur ließ seinem Zorn freien Lauf. Er bahnte sich seinen Weg durch die mühsam errichteten Barrieren der Selbstbeherrschung, sprengte die Ketten, die Varkur sich selbst auferlegt hatte. Die Dunkle Magie wogte, der Nebel wuchs. Der Königswolf knurrte nochmals, dann lief er los. Er floh erneut! Er rannte, seine gewaltigen Tatzen trommelten auf den Boden, seine Krallen schlugen Kerben in das Gestein. Varkur lachte bestialisch. Das Vieh würde ihm nicht entkommen können, hatte es das noch immer nicht begriffen?

Doch der Wolf hielt unbeirrt auf die Schlucht zu, seine Geschwindigkeit nahm immer weiter zu. Er raste über die ebene Straße und dann, direkt vor dem Abgrund, sprang er nach vorne. Und Varkur blieb das Gelächter im Halse stecken. *Viel zu breit für einen kleinen Wolf wie dich.* Aber schmal genug für die monströse Bestie, in die der Königswolf sich verwandelt hatte. Der erreichte mühelos die andere Seite und begann augenblicklich zu schrumpfen. Er lief fort, wurde mit jedem Schritt kleiner und verschwand in einer Spalte.

„*Nein!*“, schrie Varkur. „*Neeiin!*“ Der befreite Zorn richtete sich auf das einzige Ziel, das noch in der Nähe verblieben war. Die Dunkle Magie verbrannte den Magier, da das Opfer verschwunden war. Der Hass verwandelte sich in Schmerz, grausame Pein, unendliche Qual. Ein schriller Schrei erscholl aus der dunklen Wolke, hallte weit über die nächtlichen Berge, während ein weiterer Teil von Varkur für immer verbrannte und die Ruine des Menschen zerbröckelte.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt überzogen immer neue Risse den Boden, krochen die Wände hinauf und vereinigten sich zu einem fragilen Geflecht aus Zerbrechlichkeit.



v – Trauer

Später Vormittag, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Rietburg, Andor

„Seid begrüßt, Rekruten! Ich bin Kommandantin Daroscha und meine Aufgabe ist es, euch Laien die hohe Kunst des Kampfes näherzubringen, damit ihr die Kreaturen zumindest ein bisschen ärgern könnt, ehe sie euch alle auffressen.“

Mit diesen wenig aufmunternden Worten begrüßte die stämmige Zwergin die etwa zweihundert Rekruten, die sich vor ihr versammelt hatten, eine Gruppe, die zu gleichen Teilen aus Befreiten und Andori bestand. Zusätzlich zu ihnen beherbergte die Rietburg noch etwa vierhundert Schutzsuchende, auch von ihnen etwa jeder zweite in Krahd geboren. Die meisten Andori verblieben in ihren Heimatorten, denn das Wintergetreide musste ausgesät werden und die Ernte war in vollem Gange. Gewiss arbeiteten jetzt auch die großen Mühlräder am Ufer der Narne unermüdlich. Das Volk glaubte nicht an die Warnungen, die neue Katastrophe werde gefährlicher als alle bisherigen. Wer die Krahder überstanden hatte, konnte sich keine größere Invasion mehr vorstellen. Die Kreaturen verhielten sich so ruhig wie seit Jahren nicht mehr und nur wenige erkannten, dass sie sich lediglich sammelten, um zu einem vernichtenden Schlag auszuholen.

Die Kommandantin stand auf einem flachen Stein am Fuße der Rietburg und trug ein dickes Kettenhemd, in dem sie unter der unbarmherzigen Herbstsonne in ihrem Rücken gewiss entsetzlich schwitzte. Janis erkannte nur einen undeutlichen Umriss, doch da er sie in den letzten Tagen schon gesehen hatte, wusste er von ihrem raspelkurzen hellbraunen Haar, der flachen Nase und dem mürrischen Zug um ihren Mund.

„Ist hier irgendjemand, der es sich *nicht* zutraut, gegen die Dunklen Kreaturen zu kämpfen?“, fragte sie jetzt. „Besser, er sagt es jetzt gleich.“

Janis musterte seine beiden Freunde links und rechts neben sich. Rodur starrte die Zwergin entschlossen an, doch aus seiner Haltung sprach eine leichte Nervosität. Sara dagegen wirkte vollkommen ungerührt, weder beklommen wie die eine Hälfte der angehenden Krieger noch eifrig und ungeduldig wie die anderen. Als sie Janis' Blick

bemerkte, gebärdete sie allerdings *Unsicherheit* und lächelte schwach, ehe sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Zwergin zuwandte.

„Ihr haltet euch also alle für bereit? Tja, ich denke, dass ihr euch irrt. Keiner von euch könnte einen Gor auch nur aufhalten, geschweige denn bekämpfen. Sie sind tückische Biester und ihre Hornklauen sind scharf. Doch sie sind harmlos im Vergleich zu gerüsteten Skralen, pfeilschnellen Wardraks und Trollen, die baumhohe Keulen schwingen. Die wenigen unter euch, die beim Anblick dieser Wesen nicht heulend zu Mami laufen würden, wären die ersten, die anschließend ihre Bäuche füllen. Ihr alle habt ein Schwert oder eine Axt bekommen, aber ihr könnt nichts damit anfangen. Eure Fähigkeiten sind bestenfalls katastrophal.“

Janis begutachtete das Kurzschwert, das an seiner Seite hing. Er hatte es sich umgegürtet, aber irgendwie sah das bei den erfahrenen Kriegern eleganter aus.

Plötzlich räusperte sich der hochgewachsene und breitschultrige Mann in grüner Tracht, der neben dem Felsen stand und der Zwergin dennoch bis zur Brust reichte. „Aus diesem Grunde ist es ratsam, die Kreaturen gar nicht erst an sich herankommen zu lassen. Schaltet man sie aus der Ferne aus, muss man selbst kein Risiko eingehen.“

Es war Kunar, der Anführer der Bogenschützen, welche die Bewahrer vom Baum der Lieder ihnen als Unterstützung gesandt hatten. Früher war es der König von Andor gewesen, der den Bewahrern mit seinen Truppen beistand, doch diese Zeiten waren vergangen. Andor hatte keinen König und auch fast keine Krieger mehr.

Kunars Aufgabe war es, die talentierten Menschen im Bogenschießen auszubilden, so wie Daroscha für den Nahkampf zuständig war. Beide waren mit einem Dutzend zusätzlichen Verteidigern und einer Wagenladung Waffen angereist, Äxte und Schwerter von den Schildzwergen, Bögen und Pfeile von den Bewahrern, und beide hatten die Burg vor zwei Tagen erreicht, als die Sonne im Zenit stand. Beinahe hätte es einen Zusammenstoß vor den Toren der Rietburg gegeben, weil weder Daroscha noch Kunar die anderen zuerst hatte durchlassen wollen. Die Krieger und Baumeister der Schildzwerges verstanden sich, soweit Janis beurteilen konnte, prächtig mit den Schützen und der jungen Priesterin von Mutter Natur, die der Oberste Priester der Bewahrer zur Rietburg gesandt hatte. Nur Kommandantin Daroscha und Meister Kunar selbst begannen seither jedes Mal einen Streit, wenn sie – trotz ihrer Bemühungen, dem jeweils anderen aus dem Weg zu gehen – aufeinandertrafen.

Daroscha blickte verächtlich auf den Bewahrer herunter. „Die Haut von Trollen ist widerstandsfähiger als jede Lederrüstung! Und die Schuppen von Wardraks gleichen einem eisernen Harnisch. Ein paar Pfeile halten solche Kreaturen nicht auf, da hilft nur harter Stahl.“

„Ein guter Bogenschütze hält sich nicht mit dem Panzer der Kreaturen auf, wenn er auch auf die Augen zielen kann“, erwiderte Kunar hochmütig.

Die Rekruten beobachteten unwohl den Streit ihrer Lehrmeister. Heute hatte ihre Ausbildung beginnen sollen, also hatten die einhundertdreißig Männer und achtundsiebzig Frauen sich vor der Rietburg versammelt.

„Viel Erfolg dabei, den Rekruten in wenigen Tagen beizubringen, auf hundert Schritt Entfernung das Auge eines Wardraks zu treffen!“, wünschte Daroscha bissig, dann wandte sie sich wieder an ihre Schüler. „Wenn ihr jetzt mit einem Schwert oder einer Axt kämpfen würdet, dann würdet ihr euch höchstens selbst verletzen. Daher sucht ihr jetzt alle einen Stock und kommt dann wieder her!“

Die Menge murrte enttäuscht. Auch Janis spürte Widerstand in sich aufkeimen. Er hatte zwar noch nie ein Schwert in der Hand gehabt, aber seine Mutter hatte ihn im Kampf ohne Waffen und mit Stab ausgebildet. In beidem war er, insbesondere in Anbetracht seines Alters, ziemlich gut. Jetzt sollte er schon wieder mit einem Stock kämpfen müssen?

„Können wir es nicht wenigstens versuchen?“, rief Janis über die Köpfe der Menge.

Daroscha hatte soeben laut überlegt, ob man die nutzlosen Bögen nicht wenigstens als Übungsschwerter gebrauchen könnte, doch jetzt wandte sie sich Janis zu. „Ah, der erste Störenfried!“, rief sie belustigt. „Dann komm her, Junge, und versuche es!“

Janis spürte, wie sein Mut sank. Daroscha musste ihre Autorität verdeutlichen, und dazu wollte sie ein Exempel statuieren. An ihm. Was ihm bei Orfen gelungen war, würde ihm hier nicht glücken, sie war vorbereitet. Ihm blieb nichts anderes übrig, als hoch erhobenen Hauptes unterzugehen.

Während Janis nach vorne trat kehrte seine Selbstsicherheit zurück. Daroscha hielt ihn für einen Bauerntölpel ohne jegliche Kampferfahrung. Außerdem war er der Jüngste auf dem ganzen Platz. Rodur und Sara waren auch nur etwa ein Jahr älter, aber in einem solchen Alter machte ein Jahr viel aus. Sie würde ihn unterschätzen. Sicher, in einem richtigen Kampf hätte er nicht die geringste Chance, aber Daroscha erwartete keinen richtigen Kampf, sondern nur ein Kind, das mit seinem Schwert vor ihrer Nase herumfuchtelte.

Er stellte sich vor den Felsen und Daroscha winkte ihn zu sich herauf. Während Janis hochkletterte, trat sie zurück an die gegenüberliegende Kante. Schon das verdeutlichte, wie wenig sie von ihm erwartete. Die Möglichkeit, in alle Richtungen ausweichen zu können, war sehr wertvoll.

„Los, greif mich an!“, forderte sie, nachdem er sich oben aufgerichtet hatte.

Janis zerrte ein wenig an seinem einfachen Kurzsword, bis er es endlich aus seinem Gürtel bekam. Das Schwert war etwas länger als sein Arm und wog mehr als fünf Stöcke zusammen. Da das Kurzsword eine zwergische Waffe war, war es auch an Zwergenhände angepasst, dementsprechend eingezwängt lag seine Hand zwischen dem schmucklosen Knauf und der flachen Parierstange.

Janis stellte sich in die Kampfstellung, die Kheela ihn gelehrt hatte.

Die Füße schulterbreit auseinander. Schulterbreit, Janis! Wo sind deine Schultern? Gut, jetzt einen Fuß etwas nach vorne, in Schrittstellung. Dein Gewicht lastet gleichmäßig auf beiden Füßen. Und leicht in die Knie gehen. Bleib trotzdem locker. Rücken gerade!

Er erkannte eine milde Überraschung in Daroschas Augen, doch noch hielt sie die Stellung für Zufall. „Greif an, sagte ich! Wenn ich ein Gor wäre, ich hätte dich in dieser Zeit schon fünfmal getötet!“

Janis betrachtete skeptisch die Zwergin. Sie hatte ihre Waffe, eine gewaltige Doppelaxt, noch immer auf ihrem Rücken hängen und wartete gelassen seinen Angriff ab. Also schlug Janis mit aller Kraft zu.

Der Streich war langsam und unkontrolliert, das erkannte er schon auf den ersten Blick. Daroscha machte einen Schritt zur Seite und wich mühelos aus, währenddessen sagte sie laut: „Er hat viele Fehler gemacht, aber die wichtigsten sind: Erstens, er holt zu weit aus, so erkennt jeder Trottel, wohin der Schlag geht. Zweitens, er umklammert seine Waffe viel zu fest. Daher kann er sie nicht gut kontrollieren.“

Janis presste seine Zähne zusammen und schlug erneut zu, diesmal holte er weniger weit aus. Daroscha wich wieder nicht aus, sondern griff mit ihrer rechten Hand unter dem Schlag hindurch, packte sein Handgelenk und hielt es fest. Mit der anderen Hand schlug sie leicht

gegen die flache Seite der Klinge, woraufhin das Schwert aus seiner Hand fiel und klirrend auf dem Felsen aufprallte. Das ganze geschah mit Präzision in einer einzigen fließenden, makellosen Bewegung.

Von den Rekruten erklangen vereinzelt verhaltene Lacher. „Noch immer zu starr umklammert!“, urteilte die Zwergin. „Ein Griff ist wie ein Stück Stahl, ist er zu fest, wird er spröde und zerbricht schnell. Er muss sich auch verbiegen können.“

In Janis stieg Zorn auf. Unzweifelhaft verstand diese Kommandantin ihr Handwerk, aber das gab ihr nicht das Recht, sich über ihn lustig zu machen. Sein Stolz war verletzt, und darauf reagierte er schon seit jeher äußerst allergisch. Sie hatte ihn entwaffnet und hielt ihn für besiegt, aber in Wahrheit hatte sie ihm einen Gefallen getan. Mit einem Schwert konnte er noch nicht umgehen, doch den waffenlosen Kampf beherrschte er.

„Wäre ich jetzt ein Gor gewesen, die Hand dieses Jungen wäre von einer Hornklaue zerquetscht. Zu seinem Glück bin ich kein Gor und halte sie deswegen nur fest. Der Griff heißt *Bazurôm*, Donnernder Stein, weil man sich aus ihm so schlecht befreien kann, als wäre ein Steinbrocken auf die eigene Hand gedonnert.“

Janis kannte diesen Griff unter dem Namen *Regenwolke*, weil eine solche gerade aufgetaucht war, als Kheela ihn gelehrt hatte. Kommandantin Daroscha hatte recht, man konnte sich wirklich nur schwer aus ihm befreien. Sie konnte unmöglich ahnen, dass Janis die einzige Schwachstelle kannte.

So wird das nichts, Schatz. Überlege, bevor du zuschlägst. Wenn du mit der festgehaltenen Hand dagegen arbeitest, wird sie nur noch weiter verdreht. Aber du hast zwei Hände. Also, wie kannst du dich befreien? Nein, die Stelle ist zu stabil. Und wenn du das machst, drücke ich einfach mit meinem Daumen zu und verstärke den Druck, bis du aufhörst. Mein beweglicher Daumen ist die Stärke dieses Griffs. Aber er kann auch zu einer Schwäche werden.

Janis packte mit seiner anderen Hand zu und unterbrach Daroschas Vortrag. Er legte Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand um den Daumen der Zwergin und drückte zu. Er sah Schmerz und Überraschung in ihrem Blick, doch noch immer hielt sie seine plötzliche Befreiung für Glück.

Genau! Und jetzt sieh zu, was ich danach machen muss. Du benutzt die Daumenklammer, also muss ich loslassen. Nein, hör jetzt nicht auf! Ich muss einen Schritt nach vorne machen, auf dich zu. So, und jetzt schau, ob du meinen Schwachpunkt entdecken kannst. Ja, richtig. Während des Schrittes stehe ich nur auf einem Bein, mit genug Kraft kannst du mich jetzt umwerfen. Nein, drück da unten! Perfekt, Schatz. Aber ein guter Krieger bemerkt diesen Konterangriff und macht anstatt eines Schrittes nach vorne jetzt schnell einen Schritt zurück. Und dann sind beide frei und warten, was der andere jetzt macht.

Daroscha begann wie erwartet einen Schritt nach vorne, um die Daumenklammer gegen ihn verwenden zu können. Er senkte seine jetzt freie Hand auf ihre Hüfthöhe. Es war eigentlich eine überflüssige Bewegung, denn für diesen Angriff benötigte man mehr Kraft als er hatte und Daroscha stand selbst auf einem Bein noch wie ein Fels. Doch die Kommandantin kannte das Manöver und Janis sah, dass ihr jetzt endlich dämmerte, dass ihr Opfer nicht so wehrlos war wie erwartet. Diese Erkenntnis kam allerdings zu spät. Ihre jahrelange Übung ließ sie als Ausweichen gegen seinen Angriff einen Schritt zurücktreten. Genau ins Leere.

Fassungslosigkeit mischte sich in ihrem Gesicht mit Zorn, dann fiel Daroscha hintenüber und schlug hart auf dem Boden auf. Ihr schweres Kettenhemd rasselte laut. Glücklicherweise war der Stein nur knapp einen Schritt hoch, von der Schmach abgesehen war ihr also nichts geschehen.

Die Rekruten tuschelten leise und zeigten erstaunt auf ihn. Immer wieder konnte Janis seinen neuen Namen hören: *Sajin*. Er hatte den Statthalter mit einer Hand zu Boden geschickt. Bisher hatten die Andori das als Zufall gewertet, doch jetzt waren sie eines Besseren belehrt worden.

Kunar lachte schallend, während Daroscha sich aufrappelte. Ihr Gesicht leuchtete rot wie die untergehende Sonne, doch es war nicht Scham, sondern Zorn, der es färbte. „Sei still, du Hund!“, schnauzte sie den Bewahrer an.

„Selbst ein Hund hätte gegen ein Kind gewonnen“, entgegnete der noch immer lachend.

„Und jedes kleine Kind würde dich besiegen!“, rief die Zwergin erbost.

„Es bekäme keine Gelegenheit, es auszuprobieren. Mein Bogen ...“

„Ach so, du erschießt also kleine Kinder?“, fragte Daroscha voll Genugtuung.

Kunars Lächeln erlosch. „Natürlich nicht. Aber ich könnte es.“

„Pah, du würdest doch nicht einmal einen Berg treffen, wenn er wenige Schritte vor dir wäre.“

„Ich könnte selbst im Dunkeln von hier aus der Schwalbe dort hinten beide Augen ausschießen.“

So wie alle anderen folgte auch Janis mit seinem Blick Kunars ausgestrecktem Arm zu dem schwarzen Punkt, der zwischen den Türmen der Rietburg flatterte.

„Ach ja? Beweise es!“, rief Daroscha.

„Warum sollte ich einer harmlosen Schwalbe die Augen ausschießen? Ich könnte aber stattdessen auf eine gewisse Zwergin zielen. Dich zu treffen wäre zwar nicht allzu schwer, aber dafür wären ein paar Pfeile in deinem Gesicht eine deutliche Verschönerung.“

„Pass nur auf, dass ich dein Gesicht nicht mit meiner Axt verschönere!“

„Haha, du würdest ja nicht mal meinen Bauchnabel erreichen, so klein wie du bist!“

„Je größer man ist, desto tiefer fällt man. Soll ich dir diese Lektion verdeutlichen?“

Ehe die beiden aufeinander losgehen konnten, rannte Statthalter Orfen herbei. Er musterte kurz Janis, der noch immer auf dem Stein stand, dann rief er den beiden Lehrmeistern zu: „Hört sofort auf! Das ist ja nicht auszuhalten, bis auf die Rietburg hört man euer Gekeife! In Zukunft unterrichtet ihr getrennt, ist das klar?“

Daroscha und Kunar funkelten sich an, bis Orfen zwischen sie trat, jeden an einem Arm packte und zur Burg führte. Damit war der Unterricht für diesen Tag beendet, noch ehe er wirklich begonnen hatte.

„Das war echt beeindruckend!“, lachte Rodur, als die drei Freunde sich auf dem Rückweg zur Rietburg befanden. „Als sie dich zu sich rief, da habe ich dich wirklich bemitleidet, aber dann ... Sie erklärt uns, was du alles falsch machst, und im nächsten Moment fliegt sie plötzlich durch die Luft.“

„Du hast ihr Gesicht nicht gesehen!“, sagte Janis und imitierte ihre Fassungslosigkeit.

Zwerg-Frau. Voll. Wut. - Brauchen. Kontrolle. - Kind-Von-Fluss. Lachen werden. Nein. Lange. warnte Sara und ihre Augen waren zu gleichen Teilen blau und grau. Janis stimmte ihr zu. Daroscha würde die Demütigung nicht auf sich sitzen lassen, er hatte ihren Zorn gesehen. Aber das kümmerte ihn nicht, er hatte deutlich größere Sorgen.

Noch immer hatte er bei der Bewältigung seiner Aufgaben keine Fortschritte gemacht. Die Rietgraskrone trug Orfen nicht, aber da er nur Statthalter war, wäre das auch unangemessen. Ob sie sich in seinem Besitz befand, wusste Janis dadurch noch lange nicht. Auch ein Haar von ihm zu beschaffen stellte sich als schwieriger heraus als Janis erwartet hätte. Chada hatte in ihrem Brief davor gewarnt, dass Orfens Gegner keine Teile von ihm bekommen dürften, daher wusch sich der Wolfskrieger jetzt jeden Morgen, schrubbte sich gründlich ab und kämmte sich stark, damit er keine Schuppen oder Haare verlor. Seitdem wirkte Orfen gepflegt und sauber, fast wie ein echter Würdenträger. Sara, die ihm trotz ihrer Rekrutierung noch immer als persönliche Dienerin beistand, entsorgte gewissenhaft alle Spuren der morgendlichen Wäsche und Janis wollte es nicht riskieren, sie darauf anzusprechen. Sie war zu klug, als dass er ihren Verdacht auf sich hätte lenken dürfen.

Von. Wann. Und. Wo. Ausbildung. Von. Kind-Von-Fluss. Als-Frage-Gemeint. gebärdete sie jetzt.

„Welche Ausbildung?“, fragte Rodur verwirrt.

Ausbildung. Für. Sieg. Über. Zwerg-Frau. Sara sah Janis interessiert an und er wusste, dass es Zeit war, zumindest seinen Freunden zu erzählen, wer er wirklich war. Natürlich würde er ihnen seine aktuellen Pläne verschweigen müssen, aber seine Vergangenheit konnte er ihnen nicht mehr vorenthalten. Nicht, nachdem sie ihm auch alles über sich enthüllt hatten.

„Kommt heute Abend auf den Kronenturm“, vertröstete er die beiden. „Dann werde ich euch meine Vergangenheit zeigen.“

„Warum noch so lange?“ Rodur hatte ihn niemals gedrängt, etwas preiszugeben, doch jetzt war auch er neugierig.

„Ich muss noch etwas vorbereiten. Und ich weiß nicht, wie lange das dauert.“ Rodur wirkte verduzt, doch nahm diese Ankündigung gelassen hin. Sara dagegen verengte ihre Augen und musterte ihn scharf. Janis kannte diesen Blick. Sie begann nachzudenken.

Später Nachmittag, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Den ganzen Nachmittag verbrachte Janis unter dem Dach des Kronenturms. Anfangs stand er an der Brüstung und starrte in die Ferne. Von hier aus konnte er fast das gesamte westliche Rietland überblicken: Den Südlichen Wald, die Küste Sidra, die nebelverhangenen Flusslande. Der Blick reichte weiter als vom eigentlichen Aussichtsturm aus. Doch von *Brandurs Turm* aus waren nur einige Ausläufer des Fahlen Gebirges nicht zu sehen, dafür jedoch auch das Land direkt vor der Mauer. Mochte man vom Kronenturm aus auch bis aufs Hadrische Meer blicken können, Feinde vor dem Tor waren unsichtbar.

Schließlich setzte sich Janis an die runde Mauer und schloss die Augen. Wo war sie? Wie konnte man sie kontrollieren? Bei Mutter hatte es immer so leicht ausgesehen! *Komm schon, Vara! Bis Kheela wieder zurück ist, bin ich der rechtmäßige Hüter der Fusslande, du hast dich meinem Willen unterzuordnen.* Doch der Wassergeist blieb verschwunden.

Er versuchte es weiter. In Gedanken flehte er, sie möge kommen. Er forderte ihre Ankunft. Er bettelte um ihre Aufmerksamkeit. Er befahl ihr, auf der Stelle zu erscheinen. Aber all seine gedachten Worte waren vergebens.

Elementargeister sind fremdartige Wesen, Janis. Versuche nicht, sie mit menschlichen Maßstäben zu messen. Ihre Gedanken sind anders als die unseren. Eine Verbindung, wie du sie suchst, kann nicht über Worte erfolgen.

Wie dann, Mutter? Wie ist es möglich, sie herbeizurufen?

Denke an das, was ich dir einst über sie erzählt habe. Erinnere dich zurück an die friedlichen Zeiten. Du hast meine Worte von damals nicht vergessen, das weiß ich.

Wirklich? Selbst nach deinem Tod noch stellst du mir Rätsel? Selbst jetzt noch versuchst du, mich zu erziehen?

Vergiss nicht den Unterschied zwischen meinen Gedanken und deinen eigenen. Du selbst stellst dir dieses Rätsel. Du denkst dir, was ich gesagt hätte. Ich bin nur die Erinnerung in dir, die Worte sind deine eigenen. Sie sind nur, was du denkst, welches meine Worte gewesen wären.

Ich kenne dich so gut, Mutter. Ich weiß genau, was du worauf antworten würdest.

Du kennst mich nicht so gut, wie du denkst. Es gibt vieles, was du nicht über mich weißt.

Ich weiß vor allem, dass die Worte, die ich jetzt denke und die du gesagt hättest, einzig dem Ziel dienen, mich von meinen Plänen abzubringen. Werde ich schon wahnsinnig, wenn ich versuche, mich selbst zu belügen?

Die Menschen belügen sich so oft selbst, Janis. Das ist ein Teil von ihnen. Aber dich belüge ich nicht. Bitte, halte ein! Du weißt, dass ich mir etwas anderes gewünscht hätte. Du weißt, dass ich niemals wollte, dass Andor für mich geopfert wird.

Ich kann dich nicht aufgeben, das weißt du. Wie hättest du an meiner Stelle gehandelt, wenn es darum ginge, mich zurückzuholen? Dein eigenes Leben hast du bedenkenlos für Andor geopfert, doch was wäre mit meinem? Wäre dir ein ganzes Land wertvoller als dein eigener Sohn?

Janis stockte. Sein Selbstgespräch brach ab. Was hätte Kheela darauf geantwortet? Wofür hätte sie sich entschieden? Hätte sie ihn geopfert? Oder hätte sie die gleichen Entscheidungen getroffen wie er? Zu seinem Entsetzen musste er feststellen, dass er es nicht wusste. Wie konnte es sein, dass er eine so elementare Eigenschaft seiner Mutter nicht kannte?

Eine tiefe Trauer erfüllte Janis. In diesem Moment fühlte er all seinen Verlust und seinen Schmerz so stark wie selten zuvor. Diese Frage würde er seiner Mutter nicht stellen können. Nicht, bis er den Auftrag Nomions erfüllt hatte. Er hatte sie verloren, aber tatsächlich war stets ein Teil von ihr in ihm. Doch jetzt erst erkannte er, wie unvollständig dieser Teil wirklich war. All seine stummen Gespräche waren nichts als ein billiger Abklatsch der echten Kheela. Nur ein Spiegelbild in flachem Wasser. Mutter war tot und nur er konnte sie retten. Zum Preis eines ganzen Landes. Er schluchzte auf.

Und in diesem Moment spürte er etwas, eine Regung tief in seinem Inneren. Seine Mutter hatte ihm einst von Varas Liebe zum Bauern Etoze erzählt und von dem Kummer, in den sie sich verwandelt hatte. Gefühle! Mochte der Verstand der alten Geister des Landes von denen der Menschen auch vollkommen verschieden sein, ihre Gefühle waren dieselben.

Deine Seele ist wie ein Fluss, Janis. Eine Verbindung wie diese, ein solches unsichtbares Seil zu Vara, wiegt zu schwer, um an der Oberfläche zu bleiben, wo deine Gedanken als ein leichter Wind das Wasser kräuseln. Du musst am Grund suchen. Dort, wo das Wasser dunkel und undurchschaubar ist, wo deine Gefühle und dein Unterbewusstsein schlummern, dorthin ist es gesunken. Es ist zu tief unten, als dass der Wind es beeinflussen könnte. Nur die Strömungen deiner Gefühle können daran ziehen.

Und Janis ließ seinen Tränen freien Lauf. Er weinte um den Tod seiner Mutter. Er weinte um seine Heimat, die er den Flammen überlassen hatte. Er weinte um das Vermächtnis Kheelas, das er zerstören würde. Er weinte um die Freunde, die er verraten musste.

Die Trauer ist wie ein gewaltiger Strom. Du kannst sie nicht aufhalten. Sie wird sich nur aufstauen hinter den Dämmen, die du baust. Dämme, die früher oder später doch brechen werden. Und dann wird sie übermächtig sein und alles überschwemmen. Du kannst sie nicht auf Dauer zurückhalten, sonst sammelt sie sich in dir und wird faulig vom langen Stillstand. Frischer Kummer wäscht dich rein, aber alte Trauer vergiftet dich. Lass sie fließen, wenn sie kommt. Du kannst sie nicht aufhalten. Doch du kannst sie lenken, Janis. Du kannst dem Fluss ein neues Bett graben. Und du kannst Mühlen daran bauen, um den Kummer zu nutzen. Jeder Hüter der Flusslande seit Etoe hatte den Tod des letzten Hüters, eines eigenen Elternteils, zu betrauern. Von dieser Trauer zehren wir ein ganzes Leben lang, mit ihrer Hilfe können wir mit Vara kommunizieren, denn sie weiß, was wahre Trauer ist. Kummer und Leid ist ihre Existenz, doch sie verwandelt ihre Trauer in das Wohl anderer. Lenke den Strom, Janis, und baue die Mühlen.

Seine Trauer war übermächtig. Sie suchte ein Ziel, und Janis lenkte sie. Er weinte noch immer, doch plötzlich vergoss er Tränen über die Worte, die er zu Vara gesagt hatte. Er beweinte, dass der Wassergeist fort war und nicht bei ihm. Und da spürte er, wie das unsichtbare Seil, das am Grunde seiner Seele lag, sich spannte.

Abenddämmerung, 43. Herbsttag 76 a.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Als die Sonne zwischen den Gipfeln des Fahlen Gebirges verschwand, öffnete sich die Klappe und Rodur stieg hindurch. „Also, alles vorbereitet?“

Hinter ihm folgte Sara und Janis zweifelte keinen Augenblick daran, dass zumindest ihr seine verquollenen Augen auffielen. Doch sie fragte nicht nach.

„Ja!“, antwortete Janis schließlich. „Alles ist bereit. Ich werde euch von mir erzählen.“

„Gut, dann fang an, Sajin!“

Du. Wollen. Erzählen. Alles. Als-Frage-Gemeint. Janis nickte und wünschte, er könnte ihnen tatsächlich alles erzählen und nicht nur die Ereignisse bis zu seinem Aufbruch. *Dann. Sagen. Richtig. Name. Von. Kind-Von-Fluss.*

Janis starrte Sara fast so überrascht an wie Rodur. „Was meinst du mit dem *richtigen* Namen?“, fragte sein Freund.

„Sie meint den Namen, den meine Mutter mir gab“, erwiderte Janis an ihrer statt. „Sie nannte mich nicht Sajin. Aber woher weißt du das, Sara?“

Du. Reagieren. Zu. Langsam. Bei. Nennen. Von. Name. - Du. Leicht. Zögern. Bevor. Sprechen. Aus. - Und. Viele. Kleinigkeiten. Mehr. - Was. Also. Name. Von. Kind-Von-Fluss. Als-Frage-Gemeint.

Janis nahm sich vor, Sara nie wieder zu unterschätzen, und wusste zugleich, dass er es doch wieder tun würde. „Janis. So nannte sie mich.“ Er lächelte schief. „Aber ich habe diesen Namen zurückgelassen, denn er ist ein Teil meiner Vergangenheit. Für die Menschen hier werde ich weiterhin Sajin sein und auch du kannst mich so nennen, Rodur.“ Während er den letzten Satz sagte, gebärdete er gleichzeitig in Saras Richtung: *Ich. Weiter. Kind-Von-Fluss. Für. Mädchen-Ohne-Worte.* Es gelang ihm, beide Sätze fehlerlos zu Ende zu bringen, aber er spürte den Knoten in seinem Kopf.

„Aber *warum* hast du einen neuen Namen angenommen?“, hakte Rodur nach.

„Weil der alte mit zu vielen schmerzhaften Erinnerungen verbunden ist. Mein Vater war ein Krieger Andors. Er starb noch vor meiner Geburt. Aber meine Mutter ... Ihr Name war Kheela.“

Rodur konnte damit nichts anfangen, schließlich kam er aus Krahd. Doch Sara gebärdete erstaunt: *Hirte. Von. Fluss-Land. - Mit. Wasser-Seele.* Janis war regelrecht erleichtert, dass sie das nicht auch längst schon wusste.

„Ja“, bestätigte er. „*Die Kheela. Die ehrwürdige Hüterin der Flusslande. Die Freundin der Helden von Andor. Die gemeinsam mit einem Wassergeist über die Menschen am Fluss wachte. Sie war gütig wie der Sonnenschein, ihre Liebe war unermesslich wie der Ozean und sie war fast so klug wie Sara hier. Sie brachte mir Lesen und Schreiben bei, lehrte mich, Wunden zu schlagen und zu heilen, erzählte mir von der Geschichte Andors. Kurz: Sie bildete mich umfassend aus, um mich darauf vorzubereiten, nach ihrem Tod der neue Hüter der Flusslande zu werden.*“

Saras Augen färbten sich nachtblau und sie gebärdete: *Ich. Glückliche. Wenn. Jemand. Mich. So. Anschauen. Wie. Kind-Von-Fluss. Blicken. Wenn. Sprechen. Über. Mutter.*

Janis Mund trocknete aus. Ihm wollte keine passende Erwiderung einfallen. Ehe er etwas sagen konnte, fragte Rodur: „Was kam dazwischen? Warum wurdest du nicht zu dem Hüter, zu dem du werden solltest?“

„Sie starb zu früh“, entgegnete Janis bitter. „Sie stellte sich den Armeen der Toten in den Weg, um den Andori mehr Zeit zu verschaffen. Die Krahder haben sie verschleppt und ermordet. Ich habe fast zwei Jahre gewartet, doch als die Helden von Andor aus dem Grauen Gebirge zurückkehrten, war sie schon lange in der Winterburg ermordet worden. Sie ist tot, doch ihr Erbe besteht. Ich wollte vor meiner Vergangenheit davonlaufen, aber es ist mir nicht gelungen. Sie hat mich eingeholt. Und ich werde euch mit ihr bekannt machen.“

Janis fokussierte seine Trauer. Er hätte nicht beschreiben können, wie genau er es tat, doch intuitiv wünschte er Varas Erscheinen herbei. Sein Schmerz richtete sich auf den Turm und er wusste, dass der Wassergeist die Aufforderung verstanden hatte.

Plötzlich kühlte sich die Luft merklich ab. Zugleich wurde sie schwül wie kurz vor einem Gewitter. Doch es war kein unangenehmes Gefühl. Es wurde nicht kalt, nur kühl. Die Luft war nicht unangenehm feucht geworden, sondern nur weniger trocken. Neben der Holzklappe bildete sich eine Pfütze. Das Wasser wuchs nach oben und schien in den letzten Sonnenstrahlen blau zu glühen. Es formte die Umrisse einer großen Gestalt, dann bildeten sich Einzelheiten. Eine durchscheinende Hand. Lange wogende Haare. Ein verschwommenes Gesicht, schön, aber auch unheimlich. Vara war gekommen. Und um sie herum bildete sich eine tiefe Melancholie, die den eigenen Schmerz jedoch nicht vergrößerte, sondern darüber hinwegtröstete, als hätte man sich soeben an der Schulter eines guten Freundes ausgeweint.

„Das ist Vara. Sie ist der Wassergeist, mit dessen Hilfe Mutter den Menschen beistand. Vara, das sind Sara und Rodur. Meine ... Freunde.“

„Sie ist wunderschön“, staunte Rodur.

Ein wehmütiges Lächeln zeichnete sich auf Varas körperlosen Lippen ab und sie hob ihre grazile Hand. Sara trat einen Schritt vor und griff vorsichtig danach. Ihre Finger glitten durch das Wasser einfach hindurch und sie starrte die Hand fasziniert an. Und dann ... lachte sie. Es war ein Laut, zart wie der Flügelschlag einer Libelle und rein wie frisches Quellwasser. Er dauerte nur einen Moment, aber in diesem Moment war in ihren Augen

nicht das kleinste Quäntchen Blau zu sehen. Sie erstrahlten in schillerndem, satten Purpur. Es war dieser eine Moment, der Janis verzauberte. Dieses Lachen war etwas Kostbares, etwas Heiliges!

„Du ... hast gelacht“, sagte Rodur lahm, Janis dagegen blickte sie nur mit offenem Mund an.

Natürlich war es eigentlich logisch, dass Sara auch lachen konnte. Sie hatte ihre Zunge verloren, nicht aber ihre Stimmbänder. Doch irgendwie war das Janis nie in den Sinn gekommen. Für ihn war sie immer stumm wie ein Fisch gewesen, ein Wesen, das seine Stimme eingebüßt hatte und sich nur über Gesten und Gebärden verständigte. Doch natürlich hatte sie ihre Stimme nicht eingebüßt, sie verwendete sie lediglich nicht. Und ein Lachen ... wie hätte sie jemals lachen können nach dem Tod ihrer Eltern, nach den Schrecken der Winterburg? Der Kummer war ihr stummer Begleiter, das traurige Blau ihrer Augen wich niemals vollständig. Niemals, außer in diesem einen Moment. Ein Moment, in dem Janis sich schwor, sie erneut zum Lachen zu bringen.

Vor den Toren der Rietburg flackerte das Ewige Feuer unruhig. Die violetten Flammen tanzten im Wind, umzingelten das letzte gelbe Flämmchen. Plötzlich färbten sie sich, bis sie zu gleichen Teilen gelb und violett waren. Die so gegensätzlichen Farben umspielten einander, flackerten hin und her und beinahe wirkte es, als kämpften sie miteinander.

Früher Nachmittag, 47. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Rietburg, Andor

„Willkommen, meine neuen Schüler! Mein Name sollte euch allen bereits bekannt sein, aber die Höflichkeit gebietet es, dass ich mich dennoch vorstelle: Ich bin Kunar, Bewahrer vom Baum der Lieder, Meister der Pfeile, Oberster Ausbilder im Bogenschießen, Aufseher der Bögen, stellvertretender Oberster Wächter und achtmaliger Gewinner der Großen Jagd.“

Und. Ziemlich. Arrogant. gebärdete Sara, was Janis ein unterdrücktes Prusten entlockte.

Kunar hatte sich neben dem Stein aufgestellt, auf dem Kommandantin Daroscha vor vier Tagen ihre neuen Rekruten begrüßt hatte. Seine schulterlange, dunkelblonde Haarpracht wellte sich leicht im Wind und seine grünen Augen blitzten. Sein grünes Wams wies keinen einzigen Fleck auf und sein Kinn war glatt rasiert. Über seiner Schulter hing ein Köcher, aus dem die typischen grünlichen Pfeile der Bewahrer ragten. In seiner rechten Hand hielt er einen Bogen, fast so groß wie er selbst.

„Ihr seid klug, denn ihr habt euch entschlossen, das Bogenschießen zumindest zu versuchen. Damit könnt ihr das geringste persönliche Risiko eingehen und außerdem“, er lächelte verschwörerisch und offenbarte eine ebenmäßige Reihe strahlend weißer Zähne, „weitgehend der Fuchtel einer gewissen Zwergin entkommen, deren Namen ich jetzt nicht nennen werde, da ich versprochen habe, Streit künftig aus dem Weg zu gehen.“

Tatsächlich war Letzteres wohl der Hauptgrund, weshalb drei von vier Rekruten sich hier eingefunden hatten. Natürlich würden nicht alle von ihnen letztendlich mit einem Bogen in der Hand auf der Mauer stehen, aber sie waren diejenigen, die es versuchen wollten, um sich anschließend zu entscheiden, ob sie der Nahkampfausbildung von Kommandantin Daroscha folgen oder die meiste Zeit damit verbringen wollten, mit einem Bogen zu üben.

In den vergangenen Tagen hatte Daroscha sich als wahre Leuteschinderin entpuppt. Sie trieb die Menschen erbarmungslos bis an ihre Grenzen und noch darüber hinaus. Am ersten

Tag hatte sie den Rekruten bei stechender Sonne fünf Stunden Dauerlauf aufgedrückt. Wenn jemand umfiel, dann lief sie zu ihm und zerrte ihn mit den Worten „Willst du die Schlacht später auch verschlafen?“ wieder auf die Beine. Sie demoralisierte ihre Schüler noch zusätzlich, in dem sie am Dauerlauf teilnahm und trotz ihrer kurzen Beine und des schweren Kettenhemdes schneller lief als irgendjemand sonst.

Am nächsten Tag mussten sich alle Rekruten in einer Reihe aufstellen und ihre Waffe mit ausgestrecktem Arm vor sich halten. „Es braucht ja nicht mal einen Feind, um dich zu entwaffnen!“, bellte sie jeden an, der seine Waffe schließlich senkte oder fallenließ. Zum Schluss behauptete sie noch, dass selbst Zwergenkinder mehr heben könnten als ihre Schüler.

Am dritten Tag ließ sie die Rekruten die seltsamsten Übungen machen, um alle Muskeln zu trainieren, abgesehen von den Gliedmaßen und natürlich den Lachmuskeln. Am Tag darauf, nachdem die Beine sich von der Anstrengung des vergangenen Dauerlaufs erholt hatten, mussten die Schüler diesen erneut absolvieren, allerdings noch eine Stunde länger. So wiederholte sie all ihre kräftezehrenden Übungen nach einer zweitägigen Pause und dabei hob sie die Anstrengung stets etwas weiter.

Janis hatte unter Daroscha am meisten zu leiden, denn sie erschwerte seine Aufgaben noch zusätzlich ein wenig. Die Runden musste er am weitesten außen laufen. Anstatt seines leichten Kurzschwertes war es eine Axt, die er heben musste. Die Körperübungen musste er besonders bedächtig ausführen, was sie allerdings keineswegs vereinfachte. Im Gegenteil, je langsamer man sie durchführte, desto schwieriger wurden sie.

Rodur und Janis waren schon lange zu dem Schluss gekommen, dass die Kommandantin eine Sadistin war, die ihren Rekruten unnötige Qualen aufdrückte. Doch Sara war anderer Meinung und tief in seinem Inneren wusste Janis, dass sie wie üblich recht hatte.

„Ich erwarte nicht, dass ihr meine Perfektion auch nur annähernd erreicht, aber jeder Pfeil, der durch die Luft fliegt, könnte sich in eine Kreatur bohren.“ Kunar klatschte aufmunternd in die Hände. „Da wir nicht wissen, wie viel Zeit euch noch bleibt, schlage ich vor, dass wir direkt anfangen. Jeder sucht sich dahinten aus dem Haufen einen Bogen, den er für angemessen erachtet. Es sei denn natürlich, er möchte lieber“, der Bewahrer grinste abfällig, „erst mit Stöcken üben.“

Sara und Janis gingen zu den Bögen, die nach Größe sortiert bereitlagen. Rodur war nicht mit dabei, er gehörte zu den wenigen, die sich entschlossen hatten, weiterhin Daroschas Training mitzumachen, ohne das Bogenschießen auch nur zu probieren. Eine Ankündigung, die nach seinen andauernden Beschwerden nur umso überraschender gekommen war.

Sara entschied sich für einen der kleinsten Bögen, die hier lagen, ein Kurzbogen kaum größer als ihre Beine. Janis wählte einen, der ihm bis an den Hals reichte, da er allerdings nicht der Größte war, gehörte der Bogen trotzdem zu den kleineren Langbögen. Die Schüler stellten sich in einer Reihe auf. Kunar lief an ihnen vorbei, schlug einigen vor, einen anderen Bogen zu wählen und reichte jedem vier Pfeile.

Als er zu Janis kam runzelte er die Stirn. „Ah, das Wunderkind. Nach deinem Sieg über Daroscha möchte ich deine Fähigkeiten nicht anzweifeln, aber hattest du schon einmal einen Bogen in der Hand?“

Janis schüttelte eingeschüchtert den Kopf. Er hatte schon mit einer einfachen Schleuder geübt, aber niemals mit einem Bogen.

„Tja, dann würde ich dir für den Anfang einen kleineren Bogen empfehlen. Eher einen Kurzbogen, vielleicht etwa so wie bei deiner Nachbarin.“

Janis nickte enttäuscht und wollte schon gehen, da hielt ihn Kunar zurück und fragte: „Du bist Rechtshänder, oder? Dann solltest du den Bogen in die linke Hand nehmen.“

Nachdem alle seine Schüler einen zufriedenstellenden Bogen ausgewählt hatten, wies Kunar sie paarweise je einer der sechs Dutzend Stroh puppen zu. Dann stellte sich Kunar auf den Felsen und demonstrierte, wie sie vorzugehen hatten. „Die schwarze Feder kommt nach unten. Stellt euch seitlich zu eurer Puppe, mit geradem Rücken. Ihr müsst stabil stehen und entspannt. Fokussiert euch auf euer Ziel und entfernt alles Überflüssige.“

Kunar führte seine Aufforderungen durch, während die Schüler andächtig zuschauten und versuchten, seine Bewegungen zu imitieren. Sein ganzer Körper wirkte absolut entspannt, seine Bewegungen waren routiniert und gleichmäßig. Zielsicher nahm er einen Pfeil aus seinem Köcher und legte ihn auf die Bogensehne.

„Der Zeigefinger greift oberhalb des Pfeils in die Sehne, Mittel- und Ringfinger darunter. Hebt jetzt den Bogen und zieht die Sehne etwas, aber vergesst nicht, beide Hände entspannt zu lassen. Jetzt atmet tief ein und zieht währenddessen die Sehne nach hinten.“

Janis folgte den Anweisungen Kunars, so gut er konnte, aber er fühlte sich dabei weder sonderlich stabil noch entspannt. Die Gedanken rasten durch seinen Kopf und es gelang ihm nicht, sich wirklich auf das Ziel zu konzentrieren. Die Sehne ließ sich deutlich schwergängiger nach hinten ziehen, als er erwartet hatte.

„Legt eure Hand an euer Kinn. Der Unterarm ist die Verlängerung des Pfeils. Konzentriert euch ein letztes Mal auf die Puppe, die ihr anvisiert. Dann atmet langsam aus und führt die Spannung eures Armes in den Rücken. Die Belastung sollte nun auf beiden Armen etwa gleich groß sein.“

Janis musste etwas nachkorrigieren, um die gleichmäßige Spannung auf beiden Armen zu erreichen. Dabei verdrehte er jedoch die Hand am Kinn und der Pfeil wäre beinahe herabgefallen.

„Verspannt euch nicht, bleibt locker! Versucht nicht, euch an eurem Ziel festzubeißen, das Zielen muss intuitiv erfolgen, geradezu beiläufig! Und jetzt ... löst eure Finger von der Sehne.“

Kunars Pfeil zischte zielstrebig auf den Kopf der Puppe zu und traf genau ins Zentrum. Auch Janis versuchte es, er riss seine Finger von der Sehne. Der Pfeil rutschte schmerzhaft über seine Wange, überschlug sich in der Luft und fiel auf halbem Weg zu Boden. Sein einziger Trost war, dass es den meisten anderen nicht besser erging.

Kunar sprang vom Felsen und sagte lächelnd: „Das macht überhaupt nichts. Man benötigt etwa zwei Jahre, um den groben Bewegungsablauf zu verstehen, um ein wirklich guter Bogenschütze zu werden noch mindestens acht weitere. Und noch einmal die gleiche Zeit, um ein wahrer Meister zu werden, wie ich einer bin.“ Die angehenden Bogenschützen wurden von diesen Worten noch deutlich stärker enttäuscht als von allen Schmähungen Daroschas, da sie wussten, dass sie eigentlich als Aufmunterung gedacht waren. Doch Kunar bemerkte die niedergeschlagene Stimmung seiner Schüler nicht und rief: „So, jetzt nehmt den zweiten Pfeil und versucht es erneut. Wenn ihr alle Pfeile verschossen habt, dann wartet, bis auch die anderen fertig sind. Niemand holt seine Pfeile, während ein anderer schießt, und niemand schießt, während ein anderer seine Pfeile holt!“

Janis versuchte es weiter, er bemühte sich, die von Kunar geforderte Ruhe zu erreichen, doch je mehr er sich konzentrierte, desto verspannter wurde er. Der Lehrer ging herum und verbesserte bei jedem einige Dinge. Als er zu Janis kam, schürzte er enttäuscht die Lippen und zeigte ihm die wichtigsten Dinge, die er falsch machte. Doch selbst nachdem Janis seine Fehler behoben hatte, verbesserten sich seine Schüsse kaum.

Kunars begeisterter Aufschrei unterbrach seine kläglichen Versuche. „Wo hast du Bogenschießen gelernt?“, fragte er euphorisch. Janis wusste bereits, mit wem der Bewahrer sprach, noch ehe er sich zu Sara umgedreht hatte. Er kannte ihre perfekte Beobachtungsgabe und ihre Angewohnheit, keinen Fehler zweifach zu begehen.

Sara schüttelte den Kopf, doch Kunar blickte sie streng an. „Willst du mir etwa nicht antworten?“ Sara schüttelte ein weiteres Mal den Kopf und ihre Hand formte das Wort *Nie*.

„Sie hat es von Euch gelernt!“, rief Janis. „Gerade eben.“

„Das ist unmöglich!“, gab der Lehrmeister eingeschnappt zurück. „Wiederhole das, Mädchen!“

Sara hob ihren Bogen und führte die Bewegungen, die Kunar erklärt hatte, aus. Aber es war kein sachliches Befolgen von Anweisungen. Sie strahlte eine Ruhe und Harmonie aus, die Janis die Tränen in die Augen trieb. Sie glich einem jungen Baum, dem man beim Wachsen zusehen konnte. Ihre Bewegungen wuchsen aus ihr heraus und flossen ineinander, doch zugleich war sie mit dem Boden verwurzelt. Alles bildete eine große Einheit, alles war in Balance. Es war wunderschön!

Ihre Finger lösten sich anmutig von der Sehne und der grün glänzende Pfeil ... verfehlte die Puppe um mehr als zwanzig Schritt. Das Bild zerbarst zu einem Scherbenhaufen.

Kunar starrte dem Pfeil fassungslos hinterher, als habe er noch nie etwas so Entsetzliches gesehen. „Warum ...?“, hauchte er. Anschließend ließ er sich Saras Bewegungen erneut zeigen, diesmal flog der Pfeil von der Sehne und traf eine der Strohpuppen in die Brust, leider nicht die, auf die Sara hatte zielen sollen. Beim nächsten Schuss bohrte er sich auf halbem Weg in den Boden. Kunar brachte ihr einen anderen Bogen und neue Pfeile, doch das Ergebnis änderte sich nicht. Besser gesagt, es änderte sich mit jedem Mal, doch der Pfeil fand nie sein Ziel. Janis konnte sich das nicht erklären, ihre Bewegungen waren stets absolut identisch, doch der Pfeil verhielt sich immer unterschiedlich.

„Wie fühlen sich deine Beine an?“, fragte Meister Kunar sie und wies Janis an, ihre Antworten zu übersetzen.

Wie. Wurzel. Von. Berg.

„Und dein Körper?“

Wie. Weide. In. Wind.

„An was denkst du, wenn du schießt?“

An. Was. Denken. Sonne. Wenn. Leuchten.

„Warum möchtest du die Puppe treffen?“

Warum. Möchten. Fluss. In. Meer. Fließen.

„Was hast du zwischen den Schüssen verändert?“

Gleichen. Einander. Wie. Sterne.

Sara antwortete wie in Trance. Ihre Augen blickten verträumt, doch zu seiner Freude konnte Janis fast keine Spur von Blau darin entdecken. Die Antworten ergaben für ihn nicht den geringsten Sinn, Kunar jedoch schien zufrieden. Doch als Sara es erneut versuchen sollte, funktionierte es noch immer nicht. Schließlich gab Kunar verwirrt auf und half den

anderen Bogenschützen. Sara übte selbstständig weiter und es schien sie nicht im geringsten zu stören, dass keiner ihrer Pfeile ihr Ziel traf.

Mit der Zeit verbesserten sich die Fähigkeiten der Bogenschützen, bis sie zumindest gelegentlich die Puppen trafen. Sogar Janis erzielte einige wenige Treffer, doch das schrieb er weitestgehend dem Zufall zu. Wenn man es nur oft genug versuchte, dann musste man schließlich irgendwann treffen. Den Gegenbeweis lieferte Sara, welche die Puppe bis zum Abend jedes Mal verfehlte.

Die folgenden Tage vergingen wie im Flug. Sie waren vollkommen ausgefüllt von den Übungsstunden mit Daroscha und Kunar. Die Zwergin begann jetzt auch mit den Grundlagen des Kämpfens, zeigte einen stabilen Stand und die einfachsten Angriffs- und Verteidigungstechniken mit Schwert und Axt. Am Nachmittag folgte ihr ein Teil der Rekruten – schließlich etwa die Hälfte – auf einen Platz nördlich der Rietburg, um das Training zu vertiefen, der Rest übte Bogenschießen mit Kunar. Janis gehörte zu seiner maßlosen Enttäuschung zu den schlechtesten. Er traf ab und an, aber auch das wurde seltener, als sich der Abstand zu den Puppen vergrößerte. Er fand nie die innere Ruhe die Kunar verlangte und es gelang ihm auch nicht, einen stets identischen Bewegungsablauf einzuhalten, wie der Bewahrer von seinen Schülern ab der zweiten Stunde forderte. Er kam eigentlich nur noch zum Unterricht, um Saras Antworten für Kunar übersetzen zu können und sie beim Schießen zu betrachten. Ihre Trefferquote änderte sich zwar nicht, aber dennoch bot sie in ihrer Gelassenheit und absoluten Balance einen fantastischen Anblick.

Abends lehrte Sara ihre Freunde in der Zeichensprache. Während Rodur noch immer angestrengt versuchte, die grundlegenden Zeichen zu bilden und zu verstehen, erfuhr Janis von immer neuen Gebärden. Neben *Schlank* lernte er auch *Rank*, neben *Überzeugen* auch *Überreden*, neben *Stein* auch *Kiesel*, neben *Warum* auch *Wieso*. Er erfuhr die Zeichen für *Eiche*, *Buche*, *Esche*, *Ulme* und *Linde*, für *Weizen*, *Gerste*, *Roggen* und *Dinkel*, für die unterschiedlichsten Blumen und Tiere, Geräte und Gebäude.

Als Sara herausfand, dass er viele Rätsel kannte, forderte sie ihn auf, sie ihr in Gebärdensprache zu stellen, als Übung für seine Fähigkeiten. Janis hatte den Verdacht, dass es ihr vor allem um die Rätsel ging, doch um das traurige Blau ihrer Augen zu bekämpfen, war ihm jedes Mittel recht.

Orfen hatte Janis aufgetragen, die Bodenreform genauer zu organisieren. Da er wusste, dass es dazu nie kommen würde, erledigte er seine Aufgabe nur mit mäßiger Begeisterung. Das änderte sich erst, als Sara ihm anbot, zu helfen. In ihrer Anwesenheit gelang es ihm immer besser, seinen bevorstehenden Verrat kurz zu vergessen und so stürzte er sich mit Feuereifer auf die noch offenen Fragen. Wie wollte man vermeiden, dass so viele Menschen nach Andor kamen, dass das Land der Belastung nicht mehr gewachsen war? Wie viel brauchte ein Bauer, um ein angenehmes Leben führen zu können? Und wenn er eine Frau, drei Kinder und zwei alte Eltern zu versorgen hatte? Wie konnte man vermeiden, dass die Reichsten sich das aufgeteilte Land mit der Macht ihres Geldes direkt wieder unter den Nagel rissen?

Während all seiner Aktivitäten lernte Janis auch, mit Vara zu kommunizieren. Er lenkte seine Trauer und konnte ihr schon bald befehlen, an verschiedensten Orten zu erscheinen. Immer übte er heimlich, von Sara und Rodur abgesehen wusste niemand hier von seiner Herkunft und er hatte nicht vor, das zu ändern. Bald schon konnte er seine Gefühle genau so leiten, wie er es wollte. Er konnte Vara lenken, während er lachte und weinte, während er

Daroschas Dauerlauf absolvierte, während er in Kunars Unterricht den Pfeil auf die Sehne legte und manchmal sogar im Traum, während er dem Hexer Nomion Bericht erstattete. Die Selbstversenkung, die ihm beim Bogenschießen verwehrt blieb, erreichte er, wenn es um Vara ging, mühelos. Er konnte die Verbindung über einen immer längeren Zeitraum und eine immer größere Entfernung aufrechterhalten. Auch die Gefühle des Wassergeists blieben ihm nicht verborgen. Er bemerkte, was ihr gefiel und was sie unterließ. Er konnte zwar nicht durch ihre Augen sehen, aber er spürte, wie sich ihre Umgebung für sie anfühlte. Sie war am liebsten in der Nähe des Hadrischen Meeres und hielt wenn möglich Abstand zur Narne.

Eines Tages versuchte Janis, sie in den Fluss zu lenken und stieß zum ersten Mal auf echten Widerstand. Er bemühte sich so sehr, dass er den Bogen, den er gerade hielt, einfach fallenließ. Vara weigerte sich, in den Fluss zu springen, doch Janis trieb sie unermüdlich näher. Sie machte einen Schritt nach dem anderen, und jeder brachte Janis näher an seine Grenzen. Als sie genau am Ufer stand konnte Janis über ihre Empfindungen die Anwesenheit ihrer Artgenossen im Wasser feststellen. Er sammelte all seine mentalen Kräfte, doch ehe es zu einer Machtprobe kommen konnte, wurde er von Kunar abgelenkt, der ihn besorgt fragte, ob alles in Ordnung sei. Vara nutzte die Gelegenheit zur Flucht und Janis sollte nie erfahren, ob er es geschafft hätte. Noch die folgenden drei Tage war sie eingeschnappt, aber als Janis keine weiteren Versuche unternahm, sie gegen ihren Willen zu steuern, beruhigte sie sich wieder.

Frühe Nacht, 59. Herbsttag 76 a.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Eines Nachts saßen Rodur, Janis und Sara wieder im höchsten Stockwerk des Kronenturms zusammen und lernten Saras Sprache. Dieser Ort hatte sich in den vergangenen Tagen als ihr Treffpunkt herausgebildet. Heute hatte Kunar geübt, im Dunkeln zu schießen, deshalb waren sie später als sonst. Sara verbesserte Rodurs *Versöhnung*, dann wandte sie sich Janis zu und gebärdete gierig: *Rätsel*.

Janis musste eine Weile überlegen, denn die meisten von Kheelas alten Rätseln hatte er ihr bereits gestellt und sie vergaß niemals eines. Als er gerade fürchtete, sich selbst eines ausdenken zu müssen, fiel ihm noch ein Rätsel ein und er gebärdete: *Ding. Haben. Zwei. Flügel. Aber. Können. Nein. Fliegen. - Haben. Rücken. Aber. Können. Nein. Liegen. - Können. Laufen. Aber. Nein. Gehen.*

Sara verengte ihre violetten Augen. Dann lächelte sie und tippte sich an ihre Nase. In diesem Moment sagte Rodur: „Ist das Orfen, der da unten über den Platz schleicht?“

Janis und Sara gesellten sich zu ihm an die Brüstung und spähten zwischen den Zinnen hindurch. Tatsächlich war es der Statthalter, seine hünenhafte Gestalt und der Fellumhang waren auch im Mondschein unverwechselbar. Er blickte sich mehrfach misstrauisch um, doch er sah nicht nach oben. Dann schlich er in den Thronsaal. Rodur und Janis starrten sich an, ihnen beiden kam der gleiche Gedanke. Ihre Blicke fielen auf die Bodenklappe im Turm, doch ehe sie nach unten schleichen konnten, stellte sich Sara in den Weg. *Nein. - Wolf-Krieger. Nein. Wollen. Störung.*

„Eben das macht es ja so interessant!“, bestätigte Rodur, doch Sara schüttelte energisch den Kopf.

„Du weißt etwas darüber, was er da unten macht, oder?“, vermutete Janis. Sie nickte schüchtern und gebärdete dann: *Versteckt. Hinter. König-Stuhl. - Ich. Nein. Kennen. Inhalt. -*

Aber. Wolf-Krieger. Vertrauen. Mädchen-Ohne-Worte. - Inhalt. Gewiss. Wichtig. - Wolf-Krieger. Schauen. In. Jedes. Nacht. Ob. Noch. Da.

„Und du willst nicht wissen, was in diesem Versteck ist?“, fragte Rodur verblüfft.

Ich. Halten. Neugierde. Zurück.

Janis überzeugte Rodur schließlich, nicht nachzusehen. Doch das Wissen um das Geheimnis im Thronsaal merkte er sich. Zum ersten Mal hatte es sich als Vorteil für seine Aufgabe erwiesen, mit Sara befreundet zu sein und mit ihr sprechen zu können. Dem Statthalter war es vermutlich einerlei, ob das stumme Mädchen von seinen Geheimnissen erfuhr, da er nicht davon ausging, dass sie jemandem davon erzählen könnte. Wie sehr er sich doch täuschte! Beinahe wünschte Janis, dass Orfen vorsichtiger gewesen wäre. Wenn Janis nicht von dem Versteck erfahren hätte, dann hätten die Andori vielleicht länger überleben können. Doch es hatte nicht sein sollen und er hatte sich schon längst entschlossen, Andor für seine Mutter zu opfern. Er beschloss, die Stelle hinter dem Thron bei nächster Gelegenheit heimlich zu untersuchen.

Später Nachmittag, 65. Herbsttag 76 a.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Die Gelegenheit kam sechs Tage später. Immer wieder war es vorgekommen, dass einer von Kunars Schülern trotz der Warnungen zu früh seine Pfeile holen gehen wollte. Dem Adlerblick des Lehrmeisters war das nie entgangen und jedes Mal hatte er dem erschrockenen Regelbrecher einen Pfeil zielsicher genau vor die Füße geschossen. Heute jedoch hatte er ein weiteres Mal vergeblich versucht, Saras Pfeile endlich ins Ziel zu lenken. Er hatte den übereifrigen Mann deshalb übersehen, bis es zu spät war und ein missglückter Pfeil ihn in den Bauch traf. Der Bewahrer war sofort zur Rietburg gerannt, um den Heilkundigen Readem zu holen, den Janis bestenfalls für einen unfähigen Quacksalber hielt. Als Kunar zurückkam, hatte er daher den Pfeil unter den verblüfften Blicken seiner Mitschüler bereits selbst entfernt und dem erleichterten Verwundeten gesagt, dass keine unmittelbare Gefahr bestehe. Der Unterricht war dennoch vorzeitig beendet worden.

Rodur war noch immer im Training von Kommandantin Daroscha und Sara hatte sich in ihre Kammer in der Kaserne zurückgezogen. Janis lehnte sich an eine der Mauern, die die Zwerge neu errichtet hatten. Es war wirklich beeindruckend, was die kleinen Baumeister in den letzten Tagen vollbracht hatten. Doch jetzt hatte Janis andere Gedanken im Kopf. Er musterte prüfend seine Umgebung und ging dann zielstrebig auf die großen Türen des Thronsaals zu. Verstoßenheit würde ihn nicht unauffälliger machen, eher im Gegenteil. Leise öffnete Janis die Türen und schloss sie hinter sich wieder. Dann ging er zum Thron hinüber. Er hatte eine Vermutung, was dort im Versteck sein würde. Die Rietgraskrone konnte Orfen nicht tragen, aber wenn sie auf der Rietburg war, musste sie irgendwo versteckt werden, wo sie geschützt war. Vielleicht genau am Fuße des Kronenturms?

Er huschte um die gespaltene Lehne herum und erstarrte, als er bemerkte, dass jemand dort saß. Ein Dieb? Doch dann erkannte er den Fellumhang und das schwarzgrau melierte Haar. Er wollte schon zurückweichen, als Orfen den Kopf hob und ihn überrascht ansah.

„Sajin? Was machst du hier?“

„Ich wollte Euch nur berichten, dass ein Mann im Schießunterricht in den Bauch getroffen wurde, seine Wunde wurde allerdings bereits versorgt“, improvisierte Janis. „Als

ich hier nach Euch suchen wollte, bemerkte ich eine Gestalt hinter dem Thron und bin Nachsehen gegangen.“

Orfen blickte unbehaglich zu der unscheinbaren Klappe, vor der er kauerte. Geschlossen würde man sie für einen Teil des hölzernen Bodens halten. Jetzt jedoch war sie offen und nur der breite Statthalter versperrte Janis' Blick ins Innere.

„Was du hier gesehen hast, muss unter uns bleiben“, warnte Orfen eindringlich.

„Ich habe noch gar nichts gesehen“, wandte Janis ein. „Selbstverständlich werde ich schweigen. Doch um diese Geheimhaltung wirklich nachvollziehen zu können, wäre es gut, wenn ich erfahren dürfte, was Ihr hier versteckt.“

Er bewegte sich mit dieser Äußerung nahe an einer Respektlosigkeit, doch Orfen wirkte in keiner Weise verärgert. „Es sind die Schätze des Landes“, erklärte er vorsichtig.

„Insignien von kulturellem Wert?“

„Nein. Andor ist jung und König Brandur kümmerte sich mehr um das Wohl seines Volkes als um vergoldeten Firlefan. Er gestand sich einzig die Rietgraskrone zu, doch die trägt die rechtmäßige Königin bei sich.“ Janis hätte am liebsten erleichtert aufgeatmet. Er hatte den Beweis, dass sie nicht hier war.

„Es ist einfach Gold“, erklärte Orfen weiter. „Ich weiß, dass ich dir und den anderen Rekruten erzählte, dass wir so etwas nicht besitzen, und das entsprach auch der Wahrheit. Aber kaum hatten sich all die Freiwilligen gemeldet, stolperte ich über das hier. Die Steuereinnahmen des raffgierigen Ken Dorr. Die Krahder hatten an Gold kein Interesse und ließen sie unangetastet. Und ich fand das Gold und musste mich entscheiden, was ich damit tun sollte. Ich hätte es den tapferen Verteidigern zahlen können.“

Er seufzte schwer und blickte wieder in die Vertiefung. „Doch unsere Lage ist schon schlimm genug und euch auszuzahlen hätte nicht viel verbessert. Ich entschied mich dafür, Söldner zu kontaktieren. Kämpferprobte, erfahrene Männer. Für genug Gold können sie uns helfen, die Burg zu verteidigen. Vielleicht kann ich nur mit ihrer Hilfe das Leben aller Andori retten. Doch dafür musste ich sie belügen.“

Orfen vergrub sein Gesicht in seinen Händen. „Ich hasse es, ein Anführer zu sein!“, murmelte er leidenschaftlich.

Janis versuchte, sich die momentane Verteidigung der Rietburg vor Augen zu halten. Baufällige Mauern, von den Zwergen notdürftig restauriert. Etwa zweihundertfünfzig Verteidiger, doch Janis gab sich keinen Illusionen hin. Die erfahrenen Wachen, die Zwerge und die Bogenschützen, sie würden den entscheidenden Anteil ausmachen. Die Rekruten waren nur Soldaten in Ausbildung, unerfahren, jung und schlecht ausgerüstet. Ein Heer aus Söldnern würde ihre Chancen um ein Vielfaches verbessern.

„Ihr habt richtig entschieden, Statthalter. Ich hätte Euch eine solch harte Entscheidung nicht zugetraut, aber sie war notwendig. Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit.“

Seine Mutter hatte diesen Spruch oft gesagt, um ihm zu verdeutlichen, dass Kriege zwischen verschiedenen Völkern nur möglich waren, indem man sie gegeneinander aufhetzte. Es tat ihm weh, dieser Aussage nun eine solch gegensätzliche Bedeutung zuzuweisen, aber seine Worte entsprachen dennoch der Wahrheit.

Orfen schüttelte sich angeekelt und sagte heftig irgendetwas, aber Janis hörte nicht hin. Sein Blick ruhte fasziniert auf dem einzelnen grauen Haar, das sich soeben vom Kopf des Statthalters gelöst hatte und nun auf seinem Umhang ruhte. Er fasste Orfen in einer tröstenden Geste an der Schulter und nahm das Haar dabei behutsam auf. Aus einem Gefühl heraus riss er dabei noch ein Haar aus dem Wolfsfellumhang. Während Orfen noch

berichtete, entschwebten seine Gedanken in eine ferne Zukunft. Eine Zukunft, in der Kheela wieder leben würde. Und in der die Rietburg nur noch eine ausgebrannte Ruine wäre.

Morgendämmerung, 66. Herbsttag 76 a.Z.

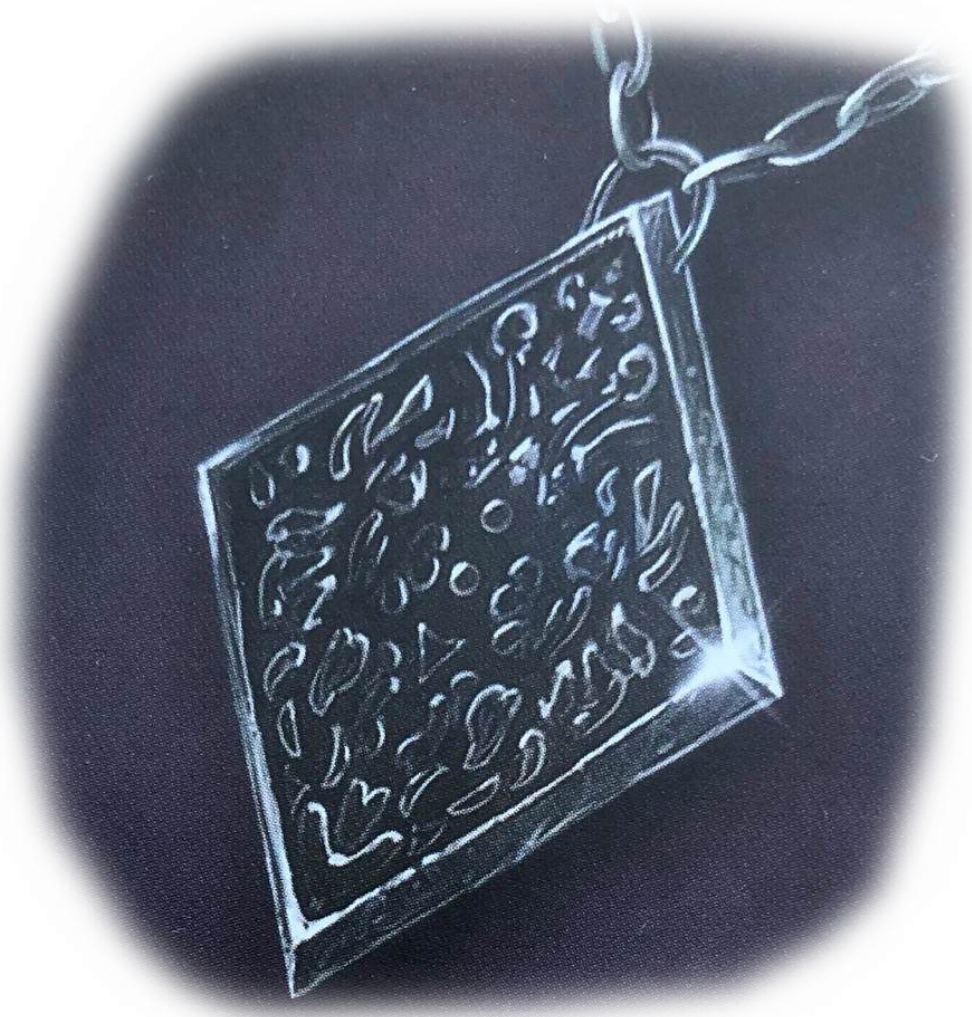
Alter Wehrturm, Andor

Früh am nächsten Morgen stand Janis vor einem kleinen Spalt außen an der Mauer des zerfallenen Wehrturms, etwa zwei Stunden von der Rietburg entfernt. Hier, so hatte Nomion ihm schon vor vielen Nächten befohlen, sollte er ein Teil des Statthalters gut geschützt verbergen. Er nahm Orfens Haar in seine Hand und das Wolfshaar in die andere. Sie sahen fast gleich aus. Sein Blick huschte zwischen den beiden hin und her. War es vielleicht möglich, seine Mutter zurückzuholen, ohne den Wolfskrieger zu hintergehen? Er müsste nur das falsche Haar hier verstecken. Bis der Ewige Rat den Unterschied bemerkte, war es vielleicht schon zu spät.

Vor seinem Inneren Auge stieg das Bild des Statthalters auf, der mit all seiner Macht für das Wohl Andors stand. Rodur, der sich abmühte, die komplexe *Versöhnung* mit der Hand zu bilden. Sara, wie sie in einer fließenden Bewegung einen missglückten Pfeil abschoss. Wie sie lachend Varas Hand berührte, ihre Augen purpurn strahlend. Er hatte geschworen, sie erneut zum Lachen zu bringen...

Seine Gedanken wanderten zu Kheela, die lachend am Flussufer stand, die ihm mit ihrer Hand durch das Haar fuhr, die ihm zeigte, wie man einen Text lesen konnte. Das Risiko war zu groß! Traurig öffnete er die Hand mit dem Wolfshaar und sah zu, wie der Wind es davonwehte. Dann legte er das andere in die Spalte und wandte sich ab. Und wenn er in jenem Moment seine letzten Tränen vergoss, so wäre das dem Opfer, das er brachte, nur angemessen gewesen.

Vor den Toren der Rietburg loderte das Ewige Feuer so hell wie selten zuvor. Die zweifarbigen Flammen schossen in die Höhe und brausten laut. Gelbes und violetttes Feuer flammte auf und erlosch, wurde größer und kleiner. Doch dann wurden all die gelben Flammen verschluckt, bis nur noch violetttes Feuer übrig war. Ein letztes, winziges orangenes Flämmchen flackerte unruhig ... und erlosch dann ganz.



w – Die silberne Raute

Morgendämmerung, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Alter Bron, Graues Gebirge

Leander genoss die Stille. Er lehnte an der kalten Steinwand und es existierte nichts außer der Wand und ihm selbst. Nicht das Flüstern des Windes, die Rufe der Vögel, das Knarzen der alten Bäume. Der Turm hielt alles ab.

Plötzlich polterten schwere Schritte die uralte Steintreppe hinab, dann hörte Leander, wie Thorn enttäuscht sagte: „Nichts! Keine Spur! Von da oben ist nichts zu sehen, was auch nur entfernt wie ein großer, toter, schwarzer Baum aussieht.“ Drukil, der mit Ken Dorr und Leander unten im alten Zwergenturm auf Chada und Thorn gewartet hatte, schnaubte verärgert.

„Nur ruhig“, beschwichtigte Leander. „Wir finden ihn schon. So riesig ist dieser Wald nun auch nicht.“

„Das kannst du nur sagen, weil du ihn nicht von oben gesehen hast“, meldete sich nun auch Chada zu Wort. „Wenn wir den systematisch durchsuchen wollen, sind wir in einem Mond noch beschäftigt.“

„Ich könnte Nomion oder den Schwarzen Herold nach genaueren Hinweisen fragen“, schlug Ken Dorr vor. „Natürlich erst, wenn der Ewige Rat erneut zusammengerufen wird, so lange müsstet Ihr Euch dann gedulden.“

„Bist du sicher, dass dies der richtige Wald ist?“, fragte Thorn skeptisch. „Oder könnte es sein, dass du uns etwas Falsches erzählt hast?“ Ob der Krieger damit nur unabsichtliche oder auch bewusste Falschinformationen in Betracht zog, ließ er offen.

Wir können dir einfach nicht vertrauen, nicht bei dem, was du getan hast, hatte Leander gesagt. Die anderen hatten diese Worte vermutlich längst wieder vergessen, aber in ihm klangen sie noch immer nach. *So scheinheilig, Leander! Als ob du auch nur ein Stück besser wärst! Haben deine Taten nicht mindestens ebenso viel Leid verursacht wie die des Diebes? Dein Glück ist nur, dass die anderen nichts davon wissen.*

Ken Dorr hatte ihm in der Höhle des Giganten das Leben gerettet. Wie hatte er nur so etwas sagen können? *Bei dem, was du getan hast*. Leander erinnerte sich an all seine Missetaten. Sein gutes Gedächtnis war nicht immer nur ein Segen. Wie konnte er Ken Dorr verurteilen, sich selbst aber vergeben?

Seine einzige Rechtfertigung war, dass er von sich selbst wusste, dass er die Helden von Andor unterstützte. Aber wie sicher wusste er das wirklich? Eines nicht allzu fernen Tages würde es unweigerlich zu der Konfrontation zwischen den Helden von Andor und seinem Bruder Callem kommen. Noch immer wusste Leander nicht, auf wessen Seite er sich dann stellen würde.

„Wir könnten es herausfinden“, sagte Chada und riss ihn damit wieder in Gegenwart zurück. „Schon einmal hat ein Mensch mit dem zweiten Gesicht das Orakel der Geister gefunden. Und der wusste vermutlich nicht so genau, wonach er zu suchen hatte.“

Leander stöhnte. Seit ihrem Aufbruch lag Chada ihm jetzt mit seiner Gabe in den Ohren. Sie vermutete, dass er ihnen etwas verschwieg. Sie hatte ja keine Ahnung. Sie hatte diese Dunkelheit nicht gesehen! Noch immer suchte die Finsternis ihn regelmäßig heim, die Abstände wurden immer kürzer. Seine Visionen hatten sich nicht verändert.

„Komm schon, Leander“, bat Chada. „Wenn es tatsächlich nichts ist, wie du behauptest, dann spricht nichts dagegen, dass du deine Gabe anwendest.“

„Diese Gabe ist selten und wertvoll. Man sollte sie nicht leichtfertig benutzen. Du hast keine Ahnung, was sie gekostet hat.“

Erinnerst du dich noch an dieses Röcheln, Leander? An all das Blut? Es war dir so lange egal, aber jetzt plötzlich holt es dich wieder ein.

„Wir wissen, dass du deine Augen geopfert hast“, entgegnete die Bogenschützin. „Aber wenn du deine Gabe nicht benutzt, wozu hast du es dann überhaupt getan?“ Leander schüttelte abwehrend den Kopf und sie sagte: „Es ist deine Entscheidung. Aber ich würde nicht darauf hoffen, dass wir noch mal einen Hinweis bekommen wie in der Höhle des Giganten.“

Leander schüttelte sich unmerklich. *Hoffen?* Nein, er hoffte nicht darauf. Er fürchtete es.

Er hatte keine Erinnerungen an den Vorfall und das war schon beunruhigend genug. Doch dazu kam noch ein dunkles Gefühl, ein Gefühl der Machtlosigkeit. Irgendetwas hatte sich seiner bedient. War es nur seine Gabe? Hatte er sie zu lange zurückgehalten? Oder war es etwas Größeres gewesen? Er spürte noch immer die Finsternis auf sich lasten.

„Also gut!“, gab er nach. Es waren nicht Chadas Argumente, die ihn zum Einlenken bewegten, sondern die Erinnerung an die mysteriöse Botschaft. Er hatte seit Monden keine Visionen mehr herbeigerufen, so lange wie nie zuvor. War das zweite Gesicht deshalb aus ihm herausgebrochen? Wenn ja, dann konnte er das in Zukunft vermeiden.

Leander setzte sich. Er spürte die Kälte der Steine in seinem Rücken, doch sie betäubte immerhin den letzten Schmerz in seinem gebrochenen Bein. Der Weg hierher war eine

Tortur gewesen, bei jedem Ruck hatte das Bein erneut zu schmerzen begonnen. Zwar wurde es von Tag zu Tag besser, aber ganz geheilt war es noch lange nicht.

Leander atmete langsam ein und aus, bis er sich schließlich beruhigte. Dann griff er den Stab fester und versuchte sein Inneres Auge zu öffnen. Er brauchte die Bilder der nahen Zukunft. Ein sanftes Licht schien in die ewige Dunkelheit seines Geistes. Ein Bild, noch unscharf. Langsam bildeten sich Konturen heraus.

... ein alter Zwergenturm am Rande eines kranken Waldes...

Ja! Und jetzt der Weg zu den Drei Schwestern!

... ein kleiner Bach, kaum mehr als ein Rinnsal, zwischen den grauen Bäumen hindurchfließend...

... ein umgestürzter Baumriese, von Moosen und Farnen überwuchert...

... ein ausgetretener Wildwechsel, zwischen Kräutern und Farnen hindurchführend...

... zwei Bäume, ineinander wachsend und miteinander verschmelzend, die Rinde nahtlos ineinander übergehend, eine einzige gemeinsame Krone bildend...

... ein gewaltiger Baumstumpf, fast so hoch wie die Kronen der Bäume umher, schwarz und verkohlt...

Ja! Ja, da war er! Leander kannte den Weg! Jetzt nur noch die Vision beenden, ehe es zu spät war! Doch da erschien ein weiteres Bild in Leanders Geist.

... ein graues Ungetüm, der gepanzerte Körper seltsam formlos und verschwommen, die acht Beine riesige Löcher in den Waldboden stanzend, acht graue Augen wachsam umherblickend...

... ein blonder Mann, ein großes Loch in der rechten Brust, der blaue Umhang mit Blut getränkt...

... eine silbern glühende Raute...

Nein! Nein! Wach auf! Leander spürte, wie die Vision immer unklarere Formen annahm, wie der Nebel immer diffuser wurde und die Ereignisse in immer weitere Ferne rückten. Dann entglitt der Stab seinen blauen Fingern und sein Körper sackte zu Seite.

... Dunkelheit...

... ein gewaltiger, in Flammen stehender Baum...

... ein Mann in weißer Robe, das unscheinbare Gesicht melancholisch in lodernde Flammen schauend...

... ein Junge mit einem grünen Wams, die Arme voller Schriftrollen, von flackerndem roten Licht beschienen, lächelnd eine Frage stellend...

... eine Prozession grün gekleideter Menschen, sich von einem brennenden Baum entfernend...

... Dunkelheit...

... ein Mann mit blauer Haut, mit seinem Schwert einen Taurus ohne Hörner durchbohrend...

... ein blonder Mann mit blauem Umhang, mit seinem Schwert wild auf einen Mann mit blauer Haut und Augenbinde einschlagend, welcher sich nur mit Mühe verteidigen kann, beide von unzähligen Wunden übersät...

... ein Mann mit wildem Bart und einem silbernen Reif um den Arm, die Brust von grün glänzenden Pfeilen durchbohrt...

... eine Frau in dunklen Gewändern, der schwarze Stab mit drei Spitzen von purer Dunkelheit umwoben, schwarzer Nebel eine schwarzhaarige Bogenschützin in grünen Gewändern umschlingend...

... Dunkelheit...

... ein schlanker Mann mit Spitzbart und Halbglatze, einen kunstvollen Dolch durch groben Stoff bohrend, bis Blut hervorquillt...

... derselbe Mann, die grauen Augen überrascht aufgerissen...

... die Pranke eines Bären, mit gewaltiger Kraft nach unten schlagend...

... Ströme aus Blut, die den Schnee rot färben...

... Dunkelheit...

Früher Vormittag, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Alter Bron, Graues Gebirge

„Er wacht schon auf, seht ihr? Kein Grund zur Besorgnis.“ Ken Dorrs hohe, kalte Stimme riss Leander fast so unsanft in die Wirklichkeit zurück wie die rauen Hände, die ihm abwechselnd auf beide Wangen schlugen.

„Bist du wach, Leander?“, fragte Thorn direkt vor seinem Gesicht, offenbar war es der Krieger gewesen, der ihn geschlagen hatte.

„Wenn du mich nicht gleich wieder ohnmächtig schlägst!“, erwiderte der Seher gereizt. Die rauen Hände ließen von ihm ab. „Was ist geschehen?“

„Du bist einfach umgekippt“, berichtete Chada. „Du hast wohl das Bewusstsein verloren. Es tut mir leid, dass ich dich gedrängt habe.“

Leander machte eine abwinkende Geste in ihre Richtung und tastete derweil nach seinem Stab. Als er die Finger um das kühle Holz schloss, verschafft ihm das gleich mehr Sicherheit. „Immerhin hat es sich gelohnt. Ich kenne den Weg. Und ich habe noch mehr gesehen.“

„Was denn?“, fragte Ken Dorr neugierig.

Leander lächelte traurig. „Verzeih mir, aber ich würde das lieber unter sechs Augen besprechen – acht, wenn man meine auch mitzählt.“

Ken Dorr grummelte etwas und sagte dann beleidigt: „Ich gehe nach den Pferden schauen.“ Seine Schritte entfernten sich und in Leanders Kopf schrie eine Stimme: *Er hat dein Leben gerettet. Er ist nicht schlechter als du! Willst du den Helden von Andor etwa von der Dunkelheit berichten? Von deinem eigenen Bruder, wie er ihren alten Gefährten ermordet?*

„Zuerst habe ich nur unseren Weg gesehen, doch dann kam noch mehr“, begann er, nachdem Kens Schritte verschwunden waren. „Eine seltsame Sporne, irgendwie grau und diffus. Thorn, mit einer grässlichen Verletzung.“

„Wie grässlich?“, fragte der Krieger besorgt.

„Tödlich. Mindestens“, sagte Leander mutlos, und jemand, vermutlich Chada, schnappte erschrocken nach Luft.

„Dann eine Raute, die silbern erglühete. Ich weiß nicht, was sie darstellt, aber ein Glühen ist häufig ein Sinnbild für das Magische.“ Er überlegte. Eine magische silberne Raute. Woher kannte er das? Er war sich sicher, etwas dazu in der Hütte seiner Erinnerungen abgelegt zu haben, doch er wusste nicht, wo.

„Anschließend der brennende Baum der Lieder. Doch etwas war anders als bisher. Die Bewahrer und die Schriften haben den Brand überlebt. Sie zogen sich zurück. Es war keine Katastrophe, sie haben nicht einmal versucht, das Feuer zu löschen.“

„Wir werden Ken Dorrs Vorschlag niemals folgen!“, beharrte Chada. „Der Baum der Lieder bleibt unangetastet. Wir werden ihn nicht vernichten, selbst wenn wir das neue Herz der Geburt in unserem Besitz haben sollten.“

„Ich sage nur, was ich gesehen habe“, erwiderte Leander ruhig. „Das nächste Bild war wieder beunruhigender. Es zeigte uns, die Helden von Andor. Wir kämpften gegeneinander. Ich musste mich gegen Thorn verteidigen, Drukils Brust war von Chadass Pfeilen durchbohrt, Earas Dunkle Magie richtete sich gegen Chada.“

„Was? Warum sollten wir gegeneinander kämpfen?“, fragte Thorn aufgebracht.

„Was weiß ich? Möglicherweise ist es nur ein Sinnbild von Zwist und Streit.“ *Streit, wie er entsteht, wenn du ihnen die Hälfte deiner Visionen verheimlichst? So scheinheilig, Leander!*

„Und zuletzt noch ... ich glaube, es war ein Kampf zwischen Drukil und Ken Dorr. Er sticht mit seinem Dolch nach dem Hautwandler. Dann trifft ihn eine Bärenpranke und Blut spritzt in den Schnee.“

„Dann sollten wir den Dieb töten“, schlug Drukil vor. „Er bekämpft uns. Er ist kein guter Gefährte. Er wird uns hintergehen.“ Der Blutdurst in der Stimme des Hautwandlers jagte Leander einen Schrecken ein.

„Drukil!“, mahnte er. „Ich habe uns alle gegeneinander kämpfen sehen. Sollen wir dann also auch sterben?“ Drukil grummelte, aber forderte nicht mehr, Ken Dorr zu ermorden.

„Das war alles.“ *Abgesehen von der üblichen Dunkelheit, die du ihnen wieder einmal verschweigst. Weshalb eigentlich? Wegen eines schlechten Gefühls? Du weißt, was Eara dazu sagen würde. Und was ist mit deinem Bruder? Willst du ihnen nicht davon erzählen? Ach nein, stimmt, sie wissen ja gar nicht, dass du einen Bruder hast. So scheinheilig, Leander!*

*Später Vormittag, 48. Herbsttag 76 a.Z.
Bronwald, Graues Gebirge*

„Kopf runter, da hängt ein Ast!“, rief Chada. „Und gleich unten lassen, da ist noch einer.“ Leander saß auf seiner Stute und ließ sich durch den Wald führen.

„Wie lange müssen wir diesem Bach noch folgen?“, grummelte Drukil.

„Bis wir einen umgestürzten Baum erreichen“, erwiderte Leander entnervt.

„Der hier vorne vielleicht?“, erscholl Ken Dorrs hohe Stimme von weiter vorne. Noch ehe Leander ihn auffordern konnte, den Baum zu beschreiben, fing der Dieb bereits an: „Der Stamm ist sehr groß, etwa zwei Schritt breit und zwanzig lang. Er ist schon eine Weile hier unten, es wachsen Farne drauf. Für mehr Informationen musst du jemanden fragen, der in einem Wald aufgewachsen ist.“

Chada eilte schon nach vorne, doch Leander sagte: „Das genügt, er ist es. Jetzt sucht nach dem Wildwechsel.“

„Hier!“, rief Drukil.

Chada führte Leanders Pferd vom Bach weg und der Seher duckte sich weiterhin nach ihren Anweisungen. „Ich wollte dich zu dem Vorfall in Nar’Al’Pans Höhle befragen“, murmelte sie plötzlich leise.

Leander versuchte, das unangenehme Gefühl zu verdrängen. „Ja?“

„Es klingt vielleicht dumm, aber ich habe überlegt, dass es möglicherweise gar nicht deine Gabe war. Diese Botschaft war so anders. Sie hat uns so weitergeholfen.“

„Was soll das denn heißen?“, erwiderte Leander leicht beleidigt. „Meine übrigen Visionen helfen auch weiter! Oder wie würdet ihr ohne mich das Orakel finden wollen?“

„Das meinte ich nicht. Ich dachte nur ... es könnte uns vielleicht jemand geholfen haben ... jemand, der ... ach, vergiss es!“ Fast beschämt brach sie ab.

„Wer sollte uns den helfen wollen? Und wer wäre zu so etwas ...“

„Ich sagte, vergiss es. Es war nur eine dumme Idee.“

Plötzlich begriff Leander, worauf sie hinauswollte. „Du meinst ... deine Göttin? Chada, ich weiß, dass es sehr tröstlich sein kann, auf die Hilfe von Göttern zu hoffen, aber du solltest immer erst nach einer vernünftigen Antwort suchen. Falls irgendwelche Götter existieren, dann mischen sie sich jedenfalls selten genug in den Lauf der Dinge ein und ihre Gründe wären für uns einfache Menschen vollkommen unverständlich. Wann würden wir jemals etwas dazulernen, wenn wir alles als Wunder ansehen, anstatt nach den wahren Ursachen zu suchen? Und sicher bin ich mir über die Existenz irgendeiner Gottheit ohnehin nicht.“

„Aber haben wir nicht den Beweis für Mutter Natur gefunden? Die Herzen der Mutter ...“

„Heißen so, weil einer ihrer Hohepriester sie so nannte. Themauras war ein Seher, aber mindestens so sehr wie alle anderen Menschen sehen auch wir immer das, was wir zu sehen erwarten. Auch wir treffen vorschnelle Schlüsse. Er hat vielleicht gesehen, dass diese

Herzen existieren und hielt sie sofort und ohne Zweifel für Schöpfungen von Mutter Natur. Vielleicht sah er sogar uns, wie wir den Drei Schwestern begegnen, und nannte sie spontan die Drei Wächter des Chaos. Ein Beweis ist das noch lange nicht.“

„Aber welche – Kopf runter – *vernünftige* Erklärung hast du dann für die Macht der Herzen?“

„Keine. Aber nur weil ich etwas nicht weiß, muss ich mir nicht gleich mit Göttern behelfen. Religion bietet einfache Antworten, aber nicht unbedingt richtige. Außerdem: Selbst wenn ich etwas Göttliches hinter den Herzen vermute, dann muss es noch lange nicht Mutter Natur sein. Die Anhänger von Zha'bia und Kaoma'quul würden Luftsprünge machen. Sie glauben an die Dualität in allen Dingen, sehen das Gegensätzliche überall. Leben und Tod, Gut und Böse, Liebe und Hass, Licht und Dunkelheit. Gegensätze, die sich stets im Gleichgewicht halten müssen, um nicht dem Chaos anheimzufallen. *Zwei* Herzen passen in ihre Theorie doch hervorragend hinein.“ Chada holte Luft, um zu widersprechen, doch Leander ließ sie nicht zu Wort kommen. „Ich muss zugeben, die Priester von Mutter Natur sind mir lieber. Sie versuchen wenigstens, etwas Gutes zu tun, anstatt nur um jeden Preis das Gleichgewicht zu wahren. Aber dass es sie wirklich gibt, ist deswegen noch lange nicht erwiesen.“

„Das Gegenteil aber auch nicht“, protestierte Chada.

„Wie stellst du dir so einen Beweis denn vor, Chada? Du kannst noch so oft Igel von Bäumen werfen, du wirst niemals beweisen können, dass sie nicht eigentlich doch fliegen können. Auch wenn jeder unten aufprallt, einen Gegenbeweis hast du dadurch noch lange nicht. Du kannst nur Indizien sammeln. Igel haben keine Flügel und nach allem was wir wissen keine magischen Fähigkeiten und die Empirik zeigt, dass sie niemals fliegen. Aber das ist kein Beweis.“

„Du hältst die Existenz von Göttern für so wahrscheinlich wie fliegende Igel?“

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Meine Eltern haben mich nicht religiös erzogen und kaum etwas prägt den eigenen Glauben so stark wie die Erziehung. Aber von allen Glaubenssätzen sind diejenigen der Heiligen Mutter noch diejenigen, die mir am besten gefallen. Achtet alles Lebende, seid neugierig und geht unvoreingenommen an die Dinge heran... Und natürlich das Haus mit vielen Wänden.“

Chada kicherte. „Du magst Doran Meschot, oder? Du hast vierundzwanzig Propheten zur Auswahl und entscheidest dich ausgerechnet für den Umstrittenen, für den Dreizehnten Propheten?“

„Das ist eine Lüge“, erwiderte Leander gereizt. „Doran Meschot lebte *vor* der Zeit des Zwölften Propheten, nur an einem anderen Ort. Ich habe viele Schriften gelesen, und die erste, in der er als der Dreizehnte Prophet erwähnt wird stammt aus der Zeit des Propheten Mkarass, also etwa drei Jahrhunderte nach seinem Tod. Davor wurde er nie so bezeichnet. Ich bin fest davon überzeugt, dass Mkarass diese Behauptung aufgestellt hat, um Dorans Schriften in den Schmutz zu ziehen. Er war ohnehin der verbohrteste der Propheten.“

Leander rief sich das Abbild seiner alten Hütte vor Augen und eine Maserung in einem der Balken, die von ihrer Form her entfernt an einen Baum erinnerte. Seine blauen Finger strichen über das Holz und lang begrabene Erinnerungen fluteten für einen Herzschlag sein Bewusstsein. In Gedanken übersetzte Leander den alten Text, dann zitierte er seinen Lieblingspropheten: „*Alle Religionen gleichen zusammengekommen einem Haus mit vielen Wänden. Oben, auf dem Dach, thront das Göttliche, das wir als Mutter Natur sehen. Doch die Welt ist groß und in anderen Ländern mag sich ihr Wirken anders äußern. Darum*

gleicht jede Religion einer der Wände. Sie alle sehen unterschiedlich aus, doch zeigen zum selben Dach hin. Wir beten zu Mutter Natur; andere beten zu ihren Göttern, doch es meinen alle dasselbe. Und daher sollten wir auch den anderen Wänden gegenüber Verständnis zeigen. Die Zeit soll zeigen, welche von ihnen am kürzesten ist und am schnellsten zum Dach führt. Und was ergänzte Mkarass? Dass einige Religionen nur finstere Götzenkulte seien, eher wie eine Kellertreppe zu betrachten, die direkt zum Chaos führt und dementsprechend zerschlagen werden sollte. Ich hasse diesen Propheten!“

„Ich fürchte, ich bin dir keine gute Gesprächspartnerin“, erwiderte Chada beeindruckt. „Ich kenne nur die Namen von fünf der Propheten und ganz sicher könnte ich sie nicht zitieren.“

„Bist du nicht in einem Tempel aufgewachsen?“, fragte Leander spöttisch.

„So habe ich den Baum der Lieder nie gesehen. Ein Hort der Erinnerung, sicher. Auch viele religiöse Schriften werden dort gelagert und die Hälfte der Propheten kam von hier. Aber ein Tempel?“

„Nicht nur irgendeiner. Ob das Herz der Geburt jetzt von der Heiligen Mutter erschaffen wurde oder nicht, es ist in jedem Fall von gewaltiger Macht.“

„Aber glaubst du jetzt an Mutter Natur oder nicht?“, bohrte Chada weiter. Leander überlegte, was er darauf antworten sollte. Er wusste wirklich nicht, woran er glaubte. Die religiösen Texte hatte er stets möglichst objektiv gelesen, aber auf ihnen hatte sein Hauptaugenmerk ohnehin nicht gelegen. *Du hast stattdessen die dunkelsten Geheimnisse erforscht, die die Welt zu bieten hatte. Das ist natürlich viel besser!* Seine lästigen Gedanken plagten Leander wie Stechmücken und er konnte sich nur mit Mühe beherrschen, sie nicht mit einem Wedeln seiner Hände zu vertreiben.

„Ich gestehe mir ein, es nicht zu wissen. Ich habe noch keinen wirklichen Beweis für die Existenz von Göttern gesehen – vorausgesetzt, wir zählen die Mächte des Meeres nicht dazu – und für ihre Nichtexistenz lassen sich solche Beweise ohnehin nicht finden. Daher gestehe ich meine eigene Unwissenheit und behaupte, die Antwort liegt außerhalb unseres Ermessens. Aber von mir aus soll jeder glauben, was er möchte, an Mutter Natur, irgendwelche Trollgötzen oder an gar nichts, solange sich niemand deswegen an die Gurgel geht.“ *Als ob es dich je gekümmert hätte, wenn andere sich an die Gurgel gingen.*

Chada schwieg hernach und warnte ihn nur immer wieder vor herabhängenden Ästen oder anderen Unwegsamkeiten. Sie dachte jetzt vermutlich über seine Worte nach und Leander hielt es ebenso. War es tatsächlich so abwegig, dass Mutter Natur ihnen geholfen haben könnte? Wenn sie existierte und sich für das Gute in der Welt einsetzte, dann musste es gewiss in ihrem Interesse liegen, die Helden von Andor zu beschützen. War es nicht eigentlich unwahrscheinlich genug, dass die Gruppe so lange überlebt hatte? Er wusste ganz genau, wie man mit kleinsten Einflussnahmen große Veränderungen bewirken konnte. Ein winziger Kiesel konnte eine Lawine auslösen. Wenn es Mutter Natur gewesen war, die in jenem Moment einen Kiesel geworfen hatte? Erklärte das sein Gefühl der Machtlosigkeit?

Nein! Wissen ist Macht. Das hatte schon immer gewusst. Die Machtlosigkeit rührte von seinem Unwissen her. Vielleicht war es ein Gott gewesen, vielleicht einfach nur seine Gabe und vielleicht auch etwas völlig anderes, das Problem war, dass er es nicht wusste. Und er hasste es, Dinge nicht wissen zu können.

„Da vorne verwachsen zwei Bäume miteinander“, rief Thorn.

„Wir sind da!“, ergänzte Chada. „Der Schwarze Baum, das erste Herz des Endes, das Versteck der Drei Schwestern. Wir haben es gefunden!“

Thorn band die Pferde an. Leander hatte eigentlich nicht das Gefühl, dass Ambra jemals fortlaufen würde, es sei denn, um zu einem besseren Zeitpunkt wiederzukommen. Doch das Pferd beschwerte sich nicht und ließ sich wie immer widerstandslos festbinden.

Leander humpelte über den Waldboden und wünschte, sein Bein würde endlich verheilen. Er stütze sich auf seinen Stab und hielt inne. Er dachte an das Bild, das seine Vision ihm gezeigt hatte.

Ein Baumstumpf, der bis zu den Blättern der angrenzenden Bäume aufragt. Schwarz und leblos, verkohlt und tot. Die Blätter der anderen Bäume trügerische Schatten auf den Stumpf werfend. Selbst der Boden darum tot, als würden andere Pflanzen die direkte Nähe meiden. Nur von dunklen Wurzeln bedeckt, die aus dem Erdreich wuchern und darin verschwinden. Die verfaulten Adern eines toten Herzens.

Er hörte die Schritte der anderen, als sie sich neben ihm aufstellten. Dann erhob Chada die Stimme und rief laut: „Orakel der Geister! Wir haben Fragen, deren Antworten wir bedürfen. Wir bitten euch, zeigt euch, ihr Drei Schwestern, damit wir sie stellen können.“

Plötzlich bewegte sich die Luft, ein Wind kam auf, der keine natürliche Ursache hatte. Er zerrte an Leanders Mantel und riss ihm die Kapuze vom Kopf. Abgestorbene Blätter und Rindenstückchen trafen ihn aus allen Richtungen wie ein toter Regen. In das Brausen des Windes mischte sich eine Stimme. Sie war nur ein tonloses Flüstern, ein Echo lang vergangener Zeiten, rau und scharrend. Die Worte kratzten in den Ohren wie trockener Sand. *„Willkommen, Suchende. Ihr habt das Orakel der Geister gefunden, die Antwort auf all Eure Fragen.“*

Eine zweite Stimme erscholl, alt und brüchig wie ein morscher Ast. *„Wollt Ihr zu den Drei Schwestern vorgelassen werden, so müsst Ihr erst die drei Prüfungen des Orakels bestehen. Sie werden zeigen, ob Ihr der Antworten würdig seid. Sie prüfen Eure Opferbereitschaft, Eure Zielstrebigkeit und Eure Weisheit.“*

Jetzt erklang auch eine dritte Stimme, kalt und zischelnd. *„Kehrt um, wenn Ihr ein sicheres Leben führen wollt. Zu viel Wissen um die Zukunft kann gefährlich sein und die Prüfungen werden Euch an die Grenzen Eures Körpers und Verstandes bringen. Stellt Euch ihnen, wenn die Antworten Euch wichtiger sind als Euer Leben.“*

Schlagartig erlosch der Wind. Noch einen Moment lang hörte Leander wie die Teilchen in der Luft zu Boden prasselten, dann war es still. „Tja, wir wollen uns den Prüfungen stellen, oder?“, fragte Ken Dorr.

Leander nickte und trat einen Schritt vor. Im nächsten Moment spürte er, wie sich etwas veränderte, ein seltsames Ziehen in seiner Wahrnehmung. „Eine Sporne!“, rief Chada. „Aber ... sie ist durchsichtig.“

„Sie ist auch ein Gespenst“, vermutete Leander. „So wie die Drei Schwestern.“

Da hörte er erneut die krächzende Stimme: *„Willkommen, Suchender, zur ersten Prüfung: Der Prüfung des Willens. Sie prüft Eure Entschlossenheit, Euer Bedürfnis nach Antworten und Eure Bereitschaft, Opfer zu bringen. Tretet vor, Suchender, und betrachtet meine Schätze.“*

Ein lautes Knarzen erklang vom Schwarzen Baum. Leander bewegte sich vorsichtig darauf zu, die linke Hand ausgestreckt. Schnell berührte seine Handfläche zerfurchte Rinde, nach all den Jahrhunderten noch immer nicht zersetzt.

„Über deiner Hand ist eine Höhle im Holz“, berichtete Drukil.

Leander hob seine Hand, bis seine Fingerspitzen ein ausgefranstes Loch ertasteten. Wachsam streckte er seinen Arm hinein, bis er die Rückwand berühren konnte. Waren da

Runen, oder doch nur Kratzer? Er fuhr die Linien nach, die ins tote Holz geritzt waren. Vor seinem Inneren Auge erschien die Oberfläche der Wand, die Linien und die Schrift, wie mit Feuer in die Dunkelheit gemalt. *Nehmt 2 – 5 und tretet ein*

„Hier steht, wir sollen zwei bis fünf nehmen und eintreten. Aber zwei bis fünf von was?“ Er tastete weiter umher. Die Sporne hatte gesagt, sie sollten ihre Schätze begutachten. Waren hier Beutestücke versteckt, die dem spinnenartigen Wesen vor all den Jahren ins Netz gegangen waren?

Auf dem Boden fuhren seine Finger über einige merkwürdige Kugeln, hölzerne Murmeln, glatt und löchrig. Apfelnüsse! Nicht die Beute der Sporne war hier versteckt, sondern ihre Köder. Sie legten die nahrhaften Früchte ins Zentrum ihrer Netze und warteten auf leichtgläubige Opfer. Es überraschte Leander immer wieder, wie genügsam die gewaltigen Tiere waren. Da sie die meiste Zeit ihres Lebens bewegungslos an einer Stelle hockten, brauchten sie nicht viel. Diese hier hatte offensichtlich dennoch zu wenig bekommen.

„Was sollen wir nehmen?“, hakte Drukil nach.

„Hier liegen Apfelnüsse. Ich gehe fest davon aus, dass sie gemeint sind.“

„Oh gut, unsere Vorräte gehen ohnehin zur Neige“, meinte Thorn. „Wir haben nur noch etwa zwei Handvoll.“

Die Agren hatten sie vor ihrem Aufbruch noch mit dem Nötigsten ausgestattet. Neben einigen Vorräten hatten sie ein paar Felldecken mitbekommen, etwas Schnur und drei seltsame Lampen, deren Lichtquelle das grüne Leuchtmoos war.

„Warte!“, rief Chada argwöhnisch. „Hieß es nicht, es werde unsere Bereitschaft geprüft, Opfer zu bringen? Das kann nicht so einfach sein.“

Leander überlegte kurz. „Ich denke, das Problem ist, die richtige Menge zu nehmen, also zwei, drei, vier oder fünf Apfelnüsse. Man könnte fünf nehmen, nimmt man weniger, dann bringt man gewissermaßen ein Opfer. Allerdings kein großes, die Dinger sind eh schon seit Jahrzehnten verfault.“

„Nein!“, widersprach Chada. „Das kann unmöglich alles sein!“

„Es ist die Prüfung des Willens. Wir müssen unseren Willen verdeutlichen, Risiken einzugehen. Ich bin mir natürlich keineswegs sicher, aber eine bessere Möglichkeit weiß ich nicht.“ Er atmete tief ein und aus. „Aufgrund der offensichtlichen Affinität der Drei Schwestern zu der Zahl Drei würde ich so viele Apfelnüsse nehmen. Hat jemand einen besseren Vorschlag?“

Keiner hatte einen – auch wenn er vermutete, dass es zumindest in Drukils Fall schon am Wort *Affinität* scheiterte. Also streckte Leander seine Finger weiter aus und schob sie unter drei der Apfelnüsse. Er schloss seine Hand darum und wartete. Doch nichts geschah. Kein verstecktes Wesen fiel ihn an und kein Weg zum Orakel öffnete sich. Also zog er die Hand aus dem Loch. Als die Apfelnüsse die Öffnung passierten, schien es ihm, als stoße seine Hand kurz auf Widerstand. Vor seinen Augen stieg das Bild eines Spornennetzes auf, unsichtbar und tückisch. Doch das war natürlich Unsinn, er hätte es schon lange gespürt. Also zog er die Apfelnüsse mit einem Ruck aus dem Loch.

Ein schriller Schrei hallte durch den Wald. „Leander, renn weg!“, rief Thorn panisch. „Die Sporne kommt auf dich zu!“

Leander, der schon eilig begonnen hatte fortzuhumpeln, hielt erleichtert inne. Sie war nur ein Gespenst! Sie hatte keine feste Gestalt und konnte ihm so wenig schaden wie ein

Windhauch. Aber er verstand jetzt die Prüfung des Willens. Man musste sich dem Abbild des Monsters stellen. Praktischerweise war dies für einen Blinden keine Herausforderung.

Wie um seine Gedanken zu widerlegen kreischte die scharrende Stimme plötzlich: „*Dieb! Gib es zurück!*“

Leander stöhnte. Es wäre ja auch zu einfach gewesen. Er versuchte, eine innere Ruhe aufzubauen, doch schon fiel ihm seine Vision ein. Diese Sporne war ein Monstrum, gewiss drei Schritt hoch und rundum grau gepanzert. Die acht schwarzen Beine waren jedes eine Waffe, eine tödliche Lanze. Die Mandibeln waren kräftig genug, um problemlos seinen Kopf zu zermalmen. Sein Mut sank und die immer lauterer Rufe der anderen trugen wenig dazu bei, seine Standhaftigkeit zu verbessern.

„*Meine Schätze! Meine!*“ Die Stimme war lauter geworden, das Untier war schon näher. Leander konnte erneut dieses Ziehen spüren, dessen Ursache er sich nicht genau erklären konnte. Es waren keine Schritte zu hören, ein eindeutiges Zeichen dafür, dass das Wesen tatsächlich ein Geist war. Dennoch wurde er von einem namenlosen Entsetzen gepackt, sein Herz trommelte wild und seine Knie zitterten. *Die Prüfung des Willens.*

„Leander, was machst du denn? Sie schlägt zu!“ Chadas Ausruf brach Leanders Widerstand. Er wich zur Seite. Im nächsten Moment bewegte sich das Ziehen blitzartig und brennender Schmerz durchzuckte seinen rechten Arm. Blut lief warm über seine Haut und Leander schrie entsetzt auf, weniger vor Schmerz als vor Erschrecken. Sie war ein Geist! Sie konnte ihm nicht schaden!

Das Ziehen nahm zu. Leanders Kopf schmerzte plötzlich und schien platzen zu wollen. Das Atmen fiel ihm schwer und er musste hecheln. Seine ungewohnte Wahrnehmung warnte ihn vor einem Schlag von oben und er sprang zur Seite. Sein verletztes Bein protestierte, im nächsten Moment schlitzte etwas den Unterschenkel auf. Es war nur ein flacher Schnitt, er war rechtzeitig ausgewichen, aber das änderte nichts daran, dass es einem Geist nicht möglich sein konnte, Lebende direkt zu verletzen. Er konnte andere mental verstärken und Einfluss auf leichte Objekte seiner Umgebung nehmen, aber keine Wunden schlagen!

„*Gib die Schätze!*“ Leander hechtete zu den anderen und die übrigen Helden liefen nun auch in seine Richtung. Plötzlich nahm er wieder das Ziehen wahr, diesmal von der Seite. Es war eine leichte Bewegung der Luft, erkannte Leander. Wie ein Windstoß und doch anders. Fokussierter.

Dieses Mal wich er nicht aus, sondern hielt dem Angriff seinen Stab in den Weg. Doch das Holz konnte den Angriff nicht bremsen, etwas schnitt wie ein Messer in Leanders Schulter. Diesmal ging die Wunde deutlich tiefer, nur eine rasche Drehung verhinderte, dass die Sporne ihn lebensbedrohlich verletzte. Über den Schmerz hinweg registrierte Leander, dass er keine Erschütterung von einem Schlag gespürt hatte. Es schien fast, als wäre die Wunde einfach entstanden, ohne den restlichen Körper zu beeinflussen.

„Was ist das für ein Dämon?“, schrie Chada entsetzt. „Stirb! Ich habe dich getroffen!“ Anscheinend hatte ihr Pfeil das Gespenst einfach passiert, ohne Schaden anzurichten, so wie es von einem Geist auch nicht anders zu erwarten war.

Plötzlich stolperte Leander über etwas, eine Wurzel. Das nächste Ziehen. Er lag auf dem Boden und rollte sich zur Seite. Dicht neben seinem Kopf explodierte der Waldboden, doch auch hier spürte er keine Erschütterung. Er haschte nach dem mutmaßlichen Bein der Sporne und berührte nur einen formlosen Widerstand, der sich einfach in Luft auflöste. Ein weiteres Ziehen, direkt über seinem Kopf, und er bekam plötzlich keine Luft mehr. Er versuchte einzuatmen, bäumte sich auf, doch es kam nichts. Seine Lunge drohte zu

zerbersten. Irgendwie gelang es ihm, auch diesem Schlag auszuweichen, und plötzlich konnte er wieder normal atmen. Zumindest bis zum nächsten Ziehen, jetzt über seinem eingeklemmten Fuß.

Luft! erkannte er. *Sie kann leichte Dinge in ihrer Umgebung manipulieren. Und was wäre leichter als Luft? Sie formt sie, komprimiert sie. Sie schlägt mit Klingen aus Luft, durchscheinend wie ihre Fäden und härter als jeder Stahl! Und sie wird mein Bein mühelos durchtrennen.*

Er schleuderte die drei Apfelnüsse, die er noch immer in der Hand hielt, von sich fort, und rief: „Da sind deine Schätze! Da hinten!“ Doch die Sporne ließ sich nicht irritieren. „*Gib die Schätze zurück, Dieb!*“, kreischte sie nur, dann stieß das Ziehen herab.

In diesem Moment donnerten Schritte auf dem Waldboden neben Leanders Kopf. „Du willst einen Dieb haben, Monster?“, schrie Ken Dorr provozierend. „Dann hol ihn dir!“

Die Luft bohrte sich in Leanders Bein, direkt oberhalb des Knöchels, doch sie stoppte, ehe sie tiefer eindringen konnte. Das nächste Ziehen erfolgte weiter vorne und in eine andere Richtung. Es sauste herab und Ken Dorr fluchte: „Verdammt, ist das Biest schnell!“ Dann erreichten auch die anderen das Gespenst und lenkten es von Leander ab.

Er hat dir schon wieder das Leben gerettet. Oder zumindest einen Fuß. Aber du lässt zu, dass die anderen ihn noch immer verachten. Wo wärst du jetzt ohne ihn?

Leander rappelte sich auf, während er überlegte, was er falsch gemacht hatte. Es war die Prüfung des Willens. Hätte er einfach ausharren müssen und es wäre ihm nichts geschehen? Aber er hatte das Ziehen schon vorher gespürt. Hatte er also die falsche Anzahl Apfelnüsse genommen? Hätte er ein größeres Opfer bringen müssen? Vielleicht wären zwei besser gewesen, immerhin hätte er dann auf *drei* Apfelnüsse verzichtet?

„*Gebt die gestohlenen Schätze zurück!*“, kreischte die Sporne erneut, dann stieß Drukil einen unterdrückten Schmerzensschrei aus. Anscheinend war er verletzt worden.

Der Kampf klang seltsam in Leanders Ohren. Die Helden schlugen auf Luft ein, er hörte nur das Zischen ihrer Waffen, ihren schweren Atem und Thorns aufgebrachten Ruf: „Irgendeine Schwachstelle muss sie doch haben!“ Der Angreifer dagegen war absolut lautlos.

„Sie ist ein Gespenst, wie der Schwarze Herold!“, rief Leander in Richtung des Kriegers und fügte noch hinzu: „Wir können sie nicht verletzen. Irgendjemand von euch muss die Apfelnüsse aufsammeln und zurücklegen, vielleicht lässt sie dann von uns ab!“

Er zeigte mit seinem Stab in die Richtung, in die er das Diebesgut geworfen hatte und unterdrückte den Schmerz, der in seiner verletzten Schulter pochte. Sein ganzer Arm war feucht vom Blut, das aus der Wunde floss.

Er lief zur Sporne. Seine Blindheit schärfte seine anderen Sinne, nur so konnte er das Ziehen wahrnehmen. Er konnte dem Monster besser ausweichen, da er sich auf den wahren Angriff zu konzentrieren vermochte, anstatt von den acht Beinen und den zuckenden Klauen abgelenkt zu werden.

„Lenkt es ab!“, forderte Ken Dorr, dann entfernten sich seine Schritte in die Richtung, die Leander angezeigt hatte. Der Seher schlug blindlings in Richtung des neuerlichen Ziehens. Er erwartete keine Erfolge, aber den Geist ablenken, das würde er.

Er wich einem der gespürten Schläge aus, ein zweiter hinterließ einen brennenden Striemen auf seiner Brust. „*Bringt das Opfer! Stehlt nicht! Gebt die Schätze zurück!*“ Das Opfer bringen. Hätte er, Leander, sich dem Gespenst opfern müssen? Hätte sein Tod den Zugang zur nächsten Prüfung geöffnet? *Die Prüfung des Willens. Sie prüft Eure*

Entschlossenheit, Euer Bedürfnis nach Antworten und Eure Bereitschaft, Opfer zu bringen. Was für Opfer? Etwa Menschenopfer? Stellt Euch ihnen, wenn die Antworten Euch wichtiger sind als Euer Leben.

Nein! So blutdurstig konnte das Orakel der Geister nicht sein. Die Drei Schwestern waren einst Agrenfrauen gewesen und ein friedlicheres Volk war Leander noch nicht untergekommen. Es musste etwas anderes sein.

„Wo ist denn die dritte Apfelnuss?“, rief Ken Dorr von hinten, und Leander spürte, wie das Ziehen die Richtung wechselte. Die Sporne war auf den Dieb aufmerksam geworden und glitt in seine Richtung. Leander stolperte hinterher, doch sein verletztes Bein schränkte ihn ein. Drukil war anscheinend stärker verletzt, als Leander befürchtet hatte, der Hautwandler taumelte nur schwach hintendrein. Chada schrie laute Schmähungen, doch das Monster ließ sich nicht ablenken. Nur Thorn rannte vorneweg.

„Gebt es zurück! Sie sind mein! Mein Opfer!“ Mein Opfer? *Tretet vor, Suchende, und betrachtet meine Schätze. Nehmt 2 – 5 und tretet ein. Eure Bereitschaft, Opfer zu bringen.* Natürlich! Was war er doch für ein Narr gewesen! Da stolperte Leander wieder über eine Wurzel, sein Kopf schlug hart auf den Boden auf und seine Ohren dröhnten.

„Ich habe sie!“, schrie Ken Dorr, dann rief er panisch: „Ich sagte doch, ihr sollt sie ablenken!“

Leander war noch immer benommen, er war sich nicht ganz sicher, was danach geschah. Es erklangen nur verwirrende Geräusche, die er nicht genau zuordnen konnte. Ein Schaben, hastige Schritte, ein Zischen, Thorns wütender Schrei. Und über allem immer das lautlose Ziehen, die geformte Luft.

„Geschafft!“, drang Ken Dorrs Stimme aus Richtung des Baumlochs an Leanders Ohren. Das Ziehen wich zurück.

Er schüttelte sich ein letztes Mal und stand dann vorsichtig auf. „Und ich weiß jetzt auch, was wir falsch gemacht haben!“, rief er. „Wir müssen ...“

Er brach ab, als er merkte, dass niemand ihm zuhörte. Was war denn los? Da hörte er ein entsetzliches Stöhnen. Ein Röcheln und Husten, das nichts Gutes ahnen ließ. Und dann Chadas schriller Schrei. Ein markerschütternder Schrei, so ausgefüllt mit Grauen und Fassungslosigkeit, dass Worte darin keinen Platz mehr fanden. Ein Bild stieg vor seinem Inneren Auge auf, ein Bild von Thorn, der auf totem Boden lag, in einer Lache von Blut, mit einem faustgroßen Loch in der rechten Brust. Der blaue Umhang von Blut getränkt, die Augen flatternd. *Tödlich. Mindestens.*

Er stolperte nach vorne, folgte Chadas verstörtem Schluchzen. Er war ein Heiler! Er konnte auch schlimmste Verletzungen behandeln. Und es war keineswegs sicher, dass seine Vision schon jetzt eingetreten war. Vielleicht war der Krieger nicht so schwer verwundet, wie er es gesehen hatte.

Das Schluchzen wurde lauter. Leander kniete sich hin, direkt neben die Bogenschützin. Seine Hand kroch zitternd zu Thorns rechter Brust. Er ertastete das zerfetzte Hemd, blutgetränkt, und dann ein faustgroßes Loch, kreisrund und viel zu tief. Er versuchte es mit dem Ende seiner Kutte abzudecken, doch dem vernünftigen Teil in ihm war klar, dass der Tod nicht mehr aufzuhalten war. Er könnte drücken, um den Blutstrom aufzuhalten, doch den zerstörten Lungenflügel konnte er nicht retten, und das Blut darin nicht entfernen. Rippen, Lunge, Fleisch, alles war von einer Klinge aus Luft glatt durchtrennt worden, und das Blut pulsierte immer schwächer aus der Wunde. Einer Wunde, die niemand hätte heilen

können. Doch Leander versuchte, alles Vernünftige zu ignorieren. Wissen war Macht, doch manches Wissen konnte auch eine Qual sein.

Wenn du ihnen alles erzählt hättest, dann wäre es vielleicht anders gekommen. Vielleicht hättest du das Rätsel dann sofort gelöst. Höchstwahrscheinlich wäre all das nicht geschehen. Doch du lügst die an, die sich deine Freunde nennen, belügst sie immer weiter, bis zu ihrem ...

Chadas Leib an seiner Seite wurde von Schluchzern geschüttelt und ein wehmütiges Wiehern hallte über die Lichtung. „Weine nicht!“, keuchte Thorn plötzlich. Leander war überrascht, dass er dazu noch in der Lage war. Er spürte, dass die Worte nicht für seine Ohren bestimmt waren, doch er hatte fremde Geheimnisse noch nie ruhen lassen können. „Weine nicht, meine Prinzessin. Schon so lange sehne ich mich nach nichts als Frieden. Wir werden uns im nächsten Leben sehen.“

Auch Leander spürte jetzt ein Brennen in seinen blinden Augen. Er hielt nichts davon, für völlig Fremde Mitgefühl zu heucheln, doch Thorn war kein Fremder. Der Krieger hatte zusammen mit ihm den Bleichen König bekämpft, hatte die Sklaven befreit, hatte sich mit ihm gefreut, als die Krahder endlich besiegt waren, mit ihm gelacht und mit ihm gespeist. Kaum jemand hatte ihn, den Blinden mit blauer Haut, damals so schnell akzeptiert.

Warum freust du dich nicht, Leander? Der erste Schritt der Rache deines Bruders ist vollendet. Callem wird zufrieden mit dir sein. Wenn du nicht gewesen wärest, dann wäre Thorn jetzt nicht todgeweiht. Du hast ihn zu diesem Ort geführt. Du hast die Apfelnüsse aus dem Loch genommen. Du hast das Gespenst verärgert. Sein Tod ist ganz allein deine Schuld! Deine Schuld! Nur deine!

Am Rande nahm er wahr, dass auch Drukil sich neben ihn gehockt hatte. Dann sagte Ken Dorr leise: „Lasst ihn! Er ist in wenigen Augenblicken tot.“ Leander war überrascht, wie viel Mitleid in seiner Stimme lag.

„Er ist nicht tot“, schrie Chada plötzlich. „Er wird nicht sterben! Das lasse ich nicht zu!“

„Beruhige dich!“, sagte Ken Dorr leidend. „Wenn wir etwas gelernt haben in den letzten Tagen, dann dass der Tod nicht endgültig sein muss. Wenn wir es geschickt anstellen, dann können wir ihn vielleicht zurückholen!“ Er schien sich selbst Mut einreden zu wollen. Anscheinend nahm sogar ihn der plötzliche Tod mit.

„Er ist noch nicht tot, Dieb!“, fauchte Chada wild, dann schluchzte sie wieder und rief: „Du wirst nicht sterben, Thorn. Ich verbiete es dir!“

Sie bebte und zitterte vor Verzweiflung und es schien Leander, als wiche jegliche Wärme aus ihrem Körper. Thorn röchelte ein letztes Mal und auch Leander wurde es kalt. Er erinnerte sich des grauenhaften Gefühls, als seine Freunde ihm davon berichtet hatten, dass der Schwarze Herold seinen Bruder Callem ermordet hatte. Vor den anderen hatte er seine Selbstbeherrschung aufrechterhalten, zumal die mysteriösen Worte des Schwarzen Herolds in ihm Hoffnung geweckt hatten, und nur wenig später hatte Ken Dorr ihnen berichtet, dass Callem wieder am Leben war, dennoch waren diese beiden Tage die schlimmsten seines Lebens gewesen. Er bekam eine grobe Vorstellung des unermesslichen Leids, das Chada in diesem Moment empfinden musste. Er war nur froh, dass er sein Augenlicht verloren hatte, so musste er wenigstens nicht sehen, wie der Glanz in Thorns Augen brach.

Die Schuld, die er empfand, schmerzte mehr als all die Wunden, die er im letzten Kampf erlitten hatte. Die Hand über Thorns Wunde schien zu brennen. Es fühlte sich an, als hätte er sie in ein Lagerfeuer gelegt. Er zwang sich, die Hitze auszuhalten, als Strafe für sein Versagen, doch schließlich zuckte seine Hand reflexhaft zurück. Beinahe hätte er gelacht.

Wie dumm, dass seine Reflexe ihn vor einer Hitze warnten, die nur in seinem Kopf existierte. Er legte die Hand erneut auf die Wunde und zuckte wieder zurück. Das war keine Einbildung! Diese Hitze war real! Fassungslos tippte er mit seiner Fingerspitze erneut auf die Wunde und spürte, wie sich etwas bewegte.

„Was geschieht hier?“, hauchte Ken Dorr entgeistert und neben ihm schnappte Drukil nach Luft. Leander tippte ein weiteres Mal auf die Brust und war sich jetzt sicher, dass sie sich bewegte. Die Wunde wurde kleiner, die Haut wuchs wieder zu, die Rippen bildeten sich erneut. Ein Wunder! Wie hatte er Ahnungsloser jemals die Existenz irgendwelcher Götter bezweifeln können?

Neben ihm zitterte Chada immer stärker und als Leander nach ihrer Schulter griff, um sie auf die mysteriöse Genesung aufmerksam zu machen, war sie eiskalt.

Plötzlich bäumte Thorn sich auf und keuchte heftig. Dann atmete er kräftig und unter der Haut konnte Leander das Herz schlagen spüren. Chada brach zusammen.

Sonnenhoch, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Erst viele Umarmungen, Glückwünsche und verbundene Wunden später gelang es ihnen, über die plötzliche Rettung angemessen zu staunen. Chada war noch immer erschöpft und unterkühlt und Leander berichtete von seinen Erlebnissen, von der brennenden Wunde und der eiskalten Chada. Die Bogenschützin murmelte etwas vom Wunder ihrer Göttin und Ken Dorr lachte nur immer wieder euphorisch. Drukil war noch viel zu verblüfft, um etwas zu sagen und Thorn scherzte, dass Chada einfach in Rekas Fußstapfen getreten sei, die ihn früher schon vor dem scheinbaren Tod gerettet hatte. Er staunte über all das Blut auf dem Boden. „Das soll alles von mir sein? Und seht euch nur meinen Umhang an, den kann man fast schon wegschmeißen. Wobei eure auch nicht wirklich besser aussehen.“ Leander konnte fast sein Grinsen hören. „Also Chada, achte doch das nächste Mal besser auf deine Kleidung. Du wurdest im Kampf als einzige nicht verletzt, aber danach hast du dich einfach mit meinem Blut eingesaut.“

Alle lachten. Zu wunderbar war das Erlebte. „Was hast du denn da, Chada?“, fragte Drukil. „Sieht aus wie ein Brandfleck auf deiner Brust. Sieh mal, er bildet eine Raute.“ Leander dachte an das Bild der silbern leuchtenden Raute in seiner Vision. Sollte sie hiermit etwas zu tun haben? Wenn ja, dann war es vielleicht doch kein göttliches Wunder? Das Zeichen von Mutter Natur jedenfalls war ein goldener Baum, keine brennende Raute.

„Seltsam!“, murmelte Chada. „Der Brandfleck ist genau über Mhares Amulett. Aber wenn es so heiß gewesen wäre, dann hätte ich das doch spüren müssen. Und meine Haut ist unverletzt.“ Leander erstarrte. Sie besaß ein rautenförmiges Amulett von Mhare?

„Was ist das für ein Amulett?“, fragte Ken Dorr.

„Es gehörte meiner Mutter Mhare. Sie starb im Winter meiner Geburt und hinterließ mir dieses Amulett. Es ist nichts als ein Erinnerungsstück.“

„Kannst du es mir geben?“, fragte Leander und hoffte, dass das Zittern in seiner Stimme niemandem auffallen würde. Chada reichte es ihm und er fuhr mit seinem Finger über die kunstvolle Oberfläche. Oh, wie hatte er nur so abscheulich *dumm* sein können? Und er hatte allen ernstes *Götter* für das scheinbare Wunder verantwortlich gemacht? Welch Ironie! Er hatte Chada doch heute erst erklärt, dass man zunächst immer nach einer natürlichen Ursache suchen sollte. Es war nur naheliegend, dass die Schmuckstücke Mhares nach ihrem

Tod in den Besitz ihres einzigen Kindes übergehen würden. Aber Chada hatte das Amulett nie erwähnt und Leander hatte keine Augen, mit denen er es hätte bemerken können. Er war davon ausgegangen, dass es schon seit vielen Jahren irgendwo im Wachsamem Wald vermoderte oder längst im Hadrischen Meer versunken war. Er hatte angenommen, die Welt werde es vergessen, und so war es auch aus seiner Erinnerung entschwunden. Ein Kiesel unter vielen, mehr nicht.

„Das besteht aus Silber, oder?“, krächzte er mühsam. *Als ob du das nicht genau wüsstest, Leander! Du willst auf den großen Berg der Lügen doch nicht etwa noch eine häufen?*

Chada bestätigte das und Leander strich gedankenverloren über das Metall. „Die Blätter darauf sind nicht zufällig angeordnet. Wenn mich nicht alles täuscht, bilden sie zwergische Runen, umgeben von einem geometrischen Muster.“ Er tat, als müsse er nachdenken. „Das scheint ... eine Kombination aus zwergischer Runenmagie und der Zeitzauberei Hadrias zu sein. Ein wirklich ungewöhnliches Schmuckstück.“

„Das ist magisch?“, fragte Chada. „Woher hatte meine Mutter es? Weshalb hat mir das bisher niemand gesagt? Und welche Funktion hat es?“

„Die Runen und Muster sind als Blätter und Ranken getarnt“, murmelte er. „Und was die Funktion betrifft: Ich denke, es lässt die Lebenskraft seines Trägers in ein anderes Wesen übergehen. In ein Wesen, das er liebt und das in Lebensgefahr schwebt. Überraschend, dass es so wirkkräftig ist.“

Wenn mich nicht alles täuscht? Das scheint? Ich denke? Warum gibst du dein Wissen nicht einfach zu? So scheinheilig, Leander!

Die anderen mussten diese Neuigkeit verdauen. Sie schwiegen überrascht, während Leander noch immer sein Gewissen hörte, wie es ihn immer weiter quälte.

Weißt du, was du bist, Leander? Du bist ein verlogener, gemeiner, ...

„Du sagtest, du wüsstest, was wir falsch gemacht haben?“, fragte Ken Dorr schließlich. „Hast du also eine Idee? Du bist dir sicher, dass sie dieses Mal funktionieren wird?“

... niederträchtiger, verabscheuungswürdiger, ...

„Ich habe die Aufforderung falsch verstanden, die an der Wand geschrieben stand“, erklärte der Seher. „Es heißt nicht *Nehmt zwei bis fünf*, sondern *Nehmt zwei MINUS fünf*!“

„Also drei?“, fragte Drukil verwirrt. „Aber das haben wir doch.“

„Minus drei!“, korrigierte Leander. „Wir sollen minus drei nehmen, das bedeutet, wir sollen drei geben. Wir müssen dem Orakel drei Apfelnüsse opfern. Das ist die Opferbereitschaft, die geprüft wird.“

... arglistiger, heimtückischer, ...

Leander schlich vorsichtig auf das Loch zu, drei Apfelnüsse in der Hand. Zeit, seine neue Idee auszuprobieren. Aber er war zuversichtlich, dass er recht hatte. Er war überzeugt davon, das Rätsel gelöst zu haben. Er tastete nach dem Loch und streckte seinen Arm hindurch, während er die Stimme seines Gewissens zu überhören versuchte.

... ehrloser, durchtriebener, ...

Er zögerte kurz, dann öffnete er seine Faust. Die Apfelnüsse trafen klackend auf den anderen auf. Auf dem Haufen, den die vorherigen Suchenden hinterlassen hatten.

... heuchlerischer, perfider, ...

Er zog seine Hand zurück und erwartete fast, dass das Ziehen am Rande seiner Wahrnehmung wieder zunehmen würde. Doch es erklang nur ein dumpfes Knarzen. Der tote Baum schien zu erbeben und Thorn rief: „Da vorne! Ein Eingang!“

... verschlagener, schändlicher, ...

Sie stellten sich vor dem Eingang auf. Die anderen beschrieben ihn als dunkel und unheimlich still. Leander roch verfaultes Holz, doch er griff nur kurz seinen Stab fester, sodass seine Wunde an der Schulter sich unter dem frischen Verband straffte. Dann trat er einen Schritt nach vorne. Die Dunkelheit konnte einen Blinden nicht schrecken. Und die Stille hatte er schon immer geliebt.

Er ließ den Bronwald hinter sich, trat ein ins tote Herz des kranken Waldes. Trat in die Dunkelheit, nur vertrieben von dem Bild einer Hütte am Waldrand, einer Schatulle aus Ebenholz und einer rötlich schimmernden Perle. Trat in die Stille, die nur von den Worten seines Gewissens durchbrochen wurde.

... intriganter, hinterhältiger Mörder.

Späte Nacht, 65. Sommertag 42. a.Z.

Östlich des Freien Marktes, Andor

„Ja, ich besitze ihn!“ Ein leises Klicken übertönte die zischende Glut in der Esse, welche die Kälte der Nacht vertrieb. „Von meinem Lehrmeister, einem mürrischen Zwerg namens Duron“, ergänzte die dröhnende Stimme der Schmiedin.

Leander lächelte unter seiner Kapuze und wartete, bis etwas vor ihm auf den Tisch gelegt wurde. Dann streckte er die Hand aus und strich über den glatten Stahl. Die Kälte drang selbst durch seine Handschuhe. „Wie viel?“, fragte er zögernd.

„Zwanzig Goldstücke!“

Leander erstarrte. „Das ist mehr, als Eure ganze Schmiede wert ist!“, stieß er fassungslos hervor.

„Die ganze Schmiede bis auf diesen Helm“, entgegnete die Schmiedin ungerührt. „Wer es sich leisten kann, mir drei Silberlinge zu geben, nur um einen Blick hierauf zu werfen, der wird bestimmt nicht knauserig sein. Dieser Helm ist Jahrhunderte alt und einzigartig.“

„Zwanzig Goldstücke!“, knurrte Leander widerstrebend. „Ich bin einverstanden. Aber kein Wort! Zu niemandem!“

„Natürlich nicht. Von mir und meinem Lehrling abgesehen weiß niemand, dass dieses Ding überhaupt existiert. Daher wundert es mich übrigens auch, wie Ihr davon erfahren habt.“

„Ihr würdet mir vermutlich nicht glauben, wenn ich behaupte, er sei mir im Traum erschienen?“ Leander kicherte verhalten. „Bevor ich ihn erwerbe muss ich noch etwas überprüfen. Habt Ihr einen Dolch?“

Die Schmiedin trampelte davon und erschien kurz darauf wieder. Leander streckte fordernd die Hand aus und nahm die Klinge vorsichtig entgegen. Dann zog er seinen Ärmel zurück.

Die Frau atmete zischend ein. „Eure Haut sieht ungesund aus. Seid Ihr krank?“

„Nicht ansteckend“, murmelte Leander geistesabwesend, während er sich die Spitze ins Fleisch trieb und die Wunde über den Tisch hielt.

„Asche und Schlacke!“, dröhnte die Schmiedin erschrocken. „Was geschieht hier?“ Sie umrundete den Tisch, um einen besseren Blick auf das scheinbare Wunder werfen zu können. „Was für ein Metall ist das?“

„Blutstahl!“, flüsterte Leander und zog die Hand zurück. „Sagt Euch der Name Morn etwas?“

„Fürst Morn, der Durstige. Unter seiner Regentschaft gelang es den Schildzwerge, Bier aus unterirdisch wachsenden Pilzen zu brauen.“

Beeindruckend! Für einen Menschen war sie durchaus bewandert in zwergischer Historie. „Das ist nur ein amüsanter Detail“, erklärte Leander leise. „Seinen Beinamen erhielt er nicht des Bieres wegen, sondern wegen seiner Krone. Dieser Krone.“

Er hörte, wie die Schmiedin sich zum Tisch herabbeugte. „Fürst Morn regierte vor knapp acht Jahrhunderten“, fuhr Leander fort. „Der unterirdische Krieg gegen die Drachen hatte die Schildzwerge fast ausgelöscht und die dunklen Kreaturen waren zahlreich. Eines Tages fielen sie in Cavern ein und entführten Fürst Morns heißgeliebte Tochter Raan. Um sie zu retten, vertraute der Fürst sich der jüngsten und wohl aufsehenerregendsten Entdeckung der zwergischen Schmiedekunst an: Blutstahl, geschmiedet aus Dunkeleisen und Drachenbeinstaub. Eine Legierung, die jeden Tropfen Blut aufsaugt, der sie benetzt. Der hart und schwarz wie Drachenschuppen wird, bis der Lebenssaft verronnen ist. Und wer auch immer ein Objekt aus benetztem Blutstahl mit sich führt, den wird keine der Kreaturen der Drachen angreifen, denn sie riechen die Essenz ihrer alten Meister im Metall. So wagte Fürst Morn ein Experiment: Er ließ sich eine Krone aus Blutstahl fertigen. Eine Krone, größer und schwerer als jeder Helm. So viel Blutstahl auf einem Fleck, so die Idee, sollte den Träger nicht nur vor den Kreaturen schützen, er sollte es ihm ermöglichen, über sie zu befehlen.“

Die Schmiedin keuchte ehrfürchtig auf und Leander atmete tief ein. „Die Meisterschmiede stellten die Krone für ihren Fürsten her. Morn setzte sie auf und als die nächste Schlacht tobte, da benetzte er sie mit dem Blut der Gefallenen. Er befahl den Kreaturen die Flucht, und sie flüchteten. Lachend stand Fürst Morn zwischen seinen toten Kriegern, bis das Blut in der Krone verschwunden war und die Kreaturen zurückkehrten. Denn so viel Blutstahl erforderte auch eine gewaltige Menge Blut.“

Leander hielt seine Wunde erneut über den Tisch und wurde mit einem staunenden Lachen der Schmiedin belohnt. „Fürst Morn setzte seine Krone nicht mehr ab und in der nächsten Schlacht versuchte er es erneut. Weil das Blut schnell verschwand, befahl er bald seinen eigenen Kriegern, sich der Krone zu opfern. Sie rissen sich selbst ihre Adern auf und das Blut trankte den Fürsten. Die Kreaturen flohen, wann immer Morn in ihre Nähe kam, doch als er ihnen befehlen wollte, seine Tochter Raan zurückzubringen, versagte die Macht des Blutstahls. Und so kam der Fürst zu dem Schluss, dass ein Helm allein nicht genügt. Er ließ allen übrigen Blutstahl Caverns zu einer Rüstung einschmelzen, die er fortan nicht mehr auszog. Dornen ragten ins Innere, tranken das Blut des Fürsten, wenn nicht genug Nachschub von außen kam. Und Morn veränderte sich. Aus seiner Liebe zur Tochter wurde Obsession, aus seinen Wünschen Wahnsinn. Jeden Tag mussten zehn gesunde Zwerge all ihr Blut geben, um die Rüstung zu versorgen und damit ihren Fürsten am Leben zu halten. Daher erhielt der Fürst den Beinamen: Der Durstige.“

Leander seufzte schwer. „Eines Tages trat ein junger Schmied zum Fürsten, der Blutstahl näher erforscht hatte. Er hatte an gefangenen Feinden experimentiert und etwas herausgefunden: Die Kreaturen verschonten einen Träger von Blutstahl nicht aus Gehorsam gegenüber ihren verstorbenen Meistern, sondern aus Furcht vor denjenigen, die sie getötet haben mussten. Ganz egal, wie viel Blutstahl Fürst Morn noch zu seiner Rüstung hinzufügen würde, er würde den Kreaturen niemals befehlen können, Raan zurückzubringen. Er würde nur dafür sorgen können, dass sie noch schneller vor ihm flohen. Der Fürst hörte sich den jungen Schmied geduldig an, dann ließ er ihn hinrichten.“

Und weiterhin verloren jeden Tag zehn Zwerge ihr Leben, um Rüstung und Krone zu nähren. Und weiterhin gelang es dem Durstigen nicht, den Kreaturen die Herausgabe seiner Tochter zu befehlen. Es vergingen sechs Monde, bis der wahnsinnige Fürst gestürzt werden konnte. Sechs Monde, in denen das Volk der Schildzwerge sich fast halbierte, ohne dass eine einzige Schlacht gegen die Kreaturen geschlagen wurde. Seine Rüstung wurde zerstört und in die heißesten Magmagruben der Tiefminen geworfen. Seine Krone jedoch, so heißt es, blieb verschont, um die Zwerge an dieses dunkle Kapitel ihrer Geschichte zu erinnern. Unter den wenigen, die heute noch von ihr wissen, gilt sie als verschollen.“

Die Schmiedin atmete schwer. „Es scheint, als habe ich ein schlechtes Geschäft gemacht. Ich wette, woanders hätte sich für Morns Krone noch mehr herausschlagen lassen. Aber verkauft ist verkauft. Gebt mir das Gold und zieht Eurer Wege.“

„Wisst Ihr, was Fürst Morns Verhängnis war?“, fragte Leander nachdenklich und trat direkt neben die Schmiedin. „Es war die Gier. Die Gier nach immer mehr Blut. Es scheint, dass es stets die Gier ist, die den Besitzer dieser Krone zugrunde richtet.“

Leander stieß zu. Der Dolch durchtrennte ihre Kehle mühelos und nur ein gequältes Röcheln drang noch über ihre Lippen. Ihr Blut lief warm über seine Hände und benetzte zweifelsohne auch den Helm auf dem Tisch. Sie sank tot zu Boden und Leander ließ mit zitternden Händen die Waffe fallen. Zum ersten Mal hatte er gemordet, zum ersten Mal hatte er selbst den tödlichen Streich geführt. Er wusste, dass er das Gefühl des Blutes auf seiner Haut nicht mehr würde vergessen können, aber anders hätte er den Fluch nicht brechen können.

„Ihr hättet nicht zwanzig Goldstücke verlangen sollen“, flüsterte er. „Zehn, und ich hätte Euch vielleicht leben lassen. Aber zwanzig habe ich nicht mehr. Die Gier war auch Euer Verderben.“

Leander bückte sich und tastete auf dem schlüpfrigen Untergrund nach dem Dolch. Seine Handschuhe würde er wohl ersetzen müssen. Schließlich fand er die Waffe und atmete tief durch. Die Schmiedin hatte doch von einem Lehrling berichtet, der ebenfalls von der Blutkrone wusste. Vermutlich schlief er hinten. „Einer oder zwei, was macht das schon?“, fragte sich Leander leise.

Der Seher stopfte die Krone in einen groben Sack, dann schlich er um die Esse herum. „Mit der Macht des Blutes gekrönt ...“, wisperte Leander, während er seine Gabe nutzte, um sich in der Schmiede zurechtzufinden und keine Geräusche zu verursachen.

„Nicht mehr lange, Auserwählter.“



x – Drei Rätsel und drei Fragen

Sonnenhoch, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Der hölzerne Eingang schloss sich mit einem dumpfen Knarzen hinter ihnen, doch überraschenderweise wurde die fünfköpfige Gruppe nicht in tiefste Dunkelheit getaucht. Aus dem Gang vor ihnen glühte ein gedämpftes grünliches Licht. Dennoch dauerte es einige Zeit, bis sich Chadas Augen an das Zwielight gewöhnt hatten.

Auch vollkommen still war es nicht, neben ihren Atemgeräuschen hörte sie ein durchgehendes Ächzen. Der Baum, in dem sie waren, mochte tot sein, aber auch er beugte sich dem Wind. *Aus Tod erwächst neues Leben*, lautete einer der Leitsätze von Reschael, dem ersten Propheten von Mutter Natur, und ein Schaudern durchfuhr Chada, als sie überlegte, was außer den Drei Schwestern noch alles hier hausen mochte.

Thorn nahm seinen Arm von ihren Schultern und untersuchte die ehemalige Öffnung hinter ihnen. Die Stelle, an welcher der Arm gelegen hatte, fühlte sich noch kälter an als der Rest ihres Körpers. Nur mit Mühe konnte sie ein Zittern unterdrücken. Die Eiseskälte, die

sie erfasst hatte, als sie sich über den verwundeten Thorn gebeugt hatte, hielt sie noch immer gefangen, außerdem war sie entsetzlich müde und fühlte sich, als hätte sie seit Tagen nichts gegessen. Von Thorn abgesehen hatte niemand bemerkt, wie elend ihr zumute war. Doch selbstverständlich war das Leben des Kriegers ihr all die Strapazen wert.

Mit ihrer Hand umklammerte sie das rautenförmige Amulett ihrer Mutter Mhare, dessen Ränder tief in ihr Fleisch schnitten. Nie wieder wollte sie das Kleinod loslassen, das Thorn gerettet hatte.

Hinter ihr murmelte der Krieger etwas, anhand des Tonfalls erkannte sie, dass er nicht eben erfreut war. Mühsam drehte Chada sich um und betrachtete die Wand, wo sich soeben noch eine Öffnung befunden hatte. Allzu viel konnte sie im Dunkeln nicht ausmachen, doch wenn sie es nicht besser wüsste, sie hätte hier niemals einen Ausgang vermutet. Drukil neben ihr hob sein Schwert und wollte auf das Holz einhacken, doch Chada hielt ihn schweigend zurück. Gewiss wäre das Orakel nicht erfreut, wenn die Suchenden seine Heimstatt beschädigten.

„Öffne dich, du dumme Wand!“, rief Thorn erbost. „Ich weiß, dass du eigentlich gar keine bist.“

„Ich bezweifle, dass ein paar Worte ...“, setzte Ken Dorr an, brach jedoch ab, als die Wand sich zu regen begann. Plötzlich fiel Sonnenlicht hindurch und brannte in Chadas grünen Augen; der Ausgang öffnete sich knarzend. Die Helden und der Dieb betrachteten staunend die Öffnung, doch als niemand Anstalten machte, den Baum zu verlassen, verschloss sie sich wieder.

„Immerhin beruhigend, dass der Rückweg nicht versperrt ist“, meinte Ken schließlich.

„Wir werden erst dann den Rückweg antreten, wenn wir haben, weshalb wir hier sind!“, fauchte Chada ihn an, doch schon im nächsten Moment schämte sie sich ihres Tonfalls. Der Dieb hatte keinen Zorn verdient. Sie dachte an den Schmerz, der angesichts von Thorns bevorstehendem Tod auch in seiner Stimme gelegen hatte. Daran, wie er erst in der Höhle des Giganten und vor einer Stunde erneut dem blinden Leander zu Hilfe geeilt war, ohne einen Moment zu zögern. Und sie wusste, dass jede ihrer Unternehmungen, den Ewigen Rat zu besiegen, auf seinem Plan fußte. Widerstrebend musste sie anerkennen, dass er sich in der letzten Zeit als hilfreicher Gefährte erwiesen hatte.

Doch selbstverständlich durften sie ihm nicht vertrauen. Ken Dorr war ein begnadeter Täuscher und sie wollte nicht ausschließen, dass auch sein Mitgefühl nur gespielt gewesen war. Vielleicht hatte er nur vorgeblich um den sterbenden Thorn getrauert, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Aber ihr Gefühl sagte etwas anderes, und bisher hatte Chada sich immer auf ihr Gefühl verlassen können.

„Nun denn!“, sagte Leander schließlich und deutete mit seinem Stab zielsicher auf den Gang, der tiefer ins Innere des Baumes führte. „Wollen wir?“

Der Gang bestand zu allen Seiten aus einem Geflecht aus trockenen schwarzen Wurzeln, die ab und an zuckten, pulsierten und sich regten. Chada fühlte sich wie in einem großen Schlangennest. Dafür, dass dieser Baum angeblich tot war, war er für ihren Geschmack deutlich zu aktiv.

Der Boden war uneben und Leander kam deshalb und wegen seines verletzten Beines nur langsam voran. Chada lief an der Spitze, nicht aus Neugierde, sondern weil es von ihr erwartet wurde.

Sie spähte hinter einer besonders dicken Ranke hervor und zog ihren Kopf schnell zurück. Auf der anderen Seite, in einer kugelrunden Kammer, deren Wände zu allen Seiten grün glühten, stand ein dunkler Bergskral! Mit einer Geste ließ sie die anderen innehalten. Ein einzelner Skral war zwar zu besiegen, doch sie alle waren verwundet und erschöpft. Sie legte einen Pfeil auf ihren Bogen, während die anderen verunsichert ihre Waffen bereithielten. Mit knappen Bewegungen verständigten sie sich, dann sprangen sie im selben Moment hinter der Ecke hervor. Nur Leander, der von den Gesten nichts mitbekommen hatte, blieb zurück.

Chada zielte mit ihrem Pfeil auf die Brust des Skrals, doch bemerkte ihren Irrtum, als ihr auffiel, dass sie dahinter leicht verschwommen die grüne Wand ausmachen konnte. Das Wesen bestand nur aus blassen, durchscheinenden Schatten, die Augen, mit denen es sie ruhig anblickte, glühten weiß.

„Das ist ein Gespenst“, murmelte Thorn, senkte sein Schwert jedoch nicht. Die Sporne hatte ihnen allen verdeutlicht, wozu auch Geister in der Lage waren.

„*Willkommen, Suchende, zur zweiten Prüfung: Der Prüfung der Weitsicht*“, sprach der Skral plötzlich mit einer weiblichen Stimme, gebrechlich und tonlos. Chada erinnerte sich, sie schon bei der Begrüßung des Orakels vernommen zu haben. „*Sie prüft Eure Besonnenheit, Eure Zielstrebigkeit und Eure Fähigkeit, zwischen den vielen Wegen in die Zukunft den richtigen zu finden. Die Zukunft mag wandelbar erscheinen, doch weder Sterbliche noch Verstorbene können sie ungeschehen machen. Sie ist ein Weg ohne Umkehr, ein dunkler Schleier des Träumers. Dies ist Eure letzte Möglichkeit, den Prüfungen und Antworten zu entkommen.*“

Chada ließ ihren Bogen sinken und trat vorsichtig näher, bereit, ihn jederzeit wieder zu heben, auch wenn das gegen die gespenstische Sporne nur wenig Erfolg gezeigt hatte. „Wir wollen uns auch der zweiten Prüfung stellen!“, verkündete sie mit mehr Gewissheit, als sie empfand.

„*So kommt näher, Suchende, und tretet ein. Findet den Weg zum Orakel der Geister.*“ Mit diesen Worten deutete der Skral auf die Wand hinter sich, die sich daraufhin mit dem bereits bekannten Knarren öffnete. Dahinter lag ein Gang, auch er aus grün glühenden Wurzeln geformt. Dann verwirbelte der Skral, die Schatten bildeten einen dunklen Strudel und verschwanden im Boden.

Chada ging zielstrebig auf die Öffnung zu. Währenddessen erkannte sie, dass das grüne Leuchten von trockenen Moosen ausging, die auf den toten Wurzeln wuchsen. Dieselben Moose, die auch in der Agrenkolonie alles überwuchert hatten. Doch dort hatten sie ein sanftes, beruhigendes Glühen abgegeben, hier dagegen tauchten sie alles in ein unangenehm fahles Licht. Flüchtig fragte sich Chada, welch seltsame Pflanze dieses Moos war, da es augenscheinlich sowohl auf hartem Fels als auch auf totem Holz gedieh, doch sie entschied, dass die Prüfung der Weitsicht ihrer ganzen Aufmerksamkeit bedurfte.

Um die entstandene Öffnung glühte das Moos weniger hell und wirkte im Vergleich geradezu dunkelgrün, nur langsam verschwand der Abdruck. Ohne zu zögern trat Chada über die dunkle Schwelle und wartete, bis die anderen zu ihr aufgeschlossen waren. Kaum hatte auch Leander den dunkleren Streifen überquert, schloss sich die Öffnung hinter ihnen mit einem lauten Ächzen wieder.

Noch immer wortlos folgten sie dem Gang, bis sie an die erste Weggabelung kamen.

Früher Nachmittag, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

„Offensichtlich besteht die Prüfung der Weitsicht daraus, einen Weg durch das Labyrinth zu den Drei Schwestern zu finden“, erklärte Leander.

„Wir könnten eine Fackel entzünden und uns vom Rauch leiten lassen“, schlug Thorn vor. „Das hat uns durch unser letztes Labyrinth geführt.“

Der blinde Seher schüttelte seinen Kopf und im fahlen Licht der Moose glänzte seine blaue Haut türkis. „Rauch strebt stets dem Ausgang entgegen, aber nach dem, was ich gehört habe, hat sich der hinter uns geschlossen. Und selbst wenn er wieder offen ist, zu unserem Ziel gelangen wir so nicht, sondern höchstens zurück.“

„Das ist ein schlechter Ort für die Rote Katze. Sie wird alles verschlingen“, murmelte Drukil schauernd. Er strich vielsagend über das trockene Moos, dessen Leuchten unter seiner Berührung verblasste. „Warum nicht den Weg markieren? Einen Pfeil in jeden Durchgang schlagen.“

„Das ist kein schlechter Vorschlag“, meinte Ken Dorr anerkennend. „Alternativ könnten wir unser Seil mit Schnüren verlängern, hinter uns auslegen und so unseren Weg immer zurückverfolgen. So riesig ist dieser Baum jetzt auch nicht, dass die Schnüre uns ausgehen könnten.“

Chada musste anerkennen, dass auch Kens Vorschlag nicht schlecht war, doch Leander sah das anders. „Die Seile sind umständlich, kosten Zeit und könnten uns sehr wohl ausgehen. Auch in einem scheinbar kleinen Irrgarten können sich lange Wege verbergen, außerdem garantiert uns diese Taktik zwar einen sicheren Rückweg, ob wir zum Ziel gelangen bleibt allerdings dem Zufall überlassen.“

„Also Drukils Idee?“, fragte Ken Dorr resigniert und Chada konnte ihm anhören, dass er vermutete, sein Vorschlag sei nur abgelehnt worden, weil er von ihm stammte.

„Drukils Vorschlag ist sogar noch schlechter“, erwiderte Leander abfällig. „Auch hier verläuft die Suche willkürlich anstatt systematisch, doch dazu kommt noch, dass wir die Pfeile nicht auseinanderhalten können. Kommen wir auf einem neuen Weg zu einer bereits besuchten Kreuzung, so können wir unseren Weg nicht eindeutig zurückverfolgen und wir werden uns verirren.“

Drukil schnaubte empört, doch Leander fuhr unbeirrt fort: „Ich bevorzuge eine andere Taktik, ebenso simpel wie genial. Kennt ihr nicht den Vers?

Folge mit deiner Hand

nur immer einer Wand

so kommst du ohne Arbeit viel

zu deinem heiß ersehnten Ziel.“

Chada hatte schon von einer solchen Lösung gehört und sie immer als Unsinn abgetan. Wieso sollte es helfen, immer in eine Richtung zu gehen? Der Erbauer des Labyrinths müsste schon außergewöhnlich berechenbar sein, damit das funktionierte. Doch dass Leander jetzt diesen Rat gab, zwang sie dazu, ihre Meinung zu überdenken. Sie wusste um die Klugheit des Sehers, erahnte allerdings noch immer nicht, weshalb sein Vorschlag hilfreich sein könnte. Auch Drukil blinzelte verständnislos und Thorn lachte unsicher. Einzig Ken Dorr wiegte nachdenklich den Kopf und nickte dann lächelnd.

Leander, der sich das Unverständnis seiner Gefährten anscheinend denken konnte, kratze mit seinem Stab ein Rechteck auf den Boden, etwa einen halben Quadratschritt groß.

Anschließend malte er ein verwirrendes Muster aus Strichen hinein. Wo der Stab die Moose berührte, färbten sie sich dunkel.

„Wir sind hier“, legte er fest und zeichnete ein Kreuz an den Rand des Labyrinths. „Und hier wollen wir hin.“ In der Mitte des Rechtecks entstand ein dunkelgrüner Kreis. „Jetzt folgt mit euren Blicken vom Kreuz aus immer einer Wand, und ihr werdet sehen, dass ihr früher oder später automatisch zum Ziel gelangt.“

„Aber die Wand endet da vorne“, bemerkte Drukil.

„Dann gehst du auf der anderen Seite wieder zurück!“, erklärte Leander geduldig.

Chada fixierte das Kreuz und betrachtete dann die Wand links davon. Sie entdeckte einige Sackgassen, doch folgte konsequent bis an ihr Ende und auf der anderen Seite zurück. Währenddessen bestaunte sie die Präzision, mit der Leander das Labyrinth aufgemalt hatte. Obwohl er seine Striche nicht sehen konnte, waren sie alle parallel oder rechtwinklig, der Abstand von einer Wand zur anderen war überall annähernd identisch und es gab keine Lücken zwischen den Strichen, abgesehen von den Orten, die klar als Durchgang zu erkennen waren. Das alles hatte er in wenigen Herzschlägen erdacht und aufgezeichnet.

Schließlich gelangte Chadas gedachter Weg zu dem Kreis im Zentrum. „Ich bin da. Aber dass es in diesem einen Fall funktioniert, bedeutet noch lange nicht, dass das immer ...“

„Denk doch logisch darüber nach“, unterbrach Leander sie. „Wohin soll dein Weg denn führen? Angenommen du würdest auch jetzt, nachdem du am Ziel angekommen bist, weiterhin deiner Wand folgen, so kämst du irgendwann zum Ausgang zurück, nachdem du *jeden* Ort und jede Kreuzung besucht hast. Mein Vorschlag führt in fast allen Fällen zum Ziel.“

„Warum nur in *fast* allen Fällen?“, wollte Thorn wissen.

„Es gibt nur drei mögliche Ausnahmen“, versicherte Leander. „Erstens könnte es einen zweiten Ausgang geben. In diesem Fall kann man das Labyrinth verlassen, ohne zum Ziel gelangt zu sein. Aber einen Ausgang werden wir schon als solchen erkennen, wenn es so weit ist. In diesem Fall ignorieren wir ihn und tun so, als sei dort eine Wand, dann hat sich diese Möglichkeit erübrigt.“ Während er das sagte tippte er mit dem Stab auf eine Stelle am Rand der Rechtecks.

„Zweitens kommt man nicht zum Ziel, wenn das Labyrinth unlösbar ist. In diesem Fall funktioniert allerdings auch nichts anderes.“ Er malte einen Strich vor den Kreis und mauerte ihn damit gewissermaßen ein.

„Drittens könnte das Ziel in einer geschlossenen Schleife liegen. Das ist der einzige Fall, in dem die Taktik wirklich versagt.“ Er legte das Ende seines Stabes zielsicher auf eine der Wände in der Mitte des Rechtecks und sagte: „Stellt euch vor, hier wäre ein Durchgang. Und dann folgt noch mal vom Kreuz aus einer Wand.“

Chada folgte seiner Anweisung. Schließlich kam sie wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück, gelangte erneut zum Kreuz. Sie erkannte, dass sie jetzt ewig den immer gleichen Wänden folgen könnte, ohne zum Ziel zu gelangen, denn der Kreis befand sich gewissermaßen in einer Insel, rundum von einem schmalen Gang umschlossen. Es erfüllte sie mit unangebrachter Genugtuung, dass auch Leanders Plan nicht fehlerfrei war, doch zugleich wuchs auch ihr Respekt vor ihm noch weiter. Er hatte das Labyrinth nicht nur makellos gezeichnet, sondern anscheinend auch exakt im Gedächtnis behalten, wo welche Striche waren und direkt gewusst, welche Wand er entfernen müsste, um seinen eigenen Plan zu entkräften.

„Dann sollten wir vielleicht doch lieber mit Seilen arbeiten?“, überlegte Drukil.

„Das ist unnötig“, widersprach Leander. „Falls die Drei Schwestern sich tatsächlich in einer solchen Schleife aufhalten sollten, so werden wir zumindest mit absoluter Gewissheit wieder hierher zurückkehren. Wenn ihr euch merkt, wie dieser Ort hier aussieht, erkennen wir ihn wieder, wenn es so weit ist. Dann können wir immer noch überlegen, was wir stattdessen tun.“

Chada spähte nachdenklich in die beiden Gänge, die von hier abzweigten. Jeder der beiden Eingänge war von einem Band aus weniger stark leuchtenden Moosen umgeben, wie schon der Eingang ins Labyrinth, der sich hinter ihnen geschlossen hatte. Zusammengenommen wirkten die dunkelgrünen Ringe wie ein paar großer Augen, das sie durch das Zwielflicht anstarrte.

Sie warf einen letzten Blick auf das Labyrinth, das Leander auf den Boden gemalt hatte. „Wir folgen deinem Rat, Leander“, entschied sie entschlossen. Niemand widersprach.

Sie trat vor die beiden Gänge und betrachtete versonnen die dunkelgrünen Spuren, die ihre Füße durch die Berührung mit dem Moos hinterließen. Froh, nicht ganz ohne Markierung loszugehen, fragte sie: „Also? Wollen wir der linken oder der rechten Wand folgen?“

Später Nachmittag, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Stumm stapften sie durch die Gänge. Leander humpelte voran und streifte dabei die linke Hand stets über die grün glühenden Wurzelstränge, einen dunkelgrünen Strich hinter sich herziehend. Die anderen folgten ihm und und blickten sich vorsichtig um. Chadas Beine waren schon längst müde, Thorns Heilung hatte sie zu stark entkräftet. Sie konnte ein Zittern nicht ganz unterdrücken und spürte sofort Thorns besorgten Blick auf sich ruhen. Sie schüttelte kurz den Kopf und der Krieger bedrängte sie nicht.

Sie setzte weiter einen Fuß vor den anderen. Ihr Atem ging schwer, übertönt von ihren dumpfen Schritten und dem andauernden Knarzen des toten Baumes. Die Gesichter der anderen waren bleich im grünen Licht und das getrocknete Blut auf ihrer Kleidung wirkte schwarz.

Sie hatten erst wenige Schritte hinter sich, vielleicht der fünfte oder zehnte Teil einer Stunde war vergangen, doch schon jetzt war sie erschöpft. Ihr einziger Trost war, dass das Labyrinth allzu groß nicht sein konnte. Das verbrannte Herz des Todes war gigantisch für einen Baum, doch letztendlich war der Stamm auch nicht mehr als fünfzig Schritt breit. Das machte eine Fläche von ... Chada gab es auf. Zu viele Zahlen hatte sie noch nie sonderlich gemocht.

Chadas dunkles Haar hing ihr ins Gesicht, doch sie besaß nicht mehr die Kraft, es beiseite zu schieben. Eine seltsame Strähne fiel ihr auf. Sie schimmerte grün im Licht der Moose, doch als Chada sie genauer betrachtete, wurde ihr klar, dass sie silbern sein musste. *Ich zähle noch keine 35 Sommer und habe schon graues Haar*, dachte sie verbittert. Ein Ergebnis ihres beschwerlichen Lebens. Oder vielleicht eher eine Folge der magischen Heilung Thorns? *Es lässt die Lebenskraft seines Trägers in ein anderes Wesen übergehen.* Hatte das Amulett ihrer Mutter ihr nicht nur Kraft gestohlen, sondern auch Lebensjahre?

Sie wischte die graue Strähne nun doch beiseite, gerade rechtzeitig, um die dunkelgrüne Fläche an der rechten Wand zu sehen. Erstaunt blieb sie stehen und betrachtete den Streifen. Er reichte quer über die Wurzeln, vom Boden bis zur Decke des Ganges und war in der

Mitte etwa den vierten Teil eines Schrittes breit, nach oben und unten hin etwas schmaler. Chada legte ihre Hand daneben und hinterließ einen Handabdruck in der selben Farbe. Die Moose glommen hier nur schwach, etwas hatte die Wand berührt! Verzweifelt überlegte sie, welches Wesen einen derartigen Abdruck hinterlassen könnte. Es gab keine Spuren in der Nähe, nur diesen ovalen Streifen.

Die anderen stockten und betrachteten sie. Leander drehte sich mit fragendem Gesichtsausdruck um, anscheinend war ihm selbst über das laute Ächzen und Knarren des Baumes hinweg aufgefallen, dass die gedämpften Schritte der anderen verstummt waren.

Chada wandte sich kopfschüttelnd ab. „Lasst uns weitergehen!“, sagte sie schwach.

Bald schon kamen die Abzweigungen öfter, die Kreuzungen lagen dichter beisammen. Sie liefen in einige Sackgassen, doch Leander verlor nicht seine Zuversicht und beteuerte nur weiterhin, dass seine Taktik zielführend sei.

An den Wänden prangten immer wieder die merkwürdigen dunklen Streifen, manchmal nur an einer Wand, dann wieder als Ring einmal rundum. Nach einer Weile vermutete Chada einfach eine Anomalie der trockenen Pflanzen dahinter. Oder vielleicht war das Holz unter den Stellen auch etwas feuchter oder trockener? Sie gewöhnte sich an den Anblick und dachte nicht mehr allzu oft darüber nach.

Der Leichnam kam für sie alle überraschend. Er war nur noch ein Skelett, Ranken wuchsen auch durch die Rippen und er war so dicht von den glühenden Moosen überwuchert, dass sie ihn zuerst gar nicht bemerkt hatten. Erst das trockene Knacken, als Leander auf das morsche Schienbein trat und es in der Mitte zerbrach, machte sie auf die Gebeine aufmerksam. Thorn beugte sich nach unten und blickte traurig auf den an der Wand sitzenden Toten. Was die Gebeine überhaupt in ihrer Form hielt, konnte Chada nicht erkennen. Vorsichtig hob Thorn den abgebrochenen Fuß empor und riss einige Moose vom Bein, die augenblicklich erloschen. Der Knochen, der darunter zum Vorschein kam, war dunkelgelb, was auf ein hohes Alter schließen ließ.

Chada beugte sich vor den Schädel. Die von Leuchthmoos bedeckten Augenhöhlen starrten blind auf einen der dunkelgrünen Streifen an der Wand gegenüber. Anhand des gedrungenen, doch fast menschengroßen Skelettes schloss Chada, dass die Gebeine zu einem Agren gehörten. Ein Suchender des Bergvolkes, der die Prüfung der Weitsicht nicht lebend überstanden hatte?

Thorn legte den abgebrochenen Fuß neben den Körper und forderte, den Agren zu bestatten, doch Ken Dorr winkte verächtlich ab. „Er ist tot, vermutlich schon seit Jahrhunderten. Sein Name ist ausgelöscht, niemand erinnert sich auch nur an seine Existenz. Wir helfen weder ihm noch sonst jemandem, wenn wir uns diese zusätzliche Mühe machen. Die bisherigen Suchenden, die ihn gefunden haben, ließen ihn auch liegen. Und wo sollen wir ihn hier bitte begraben?“

Chada fand es respektlos, doch nachdem auch Leander forderte, Kraft und Zeit nicht an einer Leiche zu verschwenden, willigte Chada schließlich widerstrebend ein, ihn liegenzulassen. Um ihn zu begraben hätten sie ohnehin erst ein Loch in die Wurzeln hacken müssen, und es war ungewiss, ob die Drei Schwestern diese Ausrede gelten lassen würden. Also ließen sie den Toten unangetastet.

Sie liefen länger durch das Labyrinth, als Chada für möglich gehalten hätte. Leanders Suche verlief systematisch, was zwar dazu führte, dass sie ihr Ziel früher oder später in jedem Fall erreichen würden, doch den kürzesten Weg nahmen sie nicht. Nach fast einer Stunde stießen sie plötzlich auf die dunkelgrünen Fußspuren auf dem Moosteppich. Sie führten von rechts an ihrem Gang vorbei und verschwanden nach links im Halbdunkel.

„Das ist unsere eigene Fährte!“, meinte Drukil nach einem kurzen Blick. „Wir sind im Kreis gegangen, Leander!“

„Das macht überhaupt nichts!“, antwortete der Seher gereizt. „Es ist, wie auf der einen Seite in eine Sackgasse hineinzulaufen und auf der anderen Seite wieder herauszukommen. Dann läuft man auch an an seinen eigenen Spuren vorbei. Diese ganzen Gänge hinter uns waren gewissermaßen eine einzige Sackgasse.“

„Wir laufen aber nicht an den Spuren vorbei, wir müssen ihnen – wenn wir an deiner Taktik festhalten – folgen“, erwiderte Chada skeptisch.

„Es spricht nichts dagegen, der gleichen Spur in die entgegengesetzte Richtung zu folgen.“

„Aber es wäre nicht die entgegengesetzte Richtung, sondern dieselbe. Wir sind tatsächlich im Kreis gelaufen!“

„Dann waren wir bereits wieder bei unserem Ausgangsort?“

Chada runzelte verwirrt die Stirn. Dort waren sie ganz gewiss nicht gewesen, das wäre ihnen allen aufgefallen. Sie spähte nach links, ihr Blick huschte über die von ihnen wegführenden Spuren auf den grünen Wurzeln. Leanders Vorschlag folgend müssten sie die gleiche Richtung erneut einschlagen. Ein dumpfer Zorn stieg in ihrer Brust auf. Sie war Leanders Ratschlag gefolgt, hatte auf seine Klugheit und Überzeugung vertraut! Ehe sie jedoch etwas sagen konnte, sagte Ken Dorr vorsichtig: „Ich fürchte, wir müssen den Fehler nicht nur bei Leander, sondern bei uns allen suchen. Seht doch, die Fährte kommt von rechts. Eigentlich hätten wir, der linken Wand folgend, in den Gang einbiegen müssen, aus dem wir gerade kamen. Die Spuren führen jedoch einfach daran vorbei.“

Die Helden erstarrten und musterten ihre alten Spuren, die den Gang zur linken Seite einfach ignorierten. Ihr Schweigen wurde nur vom unaufhörlichen Knarzen des Baumes durchbrochen.

„Wie konnten wir einfach eine Abzweigung übersehen?“, fragte Thorn fassungslos. „Wir können doch unmöglich alle komplett blind gewesen sein!“

Chada trat an die Wand neben dem Ausgang und betrachtete verwirrt die Linie, die Leander an der Wand hinterlassen hatte, als er mit seiner Hand über die Wurzeln strich. Von rechts kommend brach sie am Eingang in den Seitengang plötzlich ab, um auf der anderen Seite fortgesetzt zu werden.

„Ich kann es mir nicht ansatzweise erklären“, antwortete sie schließlich.

Letztendlich entschieden sie auf Leanders Anraten, vom Ort ihres unverständlichen Fehlers aus dem Weg zu folgen, den sie eigentlich hätten einschlagen müssen, also an der linken Wand entlang wieder zurückzugehen. Sie nahmen sich vor, in Zukunft noch aufmerksamer zu sein und hofften, dass ein solcher Vorfall sich nicht wiederholen werde.

Vergeblich, wie sich herausstellen sollte. Nur wenige Kreuzungen später trafen sie erneut ihre eigenen Fußspuren, wieder in einer Position, die eigentlich nicht möglich wäre, es sei denn sie hätten einen Seitengang übersehen.

„Wir können nicht ausschließen, dass jemand uns bewusst täuscht“, überlegte Leander verzweifelt. „Etwas hinterlässt Spuren, um uns in die Irre zu leiten.“

Drukil schnaubte verächtlich. „Du willst einfach nicht einsehen, dass deine Taktik versagt hat.“ Er malte einen Pfeil an die Wand. „Hier gehen wir lang, und in Zukunft markieren wir all unsere Wege so. Fertig!“

„So verirren wir uns nur!“, warnte Ken Dorr skeptisch.

Chada schüttelte traurig den Kopf und blickte in die gleichförmigen Gänge, die sich in alle Richtungen erstreckten. Sie waren schon viel zu lange unterwegs, länger als in einem Irrgarten dieser Größe möglich sein sollte. „Haben wir das nicht längst?“

Sie alle folgten Drukil, wenn auch im Falle von Ken Dorr und Leander nur widerstrebend. Der Blinde war noch immer der Meinung, die Fährte sei nur eine Täuschung, die von anderen hinterlassen wurde, doch er konnte die Spuren ja auch nicht sehen. Wenn sie nicht echt waren, dann hatte sich irgendjemand wirklich große Mühe gegeben.

„Seht mal, wen wir da haben!“, rief Thorn müde. „Unser toter Freund ist wieder da.“

Tatsächlich lehnte ein Skelett an der Wand, in der gleichen Haltung wie vorhin. Chada schenkte ihm nur einen kurzen Blick, dann stapfte sie weiter. Doch plötzlich erstarrte sie. Der letzte Tote hatte auf einen der dunkelgrünen Streifen gestarrt, der hier blickte jedoch in den Eingang auf der gegenüberliegenden Seite. Es war ein anderer, ein zweites Opfer der Prüfung! Sie wollte ihre Erkenntnis gerade mitteilen, als ihr Blick auf das abgebrochene Schienbein fiel und auf den von Moosen befreiten Knochenfuß, der daneben lag.

„Er hat sich bewegt!“, flüsterte sie entsetzt und wich einen Schritt zurück. „Nur durch die Macht des Schwarzen Baumes konnten die Krahder ihre untoten Diener kontrollieren. Was wenn hier, im ersten Herz des Todes, ein Teil der Macht zurückgeblieben ist?“

„Beruhige dich, Chada!“, entgegnete Thorn. „Deine Augen spielen dir einen Streich.“

„Aber achtet doch darauf, wohin er blickt! Bei unserem letzten Besuch hat er die Wand angeschaut, jetzt schaut er den Gang dort hinunter!“

„Das stimmt nicht, Chada“, behauptete Ken Dorr. „Er hat seinen Kopf nicht gedreht, ansonsten müsste das Moos an seinem Hals entweder zerrissen sein oder zumindest durch den Druck darauf weniger stark leuchten. Er ...“ Ken Dorr riss die Augen auf und erbleichte. „Du hast recht, vorhin blickte er auf die Wand, jetzt in den Gang“, sagte er dann. „Aber nicht das Skelett hat sich verändert. Sondern die Wand.“

Verblüfft starrte Chada in den Eingang. Tatsächlich, vorhin hatte das Skelett noch nicht an einer Kreuzung gesessen. Wo zuvor noch ein dichter Wurzelteppich gehangen hatte, öffnete sich nun einer der grün glühenden Gänge.

„Verdammt!“, fluchte Leander. „Wir hätten es wissen müssen! Deshalb hat es nicht funktioniert, immer einer Wand zu folgen. Deshalb haben wir Gänge scheinbar übersehen. Ein sich veränderndes Labyrinth!“

„Und daher kommt das unablässige Knarzen“, ergänzte Ken Dorr. „Wir haben gewusst, dass sich die Wände verändern können, dass die Eingänge sich öffnen und schließen können. Und wir wussten sogar, dass dies mit lauten Geräuschen vonstattengeht. Dennoch hätte der Geist uns ruhig warnen können.“

„Das hat er“, meinte Leander und lachte bitter. „*Die Zukunft mag wandelbar erscheinen*. Er hat es uns gesagt, aber wir haben nicht zugehört. Dabei wussten wir schon von der ersten Prüfung, dass nichts hier so offensichtlich ist, wie es scheint.“

„Und jetzt?“, fragte Drukil ungeduldig. „Wir haben das Rätsel gelöst, also können wir durch?“

„Eure Fähigkeit, zwischen den vielen Wegen in die Zukunft den richtigen zu finden“, widersprach Chada. „Wir müssen den richtigen Weg finden. Nur mit dem Unterschied, dass dieses Finden anspruchsvoller wird als erwartet.“

Sie betrachtete den Eingang, in den das Skelett starrte. Wie an so vielen Stellen war auch hier ein dunkelgrüner Ring einmal rundherum. „Seht ihr diesen Abdruck? Er ist genau dort, wo früher nur eine Wand war.“

„Wenn die Wurzeln auseinandergleiten, dann haben sie sich zuvor irgendwo berührt. Denkbare, dass dabei ein solcher Abdruck auf den Moosen zurückgelassen wird“, überlegte Thorn mit leuchtenden Augen. „Und wenn der Eingang sich wieder schließt, dann bleibt ein ovaler Abdruck an der sonst so unauffälligen Wand zurück.“

Chada stellte sich vor, wie der Eingang sich gleich einem gigantischen Maul schloss. Wie die Stränge sich zwei Lippen gleich zusammenschoben. War der Mund offen, formten sie einen Ring, war er geschlossen, nur einen Streifen. „Dein Vorschlag funktioniert auch in einem sich verändernden Labyrinth“, sagte sie zu Leander. „Wir müssen lediglich alle Wege gehen und nicht nur die momentan geöffneten.“ Sie trat zu einem der dunkelgrünen Streifen an einer anderen Wand und sprach: „Öffne dich!“

Die Ranken begannen sich zu regen, strichen übereinander. Die mächtigen Stränge ächzten protestierend, dann schüttelten sie sich und glitten auseinander. Wo sie einander berührt hatten, war das Leuchten der Moose verblasst und ein dunkler Abdruck blieb zurück. Die Wurzeln ringelten sich knarzend beiseite, die so stabile Wand öffnete sich zu einem großen, unscheinbaren Gang.

„Also?“, fragte Chada auffordernd. „Wollen wir der rechten oder der linken Wand folgen?“

Später Nachmittag, 48. Herbsttag 76 a.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Jetzt, wo sie das Prinzip des wandelhaften Labyrinths durchschaut hatten, stellte es dank Leanders Trick keine wirkliche Herausforderung mehr dar. Sie folgten stets der linken Wand, befahlen den verborgenen Eingängen, sich zu öffnen und waren noch knapp den dritten Teil einer Stunde unterwegs. Je länger sie gingen, desto mehr fror Chada und sie brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass die Kälte nicht aus ihrem Inneren kam, sondern dass es um sie herum tatsächlich kälter wurde. Ihr Atem dampfte vor ihr in der Luft, die Moose zogen sich größtenteils zurück und hinterließen schwarze, kahle Wurzeln und eine tiefe Dunkelheit. Die wenigen glühenden Punkte genügten nicht mehr, um zu zeigen, wo Eingänge nur von Wurzeln verdeckt und wo echte Wände waren, doch dafür wies ihnen der Raureif den Weg, der in dem Maße zunahm, in dem die Moose verschwanden. Die Wurzeln zu ihren Füßen waren gefroren und glatt, und jeder von ihnen konnte problemlos erspüren, aus welcher Richtung die Kälte zu ihnen drang. Auch das unaufhörliche Knarzen des Baumes verstummte, anscheinend regten sich die Wurzeln in ihrer unmittelbaren Umgebung nicht.

Die letzten Überreste der Leuchtmoose glühten schließlich vor einem großen Eingang, der von zwei besonders dicken Ranken umrahmt wurde. Seltsame Schriftzeichen waren darin eingeschnitten und aus dem Inneren drang ein unbewegtes weißes Licht, in dem die herunterhängenden Eiszapfen eisig funkelten.

Hinter dem Eingang bedeckten keine Wurzeln mehr die Wände, stattdessen verlief der Tunnel durch glattes schwarzes Holz. Chada fühlte sich mehr denn je an die Gänge des Baumes der Lieder erinnert, doch dort herrschte weder diese unnatürliche Kälte, noch wurde sie von der Beklemmung ergriffen, die sie jetzt zu überfluten drohte. Sie wusste nicht, wie viele der rätselhaften Dinge im Baum sich wegen der Drei Schwestern ereigneten und wie viel auf die Macht des vergangenen Herzens zurückzuführen war und es kümmerte sie auch herzlich wenig. Hauptsache, sie bekamen die Antworten, deretwegen sie hergekommen waren.

Drukil, dem die Kälte am wenigsten auszumachen schien und der schon während des Marsches durch das Labyrinth seine Ungeduld nur mühsam bezähmt hatte, eilte voran. Chada ging dicht hinter ihm und war so die zweite, die einen Blick auf das Zentrum des toten Baumes werfen konnte.

Es war eine große Höhle, die Wände aus glattem, verkohltem Holz, der Boden aus schwarzem Fels, der sich nach innen trichterförmig absenkte. Im Zentrum, am Grunde des Trichters, befand sich eine kreisrunde Fläche, aus der ein mannshoher dunkelblauer Kristall nach oben wuchs. Er strahlte von innen heraus, erschien ihr wie eine abstrakte Skulptur aus eingefrorenem Licht. Doch die einstmals symmetrische Form war zerstört, Risse durchzogen das gläserne Leuchten und nur ein Panzer aus Eis hinderte den Kristall endgültig am Auseinanderbrechen.

Einfache Stufen, grob in den Fels gehauen, führten hinab zum leuchtenden Stein. Drukil kletterte unerschrocken hinab, seine zusammengekniffenen Augen blickten mürrisch. „Einfach nur *falsch!*“, hörte Chada ihn murmeln.

Kaum hatte der Hautwandler sich vor dem Eis aufgestellt, brach aus der zertrümmerten Spitze des blauen Kristalls ein durchscheinender Schatten hervor und schlängelte sich elegant daran hinab. Unten angelangt verdichtete sich die Dunkelheit und formte eine tintenschwarze Schlange, annähernd vier Schritt lang. Ihr Kopf glitt in die Höhe, bis die weiß glühenden Augen sich auf gleicher Höhe mit Drukils befanden.

„*Willkommen, Suchender, zur dritten Prüfung: Der Prüfung der Weisheit*“, zischte die Schlange mit tonloser Stimme, kalt wie das Eis, auf dem sie ihren monströsen Leib eingerollt hatte. „*Sie prüft Eure Schläue, Eure Kombinationsgabe und Eure Fähigkeit, auch die rätselhaftesten Aussagen zu verstehen. Beweist, dass Ihr unserer Antworten würdig seid, indem Ihr selbst Antworten gebt. Löst Ihr die drei Rätsel des Orakels, so dürft Ihr Eure Fragen stellen. Doch antwortet Ihr falsch, so bleibt Euch dieses Recht verwehrt.*“

Bis die schemenhafte Schlange die letzten Worte gesprochen hatte, waren auch Chada, Thorn, Ken Dorr und Leander vor dem leuchtenden Teich angelangt. Im nächsten Moment erschienen zwei weitere Schatten über dem Kristall. Sie formten eine große Sporne mit acht rund um den Kopf verteilten, weiß glimmenden Augen und einen durchscheinenden Skral.

„*Dies ist das erste Rätsel der Drei Schwestern*“, krächzte die Sporne und stakste auf ihren acht langen Beinen ein Stück nach vorne.

„*Was ist so zerbrechlich, dass es schon bricht, wenn man nur seinen Namen spricht?*“

Stille breitete sich aus wie eine große Welle, jedes Geräusch ertränkend, während sie alle über das Rätsel nachgrübelten. Chada dachte an feine Konstruktionen aus Draht und dünnem Glas, doch nichts davon erschien ihr passend. Doch etwas anderes fiel ihr ein, ein Gefühl, als würde etwas tief in ihr für immer zerschellen. Ein Gefühl, das sie vor kurzer Zeit erst ergriffen hatte. Sie schauderte nicht nur wegen der Kälte, als sie sich des tödlich

verwundeten Thorns erinnerte, des vielen Blutes und des Entsetzens. Er hatte überlebt, aber wenn er gestorben wäre? Hätte die Nennung seines Namens nicht für immer etwas in ihr zerbrechen lassen? War das die Antwort? Die Liebe? Ein verwundetes Herz? Sie kam nicht dazu, ihre Vermutungen auszusprechen.

„Das ist einfach“, meinte Leander. „Es ist die Stille, die ich soeben mit meinen Worten zerbrach.“

„Ist dies Eure Antwort?“

„Ja, das ist sie“, sagte der Seher zuversichtlich. Die Sporne knickte ihre vorderen Beine ein und neigte ihren gepanzerten Rumpf zu etwas, das fast schon einem Nicken gleichkam. „Ich mag die Stille. Habe sie schon immer gemocht“, fügte Leander fast schon entschuldigend hinzu.

Der schemenhafte Skral trat vor und sprach mit seiner – oder ihrer? – gebrechlichen Stimme:

*„Ich mache hart, ich mache weich,
kommst du mir nah, so weine,
ich mache arm, ich mache reich,
ich tanze ohne Beine,
ich brülle ohne Zunge,
ich töte ohne Streben,
ich atme ohne Lunge,
ich sterbe ohne Leben.“*

Chada presste nachdenklich ihren Mund zusammen. Verschiedene Möglichkeiten schossen ihr durch den Kopf, von denen keine wirklich zu passen schien. Zeit? Kraft? Eine Waffe? Es gab Pfeile mit einer Röhre im Inneren, die laut heulten, wenn sie abgeschossen wurden. Sie konnten als Signal dienen oder Pferde erschrecken, die hindurchfließende Luft könnte man wohl als Atmen bezeichnen. Aber tanzten sie? Und machten sie hart oder weich?

Ein Fisch vielleicht, der ohne Lunge atmete? *Ich sterbe ohne Leben*. Nein, kein Fisch. Und auch sonst keine Lebewesen, kein Tier und keine Pflanze. Aber etwas, das sterben und atmen, brüllen, töten und tanzen konnte. Noch eine ganze Weile stellte Chada eine abstruse Theorie nach der anderen auf. Ein Blasebalg? Oder eine Welle? Trauer oder Glück? Vielleicht auch Liebe? Sie verwarf sie alle.

Auch die anderen hatten mühsam überlegt, bisher offensichtlich ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Ken Dorr neigte ehrerbietig den Kopf und fragte: „Dürfen wir uns zur Lösung des Rätsels beraten?“

„Es sei gewährt, dass Ihr Euch zusammentut, wie Ihr auch in den ersten Prüfungen nur gemeinsam zum Ziel gelangt“, zischte die dunkle Schlange, wobei sie ihren Kopf hypnotisch kreiste.

„Haben wir das wirklich nötig?“, fragte Leander und verzog das Gesicht.

„Wozu es uns unnötig schwer machen?“, entgegnete Ken. „Gemeinsam können viele Ziele deutlich schneller und leichter erreicht werden. Wenn wir zusammenarbeiten, dann hilft das allen weiter.“

Chada starrte den Dieb perplex an. „Es erstaunt mich, solche Einsichten ausgerechnet von dir zu hören“, merkte sie vorsichtig an.

Ken Dorr lachte nur besänftigend. „Dass ich zuerst an mich selbst denke, bedeutet nicht, dass ich meine Augen vor offensichtlichen Tatsachen verschließe. Zusammenarbeit ist nichts

Negatives und ich habe keine Probleme damit, wenn auch andere ihre Ziele erreichen. Vorausgesetzt natürlich, dass *ich* dadurch in keiner Weise eingeschränkt werde.“ Er lächelte aufrichtig und seine in blaues Licht getauchten Augen erstrahlten eher silbern anstatt grau.

Chada wechselte einen schnellen Blick mit Thorn und merkte, dass der Krieger ähnliche Gedanken hegte wie sie selbst. Es schien, als habe der Dieb sich in den letzten Tagen verändert. Zugegeben, seine Lebensphilosophie war zutiefst unsympathisch, aber dennoch war Ken Dorr alles in allem kein herzloses Ungeheuer, sondern auch nur ein Mensch. Intrigant, unmoralisch und von Egoismus zerfressen, aber ein Mensch. Und Chada hätte schwören können, dass er die Gesellschaft ihrer Gruppe zumindest in Teilen genoss, trotz der vielen bösen Blicke und Drukils kaum verhohlener Feindseligkeit. Hatte der Dieb jemals wirklich Freunde gehabt? Hatte er überhaupt erfahren, was Gemeinschaft bedeutete? Vermutlich würde er behaupten, Freundschaft sei nur das Verhältnis zweier Menschen, die einander in Notsituationen beistanden, um letztendlich beide zu profitieren. Aber vielleicht erkannte er langsam auch, dass noch deutlich mehr dahintersteckte. Und vielleicht wünschte er sich sogar, etwas Ähnliches zu verspüren? Natürlich durften sie niemals ausschließen, dass all seine zaghaften Annäherungsversuche auch einfach aus dem Wunsch heraus geboren sein konnten, sich in ihr Vertrauen einschleichen zu können. Aber Chada konnte nicht verhindern, dass in diesem Moment sogar so etwas wie Mitleid mit dem Dieb in ihr aufstieg. Doch dann gedachte sie der Worte der Agrenältesten Rhona und sie zweifelte. *In Wahrheit ist das nur eine Maske! Eine Fassade! Doch ich habe ihn gesehen, als er gezwungen war, jede Maske abzulegen.* Konnte sie ihren eigenen Gefühlen mehr vertrauen als Rhonas Worten?

„Nun ja, zurück zum Rätsel. Vielleicht ein Sturm?“, schlug Ken Dorr vor. „Er kann ersterben, wenn der Wind nachlässt, in gewisser Weise atmet er auch, er kann töten und brüllen und tanzen. Er kann arm machen, aber den Baumeister macht er reich.“

„Ist dies Eure Antwort?“

„Nein!“, rief der Dieb sofort. „Nur ein Vorschlag.“ Chada musste sich eingestehen, dass Kens Vorschlag deutlich besser war als all ihre Ideen. Sie ging das Rätsel Vers für Vers durch. Einzig die ersten beiden beinhalteten gewisse Schwierigkeiten. Doch gewiss gab es eine entsprechende Begründung, die nicht vollkommen unglaublich war. Sie war geneigt, den Sturm als Antwort vorzuschlagen.

In diesem Moment zuckte Drukil erschrocken zusammen. Aus seinen dunklen Augen glühte eine tief empfundene Abneigung. „Die Rote Katze!“, wisperte er.

Chada wusste von Drukils exzentrischem Namen für das Feuer. In Momenten wie diesem wurde deutlich, dass er eigentlich ein Bär war, der sich an die Errungenschaften der Zivilisation nur schwer anpasste. Er hatte kein Verständnis für Geld und Gold, für Sitten und Religion, für monumentale Gebäude und Eingriffe in die Natur. Und er hatte sich immer geweigert, Feuer als etwas anderes denn ein Lebewesen anzusehen. Selten waren Chada die Gründe dafür so klar gewesen wie in diesem Moment. Es konnte sterben und töten, atmen, brüllen und tanzen. Außerdem schmolz und härtete es, der Rauch ließ die Augen tränen und von den wärmenden Flammen konnte man ebenso profitieren, wie ein verheerender Brand einen in den Ruin stürzen konnte. „Feuer!“, sagte sie und blickte den schattenhaften Skral fest an.

„Ist dies Eure Antwort?“, fragte er brüchig.

Chada nickte nur und der Skral trat anerkennend zurück. Daraufhin glitt dunkle Schlange vor den glühenden Kristall und zischelte:

*„Des Rätsels erster Anfang
ist aller Anfang Anfang.
Des Rätsels zweiter Teil
ist selbst zweierlei Teil,
erstens des Teils erster Teil
zweitens der Zwei zweiter Teil.
Das Ende ist, wo jetzt Ihr seid
und jederzeit, mal fern, mal weit,
bis dass der Tod Euch einst beehrt.
Das Ganze ist, was Ihr begehrt.“*

„Warum muss jedes Rätsel länger werden als das Vorherige?“, knurrte Thorn leise.

„Ist doch egal. Hauptsache ihr löst es!“, drängelte Drukil.

„Nein!“, widersprach Leander zuversichtlich. „Wir werden es lösen. Vergiss nicht, dass die Lösung des zweiten Rätsels von dir kam, Drukil.“

Der Hautwandler stöhnte und Leander sagte amüsiert: „Wir haben es mit einem Rätsel zu tun, dessen Antwort sich aus mehreren Teilen zusammensetzt: Des Anfangs Anfang, der erste Teil des Teils, der zweite Teil der Zwei und etwas, wo wir immer sind. Ich behaupte, dass zumindest der zweite Teil des Rätsels offensichtlich ist: *Des Rätsels zweiter Teil ist selbst zweierlei Teil, erstens des Teils erster Teil, zweitens der Zwei zweiter Teil.*“

Drukil schüttelte verärgert den blonden Kopf. „Ich verstehe es nicht.“

„Da du nicht lesen kannst“, erklärte der Seher. „Die Wörter *Teil* und *Zwei* setzen sich aus je vier Buchstaben zusammen. Der erste Teil des Teils wäre ein *T* und der zweite Teil der Zwei ein *W*.“

Drukil gaffte nur verständnislos und da Leander bisher schon mehrfach vergeblich versucht hatte, ihm die Schrift näherzubringen, ging er jetzt nicht weiter darauf ein.

„Ich habe eine Idee für den ersten Teil des Rätsels“, meinte Chada. „*Aller Anfang Anfang* könnte ein Ende meinen. Denn vor jedem Anfang muss erst ein Ende kommen, nur das Vergehen ermöglicht einen unbefleckten Neubeginn.“

„*Aus Tod erwächst neues Leben*“, rezitierte Leander schmunzelnd. „Aber ich stimme dir zu, der Vorschlag ergibt Sinn. Bleibt noch der Schluss: *Das Ende ist, wo jetzt Ihr seid, und jederzeit, mal fern mal weit, bis dass der Tod Euch einst beehrt.* Wo sind wir bis zu unserem Tod?“

„Am Leben?“, schlug Thorn vor, doch Leander schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nein, Thorn. Die Frage lautet *wo* wir sind, und nicht *was*.“

„Vielleicht auf der Welt?“, überlegte Ken Dorr „Oder auf dem Boden? Zwischen der Luft?“

„*Das Ende ist ...*“, warf Chada zaghaft ein. „Vielleicht bezieht es sich gar nicht auf das Ende des Rätsels, sondern auf den ersten Teil. *Aller Anfang Anfang* ist das Ende und dieses Ende wird zum Schluss noch umdefiniert.“

„Das“, rief Leander, „ist eine sehr kreative Idee. Sie hat allerdings, wie die meisten anderen auch, das Problem: Alles zusammengenommen muss etwas ergeben, was wir uns wünschen. *Das Ganze ist, was Ihr begehrt.* EndeTWAufDerWelt? ZwischenDerLuftTW?“

„Bist du dir sicher, dass dein Ansatz mit den Buchstaben stimmt?“, fragte Chada. „Mir fällt beim besten Willen keine Lösung ein, in der ein TW vorkommt.“

„Ob ich mir sicher bin? Nein. Aber ich wüsste nicht, was es sonst sein könnte. Von allen Teilen des Rätsels erscheint mir der Zweite noch am eindeutigsten. *Aller Anfang Anfang*

muss keineswegs das Ende sein und vom dritten Teil vermuten wir nur, dass es nicht einfach nur irgendein Ort ist, sondern dass mehr dahintersteckt.“

„Irgendein Ort würde auch funktionieren“, merkte Thorn an. „Bis zu unserem Tod werden wir an irgendeinem Ort sein.“

„Auch wieder wahr ...“, murmelte Leander versonnen, dann schwiegen die Gefährten gemeinschaftlich, während jeder seinen eigenen Überlegungen nachhing. Chada versuchte, eine Lösung mit der Zeichenkombination *TW* zu finden, doch nur wenige und unpassende Worte kamen ihr in den Sinn. Blutwurz. Entwicklung. Notwendig. Flutwasser.

„Etwas“, überlegte sie laut. „Jeder begehrt etwas.“

„Aber warum sollte es *As* sein, wo wir immer sind?“, merkte Ken Dorr an und rieb sich skeptisch seinen Spitzbart. „Und das *E* am Anfang ergibt auch keinen wirklichen Sinn. Wenn es des Endes Ende oder des Endes Anfang wäre, dann vielleicht. Nein, *etwas* kann definitiv nicht die Antwort sein.“

Leanders hatte, wie stets wenn er sich konzentrierte, sein Haupt gesenkt. Nun ruckte sein Kopf plötzlich so rasch nach oben, dass die Augenbinde des Sehers beinahe davongeflogen wäre. „Das ... ja!“, stammelte er. „Natürlich! Ich weiß es! Die Antwort!“

„Und was ist sie?“, fragte Drukil ungeduldig.

„Nein, Drukil! Die Antwort ist die Antwort! *An* ist aller Anfang Anfang, und wie Thorn schon richtig bemerkte ist es ein *Ort*, wo wir bis zu unserem Tode verweilen. *An-T-W-Ort!*“

„Und wir begehren eine Antwort auf das Rätsel und auf die Fragen, die wir dem Orakel stellen wollen!“, rief Chada euphorisch.

Die schattenhafte Schlange zischelte und eine schmale gespaltene Zunge aus purer Dunkelheit schnellte hervor. „*Ist dies Eure Antwort?*“

„Ja, das ist sie!“, sagte Chada fest und es gelang ihr, ein Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken, der Kälte in ihrem Inneren, der eisigen Luft um sie herum und der angespannten Erwartung zum Trotz.

Die Riesenschlange neigte ihren Kopf, dann ballten die Schemen von Sporne, Skral und Schlange sich zu je einer dunklen Wolke zusammen und die drei Geister verwandelten sich. Aus Beinen und Schwänzen wurden graue Fetzen von ausgefransten Kutten, um die weiß glühenden Augen herum bildeten sich unter grauen Kapuzen hervorstarrende, bleiche Gesichter mit schwarzen Mündern. Die Drei Schwestern schwebten über dem strahlenden Kristall, ihre verwaschenen und zerrissenen grauen Umhänge wogten in nicht spürbarem Wind hin und her, blasse durchscheinende Schatten. Hagere, blassgraue Hände lugten zwischen dem schemenhaften Stoff hervor. Die schmalen Antlitze hätten ebenso gut zu Menschen oder Zwergen wie zu Agrenfrauen gehören können, denn sie hatten alles Lebendige verloren. Leblose Masken, wie aus Marmor gemeißelt. Beweglich, aber glatt und kalt.

„*Ihr habt auch die dritte Prüfung des Orakels gemeistert. Somit habt Ihr Euch des Orakels der Geister als würdig erwiesen*“, flüsterten die Gespenster synchron, die tonlosen Geräusche füllten die Kaverne lauter aus als ein tosender Sturmwind. Noch immer konnte Chada die Unterschiede zwischen den einzelnen Schwestern vernehmen, aber die kratzende, zischelnde und gebrechliche Stimme verschmolzen miteinander zu einer einzigen, verflochten sich zu einem brausenden Klangteppich aus vergangenem Tod, gegenwärtiger Weisheit und nahendem Unheil. „*Tretet vor, Suchende, und stellt uns Drei Schwestern die erste Eurer drei Fragen, deren Antworten Ihr bedürft.*“

„Moment!“, rief Drukil zornig. „Die ganze Mühe, die nervigen Prüfungen, die großen Versprechungen! Und jetzt bekommen wir nur drei Fragen?“ Chada runzelte verärgert die Stirn. Sie hatte eben das gleiche gedacht.

„Zu viel Wissen um die Zukunft kann gefährlich sein“, antwortete das Orakel dreistimmig. *„Einst, vor eineinhalb Jahrtausenden, trat ein Suchender zu uns, ein Mensch. Er fragte nach den Visionen, die er falsch gedeutet hatte, nach den finsternen Kreaturen, die ihn verfolgten und die er für Sendboten des Chaos hielt, nach seinem Wirken in der Zukunft und dem Ende, das er hatte kommen sehen. Wir beantworteten jede seiner Fragen, doch unsere Antworten trieben den bereits angeschlagenen Geist des von Skrupeln, Selbstzweifeln und Ängsten geplagten Suchenden weiter in den Wahnsinn. Wir berichteten von seiner Rolle als wichtiger Spielstein in einem lange vorbereiteten Plan. Wir antworteten ihm, dass jede seiner vergangenen Taten auslösen würde, was er zu verhindern gesucht hatte. Dass er schon in wenigen Tagen sein Leben als Opfer eines Gottes aushauchen würde. Und dass seine Bestrebungen, das Übel jetzt noch zu vermeiden, in Diebstahl und Tod resultieren würden. Schließlich hielt der Blinde es nicht länger aus. Er stahl den Stab unseres Lehrmeisters Grone, ein Artefakt von geringem Wert, das uns jedoch alles bedeutete, und verließ den damals noch lebenden Schwarzen Baum. Daraus lernten wir, dass unsere Antworten, wenn wir sie zu freimütig gaben, nichts Gutes hervorriefen. Wir stellten den kommenden Suchenden drei Prüfungen, um ihre Eignung zu testen, und wir beschränkten uns auf drei Fragen alle dreiunddreißig Jahre. Dies ist der Grund für die Mühsal, die Ihr auf Euch nehmen musstet und für die wenigen Fragen, die Euch zu stellen gewährt ist. Nun stellt Eure zweite Frage, Suchender.“*

„Das ist nicht euer Ernst!“, empörte sich Drukil. „Wollt ihr behaupten, das eben war die erste Frage?“

„Was wir wollen, spielt keine Rolle. Mit unserem Tod wandelte sich unser Selbst. Wir wurden mit der Gabe gestraft, die Antwort auf jede uns gestellte Frage zu kennen und die Wahrheit preisgeben zu müssen, sei sie für uns oder den Suchenden auch noch so schädlich. Wir sind der Wahrheit verpflichtet, der reinen Wahrheit, und es ist uns nicht möglich, zu lügen oder auch nur den Wunsch danach zu verspüren. Nun stellt Eure dritte Frage, Suchender.“

Chada spürte, wie die letzte Wärme aus ihrem Körper wich. Nur noch eine Antwort von dreien! Wie hatte das geschehen können?

„Weshalb die dritt ...“, begann Drukil begriffsstutzig, doch glücklicherweise kam er nicht mehr dazu, seine Frage zu vollenden. Chada stürzte sich auf ihn, um ihm den Mund zuzuhalten, aber schon vorher wurde er von Leanders Stab in die Seite geschlagen. Drukil stöhnte auf, Leander jedoch zische unbeirrt: „Noch ein Wort, Hautwandler, und dieser Stab wird dein Maul verstopfen, damit nicht länger unbedachte Fragen daraus hervorströmen!“

Drukil blinzelte verwirrt und verzog dann schuldbewusst das Gesicht. „Es wird ...“, begann er, doch Leanders Stab traf ihn erneut. Der Seher schüttelte warnend den Kopf und der Hautwandler verstummte.

„Wir haben ein Problem“, meinte Chada bibbernd und ihre Gedanken suchten nach einer einzigen Frage, mit der sie alles erfahren könnten, was sie brauchten. „Wir wollten das Orakel zur Schwäche des Schwarzen Heroldes befragen. Und wir wollten mehr über den Samen des Baumes der Lieder in Erfahrung bringen, über das neue Herz der Geburt, um zu verhindern, dass es dem Ewigen Rat in die Hände fällt. Ich würde aber sagen, das die erste Frage wichtiger ist, oder was meint ...“

„Chada!“, mahnte Leander scharf. „Niemand spricht, bis er sich nicht fünffach versichert hat, dass seine Worte keine Frage enthalten. Die Drei Schwestern mögen die Antwort auf jede an sie gerichtete Frage kennen, aber ich bin nicht sicher, ob sie unterscheiden können, welche Frage an sie gerichtet war und welche nicht.“

Chada warf den drei Geistern einen besorgten Blick zu, aber soweit sie beurteilen konnte, hatten Leanders sie Worte nicht beleidigt. „Orakel der Geister!“, begann sie. „Bitte, könnt Ihr uns nicht ...“ Sie biss sich erschrocken auf die Lippe. „Bitte, gewährt uns das Recht auf eine zusätzliche Frage.“

„*Nur drei Fragen alle dreiunddreißig Jahre*“, antwortete die dreifache Stimme kalt. Chada hatte zwar nichts anderes erwartet, war aber dennoch enttäuscht.

„Lasst mich die Frage stellen“, bat Leander. „Ich habe eine Idee.“

Nur mit Mühe konnte Chada sich zurückhalten, nachzuhaken. „Stell deine Frage“, erlaubte sie Leander. Sie vertraute auf die Schläue des Sehers und es war vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis einem von ihnen versehentlich eine Frage entrutschte.

Leander hob den Kopf in Richtung der Drei Schwestern und fragte: „Welches ist der einfachste Weg, ein Gespenst zu besiegen oder zu vernichten?“

„*Jedes Gespenst ist die Seele eines Ermordeten, der in dieser Welt noch eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Ein Geist, in der Zwischenwelt gefangen, lässt sich mit keiner Waffe und keiner Magie in irgendeiner Form verletzen. Doch ist jede Seele in ihrer Existenz an etwas Physisches gekoppelt. Die eines Lebenden hängt an ihrem Körper, doch nach dessen Tode wird ein neuer Körper benötigt. Einen Gegenstand üblicherweise, denn würde sie sich an ein lebendiges Wesen hängen, wäre mit dessen Tod auch das Ende des Geistes besiegelt. Ein solcher Gegenstand wird Quelle genannt. Die Quelle eines Gespenstes ist ein Objekt, das ihm zu Lebzeiten sehr viel bedeutete und mit dessen Zerstörung der Geist unwiderruflich vernichtet wird. Die Quelle zu vernichten ist der einfachste Weg, auch das Gespenst zu besiegen.*“

Die Drei Schwestern blickten Leander unbewegt an, dann sprachen sie gemeinschaftlich: „*Ihr habt Eure drei Fragen gestellt. Ihr habt Eure drei Antworten erhalten. Nun werden wir schweigen für die nächsten dreiunddreißig Jahre und Ihr werdet von hier ziehen. Das Orakel hat gesprochen. Der Weg in die Zukunft steht Euch offen.*“

Das gleißende blaue Licht des gefrorenen Kristalls erlosch schlagartig. Nur die sechs weiß glühenden Augen des Orakel glommen noch einen Moment in der Dunkelheit, dann erloschen auch sie. „Wartet!“, schrie Chada verzweifelt. „Welches ist die Quelle des Schwarzen Heroldes?“

Sie war sich nicht sicher, ob noch ein letztes „*Nur drei Fragen alle dreiunddreißig Jahre.*“ an ihre Ohren drang oder ob sie sich das nur einbildete. In jedem Fall begann der tote Baum sich plötzlich zu regen, ein ohrenbetäubendes Knarzen erscholl und goldenes Sonnenlicht schien durch den Eingang, beleuchtete einen vereisten Kristall und eine leere Höhle. Die Wurzeln waren auseinander geglitten und hatten einen großen Gang gebildet, der geradewegs ins Freie führte. Eine eindeutige Botschaft.

„Nein!“, hauchte Thorn. „Wir können noch nicht gehen. Wir müssen mehr erfahren!“

Leander schüttelte bedauernd den Kopf. „Es gibt hier nichts mehr für uns zu tun. Das Orakel wird uns keine weiteren Fragen beantworten.“ Überraschend erschien ein dünnes Lächeln auf seinen blauen Lippen und Chada wurde bewusst, dass der Seher noch lange nicht aufgegeben hatte. „Vorerst zumindest ...“



y – Nur ein Gefühl

Früher Nachmittag, 49. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Die Resultate sind gemischt“, keuchte Gundeyn. Sein hochrotes rundes Gesicht glänzte im Schein des nachtblauen Lichtes von Earas Stab. Sie verzichtete auf Feuer in ihren Gemächern; es wäre eine Verschwendung an Brennstoff, da sie selbst sich mühelos Licht machen konnte und die Kälte Hadrias nicht so schneidend spürte wie andere. Angesichts ihrer normalen Körpertemperatur hätte jeder Medikus sie für tot halten können.

„Koraph war beliebt unter Zauberern beider Orden und sein Tod sorgt für Hass gegenüber seinen Mördern. Die Verschwörung, oder *Allianz der Entscheidung*, wie sie sich anscheinend nennt, war nie zuvor unbeliebter und damit steigt die Sympathie gegenüber der Vereinigung. Zugleich sinkt die Zustimmung zu Euch, denn Ihr habt Koraph geopfert. Das ist natürlich nicht meine Meinung, sondern ich gebe nur wieder, was ...“

„Ich habe ihn geopfert und das weißt du, Gundeyn“, unterbrach Eara. „Es war bedauerlich, aber notwendig.“

„Gewiss, Souveränin! Jedenfalls konnte auch ich nicht verhindern, dass Eure Beliebtheit noch weiter sinkt.“

„Warum erkennen sie nicht, dass ich Koraphs Tod nicht verhindern konnte?“, murmelte Eara versonnen. „Sie mochten Koraph, aber sie müssen doch verstehen, dass ihre eigenen Sympathien weniger schwer wiegen als das Wohl Hadrias. Warum sind die Menschen so irrational, Gundeyn?“

„Sie haben ihre Gefühle“, meinte Gundeyn. „Zum Glück! Was, glaubt Ihr, sind meine Fähigkeiten? Vernünftige Diskussionen führen und die Zauberer so überzeugen? Nein, ich benutze ihre Gefühle, besonders Angst und Hass. Kaum eine andere Emotion ist so leicht zu manipulieren. Es ist bedeutend leichter, sie *gegen* jemanden aufzubringen anstatt dafür. Das gleiche gilt übrigens nicht nur für Menschen, sondern auch für die Politik der Einigung. Zur gegensätzlichen Seite könnte ich sie viel leichter bringen.“

Eara musterte den dicken Novizen nachdenklich. „Du hast natürlich recht, Gefühle machen die Menschen leichter beeinflussbar. Aber wenn sie nur mehr ihrem Verstand folgen würden, hätten wir solche Manipulationen gar nicht nötig.“ Sie schüttelte leicht den Kopf. „Erkläre mir, weshalb sie leichter gegen die Vereinigung zu beeinflussen wären“, bat sie Gundeyn dann.

„Hass und Angst sind immer auf andere gerichtet“, meinte dieser achselzuckend. „Wenn ich gegen die Vereinigung ankämpfen würde, dann könnte ich die Zauberschaft leicht manipulieren. Ich könnte ihren Hass schüren, auf den jeweils anderen Orden natürlich, auf *die da oben*, die ausschließlich im Interesse ihrer eigenen Macht die Orden vereinigen wollen und auf die ahnungslosen Novizen und die noch ahnungslosere Bevölkerung, die so schrecklich naiv für eine Vereinigung sind und deren Unwissen sich schon allein in der Tatsache zeigt, dass sie unablässig auf unsere Hilfe und Arbeit angewiesen sind. Solche Sachen eben. Aber in meiner jetzigen Aufgabe muss ich die Zauberer davon überzeugen, dass *die anderen* eigentlich gar nicht so schlimm sind, und das ist entschieden aufwändiger und schwieriger. Ich kann ich sie höchstens gegen die Allianz und die Obersten aufhetzen.“

„Ich stelle immer wieder fest, wie froh ich bin, dich auf meiner Seite zu haben. Gegen die Obersten, sagtest du?“, fragte Eara nach.

„Ja! Torven und Variah sind klare Gegner der Vereinigung und sie sind deutlich einflussreicher als jeder andere Kritiker. Selbstverständlich mache ich Stimmung gegen sie.“

„Ich wünsche, dass du damit aufhörst.“

Gundeyn starrte Eara verblüfft an. „Ich erfülle meine sonstigen Aufgaben natürlich auch. Es ist nun einmal einfacher, etwas *gegen* die jetzigen Obersten zu sagen als *für* ihre Stellvertreter, aber ich gebe mein Bestes.“

„Ich sagte: Ich wünsche, dass du damit aufhörst.“

Gundeyn zögerte kurz, dann senkte er ehrerbietig den Kopf. „Selbstverständlich, Souveränin.“

„Ich nehme deine guten Absichten zur Kenntnis, Gundeyn, und ich verlange nicht, jetzt plötzlich für sie zu propagieren. Unternimm einfach nichts weiter gegen sie.“

„Aber ...“ Gundeyn warf Eara einen unsicheren Blick zu.

„Ich schätze begründete Kritik, Gundeyn. Fahre fort!“

„Ist es nicht unser langfristiges Ziel, die jetzigen Obersten durch die Hitars zu ersetzen? Wenn wir Stimmung gegen sie aufbauen, fühlen sie sich vielleicht eines Tages gedrängt, ihr Amt niederzulegen.“

„Dafür sind sie viel zu stur“, erwiderte Eara entschieden. „Und außerdem haben sie zu vielen Menschen geholfen, um jetzt die Mehrheit der Zauberer wirklich gegen sich aufzubringen. Beschränke dich darauf, die Vereinigung anzupreisen, um die jetzige Stimmung aufrechtzuerhalten. Die Hitars sind jünger als Torven oder Variah, sie werden erwartungsgemäß länger leben. Irgendwann sind die jetzigen Obersten verstorben und dann wird die Vereinigung vollzogen. Unser langfristiges Ziel ist es, die Hitars und die Sympathien für die Politik der Einigung so lange am Leben zu erhalten.“

Gundeyn war seine Skepsis anzusehen, doch er nickte. „Wie Ihr wünscht.“

„Hast du dich übrigens um die Umfrage gekümmert, Gundeyn?“, wollte Eara noch wissen.

„Ja, richtig! Die Bevölkerung befürwortet eine Vereinigung der beiden Orden; sowohl die Bürger Nordgards als auch die Arati sind mehrheitlich dafür. Erwartungsgemäß war es nicht notwendig, die Werte nach oben zu korrigieren.“

„Dann Sorge dafür, dass die Zauberer von diesen Ergebnissen erfahren.“ Sie entließ ihren Diener mit einer Geste.

Gundeyn war kaum verschwunden, als eine Gruppe Zauberer auftauchte. Neben Torven und Variah war noch ein halbes Dutzend Kampfmagier anwesend sowie die einäugige Zauberin Sialla, Hüterin des Protokolls und höchste Richterin Hadrias.

„Verehrte Souveränin Hadrias!“, krächzte die Alte in dem neutralen Tonfall, den sie bei der Durchführung ihrer offiziellen Aufgaben stets aufsetzte. „Ihr wurdet angeklagt, gegen das kürzlich beschlossene Gesetz verstoßen zu haben, wonach es unter Strafe verboten ist, Dunkle Magie auf die Mauern Yras anzuwenden.“

„Von welcher Tat sprechen wir?“, fragte sie mit verärgelter Stimme, während sie in Gedanken bereits eine Verteidigung aufbaute. Sie hatte keine Ahnung, wie die Obersten davon erfahren hatten, dass sie selbst vor so langer Zeit die Wand magisch verändert hatte, in welcher die *Allianz der Entscheidung* ihre Agitation hinterlassen hatte. Damals war es ihr wie eine gute Idee erschienen, der Verschwörung zusätzliche Schuld in die Schuhe zu schieben, und sie hatte nicht damit gerechnet, dass jemals jemand ihre Täuschung würde aufdecken können. Hatte Mechanicus Heddal versehentlich ausgeplaudert, dass damals herkömmliche Werkzeuge gestohlen worden waren, und einer der beiden Obersten hatte seine Schlüsse daraus gezogen?

Eine Lüge kann niemals etwas Gutes hervorrufen, behauptete die Stimme der Schwäche. Was sie verbindet, wird sich wieder teilen. Was sie Neues schafft, schon bald veralten. Dunkelheit lässt sich nicht mit Dunkelheit bekämpfen. Eara hörte nicht auf die falschen Sprüche, an die sie solange geglaubt hatte. Ein Feuer, das kein Wasser mehr zu löschen vermochte, konnte nur durch ein Gegenfeuer aufgehalten werden. Die Gnadenlosen ließen sich nicht mit Gnade bekämpfen. Gegen die Macht anderer half keine Schwäche, sondern nur eigene Macht.

„Es geht um den Vorfall vom vierzehnten Tag des Frostmondes. Als Zeugen wurden alle Hohen Zauberer sowie siebzehn weitere Helfer genannt“, riss Sialla sie aus ihren Gedanken.

Der Vierzehnte? Das war vier Tage her. Es dauerte eine Weile, bis Eara verstand, worauf Sialla hinauswollte. „Ist das Euer Ernst? Ich werde dafür angeklagt, die Versammlung vor einem Anschlag der Verschwörung bewahrt zu haben?“

„Ihr habt Dunkle Magie auf die Mauern Yras angewandt. Ein Vergehen, das seit einiger Zeit unter Strafe steht. Die Umstände der Tat werden im Falle einer Verhandlung selbstverständlich berücksichtigt. Stimmt Ihr einer weitergehenden Untersuchung zu, Souveränin?“

Eara wusste, sie hätte ablehnen können. Als Souveränin hatte sie das Recht, Gesetze per Dekret durchzusetzen, sie hätte sich mühelos selbst begnadigen können. Aber erstens wäre das ihrer Glaubwürdigkeit nicht gerade zuträglich gewesen und zweitens würde so etwas über kurz oder lang nur in eine Willkürherrschaft münden. Außerdem bemerkte sie das erwartungsvolle Funkeln in Variahs Augen und die grimmige Genugtuung in Torvens Gesicht.

„Ich stimme einer weitergehenden Untersuchung zu, bitte jedoch darum, dass die Verhandlung so früh wie möglich durchgeführt wird, damit ich meinen Pflichten als Souveränin baldmöglichst wieder nachkommen kann.“

„Wir werden uns um eine rasche Abwicklung des Falls kümmern“, versicherte Sialla. „Wenn Ihr bitte mitkommen würdet? Bis zur Verhandlung werdet Ihr - wie in solchen Fällen üblich - im Karzer untergebracht.“

Eara erhob sich, strich ihre dunkle Robe glatt und nickte huldvoll.

Später Nachmittag, 49. Herbsttag 76 a.Z.

Karzer in der Feste von Yra, Hadria

Als die Wächter die schwere Metalltür hinter ihr schlossen, saß Eara bereits in der Ecke. Die Obersten wollten sie in ihrer Arbeit sabotieren, aber sie hatten sich einen schlechten Zeitpunkt für ihre Intrigen ausgesucht. Gundeyn hatte seine Befehle erhalten, es gab keine drängenden Probleme und sie konnte eine Frist der Ruhe ohnehin gebrauchen.

Auch ein Wächter kann gefährlich sein. Der rätselhafteste Satz in der versteckten Botschaft des ermordeten Koraph ging ihr nicht aus dem Kopf. Noch immer wusste Eara nicht, was der Alte damit gemeint hatte, auch wenn sie einige Theorien aufgestellt hatte.

Sie bezweifelte, dass Koraph sich schon damals auf ihre jetzigen Wächter hätte beziehen können, doch sie war lieber übervorsichtig als tot. Wie sie es sich seit dem ersten Attentat angewöhnt hatte, legte sie Bannzauber über die Tür und alle Wände. Wenn ein Verschwörer sie hier im Schlaf angreifen wollte, würde er auf Probleme stoßen. Besucher wären wohl ziemlich verwirrt, wenn sie feststellten, dass Eara den Raum, welcher sie eigentlich gefangenhalten sollte, noch zusätzlich versiegelt hatte. Als ob diese Tür oder die beiden Wächter sie aufhalten könnten! Der Raum war auch gegen Dunkle Magier konzipiert worden, aber eine dünne Eisenverkleidung auf allen Wänden stellte für sie kein großen Hindernis dar.

Nachdem sie sich geschützt genug fühlte, lehnte Eara sich zurück. Ihren Stab hatte sie abgeben müssen, aber wenn sie gewollt hätte, hätte sie mühelos ein Licht entfachen können. Doch sie bevorzugte die Dunkelheit, um ihre nächsten Schritte zu planen. Sie benötigte weniger Schlaf als gewöhnliche Menschen und die zusätzliche Zeit nutzte sie normalerweise, um ihre Pläne zu überdenken. Doch in letzter Zeit hatte sie nur wenige Gelegenheiten gehabt, ihre Entscheidungen gründlich abzuwägen. Je mehr sie zu tun hatte und je wichtiger ihre Entschlüsse waren, desto weniger Zeit hatte sie zur Vorbereitung.

Dabei wusste sie um die Angewohnheit der Menschen, systematisch irrational zu denken. *Sie haben den Hang zur Selbstüberschätzung und halten sich für unbeeinflusst. Sie können sich keine großen Zahlen vorstellen. Sie sammeln die Informationen, die ihre eigenen Ansichten stützen, ignorieren jedoch gegenteilige Argumente.* So sehr sie sich auch verändert haben mochte, sie blieb ein fehlerbehafteter Mensch.

Es sind erst unsere Fehler, die uns einzigartig machen, behauptete die Stimme der Schwäche. Vielleicht hatte sie recht, aber Eara wäre lieber perfekt als einzigartig. Doch sie war es nicht und von ihren Entscheidungen hing so viel ab, dass sie jede am liebsten dreimal überprüft hätte. Um sicherzugehen, ob sie wirklich keine Möglichkeiten übersehen hatte und ihre Entscheidungen und Absichten richtig waren, musste sie alles anzweifeln, was sie für gewiss hielt. Und jetzt hatte sie die Zeit dazu.

Sie begann mit ihrer üblichen Abwägung: Kosten gegen Nutzen. Chance gegen Risiko. Die Vereinigung würde hoffentlich in einen großen Orden münden, in dem die Fähigkeiten jedes Zauberers optimal genutzt wurden, um den Menschen Hadrias zu helfen. Langfristig würde der ständige Konkurrenzkampf der beiden Orden vermutlich eher einen zweiten Ordenskrieg auslösen als der Versuch der Vereinigung. Doch wie hoch war die Gefahr, dass aus ihren Bemühungen ein blutiger Bürgerkrieg erwuchs? Je konsequenter sie ihre Pläne umsetzte, desto geringer. Wenn sie wirklich tat, was sie vorhatte, dann würde es keinen Krieg geben. Sie nahm Leid in Kauf, um das Risiko auf unermesslich viel größeres Leid zu verringern.

Manchmal ist es nötig, Opfer zu bringen. Bisher waren vier Menschen gestorben, fünf weitere Verschwörer würde sie wohl töten müssen. Dazu kamen noch andere Opfer, vielleicht von der Verschwörung, vielleicht von ihren eigenen Plänen. Insgesamt würden bestimmt mindestens ein Dutzend Menschen sterben, vielleicht auch das Doppelte oder deutlich mehr.

Der Gewinn aber war neben der Vereinigung mit all ihren Vorteilen vor allem der eigentliche Grund für all ihre Versuche: Qurun, das von Orweyn prophezeite *Ende aller*. Selbst wenn ihre Vereinigung Qurun nur in einem von tausend Fällen verhindern oder umdeuten konnte, so war das noch immer der tausendste Teil allen Lebens, das sonst danach noch existieren würde. Sie konnte unmöglich einschätzen, wie vielen Menschenleben das umgerechnet entsprach, aber die Zahl war gewiss astronomisch. Hoch genug zumindest, um die Opfer zu rechtfertigen.

Nachdem sie für sich bestätigt hatte, dass das Ziel einer Vereinigung der beiden Orden erstrebenswert war, analysierte sie ihre genaueren Pläne. Wo könnte sie etwas tun, was insgesamt noch bessere Konsequenzen hatte? Wie konnte sie das größte Wohl am besten erreichen? Ihre Rechnungen blieben langwierig und nachdem sie endlich fertig war, begann sie noch einmal komplett von vorne, um auch ja nichts zu übersehen. Nur mit dieser Vorgehensweise konnte sie sichergehen, tatsächlich zu tun, was erwartungsgemäß das insgesamt Beste war.

Sie verließ sich nicht auf Bauchgefühl oder Eingebung, sondern auf stahlharte Logik und Rationalität. Intuition führte vielleicht zu schnelleren Entscheidungen, aber gewiss nicht zu besseren. Und sie hatte Zeit.

Menschenleben lassen sich nicht berechnen, flüsterte die Stimme der Schwäche immer wieder. Eara bemühte sich, die Stimme auszulöschen, aber hier, in der dunklen Kälte der Eisenkammer, meldete sie sich immer aufdringlicher zu Wort. Sie ließ sich sogar kurz vertreiben, nur damit in Eara der unscheinbare Anflug von Genugtuung entstand.

Gefühle waren gefährlich! Angst, Hass und Wut verleiteten zu dummen Handlungen, doch es waren andere Gefühle, die Eara die größte Sorge bereiteten. Liebe. Freude. Hoffnung. Zu groß war ihr Sehnen danach und obwohl auch diese Sehnsucht nur eine Emotion war, gelang es ihr nicht, sie vollständig zu unterdrücken.

Die Stimme der Schwäche wollte sie um jeden Preis verführen. Doch wenn Eara nachgab, würde sie das nicht nur dumm machen, sondern vor allem egoistisch. Denn das war es, was die Stimme versprach: Dass sie nicht mehr an alle würde denken müssen, sondern dass sie ihre Freunde, ihre Verbündeten, ihre alten Bekannten bevorzugen sollte. Eara wusste, dass sie bereit sein musste, jeden zu opfern. Auch diejenigen, an denen ihr Herz noch immer hing. Und die Stimme der Schwäche wollte sie davon abbringen, wollte sie dazu verleiten, auf falsches Mitleid zu vertrauen.

Eara atmete tief durch und rief sich die schmerzhaften Bilder vor Augen. Blut auf gezacktem Stein. Eine bleiche Hand, die sich selbst im Tod um ein verrostetes Gitter schließt. Gelbe Augen, in denen tiefe Grausamkeit liegt. Dunkelheit, die sich über graue Haut legt. Ein Kreischen, das weit über ein Meer aus Flammen trägt.

Nie wieder! Sie hatte ihre Schwäche nicht ohne Grund verstoßen.

Sonnenhoch, 50. Herbsttag 76 a.Z.

Gerichtskammer in der Feste von Yra, Hadria

„Gesteht Ihr, Dunkle Magie auf die Mauern Yras angewandt zu haben? Oder gibt es irgendwelche Einwände bezüglich der Anklage?“, fragte Sialla ruhig.

„Ich gestehe“, erwiderte Eara noch ruhiger. Diese Verhandlung war eine Farce, das war ihr klar, den drei Richtern, den anwesenden Wächtern und den beiden Obersten. Niemand konnte sie ernsthaft zu irgendeiner Strafe verurteilen, sie sollte lediglich etwas aufgehalten werden. Sie saß auf einem Hocker in einer kleinen Kammer, die drei Richter blickten von hinter dem erhöhten Steintisch auf sie herab. Der Tisch stand im Dunkeln, während ihr eigenes Gesicht von einem Lichtstrahl aus einer in der Decke eingelassenen Öffnung beleuchtet wurde. Das alles diente den Richtern dazu, eventuelle Veränderungen auf dem Gesicht des Straftäters zu erkennen, während sie selbst fast nicht zu sehen waren. Earas veränderte Augen kamen mit der Finsternis jedoch mühelos zurecht.

„Welches ist das mögliche Strafmaß?“, wandte Torven sich an Sialla.

„Je nach Grad der Veränderung und Ausmaß der Dunklen Magie null bis zehn Stockhiebe und eine Geldbuße von bis zu fünf Goldkronen. Darüber hinausgehende Strafen müssten mit Sachbeschädigung oder dem für Zauberer des Turmes generell verbotenen Einsatz von Dunkler Magie begründet werden. In diesem Fall liegt derartiges jedoch nicht vor, da die Souveränin nicht mehr einem Orden zuzurechnen ist und sie auch nichts beschädigte, sondern eine Beschädigung im Gegenteil sogar verhindert wurde.“

Sialla atmete tief ein und rückte die Augenklappe über ihrem linken Auge zurecht. Dann wechselte sie einige leise Worte mit den beiden Richtern neben ihr. Ein unwichtiger Fall wurde von einem einzelnen Richter entschieden, ein sehr wichtiger von fünf, alles dazwischen von dreien. Die ungerade Anzahl diente dem Vermeiden eines Unentschiedens, falls die Richter sich nicht einigen konnten.

„Die Veränderung geht gegen null, die Menge an Dunkler Magie dagegen war beträchtlich“, meinte Sialla schließlich. „Nach einer Beratung haben wir uns daher auf eine Strafe von vier Stockhieben und einer Geldbuße von drei Goldkronen geeinigt.“

Variah und Torven blickten sich überrascht an und lächelten triumphierend, Eara dagegen wartete geduldig. Sialla war noch nicht fertig. „In Anbetracht der näheren Umstände der Tat hat das Gericht allerdings einstimmig beschlossen, die Täterin zu begnadigen und empfiehlt zudem, eine zusätzliche Belohnung in Erwägung zu ziehen. Die Verhandlung ist hiermit beendet.“

Eara stand auf und nickte den beiden Obersten freundlich zu. Nach nur einem Tag und zwei Worten ihrerseits waren Untersuchung und Verhandlung bereits beendet.

Vor der Tür der Gerichtskammer warteten die beiden Hitars auf sie. „Herzlichen Glückwunsch zum Freispruch!“, gratulierte der Stellvertreter des Feuers.

„Ihr habt doch nicht etwa einen anderen Ausgang erwartet? Weshalb seid Ihr wirklich hier?“, fragte Eara, während sie ihren Stab entgegennahm.

„In den Gärten, nahe der Position Koraphs, wurde noch eine weitere Leiche gefunden“, erklärte der andere, dann machten sie sich zu dritt auf den Weg zu Earas Gemächern.

„Ein weiteres Opfer der Allianz?“

„Nein, im Gegenteil. Es ist Marnus, der verräterische Bibliothekar.“

„Hier in den Gärten? Er hatte sich nicht irgendwo anders versteckt?“

„Sie haben den entführten Koraph auch irgendwo unterbringen müssen. Es scheint, als habe die Allianz ein Versteck in der Feste.“

Eara nickte nachdenklich. „Wann ist Marnus gestorben? Und woran?“

„Der Leichnam lag unter einem Busch, er könnte schon lange dort gewesen sein, ohne entdeckt zu werden. Und aufgrund der Kälte wurde der Körper konserviert, der Todeszeitpunkt ist also schwer festzustellen.“

„Die Ursache dagegen ist eindeutig“, ergänzte der schwarz gekleidete Hitar bedeutungsvoll. „Marnus' Gesicht ist von Schmerz verzerrt und das Blut in seinen Adern ist schwarz wie die Nacht im Dunkelmond.“

„Forinkäfergift? Er wurde gestochen?“

„Forinkäfer haben keinen Stachel, sie übertragen das Gift durch ihren Biss“, korrigierte der Stellvertreter des Turmes. „Aber ansonsten liegt Ihr richtig. Wir fanden entsprechende Spuren an seiner rechten Hand. Wenn wir noch eines Beweises bedurften, dass die Verschwörung tatsächlich einen lebenden Käfer in ihrem Besitz hat, dann wurde er nun erbracht.“

„Irgendjemand musste dem Käfer das Gift abzapfen, das die Allianz auf ihre Waffen aufträgt“, überlegte Eara. „Und Marnus war alt, seine Hände zitterten bereits. Scheinbar war er zu unvorsichtig. Warum hat er wohl keine dicken Handschuhe getragen?“

„Forinkäfer sind klein, um das Gift zu entnehmen, muss man sehr exakt vorgehen. Handschuhe würden die Motorik zu sehr einschränken“, legte der Hitar in brauner Robe bereitwillig dar.

„Ich verstehe. Haltet nach möglichen Verstecken der Allianz Ausschau. Aber unauffällig, sie dürfen keinen Verdacht schöpfen.“

Die Hitars verabschiedeten sich, als Eara die Tür zu ihren Gemächern erreichte. Ehe sie eintreten konnte, bemerkte sie den dicken Gundeyn, der daneben an der Wand lehnte.

„Souveränin!“, hechelte er. „In den Gärten wurde die Leiche von Marnus entdeckt. Sie ...“

„Danke, Gundeyn, ich wurde bereits informiert. Und du solltest wirklich etwas für deine Konstitution unternehmen“, schlug Eara vor.

„Versprochen, sobald mich Eure Aufträge nicht mehr so in Anspruch nehmen. Darüber ... wollte ich übrigens auch mit Euch sprechen. Ich habe über Eure Pläne nachgedacht und bezweifle ehrlich gesagt, dass wir die Stimmung zugunsten der Vereinigung werden aufrecht erhalten können, bis die jetzigen Obersten abgetreten sind. Es ist momentan vor allem der Hass auf die Verschwörung, der den Hass auf den jeweils anderen Orden noch überwiegt. Aber wenn wir die Allianz nicht erst in einigen Jahrzehnten zerschlagen, dann wird die Meinung sich ändern. Und es erscheint mir auch etwas riskant, darauf zu bauen, dass beide Hitars lange genug leben werden und in ihrem Amt als Stellvertreter bleiben.“

„Ich weiß deine Sorgen zu schätzen, aber all diese Punkte habe ich bereits angemessen berücksichtigt.“

„Aber werdet Ihr bis zur Vereinigung in Hadria bleiben? Ist das nicht auch ein Risiko für die Insel? Solange Eure Feinde an Euch Rache üben wollen?“

„Meine Abwesenheit wird Hadria auch nicht lange schützen können, wenn der Ewige Rat nicht aufgehalten wird. Spätestens nach Vollzug der Vereinigung werde ich in den Süden reisen, um meine alten Freunde zu unterstützen.“

„Denkt Ihr wirklich, dass der Kampf in einigen Jahren nicht längst entschieden sein wird?“, fragte Gundeyn verwundert.

„Ich sagte spätestens. Ich kann jedenfalls erst aufbrechen, wenn hier alles erledigt ist, die Vereinigung also entweder auf dem Weg oder schon vollendet ist.“

„Wie Ihr meint. Ich habe meine Bedenken geäußert, aber Ihr entscheidet. Solange ich angemessen belohnt werde, ist mir egal, was Ihr tut.“

„Wenn du weitere Bedenken hast, kannst du mich jederzeit darauf ansprechen. Selbst ich mache Fehler und es ist mir am liebsten, möglichst früh darauf hingewiesen zu werden.“

Gundeyn nickte zackig und hastete dann davon. Eara dagegen stieß ihre Tür auf und trat ein.

Wie üblich überprüfte sie als erstes magisch, ob sich irgendwo Menschen verbargen und dann noch, wie stets seit dem Anschlag auf die Zusammenkunft, ob eine ungewöhnliche Metallkonstruktion – genauer gesagt, etwas Arkanum – versteckt war. Anschließend schloss sie die Tür und sprach ihre Bannzauber darauf, dazu noch auf Fenster und Wände, um gegen unbetene Eindringlinge geschützt zu sein. Sie ging kein Risiko ein, solange es Zauberer in Hadria gab, die nach ihrem Leben trachteten.

Erst nachdem sie all das getan hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und nahm das erste Pergament darauf zur Hand. Kurz überflog sie im magischen Licht ihres Stabes die Ausgaben der Akademie im letzten Jahr, dann griff sie nach der nächsten Schriftrolle.

Plötzlich spürte sie etwas auf ihrem linken Handrücken. Rasch sah sie nach und entdeckte einen unscheinbaren Käfer über ihre Hand krabbeln. Er war von Größe und Gestalt wie ein Mistkäfer, doch der Panzer war dunkelgrau und glänzte nicht. Sie erstarrte und vermied jede Bewegung. Ein Forinkäfer! Die *Allianz der Entscheidung* hatte ihren Forinkäfer in die Gemächer der Souveränin geschmuggelt, eine Möglichkeit, an die sie bei ihren Überprüfungen nicht gedacht hatte. Sie verstand das nicht! Der Käfer war wertvoll, er garantierte der Verschwörung ihren Nachschub an Gift. Eine kleinliche Rache für den Tod von Marnus? Oder war es vielleicht gar kein Forinkäfer? Eigentlich waren die Tiere nicht grau, sondern blauschwarz. Aber es gab keine anderen Käfer, die bei diesen Temperaturen nicht längst in Winterstarre fielen oder erfroren! Sie erinnerte sich, einst gehört zu haben, dass Forinkäfer vor ihrem Tod eine graue Farbe annahmen. Das musste es wohl sein. Der Tod des Käfers stand bevor, er hatte für die Verschwörer keinen Wert mehr und hier war es immerhin möglich, dass er sie vor seinem Ende noch biss.

Ein kalter Luftzug wehte durchs offene Fenster und ließ sie unwillkürlich erschauern, trotz aller Körperbeherrschung. Der Käfer hielt in seinem Krabbeln inne und öffnete seine Beißzangen. Blitzschnell schlug Eara mit ihrem Handrücken auf den Tisch und zerquetschte das Tier. Dann erst ließ sie die Luft aus ihrer Lunge entweichen.

Im nächsten Moment spürte sie den Schmerz. Als sie die Hand schnell vor ihre Augen hielt, konnte sie zwei rote Punkte auf ihrer Haut ausmachen, von den zuckenden Überresten des Käfers fast verborgen. Im nächsten Moment wurden ihre Adern langsam schwarz, bis ihre Hand von einem Netz aus dunklen Linien überzogen war, die sich viel zu rasch ihren Arm hinauf ausbreiteten.

Es gab kein Heilmittel gegen Forinkäfergift. Weder mit Zauberei noch mit Dunkler Magie konnte die Wirkung aufgehalten oder umgekehrt werden. Es breitete sich durch die Blutbahnen aus und tötete sofort, wenn es das Gehirn erreichte, was je nach Position des Bisses bis zu sechzig Herzschläge dauern konnte. Selbst wenn die Heiler Yras soeben ein Gegengift entdeckt hatten, Eara könnte sie niemals rechtzeitig erreichen. Doch auch die Anwesenheit von hundert Zauberern hatte Mortol nicht gerettet, als er von einem vergifteten Bolzen getroffen wurde.

Schmerz brannte durch ihre Adern, doch das war jetzt ihr geringstes Problem. Es gab kein Heilmittel gegen das Gift. Es breitete sich durch die Blutbahnen aus. Sie wusste, dass sie Glück hatte, nicht etwa in die Schulter, sondern nur in die Hand gebissen worden zu sein. So gab es immerhin noch eine Möglichkeit für sie, zu überleben, so wenig ihr diese auch behagte. Eara beschwor ihre Schatten, die Dunkle Magie umgab sie und formte sich nach ihrem Willen. Ein Strich aus Schatten, dünner als mit Augen wahrnehmbar, hart wie Diamant und schärfer als jedes Schwert. Für einen Kampf war eine solche Klinge ungeeignet, dazu erforderte sie zu viel geballte Konzentration. Doch für ihre Zwecke war sie die einzige Möglichkeit. Sie richtete ihren Blick auf ihren Unterarm, durch den sich die Schwärze in ihrem Blut beständig ausbreitete. *Manchmal ist es nötig, Opfer zu bringen.* Sie wappnete sich für das, was kommen musste, und schlug zu.

Schmerz. Brennender, verzehrender Schmerz. Sie hatte geglaubt, ihr gebrochenes Bein war schmerzhaft gewesen? Sie hatte sich getäuscht! Sie meinte den Schmerz in den Fingern ihrer linken Hand zu spüren, auf ihrer Handfläche, in ihrem Gelenk, obwohl das natürlich nicht sein konnte. Sie hatte keine linke Hand mehr. Nur noch Schmerz. Eara hatte schon gesehen, wie Menschen, denen im Kampf die Hand abgetrennt wurde, unbeirrt weiterfochten. Einem Dieb dagegen, dem in schlimmen Fällen als Strafe für seine Vergehen die Rechte abgehackt wurde, schrie sofort auf. Er spürte den Schmerz anders, obwohl das Ergebnis das gleiche war. Und eine Wunde, die mit Dunkler Magie geschlagen wurde, war stets schmerzhafter als von gewöhnlichen Klingen. *Daran siehst du es. Schmerz ist nur ein Gefühl! Falsch und verlogen schlägt es in einem Moment unbarmherzig zu und bleibt im anderen fort. Auf Gefühle kannst du dich nicht verlassen. Ignoriere sie. Ignoriere den Schmerz! Nur ein Gefühl! Du musst ihm mit Vernunft begegnen und erkennen, dass er dir nicht schaden kann. Nichts kann dir schaden! Alles Gute und Schlechte auf der Welt sind Gefühle. Du stehst über ihnen, deine Aufgabe ist es, den Gefühlen der Allgemeinheit zu gehorchen. Du hast deine eigenen Gefühle, deine eigenen Interessen, hinter dir gelassen.*

Eara konnte einen gequälten Schrei nicht unterdrücken, doch seltsamerweise verschaffte er ihr die Klarheit, die sie benötigte. Für einen Moment betrachtete sie die Situation von außen. Sie registrierte teilnahmslos das Blut, das aus dem Stumpf ihres Unterarms pulsierte, auf den Tisch floss und die Pergamente rot färbte. Rot wie Blut. Rot wie Feuer. Rot wie der Schmerz.

Da steht sie, die Zauberin in schwarzer Robe, und wartet auf ihr Ende. Diese einhändige Magierin wird bald sterben, wenn niemand etwas unternimmt. Die Menschenfrau wird auslaufen. Nicht überraschend, aber zumindest eine Bestätigung. Die Welt ist geordnet und alles kommt, wie es kommen muss. Wenn der Blutfluss gestoppt wird, welche Konsequenzen hat das? Sie wird leben. Sie wird kämpfen. Sie wird verlieren. Ihre Macht wird vergehen wie Asche im Wind und ein anderer wird die Aufgabe zu Ende führen. Ein anderer wird die Asche einatmen und sie wird ihn vergiften. Die Zauberin ist so stark, zu stark. Jemand wird gebraucht, der von

größerer Macht ist, aber zugleich schwach. Er wird alles vollenden. Aber nur, wenn sie überlebt. Wenn das Blut nicht mehr fließt. Wenn die Asche ihrer Bestimmung folgt, wird alles kommen, wie es kommen muss.

Noch immer merkwürdig schwerfällig begann Eara, ihre Dunkle Magie auf den Arm zu beschwören. Die Dunkelheit legte sich wie eine zweite Haut über den Stumpf und betäubte den Schmerz. Langsam konnte Eara wieder normal denken, der seltsame Bewusstseinszustand verschwand und der Schmerz glühte nur noch, anstatt sie zu verbrennen.

Was waren das eben für Gedanken gewesen? *Ihre Macht wird vergehen wie Asche im Wind.* Hatte sie das tatsächlich gedacht? Oder war es etwa die Stimme der Schwäche gewesen, die ihren Schmerz ausgenutzt hatte? Hatte die Schwäche sie übernommen? Oder eher gerettet?

Eara schüttelte ihren Kopf, um sich von den merkwürdigen Erinnerungen zu befreien, und legte schnell einen Zauber auf ihren Arm, um den Schmerz für die nächste Zeit nicht mehr spüren zu müssen. Dann erst vergewisserte sie sich, dass sie auch wirklich alle Spuren des Giftes aus ihrem Körper entfernt hatte. Keine schwarzen Linien überzogen ihren Arm, kein Gift floss mehr durch ihre Adern. Sie war geheilt.

Sie zwang sich dazu, ihren Blick auf den Tisch zu richten und das *Ding*, das dort lag. *Ekel ist nur ein Gefühl. Ignoriere es!* Sie griff nach dem, was einmal ihre Hand gewesen war. Nur etwas Haut, Fleisch und Knochen. Nicht groß anders als ein geköpftes Huhn. Ein Stück totes Fleisch, mehr nicht.

Eara ließ es fallen und betrachtete die Unordnung, die sie angerichtet hatte. Sie würde wohl darum bitten müssen, dass ihre Botschaften sie erneut erreichten, hier war nichts mehr zu retten. Mit ihrer Linken griff sie nach einem Stück Pergament, das nicht rot oder schwarz gefärbt war, bis ihr auffiel, dass sie keine Linke mehr hatte. Doch da hatte sie bereits intuitiv für Ersatz gesorgt. Eine Hand hatte sich geformt, aus Schatten und Finsternis, aus Kälte und Dunkler Magie. Eara bewegte die schemenhaften Finger und stellte überrascht fest, dass sie den Unterschied gar nicht bemerkte. Sie legte ihre neue Hand auf den Tisch. Zwar konnte sie das Holz nicht spüren, einen Ersatz für ihren Tastsinn schien es nicht zu geben, doch die Hand lag dort, dunkel und kalt, aber sonst wie eine ganz normale Hand. Fasziniert betastete sie die Dunkelheit. Kalt und glatt wie Eis, doch sie gehorchte ihr vollkommen. Eara ballte sie zur Faust und schlug damit fest auf den Tisch. Kein Schmerz. Sie drückte auf die unnachgiebige Schwärze und vermutete langsam, dass auch ein Schwert die Hand nicht würde durchdringen können, wenn sie es nicht ausdrücklich wollte. Erst unter beträchtlicher Willensaufbietung konnte sie die Finsternis kurz durchlässig machen und führte sie durch das massive Holz hindurch und zurück.

Die Dunkle Magie bedeckte ihren Arm bis zum Ellenbogen. Eara befahl ihr, zurückzuweichen, und langsam rollte sie sich auf und entblößte die weiche Haut darunter, bis das blutige Ende ihres Unterarmes erreicht wurde. Als sie in ihrer Konzentration nachließ, glitt die Schwärze wieder zurück an ihren Platz. Langsam ließ die Wirkung ihres Zaubers nach, die Taubheit wich aus ihrem Arm, und doch spürte Eara weder den Schmerz ihrer Verletzung noch die Kälte der Dunklen Magie.

Sie hatte von so etwas noch nie gehört. Die Dunkle Magie war jetzt wahrhaft ein Teil von ihr geworden und sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. Wie war so etwas überhaupt möglich? War es, weil sie die Wunde nicht mit herkömmlichen Verbänden,

sondern mit ihrer Magie abgedichtet hatte? Weil sie ihre Hand so frisch erst verloren und sich an ihr Fehlen noch nicht gewöhnt hatte?

Eara richtete ihren Blick auf das Blut und das Chaos auf ihrem Schreibtisch. Ihr dunkler Nebel hob alles von ihrem Tisch in den Kamin. Dann schlugen hohe Flammen aus der Öffnung. Der Qualm stank bestialisch, doch Eara wartete, bis nichts als Asche übrig blieb. Die armen Zauberer, die ihre Kammer würden reinigen müssen, mussten nicht auch noch den Anblick ihres abgetrennten Körperteils ertragen.

Später Vormittag, 53. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Souveränin? Ihr habt nach mir schicken lassen?“ Gundeyn wartete vor ihrer Tür und mied mit seinen Blicken ihre schwarze Hand. Drei Tage waren vergangen und noch immer hatte kein Zauberer sich an den Anblick der fleischgewordenen Dunklen Magie gewöhnt. Schon vorher war Eara gemieden worden, ihres Amtes als Souveränin wegen, aber hauptsächlich weil ihre Macht und ihre Dunkelheit große Furcht verbreitet hatten. Sie hatte ihre Fähigkeiten zum Guten eingesetzt, aber Dunkle Magie wurde seit Orweyn ohnehin skeptisch begutachtet und beim einzigen Dunklen Magier von vergleichbarer Macht, der hier in Erinnerung geblieben war, handelte es sich ausgerechnet um Varkur, der in Hadria noch immer für tot gehalten wurde. Sie wurde respektiert wie man auch ein Feuer respektierte. Es schützte vor Kälte und Tod, aber konnte in kürzester Zeit alles in Schutt und Asche legen.

Eara hatte *fast* nichts in Schutt und Asche gelegt und dementsprechend war die Furcht gerade seit ihrer Rückkehr langsam abgeflaut. Sie hatte ihre Gegner für Kritik an ihren Ansichten nicht ermordet und man hatte sich mit ihr arrangiert. Doch jetzt plötzlich rief die Dunkle Magie, mit der sie sich verbunden hatte, den Zauberern wieder in Erinnerung, wen sie in Yra beherbergten. *Irrational! Sie wussten es die ganze Zeit und es ist nicht so, dass ich mit meiner Hand auch meinen Charakter ändern würde oder dass ich auf Finger aus Schatten angewiesen wäre, um sie zu töten. Meine neue Hand drängt meine Macht lediglich zurück in ihr Bewusstsein.*

In der Konsequenz ging man ihr nach Möglichkeit aus dem Weg. Nicht, dass ihr das groß etwas ausgemacht hätte, aber es schränkte ihre Handlungsfähigkeit weiter ein. Einzig Hedel, aus dessen Laboratorium sie soeben kam, ignorierte die Finsternis an ihrem Arm. Es war erfrischend, wieder mit einem Menschen zu sprechen, der nicht andauernd auf ihre Hand starrte oder bewusst in andere Richtungen sah, aber selbstverständlich waren die Gründe für ihren Besuch andere gewesen. *Selbstverständlich!*, spottete die Stimme der Schwäche. Eara verzog keine Miene und verdrängte sie wieder.

„Richtig, Gundeyn! Mir ist aufgefallen, dass du mich schon länger nicht mehr besucht hast. Ich habe dich nur flüchtig gesehen, doch deine ausführliche Berichterstattung über die Zaubererschaft fehlt mir.“ Sie machte sich nicht die Mühe, in ihre Kammer einzutreten, sondern schlug gleich einen Weg die Treppe hinunter ein. Gundeyn folgte ihr hastig und bemühte sich, mit ihrem Schritt mitzuhalten.

„Ich hatte viel zu tun, Herrin!“, keuchte er. „Eure Aufgaben sind anspruchsvoll und fordern meine ganze Zeit.“ Die Art, wie er bei diesen Worten knapp über ihre neue Hand hinwegblickte, verriet ihr, was seine eigentliche Motivation gewesen war.

Abrupt hielt sie inne und packte ihren Diener mit der schattenhaften Hand an der Gurgel. „Gundeyn, ich bin in mancherlei Hinsicht darauf angewiesen, dass ich dir vertrauen kann.“ Der Novize röchelte und griff nach seinem Hals, traute sich jedoch offensichtlich nicht, ihre neue Hand anzufassen. „Ich bin darauf angewiesen, dass du mir keine Lügen auftischst. Deshalb bitte ich dich darum, mir in Zukunft die Wahrheit zu sagen.“

Sie ließ ihn los und Gundeyn rieb sich erleichtert den Hals. Eara bemerkte leichte Würgemale und vermutete, dass die dunkle Hand nicht nur kälter und härter, sondern auch stärker war als gewohnt. Sie nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit die Dosierung ihrer Kraft zu erproben, dann wandte sie sich von Gundeyn ab und folgte der Treppe nach unten, am gigantischen schwebenden Stundenglas vorbei.

„Du bist ferngeblieben, weil du Angst vor dieser Hand hast. Das ist zwar nicht gerechtfertigt, aber nachvollziehbar. Du magst ein Meister darin sein, die Ängste anderer zu manipulieren, aber deine eigenen hast du noch nicht gut genug unter Kontrolle. Ich habe die Panik eben gesehen. Hast du wirklich geglaubt, ich würde dich erwürgen, nur weil du in einer solchen Lappalie nicht die volle Wahrheit erzählt hast?“

Gundeyn hustete kurz und versicherte dann: „Niemals würde ich von Euch annehmen, dass Ihr einen treuen und eifertigen Diener einer solchen Nichtigkeit wegen ...“ Kurz verstummte er, anscheinend fiel ihm ein, was sie zum Thema Lüge gesagt hatte. „Um ehrlich zu sein, für einen ganz kurzen Augenblick hatte ich befürchtet, Ihr würdet es aus einem Anflug von Zorn heraus tun. Doch ich werde nicht erneut daran zweifeln, dass Ihr Eure Gefühle besser unter Kontrolle habt als ich.“

„Ich habe eine Methode, um meine Pläne zu überdenken und zu überprüfen, ob ich wirklich tue, was voraussichtlich das größte Wohl erreichen wird. Dabei zweifle ich an allen meinen scheinbaren Gewissheiten. Dies ist der einzige Weg, um nachzuvollziehen, weshalb man tut, was man tut. Ich zweifle an Sitten und Gebräuchen, an Tugenden und Werten, an Rechten und Normen, ich zweifle an meinen Absichten, an meinen Überzeugungen, an meinen Idealen, an meinen Verbündeten, an meinem Wissen. Ich hinterfrage, was sich hinterfragen lässt, um alles Überflüssige abzustreifen und die Situation so objektiv wie möglich bewerten zu können. Ich lasse mögliche Sympathien und Ahnungen außen vor und verlasse mich nur auf kalte Rationalität und stahlharte Logik. Es ist umständlich, aber so vermeide ich überhastete Entscheidungen und voreilige Schlüsse. Und anschließend überlege ich, wie ich vorgehen sollte.“

Da der angestrengt hechelnde Gundeyn immer weiter zurückblieb, reduzierte Eara notgedrungen ihre Geschwindigkeit, ehe sie fortfuhr: „Neulich habe ich über deine Worte nachgedacht, ob meine Anwesenheit in Hadria das Land nicht gefährdet. Ich bin das Gespräch Wort für Wort durchgegangen, habe mögliche Argumente abgewogen und bin zu dem Schluss gekommen, dass ich die Menschen hier in meiner Umgebung weniger gefährde, als ich ihnen helfen kann, und dass ich, wenn ich an einem anderen Ort wäre, stattdessen nur eine Gefahr für die dort Anwesenden darstellen würde. Hadria mag meine Heimat sein, aber ich darf das Wohl dieses Landes nicht nur aufgrund meiner persönlichen Neigungen höher gewichten als angemessen.“

„Was immer Ihr für richtig haltet!“, presste Gundeyn angestrengt hervor.

Eara passte ihren Schritt noch weiter an den Zustand von Gundeyns rundem Körper an. „Während ich über deine Worte nachdachte, fiel mir auch ein, was du zum Ewigen Rat sagtest. *Aber werdet Ihr bis zur Vereinigung in Hadria bleiben? Ist das nicht auch ein Risiko*

für die Insel? Solange Eure Feinde an Euch Rache üben wollen? Dabei hat sich mir eine aufdringliche Frage gestellt.“

Sie schritt durch die Vorhalle und öffnete die Tür zum Innenhof mit einem Ruck. Die kalte Luft schlug ihr und Gundeyn entgegen, und sie drehte sich rasch um. „Woher wusstest du, dass es Feinde gibt, die Rache üben wollen? Weshalb hast du mich nicht gefragt, was der Ewige Rat ist, obwohl ich dir nie zuvor davon berichtete? Wer hat dir von meinen Gegnern erzählt?“

Gundeyn zitterte, ob wegen der schneidenden Luft oder der Kälte in ihren Worten, vermochte sie nicht zu sagen. „Es war Hitar!“, stieß er rasch hervor. „Ich wusste nicht, dass das ein Problem ist.“

Eara trat in die klirrende Kälte des Tages und Gundeyn beeilte sich, durch die zufallende Tür zu schlüpfen. Earas sah, wie er seine Augen zusammenkniff, als er in den eingeschnittenen Innenhof trat, in dem die Schneemassen, welche auf dem Boden und den Dächern der Türme lagen, im Sonnenlicht eisig funkelten.

„An sich ist es kein Problem. Ich habe von meinen Gegnern geschwiegen, damit die Allianz nicht von ihnen erfährt und noch zu dem abstrusen Schluss gelangt, der Ewige Rat könnte der Verschwörung helfen. Das Problem ist eher, dass ich ihn tatsächlich konsequent verschwiegen habe. Nur auf einem einzigen versiegelten Brief wurde von ihm berichtet, und den habe ich bald darauf verbrannt. Und ich habe niemandem davon berichtet.“ Sie fixierte Gundeyn kalt. „Auch nicht den Hitars. Hast du diesen Namen verwendet, weil zwei Personen ihn tragen und die Wahrscheinlichkeit, dass ich einem von ihnen berichtet habe, damit am höchsten war? Was hättest du wohl erwidert, hätte ich dich gefragt, warum er mit dir darüber sprach? Bestimmt wäre dir eine glaubwürdige Geschichte eingefallen.“

Der Schweiß rann Gundeyn über das Gesicht. „Souveränin, Ihr wollt doch nicht etwa annehmen, dass ich ... ich meine, woher sonst sollte ich es denn wissen?“

„Die Botschaft lag für einige Stunden offen in meinen Gemächern, während ich anderweitig beschäftigt war. Meine Gemächer, zu denen dir uneingeschränkter Zugang gewährt wurde. Und ehe du jetzt stolz behauptest, du würdest niemals in meinen persönlichen Briefen herumschnüffeln, solltest du dich daran erinnern, wie ich schon bei einer kleinen Lüge reagiert habe.“ Sie hob vielsagend ihre schwarze Hand und ließ den dunklen Nebel um sich herum bedrohlich anschwellen.

Der dicke Novize rieb sich beklommen den Hals. „Bitte, Herrin, seht es mir nach. Es hätte auch eine Nachricht an mich sein können. Und als ich erst zu lesen begonnen hatte, waren meine Neugierde und Besorgnis bereits zu groß, um ...“

„Deine Gier nach Macht war zu groß, Gundeyn. Jede Information über mich könnte eines Tages hilfreich sein, wenn du dich von mir lossagen möchtest.“ Gundeyn knickte ein und nickte unbehaglich, doch Earas fuhr unbeirrt fort: „Das ist die eine Deutung. Die andere ist, dass du dich längst von mir losgesagt hast, und mich ausspionierst, um gegen mich zu arbeiten.“

Gundeyn erbleichte. „Das ist doch lächerlich!“, rief er mit sich überschlagender Stimme. „Eure Gunst gewährt mir mehr Einfluss und Privilegien, als ich auf anderem Wege jemals erreichen könnte. Ihr wisst, dass ich keine Überzeugungen habe, aus denen heraus ich die Allianz unterstützen könnte.“

Eara stellte sich in den Schatten des Turmes, um ihre Ausstrahlung noch besser zur Geltung zu bringen, und schüttelte langsam, aber entschieden, den Kopf. „Aus Überzeugung nicht, aber es gibt andere Gründe, warum du auf meine Gunst verzichten könntest. Gerade

dann, wenn du erfahren hast, dass ich möglicherweise bald in den Süden aufbrechen und Hadria auf unbestimmte Zeit verlassen werde. Und selbst wenn das nicht stimmt: Du bist ein ungezogener Junge, obgleich äußerst vorsichtig, und die Verschwörung hat schon bei Mortol ihr Talent bewiesen, die schwachen Punkte anderer zu finden. Und davon hat jeder welche! Erpressen sie dich, Gundeyn? Nenne nur einige Namen, und deine Sorgen lösen sich in Luft auf. Ich kann auch gnädig sein. Ich kann deinen Verrat vergessen.“

Der Schüler schüttelte hastig seinen roten Schopf und trat nahe an Eara heran. „Bitte, Ihr interpretiert zu viel in diese eine Tat hinein. Ich habe Eure Briefe überflogen, um im Zweifelsfall etwas in der Hand zu haben, aber gewiss nicht mit der festen Absicht, sie gegen Euch zu verwenden. Bedenkt doch alles, was ich für Euch getan habe! All meine Verdienste! Ich habe Euer Vertrauen enttäuscht, aber ich habe Euch gewiss nicht hintergangen. Ihr könnt mir in dieser Hinsicht vertrauen!“

„Ich habe an *allen* scheinbaren Gewissheiten gezweifelt. An meinem Wissen. An meinen Verbündeten ... Vertrauen ist eine Schwäche, Gundeyn. Wir sehnen uns danach, uns anderen anvertrauen zu können, aber je mehr wir vertrauen, desto schlimmer ist der Verrat für uns. Vertrauen wir unseren Gefühlen? Unseren Ahnungen? Unseren Freunden? Sie alle werden uns täuschen! Nur der Verstand besteht, nur die Logik überlebt die Zweifel, nur Zahlen sind objektiv. Freunde und Vertraute sind Ballast, überhöhte Risiken. Sie können uns belügen, uns hintergehen, und sie können gegen uns verwendet werden. Wir müssen mit anderen zusammenarbeiten, aber jeder einzelne, dem wir tatsächlich Vertrauen schenken, ist eine zusätzliche Gefahr.“ Die Stimme der Schwäche protestierte, natürlich erfolglos wie immer.

„Ich habe deinem Wort zu lange blindlings vertraut, Gundeyn. Von den meisten deiner Verdienste weiß ich nur, weil du mir davon berichtet hast. Du behauptest, die Stimmung zugunsten der Vereinigung zu beeinflussen, aber vielleicht tust du auch das Gegenteil. So viele Dinge hast du behauptet, und ich habe sie alle geglaubt, ohne zu hinterfragen. Dabei müssen wir alles hinterfragen, nur so können wir unsere Fehler erkennen. Erkennst du die deinen, Gundeyn?“

„Herrin, bitte! Die Zauberei ist verbohrt, hängt an ihren Traditionen und denkt irrational. Ohne meine Hilfe hättet Ihr fast gar keine Anhänger, ohne meine Informationen würdet Ihr blind umhertappen und Eure Pläne aufgrund von Spekulationen aufstellen anstatt auf Basis von gesicherten Tatsachen. Ich bin Euer Auge, Euer Ohr und Eure Zunge. Verstoßt mich nicht!“

„Wir können auch unseren Augen und Ohren nicht vertrauen, Gundeyn. Manchmal sehen oder hören wir Dinge, die gar nicht da sind. Und wir blenden permanent den Großteil unserer Umgebung aus.“

„Bitte, Souveränin, ich verstehe, dass Ihr mir nach dem Vorfall mit dem gelesenen Brief nicht mehr vollkommen vertraut, aber das ist noch lange kein Grund, mich gleich zum Verschwörer zu erklären. Gesunde Skepsis ist das eine, aber lasst es nicht in Verfolgungswahn ausarten! Überprüft meine Worte und Ihr werdet sehen, dass ich Euch nicht belogen habe.“

Sie schickte ihre dunklen Schlieren vor. Sie umwandten Gundeyn und zogen ihn näher zu ihr heran. Da Eara den verschreckten Novizen um gut zwei Köpfe überragte, musste er seine rundes Gesicht heben, um sie ansehen zu können. „Ach Gundeyn! Ich gehe stets vom Schlimmsten aus, und meine Erwartungen werden nur viel zu selten enttäuscht. Ich werde deine Angaben überprüfen lassen, und wenn du gelogen hast, dann hoffe auf die Vergebung irgendwelcher falschen Götter, denn ich werde keine für dich übrighaben.“

Gundeyn blickte sich panisch auf dem verwaisten Innenhof um. „Ich habe nicht gelogen, Herrin!“, versicherte er und wollte offensichtlich gehen, doch Earas Dunkelheit hielt seine Gelenke eisern umklammert.

„Ich bin noch nicht fertig! Was wusstest du zum Beispiel vom Forinkäfer, der mich meine Hand gekostet hat?“

„Herrin, bitte! Das ist absurd! Jeder hätte ihn in Eure Gemächer tun können. Es ist nicht unbedingt so, dass jederzeit Wächter davorstehen würden.“

„Apropos Wächter: Würdest du dich als solcher bezeichnen?“ Unsicherheit spiegelte sich in Gundeyns Zügen, während er wohl überlegte, welche Antwort sie am ehesten zufriedenstellen würde. „Das war nämlich einer der letzten Sätze, die ich von Koraph hörte: *Auch ein Wächter kann gefährlich sein*. Meinst du, er ahnte, dass du mich möglicherweise hintergehst? Gewiss, jeder hätte den Käfer in meiner Kammer platzieren können. Aber du standest damals direkt vor der Tür, und du hast nun einmal unbeschränkten Zugang.“

Gundeyn stammelte etwas und blickte angstvoll in ihr Gesicht empor, dann verzerrte sich sein Gesicht zu einer Fratze blanken Entsetzens. Er spreizte seine Wurstfinger und stieß Eara fest von sich weg, den Blick noch immer nach oben gerichtet.

Also wirklich, dachte sie. Sie hatte gehofft, es wäre anders, hatte gehofft, Koraph bezöge sich auf den anderen, naheliegenderen Wächter. Aber Hoffnung war nichts als ein dummes Gefühl, und sie hatte sich ihm entgegengestellt, um Irrtümer zu vermeiden. Offensichtlich zurecht.

Vorsichtshalber spinn Eara in kürzester Zeit einen Kokon aus Schatten um sich, noch während sie von Gundeyns Stoß zurücktaumelte. Der Novize zappelte verzweifelt in ihren magischen Fesseln, versuchte vergeblich zu flüchten. Kaum ein Wimpernschlag war seit seinem Stoß vergangen, da krachte von oben plötzlich ein großer, weißer Klumpen zu Boden und begrub Gundeyn unter sich. Eine Erschütterung ging durch den Boden und Eara starrte reglos auf die Stelle, bis das erste Blut unter der weißen Masse nach außen floss, wo es zwischen Eis und Schnee schnell gefror.

Eine Dachlawine, staunte sie. Das wäre ein sehr unpassendes Ende gewesen, nach einem Leben voller Gefahren und Kämpfe, nach entronnen Attentaten und beinahe unbezwingbaren Feinden, nun von einem Stück Eis erschlagen zu werden, von auf den Dächern Yras gefrorenem Schnee, der ab und an zufällig herabrutschte. Sie warf einen Blick zum Dach und entschied sich dafür, nachzuschauen. In all den Jahrhunderten war erst ein einziges Mal tatsächlich ein Zauberer von einer Dachlawine erschlagen worden, auch wenn sie regelmäßig niedergingen. War es tatsächlich Zufall, dass sie beinahe die zweite geworden wäre? War es nur ein Unfall, oder steckte mehr dahinter?

Sie schwebte schnell nach oben, auf einer Wolke aus dunklem Nebel, bis sie auf Höhe der Turmdächer war. Hier oben wehte der Wind besonders böse, doch Eara hatte nur Augen für die kupferne Konstruktion. Eine Platte, einige Schrauben, ein paar Federn. Sie hatte vielleicht einen Menschen erwartet oder Fußspuren, aber gewiss nicht so etwas. Vorsichtshalber überprüfte sie, ob hier vor kurzem Zauberei oder Dunkle Magie gewirkt worden war, und bemerkte einen leichten Nachhall von Zauberei auf der Konstruktion. *Andere sollen Funktionsweise und Zweck für mich analysieren*, schoss es ihr durch den Kopf, während sie abwärts in den Innenhof glitt.

Nachdenklich trat sie anschließend vor den großen Eisbrocken, unter dem die zerquetschten Überreste von Gundeyn lagen. Letztendlich hatte er sich doch nicht als Verräter entpuppt. Er hatte sie vor dem niedergehenden Eis gerettet, das er vor ihr bemerkt

hatte. Er hatte sie anscheinend niemals wirklich hintergangen, hatte nicht mit der Verschwörung zusammengearbeitet.

Das kommt davon, wenn man niemandem vertraut, flüsterte die Stimme der Schwäche, aber Eara wusste, dass es genau andersherum war. Ihr Irrtum bewies nur, wie wichtig es war, dass sie an allem zweifelte, was sie wusste, gerade an sich selbst und ihren Fähigkeiten. Sie hatte sich getäuscht, und das führte ihr vor Augen, dass sie noch intensiver abwägen musste. Noch stärker zweifeln. Der stahlharten Logik noch weiter folgen. Niemand war perfekt.

Natürlich hatte Gundeyn sie nicht aus Nächstenliebe gerettet, sondern um ihr Vertrauen zurückzugewinnen, in ihrer Gunst wieder aufzusteigen und der Gefahr selbst zu entinnen, doch letztendlich spielte das alles keine Rolle mehr. Spätestens mit seinem Tod war es komplett egal, welche Motive er zu Lebzeiten für seine Taten gehabt hatte. Entscheidend war, was sie daraus machte. Ein weiteres Opfer der Verschwörung, ein tapferer Novize, der sein Leben für ihres gab. Das würde die Herzen der Menschen mehr bewegen als eine Geschichte von unberechtigten Verdächtigungen und gegenseitigem Misstrauen. Und jedes bewegte Herz machte die Vereinigung wahrscheinlicher.

Sechs, dachte sie bitter. *Das sechste Opfer schon. Na und? Sie alle sind bereits einkalkuliert.* Gundeyns Tod war ein großer Verlust und ein herber Rückschlag. Nicht nur vermied sie jeden zusätzlichen Toten, auch seine Fähigkeiten waren nicht zu ersetzen. Er hatte die Massen unter Kontrolle gehalten, hatte ihre Politik beliebt gemacht, hatte der Vereinigung eine Chance verschafft, trotz der jahrzehntealten Feindschaft zwischen den beiden Orden. Für kurze Zeit würde sein Tod eine erneute Welle der Empörung auslösen, doch langfristig würde die Zustimmung zurückgehen. Doch eine Vereinigung, die nicht die Zustimmung der breiten Mehrheit hatte, konnte nicht bestehen. Sie würde ihre Absichten beschleunigen müssen, durfte keine Zeit mehr verlieren. Wenn ihr Plan bald Erfolg hatte, dann würde fast niemand mehr in ganz Hadria gegen die Vereinigung stehen. Doch die Eile erhöhte auch die Risiken. Hoffentlich würden andere Quellen ihr bald mehr über die *Allianz der Entscheidung* sagen können, als Gundeyn es vermocht hatte. Bald schon würde es enden. So oder so.



Zwischenspiel VIII – Gefährlicher denn je

Frühe Nacht, 54. Herbsttag 76 a.Z.

Nördliche Küste, Wachsender Wald

Der Wachsender Wald lag einsam und verlassen, die mächtigen Bäume rauschten sacht in der Meeresbrise. Nilsar zog sein kleines Boot an den Strand und verbarg es hastig unter einigen Farnen. Dann schlich er in den Schatten der Bäume.

Während er leise seinen Weg suchte, nestelte er an den von seinem Gürtel hängenden Schnüren aus Rosshaar herum. Immer wieder wurde eine seiner Fallen beschädigt, und er hatte gerne sofort einen Ersatz dabei. Bald schon erreichte er die erste Falle, eine gut verborgene Schlinge auf dem Boden, doch sie war leer. Nilsar kontrollierte, ob der Knoten noch korrekt saß, dann schlich er weiter.

Als er vor sich plötzlich ein verdächtiges Rascheln hörte, spannte er sich an und kauerte sich in den Schatten eines Busches. Seine Hand griff nach dem kleinen Messer an seiner Seite. Wenn es ein Bewahrer war, dann durfte er nicht zögern. Sie trugen immer diese verfluchten grünen Gewänder, waren viel zu aufmerksam und gut ausgebildet. Gerade im Dunkeln war es wahrscheinlicher, dass sie ihn zuerst entdeckten. Doch sie wussten nicht,

was er hier machte oder wer er war. Sie würden nicht sofort schießen, nur deshalb traute er sich überhaupt hierher. Und weil die Verlockung so groß war.

Die Bewahrer erlegten niemals mehr, als sie brauchten. Sie wollten das Gleichgewicht des Waldes nicht gefährden, behaupteten sie immer. Nilsar kümmerte sich nicht um das Gleichgewicht des Waldes. Er hatte sein Weib und vier Bälger zu versorgen, und mit Einsetzen des Herbstes waren wie jedes Jahr die Fischschwärme zurückgegangen. Es war ein schlechtes Jahr gewesen, ein Meerestroll hatte seinen Bruder und das zweite Boot gefressen, und er hatte nicht genug zurücklegen können, um seine Familie über die schwere Zeit zu bringen. Also hatte er begonnen, sich alle ein, zwei Nächte hierherzuschleichen. Der Wachsame Wald war reich an gut genährten Kleintieren, deren Fleisch man verspeisen und deren Pelze man verkaufen konnte. Die Bewahrer wachten eifersüchtig über ihren Wald, Wilderei war verboten und wurde hart bestraft. Fingen sie einen fremden Bogenschützen, schnitten sie ihm Zeige- und Mittelfinger ab, auf dass er nie wieder die Sehne greifen konnte. Einem Fallensteller wie ihm nahmen sie ein Auge. Sie waren aufmerksam, aber bislang war es Nilsar gelungen, ihnen auszuweichen. Er hatte in seiner Jugend kleinere Aufgaben für sie erledigt, fand sich einigermaßen im Wald zurecht und kannte ein paar ihrer Tricks; er wusste, wie er sich selbst und die unscheinbaren Fallen verstecken konnte.

Das Rascheln näherte sich und Nilsar umklammerte sein Messer noch fester. Ein großer Eber trottete aus dem Unterholz und der Fallensteller steckte sein Messer erleichtert weg. Das Schwein wog gewiss drei oder vier Zentner, selbst ohne Organe wären das noch zwei Zentner Fleisch, doch Nilsar würde sich hüten, nur mit einem Messer bewaffnet in den Kampf gegen einen wilden Keiler zu stürmen. Selbst wenn er gewann, würde der Lärm gewiss Bewahrer anlocken. Also schlug er einen Bogen und umging das Tier.

In der zweiten Falle befand sich der Kadaver eines Hasen, doch ein Fuchs hatte sich bereits daran gütlich getan. Nilsar entfernte die unbrauchbaren Überreste und knüpfte die Schlinge neu, dann schlich er weiter. Die nächste Falle war eine Vogelfalle, die zwischen einigen Blättern in einem Baum lag. Auch sie war leer, der Köder lag noch an seinem Ort.

In der folgenden Schlinge auf dem Boden war ein Kaninchen. Es zappelte noch, war also vor kurzer Zeit erst hineingelaufen. Nilsar tötete es schnell und legte es in seinen Rucksack, ehe er die Falle wieder auslegte und verbarg.

Er folgte seiner üblichen Route, während die Mondsichel über den klaren Himmel strich und leichter Nebel aufzog. Er fand noch einiges, es war eine gute Nacht. Bald hatte er die Hälfte seiner Strecke zurückgelegt und schlug seinen Bogen, um an der Küste entlang zurück zu seinem Boot zu gelangen. Hier hatte er nur noch Vogelfallen an die gekrümmten Bäume gehängt, doch er fürchtete, sie entfernen zu müssen, sobald die Windflüchter ihre letzten Blätter abwarfen.

Eine Bewegung an einer der Vogelfallen erregte seine Aufmerksamkeit. Seine gefiederte Beute erhängte sich in diesen Fallen selbst, sie konnte sich eigentlich nicht mehr regen. Als Nilsar näherkam, entdeckte er einen großen Vogel, der auf einem Ast unterhalb einer seiner Fallen saß und genüsslich die darinhängende Drossel verspeiste. Das war *seine* Beute! Nilsar stürmte näher, ohne sich um Stille zu bemühen. Der große Vogel senkte nur seinen Kopf und öffnete den gebogenen Schnabel. Was war das bloß für ein Tier? Es war keine Eule oder sonst ein nachtaktiver Vogel, den Nilsar kannte. Größer als ein Habicht war er, fast schon groß wie ein Seeadler, und er kannte offensichtlich nicht die geringste Scheu. Die Farbe seines Gefieders war in der Dunkelheit nicht genau zu erkennen, aber Nilsar schätzte sie rötlich ein. Krallen und Schnabel glänzten tückisch im Mondlicht und die kleinen

Äuglein blinzelten boshaft. Der Fallensteller wedelte mit seinen Armen und stieß gedämpfte Zischlaute aus, woraufhin der Raubvogel aufflatterte, seine Beute mit den Krallen packte und mitsamt Falle vom Baum riss. Dann erhob er sich mit wenigen mächtigen Flügelschlägen in die Lüfte und flog nach Osten hin fort.

Nilsar stürmte hinterher, darum bemüht, nicht zornig aufzuschreien. Er wusste, dass er eigentlich bereits verloren hatte, doch gerade als er umkehren wollte, ließ der seltsame Vogel das kleine Federvieh auf den Strand fallen und flog davon. Überrascht blieb Nilsar stehen. Weshalb hatte sein Gegner die Drossel zurückgelassen, nachdem er sie bereits errungen hatte? Er schüttelte verwirrt seinen lockigen Kopf, dann ging er am Strand weiter, um seine Beute aufzusammeln.

Als er sich gerade danach bückte, hörte er aus der Ferne die Stimmen. Grölende Rufe waren es, und jetzt, wo er darauf achtete, konnte er in der Ferne auch Feuerschein ausmachen. Ganz bestimmt waren das keine Bewahrer! Die Küste schlug hier einen Bogen, daher verdeckten Bäume seine Sicht. Nilsar hob den Kopf und musterte die Sterne. Noch hatte er Zeit. Er könnte nachschauen und dann umkehren. Wer auch immer dort war, war zu laut, um ihn zu hören, selbst wenn er sich ungeschickt anstellte. Seine Neugier wog schwerere als die Vorsicht, und vielleicht würde es sich noch als nützlich erweisen, etwas über die Fremden zu wissen. Er steckte die Drossel in seinen Rucksack und trat in den Wald.

Ab jetzt prüfte er jeden Schritt doppelt. Womöglich handelte es sich um eine Räuberbande mit Wachtposten, auch wenn Nilsar das eigentlich bezweifelte. Welche Räuber hätten sich direkt an der Küste angesiedelt, wo jedes vorbeikommende Schiff sie bemerken konnte? Und wer würde es überhaupt wagen, die Bewahrer in ihrem eigenen Wald herauszufordern? Flüchtig überlegte Nilsar, ob es vielleicht eine Horde der geschuppten Kreaturen sein könnte. Doch die liefen nur versprengt umher, und schon seit längerem hatte er keine mehr gesehen, weder im Wald noch auf einer der Inseln. Vielleicht waren die verfluchten Biester ja endlich ausgerottet.

Schnell hatte Nilsar den schmalen Streifen Wald durchquert, ohne auf irgendwelche Wachen gestoßen zu sein. Er kauerte sich hinter einen Busch und spähte durch die dünnen Zweige hindurch. Jenseits des Waldrandes loderte ein großes Lagerfeuer hell empor, um das einige Gestalten verteilt waren. Menschen in unterschiedlicher Kleidung, doch zu seinem Erstaunen erkannte Nilsar auch die Gestalt eines gehörnten Tarus. Im Wasser lag ein großes dreimastiges Schiff mit schwarz gefärbten Planken.

Ein Mann und eine Frau standen etwas abseits, beide mit seltsamer Haut, und blickten auf etwas herab, das Nilsar mit Mühe als einen gefesselten Menschen identifizieren konnte. Der Fallensteller zögerte kurz und schlich dann behutsam näher. Die Gestalten ums Lagerfeuer sangen und lachten, anscheinend hatten sie dem Alkohol schon überreichlich zugesprochen. Niemand würde ihn hören können.

„... mich frei! Ich habe alles getan, was Ihr verlangt habt!“, wimmerte der Gefangene mit Werftheimer Akzent.

Die Frau lachte höhnisch. Nilsar erkannte, dass ihre Haut grün war, und die des Mannes dunkelblau. Erschrocken formte er mit seinen Händen den *Kreis des Lebens*, um die Dämonen abzuwehren. Falls es sich um welche handelte, wirkte seine Geste nicht.

„Nein, Raat!“, meinte sie kalt.

„Aber ich *habe* alles getan, was Ihr verlangt habt. Ich habe für Euch dieses Schiff entworfen. Ich habe Euch gesagt, wo Ihr geeignetes Holz finden könnt! Bitte, Ihr müsst mich gehen lassen!“

„Du hättest uns auch gehorcht, wenn wir dir nicht dein Leben angeboten hätten. Deine Angst hätte dich gefügig gemacht.“ Die Frau lächelte bei diesen Worten und zog einen rot glühenden Stein an einer Silberkette hervor.

Der Gefesselte schluchzte leise auf. „Nein, bitte! Nicht der Stein! Ihr habt es versprochen! Ihr müsst mich gehen lassen!“

„Weißt du, Raat Isal Martek Firulan?“, mischte sich der blauhäutige Mann ein. „Eigentlich hat nur Kentar das versprochen, und sie ist nicht gerade dafür bekannt, ihre Versprechen zu halten. Ich dagegen halte jeden Schwur. Ich habe den Mördern meiner Eltern Rache geschworen, und ich habe jeden einzelnen von ihnen eigenhändig ermordet, und dazu noch ihre Frauen und Kinder. Ich habe geschworen, meine verfluchte Heimat zu verlassen, und ich habe es geschafft. Ich habe geschworen, mich an meinen Jägern zu rächen, und mit deinem Schiff werde ich meine Rache bekommen. Und bedauerlicherweise habe ich Kentar versprochen, dass sie sich mit dir amüsieren darf.“ Er hob hilflos die Hände. „Wenn wir morgen früh ablegen, ist er tot!“, wandte er sich dann an die Frau. „Wir können keinen unnötigen Ballast gebrauchen, wir werden Kreaturen aus allen Enden des Hadrischen Meeres rekrutieren müssen. Du kannst ihren Willen brechen und sie kontrollieren, aber wir müssen sie erst finden, um unseren Angriff vorzubereiten. Unsere neue Kogge ist schneller und gefährlicher denn je, und vor allem ist sie wieder leer, nicht so vollgestopft mit euren Beutestücken. Wir müssen nicht gleich am ersten Tag damit beginnen, sie wieder aufzufüllen.“

„Gewiss, Callem! Ich weiß, wie ich ihm diese Nacht versüßen kann. Vielleicht locken seine Schreie sogar noch eine Patrouille der Bewahrer an.“ Sie lächelte unheimlich und presste den roten Stein auf die Stirn des Gefangenen, woraufhin dieser schmerz erfüllt brüllte.

Nilsars Atem ging zitternd. *Callem. Unsere neue Kogge.* Er wusste, wer diese Gestalten waren. Er kannte die alten Schauernmärchen, und er hatte einen Vetter an sie verloren, dessen Schiff während ihrer Rückkehr vor zwei Jahren von diesen Seeräubern gekapert worden war. Die Schwarze Kogge war schlimmer als jeder Dämon! Die Schreie des Werftheimers verdeutlichten das.

Nilsar wollte gerade abhauen, als direkt neben seinem Busch zwei Menschen vorbeigingen. Sie wirkten regelrecht normal, ihre Hautfarbe entsprach in etwa Nilsars eigener, und sie unterhielten sich gedämpft.

„Isch meine, isch dasch etwa gerescht?“, lallte der eine, ein Mann mit dunklem Haar und Hakenhand. „Thogger wurde von unscherem Mascht tscherquetscht, und der isch vollkommen unverletzt tschurückgekehrt. Isch dagegen hab nur kurtsche Tscheit vor meinem Tod die Hand verloren, und die kam nisch tschurück!“

„Dein Ansinnen wird vergeblich sein, Pero“, orakelte der andere, ein Mann mit silbernen Haaren und Bart, dessen schlanke Finger über eine weiße Flöte strichen. „Du suchst zu ergründen, was in eine Finsternis gehüllt ist, die keines Sterblichen Auge zu durchdringen vermag. Die Gesetze, denen die Macht des Herzens sich zu beugen hat, werden uns immer rätselhaft und verworren erscheinen, denn sie sind jenseits des Begreifbaren. Akzeptiere das dir zugedachte Los, denn weder Erkenntnis noch Gerechtigkeit wirst du in dieser Welt finden können.“

Die beiden gingen nur einen Schritt von seinem Versteck entfernt vorbei, ohne ihn zu bemerken. Nilsar atmete erleichtert auf, dann drehte er sich um. Er wollte nur noch so schnell wie möglich von hier verschwinden.

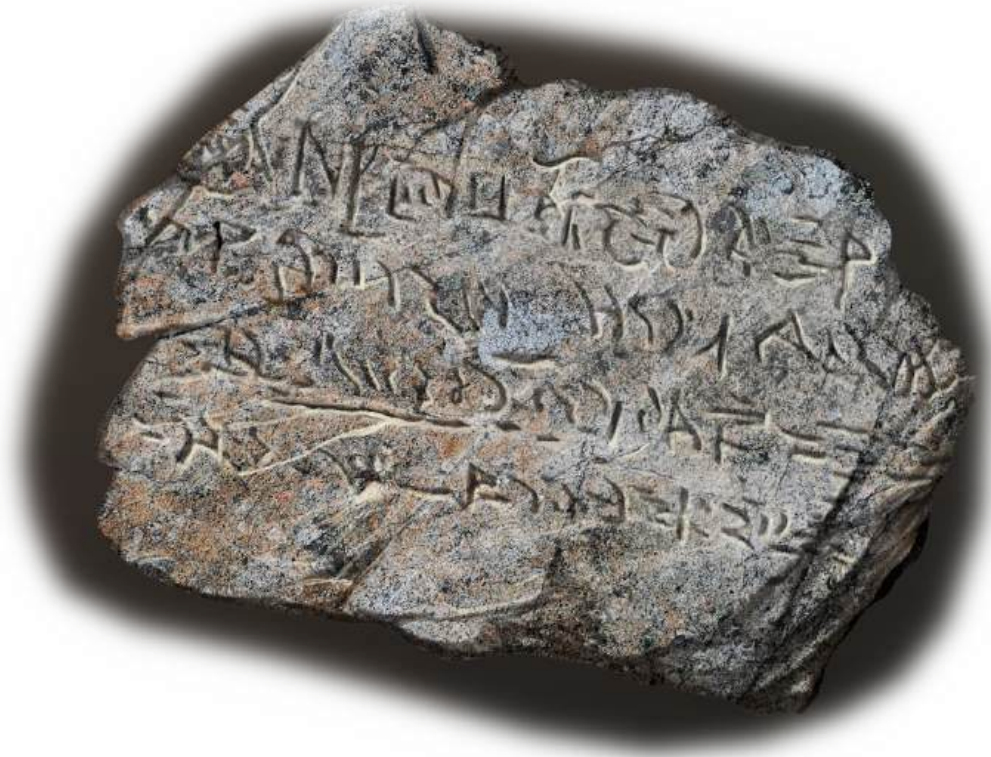
Doch da schoss von oben etwas auf ihn herab. Es war der große Vogel von vorhin, die Klauen gruben sich tief in sein Gesicht. Nilsar konnte einen Schrei nur mühsam unterdrücken und eilte panisch von dem Feuerschein fort, in der Hoffnung, seine Schritte mögen leiser sein als die Schreie des Schiffsbauers. Er schlug auf das Untier ein und stellte zu seinem Entsetzen fest, dass jede einzelne Feder messerscharf war. Da erhob sich der Vogel in die Lüfte und kreischte laut auf. *Rooooaaaaa!*

Nilsar gab jede Vorsicht auf. Er rannte hemmungslos durch große Blätterhaufen und trockene Äste, in der Gewissheit, dass man ohnehin schon auf ihn aufmerksam geworden war. Er versuchte, seine möglichen Verfolger abzuschütteln, doch der verfluchte Vogel blieb stets über ihm, stürzte nur gelegentlich herab, um ihn mit seinem Schnabel zu traktieren. Nilsar streifte seinen Rucksack ab, um noch schneller rennen zu können. *Bitte, Mutter Natur!*, betete Nilsar zum ersten Mal seit mehreren Jahren. *Rette mich, und ich werde mich nicht mehr gegen den Willen deiner Priester an deinen Schöpfungen vergehen. Ich werde zu ihnen gehen, meine Sünden bekennen und ihnen von der Bedrohung in ihrem Wald berichten. Aber bitte, rette mich!* Er erhielt keine Antwort.

Da hörte er eine seltsame, düstere, atonale Melodie. Schrille Töne vermischten sich mit dem traurigen Brausen des Windes, die Bäume knarzten melancholisch und der Himmel schien sich zu verdüstern. Ein hoher verzweifelter Triller brach seinen letzten Widerstand. Von Verzweiflung überwältigt stolperte Nilsar und hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen.

Erst als die Melodie verklang, konnte er wieder einigermaßen klar denken. Er fand sich umgeben von dem blauhäutigen Mann, der böartige Vogel auf seiner Schulter, dem silberhaarigen Flötenspieler, der eben sein Instrument absetzte, und der grünhäutigen Frau, triumphierend auf ihn herabblickend. „Oh, wie schön! Noch einer!“, rief sie erfreut und klatschte in ihre Hände. Dann zog sie die Silberkette mit dem roten Stein aus einer Tasche. Sie beugte sich zu Nilsar herab und lächelte ihn mit einem wahnsinnigen Grinsen an. „Viel Spaß!“, wünschte sie, dann presste sie den roten Stein auf seine Stirn.

Eine grauenhafte Qual durchströmte Nilsar. Jede Faser seines Körpers schien zu brennen und sein Geist begann, sich zu verflüchtigen. „Du hast schon einen, Kentar!“, erklang eine weit entfernte Stimme. „Lass den hier in Frieden. Ich weiß, wie sehr du es magst, aber du solltest nicht übertreiben. Komm, beenden wir es.“ Ein silbernes Blitzen erschien am Rande von Nilsars Gesichtsfeld und er spürte einen dumpfen Ruck in seiner Brust. Dann erloschen sein Schmerz, seine Wahrnehmung und sein Bewusstsein.



z – Zwang oder Zufall

Mondhoch, 56. Herbsttag 76 a.Z.

Nar'Al'Pans Höhle, Graues Gebirge

Thorn warf noch einen letzten Blick auf sein Ross Ambra, das draußen vor der Höhle geduldig aus dem Bachlauf trank. Die Sterne beleuchteten den weißen Pelz des Pferdes und die dunklen Augen blickten ihm traurig nach, dann lief der Krieger um die Kurve des Ganges und das Tier verschwand aus seiner Sicht. Wenn alles gut lief, wäre er in einer guten Stunde schon wieder zurück. Aber irgendwie glaubte Thorn nicht, dass alles gut laufen würde. „Warum habe ich mich nur darauf eingelassen?“, grummelte er leise.

Nicht so leise allerdings, dass Ken Dorr ihn nicht gehört hätte. „Es war Eure Idee“, behauptete der Dieb amüsiert.

„Das ist nicht wahr! Der Plan stammt von dir. Und er basiert auf Leanders Idee. Ich habe nur den entscheidenden Hinweis beige-steuert.“

„Seid still!“, zischte der Seher. „Es ist zwar noch ein gutes Stück, aber wir dürfen auf keinen Fall gehört werden.“

Die drei versanken in Schweigen. Im Gehen holte Thorn die Lampe heraus, die die Agren ihnen gegeben hatten. Ein Stein, auf der einen Seite von grünem Leuchtmoos bewachsen. Die glühende Seite wurde von einem Geflecht aus trockenem Gras bedeckt, das er jetzt hochschob, um ihren Weg zu beleuchten.

Thorn dachte zurück an das Gefühl der übermäßigen Enttäuschung, das ihn nach den Antworten der Drei Schwestern erfüllt hatte. Sie hatten einen weiten Weg hinter sich, er wäre fast gestorben, und dann hatten die Antworten sie kein bisschen weitergebracht! Zwei Fragen hatte Drukil verschwendet, und die dritte Frage Leanders war viel zu allgemein ausgefallen.

„Glaubst du etwa, das war ein Versehen?“ Leander war offensichtlich verärgert, nachdem Thorn ihn mit seinen Vorwürfen konfrontiert hatte. Der Stumpf des Schwarzen Baumes, von der Abendsonne in Blut getaucht, verschwand gerade zwischen den Ästen des Bronwaldes hinter ihnen und die fünf Gefährten berieten sich über ihr weiteres Vorgehen. „Dank Drukil hatten wir nur noch eine Frage für zwei Antworten, und ich habe mir eine Möglichkeit überlegt, alles zu erfahren, was wir brauchten. Es war kein Zufall, dass ich nicht nach der Schwäche des Schwarzen Heroldes fragte, sondern nach der von Gespenstern generell.“

„Aber jetzt wissen wir gar nichts“, empörte sich Thorn.

„Ich gestehe, ich hatte mit etwas besserem gerechnet, irgendeiner Möglichkeit, Geister einfach zu vernichten, ohne sich lange mit Umwegen aufzuhalten. Dann wäre es einfacher gewesen, mit unserem Wissen hätten wir dem Orakel einfach sagen können: Entweder ihr beantwortet uns noch eine Frage oder aus den Drei Schwestern werden zwei! Aber na gut, wir müssen nehmen, was wir haben. Wenn wir die Quelle der Drei Schwestern finden und sie zu ihnen bringen, können wir ihnen damit drohen. Ich bin gespannt, ob sie dann immer noch ihre Antworten verweigern.“

„Du willst die Drei Schwestern erpressen?“, fragte Chada entsetzt.

„Es geht um das Schicksal einer ganzen Welt. Da dürfen wir nicht zimperlich vorgehen. Wenn sie uns einfach unsere Fragen beantwortet hätten, dann wäre das natürlich nicht nötig, aber jetzt geht es nicht mehr anders.“

„Du hättest direkt nach der Schwäche des Schwarzen Heroldes fragen sollen“, gab Thorn verärgert zurück. „Auf den Samen des Baumes der Lieder hätten wir verzichten können. Wozu brauchen wir ihn überhaupt? Doch nur, damit der Ewige Rat ihn nicht bekommt. Wenn wir unsere Feinde schnell genug besiegen, dann haben wir dieses Problem nicht mehr.“

„Wie gesagt, ich hatte mit etwas Direkterem gerechnet. Ich hatte gedacht, dass wir mit der Antwort eine Möglichkeit hätten, den Herold zu vernichten und zugleich eine weitere Antwort vom Orakel zu fordern, wenn wir wollten. Da die Antwort jedoch nur war: Um einen Geist auszulöschen, müsst Ihr auch dessen Quelle vernichten, wir jedoch keine Ahnung haben, welches die Quelle des Schwarzen Herolds ist, haben wir gar keine andere Wahl, als die Drei Schwestern zu zwingen, uns weiterzuhelfen.“

„Das ist kein schlechter Plan!“, behauptete Ken Dorr vergnügt.

„Das ist ein entsetzlicher Plan!“, widersprach Chada. „Wenn wir den Ewigen Rat nur durch Erpressung bezwingen, sind wir nicht besser als er.“

„Chada!“, sagte Leander eindringlich. „Du wirst bald die Königin Andors werden. Sag selbst, was ist dir lieber: Ein Volk, das nur glücklich werden konnte, weil du ein paar Geister bedroht hast, oder ein Land voller Leid und Tod, während du immer ehrenhaft und stolz geblieben bist? Du trägst die Verantwortung für Hunderte von Menschen. Ich verstehe, dass du das nur ungerne tust, aber du musst schwere Entscheidungen treffen. Du bist besser als der Ewige Rat, weil die Folgen deiner Taten besser sind als die unserer Feinde. Weil du für die Freiheit kämpfst, sie jedoch für die Unterdrückung.“

Chada und Thorn sahen sich zweifelnd an. So gut kannten sie einander, dass sie schon aus leichten Bewegungen der Mimik die Gedanken des anderen erraten konnten. Stumm berieten sie, ob es tatsächlich richtig war, das Orakel der Geister zu erpressen. Richtig nicht, waren sie sich einig. Aber vielleicht notwendig.

„Dein Plan hat einen kleinen Schönheitsfehler“, meinte Thorn schließlich. „Um mehr über die Quelle des Schwarzen Heroldes herauszufinden, müssten wir erst wissen, welches die der Drei Schwestern ist.“

„Aber das wissen wir, Thorn“, erklärte Leander. „Die Quelle eines Gespenstes ist ein Objekt, das ihm zu Lebzeiten sehr viel bedeutete, hat das Orakel gesagt. Und die Drei Schwestern selbst haben erwähnt, wie wertvoll der Stab ihres Lehrmeisters Hral den dreien war. Wir müssen ihn nur noch finden.“

„Mir gefällt das nicht. Auch wenn wir es meinetwegen machen“, murrte Drukil schuldbewusst. „Es fühlt sich falsch an.“

„Was vergangen ist, ist vergangen. Wessen Schuld was auch immer war, ist jetzt nicht mehr wichtig“, merkte Ken Dorr an. „Und wir müssen sie vielleicht gar nicht erpressen. Wir bringen ihnen den lange verschollenen Stab ihres alten Lehrmeisters zurück, und möchten als Gegenleistung nur zwei Fragen beantwortet haben. Möglicherweise lassen sie sich ja darauf ein.“

„Und wo soll der Stab sein?“, fragte Chada.

Daraufhin schwiegen die fünf, und Thorn bedachte alles, was die Drei Schwestern und die Agrenälteste Rhona erzählt hatten, was er erlebt hatte. Plötzlich hatte er einen Verdacht.

„Wann kam der Dieb gleich zu den Drei Schwestern?“, fragte der Krieger in die Runde.

„Vor anderthalb Jahrtausenden“, bestätigte Chada seine Erinnerung. „Eine hoffnungslos lange Zeit. Unmöglich, dass wir den Stab durch Zufall finden. Ich denke, wir können erneut die Hilfe eines Sehers gebrauchen.“

Leander verzog gequält das Gesicht, doch Thorn entgegnete: „Höchst unwahrscheinlich ist es schon, dass wir ihn durch Zufall finden, aber unmöglich? Vielleicht können wir auf Leanders Visionen verzichten. Wann gründeten die Bewahrer des Baumes der Lieder ihre Archive?“

„Ebenfalls vor etwa eineinhalbtausend Jahren“, überlegte Leander nachdenklich.

„Willst du etwa behaupten, dass da ein Zusammenhang besteht? Das wäre absurd!“

„Wäre es das? Der erste Oberste Priester der Bewahrer war Themauras, von dem der Text stammte, mit dessen Hilfe der Schwarze Herold seine Macht erlangte. Themauras war doch ein Seher, einer, der seine Fähigkeiten nur auf Kosten seines Augenlichts erlangte, ebenso wie Leander. Und zur gleichen Zeit findet ein weiterer blinder Seher das Orakel der Geister?“

„Aber Thorn!“, meinte Ken Dorr. „Wie kommt Ihr darauf, dass Themauras und der Dieb des Stabes Seher waren?“

„Er hat recht damit!“, bekräftigte Leander. „Ich bin sicher, du hast einige Geheimnisse vor uns. Sieh es uns nach, wenn wir es ebenso halten.“

Ken Dorr blinzelte überrascht, dann machte sich eine leise Enttäuschung auf seinem Gesicht breit. „Und was sollte ein Priester vom Baum der Lieder hier im Grauen Gebirge suchen?“, fragte er schließlich.

„Niemand weiß heute noch, was aus Themauras geworden ist“, überlegte Chada. „Und die Drei Schwestern berichteten, dass der Suchende von Kreaturen verfolgt wurde, welche er für Sendboten des Chaos hielt. Die Furcht vor dem Chaos ist im Glauben an Mutter Natur fest verankert.“

„Ebenso wie in jeder anderen mir bekannten Religion“, wandte Leander ein. „Dennoch, der Dieb des Stabes und Themauras lebten zu gleichen Zeit, waren beide Seher und

vermutlich auch beide religiös, es könnte also durchaus sein. Doch sicher ist es nicht, und selbst wenn es stimmt, wissen wir doch nicht, wo Hrals Stab zu finden sein soll.“

„Wir wissen auf jeden Fall, dass ein Angehöriger des Glaubens an Mutter Natur im Grauen Gebirge war; und dass er Opfer eines Gottes wurde“, erklärte Thorn. „Erinnerst du dich noch an Pan, den Giganten, der sich selbst als einen Gott erachtete, Chada? Und an den goldenen Baum, den wir in seiner Höhle fanden?“ Die Bogenschützin griff in eine Tasche ihrer Kleidung, das grüne Wams noch blutverschmiert und beschädigt wie bei einem jeden von ihnen, und zog einen kleinen filigranen Anhänger heraus. Ein flacher Baum aus Gold, das Zeichen der Bewahrer und das Symbol von Mutter Natur. „Wir fanden dieses Schmuckstück, nachdem wir Pan besiegt glaubten, in einer Seitenhöhle, wo er die Überreste seiner Beute aufbewahrte“, berichtete Thorn, denn er wusste, dass Leander und Ken Dorr zu jenem Zeitpunkt bewusstlos gewesen waren. „Er lag zwischen einer seltsamen Steintafel mit fremden Runen und ... einem hölzernen Stab.“

Ein lautes Geräusch riss Thorn aus seinen Gedanken. Ein an- und abschwellendes Grollen, wie der düstere Sendbote einer fernen Gewitters. In Erinnerung an den Einsturz blickte Thorn besorgt nach oben – freilich ohne im schwachen Licht der Mooslampe etwas zu erkennen – bis er schließlich begriff, dass das fremdartige Geräusch nichts als ein ohrenbetäubendes Schnarchen war. Anscheinend war Nar´Al´Pan zu Hause.

„Wie das Röhren eines brünstigen Hirsches“, flüsterte Ken Dorr abfällig und Leander fügte erheitert hinzu: „Beeindruckend! Pan macht selbst unserem Drukil Konkurrenz!“

Sie mussten noch ein gutes Stück gehen. Ein dumpfes Glimmen drang aus der Höhle an ihre geweiteten Augen und Thorn, der nach dem Löschen der ungewöhnlichen Lampe seinen Kopf vorsichtig um die Ecke streckte, erspähte ein heruntergebranntes, noch glühendes Feuer und einen dahinterliegenden Riesen, dessen massive Brust sich im Rhythmus der Schnarcher hob und senkte. Anstatt gemütlicher Felle bedeckten große gezackte Steine den Boden und die Wände waren rußverschmiert, doch zumindest die Eingänge hatte Pan wieder freigelegt. Knapp unter der Höhlendecke prangte das unregelmäßige Loch, durch das sie bei ihrem letzten Besuch geflohen waren. Thorn war sich ob der Dunkelheit nicht sicher, aber er hätte schwören können, dass die Risse im Gestein seit ihrem letzten Besuch wieder deutlich größer geworden waren.

„Sucht nach dem Pfeil!“, forderte Leander im Flüsterton. „Wenn wir unserem Plan folgen wollen, müssen wir Gewissheit haben, dass sie schon da sind.“

Thorn musterte kritisch den schwach beleuchteten Boden. Trotz der Finsternis war er sich sicher, dass er einen von Chadas Pfeilen, hätte er hier im Eingang gelegen, bemerken müsste. „Nichts!“, antwortete er leise. „Kein Pfeil! Wie kann das sein? Der Weg von Chada und Drukil ist mindestens eine halbe Tagesreise kürzer.“

„Es könnte alles mögliche geschehen sein“, versuchte Leander ihn zu beruhigen. „Vielleicht wurden sie nur etwas aufgehalten. Gedulden wir uns ein wenig.“

„Das widerstrebt mir“, meinte Ken Dorr kopfschüttelnd. „Es wäre die perfekte Gelegenheit! Wir schleichen hinein, schnappen uns den Stab und verschwinden wieder, ungesehen wie wir gekommen sind. Keine Risiken, kein unnötiges Blutvergießen.“

„Der Riese liegt genau im Gang!“, widersprach Thorn energisch.

„Der Weg zum Stab ist frei.“

„Aber der Stab ist nicht unser einziges Ziel. Wir wollen einen Gott töten.“ Eine maßregelnde Geste Leanders zwang Thorn dazu, seine Lautstärke zu reduzieren. „Einen Gott! Um ihn zu besiegen, müssen wir ihm seine Macht erst nehmen.“

„Dann lassen wir ihm eben seine Göttlichkeit und sein Leben.“ Der Dieb zuckte mit den Achseln. „Wozu müssen wir ihn töten? Wir sind des Stabes wegen hier.“

„Aber auch, um das Gebirge endlich vom letzten Giganten zu befreien. Du hast seine Worte gehört, seit Jahrtausenden tötet er unvorsichtige Wanderer. Und wenn wir nichts unternehmen, wird er das auch noch tausend weitere Jahre tun.“

„Ich muss Ken Dorr recht geben“, mischte sich Leander ein. „Es täte mir ohnehin weh, ein Wesen zu töten, in dessen Kopf Wissen und Erfahrung aus zwei Jahrtausenden gespeichert ist, zumal er uns vielleicht etwas über Hrals letzte Prophezeiung erzählen könnte. Aber jetzt erschwert diese Absicht auch noch unsere übrigen Pläne.“

„Wir können Dutzenden Agren das Leben retten!“, wisperte Thorn erbost. „Außerdem verlassen sich Chada und Drukil darauf, dass wir unseren Teil des Plans erfüllen. Pan wird seine Verbrechen bezahlen.“ Er tätschelte den Griff seines Schwertes.

Ken Dorr und Leander wollten offensichtlich widersprechen, doch Thorn ließ sie nicht zu Wort kommen. „Weshalb bin ich ausgerechnet mit euch beiden unterwegs? Von Ken würde ich ja nichts anderes erwarten, aber wenigstens du, Leander, müsstest doch einsehen, dass es unsere Pflicht ist, Pan der Gerechtigkeit zuzuführen!“

„Ich denke nur, wir haben momentan vielleicht wichtigere Pflichten“, entgegnete der Seher ruhig. „Aber Ken Dorr und ich sind nicht hier, um dich vom Mord an Nar’Al’Pan abzuhalten, sondern um dem Plan zu folgen. Wer könnte besser als Ken Dorr heimlich den Stab entwenden? Und da Chada und Drukil den Riesen am besten werden ablenken können, bist nur noch du übrig, um Ken Dorr zu begleiten. Und ich persönlich bin nur wegen meines verletzten Beines hier. Ich brauche eben ein Pferd, um mit euch mitzuhalten, und die Stute ließ sich nicht davon überzeugen, einen anderen Weg einzuschlagen als Ambra.“

Thorn wusste, dass dies nicht der einzige Grund für die Anwesenheit des Sehers war. Seit Leander von der Steintafel mit den unleserlichen Runen gehört hatte, war seine Neugierde geweckt. „Ich habe Ken Dorrs Plan nicht vergessen“, antwortete Thorn verärgert. „*Wenn du einen Mann durch sein Fenster bestehlen möchtest, dann klopfe an seine Tür.* Waren das deine Worte?“ Thorn schenkte dem Dieb einen bösen Blick, er war sich nur zu bewusst, wie Ken Dorr seine Erfahrungen erworben hatte. „Es ist ein guter Plan. Und wir werden uns daran halten!“

Es widersprach keiner der beiden mehr.

Doch in Gedanken überlegte Thorn, ob das wirklich noch er war. Er wollte wirklich jemanden ermorden, obwohl er damit nicht unmittelbar ein Leben in Not retten konnte? Es lag keine Ehre darin, auch wenn Pan ein Mörder war. Aber wann immer sie in der Vergangenheit ihre Feinde verschont hatten, hatten sie es später bereut.

Späte Nacht, 56. Herbsttag 76 a.Z.

Nar’Al’Pans Höhle, Graues Gebirge

Nach einiger Zeit klapperte es plötzlich im Eingang zu Pans Höhle. Ein einzelner Pfeil rollte dicht neben Thorn über den Boden und das Schnarchen verstummte schlagartig.

Ken Dorr presste sich sofort an die Wand neben dem Eingang, während Thorn um die Ecke spähte. Nar’Al’Pan rieb sich soeben den Schlaf aus den Augen, daher piffte der Krieger

einen durchdringenden Ton, ehe er sich neben dem Dieb an die Wand stellte und ihm eine zweite Mooslampe überreichte.

Im nächsten Moment brüllte der Pan zornig auf. „Bra’ul sirar! Wo bist du, Bogenschützin? Wo ... Aaaahhhrrr! Da oben also!“

Thorn und Ken Dorr nickten sich zu, dann schlichen sie um die Ecke. Der Gigant stand mit dem vernarbten Rücken zu ihnen und starrte in das Loch unter der Decke, aus dem gerade ein weiterer Pfeil geflogen kam. Der Riese schüttelte sich und rannte dann an die Wand, wo er vergeblich nach dem noch gut einen Schritt über seiner ausgestreckten Hand liegenden Loch tastete. „Nimm das, Mörder!“, schrie Chada aus der Öffnung heraus und Thorn konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Ken Dorr huschte voraus und glitt lautlos über die scharfkantigen Steine. Thorn konnte nur bewundernd zusehen, wie er seine Füße mühelos über den tückischen Grund in Richtung des Seitenganges lenkte, in welchem der Stab während ihres letzten Besuches gelegen hatte. Er selbst kraxelte um Stille bemüht in die andere Richtung, zu dem Gang, vor welchem Pan eben noch gelegen hatte.

Auf der halben Strecke kam der scheinbar sichere Stein unter seinem Fuß plötzlich ins Rutschen. „Komm herunter, Bogenschützin, sonst komme ich rauf!“, brüllte der Gigant soeben und übertönte damit Thorns Ausrutscher. Der Krieger atmete erleichtert aus und setzte seine Füße neu. Kurz darauf erreichte er den Eingang und verließ den unsicheren Grund. Ohne sich umzudrehen trat er in die Dunkelheit.

Lärm erfüllte die Luft. Knirschende Steine und erzürnte Schreie, das durchdringende Sirren eines abgeschossenen Pfeils, alles zusammen von zahlreichen Echos zu einem Sturm aus verwirrenden Geräuschen verfremdet. Thorn versuchte, seine Sorgen um Chada zu ignorieren. Sie und Drukil hatten die mit Abstand ungefährlichste Aufgabe. Er zog die Abdeckung von seiner Lampe und betrachtete im Schein des Leuchtmooses den dunklen Gang mit unebenem Boden, der steil aufwärts in die Finsternis führte.

Widerstrebend folgte Thorn dem Weg und gelangte in eine riesige Halle. Abgestandene Luft und der Gestank von Verwesung schlugen ihm entgegen. Tropfsteine ragten von der Decke und auf simplen Regalen aus abgetrennten Baumstämmen lagen große Lederbeutel, Trinkschläuche in der Größe eines Fasses. Thorn vermutete Bergziegen, doch er sah auch einige Beutel, die verdächtig nach der gegerbten Haut von Menschen oder Agren aussahen.

Meine Aufgabe, schon seit Urzeiten, war es das Blut der Ewigkeit, das wir aus dem Quell gewannen, zu verstecken und zu bewachen. Bis der letzte Tropfen durch meine Kehle geronnen ist. Dann werde ich nicht länger ein Gott sein und sterben. Es war unklug von Nar’Al’Pan gewesen, seine Schwäche zu verraten. Steine im Gewicht von hunderten Zentnern hatten ihn nicht erschlagen können, doch wenn er sein Wundermittel verlor, würde er über kurz oder lang sterben müssen.

Thorn zog sein Schwert und bohrte es in den ersten Beutel. Die Flüssigkeit, die heraus strömte, glänzte im Schein des Mooses tatsächlich rot und roch metallisch. Aber als ein Tropfen davon auf seinen Unterarm spritze, zischte es, unangenehme Hitze breitete sich in seinem Arm aus und brannte sich ins Fleisch. Fluchend riss Thorn den Arm zurück und zog den Ärmel darüber. Dann richtete seinen Blick auf seine Stiefel, doch aus irgendwelchen Gründen konnte das Blut der Ewigkeit dem Leder nichts anhaben. Schließlich hob Thorn sein Schwert wieder und stach in den nächsten Beutel.

Anschließend durchquerte er die Halle so rasch wie möglich und zerschnitt jeden Beutel, an dem er vorbeikam. Glücklicherweise konnte er auch die obersten noch mit der Spitze

seines Schwertes erreichen, anscheinend hätten längere Bäume nicht durch die gewundenen Gänge gepasst. Das von Nar'Al'Pan angepriesene Blut der Ewigkeit verteilte sich auf dem Boden und erschwerte Thorns Schritte, doch er ignorierte das Ekelgefühl, das in ihm aufsteigen wollte, nach besten Kräften und vertraute darauf, dass die seltsame Flüssigkeit abfließen würde.

Knapp den zehnten Teil einer Stunde verbrachte Thorn damit, die Beutel anzustechen, bis er die meisten Vorräte zerstört hatte. Dann jedoch vernahm er einen schrillen Schrei. *Chada! Sie hat meinen Namen gerufen!* Schwindel ergriff ihn. Sofort hastete Thorn zurück zum Gang in die Haupthöhle, da schälte sich eine gewaltiger Umriss aus der Dunkelheit.

Pans graue Haut war bis zu den Knöcheln rot vom Blut, der Kopf stieß fast an die Decke und die gelben Augen funkelten bedrohlich, als sie das grüne Leuchten in seiner Hand fixierten. „Sa'itar, kleiner Krieger!“

Hastig warf Thorn den Stein in die rote Flüssigkeit am Boden und das Licht verging. Stampfende Schritte näherten sich und warfen Wellen im See aus Blut, doch Thorn freute sich darüber sogar. So laut wie der Riese war, konnte er selbst beinahe ungehört an ihm vorbeiwaten.

Leider nur beinahe. Er hatte seinen Feind bereits umrundet, da brüllte Pan plötzlich auf und etwas klatschte dicht neben Thorn ins Blut. Er bekam unzählige brennende Tropfen ab und stöhnte gequält, doch immerhin hatte das Ding – ob es jetzt Hand oder Fuß des Riesen war, war ihm gleich – ihn verfehlt. Ohne sich weiter um Lautlosigkeit zu scheren rannte er in die Richtung, in der er den Rückweg vermutete.

Schmerzhaft fest lief er in die Wand und brauchte einen Herzschlag, um sich zu sammeln. Das Blut zerrte an seinen Füßen und Thorn erinnerte sich daran, dass der Gang auf dem Hinweg nach oben geführt hatte. In der Hoffnung, seine Ahnung werde ihn nicht trügen, folgte er der anwachsenden Strömung. Und tatsächlich, nach nur wenigen Schritten ertastete seine rechte Hand keinen Fels mehr, sondern Leere. Doch ehe Thorn den Weg nach unten einschlagen konnte, traf ihn plötzlich eine gigantische Faust mit der Wucht eines Rammbocks in den Rücken. Ein heißer Schmerz durchschoss ihn und legte einen Schleier über seine schwindende Wahrnehmung. Die Luft wurde gewaltsam aus seiner Brust gequetscht, während er durch die Dunkelheit geschleudert wurde.

Endlich Frieden, war sein letzter Gedanke, dann fiel er mit dem Gesicht voran in einen brodelnden Fluss aus Blut. Die Flüssigkeit verbrannte seine Augen und seine nackte Haut. Als er zum Schrei den Mund öffnete, drängte das Blut der Ewigkeit auch in seine Mundhöhle, verätzte Fleisch und Zunge, rann unaufhaltsam durch seine wunde Kehle. Thorn versuchte, einzuatmen, doch verschluckte nur noch mehr Blut. Sein einziger Wunsch war, dass es endlich aufhören möge.

Mit einem Mal ging der Schmerz zurück, aus der Feuersbrunst in seinem Inneren wurde vereinzelte Flammen. Neue Kraft durchströmte seine Muskeln, von der Luftknappheit war nichts mehr zu bemerken. Das Blut versengte ihn nicht mehr, sondern umspülte ihn weich und kühlte die verbrannte Haut.

Ewige Jugend und Stärke, hallten Nar'Al'Pans Worte in Thorns Gedächtnis nach. Das Blut der Ewigkeit! Er hatte getrunken, was Riesen zu Göttern gemacht hatte! Ausgerechnet die Vorräte, die er hatte vernichten wollen, hatten ihn gerettet.

Er überschlug sich mehrmals, sein Kopf traf hart auf Stein und erinnerte ihn daran, dass er auch jetzt nicht unverwundbar war. In der Dunkelheit verlor er vollständig die

Orientierung, doch die Strömung verriet ihm, wo unten war. Mühsam richtete Thorn sich nach seinem unfreiwilligen Bad auf und blinzelte in die Dunkelheit, während das Blut aus seinen triefenden Kleidern floss.

„Nein! Nein! Mithru na'car!“, erscholl Pans verzweifelte Stimme über ihm aus der Dunkelheit. „Mein Blut! Meine Unsterblichkeit!“ Er klang nicht wütend, nur traurig. Thorn hatte nicht vor, zu warten, bis das Blut durch Spalten im Stein versickert war und Pan sich auf die Suche nach dem Schuldigen begeben würde. Eilig stapfte er über den schlüpfrigen Boden nach unten, bis endlich wieder etwas Licht seinen Weg erhellte.

Er stolperte in die Haupthöhle und lief beinahe in Chada hinein. Beide starrten sich einen Moment überrascht an. „Thorn! Ich wollte dich warnen ... Was ist mit dir geschehen?“, stammelte Chada, hängte sich ihren Bogen Audax nervös über ihre Schulter und starrte ihn aus großen Augen an.

„Egal jetzt!“, rief der Krieger, ergriff ihre Hand und zerrte sie hinter sich her.

Morgendämmerung, 57. Herbsttag 76 a.Z.

Westlich der Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

„Warum kann nicht wenigstens ein einziges Mal alles so funktionieren wie geplant?“, stöhnte Thorn, nachdem er einen genaueren Blick auf sein Äußeres werfen konnte. Wo er nicht von getrocknetem Blut bedeckt war, sah seine Haut rot und verbrannt aus, und seine Augen tränkten im Sonnenlicht. Mindestens ein halbes Dutzend seiner Rippen war gebrochen, jeder Atemzug stach in seiner Brust und er wusste, dass der Effekt des Blutes der Ewigkeit noch nicht vollständig abgeklungen war und ihm das Schlimmste noch bevorstand. Dennoch konnte er froh sein, so glimpflich davongekommen zu sein.

Chada sah ihn besorgt an und legte ihre Hand in seine. In seiner Handfläche spürte er etwas Kaltes ruhen. Thorn blinzelte müde, bevor er begriff. „Chada! Nein!“, protestierte er und zog seine Hand weg. Mhares Amulett fiel ins Gras und funkelte silbern im Schein der aufgehenden Sonne. „Tu das nicht!“, sagte er etwas sanfter. „Ich werde auch so heilen. Es raubt dir deine Lebenskraft.“ Chada musterte ihn ernst, bevor sie knapp nickte und das Amulett wieder um ihren Hals hängte.

Erschöpft ließ sich Thorn neben Leander ins taufeuchte Gras sinken. Der Seher betastete fasziniert die Runen auf der Steintafel, die Ken Dorr ihm zuliebe aus der Höhle mitgenommen hatte. Hinter ihm lagen ein seltsamer brauner Sack und der Stab, von dem Thorn hoffte, dass er die Quelle der Drei Schwestern war. Ken Dorr saß daneben auf der Wiese, über ihnen am Hang standen Ambra und die braune Stute von Leander.

„Es hätte schlimmer kommen können“, entgegnete Ken Dorr. „Meinen Teil konnte ich problemlos erfüllen. Reingehen, Stab schnappen und wieder raus, während der Riese noch von Chada abgelenkt wurde.“

„Aber irgendwann ist das Blut, das du verschüttet hast, bis in die Haupthöhle geflossen“, erläuterte Chada. Ihre Stiefel waren bis zu den Knöcheln blutgetränkt und fünf lange parallele Schnitte überzogen ihre Brust, deren Ursache Thorn unklar war. „Pan konnte sich anscheinend auch denken, was das zu bedeuten hatte. Ich wollte dich warnen, aber wahrscheinlich hast du mich nicht gehört.“

„Gehört habe ich dich, und das hat mich vermutlich auch gerettet. Doch was bei der Heiligen Mutter hast du dir dabei gedacht, aus der sicheren Höhe herabzuklettern?“

Eine leichte Röte stieg in Chadas Gesicht auf. „Ehrlich gesagt habe ich gar nicht gedacht. Ich war nur ... besorgt.“

„Drukil ist oben geblieben, oder? Er weiß doch, dass wir uns baldmöglichst beim Orakel treffen wollten?“, fragte Thorn schließlich.

„Drukil war gar nicht dabei“, gestand Chada niedergeschlagen. „Unser Weg führte uns zurück durch den Trummwald, die Bärenhöhle und die labyrinthischen Gänge in die Höhle des Riesen. Drukil hat sich schon im Wald verabschiedet.“

„Du meinst, er hat sich verwandelt und ist gegangen?“, fragte er entsetzt.

„Nicht, ohne mir vorher noch das hier zu verpassen. Deshalb habe ich auch so lange gebraucht“, entgegnete Chada und deutete auf die fünf langen Kratzer auf ihrer Brust.

Thorn spürte, wie sich seine Hand unwillkürlich zur Faust ballte. „Ich bring ihn um!“, murmelte er.

„Er war nicht er selbst! Thorn, ich mache mir Sorgen um ihn! Du hast ihn nicht erlebt. Ein gewisser Teil des Menschen war selbst in seiner Bärengestalt immer erkennbar, aber jetzt war dieser Mensch so tief verborgen, wie ich es noch nie zuvor erlebt habe. Ich fürchte, es könnte durchaus sein, dass er nicht mehr zurückkehrt.“

Thorn schluckte schwer und selbst Ken Dorr verzog besorgt das Gesicht.

„Was hast du eigentlich alles angeschleppt?“, fragte Chada den Dieb unbehaglich und zeigte auf den braunen Sack. „Was ist das für Gerümpel?“

„Das sind meine Sachen!“, protestierte der Dieb. „Die Satteltaschen meines Pferdes!“ Thorn verzichtete darauf, ihn daran zu erinnern, dass ein freundlicher Pferdezüchter die Tiere ausgeliehen hatte. Ihm grauste bereits davor, dem armen Mann mitteilen zu müssen, dass drei der vier Tiere nicht zurückkommen würden.

Ken breitete den Sattel – den Thorn jetzt auch als solchen erkannte – auf dem Boden aus und öffnete die Schnur einer der vier Taschen. Darin kramte er eine Weile, bis er eine Phiole aus dünnem Glas in den Händen hielt, die den Einsturz wie durch ein Wunder überstanden hatte. Ken Dorrs schlanke Finger öffneten den Verschluss und der Dieb schnupperte kurz. „Perfekt, das Gegengift ist noch da.“ Thorn verdrehte die Augen.

Plötzlich räusperte sich Leander. Der sonst so aufmerksame Seher schien ihre Unterhaltung gar nicht mitbekommen zu haben, er kniete konzentriert über der Steintafel und schüttelte nur verblüfft den Kopf. „Das hier solltet ihr euch wahrscheinlich ansehen“, sagte er mit belegter Stimme.

Alle drei wandten sich zu ihm um. Thorn betrachtete prüfend die unverständlichen Runen auf der Tafel, die Schriftzeichen gaben ihre Geheimnisse auch im Tageslicht nicht preis. Er erkannte höchstens, dass die Striche unsauber und hastig gesetzt worden waren. Wer auch immer diesen Text geschrieben hatte, musste es unter großen Schwierigkeiten getan haben. Oder er besaß einfach kein Talent. „Und was steht da?“, fragte er neugierig.

„Eine Botschaft! Diese Runen wurden vor vielen Jahrhunderten im Drachenland verwendet. Verfasst ist das alles in einem Dialekt der Alten Sprache. Übersetzt steht hier: *Ich stahl den Stab, um zu helfen, doch erkannte ich nicht, dass meine Versuche, wie so oft, nur das Gegenteil meiner Ziele bewirken sollten. Wir alle sind nur Mimen in einem Stück, dessen Handlung schon vor Jahrtausenden geschrieben wurde. Meine Traumbilder waren Lügen, die die Wahrheit zeigten. Meine Erkenntnisse wurden von meinen Feinden zerstört und verborgen. Nun weiß ich nicht, ob ich das Diebesgut vernichten, verstecken oder bewahren soll. Doch ich bitte euch, nutzt den Stab nicht auf eurer Suche nach Erkenntnissen. Was ihr erfahren werdet, würde nur einem anderen helfen. Lest, was ich in*

meiner Suche nach einem Ausweg aus dem Ende gesehen habe. Seid ihr die Richtigen, so werdet ihr entziffern können, was ihr vielleicht gebrauchen werdet. Ich hoffe nur, dass auch dieser letzte Versuch nicht letztendlich nur unser aller Widersacher in die Hände spielen wird. Möge die Mutter euch auf eurem Wege geleiten. Möge sie mich vor falschen Götzen behüten, so wenig ich es auch verdient habe. Möge sie die Dunkelheit aufhalten, die ich beschworen habe.

Themauras.“

„Also war er es tatsächlich!“, rief Thorn aus. „Der Dieb des Stabes war Themauras.“

„Was soll das bedeuten: Lügen, die die Wahrheit zeigten?“, fragte Chada verwirrt.

„Ich weiß es nicht.“ Der Seher runzelte seine blaue Stirn. „Es scheint ein Widerspruch zu sein, aber vielleicht steckt mehr dahinter. Vielleicht wurde der ganze Text aber auch im Wahn verfasst.“

„Doch ich bitte euch, nutzt den Stab nicht auf eurer Suche nach Erkenntnissen“, wiederholte Thorn. „Heißt das, alles war umsonst? Ohne diesen Stab werden wir keine weiteren Antworten erhalten und der Schwarze Herold wird nicht besiegt. Doch wenn wir Themauras' Warnung in den Wind schlagen, wird vielleicht ein noch ungleich größeres Unglück geschehen.“

„Wenn ich dir einen Rat geben darf, Thorn: Vertraue niemals dem Wort eines Sehers“, empfahl Leander mit einem gequälten Lächeln. „Du weißt nie, was sie gesehen haben und was nicht. Möglicherweise wusste Themauras, dass er uns davon abraten musste, den Stab gegen Antworten einzutauschen, damit wir eine Frage etwas anders formulieren. Vielleicht führt seine Warnung vor dem Gebrauchen des Stabes erst dazu, dass wir genau das tun.“

„Wie sollte die Warnung, dass wir etwas nicht tun sollen, dazu führen, dass wir eben das tun?“, fragte Thorn entgeistert nach.

„Auch ein kleiner Kiesel kann eine Lawine auslösen, Erinnerst du dich? Nicht immer haben Ereignisse die offensichtlichen Konsequenzen. Wir wissen nicht, was Themauras wusste. Und daher bleibt uns nur, nicht allzu sehr auf das Wort eines paranoiden Priesters zu vertrauen, selbst wenn er Seher war.“

„Was ich noch nicht verstehe ist, wie dieser Text uns helfen wird“, überlegte Ken Dorr. „*Lest, was ich in meiner Suche nach einem Ausweg aus dem Ende gesehen habe. Wenn ihr die Richtigen seid, werdet ihr entziffern können, was ihr vielleicht gebrauchen werdet.* Bezieht sich das nur auf diese Warnung?“

Leander hob den Kopf. „Ich denke nicht. Es folgt nämlich noch ein Text.“

„Lies ihn vor!“, forderte Chada.

Leander brach in leises Gelächter aus. „Aber gerne, Chada. Hier steht:

seyratt, keetom Aeimrag Lontyl, njasar mirar vaejyg basyg, njasar foddolar vaejog paethog. Und so noch eine ganze Zeit weiter. Eine Passage in der alten Zunge der Barbaren, wie sie zu Themauras' Zeiten üblich war.“

„Kannst du es nicht übersetzen?“, hakte Chada nach. „Wenn nicht gibt es gewiss Wörterbücher am Baum der Lieder.“

„Du täuschst dich, Chada. Nicht von dieser Sprache. Verstehst du, die Barbaren von damals kannten keine Schrift. Sie glaubten, nur durch intensives Lernen und Wiederholen der wichtigen Geschichten und Berichte könne man den Geist frisch und wach halten. Sie dachten, etwas aufzuschreiben ließe sie verblöden. Daher gibt es keine Wörterbücher und auch sonst keine Quellen, um diese Sprache zu übersetzen. Gewiss existieren Reste und verwandte Wörter in der heutigen Barbarensprache, in der Alten Sprache und sogar in der

Gemeinen Sprache, aus denen man vielleicht Teile rekonstruieren kann. Und einige wenige Berichte der Bewahrer erwähnen einzelne Wörter. Aber die Sprache im Ganzen ist für immer verloren.“

„Also hat sich Themauros getäuscht. Wir werden diesen Text nicht lesen können“, vermutete Thorn enttäuscht.

„Ich kann versuchen, ihn zu übersetzen. Wenn es auch nur einen Sterblichen gibt, der das vielleicht kann, dann bin ich es. Ich habe alle umliegenden Sprachen gelernt, habe mich ein wenig mit der alten Barbarensprache auseinandergesetzt, ich kenne Dialekte, Berichte und Verträge. Ich garantiere für nichts, denn nur Fragmente sind mir bekannt, und die Laute wurden in diese umständliche Runenschrift übertragen, doch ich werde tun, was ich kann.“

Leander stand auf und hielt die schwere Tafel auffordernd vor sich, bis Thorn sich erbarmte und den Klotz in eine von Leanders Satteltaschen steckte.

Anschließend schwang er sich auf Ambras Rücken und keuchte sofort vor Schmerz auf. Er würde in Zukunft vorsichtiger sein müssen. „Wir haben den Stab“, zischte er. „Also auf zum Orakel der Geister! Und hoffen wir, dass auch Drukil zu uns zurückfindet.“

Abenddämmerung, 56. Herbsttag 76 a.Z.

Östlich der Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Am Abend schlugen sie ihr Lager an einem Bachlauf auf. Ken Dorr machte sich auf die Suche nach Nahrung, Chada flickte die Risse in ihrem Wams, Leander grübelte über dem alten Text und Thorn zog sich bis auf die Unterkleidung aus, um das getrocknete Blut der Ewigkeit aus seiner Kleidung zu waschen. Der einst blaue Stoff war rostbraun, doch selbst an den Stellen, an denen er das Blut abschrubhte, sahen die Fäden kaum besser aus. Das Farbspektrum reichte von beige über dunkelbraun bis hin zu grau, hellblau war der Stoff nur noch an den wenigsten Stellen. Dazu kamen noch die vielen notdürftig geflickten Risse, die großen Flicker und die zum Teil mehrfach angenähten Fetzen, die sich von seinem Umhang gelöst hatten – bevor Chada ihn als Verband umfunktioniert hatte. Seine Kleidung war bestenfalls noch eine Sammlung aus Stoffresten, tatsächlich jedoch eher mittelmäßiges Brennmaterial. Die Gewandung seiner Gefährten sah allerdings in keiner Weise besser aus. Sie alle glichen Drukil, wenn der Hautwandler ausnahmsweise in Kleidern einschlieft und zwei Tage darauf mit nichts als Fetzen am Leib erwachte. Aber ihre Wechselkleidung war leider in den Taschen gewesen, die von Steinen in Nar’Al’Pans Höhle zerquetscht wurden.

„Kann ich dich kurz sprechen, Leander?“, fragte Thorn nachdenklich. Der Seher legte die Tafel weg und nickte interessiert. Thorn räusperte sich unbehaglich. „Ich habe über deine Worte nachgedacht, dass Themauros gesehen haben könnte, wozu seine Warnung führt. Und da habe ich mich gefragt, woher er das überhaupt wissen kann. Wenn ich mich jetzt dafür entscheide, den Stab zu zerbrechen, damit wir keine Antworten erhalten, oder wenn ich das Orakel trotz der Warnung befrage, kommen doch unterschiedliche Ergebnisse heraus.“

„Wenn du das tust, Thorn. Doch du wirst wohl kaum beides tun. Themauros hätte bei entsprechender Vision gewusst, welche Entscheidung du treffen wirst.“

„Das ergibt keinen Sinn!“, widersprach Thorn. „Wenn er es schon vorher wüsste, wäre es nicht mehr meine Entscheidung. Ich beziehe mich auf die Situationen, in denen ich mich tatsächlich frei entscheide. Er könnte dann ja nicht vorher wissen, was ich tue.“

Leander lachte in sich hinein. „Thorn, du solltest dich wirklich von der Vorstellung einer freien Entscheidung lösen, wenn du das Prinzip von Zukunftsvisionen verstehen möchtest.“

„Aber ich entscheide mich doch jeden Tag unzählige Male!“, rief Chada von hinten und legte ihre Nadeln beiseite. „Das kannst du nicht bestreiten.“

„Selbstverständlich nicht. Aber die Frage lautet ja nicht, ob wir uns entscheiden, sondern ob diese Entscheidungen *frei* sind. Und das sind sie nicht. Die Freiheit, die ihr zu spüren glaubt, ist nichts als eine Illusion.“

„Behauptest du“, warf Thorn ein.

„Nein, *weiß* ich! Denkt doch nur an das Bild, dass Hral, der Weise, der Seher der Agren, auf einer Höhlenwand hinterlassen hat. Hral lebte vor gewiss zweitausend Jahren, und dennoch konnte er uns alle zeichnen, uns Helden und Ken Dorr in Gestalt des Bleichen Königs. Seine Zeichnung wies uns den Weg, diesen Feind zu bezwingen. Und jetzt überlegt, wie viel Zeit vergangen ist, seit ein alter Agren seine Striche auf der Wand hinterließ, wie viele Leben seitdem verstrichen sind. Tausende, gar Millionen von freien Entscheidungen, die zufälligerweise genau in das mündeten, was Hral gesehen hat? Wenn auch nur dein Urgroßvater, Thorn, sich an einem seiner Kindheitstage etwas anders entschieden hätte und von einem Gor gefressen worden wäre, wärest du nie geboren worden und die Situation auf der Zeichnung wäre so nicht eingetreten. Und das betrifft nicht nur diese eine Entscheidung deines Urahns, sondern jede zentrale Entscheidung eines jeden Vorfahren von jeder Person, die auf dem Bild war. Ein Kiesel kann eine Lawine auslösen, aber nur, wenn tausende andere Steine schon bereitliegen. Wenn sie alle kreuz und quer im Kreis hüpfen, kann niemand sagen, ob jemals eine Lawine niedergehen wird.“

„Also sind deiner Meinung nach nur Seher frei?“, hakte Thorn nach. „Nur diejenigen, die zwischen den alternativen Zukünften wählen können?“

„Aber nein! Wir werden doch ebenfalls beeinflusst. Die Bilder, die wir sehen, verändern unser Verhalten. Natürlich versuchen wir, sie zu erfüllen oder umzudeuten, aber wofür wir uns auch entscheiden, wir waren niemals frei dabei.“

„Wir haben seit Jahren für die Freiheit gekämpft, und jetzt willst du behaupten, es gäbe sie gar nicht?“, protestierte Chada. „Daran möchte ich nicht glauben!“

„Wir fühlen uns frei, wenn wir tun können, was wir wollen, und werden wir in dieser Freiheit eingeschränkt, dann ist das entsetzlich. Es gibt einen Unterschied zwischen Vorsehung und Unterdrückung, Chada, doch tatsächliche Freiheit gibt es nicht.“

„Woher willst du das wissen?“, entgegnete Thorn. Es ärgerte ihn, wie sicher sich Leander seiner Sache war. „Ich verstehe deine Argumentation, aber sie überzeugt mich nicht.“

„Dann will ich es anders versuchen. Würdest du mir zustimmen, dass alles was geschieht, einen Grund hat? Dass bestimmte Ereignisse und Gesetzmäßigkeiten allen anderen Dingen vorausgehen, dass jedes Ereignis selbst nur die Folge vorangegangener Geschehnisse ist?“

Thorn legte sein weitgehend blutfreies Hemd an die Seite und hielt stattdessen seine Hose in den Bach, während er nachdenklich sagte: „Ich weiß nicht. Vieles hat Gründe, aber ob das wirklich für alles gilt?“

„Alles in der Welt gehorcht gewissen Gesetzen. Die Regeln der Natur gelten immer und überall, und unser Geist ist nicht frei von ihnen. Genau so, wie ein Stein auf eine gewisse Weise zu Boden fällt, muss auch unser Denken auf eine gewisse Weise funktionieren. Wir werden eingeschränkt in unserem Denken, von Naturgesetzen, logischen Gesetzmäßigkeiten, den Erfahrungen, die wir machen, der Erziehung, die wir erfahren.“

„Das sehe ich ja noch ein, aber wieso sollte daraus folgen, dass wir überhaupt keine Freiheit haben?“, meinte Chada verwirrt. „Wir werden eingeschränkt, aber innerhalb dieser Einschränkung können wir uns dann doch entscheiden.“

„Aber selbst diese letzte scheinbar freie Entscheidung muss doch gewissen Regeln folgen. Gesetzen, auf die wir keinen Einfluss haben. Auch eine scheinbar freie Entscheidung basiert auf Bedingungen, und dann ist sie nicht frei.“

„Sie muss?“, spie Thorn aus. „Woher willst du das wissen?“

Leander senkte kurz den Kopf und fragte dann: „Angenommen, es wäre anders. Innerhalb deiner Einschränkungen hättest du noch immer Freiheit. Angenommen, von hundert Möglichkeiten scheiden achtundneunzig durch all die Prägungen und Bedingungen aus, die Entscheidung zwischen den letzten beiden jedoch sei vollkommen frei. Wovon hinge diese letzte freie Entscheidung dann ab? Aus welchen Gründen würde sie geschehen, welchen Regeln würde sie folgen? Logischen? Den Naturgesetzen? Dann wäre sie nicht frei.“

„Gar keinen Regeln. Was spricht dagegen?“

Leander schmunzelte und Thorn hatte das Gefühl, genau das gesagt zu haben, was Leander hatte hören wollen. „Gar keinen Gesetzen also? Diese letzte Entscheidung folgt keinen Regeln, keinen Gesetzmäßigkeiten, hat keine Gründe, keine Ursachen, keine Bedingungen? Dann, Thorn, wäre sie reiner Zufall. Sie könnte ebenso gut zur einen Seite fallen wie zur anderen, denn es gibt ja nichts, was sie in irgendeiner Weise bedingt. Das also bleibt übrig von deiner Freiheit: Eine reine Zufälligkeit. Würdest du das jetzt als deinen freien Willen bezeichnen? Eine Entscheidung, die du mit einem Münzwurf entschieden hast, nur mit dem Unterschied, dass selbst der Ausgang eines Münzwurfes von bestimmten Voraussetzungen abhängt?“

„Du verdrehst meine Worte!“, entgegnete Thorn erbost.

„Nein, ich ziehe lediglich die logische Konsequenz. Der kleine Teil unserer Entscheidung, der frei und unbeeinflusst zu sein scheint, ist entweder unfrei oder zufällig. Entweder er gehorcht gewissen Zwängen, oder er tut es nicht, welche Möglichkeit sollte es sonst noch geben? Mir ist klar, dass ihr das nicht glauben wollt, aber es ist das einzig Logische.“

„Aber Leander!“, begehrte Chada auf. „Wenn es stimmt, was du sagst, dann könnten wir den Lauf der Dinge ja gar nicht beeinflussen. Völlig egal, was wir tun, da unsere Entscheidung ohnehin vorbestimmt ist, hat sie keinen Einfluss auf die Zukunft. Entweder wir halten den Ewigen Rat auf jeden Fall auf oder unser Scheitern ist bereits gewiss.“

„Das wäre eine erleichternde Vorstellung. Es würde bedeuten, dass man niemandem von uns ein Vergehen zur Last legen könnte, denn wir alle wären nur Opfer des Schicksals.“ Leander seufzte melancholisch und Thorn, der schon hatte widersprechen wollen, dass es keine sonderlich erleichternde Vorstellung wäre, wenn keine ihrer Heldentaten wirklich ihr eigener Verdienst wäre, überlegte es sich anders und schwieg.

„Doch nein, Chada! Wir beeinflussen den Lauf der Dinge. Es sind unsere Entscheidungen, ob sie nun frei sind oder nicht. Es ist nicht egal, was wir tun, es ist lediglich so, dass unsere gesamte Persönlichkeit uns nur eine einzige mögliche Handlung vorschreibt. Stellt euch doch nur vor, ein Teil eurer Entscheidung wäre wahrhaft frei! Dann wäre er auch frei von euch, von eurer Persönlichkeit. Mit welchem Recht würdet ihr sie dann noch als *eure* freie Entscheidung betrachten? So aber prägt ihr jede eurer Entscheidungen und eure Entscheidungen prägen euch. Du hast insofern recht, dass es

bereits feststeht, ob wir den Ewigen Rat schlagen oder nicht, doch dabei ist es nicht egal, was wir tun. Die Zukunft wird von unseren Entscheidungen bestimmt, ebenso wie unsere Entscheidungen von unserem Charakter bestimmt wird, unser Charakter von unserer Vergangenheit und diese von den Entscheidungen derer, die vor uns kamen.“

Der Seher lächelte. „Meine Visionen zeigen mir, was eintreten muss, aber nicht wie und wann. Ich kann versuchen, Einfluss zu nehmen. Wie ich mich entscheide ist zwar nicht frei, doch ich verändere die Zukunft zumindest insoweit, als dass sie ohne mich anders gekommen wäre. Das ist der einzige Weg, auf dem wir Einfluss haben können. Obwohl und weil wir nicht frei sind. Aber wenn ihr euch weiterhin für frei halten wollt, halte ich euch nicht davon ab.“ Mit diesen Worten griff sich Leander die Steintafel und fuhr mit seinen blauen Fingern über die unebene Oberfläche.

Thorn wechselte einen kurzen Blick mit Chada. Er sah seine Zweifel auch in ihren grünen Augen, aber letztendlich glaubten sie beide, frei zu sein. Leander konnte gut argumentieren, doch überzeugt hatte er sie nicht. Thorn glaubte an eine dritte Möglichkeit zwischen Zwang oder Zufall, und er würde sich nicht davon abbringen lassen.



Zwischenspiel IX – Ein Ausgleich

Mondhoch, 57. Herbsttag 76 a.Z.

Knutwald, Graues Gebirge

Weißer Nebel lag wie ein Leichentuch über dem Wald und umhüllte die dunklen Stämme der alten Bäume. Ihre trockenen Zweige bohrten sich gleich toten Fingern in den mondlosen Himmel. Die letzten Blätter hingen trostlos herab und trudelten lautlos zu Boden, während das alte Holz schaurig knarzte.

Plötzlich veränderte sich der Nebel; die weißen Schwaden färbten sich grau, dann schwarz. Die Musik des Waldes erstarb, als der Nebel sich wandelte und pure Dunkelheit sich zwischen den Bäumen ausbreitete. Einige kleine Tiere flüchteten panisch vor der Finsternis und die Bäume ächzten, als mühten selbst sie sich, den düsteren Ort zu verlassen. Die Finsternis flog zwischen den kahlen Bäumen hindurch, folgte einer schwachen Fährte, die mit menschlichen Sinnen nicht wahrzunehmen war.

Der Königswolf! Er ist nahe! Varkur spürte, dass er sein Opfer fast erreicht hatte. Dieses Mal gäbe es kein Entkommen. Dieses Mal würde er die Bestie einfangen und dem Schwarzen Herold überreichen können. Nie wieder würde dieser Wolf ihn demütigen! Varkurs Zorn wuchs, die Dunkle Magie dürstete danach, Bäume zu entwurzeln und dem Wald Zerstörung zu schenken. Wo er war verdorrten die Pflanzen und starb der Boden und der Dunkle Magier hielt inne, um sich zu beruhigen.

Jede tote Pflanze würde die Finsternis in ihm weiter anwachsen lassen, jedes bisschen Zerstörung würde sie nähren. Er hatte versucht die Dunkle Magie zu fesseln und anzuketten, doch er hatte es nicht vermocht, war zu unbeherrscht und schwach. Auch jetzt strömte sein Hass aus ihm heraus und vergiftete seine Umgebung. Der dunkle Nebel verfolgte ihn wie

andere ihre Körperwärme, ihn zu beschwören war für ihn ebenso natürlich wie das Atmen. Er konnte das Böse nicht bändigen. Seine närrischen Bestrebungen glichen dem Versuch, einen Gletscher mit bloßen Händen aufzuhalten. Seit seiner Wiederauferstehung hatte er es vergeblich versucht, nun musste er andere, ungewohnte Wege gehen. Es war eine schwache Hoffnung, aber die einzige, die ihm blieb, nachdem alles andere versagt hatte.

Ein Ausgleich! Für jede seiner dunklen Taten würden zwei helle erfolgen. Für jeden Menschen, den er mordete, wollte er zwei retten, für jeden Baum, der verdorrte, zwei neue pflanzen. Wenn er den Gletscher nicht aufhalten konnte, dann würde er ihn schmelzen. *Sperre die Dunkelheit nicht ein, sondern erfülle sie mit Licht.* Er war die ganze Sache falsch angegangen. Er konnte nicht die Dunkle Magie zurückhalten, um menschlicher zu werden, aber vielleicht konnte er menschlicher werden, um die Dunkle Magie zurückzuhalten. Und womöglich würde er so seinen Bann eines Tages brechen können und endlich Erlösung finden.

Die kahlen Bäume wichen beiseite und offenbarten einen kleinen Gebirgssee, in dessen Tiefe die Sterne des Himmels ein zweites Mal zu leuchten schienen, von einem Trichter aus steilen Hängen eingeschlossen. Schilf und Schlamm am Ufer waren von Nebel überzogen, in dessen Schleier sich schnelle Schemen verbargen. Varkur merkte gar nicht, dass er Dunkle Magie beschworen hatte, bis sich ein eisiger Wind erhob und den Dunst verscheuchte.

Es waren fünf Stück, mit silbern glänzendem Fell und gelb funkelnden Augen. Auf einem flachen Stein am Ufer saß der Königswolf, das Fell glatt und dunkel wie schwarzer Samt, die Augen smaragdgrün glühend. Alle sechs hoben im selben Moment ihre schlanken Köpfe und begannen laut zu heulen und den Wind zu übertönen. Ein Geräusch von urtümlicher Schönheit, das weiter trug als ein Donnerschlag, doch Varkur ahnte, dass sie sich nur gegenseitig Mut für ihren letzten Kampf machten.

Der Magier ließ seine Schatten anschwellen bis sie sich ebenso um den See legten wie der weiße Nebel zuvor und die Sterne im Wasser erloschen. Am Ausgang dieses Kampfes konnte kein Zweifel bestehen. Dieses Rudel war wie die verfluchten Helden von Andor, auch sie kämpften niemals allein, doch Varkur würde zumindest dafür sorgen, dass jeder von ihnen einsam sterben musste. Er würde das ganze Rudel zerschmettern, den Wölfen bei lebendigem Leibe das Fell abziehen, während der Königswolf aus seinen tiefen grünen Augen das Leid mit ansehen musste, das er den Seinen gebracht hatte. Den Leitwolf würde er in die Ketten der Krahder wickeln und sie zum Glühen bringen, bis dem Königswolf sein weiches dunkles Fell verschmorte und er vor Schmerz winselte. Niemals wieder würde Varkur von einem Tier überlistet werden, niemals wieder würde dieser Wolf ihn demütigen! Er würde ...

Der Dunkle Magier zögerte. *Sperre die Dunkelheit nicht ein, sondern erfülle sie mit Licht.* Er sehnte sich danach, Rache zu nehmen und den Königswolf seine Niederlage spüren zu lassen, doch genau das war es, was er in Zukunft nicht mehr tun durfte. Es wurde Zeit, sich zu ändern. Wieder ein Mensch zu werden. Einen Ausgleich zu schaffen.

„*Wir müssen nicht kämpfen, Königswolf!*“, schrie Varkur mit seiner grässlichen Stimme. Mehr als alles andere hielt sie ihm vor Augen, was er nicht mehr war. „*Ich biete dir ... einen Ausgleich! Der Schwarze Herold möchte dich besitzen, und ich kann mich ihm nicht verweigern. Doch dein Rudel bedeutet mir nichts.*“

Der Dunkle Magier wusste nicht, ob dieser Wolf ihn verstand. Aber er musste es zumindest versuchen. „*Wenn du dich unterwirfst, werde ich sie alle ziehen lassen. Kein Wolf*

muss heute sein Leben verlieren, kein Blut diesen See rot färben, keine Dunkle Magie entfesselt werden.“

Der Königswolf legte seinen Kopf schief, der ernste Blick seiner grünen Augen schien die Finsternis mühelos zu durchdringen und genau in Varkurs schwarzes Herz zu sehen. *„Ein Ausgleich!“,* wiederholte der Dunkle Magier. *„Dein Leben gegen ihres. Auch mir steht nicht der Sinn nach einem überflüssigen Gemetzel.“*

Schließlich neigte der Königswolf geschmeidig sein Haupt und senkte seine Augen. Die anderen Wölfe jaulten entsetzt, doch ihr Leitwolf bellte sie entschieden an, und sie kniffen den Schwanz ein und zogen sich winselnd vom Ufer des Sees zurück, bis sie an die Felswand stießen. Varkur ignorierte sie und schwebte näher an den Königswolf heran. Das Tier knurrte, duckte sich und legte die Ohren an, doch es machte keine Anstalten, zu kämpfen oder zu flüchten.

Endlich! Der Königswolf war ein törichtes Tier, sich für sein armseliges Rudel zu opfern. Varkur hätte die menschlichen Schwächen nicht bei einem Wolf vermutet. *Nicht Schwächen! Stärken!* Er musste sich ändern, durfte von Mitgefühl nicht länger als Schwäche denken, wenn er seine Erlösung finden wollte.

Plötzlich wurde Varkurs Bewusstsein von glühendem Schmerz erfüllt. Die Dunkle Magie widersetzte sich ihm, wollte töten und vernichten. Sie forderte immer ihren Preis, strafte ihn, dass er ihren rechtmäßigen Lohn stahl. Varkur zischte bestialisch, während die Schatten zuckten und das Wasser aufpeitschten. Er konnte ein schrilles Kreischen nicht länger zurückhalten. Dann erlosch die Pein, hinterließ Dunkelheit und Kälte.

Als der Dunkle Magier schließlich aufblickte, saß der Königswolf noch immer auf seinem Stein, das restliche Rudel war verschwunden. Wie lange hatte der Schmerz gedauert? Warum hatte der Wolf die Gelegenheit zur Flucht nicht ergriffen? Er hätte mühelos entkommen können, während Varkur von seiner eigenen Macht gepeinigt wurde. Doch der Königswolf hatte sich anscheinend nicht geregt, nur seine grünen Augen folgten aufmerksam den dunklen Schlieren, voll von Mitleid. Wie konnte das Biest es wagen, ihn zu bemitleiden? Er war der mächtigste Dunkle Magier aller Zeiten, wurde gefürchtet und gehasst!

Zornig fixierte Varkur den Königswolf, silberne Ketten legten sich über das schwarze Fell und zogen sich zusammen, bis Blut unter den scharfen Kettengliedern hervorquoll. Der Dunkle Magier versuchte sich zu beherrschen und den Sieg zu spüren, doch das Gefühl des Triumphes schmeckte schal. Entkräftet lockerte er die Ketten und begann, den gefesselten Wolf anzuheben und mitzunehmen. Der Königswolf ertrug es klaglos, doch seine Augen betrachteten traurig den Sternenhimmel, den er niemals wiedersehen würde.

Sperre die Dunkelheit nicht ein, sondern erfülle sie mit Licht. Varkur zögerte, dann riss eine seiner Schlieren ein Büschel Haare aus dem dunklen Pelz. *„Ein Ausgleich“,* flüsterte er tonlos, dann fielen die Ketten vom überraschten Königswolf ab und zogen sich in die Schatten zurück. *„Ich kann dir dein Leben nicht geben, dich nicht vor der Rache des Schwarzen Heroldes bewahren. Aber bis er dich zu sich ruft, schenke ich dir die Freiheit.“*

Der schwarze Nebel sammelte sich um Varkur, und er stob davon, während der Schmerz in ihm erneut aufwallte und die Magie ihn wieder für seine Gnade strafte. Die schwarzen Haare waren in der Finsternis sicher verwahrt, der Königswolf jedoch blieb zurück. In den grünen Augen des Tieres spiegelte sich der dunkle Streif, der zwischen den Sternen verblasste.



A – Worte, Pfeile, Möglichkeiten

Früher Nachmittag, 57. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Apperzipierst du diese beiden Kupferplatten, mit der Spiralfeder und der Schnur dazwischen? Ein Dunkler Magier kann mittels eines Impulses geringer Intensität die Schnur demolieren. Ein Zauberer dagegen stimuliert dezent die Feder, die dafür mit Arkanum präpariert wurde. In beiden Fällen zerreißt die Schnur und die obere Platte aktiviert den Hebel dort“, erklärte der Mechanicus. Eara beobachtete interessiert die kupferne Maschine. Eine unscheinbare Platte, mit Federn versehen, dank denen sie ein Stück nach oben zucken konnte. Vom Auslöser abgesehen eine sehr simple Erfindung, doch beinahe hätte sie die Souveränin Hadrias getötet.

„Das ist eine kluge Methode, etwas sowohl mit Zauberei als auch mit Magie auszulösen“, überlegte Eara.

„Danke! Ich halte meine Kreation auch für raffiniert.“ Der aschblonde Mechanicus lächelte gewinnend und Eara seufzte betont.

„Hedal! Dieses Ding hätte mich fast getötet. Es wurde auf den Dächern angebracht, um eine Dachlawine auszulösen.“

„Dann müssten die Assassinen schon vorher informiert sein, wo sie ihre Konstruktion montieren müssen“, meinte Hedal verwirrt.

„Oder sie machen es wie die Verschwörung und bauen einfach eine davon an jede Ecke. Wir haben insgesamt dreißig Stück gefunden, Arkanum lässt sich ja leicht aufspüren. Dreißig Stück! Wieso wusste ich nichts davon, dass die *Allianz der Entscheidung* dreißig dieser Platten besitzt?“

„Zehn optimierte Bolzenwerfer“, zählte der Mechanicus auf. „Einhundert adäquate Projektilen. Drei der Grubengasbomben mit Zeitzünder, drei weitere mit arkanem Auslöser wie bei diesen Platten und zwei komprimierte zum Werfen, die bei Kollision explodieren. Fünf mechanische Schnappklingen. Bei all den Objekten, die in den letzten Nächten aus meinem Laboratorium genommen wurden, habe ich diese dreißig Platten ganz vergessen.“ Hedal zog ein verlegenes Gesicht.

„Beeindruckend! Und in jeder deiner Erfindungen war ein wenig Arkanum enthalten? Hast du überhaupt noch Vorräte aus den Runensteinen?“

„Ich habe es komplett extrahiert. Die summarische Trinität der Runensteine funktioniert erwartungsgemäß noch immer, nur die Konsequenzen auf den Organismus wurden

reduziert. Das Arkanum ist komplett verarbeitet, in jede der Waffen wurde etwas implementiert, von den Projektilen abgesehen. Ich besitze allerdings keine Reserve mehr.“

„Abgesehen von deinem Bolzen aus reinem Arkanum“, merkte Eara an und Hedal zuckte zusammen.

„Da muss ich dich desillusionieren“, murmelte er zerknirscht. „Der Bolzen, der komplett aus Arkanum bestand, war unter meinem Bett versteckt, wie du es dekretiert hattest, doch heute morgen war er absent!“

Eara ließ ihren Blick durch das Laboratorium schweifen, über die funkelnden Schrauben, die unordentlichen Werkbänke und den Lakenhaufen auf zwei Eisentruhen, den Hedal großzügig als Bett beschrieben hatte. Daneben lag auffällig ein zerknittertes Stück Pergament. „Wie kann das sein? Wer wusste davon?“

„Niemand! Er muss durch Zufall lokalisiert worden sein.“ Hedal schüttelte traurig den Kopf. „Du weißt, dass dieses Projektil perikulös ist, Eara? Es kann nicht von Dunkler Magie manipuliert werden, es besteht zu hundert Prozent aus Arkanum. Du wärest wehrlos dagegen.“

„Im Zweifelsfall weiche ich einfach aus“, versprach Eara. „Und du solltest vielleicht eine Diebstahlsicherung entwerfen, Hedal.“

Der Mechanicus nickte zögernd, dann wandte er sich von Eara ab und befragte einen silbernen Kasten auf seiner Werkbank, vermutlich eine weitere Erfindung von ihm.

„Hedal!“, sagte Eara freundlich und der Mechanicus drehte sich wieder zu ihr zurück.

„Ja, Eara?“, fragte er lächelnd und seine abstehenden Ohren wackelten.

„Wie machen wir weiter? Kannst du noch mehr bauen, jetzt, wo dein Arkanum ausgegangen ist?“ Der Mechanicus schüttelte bedauernd seinen Kopf und Eara überlegte: „Dann müssen unsere bisherigen Fortschritte wohl genügen. Unsere Chancen auf eine Vereinigung sinken mit jedem Tag, ich muss also schnell handeln. Die Zustimmung geht zurück, Gundeyns Tod ...“ Eara brach ab, als sie sah, wie das Interesse in Hedals Augen sich verflüchtigte. „Wie auch immer, ich danke dir für deine Bemühungen.“

Der Mechanicus hatte sich wieder dem silbernen Kasten zugewandt und schien die Anwesenheit der Dunklen Magierin bereits vergessen zu haben. Eara trat ans Bett und hob das zerknitterte Pergament auf, dann verließ sie die Werkstatt.

Später Nachmittag, 57. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Am siebenundzwanzigsten Tag des Frostmondes zur siebten Stunde der Nacht im dunklen Grab“, las der Hitar in schwarzer Robe vor, dann blickte er seinen Namensvetter besorgt an. „Nicht unterzeichnet.“ Er seufzte schwer. „Das war der Zettel, den Ihr im Laboratorium fandet, Souveränin?“

Eara nickte düster. Sie hatte sich mit den beiden Stellvertretern der Orden in ihren Gemächern getroffen und ihnen die Botschaft gezeigt. „Er lag neben dem Bett des Mechanicus. Ich wollte hören, was ihr beide darüber denkt.“

Der braune Hitar schluckte unbehaglich. „Es sieht ganz so aus, als sei der Mechanicus doch mit der Allianz im Bunde. Daher haben sie all ihre Waffen und Gerätschaften. Dies hier ist wohl die Einladung zu einem ihrer Treffen. Ich habe es ja schon vor Tagen befürchtet, doch damals wart Ihr anderer Meinung.“

Eara überhörte den Vorwurf in der Stimme des Stellvertreters. „Das ist lächerlich, Hitar! Auch die Obersten haben dem Mechanicus schon lange misstraut, aber ich habe ihnen widersprochen und jetzt widerspreche ich dir! Ich wollte hören, ob euch vielleicht noch eine andere Deutung einfällt als die Offensichtliche, denn die ist es gewiss nicht. Ich habe mit Hedal gesprochen, er hasst die Verschwörung. Und die Waffen wurden aus seinem Labor gestohlen.“ Eara wiederholte die eindrucksvolle Liste der entwendeten Gegenstände. „Ich weiß nicht, was dieser Zettel bedeutet, doch es ist kein Treffen mit der *Allianz der Entscheidung!*“, schloss sie.

„Eara, ich bitte Euch!“, protestierte der Stellvertreter des Feuers. „Wie sollen all diese Dinge aus dem Labor gestohlen werden, ohne dass der Mechanicus das merkt? Und hatte er nicht selbst den Grundsatz, dass keine seiner Erfindungen als Waffen missbraucht werden sollte? Dann hat er aber sehr unglücklich konstruiert! Ich gestehe, dass auch ich ihm keine Zusammenarbeit mit der Verschwörung zugetraut hätte, aber wir können unsere Augen nicht vor den Tatsachen verschließen! Selbst wenn wir uns irren, deutet so viel auf ein Bündnis zwischen Hedal und der Verschwörung hin, dass wir diese Möglichkeit nicht außer Acht lassen dürfen.“ Er seufzte. „Es ist bedauerlich, dass Ihr den Mechanicus auf den Zettel angesprochen habt, sonst hätte einer von uns dort auftauchen können, um nachzuschauen.“

„Ich habe Hedal nichts vom Zettel erzählt. Was würde er wohl denken, wenn ich ihm sage, dass ich mir einfach seine privaten Nachrichten durchsehe? Seine Sympathie ist mir wichtig.“ Eara seufzte ebenfalls. „Hitars, bitte versteht mich! Ich traue Hedal nicht komplett, aber ich denke, das Risiko, dass er zur Verschwörung gehört, wiegt geringer als die Gewinne, welche die *Politik der Einigung* aus seiner Unterstützung ziehen könnte. Er hat sich als Gegner ausgezeichnet, recht eindrucksvoll mit dem gigantischen Symbol des brennenden Turmes über seiner Tür, aber ich bin kurz davor, ihn zurückzugewinnen. Das möchte ich nicht aufs Spiel setzen, indem ein Vasall von mir am Treffpunkt auftaucht.“

Die Hitars öffneten synchron ihren Mund vor Entrüstung und begannen gleichzeitig zu sprechen. Beide verstummten und einigten sich mit Gesten darauf, dass der Stellvertreter des Turmes sprechen sollte. „Souveränin!“, verkündete der wütend. „Ihr seid es doch, die regelmäßig vor der versammelten Zauberschaft vor den Gefahren der Verschwörung warnt. Und jetzt habt Ihr womöglich die Gelegenheit sie zu überführen, und wollt sie nicht nutzen, weil Ihr lieber einen weiteren Anhänger für die Vereinigung gewinnen wollt? Die Allianz wird weiter morden für ihre Ziele, und ihr nehmt das in Kauf, um die Stellung der Vereinigung zu verbessern?“

„Ihr habt Koraph geopfert!“, ergänzte der andere. „Damals war das vielleicht notwendig, aber jetzt sieht die Situation anders aus! Wenn Ihr Hedal blindlings vertraut, dann nehmt ihr damit ohne Not das Risiko auf zusätzliche Morde in Kauf und gefährdet übrigens auch Euch selbst. Wenn Ihr die Vereinigung für wichtiger haltet als mehrere Leben, dann setzt Ihr Eure Prioritäten falsch!“

Worte, die vorschnell ausgesprochen, Pfeile, die blindlings abgeschossen, Möglichkeiten, die unbedacht vertan, sie alle sind wie Vögel. Einmal losgelassen fängst du sie nie wieder ein, lautete ein hadrisches Sprichwort. Eara versuchte in der Regel, Dinge zu vermeiden, die sich nicht rückgängig machen ließen, doch die Zeit war knapp und diese Möglichkeit würde in jedem Fall davonfliegen, ob sie sie nun nutzte oder nicht. Sie musste hoffen, dass sie die Hitars richtig einschätzen konnte.

„Die Vereinigung ist mehr wert als dreißig, vierzig, fünfzig Leben!“, sagte Eara den entsetzten Hitars ins Gesicht. „Sie ist unser oberstes Ziel, denn sie wird in Zukunft mehr

bewegen als ein einzelner Mensch, den wir jetzt vielleicht auf ihre Kosten retten können. *Sie* ist unser oberstes Ziel, und nicht das Zerschlagen der Allianz. Die Verschwörung ist unser Feind, aber das gilt ebenso für jeden Zauberer, der den brennenden Turm auf seiner Robe trägt. Die Fusion der beiden Orden muss in der nächsten Zeit gelingen, ansonsten ist diese Chance vertan. Hedals Unterstützung könnte hilfreich sein, und der Verschwörung können wir uns immer noch nach dem Vollzug der Vereinigung widmen. Dieser Punkt ist nicht verhandelbar!“

Die Stellvertreter der beiden Orden sprangen empört auf. „Genug ist genug!“, rief der schwarze Hitar und seine türkisen Augen blitzten zornig. „Auch wenn Ihr es nicht wollt, wir werden das Grab des Dunklen Magiers aufsuchen. Ihr könnt uns trotz all Eurer Befugnisse nicht Eure Ansichten aufzwingen! Die Gegner der Vereinigung mögen sich irren, aber sie sind Zauberer wie wir und nicht unsere Feinde. Die Verschwörung dagegen muss um jeden Preis besiegt werden!“

Auch Eara stand auf, ließ ein unheilvolles Glühen auf der Spitze ihres Stabes erscheinen und hob ihre linke Hand, die vollkommen aus Schatten bestand. „Ich kann euch zu keiner Meinung zwingen, aber zu anderen Dingen durchaus“, sagte sie ruhig, ließ die Dunkle Magie um sich herum dabei jedoch bedrohlich anschwellen. „Hiermit befehle ich euch, dass ihr euch unverzüglich in eure Gemächer begeben, und untersage, sie bis zum morgigen Tag oder in der darauf folgenden Nacht zu verlassen. Ich verbiete euch insbesondere, das Grab des Dunklen Magiers aufzusuchen oder jemanden dorthinzuschicken, und wenn ihr noch so sehr davon überzeugt wäret, damit Leben zu retten.“

Sie deutete mit ihrer schattenhaften Hand auf die Tür zu ihrer Kammer, die daraufhin aufsprang. Zwei Gestalten traten ein und verneigten sich furchtsam. Eine junge Zauberin des Turmes und ein beliebter Magier des Feuers, die beiden Wachen, die Eara seit einigen Tagen vor ihrer Tür postiert hatte. „Ihr beide werdet die Stellvertreter eurer Orden begleiten und nicht von ihrer Seite weichen, bis ich eure Befehle revidiere“, wies sie ihre Wächter an. „Ihr werdet sie in ihre Gemächer bringen und dafür sorgen, dass sie dort bleiben, vollkommen egal, was sie euch erzählen. Und ihr werdet sie vor jeglichen Gefahren beschützen und niemanden zu ihnen lassen.“

Sie richtete sich wieder an die beiden Hitars, die vor Zorn zitterten. „Und euch befehle ich, euch der Kontrolle eurer neuen Leibwächter nicht zu entziehen. Solltet ihr gegen einen meiner Befehle verstoßen, so werden sie die Konsequenzen tragen müssen. Ihnen zuliebe bitte ich euch, nichts von dem zu tun, was euch untersagt wurde.“

Die beiden Wachen ertrugen diese Bürde ohne mit der Wimper zu zucken, die Hitars dagegen waren so entsetzt, dass ihnen die Worte fehlten. „Leibwächter?“, spie der Hitar des Turmes schließlich hasserfüllt aus. „Wohl eher Aufpasser und Geiseln zugleich! Schämt Ihr Euch nicht, dass Ihr uns damit droht, sie für unsere Vergehen zu bestrafen?“

„Ich schäme mich nicht, dass ich euch mit der Methode unter Kontrolle halte, die am wirksamsten ist. Ich weiß, dass ich euch mit persönlichen Nachteilen nicht drohen kann. Aber eure Prinzipien verbieten es euch, Unschuldige für ein größeres Wohl leiden zu lassen. Vielleicht solltet ihr eure fragwürdigen Moralvorstellungen überdenken, während ihr in euren Kammern sitzt? Aber das ist nur ein gut gemeinter Rat, denn wie ihr so richtig festgestellt habt, kann ich euch nicht befehlen, eure Ansichten zu ändern. Ich wünsche viel Vergnügen mit euren neuen Leibwächtern. Ihr dürft euch entfernen.“

Die Stellvertreter der beiden Orden funkelten sie wütend an und ballten ihre vier Hände zu Fäusten, und Eara konnte wieder einmal nur darüber staunen, wie ähnlich die beiden sich

waren. Schließlich stampften sie aus ihrer Kammer, von ihren neuen Bewachern begleitet. „Damit werdet Ihr nicht durchkommen, Souveränin!“, rief der Hitar des Feuers noch im Hinausgehen. „Ihr könnt die Stellvertretenden Obersten der beiden Orden nicht ewig unter Hausarrest stellen. Es wird Fragen und Proteste geben, das Ansehen der Vereinigung wird unter unserem offensichtlichen Zwist leiden, und wir werden einen Weg finden, Eure Pläne des Nichtstuns zu durchkreuzen. Wir werden nicht tatenlos mitansehen, wie die Verschwörung unbehelligt weitere Morde begeht. Wir werden ...“

Eara richtete ihren Blick auf die Tür und ließ sie mit einem lauten Knall ins Schloss fallen. Dann setzte sie sich wieder auf ihr Bett und strich ihre Robe mit der Hand aus Dunkelheit glatt. *Worte, Pfeile und Möglichkeiten*. Sie hatte sich nun auch noch die Hitars zu Feinden gemacht, ihre letzten Verbündeten. Koraph und Gundeyn waren tot, die mächtigsten Zauberer der beiden Orden lagen mit ihr im Streit, und Mechanicus Heddal, der einzige, der noch zu ihr hielt, wurde von vielen verdächtigt, mit der *Allianz der Entscheidung* im Bunde zu sein.

Der Weg des Eises ist ein einsamer Weg, aber wenn man ihn weit genug gegangen ist, dann spielt Einsamkeit keine Rolle mehr. Worte, die sie einst zum blinden Seher Leander gesprochen hatte. Earas *Politik der Einigung* hatte viele Unterstützer, und sie bezweifelte, dass die Hitars, so sehr sie die beiden auch erzürnt haben mochte, sich davon abwenden würden. Doch persönlich hatte sie niemanden mehr, der zu ihr stand. *Einsamkeit ist nur ein Gefühl! Ignoriere es!*

Eara schloss ihre Augen. Es war einer der seltenen Momente, in denen sie Zeit hatte, und sie würde diese Zeit nutzen, um zu zweifeln. Um ihre Pläne zu überdenken und sicherzugehen, dass sie tat, was richtig war. Um zu überprüfen, ob es eine bessere Möglichkeit gab, als die, welche sie momentan anstrebte. Eine ohne Opfer. *Worte, Pfeile und Möglichkeiten*.

Frühe Nacht, 58. Herbsttag 76 a.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

„Souveränin Eara!“, sagte die Zauberin ehrerbietig und verbeugte sich. „Wollt Ihr zu Stellvertreter Hitar?“

Eara schüttelte stumm den Kopf und musterte die junge Frau in brauner Kutte. Die Wächterin, die sie dem braunen Hitar zugeteilt hatte, zeigte trotz der späten Stunde und der eineinhalb Tage, die sie ohne Pause Wache gestanden hatte, nur geringe Anzeichen von Erschöpfung. Dennoch würde sie wohl nicht mehr allzu lange durchhalten. Hoffentlich wäre das auch nicht nötig.

„Nein, ich möchte mit dir sprechen. Hat der Stellvertreter Probleme gemacht?“

Wenn die Zauberin sich wunderte, dass die Souveränin zur fünften Stunde der Nacht zu ihr kam, um dieses Gespräch zu führen, ließ sie es sich nicht anmerken. Allerdings kursierten in Yra vermutlich die merkwürdigsten Gerüchte über ihre Angewohnheiten. „Er hat sich gut benommen, keine Versuche unternommen, seine Kammer zu verlassen, und war ansonsten recht still. Ich habe regelmäßig geschaut, ob er noch in seiner Kammer war, zuletzt vor einer Stunde.“

Also hatte der Stellvertreter des Turmes sich nicht anders benommen als sein Kollege. Den anderen Wächter hatte Eara bereits aufgesucht und mit ihm etwa dasselbe Gespräch geführt. Die beiden neuen Leibwächter waren glühende Anhänger der Vereinigung und

hatten ihre Loyalität schon früher unter Beweis gestellt, daher glaubte Eara nicht, dass die Wächterin das gute Verhalten nur vortäuschte, um selbst der angedrohten Strafe zu entgehen. *Auch ein Wächter kann gefährlich sein.* Aber Koraph hatte wohl kaum wissen können, dass sie diese beiden zu ihren Wachen berufen würde, und sie waren pflichtbewusste, gehorsame Zauberer. Eara hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihre Namen zu lernen.

„Prüfe es in einer Stunde erneut, und ab dann bleibe in der Kammer. Hatte der Stellvertreter Besuch?“

„Ich habe jeden abgewiesen, den ich abweisen durfte. Aber diesen Abend war auch Oberster Torven hier und ich hatte nicht das Recht, ihm den Zugang zu verweigern.“ Sowohl Torven als auch Variah hatten also ihre Stellvertreter aufgesucht, zweifellos in der Hoffnung, etwas über die Streitigkeiten zwischen Eara und den Hitars zu erfahren. Eara hoffte nur, dass sie die beiden Stellvertreter richtig einschätzte. Sie hatte ihnen nicht ausdrücklich verboten, über die Nachricht aus Hedals Laboratorium zu sprechen, sie hatte ihnen nur untersagt, jemanden zum Grab zu schicken. Doch würden die Hitars ihren Obersten, erklärten Gegnern der Vereinigung, von der verdächtigen Botschaft berichten? Hatte Eara die beiden so sehr erzürnt, dass sie nicht davon schweigen würden, obwohl sie klar gemacht hatte, dass sie Verschwiegenheit wünschte und davon auszugehen war, dass die Obersten das Wissen gegen die Vereinigung nutzen würden? Eara hoffte, dass sie sich nicht in den Hitars täuschte und dass sie keinen Fehler begangen hatte.

„Da konntest du nichts machen“, beruhigte Eara die Wächterin. „Denke daran, den Stellvertreter besonders gut im Auge zu behalten, morgen früh darfst du dich ausruhen und musst ihn nicht länger festhalten. Wenn die Sonne aufgeht, wecke ihn und teile ihm mit, dass ich ihm die freie Bewegung wieder gestatte.“

Die Wächterin salutierte. Eara nickte wohlwollend und machte sich auf den Weg ins Treppenhaus der Fingertürme. Zwischen den Stufen schwebte ein silbern glühendes Stundenglas von drei Schritt Größe. Eara überprüfte den Stand des himmelwärts rieselnden Sandes anhand einiger Markierungen im Glas. Noch eineinhalb Stunden bis zur siebten Stunde der Nacht. Mehr als genug Zeit.

Leise, in fast vollkommener Finsternis, glitt Eara die Stufen herab und verließ die Fingertürme, um die Gärten zu betreten. Im Freien war es nur unwesentlich heller als in den Türmen, denn es war Neumond und eine dichte Wolkendecke verbarg die Sterne. Schneeflocken rieselten herab, legten sich auf die Büsche und zertrampelten Spuren auf den Wegen. Eara lief querfeldein über die Wiesen, wo der Schnee teils kniehoch lag, und zog unterwegs ihre Robe fester um sich. Die Kälte konnte ihr zwar kein Unbehagen bereiten, doch sie fürchtete, Erfrierungen zu erleiden. Also beschleunigte sie ihre Schritte noch weiter.

Sie erreichte die quadratische Fläche mit dem schwarzen Quader im Zentrum, den irgendjemand von Schnee befreit hatte. Varkurs Grab, vermutlich noch immer von ihrem Kampf mit dem Schwarzen Herold beschädigt. So still lag es da. So friedlich. Die Spuren im Schnee, die zur Platte hinter dem oberirdischen Teil des Mahnmals führten, waren bereits größtenteils überdeckt. Eara kauerte sich in den Schnee und hob die Platte mit der Hand an. Ein leises Knirschen ertönte und die dunkle Treppe ins Innere wurde freigelegt. Die Souveränin kletterte die ersten Stufen hinab und schloss die Platte über sich.

Ein gleißendes, hellblaues Licht flammte auf und eine Eara unbekannte Zauberin des Turmes leuchtete ihr ins Gesicht. Eine alte Frau, die ihr gelegentlich über den Weg gelaufen

war und die sich vollkommen unauffällig verhalten hatte. Jetzt erbleichte die Alte, kreischte und richtete eine kupferne Röhre auf Eara. Die Dunkle Magierin hatte die Verschwörerin allerdings schon lange zuvor wahrgenommen und schickte ein Gespinst aus Dunkelheit aus, das die Frau umschlang und ihr jede Möglichkeit zur Bewegung nahm. Ihr Wille war schwach und von Panik zersetzt, Eara konnte ihn mühelos unterwerfen. Sie musterte die reglose Statue und blickte dann in den finsternen Gang. Am anderen Ende, aus Varkurs Grabkammer, leuchtete ein stetiges, ruhiges Licht von hellgelber Farbe. Eara überprüfte schnell den vor ihr liegenden Gang auf Arkanum, dann schritt sie ihn herab, die gefesselte Frau im Schlepptau.

Als sie die Mitte des Ganges erreicht hatte, huschten ihr lautlos zwei Gestalten in schwarzer Kleidung entgegen, beide eine weitere kupferne Röhre in der einen und einen mannshohen Stab in der anderen Hand. Die eine richtete die Röhre auf sie und zog an einem Hebel, woraufhin es leise klickte und ein Geschoss auf Eara zuflog. Ein Schild aus Schatten schützte sie davor.

Der andere Magier schickte einen leichten magischen Impuls zur Decke über Eara. Die Souveränin wusste von der Bombe, die dort hing, nicht umsonst hatte sie den Gang auf Konstruktionen mit Arkanumanteil überprüft. Als die Magie die dünne Schnur durchtrennte, um den von Hedal erdachten Auslöser zu betätigen, hatte Eara bereits selbst einen Faden aus Dunkler Magie gesponnen und um die Feder gewickelt. Während ihre beiden Kontrahenten noch auf die Explosion warteten, warf Eara ihnen zwei weitere dunkle Netze entgegen. Der erste Zauberer versuchte auszuweichen, doch die Magie folgte ihm, umschlang ihn und Eara brach auch seinen Willen, sodass er zu keiner Bewegung mehr imstande war. Die andere Gestalt dagegen sträubte sich und zerriss das ihr geltende Netz. Erstaunt ging Eara weiter und wehrte einen weiteren Bolzen ab. Der wehrhafte Dunkle Magier wich in die Grabkammer zurück und Eara folgte ihm. Unterwegs warf sie einen kurzen Blick auf den gefangenen Magier, einen jungen Mann, der verzweifelt versuchte, seine Angst zu überwinden, um mit seinem Willen gegen das schwarze Netz anzukämpfen.

Als Eara in die zentrale Grabkammer trat, flogen ihr zwei weitere Bolzen entgegen, die sie mühelos abwehrte. Die eine Schützin war eine junge Magierin des Feuers mit Glatze und hassverzerrtem Gesicht. Eara sandte ihr drei Netze entgegen, von denen sie immerhin eines rechtzeitig zerstören konnte, ehe sie umschlungen wurde wie die anderen Verschwörer. In ihrem Willen war kein Anflug von Furcht, nur gewaltiger Hass, den sie geschickt, wenngleich vergeblich, benutzte, um gegen ihre magischen Fesseln anzukämpfen.

Der andere hatte hinter dem zerstörten Basaltsarg Deckung gesucht, Eara sah nur ein Stück braunen Stoff und die gelb leuchtende Spitze eines Stabes hervorragen. Ehe sie ihn angreifen konnte sprang der Zauberer des Turmes von selbst auf und versuchte anscheinend, einen Tisch an einer Wand des Raumes zu erreichen, ein Gestell aus minderwertigem Holz, das früher nicht hier unten gestanden hatte. Kupferne Schrauben lagen darauf, ein Haufen Bolzen, einige Phiolen mit einer schwarzen Flüssigkeit, ein paar Bolzenwerfer, eine von Hedals Wurfbomben und allerlei weiterer Krimskrams. Die Netze umfingen ihn, als er eben seine Hand ausstreckte.

Schon die kahlköpfige Magierin hatte Eara Respekt eingeflößt, da sie ihren Hass gut genutzt hatte. Dieser Zauberer jedoch übertraf ihre Erwartungen noch. Sein Geist war wach und kontrolliert, keine Gefühle, weder Angst noch Hass, beeinflussten ihn und schmälerten die Wirkung seiner Versuche, sich gegen die Dunkle Magie zu widersetzen. Sein Wille war stärker als der der meisten Hohen Zauberer, aber gegen Earas kam er nicht an. Die Dunkle

Magierin unterdrückte ihre Gefühle so routiniert und gekonnt, schon seit so langer Zeit, dass nicht einmal einer der Obersten gegen sie hätte bestehen können. Ihre Macht war eine Sturmflut, die jeden Widerstand einfach beiseite spülte, ihr Wille ein Gletscher, der selbst Berge zermalmen konnte.

Nachdem sie die vier Angreifer unterworfen hatte, kontrollierte Eara gründlich, ob sich noch jemand in der Gruft verbarg. „Wirklich?“, staunte sie. „Ich hätte erwartet, dass inzwischen noch weitere Zauberer der *Allianz der Entscheidung* beigetreten wären.“ Selbstverständlich konnte keiner der reglosen Gefangenen antworten.

Eara trat näher zum Zauberer mit dem starken Willen und schlug dessen Kapuze zurück. Ein junges Gesicht mit dichtem braunen Bart kam zum Vorschein, die Augen waren abwesend nach innen gekehrt, denn noch immer versuchte der Zauberer, ihren Bann zu brechen. Eara nickte enttäuscht. „Boridas. Der Wächter der Zusammenkunft. Ich kann nicht sagen, dass ich überrascht wäre, aber etwas bedauerlich ist es schon. So begabt, so ehrgeizig. Du hättest es weit bringen können.“ Sie betrachtete die anderen drei Zauberer, die sich langsam sammelten und gegen ihren Willen ankämpften. Zwar bezweifelte Eara, dass die vier tatsächlich genug Willenskraft aufbieten könnten, um sie zu schlagen, aber es stellte eine große Belastung dar. Und wozu sollte sie ein unnötiges Risiko eingehen?

Tu es nicht!, bettelte die Stimme der Schwäche. Eine schwache Trauer keimte in Eara auf, doch sie stieß das Gefühl beiseite, zog die anderen drei Gefangenen zu sich und schloss kurz die Augen, um sich zu sammeln. *Worte, Pfeile und Möglichkeiten*. Manchmal war es notwendig, Dinge zu tun, die sich nicht rückgängig machen ließen. Opfer zu bringen.

Eine Welle Dunkler Magie ging von ihr aus und riss der alten Zauberin des Turms, dem ängstlichen Zauberer des Feuers und der hasserfüllten Kahlköpfigen den Kopf ruckartig nach hinten. Die Genicke der drei brachen mit einem trockenen Knacken. Der Wille, der gegen ihren ankämpfte, erstarb, das hellblaue Strahlen vom Stab der Alten erlosch.

Auch der Widerstand des vierten Zauberers bröckelte, jetzt endlich wurde sein Geist von Entsetzen erfüllt. Eara löste den Bann ein wenig, sodass er sprechen konnte. „Ihr ... habt sie getötet!“, keuchte er und starrte die drei Leichen seiner Mitverschwörer fassungslos an.

„Was hast du erwartet, was aus euch wird, wenn ihr enttarnt werdet? Stolze Märtyrer, die von der Zauberschaft umjubelt ihrem Tode tapfer entgentreten? Natürlich habe ich sie getötet!“

„Aber ... nicht einmal ein Prozess! Einfach nur umgebracht.“

„Sie haben sich gewehrt und das Urteil stand ohnehin fest.“ Eara löste den Bann von den drei Leichen, die kraftlos zu Boden sackten. Zuerst widmete sie sich der jungen Magierin, schleuderte sie mit ihrer Magie gegen die Wand, wo die Hälfte aller Knochen in ihrem Körper brachen und ihr kahler Schädel aufplatzte wie ein rohes Ei. Eara versuchte, nicht allzu genau hinzusehen.

„Natürlich hast du recht, Boridas. Unter normalen Umständen hätte ich sie dem Gericht gegeben. Der Wert eines funktionierenden Rechtsstaates darf nicht unterschätzt werden und das hier war Selbstjustiz.“ Der Leiche der alten Frau verdrehte sie alle Glieder, zermalnte ihren Brustkorb und bettete sie dann sorgfältig auf den zerborstenen Sarg des Dunklen Magiers.

„Was ... was tut Ihr da?“, hauchte ihr Gefangener entgeistert.

„Ich treffe Vorbereitungen.“

„Erst tötet Ihr sie, und dann ... verletzt Ihr sie noch?“

„Besser als andersherum, oder?“, seufzte Eara. „Ich tue was ich kann, um unnötiges Leid zu vermeiden, und Leichen haben keine Gefühle. Ich habe gehört, Tod durch Genickbruch geht schnell und ist vergleichsweise schmerzlos.“

Den toten Zauberer des Feuers warf sie wie eine Puppe in eine Ecke des Raumes und befahl dann einen Sturm von zerstörten Kacheln auf ihn. Sie schlugen wie Geschosse in ihn ein, bis der Leichnam unter einem Berg aus schwarzer Keramik begraben war. „Hör zu, es ist besser, du fragst gar nicht weiter. Dein Tod ist ebenso gewiss wie der deiner Freunde, und meine Antworten würden dich nur noch mehr leiden lassen. Unwissenheit kann ein großer Segen sein.“

Boridas' Lippen zitterten und erste Tränen sammelten sich in seinen Augen, doch seine Stimme war noch immer klar und sein Wille in Anbetracht der Umstände überraschend ungetrübt. „Ihr kommt hierher, ermordet die Allianz, verstümmelt ihre Leichen, und dann verlangt Ihr, dass ich das einfach ertragen soll?“ Er stockte kurz und schien sich zu sammeln. „Lasst mich selbst entscheiden, was gut für mich. Ich denke, die Ahnungslosigkeit quält mich mehr als unliebsame Antworten.“

Eara zögerte kurz. *Er kennt die Antworten nicht. Es wird ihm keine Freude bereiten, von den Folgen all seiner Pläne zu erfahren.* Sie blinzelte, nickte dann. „Wie du willst. Ich möchte dich nicht mehr leiden lassen als notwendig.“

Boridas öffnete den Mund, doch anstatt etwas zu sagen unternahm er einen weiteren Versuch, seine Fesseln abzustreifen. Eara schlug ihn mühelos zurück und sagte ruhig: „Du hast keine Chance. Versuche lieber, deine letzten Stunden so angenehm wie möglich zu gestalten. Mich kannst du nicht überwinden.“

Auch wenn sein Körper noch immer vollkommen steif war, sackte sein Kopf entkräftet herab. „Woher wusstest du, wo wir uns treffen?“, murmelte er. „Woher wusstest du, dass ich Teil der Allianz bin?“

„Ihr brauchtet einen Unterschlupf, der in Yra liegt und den kaum jemand je betritt“, erklärte Eara und verschwieg dabei die Notiz in Hedals Labor. „Dazu Spuren im Schnee, die Tatsache, dass die Leichen von Koraph und Marnus in den Gärten gefunden wurden. Und andere Hinweise. Was deine Rolle in alledem betrifft, Boridas: Ich hatte den Verdacht schon recht früh, vor allem seit Mortol sagte, er sei die Stimme der Verschwörung gewesen, nicht jedoch ihr Ohr. Ihr hattet also jemanden da, der jedes Wort hören konnte, aber zugleich nicht selbst Teil der Zusammenkunft war. Vor der Versammlung sagte ich, Lauscher aus dem Innenhof müsste man bemerken, und aus dem *Turm der Erleuchtung* heraus hätten wir einen Wächter, der eventuelle Spione abhalten soll. Aber das war nur, um die Macht der Zusammenkunft einzuschränken. Niemand von den Hohen Zauberern – außer Koraph – kam auf die Idee, den Wächter selbst zu verdächtigen.“

Boridas zitterte. Wenn die Souveränin ihn schon früher verdächtigt hatte, weshalb hatte sie ihn dann nicht überprüft, um die Allianz zu beseitigen? Ob sie ihn wohl anlog, vielleicht sogar, um ihm Wissen zu ersparen, dass ihm ihrer Meinung nach schaden würde? Es war nicht weiter wichtig. Hauptsache, Eara war abgelenkt. Die Dunkle Magierin war unglaublich mächtig, ihren Bann konnte er unmöglich brechen. Aber es gab eine andere Möglichkeit. Unter höchster Konzentration gelang es ihm, seine Hand ein winziges Stück näher zum Tisch zu bewegen. Näher an die Geheimwaffe. Näher an seine Möglichkeit, die Souveränin doch noch zu besiegen. Sie hätte ihren Bann nicht lockern sollen, hätte ihm gar

nicht erst gestatten dürfen, zu sprechen. Noch konnte er das Blatt wenden, den Tod seiner Verbündeten rächen, den lächerlichen Versuch einer Vereinigung der beiden Orden aufhalten. Es war seine Pflicht, denn er war der letzte, der das vielleicht noch konnte. Solange Eara nur abgelenkt war. Erneut regte er seine Hand etwas, glitt noch näher an die Geheimwaffe. Er musste die Souveränin nur noch eine Weile hinhalten.

„Warum das alles, Boridas?“, fragte Eara. „Du und Nukia, ihr wart der Stolz eurer Orden, ihr wäret die nächsten gewesen, die in der Zusammenkunft gesessen hätten. Doch als ihr von der geplanten Einigung hört, entschließt ihr euch stattdessen, sie mit allen Mitteln zu vereiteln? Ich muss gestehen, dass ihr überraschend erfolgreich wart, und vor allem überraschend schnell, aber dennoch ... Ist euch nicht aufgefallen, wie paradox es war, dass ihr gemeinsam gegen eine Vereinigung der Orden gekämpft habt? War diese *Allianz der Entscheidung* wirklich nötig?“

Boridas' Kopf fuhr auf, sein buschiger Bart wippte. „Ihr ... Ihr wisst gar nichts, oder? Ihr habt keine Ahnung, wer wir sind, was wir wollten? Ihr denkt tatsächlich, die Allianz wäre entstanden, um die Vereinigung aufzuhalten?“

Eara erstarrte. Was sagte Boridas da? Behauptete er einfach irgendetwas, um seinem Tod noch zu entgehen? Er wirkte ehrlich entrüstet, aber er hatte seine Gefühle gut unter Kontrolle. Schauspielerte er, oder hatte Eara etwas übersehen? Hatte sie womöglich gar einen Fehler gemacht? „Wovon redest du, Boridas?“

„Habt Ihr tatsächlich geglaubt, die Allianz hätte sich in nur einem Tag gegründet? Dachtet Ihr allen Ernstes, wir hätten in wenigen Stunden eine Gruppe von Gleichgesinnten aufgebaut? Es hat Monde gedauert, das nötige Vertrauen aufzubringen!“ Der Verschwörer schüttelte erobert seinen Kopf und Eara bemerkte eine äußerste Konzentration in ihm, als würde er gleichzeitig dieses Gespräch führen und etwas anderes tun, an etwas anderes denken. Was es wohl war?

„Nein, Souveränin! Wir waren zu Beginn nicht bloß die Gegner der Vereinigung. Wir waren die ersten, die die Missstände in diesem Land bemerkten. Unter der Zusammenkunft ging es mit Hadria bergab!“, stieß er hervor.

„Also ... wart ihr auch Feinde der Versammlung?“, fragte Eara verwirrt, während sie versuchte, den Sinn hinter Boridas' Worten zu begreifen. „Ihr wolltet auch eine Vereinigung herbeiführen?“

Boridas lachte gequält. „Wir waren Feinde dieser nichtsnutzigen Versammlung, das schon. Alle wussten, dass sie großen Schaden anrichtete und das Land lähmte, aber nur wir waren bereit, etwas dagegen zu tun! Doch wir kamen zu einem anderen Schluss als Ihr, Souveränin. Die Konkurrenz zwischen den beiden Orden schwächte Hadria, verbrauchte gewaltige Mengen an Ressourcen und Zeit, die wir ansonsten der Bevölkerung hätten bereitstellen können. Die Feindschaft zwischen Zauberei und Dunkler Magie musste beigelegt werden, das hatten wir schon vor Euch erkannt. Aber diese Feindschaft ist unversöhnlich, bildet die Wurzeln der beiden Orden und lässt sich nicht einfach ausgraben, um Platz für Neues zu schaffen. Wir wollten es dem großen Orweyn gleichtun! Er hatte den richtigen Weg beschritten, um die Dunkle Magie zu bannen, nur war er nicht erfolgreich genug.“

„Ihr wolltet die Dunkle Magie abschaffen und jeden ermorden, der sie verwendete? Auch die Zauberer des Feuers unter euch?“, hakte Eara nach.

„Nein! Das war nicht unser Ziel! Wir wollten den Sieg einer der beiden Seiten herbeiführen, egal welcher, auch wenn jeder von uns natürlich auf den Sieg des eigenen Ordens hoffte. Wir wollten ... eine Entscheidung! Endgültig und unmissverständlich. Entweder Hadria würde künftig ohne den Einsatz von Dunkler Magie auskommen, oder sie würde die Führung übernehmen. Hauptsache, der ewige Zwist ist beendet und die Zaubererschaft kann all ihre Macht wieder auf die wichtigen Probleme lenken.“

„Die *Allianz der Entscheidung*“, murmelte Eara nachdenklich. „Aber wie wolltet ihr ...“ Sie brach ab, als sie es verstand. „Das ist nicht wahr! Ihr wolltet einen zweiten Ordenskrieg? Ein zweites Gemetzel?“

„Ein Krieg, der nicht auf halbem Wege abgebrochen werden würde!“, bestätigte Boridas und seine Augen funkelten fanatisch. „Einer, der der einen Seite den Triumph und der anderen die Vernichtung bringen würde. Eine endgültige Entscheidung! Der Ordenskrieg war schrecklich, aber er war der einzige Weg. Orweyn hatte das erkannt, als er jeden tötete, der Dunkle Magie beherrschte, und schließlich auch sich selbst. Er war nur nicht erfolgreich genug. Wir aber wollten es ihm gleichtun! Der Krieg? Nur ein notwendiges Übel, um endlich einen stabilen Frieden zu erreichen und den schwelenden Zwist zwischen den Orden zurückzulassen. Früher oder später wäre er ohnehin wieder ausgebrochen, wir haben lediglich versucht, ihn so früh wie möglich herbeizurufen. Jedes Jahr, das der Krieg früher kommt, ist ein Jahr mehr, das die Zaubererschaft in Eintracht verbringt und eines weniger voller Streit und Missgunst.“

Die Souveränin benötigte anscheinend einen Moment, um sich zu sammeln, und Boridas streckte seine Hand noch ein wenig weiter. Seine Fingerspitzen berührten glattes Metall.

„Habt ihr an das Leid gedacht, Boridas? An die Verwüstung?“, fragte die Soveränin schließlich, ihre Augen dunkel wie die Nacht. „Habt ihr in Erwägung gezogen, dass keiner der Zauberer den Krieg überleben könnte? Habt ihr objektiv abgewogen zwischen dem Leid eines Krieges und den Gewinnen seines möglichen Ausgangs, oder habt ihr einfach angenommen, was ihr tut sei richtig? Oh, ihr wart solche Narren! Ein Krieg kennt keine Sieger, Boridas, nur Verlierer.“ Earas Worte konnten Boridas nicht beeindrucken. Er hatte sich die gleichen Fragen schon vor langer Zeit gestellt. Jeder aus der Allianz hatte das. Und sie hatten einander versichert, das Richtige zu tun.

Die Souveränin holte tief Luft. „Aber wieso habt ihr die Vereinigung nicht unterstützt? Meine Möglichkeit hätte ebenfalls ein vereintes Hadria bedeutet, aber ohne das gewaltige Blutvergießen.“

„Weil sie nicht funktionieren kann!“, schrie Boridas und seine Stimme hallte von den dunklen Wänden wieder. „Trotz Eurer anhaltenden Propaganda ist noch immer fast die Hälfte der Zauberer gegen die Vereinigung. Der Hass sitzt zu tief in uns allen. Nachdem Ihr Eure Pläne verkündet habt, hat die Allianz Yras sich getroffen, wir haben uns beraten. Und wir kamen zu dem Schluss, dass die Vereinigung niemals gutgehen kann, dass sie den dauerhaften Frieden nicht gewährleistet, sondern nur noch weiter verschiebt. Also haben wir uns mit aller Macht gegen Euch gestellt, haben sie um jeden Preis aufhalten wollen. Und mit Erfolg! Auch wenn wir Euch nicht töten konnten, so waren wir doch Eure ärgsten Feinde, dank unseres Eingreifens konntet Ihr Euch nicht ganz auf die Vereinigung konzentrieren, sondern musstet auch gegen uns vorgehen.“ Noch ein wenig weiter! Nur etwas noch, und die Souveränin Hadrias würde sterben.

„Ach Boridas! Die Allianz mein größter Feind? Habt ihr das tatsächlich angenommen?“
Sage es ihm nicht! Lass ihn nicht unnötig leiden. Eara ignorierte die leise Stimme der Schwäche. Sie konnte nicht abschätzen, wie sehr die offenen Fragen Boridas quälten. Und immerhin hatte das Gespräch auch ihr interessante Informationen geliefert.

„Als ich nach Hadria zurückkehrte, haben die beiden Obersten, eigentlich erbitterte Gegner, plötzlich gemeinsame Sache gegen mich gemacht. Weit im Süden hat sich der sogenannte Ewige Rat gegründet, ein Zusammenschluss aus alten Feinden der Helden von Andor. Feinden, die sich untereinander hassen, aber nicht so sehr wie uns. Und auch eure Allianz bestand aus Zauberern verfeindeter Orden, die gemeinsam gegen mich vorgingen. Alle Beispiele haben mir eines schon lange vor Augen gehalten: *Nichts* eint besser als ein gemeinsamer Feind! Du hast recht, Boridas, der Hass sitzt tief in den Zauberern. Aber ein kluger Novize sagte einmal zu mir, kaum ein Gefühl lässt sich leichter schüren als Hass. Hass, der sich nicht länger gegen den anderen Orden richten sollte, sondern gegen eine gewisse Verschwörung.“

Boridas Augen weiteten sich und absolutes Entsetzen sprach aus ihnen, größer noch als nach dem Tod seiner Mitverschwörer. „Die beiden Obersten waren meine größten Feinde, sie und jeder andere, der der Vereinigung im Wege stand. Sie haben meine Pläne beinahe vereitelt, haben die Vereinigung aufgehalten, weil ihr Hass sie ebenso sehr leitete, wie er auch eure Allianz geleitet hat. Aber die *Allianz der Entscheidung* war kein Feind. Sie war mein Werkzeug. Nur dank euch konnte die Vereinigung überhaupt so große Zustimmung erhalten, nur dank des Hasses, den die Zauberer gegen euch verspüren. Die Vereinigung, die ihr aufhalten wolltet, habt ihr erst ermöglicht. Deshalb habe ich euch all die Zeit als hochgefährlich dargestellt. Deshalb habe ich euch zu dem gemacht, was ihr seid. Deshalb habe ich dich nicht genauer kontrolliert, obwohl ich mir deiner Untreue ziemlich sicher war, seit Koraph mich warnte, auch ein Wächter könne gefährlich sein. Es war ein Risiko, und ihr hättet mich öfter fast getötet, als ich anfangs vermutet hätte, aber es hat sich gelohnt.“

„Nein!“, schrie Boridas erzürnt und seine Gefühle brachen aus ihm hervor. Sein Hass, seine Wut, sein Entsetzen, seine Furcht, all das richtete sich gegen Earas Bann und kämpfte dagegen an. Das dunkle Netz, das Boridas umschlang, bekam Risse, und sein ausgestreckter Arm befreite sich komplett daraus. Sofort verstärkte Eara ihre Kraft, trieb ihn wieder zurück, ehe er sich ganz befreien konnte. Plötzlich zuckte der Arm des Wächters nach oben und eine kupferne Röhre befand sich darin, richtete sich auf sie. Sein Finger krümmte sich um den Hebel und es klickte leicht.

Eara löste den Bann um Boridas auf, er benötigte zu große Konzentration, und wob einen Schild, um sich zu schützen. Ehe die Dunkelheit sich um sie schloss, erhaschte sie einen kurzen Blick auf den Bolzen, der durch die Luft flog. Seine Spitze war schwarz vom Forinkäfergift, in das er wohl getunkt worden war, doch der Schaft glühte leicht und glänzte unheilvoll. Bläulich schimmernd wie reines Arkanum...

Der Bolzen drang in ihren Schild, bekämpfte die Dunkelheit, warf sie beiseite, bis es Eara schließlich gelang, ihn aufzuhalten. Er schwebte vor ihr in der Luft und ihn zu halten kostete sie große Kraft, doch sie ließ ihn nicht zu Boden sinken. Langsam löste sie ihren Schild auf und warf ein weiteres dunkles Netz auf den verblüfften Boridas. Sein Wille war leicht zu brechen und Eara nahm sich vor, später eingehend zu analysieren, wie es ihm

möglich gewesen war, sich beinahe zu befreien, ausgerechnet in dem Moment, in dem er seine Kontrolle verloren hatte.

„Perfekt, ich dachte schon, ich müsste ihn erst suchen“, meinte Eara und pflückte den Bolzen mit ihrer gesunden Hand aus der Luft, während sie den Bann um Boridas erneut lockerte.

„Wie?!“, keuchte der Verschwörer entsetzt. „Er besteht aus reinem Arkanum! Eure Dunkle Magie hätte ihn nicht beeinflussen dürfen!“

„Das ist kein reines Arkanum. Nur zwanzig bis dreißig Prozent, genug, um einen Dunklen Magier zu täuschen, aber zu wenig, als dass ich ihn nicht mehr hätte aufhalten können.“ Sie steckte den Bolzen in eine Tasche ihrer Robe und zog aus einer anderen einen heraus, der fast identisch aussah. Nur die Spitze war frei von Gift, und Brandspuren zeigten sich auf der Haut, die ihn berührte.

„Das hier ist reines Arkanum!“, erläuterte Eara. Die Verwirrung auf dem Gesicht des Wächters wich nicht. „Mechanicus Hedal hat euch nicht unterstützt, Boridas. Ich wies ihn an, das Symbol der Gegner der Vereinigung zu installieren, das einzig zu diesem Zweck entstand. Ich wies ihn an, die verbesserten Bolzenwerfer und Bomben bereitzulegen und noch mehr für euch zu erfinden. Was denkst du, woher er das Grubengas hatte? Ihr habt geglaubt, die Waffen auf dem Tisch seien ein Geschenk von Hedal, um die Vereinigung zu verhindern, Hedal dagegen erklärte ich, er müsse das tun, damit er Kontakt zu euch aufbauen und euch ausspionieren könne. Aber in Wahrheit diene es einzig meinen Plänen. Eure Allianz war nur ein Bündnis von mittelmäßigen Zauberern, die zufälligerweise in den Besitz einer ungewöhnlichen Waffe gekommen waren. Doch dank Hedal hattet ihr plötzlich bedrohliche Bomben, hervorragende Bolzenwerfer, gefährliche Maschinen, und jede davon verstärkte die Furcht und den Hass der Zauberschaft und trieb sie weiter in die Arme der Vereinigung. Der Anschlag auf die Zusammenkunft, die Attentate mit verbesserten Bolzenwerfern, das alles war nur meinerwegen möglich. Ich habe weit mehr getan als nur einige Reden zu schwingen, um den Hass der Zauberer zu schüren. Ich habe euch aufgebaut. Doch natürlich durfte ich euch nicht zu mächtig werden lassen. Daher hat Hedal in jede seiner Maschinen etwas Arkanum eingebaut, damit ich sie leicht aufspüren konnte. Und den Bolzen aus reinem Arkanum, um den ihr den Mechanicus in eurer ersten Botschaft gebeten habt, konnte ich euch selbstverständlich nicht überlassen.“

„Du lügst!“, rief Boridas, und Eara schüttelte bedauernd den Kopf.

„Ich sagte ja, die Antworten würden dich nicht glücklich machen. Hedal erzählte mir von euren Botschaften, von eurer Kontaktaufnahme, und auch von eurer letzten Nachricht, daher wusste ich, wann und wo ich euch würde aufspüren können. Und ich befahl ihm, den echten Arkanumbolzen unter seinem Bett zu verstecken und euch nur eine Fälschung zu überlassen. Das Original habe ich selbst gestohlen, und eure Botschaft habe ich auch mitgenommen.“

„Selbst wenn du die Wahrheit sagst, hast du noch lange nicht gewonnen!“, presste Boridas mit bemerkenswerter Fassung hervor. „Selbst wenn wir nur deine Werkzeuge waren, hat es nicht genügt. Viele Zauberer hassen den anderen Orden noch immer zutiefst und die Obersten werden einer Vereinigung niemals zustimmen. Die Vereinigung konnte niemals halten, aber auch ihr Versuch ist gescheitert! Mit dem Ende der Allianz hast du nun niemanden mehr, auf den du den Hass der Zauberer lenken kannst.“

„Du irrst dich, Boridas. Die heutige Nacht ist noch nicht abgeschlossen. Ich habe diesen Bolzen nicht umsonst gestohlen. Ich habe eure Botschaft nicht umsonst mitgenommen. Ich

habe die Hitars nicht umsonst als Stellvertreter eingesetzt. Ich habe dich nicht umsonst am Leben gelassen.“ Sie zwang Boridas dazu, seinen Arm auszustrecken und ihr den Bolzenwerfer zu reichen. Eara trat zum Tisch, tunkte den Bolzen aus reinem Arkanum in eine der Phiolen mit Forinkäfergift und ließ ihn dann in den Bolzenwerfer fallen, wo er mit einem befriedigenden Klacken einrastete. Die geladene Waffe drückte sie Boridas in die Hand und verstärkte den Bann vorsichtshalber noch zusätzlich.

„Ich sollte nicht mehr erzählen“, meinte Eara. „Ich habe dich schon genug gequält. Es ist besser, wenn du deine letzten Stunden in Frieden verbringen kannst.“

„Erzähle es!“, verlangte der Zauberer schwach. „Ich will es hören!“

„Denkst du, ich ahne nicht, dass du das nur in der Hoffnung sagst, mich noch aufhalten zu können?“, fragte Eara sanft. „Aber das kannst du nicht. Ich bin zu mächtig.“ Sie wartete, doch Boridas zeigte keine Reaktion, blickte sie nur auffordernd an.

„Du hast recht, Boridas“, gab sie nach. „Der Hass gegenüber der Verschwörung ist noch nicht groß genug, als dass die Zauberer dafür bereit wären, ihre gegenseitige Feindschaft zu vergessen. Doch ich habe vor, das zu ändern. Ich habe den Hitars eure Notiz gezeigt und ihnen gesagt, dass ich Hedal nicht verärgern möchte und der Sache deshalb nicht auf den Grund gehe. Oh, sie haben getobt, wollten nicht einsehen, dass einige Opfer manchmal notwendig sind. Ich habe sie in ihre Kammern gesperrt, doch heute Abend waren Torven und Variah bei ihnen. Ich bin mir sicher, dass die Stellvertreter ihren Obersten von dem Zettel berichtet haben. Sie wollten eure Verschwörung um jeden Preis vernichten, ehe noch ein Unschuldiger sterben kann.“

Boridas starrte Eara nur verständnislos an und blinzelte verwirrt. „Torven und Variah werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen“, erklärte Eara widerwillig. „Sie können die Verschwörung, die ich seit einem Mond zugunsten der Vereinigung benutze, zerschlagen, können Hedal enttarnen, den ich schon zu lange verteidige, können anschließend meinen Streit mit den Hitars gegen meine Ziele nutzen, können selbst Zustimmung ernten und dafür sorgen, dass meine Anhänger schwinden. Sollten sie sich jedoch irren und ich recht behalten, wäre das allzu peinlich und hätte die gegenteilige Wirkung. Ich denke, dass sie ihren Besuch daher persönlich erledigen wollen, ohne andere einzuweihen. Die Gelegenheit ist einfach zu günstig. Wenn die siebte Stunde der Nacht erreicht ist, werden sie kommen, in der Gewissheit, dass ein paar Zauberer die beiden gemeinsam auch nicht besiegen können. Nicht einmal ich käme gegen beide gleichzeitig an.“

„Also ... warst du vor ihnen da, um den Ruhm zu ernten?“, wollte Boridas verwirrt wissen.

„Nein. Die beiden werden kommen, werden die Allianz finden, werden gegen sie kämpfen ... und unterliegen. Womit die Hitars, die ich als Stellvertreter eingesetzt habe, weil sie die Vereinigung unterstützen, die neuen Obersten sind. Ich werde erscheinen, zu spät um Torven und Variah zu retten, aber immerhin an der Verschwörung werde ich mich noch rächen, sie vernichten und bei lebendigem Leibe verstümmeln. Doch Variah und Torven werdet ihr ermordet haben. Die Obersten beider Orden, beliebt und mächtig, gemeuchelt von einer hinterhältigen Verschwörung. Alle Zauberer werden euch hassen, das Land wird euch verachten, und selbst nach eurem Tod wird man es euch noch heimzahlen wollen. Von ihrem Hass zusammengeschweißt werden die Zauberer unter der Führung der Hitars einen neuen Orden gründen, einen einzigen, großen Orden, und der ewige Zwist zwischen Zauberei und Dunkler Magie wird vergangen sein.“

Boridas wandte seinen Kopf um, sein Blick glitt über die grausam zugerichteten Leichen im Raum und blieb schließlich am Bolzenwerfer in seiner unbeweglichen Hand haften. „Nein!“, hauchte er verzweifelt. „Ihr seid kein bisschen besser als wir! Auch Ihr opfert Menschen, um ein vereintes Hadria zu bekommen.“

„Manchmal ist es nötig, Opfer zu bringen. Ich bin anders als die Allianz, weil ich zehn opfere und nicht tausend. Weil ich einen Krieg verhindere, anstatt ihn auszulösen. Weil ich erst abwäge und dann überlegt handele, anstatt aus Hass heraus. Weil ich erkannt habe, dass Zauberei und Dunkle Magie keine unversöhnlichen Widersacher sind, dass nur das Ergebnis zählt und nicht der Weg dahin. Der Unterschied liegt nicht in der Wahl meiner Methoden, sondern in ihrem Ausmaß und eurer Unverhältnismäßigkeit“, versuchte sie eher sich selbst zu überzeugen als Boridas. Doch die Stimme der Schwäche setzte unbarmherzig nach, flüsterte ihr Worte ein, die auszusprechen sie sich ausnahmsweise nicht weigerte.

„Ihr tötet, wen ihr hasst, lasst die Tode derjenigen zu, die euch gleichgültig sind. Ich dagegen bin bereit, sogar die zu morden, die ich einst liebte. Ich bin nicht besser als ihr. Ich bin schlimmer.“

Boridas starrte sie mit aufgerissenen Augen an und Eara vermutete, er wäre zusammengebrochen, hätte ihr Bann ihn nicht festgehalten. Seine Verzweiflung war so offenkundig, dass Eara es bereute, ihn in ihre Pläne eingeweiht zu haben. Sie hätte nicht auf seine Worte hören dürfen, sondern sich auf ihre Überlegungen verlassen müssen. Ihre Antworten quälten ihn nur unnötig! *Worte, die vorschnell ausgesprochen.*

Eara weitete ihre Magie aus, bezwang Boridas vollständig und nahm ihm jede Möglichkeit, sich eigenständig zu bewegen. Dann stellte sie sich in eine Ecke der quadratischen Grabkammer und hüllte sich in Dunkelheit. Schließlich deutete sie mit ihrer schattenhaften Hand auf den leuchtenden Stab, den Boridas noch immer hielt, und das Licht erlosch, hinterließ nichts als zeitlose Finsternis. Jetzt hieß es Warten und Hoffen, dass sie sich nicht in den Obersten und ihren Stellvertretern getäuscht hatte.

Noch immer überlegte sie fieberhaft, ob es nicht eine bessere Möglichkeit gab. Doch so sehr sie auch nachdachte, nur der Tod von Torven und Variah konnte die Zauberer genug aufbringen, um eine langfristige Vereinigung zu ermöglichen. Würde nur einer von beiden sterben, dann wären die Gegner der Vereinigung aus dem jeweils anderen Orden der Verschwörung vielleicht sogar dankbar, und die Vereinigung konnte nur vollzogen werden, wenn beide Obersten ihr zustimmten.

Torven war dein Mentor! Dein Freund! Dein Vater, nachdem der Winter deine Eltern geholt hatte! Wie kannst du auch nur darüber nachdenken, ihm das Leben zu nehmen?, fragte die Stimme der Schwäche verzweifelt. Eara hatte keine Antwort, die die Stimme zufriedengestellt hätte. Sie konnte nur hoffen, dass ihr noch eine bessere Idee käme. Eine ohne Opfer. Und obwohl diese Hoffnung nur ein dummes, schwaches Gefühl war, unterdrückte sie sie nicht. Zu kostbar war die zerbrechliche Illusion, Torvens Leben schonen zu können. *Worte, Pfeile und Möglichkeiten.*

Mondhoch, 59. Herbsttag 76 a.Z.

Dunkles Grab in der Feste von Yra, Hadria

Ein Knirschen schreckte Eara aus ihren Gedanken. Aus dem Gang, der in die Gruft führte, erschollen Schritte und ein helles Licht flutete die Grabkammer. Der zweifache Schein von Torvens sanft leuchtendem Licht und der unruhigen Flamme auf Variahs Stab. Eara verdichtete die Dunkelheit um sich; besser, sie wurde nicht zu früh bemerkt.

„Ergebt euch, Allianz der Entscheidung, und wir gewähren euch einen fairen Prozess!“, rief Torven gebieterisch und hob seinen Stab, während Variah eine Barriere aus Dunkler Magie schuf, ganz ähnlich denjenigen, die Eara selbst benutzt hatte, allerdings mit einer Kunstfertigkeit, die sie selbst niemals erreichen würde. Eara war mächtiger als die Oberste, doch sie hatte nicht die Ausbildung einer Zauberin des Feuers durchlaufen und besaß nicht die jahrelange Erfahrung.

„Boridas!“, schrie Torven erzürnt, als er den erstarrten Zauberer erkannte. „Du also warst der Verräter! Leg den Bolzenwerfer weg oder du wirst unseren Zorn zu spüren bekommen.“

„Torven!“, hörte Eara Variah zischen. Die rothaarige Oberste blickte sich besorgt um und eine leichte Blässe spielte um ihre Nase. „Hier stimmt etwas ganz und gar nicht!“

Torven blinzelte und sah sich genauer um. Erst jetzt schien er die Verwüstung, den ermordeten Zauberer auf dem geborstenen Sarg und das geronnene Blut an der Wand zu bemerken. „Hier wurde Dunkle Magie angewandt!“, murmelte er mit gerunzelter Stirn. „Sehr viel davon!“

Eara sandte einen stummen Befehl an Boridas. Der zuckte, weigerte sich jedoch, den Hebel zu ziehen. Er brachte sogar den Widerstand auf, trotz ihres Bannes noch etwas zu flüstern. „Flieht!“

Variah blickte Torven verwirrt an, der Oberste des Turmes dagegen spähte angestrengt in die Ecke, in der Eara sich verbarg. Er murmelte einige Worte und der verbergende Schatten wurde schwächer. Die Obersten erkannten sie in dem Moment, in dem Eara einen weiteren Befehl losschickte, zu mächtig, als dass Boridas sich erneut hätte widersetzen können. Der Verschwörer hob seinen Bolzenwerfer, richtete die Öffnung auf Variah und zog am Hebel. Der Bolzen schoss heraus.

Die Oberste des Feuers verstärkte beiläufig ihren dunklen Schild, dann erstarrte sie plötzlich und sah auf ihre Schulter hinab, in der ein blau schimmernder Bolzen steckte. Sie hob ihren Blick. „Souveränin!“, schrie sie, zog den Bolzen heraus und ignorierte die Verbrennungen, die das Arkanum auf ihrer Handfläche hinterließ. „Dafür werdet Ihr ...“ Sie zuckte zusammen und presste eine Hand auf die Wunde. Starrte fassungslos auf die dunklen Linien, die sich über ihren Arm und Hals ausbreiteten. Dann schoss schwarzes Blut aus ihrer Nase und sie brach zusammen. Das flackernde Licht ihres Stabes verglühte. *Pfeile, die blindlings abgeschossen.*

Eara trat aus ihrer Ecke, zog den Bolzen aus ihrer Tasche, den die Verschwörer für reines Arkanum gehalten hatten, rammte ihn Boridas in den Arm und zog ihn wieder heraus. Sie verschwendete keinen Blick auf das Gift, das sich durch seine Blutbahnen ausbreitete.

Torven erbleichte und zögerte den Bruchteil eines Augenblickes, dann drehte er sich um und floh, rannte durch den dunklen Gang. Auf halbem Weg baute Eara eine Wand aus Schatten, vor der der Oberste entsetzt zum Stehen kam.

„Eara!“, rief er und blickte zurück. „Wenn du so auf deinen Kampf bestehst, sollst du ihn bekommen!“

Die Dunkle Magierin stellte sich am Eingang in die Grabkammer auf und senkte den Blick. „Es tut mir Leid, mein Mentor“, sagte sie mit fester Stimme. „Ich wünschte, es gäbe eine andere Möglichkeit. Aber jeder Ausgang der Situation, der dich am Leben ließe, würde auf Dauer nur noch mehr Leid bedeuten. Ich darf dein Wohl nicht über das anderer stellen, nur weil du mir früher so viel bedeutet hast. Ich tue, was für alle das Beste ist, leidenschaftslos und gerecht. Ich berücksichtige dein Wohl nicht weniger oder mehr als das von jedem anderen Wesen, das lebt oder leben wird.“

„Du bist wahnsinnig!“, brüllte der Oberste, das Licht seines Stabes warf unwirkliche Schatten auf die kahlen Wände. „Ich habe dich ausgebildet! Ich habe dich zu dem gemacht, was du bist.“

„Und ich habe dein Leben gerettet, ebenso wie das vieler anderer Zauberer. Und ich würde es jederzeit wieder tun. Doch jetzt steht mehr auf dem Spiel als nur dein Leben. Die Vereinigung bietet so viele Vorteile, und mit deinem Tod wird sie nicht länger abgelehnt werden.“

„Entferne die Dunkle Magie, oder ich mache mir nicht mehr die Mühe, dich vors Gericht zu zerren!“

Eara unterdrückte das Zittern in ihrer gesunden Hand. Wenn es doch nur eine bessere Möglichkeit gäbe ... Sie hob ihren Kopf und zwang sich dazu, Torven ein letztes Mal ins Gesicht zu schauen. Die so vertrauten Züge ihres ehemaligen Mentors zu betrachten. Sie dachte zurück an ihre langen Studien im Schein des Kamins, an Torvens kurzweilige Unterweisungen. An den ehrwürdigen grauhaarigen Mann, der das für Zauberei begabte hellblonde Mädchen vor sich musterte, es warm anlächelte und ihr eine braune Kutte überreichte als Zeichen, dass er sie als Novizin anerkannte und zu seiner Schülerin machte. Sie wusste noch gut, wie er ihr am Ende ihrer Ausbildung ihren Stab überreicht hatte, wie das gegabelte Ende unter ihrer gemeinsamen Berührung aufgeleuchtet hatte und wie sehr sie beide sich gefreut hatten. Der Stab, der inzwischen ebenso zerbrochen war wie ihre Freundschaft. Die Stimme der Schwäche schrie verzweifelt, fand keine Worte mehr, weinte nur stumme Tränen in ihr.

„Ich werde die Dunkle Magie entfernen“, hörte sie ihre Stimme sagen. Sie hob ihre schwarze Hand und zog alle Dunkelheit zu sich. Die magische Wand löste sich auf und Torven starrte sie verblüfft an. Eara lächelte schwach. „Verzeih mir!“, wisperte sie und spürte, wie auch ein dunkler Faden sich auflöste, den sie vor einigen Stunden um eine kleine Feder gesponnen hatte. Torven blickte nicht nach oben, bis die Explosion erfolgte, die sie um einige Stunden verzögert hatte. Ein Regen aus Feuer und Stein ergoss sich auf ihn, in seinen klugen grauen Augen standen Trauer, Schmerz und Enttäuschung. *Möglichkeiten, die unbedacht vertan.*

Sie benötigte nicht lange, um das Geröll von der verbrannten Leiche des Obersten zu entfernen. Sie verwendete Dunkle Magie, auch wenn sie wusste, Torven hätte nicht gewollt, dass sein Körper davon berührt wurde. *Und wenn schon. Er ist tot, und die Dunkle Magie kann ihm nicht mehr schaden. Nichts kann ihm mehr schaden.* Vielleicht hätte sie seine Augen geschlossen, doch es war nichts mehr übrig, das man als Augen hätte identifizieren können. Eara saß stumm da, ertrug den Gestank von verbranntem Fleisch und erinnerte sich der gemeinsamen Momente. Bild um Bild schoss durch ihren Kopf, und sie fand nicht die Kraft, sich zu regen. *Zwölf Tote, und einer muss noch kommen. Ein geringer Preis für die Vereinigung, die das Leben in Hadria nachhaltig verbessern wird.* Sie beruhigte ihren zitternden Atem. *Atme ein und aus. Ein und aus. Trauer ist nur ein Gefühl. Ignoriere es!*

Sie schloss ihre Augen, kauerte reglos neben den Überresten ihres Mentors und unterdrückte jedes Gefühl und jeden Gedanken. *Ein und aus. Ein und aus.* Als etliche Stunden später die ersten Zauberer auf der Suche nach ihren Obersten das Grab betraten, fanden sie die Souveränin noch immer so vor.



B – Dreistimmige Drohungen

Morgendämmerung, 58. Herbsttag 76 a.Z.

Trummwald, Graues Gebirge

Der geruch von schnee und kälte liegt in der luft. Der bär erhebt sich und streckt seinen großen körper. Er darf nicht zu lange ruhen. Die große kälte ist nicht mehr fern und für den langen schlaf braucht er alle reserven. Er hat hunger. Seine instinkte warnen ihn, dass er noch zu dünn ist, dass er die lange kälte nicht überstehen wird.

Als er den schlafplatz verlassen möchte, kann er seine pfote nicht bewegen. Er blickt nach unten, auf das silberne glänzen. Es hängt in einer wurzel. Der bär rüttelt mit seiner tatze, um das glänzen von seinem bein zu entfernen. Ein schwacher protest regt sich in ihm, das echo des pelzlosen. Je weiter das glänzen von seinem bein herabrutscht, desto schwächer wird der widerstand. Der pelzlose ist schwach, der bär ist stark. Hier, wo die bäume stehen, wird er immer siegen. Der wald ist sein zuhause. Zwischen den höhlen der pelzlosen gibt der bär gerne nach, doch nicht hier. Hier fühlt er sich wohl. Hier möchte er bleiben. Doch der pelzlose will ihn fortbringen, zu seinen artgenossen. Der bär aber will

nicht! Er wurde von pelzlosen aus seiner ruhigen heimat verschleppt, über die salzigen wasser und die kranken berge bis in die lande, wo die rote katze und die grauen riesen herrschten. Er hat genug!

Der pelzlose will ihn überzeugen, schickt schwache gedanken an einen wald des überflusses, an den lebensbaum, an orte, die vielleicht einmal eine neue heimat sein könnten, eine bessere als der graue wald zwischen den geheilten bergen. Doch der bär hat sich lange genug locken lassen. Er will keine falschen versprechen mehr, sondern nur noch ruhe. Ruhe von kampf und verletzung, ruhe von dunkelheit und verdrehter ordnung, ruhe von pflicht und vernunft, ruhe vom pelzlosen. Er rüttelt ein letztes mal mit seiner pfote, um das glänzen abzustreifen und den pelzlosen endlich zurückzulassen, da knackt es plötzlich. Die wurzel bricht ab und das glänzen verbleibt. Der bär blinzelt und tritt dann fort, lässt das glänzen am bein. Der pelzlose ist ohnehin fast verstummt, die mühe nicht wert. Nach wenigen schritten hat er das silberne glänzen schon vergessen.

Später Nachmittag, 58. Herbsttag 76 a.Z.

Trummwald, Graues Gebirge

Der bär gelangt an einen bach. Er ist durstig, also senkt er seinen kopf und will etwas trinken. Als seine zunge das wasser berührt, schreckt er zurück. Es ist ungenießbar, verdorben! Der bär hebt seinen kopf in die luft, wittert die quelle des Übels. Er läuft am bach nach oben und gelangt schnell zu einer bergziege, die verendet im wasser liegt. Ein paar schwarzgefiederte sitzen darauf, krächzen sich an und picken nach dem aas. Als der bär näher kommt flattern sie auf und setzen sich lauernd zwischen die äste der nahen bäume. Der bär schnuppert am kadaver, dann nimmt er probierhalber einige bissen. Obwohl es das wasser schon verseucht, ist das fleisch noch gut. Der bär trinkt von oberhalb der ziege, dann frisst er die essbaren teile.

Bilder steigen in ihm auf, von einem pelzlosen mit blauer haut, der ihm erklärt, wieso rohes fleisch gefährlich ist, gerade wenn es alt ist. Der blauling spricht von kranheiten und tod und behauptet, man müsse das tote fleisch kurz der roten katze geben, um es essen zu können. Der bär hält kurz inne und brüllt dann so laut auf, dass die schwarzgefiederten aus den ästen gescheucht werden, unruhig auffliegen und sich dann wieder setzen. Der bär will nichts mehr von pelzlosen wissen! Er will endlich frei sein von sorgen und gedanken an die zukunft. Wütend betrachtet er das glänzen, das locker um seine pfote liegt. Doch ehe er es loswerden kann, bemerkt er einen neuen geruch, der seine ganze aufmerksamkeit beansprucht. Trocken und kalt wie von kriechern, doch dazu noch der gestank von fäulnis und blut. Schon huschen vier schemen aus dem unterholz, schnell und gewandt. Rote schuppen und scharfe zähne, spitze vorderpfoten aus festem horn. Aus ihren rücken wachsen dunkle zacken und ihre augen funkeln gelb. Der bär betrachtet sie wachsam. Er wird sein fressen nicht hergeben, wenn sie es haben wollen. Sie sind viele und er ist allein, doch er ist auch stark. Er wird die horde besiegen, wenn sie ihn angreifen. Ansonsten wird er sie ignorieren, auch wenn der pelzlose sie nicht mag. Leben und leben lassen. Dies hier ist noch nicht sein revier.

Die kreaturen nähern sich, teilen sich auf und umkreisen ihn. Der bär brüllt einschüchternd, doch sie weichen nur kurz zurück, dann kommen sie wieder näher. Der pelzlose schickt ein bild, wie der bär an eine wand zurückweicht, um alle vier im blick behalten zu können, doch der bär dreht sich nur herum, versucht alle zugleich zu

beobachten. Der erste angriff erfolgt von hinten, ein flinker schlag und ein brennender schmerz. Als er herumfährt, ist das wesen bereits wieder zurückgewichen. Doch schon trifft etwas anderes sein Bein, spitze stiche, und warmes blut läuft herab. Der bär schüttelt sich, und die kreatur, die sich in ihn verbissen hat, wird davon geschleudert. Sie fliegt gegen einen stamm und regt sich nicht mehr. Die anderen drei wesen sind vorsichtiger, schlagen nur flink zu und springen sofort zurück. Der bär geht selbst zum angriff über, erwischt eines und reißt ihm den rücken auf, sodass graues blut in strömen herausfließt. Er verletzt sich dabei die pfote an den scharfen dornen und brüllt zornig.

Die letzten beiden ergreifen die flucht, während die schwarzgefiederten sich auf die leichen der beiden getöteten kreaturen setzen und zu fressen beginnen. Der bär lässt sie gewähren. Ihr fleisch ist ungenießbar und er hat noch seine ziege. Er ist zufrieden. Er braucht die ratschläge des pelzlosen nicht, um zu siegen.

Später wird es kälter und dunkel, und der bär rollt sich unter einem stechbaum zusammen. Er leckt seine verletzte pfote ab, betäubt den schmerz. Dann schließt er die bernsteinfarbenen augen, um zu ruhen. Doch sofort steigen bilder in seinem einfachen geist auf, bilder aus seiner zeit als pelzloser. Die flachen, nichtssagenden gesichter derer, die dem pelzlosen so viel bedeuten. Er hat angst um seine artgenossen, ist wütend auf seine feinde. Wütend auf den pelzlosen mit den grauen augen und der giftigen silberklaue, weil er auch zu seinen feinden gehört. Der bär versteht diese feindschaft nicht. Die gegner der pelzlosen wollen nicht ihr futter haben, nicht ihr revier. Wozu dann all die sinnlosen kämpfe? Doch der zorn des pelzlosen bedrückt ihn, denn er spürt, dass sie nicht gegeneinander stehen müssten. Wären diese feinde nur besiegt, die artgenossen nur in sicherheit, dann würde der pelzlose im bären auch freiwillig gehen. Auch der pelzlose möchte im wald sein, möchte die sorgen zurücklassen. Sorgen um das grünlingweibchen, das der bär nach seinem erwachen verletzt hat. Sorgen um die bedrohten artgenossen, um seine neue familie. Jetzt erscheinen auch andere bilder, bilder die nicht vom pelzlosen stammen. Bilder von einem großen bärenweibchen und zwei jungen, die über eine grüne wiese und durch dichtes unterholz tollten. Bilder von zeiten, als der bär noch ganz schwach und winzig gewesen ist, noch ehe er aus der glühenden quelle getrunken hat, noch ehe er zum ersten mal als pelzloser erwachte. Er kann den pelzlosen verstehen. Auch er hatte einst familie. Doch er ist gegangen, als seine zeit gekommen war. Hat sie zurückgelassen, als er alt genug war. Der pelzlose versteht nicht, dass nun seine zeit gekommen ist. Der pelzlose muss seine familie und seine vergangenheit zurücklassen, er muss seinen instinkten und wünschen gehorchen, anstatt sich ihnen zu widersetzen. Und seine wünsche sind dieselben wie die des bären. Den pelzlosen zurücklassen und ganz ein bär sein.

Der bär blickt auf das glänzen am Bein, die letzte verbindung zum pelzlosen. Der pelzlose ist zu schwach, um seinen wünschen zu gehorchen. Doch der bär wird ihm helfen. Er wird tun, was der pelzlose sich eigentlich schon lange wünscht, und die sorgen zurücklassen. Der bär streicht mit seiner pfote über den boden, und der widerstand ist so schwach wie selten zuvor. Dann löst sich das silberne glänzen, fällt hell beiseite und das aufbegehren des pelzlosen erlischt, die bilder verschwinden, die sorgen lösen sich auf. Der bär legt gemächlich sein haupt nieder und schließt friedlich seine augen. Jetzt endlich kann er ruhen.

Morgendämmerung, 59. Herbsttag 76 a.Z.

Trummwald, Graues Gebirge

Nebelschwaden kitzeln den bären in der nase. Er blinzelt müde und schüttelt sich. In der ferne hört er das geräusch von summern und hebt aufmerksam seinen kopf. Süßgold! Ohne den kopf von der richtung der summer wegzudrehen erhebt er sich. Plötzlich stößt seine pfote an etwas hartes, unnatürlich rundes, das sich in sein fleisch schneidet. Sofort erfüllen bilder und gedanken seinen müden geist.

Endlich! Endlich konnte Drukil wieder denken! Endlich hatte der Bär sich zurückgezogen!

Was ist das? Woher kommt der pelzlose? Er ist doch fort! Der bär brüllt auf und möchte wegrennen, doch etwas hält ihn davon ab.

Drukil wand sich und seine dicken Beine zuckten. Der Bär wollte fort, doch wenn er den Armreif nicht länger berührte, würde sein menschlicher Geist nicht mehr existieren! Es war nicht wie früher, als er die Tage abwechselnd in Fell und in Haut verbracht hatte. Der Fluch der Waldgeister ließ nach, der Bär drängte sich nach vorne und Drukil wurde schwächer. Doch er wurde noch gebraucht! Die Helden von Andor brauchten ihn, seine Freunde, seine Familie. Den Bär jedoch kümmerten Freundschaft oder Verantwortung nicht.

Instinktiv hob Drukil sein Bein ein wenig, um der schmerzenden Pfote Entlastung zu schaffen, und konnte sich nur gerade eben davon abhalten, die Verbindung zum Reif zu unterbrechen.

Er senkte sein massiges Haupt und blickte an seiner Schnauze entlang auf das silberne Funkeln zwischen den braunen Blättern auf dem Boden. *Dies, mein Freund, wird dich immer an dein wahres Selbst erinnern.* Doch welches war Drukils wahres Selbst? Er war als Bär geboren worden und trug lieber Fell denn Haut. War er nicht also eigentlich ein Bär? Dennoch konnte kein Zweifel bestehen, dass dieser Reif in Drukils jetziger Gestalt seine letzte Verbindung zum Menschen darstellte.

Der bär schüttelt sich. Der pelzlose soll gehen! Er ist jetzt nur noch ein bär! Er brummt und versucht, den pelzlosen wieder zu vertreiben, ihn verstummen zu lassen wie in den letzten tagen.

Drukil brauchte seine ganze Konzentration, um dem widerspenstigen Bären standzuhalten. Die Triebe des Bären tauschten immer wieder Platz mit dem menschlichen Verstand, und langsam wurde der Bär stärker. Drukil wusste, er hatte nur diese eine Chance. Wenn der Bär erst seine Müdigkeit abgeschüttelt hatte, hätte der Mensch ihm nichts mehr entgegensetzen. Der Bär würde ihn besiegen und dann weiterziehen, den silbernen Armreif und mit ihm auch Drukils Verstand für immer zurücklassen! Er richtete seinen Blick wieder auf seinen Armreif und keuchte angestrengt. *Ein Mensch! Ich war ein Mensch! Ich bin ein Mensch! Ich werde wieder ein Mensch sein!*

Der bär reißt sich los. Das bewusstsein des pelzlosen verschwindet aus seinem verstand. Erleichtert taumelt er einen schritt weiter. Er hat gesiegt. auch das letzte aufbäumen des pelzlosen ist überstanden. Der bär ist nur ein bär, und die reste des pelzlosen in ihm werden sich gemeinsam mit dem bären über die alte freiheit freuen. Da erschauert er. Entsetzt brüllt er auf, als er seine eigenen knochen knirschen hört, als das fell sich unter schmerzen zurück in seine poren zieht, als die zähne abstumpfen, als die schnauze zu einer kleinen nase und die krallen zu zarten fingern werden. Nein! Er hat das glänzen und den pelzlosen zurückgelassen. Er ist ein bär, kein pelzloser! Seine plötzlich ganz dünnen nackten beine knicken ein, können das gewicht des großen körpers nicht mehr halten. Sein maul kracht in

den weichen waldboden und er schluckt einen mund voll erde, muss husten. Doch es ist der körper des pelzlosen, der hustet. Der bär will brüllen, doch nur ein schrei entringt sich seiner kehle.

Drukil würgte etwas Erde aus und spuckte noch mehrfach auf den Boden, um die letzten Reste des Erdreichs aus seinem Mund zu entfernen. Dann stand er mühsam auf und hob den silbernen Armreif auf, der ihn gerettet hatte. Er legte den Reif um, der seine Breite dem dünnen Arm sofort lautlos anpasste. Er hatte das Geschenk der Agren schon lange nicht mehr benutzt. Eigentlich verwandelte Drukil sich im Schlaf, vorausgesetzt er übernachtete unter Bäumen, und bekam erst beim Aufwachen etwas davon mit. Doch mit diesem Reif konnte er seine Gestalt auch im wachen Zustand wandeln. Ein äußerst schmerzhafter Prozess, den er sich nicht öfter als einmal alle paar Monde zumuten konnte, doch manchmal war ihm kein anderer Ausweg geblieben. So auch jetzt.

Drukil sog den Duft des Waldes tief ein. Er fürchtete, lange nicht mehr zwischen Bäume zurückzukehren. Der Bär war hier einfach zu stark! Es war Neumond, die Zeit, zu der der Mensch eigentlich die Oberhand hatte, und dennoch hätte der Bär ihn mühelos besiegt, wäre er nicht eben erst erwacht. Drukil hatte sich verloren, und wäre der Reif nicht gewesen, er hätte sich nicht wiedergefunden. So schmerzhaft es auch sein mochte, er durfte sich nicht mehr zu lange im Wald aufhalten. Würde er nur einmal noch unter Bäumen übernachten müssen, er würde vielleicht nie wieder als Mensch erwachen. Das bedeutete, er musste so schnell wie möglich von hier verschwinden. Der Hautwandler ließ seinen Blick über den nebligen Wald schweifen und versuchte zu ergründen, wo er sich befand. Der Trummwald war groß, und er wusste nicht, wohin er sich wenden sollte. Er musste zu den Helden von Andor zurück, doch was hieß das schon? Er wusste ja nicht einmal, wie viele Tage er im Fell verbracht hatte. Zwei? Drei? Vier? Oder doch eher zehn? Noch trugen viele der Bäume ihre Blätter, es konnte also nicht allzu viel Zeit verstrichen sein. Doch was sollte sein Ziel sein? Der Schwarze Baum, in dem das Orakel der Geister hauste? Dorthin hatten sie gewollt, sobald sie den Stab aus Pans Höhle errungen hatten. Aber hatten sie das bereits? Hatte ihr Plan Erfolg gehabt?

Der Plan! Drukil stöhnte auf, als er sich daran erinnerte. Seine und Chadas Aufgabe war es doch gewesen, den Riesen abzulenken, sie mit ihren Pfeilen und er mit seiner Anwesenheit. Vielleicht hatte Chada das auch alleine geschafft. Vielleicht...

Er erinnerte sich daran, was mit Chada geschehen war, und sofort schämte er sich noch mehr. Ihr erschrockenes Gesicht stieg ihm vor Augen, als er sie mit seine mächtigen Tatze getroffen und beiseite geschleudert hatte. Ihre Brust hatte er aufgeschlitzt, ob sie schwer verwundet war, wusste er nicht, denn er war einfach gegangen. Natürlich hatte der Bär die Kontrolle gehabt, doch das machte es nicht besser. Er hatte gewusst, wie stark der Bär geworden war, er hätte gar nicht erst durch den Wald ziehen dürfen!

Ein leise Stimme in Drukil flüsterte ihm zu, dass er den Helden keine Hilfe war, sondern nur eine Belastung. Ohne ihn hätten sie längst die Antworten der Drei Schwestern, ohne ihn wäre Chada nicht verletzt worden. Und wie sollte er ihnen schon groß helfen, splitternackt und ohne Waffen? Er war kein Held von Andor, sondern ein Ungeheuer, das die ganze Gruppe bedrohen könnte! Ein Monster, das sich nicht unter Kontrolle hatte! Ohne ihn wären sie besser dran. *Na los*, flüsterte die Stimme. *Vergrabe den Reif, vergiss den Menschen in dir, vergiss den Ewigen Rat, vergiss deine Freunde, so wie sie auch dich vergessen werden. Du tust ihnen nur einen Gefallen damit. Und natürlich auch dir selbst! Sehnt du dich nicht nach dem unwissenden Frieden des Bären, willst du nicht auch einfach nur vergessen?*

Drukil schüttelte seinen Kopf und versuchte, der Verlockung zu widerstehen. Bevor er sich vergessen konnte, musste er auf jeden Fall kontrollieren, ob Chada etwas geschehen war. Zwar bezweifelte Drukil, dass er nach all der Zeit noch etwas ausrichten könnte, aber er musste dennoch nachsehen! Er drehte sich um die eigene Achse und versuchte, einen Orientierungspunkt zu finden. Dichter Nebel verschluckte jeden Anhaltspunkt und jedes Geräusch, das sich weiter als wenige Schritt von ihm entfernt befand. Er atmete tief ein und versuchte, hilfreiche Gerüche zu identifizieren. Die Nase des Menschen war jämmerlich schlecht im Vergleich zu der des Bären, aber seine war noch immer deutlich besser als die der meisten anderen, nicht abgestumpft vom Gestank der Fäkalien in der Gosse ihrer Ortschaften, welche er kaum betreten konnte, ohne sich zu übergeben. Drukil schüttelte sich und schnupperte aufmerksam. Dann blinzelte er in den hellen Fleck, der wohl die Sonne war, und stöhnte laut auf. Was war er nur für ein Narr! Der Bär kannte keine Himmelsrichtungen, aber er war mehr als nur ein Bär. Er müsste es eigentlich besser wissen! Drukil versuchte nachvollziehen, von woher er und Chada den Trummwald betreten hatten, dann nickte er zufrieden und machte sich auf den Weg zwischen die nebelverhangenen Baumstämme.

Später Nachmittag, 59. Herbsttag 76 a.Z.

Trummwald, Graues Gebirge

Endlich erreichte er ihren Rastplatz. Hier war er als Bär erwacht und hatte Chada verletzt. Rasch eilte Drukil zu den Orten, an denen sie gelegen hatten, der Nebel hatte sich mittlerweile aufgelöst. Nur schwache Abdrücke waren noch zu erkennen, und auch das nur aufgrund seiner feinen Sinne und weil Chada sich nicht die Mühe gemacht hatte, ihre Spuren zu verbergen. Von der Bogenschützin fehlte jede Spur, was Drukil als gutes Zeichen einschätzte. Nachdem er eine Weile gesucht hatte, war er sich sicher, dass nichts zurückgelassen worden war, also hatte Chada wohl all ihre Sachen eingesammelt.

Drukil seufzte und überlegte kurz. Er kam zu dem Schluss, dass er nicht zu Pans Höhle, sondern zurück zum Schwarzen Baum ziehen sollte. Er musste die Nacht in sicherer Entfernung vom Wald verbringen, und der hintere Eingang der Höhle lag genau darin. Außerdem konnte er immer noch in der Nähe des Bronwaldes auf die Helden von Andor warten, wenn er vor ihnen dort ankam. Und wenn sie ihn dann verstießen, weil er ein zu großes Risiko darstellte, dann würde er nicht protestieren, sondern nur seinen Reif ablegen und für immer verschwinden.

Drukil blickte erschöpft auf seine bloßen Füße. Er hatte niemals gerne diese Schuhe getragen, sie engten ihn bloß ein, doch im Laufe der Zeit hatte er sich an sie gewöhnt, ebenso wie an warme Kleidung. Nun musste er auf beides wieder verzichten.

Sein Blick fiel auf die glatte Narbe an seiner Seite, wo der Bleiche König ihn einst verwundet hatte. Warum nur vertrauten die anderen Helden diesem Ken Dorr so sehr? Bemerkten sie nicht, dass er nicht leben dürfte? Er war schon lange tot, sein Leben unnatürlich! Und er gehörte zum Ewigen Rat, das hatte er selbst zugegeben. Drukil jedenfalls würde die alte Wunde nicht vergessen. Und schon allein deshalb musste er wieder zu den anderen, um ein wachsames Auge auf Ken Dorr zu haben. Er hob den Blick und stapfte los. Ehe er sich schlafen legte, musste er den Wald weit hinter sich gelassen haben.

Abenddämmerung, 62. Herbsttag 76 a.Z.

Tiefenfall, Graues Gebirge

Drukil startete in die Tiefe der Korn-Schlucht und trat vorsichtig ein paar Schritte vom Abgrund zurück. Er zog sein Fell enger um sich, erschauerte in der kalten Gebirgsluft aber dennoch. Am Tag, nachdem er den Trummwald verlassen hatte, hatte er mit bloßen Händen eine Bergziege erlegt, ihr mit einem spitzen Stein das Fell abgezogen und das Fleisch davon abgeschabt. Das rohe Fleisch hatte er, entgegen Leanders Warnungen, einfach verspeist, das Fell hatte er als Umhang mitgenommen. Das war inzwischen zwei Tage her und das Fell begann trotz seiner Bemühungen, es zu säubern, entsetzlich zu stinken. Doch ohne es hätte er die eisigen Nächte des Gebirges nicht überstanden. Der Winter nahte, und immer wieder regte sich der Bär in ihm, verlangte nach Wald, nach mehr Nahrung, nach einem guten Unterschlupf für den Längsten Schlaf.

Drukil blickte zögernd über den Abgrund hinweg. Alte Ruinen, auf dieser Seite wie auf der anderen. Einst war dies ein zwergisches Bauwerk mit dem Namen Tiefenfall gewesen, eine Brückenfestung, die angeblich nie fertiggestellt worden war. Dennoch war sie äußerst beeindruckend, denn sie spannte sich auf beiden Seiten der Kornschlucht jeweils zwanzig Schritt in die Mitte, ohne dass die beiden Hälften sich gegenseitig stützen mussten. In der Mitte blieb nur ein Spalt von vielleicht vier Schritt, der durchaus übersprungen werden konnte, wenn man starke Beine und starke Nerven hatte. Drukil selbst hatte einen solchen Sprung bereits hinter sich, allerdings war das schon viele Monde her, und damals hatte er leichte Kleidung getragen und es war noch nicht im Halbdunkel gewesen. Dennoch wollte Drukil nicht noch länger warten. Noch war sein Magen einigermaßen von der letzten Mahlzeit gefüllt und seine Beine waren zwar erschöpft vom langen Marsch, aber immerhin nicht steif und durchgefroren. Morgen früh sähe das anders aus.

Drukil trat wieder an den Rand des Abgrundes und nahm das Ziegenfell von seinen Schultern. Er hielt es über die Schlucht, wo es wie eine Fahne im Wind flatterte, dann ließ er es los und verfolgte den Flug mit den Augen, bis es zwischen dem ewigen Dunst in der Schlucht verschwand. Bei seinem Sprung hätte es ihn nur behindert, und jetzt konnte er nicht nur die Richtung, sondern auch die Stärke des Windes ungefähr einschätzen. Einen letzten beklommenen Blick warf Drukil in die Tiefe, wo der Nebel gleich einem mächtigen grauen Fluss brodelte und schäumte, dann ging er einige Schritte zurück.

Ein letztes Mal kontrollierte er, ob der Untergrund frei von Hindernissen und Stolperfallen war, dann fixierte er die andere Seite, holte tief Luft und lief los, ehe die Kälte ihn komplett durchdringen konnte. Rasend schnell näherte sich der Abgrund, dann war Drukil direkt davor und sprang, ehe er es sich anders überlegen konnte.

Er würde es nicht schaffen! Noch im Flug erkannte Drukil, dass seine Reise hierher ihn zu sehr geschwächt hatte. Nur ganz knapp würde er die andere Seite verfehlen, daran vorbei in die Tiefe stürzen und dann...

Eigentlich hatte Drukil sich nie viele Gedanken darüber gemacht, was nach dem Leben kam. Der Bär dachte nicht an den Tod, hatte keine Vorstellung davon, und Drukil war bisher zu sehr mit Überleben beschäftigt gewesen, um über den Tod nachdenken zu können. An die Göttin vom Lebensbaum glaubte er nicht, er brauchte keine unsterbliche Mutter Natur, um die Schönheit und Vielfalt des Lebens erkennen zu können und die natürliche Ordnung zu respektieren. Damit glaubte er auch nicht an die von den grünen Priestern gepredigte Wiedergeburt, doch die Vorstellung einer großen Leere, eines Nichts, einer kompletten Auslöschung von allem, was er war, behagte ihm auch nicht gerade.

Jetzt hätte er jedenfalls auch ein Stoßgebet an Mutter Natur gerichtet, wenn er dafür nicht zu wenig Zeit gehabt hätte. Er sah sich schon im Nebel verschwinden, sich gedanklich dafür verfluchend, dass er nicht genauer über den Namen *Tiefenfall* nachgedacht hatte, als ihn plötzlich ein kräftiger Windstoß von hinten ergriff und gewiss einen halben Schritt nach vorne schleuderte.

Rauer Stein scharrte über seinen Bauch und Drukil klammerte sich mit aller Kraft daran fest, bemüht darum, nicht zu sehr darüber nachzudenken, was geschah, wenn er abrutschte. Mit aller Kraft hievte er sich nach oben, über die kratzige Kante hinweg, und kroch dann noch etwas weiter. Dann erst blieb er erschöpft liegen. Sein ganzer Körper schmerzte, aber immerhin hatte er überlebt.

Schließlich rappelte Drukil sich auf. Er brauchte für die Nacht einen halbwegs geschützten Unterschlupf, sonst würde er erfrieren, und morgen würde er den Bronwald erreichen. Ob die Helden von Andor schon dort waren, würde er dann herausfinden müssen. Er warf einen letzten Blick auf die Lücke zwischen den Ruinen und die andere Seite der Schlucht, die bereits in der Dunkelheit verschwand, dann zog er weiter.

Sonnenhoch, 63. Herbsttag 76 a.Z.

Alter Bron, Graues Gebirge

Es war bereits Mittag als Drukil den Fuß des Alten Bron erreichte. Vor einigen Stunden schon war die Silhouette am Horizont erschienen. Der Zwergenturm hatte majestätisch aus dem allgegenwärtigen Nebel geragt und Drukil war von diesem Anblick zu einem noch schnelleren Marsch angespornt worden.

Unterwegs hatte er in einiger Entfernung die Gestalt eines gepanzerten Bergskrals gesehen, war aber glücklicherweise unbemerkt geblieben. Dennoch hatte die Wunde in seiner Hand, die die Wargors ihm in seiner Bäregestalt zugefügt hatten, ab diesem Zeitpunkt noch mehr gebrannt.

Er trat durch die niedrige Tür und betrachtete den Raum und die Treppe, die hinauf führte. Keine Anzeichen dafür, dass die Helden von Andor seit ihrem letzten Besuch hier gewesen waren.

Er ging wieder hinaus in den wärmenden Sonnenschein und versuchte zu überlegen, wie er nun weiter vorgehen sollte. Er wusste nicht, ob seine Gefährten noch auf dem Weg hierher oder ob sie schon lange hier gewesen waren, ob sie schon längst nach Andor zogen oder ob sie vielleicht in der Höhle des Riesen alle umgekommen waren, eine Möglichkeit, die sich Drukil gar nicht erst ausmalen wollte. Was also sollte er tun? Hier auf sie warten? Dieser Turm stand direkt am Wald, wenn er hier übernachtete, dann würde er am nächsten Tag vielleicht als Bär erwachen. Doch je weiter er sich vom Waldrand entfernte, desto größer war das Risiko, dass er die anderen Helden verpasste, wenn sie herkamen. Und je länger er hier wartete, desto größer wurde ihr Vorsprung, wenn sie bereits hier gewesen waren.

Ein plötzliches Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Wiehern! Ein Pferd hatte gewiehet! Die Agren hielten keine Pferde gefangen, das taten nur Menschen, und freie Pferde lebten nicht im Gebirge. Die anderen waren hier, ganz in der Nähe!

Drukil eilte zum Waldrand und spähte zwischen den grauen Stämmen hindurch. Die Bäume warfen dichte Schatten, doch eine unscheinbare Spur führte ins Innere des Waldes. Sollte er seine Freunde tatsächlich fast eingeholt haben?

Drukil wollte schon zwischen den Bäumen verschwinden, als er spürte, wie sich etwas in ihm regte. Der Bär erwachte, und er war stark. Drukil schloss die Augen und atmete tief durch, verbannte die wilden Triebe. Er wusste, wenn er sich nicht konzentriert hätte, der Bär wäre jetzt aus ihm hervorgebrochen und er hätte die Haut abgelegt, wahrscheinlich für immer.

Hatte er das Wiehern tatsächlich gehört? Plötzlich war Drukil sich nicht mehr sicher. Wie weit konnte er seinen Sinnen trauen und wie weit waren die Eindrücke seinen Wünschen entsprungen, einfach in den Wald zu gehen? War es der Bär gewesen, der ihm das Wiehern vorgegaukelt hatte, um ihn hierherzulocken? Er öffnete seine Augen wieder und betrachtete nachdenklich die frisch abgeknickten Pflanzenstängel. Es könnte alles gewesen sein, ein schwerfälliger Troll oder eine Rote Wildschweine.

Es war schrecklich, sich nicht mehr auf sich selbst verlassen zu können! Der Bär war nicht böseartig, und wenn er sich das Wiehern nur eingebildet hatte, dann war das nicht auf Berechnung zurückzuführen, sondern nur darauf, dass der Bär gerne wieder zwischen Bäumen wäre. Oder war es sein eigener übermächtiger Wunsch? Nicht einmal zwischen den menschlichen und tierischen Motiven konnte er sauber trennen, sie vermischten sich, so wie seine ganze Persönlichkeit eine Mischung aus dem Menschen und dem Bären war. Er sprach von sich selbst häufig anders als von dem Bären, aber er wusste, dass das nicht stimmte. Er war der Bär, und der Bär war er selbst. Es gab keinen Unterschied, nur ein Ungleichgewicht zwischen den Gedanken, die ein Bär denken würde und den eher menschlichen.

Zögernd blickte Drukil auf die deutliche Spur. Waren es die Helden gewesen oder nicht? Hatte er das Wiehern gehört, oder war es doch nur Einbildung? Es gab nur eine Möglichkeit, es herauszufinden. Also trat Drukil zwischen die grauen Bäume und hoffte inständig, dass er den Bären würde zurückhalten können.

Früher Nachmittag, 63. Herbsttag 76 a.Z.

Bronwald, Graues Gebirge

„... dachte, wir hätten uns schon längst entschieden? Wenn wir der Warnung von Themauras hätten folgen wollen, warum wären wir dann hergekommen?“, schallte eine vertraute Stimme durch den Wald, hoch und kalt. Drukil hätte niemals gedacht, dass er sich einmal freuen würde, Ken Dorr zu hören. Sofort beschleunigte er seine Schritte, bis er das unverwechselbare Schimmern eines so reinen, weißen Fells durch die Bäume wahrnahm, wie Drukil es von nur einem einzigen Tier kannte.

„Weil wir hier vielleicht auf Drukil stoßen!“, antwortete Chada auf die Frage des Diebes.

„Immerhin wäre es möglich“, ergänzte Leander traurig. „Auch wenn ich ehrlich gesagt nicht daran glaube.“

Drukil gab sich keine Mühe, leise zu sein, aber anscheinend hatte selbst Leander ihn noch nicht gehört. Jetzt wieherte Ambra jedoch freudig und Drukil wollte seine Freunde begrüßen. Aus seinem Mund drang jedoch nur ein unartikulierte Brummen und Drukil verstummte erschrocken. Er hatte seit seiner Rückverwandlung nicht mehr gesprochen, fiel ihm jetzt auf. Hatte er es etwa so plötzlich verlernt, wie er es einfach gekonnt hatte, als er Chada und Thorn auf Narkon zum ersten Mal begegnet war?

Die anderen fuhren erschrocken herum, Thorn zückte sein Schwert und Chada griff nach ihrem Bogen. Drukil spuckte einmal aus und versuchte es erneut: „Gib die Hoffnung nicht so schnell auf, Leander.“

Chada, Thorn und Ken Dorr starrten ihn verblüfft an, dann langsam machte sich Freude auf ihren Gesichtern breit. Auch Drukil grinste und versuchte, sich seine Erleichterung, doch noch sprechen zu können, nicht anmerken zu lassen.

„Drukil!“, rief Chada begeistert und stürzte auf ihn zu. Der Hautwandler atmete auf, anscheinend machte sie ihm weniger Vorwürfe für ihre Verletzungen als er sich selbst. Drukil schloss seine Arme nach Chada auch um Leander, der die Zügel des braunen Pferdes dabei loslassen musste, ignorierte die ausgebreiteten Arme von Ken Dorr und wollte auch Thorn umarmen, dessen Haut aussah, als wäre sie unlängst einem sehr starken Sonnenbrand ausgesetzt gewesen. In den Augen des Kriegers mischten sich Erleichterung mit Zorn, und er schien unsicher, ob er Drukil für Chadas Verletzung erwürgen oder den überraschend Aufgetauchten umarmen sollte. Schließlich entschied er sich für Letzteres.

„Ich fürchtete, du kämst nicht mehr wieder“, brachte Chada hervor. „Du wirktest so verloren, als ob nur noch der Bär übrig wäre.“ Sie musterte besorgt seinen zerschrammten Bauch. „Anscheinend musstest du einiges durchmachen, um hierher zu kommen.“

Thorn reichte ihm wortlos die Überreste seines blauen Umhangs, in die Drukil sich hüllte. „Ich *war* verloren“, murmelte er, und noch immer fühlte es sich ungewohnt an, wieder zu sprechen. „Ich war verloren. Und nur durch Zufall habe ich mich wiedergefunden. Der Bär wird stärker. Stärker als ich. Ohne meinen Armreif wäre vom Pelzlosen ...“ Er hielt inne, um sich zu korrigieren. „... vom Menschen nichts übrig. Nur mit seiner Hilfe konnte ich wieder Mensch werden. Und in Zukunft wird auch er vielleicht zu schwach sein.“

Drukil stockte, er wollte nicht zugeben, was er sagen musste. „Der Bär wird immer stärker. Ich weiß nicht, wie lange ich ihn noch zurückhalten kann. Wenn ich mich nochmal verwandle, werde ich vielleicht endgültig verloren sein. Ich kann nicht sagen, wann es so weit sein wird. Vielleicht wird der Bär schon morgen gewinnen. Vielleicht werde ich morgen im Fell erwachen und euch alle töten. Wann immer ich unter Bäumen bin, spüre ich den Ruf der Wildnis, der mich lockt und in Versuchung führt. Ich muss nur ein einziges Mal im Wald schlafen, damit der Bär mich überwältigt. Er lauert in mir. Sobald ich ihn nicht mehr zurückhalten kann, wird er aus mir hervorbrechen. Vielleicht wäre es besser, wenn ich wieder gehe.“

Drukil senkte den Blick und traute sich nicht, seine alten Freunde anzusehen. Er wartete auf die harschen Worte, auf die Fragen, wie er es wagen konnte, auch nur in ihre Nähe zu kommen und sie alle zu gefährden. Doch stattdessen zog Thorn ihn an sich und umarmte ihn erneut, noch fester diesmal.

Drukil wurde von einer wilden Freude durchströmt, und er wusste, dass er dämlich grinste. Seine Freunde verstießen ihn nicht für das, was er war!

Sie brachten die nächste Zeit damit zu, sich gegenseitig zu erzählen, was ihnen widerfahren war. Drukil war erleichtert, als er hörte, dass sie Nar’Al’Pan auch ohne seine Hilfe entkommen waren und den Stab von Hral hatten stehlen können, doch als Leander von der Botschaft auf der Tafel von diesem Themaoras berichtete, verschwand seine Freude. War es richtig, sich über die Warnung des längst gestorbenen Sehers hinwegzusetzen? Thorn und Chada waren noch unentschlossen, doch dass Ken Dorr dafür war, genügte Drukil schließlich als Grund, die Warnung zu respektieren. Leider stellte sich Leander auf die Seite des Diebes und sagte, dass es die einzige Möglichkeit zu sein schien, den Ewigen Rat zu besiegen. Bis sie den Schwarzen Baum erreichten sollte jeder erneut darüber nachdenken,

ob er nicht eine andere, bessere Idee hatte, doch dann würden sie versuchen, ihre Antworten vom Orakel zu bekommen.

Widerstrebend beugte sich Drukil diesem Vorschlag, und so zogen sie schließlich gemeinsam weiter, auf das alte Herz des Todes zu, jeder in seinen eigenen Überlegungen gefangen. Als die von schwarzem Wurzelwerk durchzogene Lichtung mit dem gigantischen verkohlten Stumpf schließlich vor ihnen erschien, war Drukil noch immer ratlos.

„So, da wären wir“, meinte Leander, und Drukil fragte sich, woher er das wohl wusste. „Hatte irgendjemand eine Idee, wie wir dem Ewigen Rat beikommen könnten, ohne die Antworten der Drei Schwestern einzufordern?“

Es war ausgerechnet Ken Dorr, der antwortete: „Dieselbe, die ich schon vor Wochen hatte. Es gibt das Herz der Geburt und das des Todes, den Schwarzen Baum und den Baum der Lieder. Welches das neue Herz des Anfangs ist, sollte sich im Notfall auch ohne die Hilfe des Orakels herausfinden lassen, und wenn wir es in unseren Besitz bringen und den Baum der Lieder zerstören, dann hätten wir eine Waffe, die der des Schwarzen Herolds ebenbürtig ist.“

„Und ich bleibe bei meiner Antwort von damals!“, zischte Chada. „Der Baum der Lieder bleibt unangetastet!“

„Ich habe gesehen, wie der Baum der Lieder verbrennt, während die Bewahrer und Schriften gerettet werden“, überlegte Leander, was Ken Dorr einen überraschten Blick entlockte. „Es wäre vielleicht eine bessere Möglichkeit, als zu tun, wovor Themauras uns warnte.“

Chada warf ihm einen eisigen Blick zu, den er natürlich nicht bemerkte. Drukil überlegte währenddessen, welcher von Ken Dorrs Vorschlägen der schlechtere war. Er misstraute dem Dieb zutiefst, bestimmt verbarg sich hinter beiden eine finstere Absicht. Doch im Zweifelsfall behagte es ihm deutlich weniger, den Lebensbaum zu zerstören, darum sagte er schließlich widerwillig: „Dann besser Antworten von den Geistern.“

Leander zuckte mit den Schultern und nachdem Drukil nachgegeben hatte, waren auch Chada und Thorn einverstanden. Also zog Thorn einen unscheinbaren Stab aus glattem Holz, das die Jahre schwarz gefärbt hatten, von Ambras Rücken und überreichte ihn Chada feierlich. Die nahm in widerstrebend entgegen und wandte sich dann dem toten Baum zu.

Zu fünft näherten sie sich dem Schwarzen Baum, dem Zentrum des Waldes. Wie schon bei ihrem letzten Besuch fühlte Drukil ein großes Unbehagen. Das hier waren die Reste der gleichen Macht, die auch die Skelette der Krahder und nun den Ewigen Rat und Ken Dorr zum Leben erweckt hatten. Unheilige Hexerei, eine Macht, die in niemandes Hände gehörte. Je näher er der dunklen Rinde kam, desto glücklicher war Drukil mit seiner Zustimmung dafür, den Baum der Lieder nicht anzutasten. Es war schlimm genug, wenn die Macht eines Herzens missbraucht wurde.

Als die Gefährten nur noch fünf Schritt entfernt waren, krochen dunkelgraue Wolken aus den unzähligen Furchen des Schwarzen Baumes und vereinigten sich vor ihnen lautlos zu drei durchscheinenden Schemen mit bleichen, glatten Gesichtern und weiß glühenden Augen.

„*Die Suchenden sind zurückgekehrt!*“, rief das Orakel dreistimmig und auch wenn die Stimmen eigentlich harmonisch miteinander verschmolzen, ließ das Geräusch Drukil alle Haare zu Berge stehen. „*Sie sind vergeblich gekommen. Nur drei Fragen alle dreiunddreißig Jahre. Zu viel Wissen um die Zukunft kann gefährlich sein.*“

Chada trat einen kleinen Schritt vor und hielt den alten Stab in die Höhe. „Wir sind nicht mit leeren Händen gekommen“, rief sie mit fester Stimme. „Wir bringen euch den Stab eures alten Lehrmeisters Hral, vor langer Zeit gestohlen. Den Gegenstand, der euch in dieser Welt am meisten bedeutet.“

Die Schemen waberten unruhig wie Rauch und schwebten etwas näher. *„Fürwahr. Sie kommen mit einer Gabe. Mit einem Geschenk gar? Gebt uns den Stab, Suchende!“*

Chada zögerte und Drukil sah ihr ihren Widerwillen an, als sie sagte: „Wir geben ihn euch, wenn ihr uns die Antworten gewährt, um die wir bitten. Unsere Fragen bei unserem letzten Besuch waren unklug gestellt, und wir brauchen noch mindestens eine, besser zwei Antworten. Wir bitten euch, Drei Schwestern, gewährt uns das Recht auf weitere Antworten.“

Die drei Gespenster zischten erbost. *„Keine selbstlose Gabe ist dies, kein Geschenk! Es ist die Gier, die Euch treibt! Die Gier nach Wissen! Kaufen wolltet Ihr uns, doch das Orakel ist nicht käuflich. Wir werden Euch keine Antworten geben, doch als Entschädigung für Eure Dreistigkeit werden wir diesen Stab behalten. Gebt ihn uns!“*

Drukil ballte seine Hände zu Fäusten. Also mussten sie es machen, wie Leander es damals vorgeschlagen hatte. „Wir können nicht gehen, ohne Antworten zu bekommen!“, rief Chada verzweifelt. „Gebt uns, was wir verlangen, und wir geben euch, was ihr euch wünscht. Doch wenn Ihr uns unsere Antworten verweigert, werden wir diesen Stab zerschlagen, und mit ihm das Orakel. Es wird keine Drei Schwestern mehr geben, keine Geister, die ihr Volk leiten könnten.“

„Nein, Ihr wollt uns nicht kaufen. Erpressen wollt Ihr uns!“ Die drei Gestalten veränderten sich, die Schatten dehnten sich aus, und aus den Frauen in Umhängen formten sich eine Sporne, ein Skral und eine riesige Schlange, die unheilvoll näher kamen.

Thorn zog sein Schwert und hielt es drohend über den Stab. Die Drei Schwestern hielten inne und fauchten zornig. „Es gibt zwei Möglichkeiten, wie das hier ausgeht“, verkündete Chada unbeugsam. „Entweder wir vernichten eure Quelle und gehen unserer Wege, um die Antworten woanders zu finden, oder wir tauschen: Eure Antworten gegen unseren Stab. Lasst uns nur zwei Fragen stellen, und wir bekommen alle, was wir wollen.“

Langsam verwandelten sich die grauen Kreaturen wieder zurück in die Drei Schwestern. Obwohl ihre fahlen Gesichter sich nicht verändert hatten, meinte Drukil, gewaltigen Zorn in ihren leuchtenden Augen zu erkennen. *„Wir beugen uns der Macht der Suchenden und verurteilen ihre Ignoranz. Wenn Ihr uns den Stab unseres Lehrmeisters übergibt, werden wir Euch Eure zwei Fragen beantworten und Euch noch Zusätzliches über das verraten, was Euch erwartet.“*

„Wir werden den Stab geben, nachdem wir unsere Antworten bekommen haben“, widersprach Chada, doch Leander beugte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Drukil trat einen Schritt näher, um es auch verstehen zu können.

„... ihnen den Stab jetzt schon, Chada. Sie haben behauptet, nicht lügen zu können, das heißt, sie werden unsere Fragen beantworten müssen. Wenn sie sich weigern und ohne Antwort verschwinden, dann wissen wir, dass sie doch zu Lügen fähig sind, in diesem Fall könnten wir uns ohnehin nicht auf ihre Antworten verlassen.“

Drukil blinzelte, doch ehe er genauer darüber nachdenken konnte, hatte Chada bereits genickt, den Stab vor sich abgelegt und blickte das Orakel der Geister erwartungsvoll an. Der Boden begann sich zu bewegen und eine dunkle Wurzel schoss hervor, umschlang den Stab wie ein Fangarm und zog ihn in die Tiefe.

„Narren!“, flüsterten die Gespenster dreistimmig. *„Ihr werdet Eure Antworten erhalten, doch sie werden Euch keine Genugtuung verschaffen. Zu viel Wissen um die Zukunft kann gefährlich sein!“*

Die drei schwebten auf Chada zu und funkelten sie verhängnisvoll an. *„Bewahrerin ohne Geduld, Bastard eines Königs, ohne die ihre Mutter noch am Leben wäre. Die Krone, die dir gebührt, wirst du nie mehr auf dem Haupte tragen. Das Volk, das zu schützen du geschworen hast, wird in der Dunkelheit vernichtet werden. Deine Vergangenheit wird in Flammen vergehen, deine Zukunft wird in Flammen vergehen und all die, die dir Vertrauen schenken, werden bei ihrem Tode eine Verräterin in dir sehen.“*

Chada erbleichte und umklammerte die Rietgraskrone, die um ihren Hals hing, bis die goldenen Spitzen wie Messerklingen in ihr Fleisch schnitten und Blut zwischen ihren Fingern hindurchlief. Sie schien es noch nicht einmal zu bemerken. „Genug!“, brüllte Thorn, doch schon drehten sich die Drei Schwestern zu ihm um.

„Krieger, der sich nach Frieden sehnt und von seinem Schwert doch nicht lassen kann“, kicherten sie höhnisch. *„Den Friedensbringer wirst du verdammen und ihn doch herbeisehnen, wenn es zu spät ist. Dein Geist wird in Fragmente gesprengt und dein Körper von der Finsternis verschlungen werden.“*

Drukil hielt es nicht mehr aus. „Danach haben wir euch nicht gefragt!“, schrie er, in der verzweifelten Hoffnung, sie damit zu vertreiben. Doch die Gespenster wandten sich nur ihm zu und fixierten ihn boshaft.

„Wir sagten, wir würden Zusätzliches über das verraten, was euch erwartet. Doch deine Stärke war es noch nie, zuzuhören und zu verstehen, Hautwandler. Eine Seele, in zwei Körper gespalten. Der Bär wird dich überwinden und den Menschen auslöschen. Zufrieden wirst du durch den Wald streifen, während deine Freunde kämpfen und verlieren. Du wirst sie verlassen haben und doch wird keiner von ihnen dich vermissen. Von dir im Stich gelassen werden sie dir keine Träne nachweinen. Wenn dein Tod kommt, wirst du weit von ihnen entfernt sterben und sie lange schon vergessen haben.“

Drukil zitterte und spürte, wie seine Zweifel von neuem aufkeimten. War er nicht eigentlich eine Bedrohung für seine Freunde, gefährdete er sie nicht viel mehr, als er ihnen half? *Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen.*

Nur am Rande bekam er mit, wie die Drei Schwestern auch zu Leander schwebten, der, noch bevor sie zu sprechen begonnen hatten, furchtsam zurückstolperte, ohne ihren Worten entkommen zu können. „Seher, Lügner, Mörder, Bruder eines Mörders. Die Flammen, die du schürst, werden dich verbrennen. Die, die du für Freunde hältst, werden dich verstoßen und verbannen. Die Dunkelheit, die dich verfolgt, wirst du nicht mehr erleben. Einsam wirst du sterben, verraten von einem falschen Freund, dem du vertraut hast.“

Die Gespenster fixierten Ken Dorr, der sich rasch hinter dem hochgewachsenen Seher zu verbergen suchte. „Dieb, Verräter, Heuchler. Alle wirst du verraten, jeden belügen, um deine Ziele zu erreichen. Dein Plan wird sich erfüllen und du wirst qualvoll daran zugrunde gehen und all deine Macht wird dir nicht helfen können. Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist.“

Die Drei Schwestern lachten tonlos und zogen sich in den Schatten des Schwarzen Baumes zurück. „Stellt eure Fragen, Suchende, doch erwartet nicht, dass die Antworten euch erfreuen werden. Noch könnt ihr gehen. Noch könnt ihr dem gefährlichen Wissen entkommen.“

Drukil starrte die Gespenster an, dann betrachtete er die anderen. Sie alle waren erschüttert von dem, was sie erfahren hatten. Konnten sie abwenden, was die Drei Schwestern verkündet hatten? Vielleicht wäre es besser, sich nicht noch mehr zuzumuten und dem Orakel der Geister den Rücken zu kehren.

Es war Leander, der den Kopf hob und entschieden rief: „Wir sind nicht so weit gekommen, um jetzt umzukehren. Dies ist unsere erste Frage: Welches ist die Quelle des Gespenstes, das man den Schwarzen Herold heißt?“

Es schien Drukil, als sei das Orakel enttäuscht von Leanders Entscheidung, doch die Stimmen der Gespenster waren wie immer kalt und tonlos. *„Als der Schwarze Herold vom Krieger des Wolfes erschlagen wurde, galt sein ganzes Ansinnen dem Sieg des letzten Drachen und dem Tode von König Brandur, dem Träger der Rietgraskrone, einem Symbol für Freiheit und Heldenmut. Brandur starb und der Drache wurde besiegt, doch die Krone überdauerte, und mit ihr der Schwarze Herold. Kein Gegenstand bedeutete ihm so viel, kein Objekt verkörperte seinen Hass so sehr; und er wusste, mit dem Ende Andors, nach dem Erfüllen seiner Mission und dem Sieg seines Meisters, würde auch sie vernichtet werden. Die Rietgraskrone Andors ist die Quelle des Schwarzen Heroldes.“*

Drukil blickte überrascht auf den goldenen Reif, der an einer Kette um Chadas Hals hing. Die Quelle des Schwarzen Heroldes, der Schlüssel zu ihrem Sieg über den Ewigen Rat. Sie mussten nicht länger suchen, sie hatten bereits, was sie brauchten. Das goldene Gras des Rietlandes, scheinbar zu glänzendem Metall erstarrt. Auch ohne genauere Kenntnisse erkannte Drukil, dass die Krone trotz ihrer Schlichtheit eine hervorragende Arbeit war. Sie brauchte keine Edelsteine oder Ornamente, um majestätisch und erhaben im Sonnenschein zu leuchten. Dennoch musste sie wohl zerstört werden. Der Sieg über den Ewigen Rat lag nur einen einzigen Hieb entfernt. Drukil konnte kaum glauben, dass es so einfach sein sollte.

Misstrauisch blickte er zum verhassten Ken Dorr, der die Krone ebenso ehrfürchtig betrachtete wie sie alle. Drukil spürte, dass der Dieb sie sich gleich schnappen und damit davonlaufen würde, um den Ewigen Rat zu bewahren. *Alle wirst du verraten, jeden belügen, um deine Ziele zu erreichen.* Doch Ken Dorr tat nichts dergleichen.

Ehe Drukil sich einen Stein suchen konnte, um die Krone zu zerschlagen, erhob Leander mit bewundernswerter Ruhe erneut die Stimme: „Nun zu unserer zweiten Frage: Woran erkennt man das neu entstandene Herz der Geburt, den wahren Samen des Baumes der Lieder?“

„Die neu entstandenen Bäume widersprechen stets im Grundsatz dem, woher sie stammen. So wie unsere Heimat, der Baum des Vergehens, als er noch die Macht des Todes in sich beherbergte, alle fünfhundert Jahre ein lebendes Samenkorn hervorbrachte, so produziert der Baum der Lieder, Heimat der Bewahrer, Symbol von Geburt und Fruchtbarkeit, mit jedem Zyklus eine einzige Frucht, die von jedem Leben verlassen zu sein scheint. Sie alleine kann die Macht des Anbeginns enthalten, falls der alte Baum zerstört wird.“

Die Drei Schwestern wandten zugleich ihre blassen Gesichter um, und es schien Drukil, als würden sie bei ihren letzten Worten allein ihn fixieren: *„Ihr habt eure Antworten erhalten, Suchende. Doch es wird die Zeit kommen, da ihr euch wünscht, anders entschieden zu haben. Es wäre wohl besser gewesen, wir hätten euch unsere Antworten verweigert, denn vernichtet werden wir so oder so, noch ehe die nächsten dreiunddreißig*

Jahre vergangen sind. Wenn das Ende naht, dann werdet ihr wissen, dass ihr es verursacht habt!“

Damit verstummte das dreistimmige Gewisper des Orakels und die dunklen Schatten der Gespenster wurden blass und lösten sich auf wie Nebelschwaden in der Mittagssonne.

Eine Weile verging, ohne dass jemand etwas sagte. Ohne miteinander sprechen zu müssen legte Chada schließlich die Rietgraskrone auf eine große Wurzel und Thorn hob sein Schwert darüber.

„Nein!“, rief Ken Dorr, als er die Absicht der beiden erkannte. „Haltet ein, Ihr Narren!“

„Ich wusste es!“, brüllte Drukil zornig und stellte sich dem Dieb in den Weg. „Du gehörst zum Feind! Du willst nicht, dass wir diesen Herold besiegen.“

„Nein!“, schrie Ken Dorr verzweifelt. „Bitte, tut nichts, was Ihr später bereuen werdet! Ich habe weiter gedacht als Ihr. Was würde geschehen, wenn Ihr die Krone jetzt zerschlagt?“

„Der Schwarze Herold würde vernichtet, und damit wäre der Ewige Rat zerbrochen“, meinte Thorn. „Wir hätten gesiegt.“

„Den Ewigen Rat hättet Ihr besiegt, wohl war. Aber wo auch immer der Saal mit den Sitzreihen liegt, der Drache ist noch immer dort. Wenn der Schwarze Herold vernichtet würde, dann verbliebe der Samen in unmittelbarer Nähe zu einem machthungrigen, grausamen, rachsüchtigen Drachen. Ihr hättet einen Feind besiegt und durch einen anderen ersetzt.“

„Wir haben das Untier schon einmal erschlagen“, überlegte Chada.

„Aber nicht, als es im Besitz solch gewaltiger Macht war. Wie wollt Ihr gegen einen Gegner bestehen, der Euch alle jederzeit töten kann, sobald er auch nur ein Haar von Euch besitzt?“

Drukil wollte widersprechen, doch Leander kam ihm mit seiner Äußerung zuvor: „Ken Dorr hat recht. Es wäre dumm, den Schwarzen Herold zu vernichten, solange einfach ein anderer unserer Feinde das Herz des Todes an sich reißen kann. Ein anderer, den wir nicht einfach töten können, indem wir diese Krone zerschlagen. Wir wissen, wie wir den Schwarzen Herold jederzeit besiegen können, das ist ein gewaltiger Vorteil, den wir nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollten.“

„Wenn Ihr den Schwarzen Herold aus der Ferne vernichtet, wird sich nur ein anderes Ratsmitglied des Samens bemächtigen, und wir stehen wieder am Anfang“, bestätigte der Dieb zufrieden. „Wartet, bis Ihr in der Nähe des Schwarzen Herolds seid, damit stattdessen Ihr den Samen in Euren Besitz bringen könnt.“

Drukil starrte Ken Dorr zornig an. Es behagte ihm gar nicht, dem Vorschlag des Diebes einfach zu folgen, so sinnvoll er sich auch anhörte. *Alle wirst du verraten, jeden belügen, um deine Ziele zu erreichen.* „Wo ist denn dieser Saal? Wir wissen es nicht“, murrte er. „Und vielleicht besiegen wir den Rat gar nicht. Ich kenne nur wenige unserer Gegner. Aber die sind schlimm genug. Wie sollen wir gegen alle gewinnen?“

Sofort musste Drukil an die verfluchte Besatzung der Schwarzen Kogge denken. Sie waren mächtige Krieger und Hexer, und sie waren von allen Mitgliedern des Ewigen Rates angeblich noch am ungefährlichsten.

„Ihr habt wohl vergessen, was meine Stärken sind“, verkündete Ken Dorr und strich sich über seinen gepflegten Spitzbart. Seine Kleider mochten so abgerissen sein wie von ihnen allen, aber er achtete dennoch auf sein Äußeres. „Ich werde den Ewigen Rat auseinanderbrechen lassen, ohne dass einer von Euch auch nur einen Schwertstreich führen muss. Alte Feindschaften lassen sich nicht auf ewig begraben, nicht bei den Mitgliedern des

Ewigen Rates. Wenn die Zeit reif ist und Ihr gegen den Ewigen Rat zieht, werden sie eher einander bekriegen denn Euch.“ Kens kalte graue Augen suchten Drukils goldbraune und hielten sie fest. „Ich bin ebenso ein Feind des Ewigen Rates wie Ihr. Er nimmt mir meine Freiheit und meine Macht, bedroht mich ebenso wie Euch. Ich kann verstehen, dass Ihr mir noch immer nicht vertraut, aber auch ich möchte lieber ein Leben in Freiheit führen, als eine Ewigkeit unter der Knechtschaft des Schwarzen Herolds zu verbringen.“ Er nickte fest und drehte sich dann um, um zu den Pferden zu gehen. „Und ich hoffe, dass meine Verdienste nicht vergessen werden, wenn alles vorbei ist“, hörte Drukil ihn noch murmeln, ehe er außer Hörweite war.

Der Hautwandler blickte ihm nachdenklich nach. *Alle wirst du verraten, jeden belügen, um deine Ziele zu erreichen.* Doch wie sehr durfte er sich auf die Worte des Orakels verlassen? Wenn sie alle eintrafen, dann hatten sie ohnehin schon verloren. *Der Bär wird dich überwinden und den Menschen auslöschen. Zufrieden wirst du durch den Wald streifen, während deine Freunde kämpfen und verlieren.* Drukil schüttelte sich und folgte Ken Dorr. Er wusste nicht, was ihr nächstes Ziel war, doch ehe der Abend da war, sollte er aus diesem Wald verschwunden sein. Sollten Chada, Thorn und Leander über ihre weiteren Schritte entscheiden. Er selbst sehnte sich nur danach, dass endlich alles vorbei war, sehnte sich nach dem Frieden und der Freiheit des Bären, wollte nur vergessen. Seine Sorgen um andere, seine Verpflichtungen und die dreistimmige Drohung des Orakels der Geister. *Bald.*

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt knackte es düster und ein leichtes Zittern lief durch den von Rissen durchzogenen Boden.



Zwischenspiel X – Alte Gebeine

Später Vormittag, 67. Herbsttag 76 a.Z.

Winterburg, Graues Gebirge

In einer verschneiten Ruine zwischen den Gipfeln des Grauen Gebirges, in einem kargen Raum mit kleinen Fenstern und verrosteten Ketten an der Rückwand, stand eine Gestalt mit grauer Haut und spitzen Ohren. Die Zwerge, Erbauer dieser einst so strahlenden Feste, hatten großzügig geplant, und so musste der Riese sich trotz seiner Größe von knapp sieben Schritt nicht ducken. In der Hand hielt er einen Stab aus Knochen und der Blick seiner gelben Augen durchdrang das Halbdunkel und bohrte sich in das fette Wesen mit rötlicher Haut, das soeben eintrat.

Zitternd verbeugte sich der massige Troll und hob seine offene Hand. Zwischen den feisten Fingern lag ein zierlicher Fußknochen. Nomion streckte seine langen Finger aus und das Knöchelchen erhob sich, schwebte langsam empor und legte sich sanft in seine eigene Handfläche. Weiß auf grau. Er hauchte darauf und beobachtete, wie grüner Nebel darum aufwallte, langsam Konturen bildete, eine abgemagerte Gestalt. Ungeduldig wartete Nomion, bis endlich mehr zu erkennen war. Die hageren Arme, die strähnigen Haare, der wilde Bart ...

„Das ist ein Mann!“, schrie er wütend und schleuderte den Knochen zu Boden. Der Troll grunzte ängstlich. „Ein Mann, du stinkender Trottel! Wir suchen nach den Knochen einer Frau von Eignungsstufe drei, und du bringst mir die eines Mannes! Wie oft soll ich euch

Idioten denn noch erklären, dass wir die Gebeine der Verstorbenen in dieser Feste nach Geschlechtern getrennt verscharrt haben?“

Der Troll quiekte und warf sich entsetzt auf den Boden. Er war noch ein junges Exemplar, als Nomion ihm die Hörner abgesägt hatte waren sie noch weich und sein ohnehin recht tumber Wille noch frisch gewesen, ungeformt. Er hatte sich besonders leicht unterwerfen lassen.

„Die Gebeine wurden nach ihrer Stärke und dem Willen ihrer Vorbesitzer geordnet, damit wir die besten Skelette für unsere untoten Armeen als erstes beschwören konnten“, murmelte Nomion mit mühsam unterdrücktem Zorn. „In drei Stufen kategorisiert! Stufe eins für die dünnen und zerbrechlichen Knochen, zwei für die gewöhnlichen und drei für die Gefangenen mit guten Knochen, starkem Willen und Kampferfahrung. Aber ich erwarte ja gar nicht von euch, dass ihr bis drei zählen könnt. Ich erwarte nur, dass ihr zumindest in der Lage seid, zwischen männlich und weiblich zu unterscheiden! Weißt du, was der Unterschied ist? Männlich gleich Krieger, weiblich gleich Schamanin! Geht das in deinen dicken Schädel hinein oder muss ich ihn dafür erst auseinandernehmen?“

Nomion atmete tief durch und sog dabei versehentlich den Gestank auf, der vom Troll ausging. Als er noch ein Geist gewesen war, hatte er keine Gerüche wahrnehmen können, und manchmal bedauerte er es, wieder lebendig zu sein.

„Buddelt die Grube wieder zu!“, befahl er schließlich. „In Zukunft öffnet nur die, die ich euch gezeigt habe. Der nächste von euch, der mir den Knochen eines Mannes bringt, bekommt meinen Zorn zu spüren.“

Überraschend flink erhob sich der junge Troll und schlurfte aus dem Raum. Nomion widerstand der Versuchung, ihn für sein Versagen zu bestrafen. In den letzten Jahrhunderten hatten die Krahder mehrfach benachbarte Trollstämme überfallen, hatten die Jungen gestohlen und zu fähigen Wächtern und Sklavenaufsehern ausgebildet. Sogar Weibchen hatten sie besessen, damit ihre Diener sich vermehren konnten. Trollfrauen unterschieden sich von ihren männlichen Artgenossen nicht nur in der Farbe ihrer Haut – grau wie Stein anstatt rötlich-braun – sondern vor allem in ihrem starken Willen und beeindruckenden Verstand. Sie bildeten die geistige und geistliche Führung der Trolle, waren Heilerinnen, Schamaninnen und Priesterinnen. In den Kriegen hatten die Trollfrauen den Krahdern die größten Probleme verursacht, denn auch wenn die Hordenführer männlich waren, so waren Frauen die Strateginnen gewesen.

Nomion schüttelte seinen Kopf, um die Gedanken an die Kriege zu vertreiben. Die *Liga der Achtzehn Totems* war schon lange zerbrochen, die Trollstämme verfeindet, die Trolle versprengt und dezimiert. Nur die Berge selbst waren stumme Zeugen eines Krieges, der schon seit tausend Jahren vergangen war und den die Trolle verloren hatten.

Seit ihrem Sieg hatten die Krahder sich Trolle als Wächter gehalten. Doch mit der Zerstörung Krahds waren auch die Zuchtgruben vernichtet und Nomion hatte sich neue Diener suchen müssen. Er hatte eine Sippe überfallen, die Schamanin getötet, den sechs übrigen Trollen die Hörner abgeschnitten und seinen Willen aufgezwungen. Sie waren ungehorsam und ganz abscheulich dumm, kein Vergleich zu den Züchtungen seines Volkes, doch er musste mit ihnen vorliebnehmen. Er konnte nicht alleine die knapp dreißig Gruben öffnen, in welche die Skelette der Winterburg die Gebeine ihrer Opfer geworfen hatten. Und Untote konnte er nicht mehr beschwören, seit der Schwarze Baum zerstört war und der Schwarze Herold über dessen Macht gebot.

Oh, dieser Schwarze Herold! Nomion verabscheute ihn und den gesamten Ewigen Rat. Sobald die Helden von Andor, die Flammenbringer, Brandstifter, Mörder, erst besiegt wären, würde der Schwarze Herold eine neue Generation Krahder aus den Überresten derer, die nicht mit Krahd im Flammenmeer vergangen waren, wiederauferstehen lassen, das hatte er versprochen. Doch nichts würde je sein wie zuvor. Ihr Reich stand in Flammen, der Schwarze Baum war gestohlen, und mit ihm auch ihre Macht über die Toten. Der Ewige Rat, zusammengesetzt aus alten Feinden und neuen Gegnern, würde die Welt beherrschen, und für die Krahder bliebe in dieser Aufteilung nur ein viel zu kleines Stück. Nomion fügte sich, was blieb ihm auch anderes übrig? Er erfüllte seine Aufgaben, um sein Volk zu retten. Doch gerne sah er den Ewigen Rat nicht.

„Meister Nomion!“, drang ein undeutliches Grunzen an Nomions Ohren. Er war zu tief in Gedanken gewesen, schalt er sich, dass er die lauten Stampfer des Trolls nicht gehört hatte. Es war der älteste, stärkste und grobschlächtigste der ganzen Sippe und Nomion hatte lange gebraucht, um seine Hörner abzusägen.

„Was gibt es?“, fragte der Hexer heiser. Der Troll hob seine Pranke und offenbarte den kleinen Knochen darin, ein gelb angelaufenes Fingergelenk. Nomion griff danach und hauchte es an. Der grüne Nebel aus seinem Mund formte die vage Gestalt einer Frau. Obwohl keine Farben erkennbar waren und die Spuren von Gewalt, Folter und Entbehrung ihr deutlich anzusehen waren, bemerkte Nomion, dass sie nach menschlichen Maßstäben einst sehr schön gewesen sein musste. Aus ihrem feinen Gesicht sprach eine große Güte, ihre Haltung war stolz und aufrecht. Nomion erinnerte sich, dass sie fast bis zum Schluss so gewesen war. Niemand hatte je die Schrecken der Winterburg mit ungebrochenem Willen überstanden, doch diese Frau hatte lange durchgehalten. Nomion und der Schwarze Herold waren bei ihrem Tode dabei gewesen, und die Schreie waren erst kurz davor aus ihrem Mund gewichen. *Kheela! Endlich! Ich habe sie gefunden!* Hoffentlich war der kleine Verräter in der Burg der Entflohenen den ganzen Aufwand auch wert.

„Ihr könnt aufhören zu suchen!“, wies Nomion den Troll an. „Verlasst diese Burg und zieht über die große Straße nach Norden, bis ihr die Ausläufer des Gebirges erreicht. Dort werde ich mich mit euch in Kontakt setzen.“

Der Troll nickte und verließ die Kammer, und Nomion hoffte, dass der Diener ihn auch wirklich verstanden hatte. Falls nicht wäre es allerdings auch kein großer Verlust, er brauchte die sechs Trolle nicht länger.

Nomion hockte sich vor die große schwarze Schale in einer Ecke des Raumes. Auf eine Geste seines Stabes hin loderten grüne Flammen lautlos aus den Kohlen. Nomion zog ein Bündel getrocknete Kräuter von seinem Gürtel, zupfte drei der langen aufgefächerten Blättern ab und warf sie ins Feuer. „*Zra'il muroosar hen sarar, ber'felos vuudan min tra'gar*“, intonierte er heiser, der Schädel an der Spitze seines Stabes begann grün zu glühen und aus den Flammen stieg ein beißender schwarzer Qualm, den Nomion tief einatmete, ehe er die Augen schloss. „*Grasz sel'raan tor'fol du'sor, sirallom ho'gaar menor*.“

Als Nomion die Augen aufschlug stand er in einer feuchten Höhle und ein Gor kauerte zu seinen Füßen. Naserümpfend besah Nomion seine Umgebung. Dieses Loch betrachtete der Gor also als seine Heimat?

„Gibt es etwas Neues?“, fragte er die Kreatur. Der Gor hob seinen Kopf und sein stumpfer Blick heftete sich auf Nomion. „Antworte! War der Junge inzwischen da? Hat er Haar oder Krone in die Spalte gelegt?“

Der Gor nickte. „Haaaaa!“, geiferte er. „Haaaa waaaa daaaa!“

„Das Haar? Hast du es geborgen?“

„Jaaaaa!“, bestätigte der Gor und Nomion spürte, wie sich ein Grinsen auf seinen grauen Lippen zeigte. „Gut! Bringe es zurück zum Lager, und verliere es nicht! Du haftest mit deinem Leben dafür!“

Der Gor quiekte zustimmend und Nomion schlug mit seinem Stab nach der Kreatur. Als er sie berührte, zerfaserte die Höhle und löste sich in schwarzen Qualm und eine Kammer im Grauen Gebirge auf.

Nomion hustete und wich zurück, auf seinen Stab gestützt. Dann sammelte er sich und wog den kleinen Knochen von Kheela in seiner Hand. Hier im Gebirge war seine Aufgabe erfüllt. Es wurde Zeit, die Burg der Entflohenen zu nehmen und einem jungen Verräter seine Mutter zu schenken. Zeit, den Schwarzen Herold zufriedenzustellen. Zeit, die Kreaturen, die er hatte versammeln lassen, in den Angriff zu schicken.

„*Zratoor kra'ilzar mortul'as!*“, murmelte Nomion heiser und grüner Dampf stieg um ihn her auf und hüllte ihn ein. „*Krondul ifarth meretol undun!*“ Mit jedem Wort stiegen die Dämpfe weiter auf und wurden dichter, bis vom Ersten der Krahder nichts mehr zu sehen war. „*Bran'ahr sron miktul apraz!*“ Die grünen Dämpfe lösten sich auf und vom Hexer war keine Spur mehr zu entdecken. Er hinterließ nichts als ein qualmendes Kohlebecken in einer alten Ruine und vierzehn halb geöffnete Gruben, in denen der Schnee sich schon sammelte.



C – Eine flackernde Kerze

Mondhoch, 68. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Die Rietburg lag stumm und verlassen da, die unfertigen Häuser und die zur Hälfte aufgefüllte Bresche in der Mauer von Gerüsten eingehüllt. Alles Lebendige schien verschwunden, die Moose in den Mauerritzen wirkten seltsam grau und leblos, es flatterten keine Schwalben unermüdlich zwischen den Türmen umher, und bis auf eine Ausnahme fehlte auch jeder Mensch.

Janis schlich über den einsamen Burghof, der ungewohnt aufgeräumt und sauber war. Keine Furchen von Wagenrädern, keine zertrampelten Spuren im Schlamm, keine Reste von Fäkalien, ebenso wenig wie die unzähligen Kisten und Fässer, Mauersteine oder Holzstöße. Der Boden war trocken und unnatürlich glatt und seine Füße hinterließen keine Spuren. Die Kurbel des kleinen Brunnens schwang in nicht vorhandenem Wind hin und her und quietschte leise, und erstmals sah Janis keinen Rauch aus dem Schornstein der Schmiede aufsteigen.

Der Himmel war von einem seltsam farblosen Grau, als wäre er in dichten Nebel gehüllt, es hätte ebenso gut Tag wie Nacht sein können. Vorsichtig lenkte Janis seine Schritte zum Thronsaal hin. Er hätte nach anderen Personen gerufen, doch die ganze Szenerie war ebenso unheimlich wie surreal und er wusste, dass er keine Antwort erhalten hätte.

Eigentlich war der Weg den Hügel hinauf nicht sonderlich steil, doch der ungewohnte Untergrund ließ ihn stolpern. Er fing sich mit seinem Unterarm ab und schürfte sich dabei die Hand auf. Das Blut war rot und warm wie immer, der Schmerz nicht anders als bei jeder anderen Verletzung. Er ignorierte die kleinen Steinchen und den Staub, der in der Wunde brannte.

Erst als Janis das Portal vor dem Thronsaal erreicht hatte, betrachtete er die weitere Umgebung und bemerkte, dass Andor verschwunden war. Hinter der Ringmauer existierte nichts mehr, nur noch diese farblose Leere, das allumfassende Grau des Himmels. Er tastete nach seiner Verbindung zu Vara, doch ehe er den Wassergeist erreichen konnte öffneten sich die Torflügel in seinem Rücken mit einem lauten Knarzen.

„Warum hier?“, fragte Janis und drehte sich um. „Damit du dich nicht mehr in meiner kleinen Hütte zu ducken brauchst?“

Nomion blickte aus seinen gelben Augen verächtlich auf ihn herab, dann zog er den Kopf ein, um aus dem Thronsaal hinauszutreten. „Ich rufe dich nicht in meine Träume, ich selbst bin der Besucher“, hörte Janis die heisere Stimme des Hexers noch vor den unverständlichen Silben der fremden Sprache.

„Und wo sonst sollte ich dich besuchen, wenn nicht in deiner Heimat? Nicht ich habe etwas verändert, sondern du.“ Der Krahder stellte sich an den Rand des Holzsteges zu *Brandurs Turm* und kniff die Augen zusammen. Janis überlegte flüchtig, ob die Brücke das Gewicht des Riesen im Traum wohl tragen würde.

„Sollte ich mir Sorgen machen, kleiner Verräter?“, fragte Nomion beiläufig, während er die Rietburg studierte. „Im Allgemeinen ist es kein gutes Zeichen, wenn ein Verräter den Ort, den er zu verraten gedenkt, als seine Heimat betrachtet.“

„Sei unbesorgt. Ich habe schon einmal meine Heimat den Flammen übergeben. Es war nicht einfach, den Ort, der mir so viel bedeutete, brennen zu sehen ... aber das weißt du gewiss am besten.“

Der Krahder fuhr zornig herum und aus den Augenhöhlen des Schädels an der Spitze seines beinernen Stabes drang ein unheilvolles grünes Glühen. „Hüte deine Zunge!“, flüsterte Nomion aufgebracht. „Du weißt gar nichts! Und du solltest nicht vergessen, wem du zu gehorchen hast. Ansonsten könnte es leicht geschehen, dass mir dem Schwarzen Herold gegenüber versehentlich etwas über die Identität deiner Mutter entrutscht, und das wollen wir doch beide nicht.“

Janis starrte angestrengt ins Nichts jenseits der Traumwelt und versuchte, sich seinen Ärger nicht anmerken zu lassen. Die Androhungen von Schmerzen oder Tod, das fahle Leuchten, nichts davon vermochte ihn einzuschüchtern, doch Kheelas Leben würde er nicht riskieren. „Ich werde es nicht vergessen“, antwortete er äußerlich vollkommen gelassen. „Orfens Haar sollte Beweis genug sein. Ist es angekommen?“

„Allerdings. Eine Krone suchten meine Diener dagegen vergeblich.“

„Der Statthalter selbst hat mir bestätigt, dass sie nicht in der Burg ist.“ Er wartete, doch Nomion fragte nicht nach, wo die Rietgraskrone stattdessen war; vermutlich nahm er an, sein Diener wisse es nicht. Da Janis nicht vorhatte, dem Ewigen Rat mehr als notwendig zu helfen, berichtete er nicht, dass die rechtmäßige Königin sie bei sich trug. Es erschien ihm ohnehin seltsam, dass der Schwarze Herold ein Interesse an dieser Krone hatte, so symbolträchtig sie auch sein mochte.

„Es könnte dich interessieren, dass ich meinen Teil der Abmachung inzwischen auch erfüllt habe: Ich habe Überreste von Kheela aufgespürt.“ Nomion beugte sich herab und über seiner Hand bildete sich ein unscheinbarer Knochen, vermutlich ein mittleres Fingergelenk.

Wenn du jemanden heilen möchtest, musst du seinen Körper kennen. Schau dir deine Hände an, erahne die Knochen dahinter. So fein, so zerbrechlich. Wir brauchen unsere Finger öfter, als wir uns bewusst sind, Schatz.

Nomion lachte leise, als er die Gier in Janis' Augen bemerkte. „Du bekommst deinen Lohn, wenn deine Aufgabe erfüllt ist. Unsere Armee ist fast bereit, nicht mehr lange und ich kann sie in den Kampf schicken. Es liegt gewiss auch in deinem Interesse, eure Verteidigung auszuspähen und zu schwächen. Gift in den Brunnen, Löcher in die Mauer, Zweifel in die Herzen. Doch der Schwarze Herold hat einen weiteren Wunsch: Der

Wolfskrieger soll all sein Ansehen verlieren, die Menschen sollen ihren Statthalter nicht mehr als Helden sehen, sondern als Verräter. Wenn es dir gelungen ist, Orfen zu diskreditieren, darf die Rietburg fallen.“

„Das ist unmöglich!“, widersprach Janis entsetzt und trat auf die Brücke ans Geländer. „Die Menschen vergöttern ihn, er hat Unzählige gerettet. Jeder hier weiß, dass er niemals zum Ewigen Rat überlaufen würde! Er ist einer der *Helden* von Andor!“

„Dann solltest du dir in Zukunft ganz besonders viel Mühe geben, kleiner Verräter, denn die Anweisungen des Schwarzen Herolds sind eindeutig. Erst wenn Orfen als Abtrünniger gilt, darf diese Burg brennen. Erst dann erhältst du das Leben deiner Mutter zurück, Janis.“

„Das geht nicht! Ich ...“ Janis stockte, als die gesamte Burg zu beben begann. Die Gerüste wankten und die Mauern und Türme knirschten bedenklich. Er versuchte, sich seine Beunruhigung nicht anmerken zu lassen.

„Interessant“, murmelte Nomion. „Sieht so aus, als neigt sich mein Besuch hier dem Ende entgegen.“

„Aber wie soll ich ...“, begann Janis von neuem, doch dann fielen die stolzen Türme unter lautem Getöse in sich zusammen, der Steg zersplitterte unter seinen Füßen und er fiel dem bewegten Boden entgegen, erhaschte nur einen letzten Blick auf die hagere Gestalt des ersten Krahders, der sich allmählich zu fahlem Nebel auflöste. Der Boden näherte sich ihm immer schneller, in einem Moment sah er nur verschwommene Farben, im nächsten schon alle Einzelheiten des glatten Untergrundes, dann verschwand der einstürzende Traum.

Janis blinzelte und erkannte in die Silhouette seines Freundes Rodur, der sich in der Dunkelheit über sein Bett gebeugt hatte und ihn sacht schüttelte. „Was ist los?“, murmelte er verschlafen, auch wenn er eigentlich hellwach war.

„Du hast schlecht geträumt, zumindest hast du dich unruhig hin und her gewälzt und im Schlaf gemurmelt. Ich hielt es für besser, dich zu wecken.“ Rodur flüsterte, obgleich ihr Zweibettzimmer mit einer Ziegelwand von den übrigen Schlafkammern in der Kaserne getrennt wurde. Höchstens durch das kleine Fenster könnte seine Stimme über den Burghof in andere Zimmer der Soldatenunterkunft dringen, doch Janis bezweifelte, dass nach Kommandantin Daroschas Lektionen irgendeiner der Rekruten mitten in der Nacht aus seinem wohlverdienten Erschöpfungsschlaf geweckt werden könnte.

Janis bedankte sich müde bei seinem Freund, auch wenn ihm eigentlich nicht danach war. Er hatte Rodur auch schon wachgerüttelt, wenn dieser im Schlaf von den Erinnerungen geplagt wurde, die er im Wachen zu verdrängen wusste, und so wie Janis in der Vergangenheit fragte auch Rodur nicht nach, was den Schlaf seines Freundes gestört hatte. Sie beide wussten, dass manche Schrecken nicht geteilt werden konnten.

Janis regte sich nicht, bis Rodur wieder in seine Bett geklettert war und seine Atemzüge tief und regelmäßig wurden. Dann erst schlug er die kratzige Decke beiseite und säuberte die Schürfwunde an seiner Hand.

Morgendämmerung, 69. Herbsttag 76 a.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Zusammen mit dem Traum war auch die unwahrscheinliche Möglichkeit vergangen, Nomion die unmögliche Aufgabe auszureden. Janis musste also dafür sorgen, dass die Menschen der Rietburg ihren Statthalter Orfen für einen Verräter hielten anstatt für den

Helden, der er war. Er hatte keinen Plan, nichts, was man wirklich eine Idee hätte nennen können, nur grobe Ahnungen. Die Hauptarbeit mussten Zufall und Glück für ihn erledigen, er konnte nur hoffen und die seltenen Gelegenheiten nutzen, die sich boten. Der Wolfskrieger würde nicht von einem Tag auf den anderen zum Verräter gemacht werden.

Anderes dagegen konnte Janis tun. *Gift in den Brunnen, Löcher in die Mauer, Zweifel in die Herzen.* Zumindest den ersten von Nomions Vorschlägen könnte er umsetzen. Seine Mutter hatte ihn gelehrt, wie man mit Kräutern heilen konnte, aber auch, welche schädlich waren. Janis wusste, welche Mischung perfekt wäre, um das Wasser des Brunnens zu verseuchen. *Schwarzes Herzblatt für den schleichenden Tod. Sumpfdorn für die Schwächung der Abwehrkräfte, als weniger seltener Ersatz eignen sich die Sporen des Kupferröhrlings. Einige Gelbkralen, um die Symptome als harmloses Fieber zu tarnen. Faulkraut, um den Geschmack zu überdecken.* All das ließe sich problemlos sammeln, höchstens den Kupferröhrling müsste man im Wald suchen. Wer es darauf anlegte und die nötigen Kenntnisse hatte, konnte die Rietburg entschieden schwächen. Und genau das berichtete er dem Statthalter.

„Du behauptest also, unser Brunnen sei vergiftet worden?“, fragte Orfen ungläubig. „Müsste man das nicht bemerken?“

„Erst seit letzter Nacht, Statthalter. Und das Faulkraut sorgt dafür, dass das Wasser lediglich etwas abgestanden schmeckt, wie man es von einem Brunnen durchaus erwarten kann.“

„Und was bewirkt dieses angebliche Gift, Sajin?“

Janis versuchte sich vom Argwohn des Statthalters nicht einschüchtern zu lassen. „Das Schwarze Herzblatt verstärkt langfristig die Blutgerinnung, das Blut der Vergifteten wird im Körper verklumpen und erstarren. Die Folgen sind schmerzende und absterbende Gliedmaßen, Atemnot bis zum Lungenversagen, Herzschwächen und Schlaganfälle.“

Orfen erbleichte. „Wie lange genau bedeutet langfristig?“

„Je nach Gesundheit der Opfer und nach Dosierung etwa sechs bis zwanzig Tage, wenn es erst so weit ist, kommt eine Heilung allerdings bereits zu spät. Schwarzes Herzblatt hat kurzfristig noch andere harmlose Eigenschaften: Schweißausbrüche, Schwindelanfälle, Kälteschübe. Um dies zu tarnen wurde Gelbkralle beigelegt, die die Körpertemperatur anhebt. Dadurch wirkt die Vergiftung wie eine ärgerliche, aber ungefährliche Fieberwelle mit den üblichen Symptomen. Zu den kurzfristigen Auswirkungen des Schwarzen Herzblatts kommen also noch Kopfschmerzen, erhöhte Atem- und Pulsfrequenz, Erschöpfung und Müdigkeit sowie – praktischerweise – großer Durst.“

Orfen legte seine Schreibfeder beiseite, stand von seinem Stuhl auf und kam hinter dem Schreibtisch hervor. Dunkle Augenringe kündeten von einigen schlaflosen Nächten im Dienste Andors. „Woher willst du das wissen, Sajin? Hast du dich bei Readem erkundigt?“

„Readem ist ein unfähiger Scharlatan, vielleicht eben imstande, ein gebrochenes Bein zu schienen, aber gewiss kein Meister der Kräuterkunde. Vor kurzem hat er einem Rekruten Schwarzen Husten attestiert und ihm einen Aderlass verordnet. Einen Aderlass! Wenn der Mann mehr gehabt hätte als eine einfache Erkältung, hätte Readem ihn damit umgebracht!“

Orfen kniff die Augen zusammen und Janis verfluchte seine Arroganz, auch wenn sie berechtigt war. „Ich hätte dich jetzt fortgeschickt, Sajin, wenn Kunar mir nicht berichtet hätte, dass du vor drei Tagen einem unvorsichtigen Rekruten einen Pfeil aus dem Bauch

entfernt hast. Du sagtest angeblich, es bleibe nicht mehr als eine Narbe zurück, und du hast Recht behalten.“

„Ich hatte Angst, was Readem mit dem armen Kerl anstellen könnte. Im Übrigen gibt es mögliche Verletzungen und Entzündungen im Bauchbereich, die sich erst nach einem Mond zeigen, eine Frist von drei Tagen bedeutet also nicht notwendigerweise, dass der Rekrut tatsächlich glimpflich davonkommen wird. Aber ja, ich behaupte, dass ich einen Verletzten oder Kranken deutlich besser behandeln könnte als Readem, und auch, dass ich genauer weiß, welche Auswirkungen bestimmte Kräuter haben.“

Janis spürte, wie Orfen sein Bild von ihm überdachte. Bisher hatte Janis den Statthalter beeindruckt, doch jetzt hatte er endgültig klargemacht, dass er kein normales Kind war, und damit war Orfens Misstrauen geweckt.

„Hört zu, Statthalter, auch wenn ich Euch nicht angelogen habe, so habe ich Euch bisher doch etwas über mich verschwiegen“, kam Janis den Fragen zuvor. „Ich bin nicht einfach nur ein Junge mit einem Händchen dafür, deutlich bessere Kämpfer zu besiegen. Ich hatte die beste Ausbildung, die ich mir vorstellen kann, und besitze Fähigkeiten, von denen die meisten hier nur träumen könnten.“

Janis! Sei nicht arrogant! Du darfst mit deinen Fähigkeiten nicht angeben oder dich darauf ausruhen, sondern musst sie einsetzen, um anderen zu helfen.

„Ihr habt Euch wahrscheinlich denken können, dass ich ein Waise bin, aber bisher habe ich Euch nicht erzählt, dass Ihr meine Mutter kanntet. Kheela hat mir von Euch berichtet, Statthalter, so wie sie mir von allem berichtet hat, was eines Tages nützlich für die Fortführung ihrer Tätigkeit sein könnte.“

Orfens Mund klappte auf. „Du bist Kheelas Sohn?“

„Ich könnte von der verbeulten Ghirlada berichten, die Ihr mir habt zukommen lassen, oder von Dingen, die nur sehr wenige über meine Mutter wissen, aber ich denke, es gibt eindrucksvollere Beweise.“ Janis schloss die Augen und fühlte die Trauer in seiner Seele. Es war klar gewesen, dass Orfen Fragen stellen würde, daher hatte er Vara bereits in der Nähe warten lassen. Jetzt wurde es unmerklich kühler und feuchter in der Kammer und eine Welle des Trostes breitete sich aus. Als er die Augen aufschlug, stand der Wassergeist zwischen ihm und dem Mann, den er zum Verräter machen wollte.

„Ich bin Sajin, Sohn und Schüler von Kheela, rechtmäßiger Hüter der Flusslande, Gebieter und Freund des Wassergeistes Vara. Mit ihrer Hilfe kann ich herausfinden, welche Kräuter sich im Wasser unseres Brunnens befinden, und dank Kheelas Unterweisungen weiß ich auch, was sie bewirken.“

Orfen betrachtete ehrfürchtig den Wassergeist. „So lange her ...“, hauchte er. „Ich glaubte ihre Macht verloren.“ Er lächelte müde, dann richtete er seinen Blick durch den Wassergeist hindurch und setzte eine finstere Miene auf. „Dürfte ich erfahren, wieso du mir das verschwiegen hast, Sajin?“

„Es ist nicht mein Verdienst, der Sohn meiner Mutter zu sein. Ich wollte nicht, dass die Menschen mich nur aufgrund ihrer Taten beurteilen. Wir sehen, was wir zu sehen erwarten, und in mir hätte man einen Helden gesehen, selbst wenn ich nichts getan hätte. Doch Kheela war ein Leuchtfeuer im Sturm, wo ich nur eine flackernde Kerze bin, und ich werde niemals so sein können wie sie.“ Janis schluckte schwer. „Aber auch ich kann ein wenig leuchten, und ich wollte, dass die Menschen mein eigenes Licht in mir sehen anstatt den Schein des Feuers, das mich entzündete. Ich wollte meine eigenen Legenden schreiben, mein Schicksal selbst in die Hand nehmen. Kheelas Licht strahlte zu hell dafür. Es tut mir leid, dass ich

Euch nicht früher eingeweiht habe, aber auch Ihr hättet die Kerze danach beurteilt, woher ihr Feuer kommt, vielleicht hättet Ihr mich sogar dafür bevorzugt. Und das wäre ungerecht gewesen.“

Orfen nickte langsam und begann wieder zu lächeln. „Ich behaupte nicht, dass ich deine Schweigsamkeit gutheiße, aber ich verstehe dich. Wird der Wassergeist uns unterstützen, wenn die Rietburg zu fallen droht?“

„Selbstverständlich, Statthalter! Doch bitte erzählt niemandem, wer ich bin. Ich habe es nicht verdient, vom Ansehen meiner Mutter zu profitieren.“

Orfen zögerte kurz, dann nickte er. „Wie du willst, Sajin.“ Er ließ sich schwer in seinen Stuhl zurücksinken und musterte Janis aufmerksam. „Kannst du mit der Hilfe deines Wassergeistes den Brunnen vom Gift säubern?“

„Ich wünschte es wäre so, aber nein, das kann ich nicht.“

„Also ist unser Brunnen für uns verloren“, seufzte Orfen. „Weißt du, wie es mit Brunnen vor den Mauern aussieht?“

„Er ist sauber. Aber auch der Brunnen im Burghof ist keineswegs verloren, Statthalter. Theoretisch wäre es möglich, das Wasser zu filtern, aber das wird die Zeit für uns erledigen. Solange nicht erneut giftige Kräuter hineingekippt werden, wird das Gift schon bald so verdünnt sein, dass man wieder problemlos aus dem Brunnen trinken kann.“

Orfens dunkle Augen blitzten. „Hervorragend! Ich lasse gleich verkünden, dass der Brunnen vergiftet wurde, dann wird der Saboteur vermutlich aufgeben.“

„Mit Verlaub, Statthalter, aber ich denke, der Saboteur würde nicht aufgeben, sondern nur seine Strategie ändern. Wir haben einen Verräter in der Burg, der gewaltigen Schaden anrichten kann. Wir müssen ihn fassen! Und die beste Möglichkeit dafür scheint es zu sein, nicht aufzudecken, dass wir das Gift entdeckt haben. Damit das Schwarze Herzblatt seine Wirkung entfaltet, muss er bald nachfüllen, am besten täglich.“ Janis deutete auf den Wassergeist. „Vara kann sich im Brunnen verbergen und warten. Sobald der Saboteur das nächste Mal zuschlägt wissen wir, wer es ist.“

„Und bis dahin sollen alle hier vergiftetes Wasser trinken?“, fragte Orfen entgeistert. „Wenn wir sie warnen, dann ist auch der Verräter gewarnt, das sehe ich ja noch ein, aber das ist immer noch besser, als die Rietburg zu vergiften.“

„Es gäbe noch eine andere Möglichkeit, Statthalter. Wir könnten den Menschen geriebene Sapien-Knollen verabreichen, sie würden den Effekt der anderen Pflanzen kompensieren. Ich weiß, wo sie wachsen und wie sie aussehen, ich könnte einen Vorrat sammeln.“

Orfen runzelte die Stirn. „Bist du sicher, dass es anschließend sicher wäre, das Wasser zu trinken?“

„Mit genug Knollen, ja, in dieser Hinsicht besteht kein Risiko. Allerdings wirken Sapien-Knollen stark abführend, wir hätten also eine harmlose Durchfallepidemie auf der Burg. Ich denke, dass das die Möglichkeit, den Verräter zu stellen, ausgleicht, aber Ihr müsst entscheiden.“

Janis senkte ehrerbietig den Kopf und hoffte. Er konnte Orfens Gesicht nicht sehen, doch schließlich sagte der Wolfskrieger: „Also schön! Sammle noch heute diese Knollen, tu eine passende Menge in den Brunnen und sage niemandem etwas davon.“

„Wenn ich noch etwas anmerken dürfte, Statthalter“, sagte Janis schweren Herzens. „Es wäre besser, wenn nicht ich die Knollen in den Brunnen gebe. Mein Fehlen wird auffallen, und falls er bemerkt, dass ich regelmäßig etwas in den Brunnen schütte, wird der Verräter

sich leicht denken können, was los ist. Ich würde daher empfehlen, dass jemand anders, dem Ihr vollkommen vertraut, die Knollen ins Wasser tut.“

Der Wolfskrieger atmete tief aus und nickte langsam. „Du bringst mir diese Knollen, zerkleinerst sie und sagst mir, welche Menge angebracht ist, dann erledige ich das selbst.“

„Sehr wohl, Statthalter!“ Janis befahl Vara zu verschwinden, dann öffnete er die Tür, um die karge Kammer des Statthalters zu verlassen. Seinen Triumph ließ er sich nicht anmerken. Es gab kein Gift im Brunnen, niemand hatte irgendwelche Kräuter ins Wasser getan. Doch nun würde Orfen regelmäßig ein seltsames Pulver ins Wasser geben, zeitgleich würden die Bewohner der Rietburg von Durchfall geplagt werden. Irgendjemand würde den Statthalter sehen und die Zusammenhänge bemerken. Natürlich genügte das nicht, damit wirklich jemand glaubte, Orfen könnte Andor verraten. Aber es war ein erster Schritt, um den Verdacht zu schüren.

„Noch etwas, Sajin!“ Janis drehte sich um und sah Orfen fragend an. Der Statthalter lächelte warm und sagte: „Ich glaube, du bist weit mehr als nur eine flackernde Kerze.“

Abenddämmerung, 70. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Spätestens am Abend war nicht mehr zu bestreiten, dass die Rietburg unter Durchfall litt. Insgesamt war etwa der fünfte Teil der Bewohner betroffen, Schutzsuchende ebenso wie die zukünftigen Krieger. Schon im Laufe des Nachmittags waren immer wieder einzelne Rekruten aus Kunars Übungsstunden verschwunden – in Daroschas Gegenwart hatten es sich laut Rodur nur wenige getraut. Auch jetzt, während des gemeinschaftlichen Abendmahls im Speisesaal der Kaserne, zogen sich einige Rekruten regelmäßig von ihren Tischen zurück, andere waren gar nicht erst gekommen.

Janis verspeiste in winzigen Bissen die letzten Reste seines Brotes und bezähmte mühsam seinen Drang, alles hinunterzuschlingen. Für ihn wäre ein Durchfall jedenfalls kein Grund gewesen, eine Mahlzeit auszulassen. Orfen hatte inzwischen veranlasst, die Nahrung zu rationieren. Endlich wurden die von Bewahrern und Schildzwergen zugesandten Lebensmittel nicht mehr so schnell verbraucht, wie sie ankamen. Quälend langsam füllten sich die Vorratsspeicher, doch wenn erst die Ernte eingebracht und der alljährliche Zehnt abgeliefert worden war, dann hätten sie genug, um eine Belagerung zumindest eine kurze Zeit auszusitzen. Natürlich wusste Janis, dass die Vorräte, sobald kein Nachschub von außen mehr käme, selbst bei strenger Rationierung höchstens einen lächerlichen Mond ausreichen würden. Fast dreihundert Andori hatten sich aus Angst vor der bevorstehenden Invasion hinter die schützenden Mauern geflüchtet, und Janis hatte Orfen nicht mehr gebeten, sie endlich fortzuschicken. Nichts würde den Fall der Rietburg stärker beschleunigen als eine solche Menge zusätzlicher Mäuler.

„Haltet ihr das eigentlich für Zufall?“, fragte Rodur nachdenklich, während er gierig auf das Brot starrte, welches Sara nur halbherzig verspeiste. „Ich meine, nur einen Tag, nachdem Sajin für den Statthalter diese Durchfall-Knollen sammeln sollte, sind plötzlich alle krank.“

„Sapian-Knollen. Und sie wirken nicht nur abführend, sondern beispielsweise auch fiebersenkend, gerinnungshemmend und in kleinen Mengen magenreinigend“, antwortete Janis, nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Rekruten in ihrer Nähe mit dem Essen beschäftigt waren. Seinen beiden Freunden gegenüber, denen sein Fehlen am gestrigen Tag

natürlich aufgefallen war, hatte er behauptet, dem Wolfskrieger endlich seine wahre Identität aufgedeckt zu haben, woraufhin der Statthalter sich seiner Diskretion versichert und ihn Sapien-Knollen sammeln geschickt habe – leider ohne einen Grund dafür anzugeben.

„Aber du hast doch selbst gesagt, dass die Menge genügt, damit sich eine ganze Hundertschaft die Mägen aus dem Leib scheißt.“

„Ich glaube nicht, dass das meine Worte waren“, meinte Janis skeptisch. „Außerdem habe ich solche Mengen nur mitgebracht, weil ich nicht wusste, wie viele Knollen der Statthalter wollte. Und bei so vielen Menschen auf engem Raum ist eine Seuche eigentlich ohnehin nur eine Frage der Zeit, wir sollten froh sein, dass es bloß Durchfall geworden ist.“

Nein. Zusätzlich. Symptom. - Nein. Krankheit. Ich. Kennen. gebärdete Sara. Janis bezweifelte, dass Rodur das Zeichen *Symptom* schon kannte oder auch nur gewusst hätte, was das Wort bedeutete, doch sein Freund interessierte sich ohnehin mehr für das Brot, das Sara für ihre Zeichen hatte beiseite legen müssen.

„Kennst du dich aus mit Krankheiten?“, fragte Janis überrascht. Sara schüttelte bedauernd den Kopf. *Nein. Ausbildung. - Ich. Nur. Aufmerksam.*

„Isst du das noch?“, fragte Rodur hungrig und deutete auf den Rest ihres Brotes. Sara musterte Rodur mit eisgrauen Augen, stopfte sich das Gebäck in den Mund und machte eine wenig damenhafte Geste, die Janis auch verstand, obwohl sie kein Bestandteil ihrer stummen Sprache war.

„Angenommen es wäre tatsächlich keine normale Infektion, weshalb sollte Orfen Sapien-Knollen in unser Essen mischen?“, kam Janis auf Rodurs Frage zurück.

Wir. Nein. Wissen. Ob. Wolf-Krieger. Von. Vergiften. Wissen. - Aber. Wenn. Wissen. Dann. Haben. Sicher. Gut. Grund. Sara hinterfragte Orfens Taten niemals, das war Janis klar. Dennoch ärgerte ihn ihr blindes Vertrauen, es war ohnehin schon beinahe unmöglich, sie hinters Licht zu führen. *Außerdem. Pflanze. Nein. In. Essen. - Alle. Essen. Brot. Aber. Nur. Wenige. Krank.*

„Wo dann?“ Rodurs Blick ruhte nun auf dem Brot in Janis' Hand, das Stück für Stück kleiner wurde. Wie er gleichzeitig Saras Antworten sehen konnte, war Janis ein Rätsel.

Ich. Denken. In. Klein. Brunnen. In. Burg-In-Gold. - Wasser. Reichen. Nur. Für. Eins. Von. Fünf. Mensch. Auf. Burg-In-Gold. Was. Sein. Genau. Verhältnis. Von. Krank. - Außerdem. Ich. Gesehen haben. Nein. Von. Gesund. Trinken. Aus. Brunnen. Heute – Dafür. Dreißig-und-Vier. Von. Krank.

„Vierunddreißig?“, hakte Janis verblüfft nach. „Wir waren doch fast den ganzen Tag am trainieren! Wann willst du vierunddreißig Menschen aus dem kleinen Brunnen trinken gesehen haben?“

Mittag. - Nach Ausbildung. Von. Zwerg-Frau. Alle. Gewesen. Erschöpft. Und. Wasser. In. Brunnen. Anfangs. Nein. Ganz. Leer. - Alle. Getrunken. Aus. Brunnen. Inzwischen. Krank. - Auffallen. Jetzt. Wo. Darüber. Sprechen.

„Vergisst du jemals etwas, Sara?“, entgegnete Rodur, dem sein Hunger für einen kurzen Moment entfallen zu sein schien.

Niemals. Rodur lachte verhalten, bis ihm auffiel, dass weder Janis noch Sara einstimmten. *Oft. Ich. Wünschen. Vergessen. Mehr.* ergänzte Sara und ihre Augen färbten sich tiefblau.

Janis hätte seinen Freund verfluchen können. Rodur redete häufig so unbedacht! Er selbst dagegen kannte Sara mittlerweile gut genug, um zu wissen, was er sagen konnte und was nicht. Ohne nachzudenken mied Janis alles, was sie traurig stimmen oder seinen Verrat

enthüllen könnte. In ihrer Gegenwart musste er instinktiv sprechen, andernfalls hätte sie seine erhöhte Wachsamkeit und die Täuschung längst bemerkt. Und immer erst im Nachhinein fiel ihm auf, wie gut es ihm tat, sich nicht verstellen zu können.

Ein struppiger brauner Bart schob sich in sein Blickfeld, gefolgt von dem gewölbten Kettenhemd darunter. Es war einer der Zwerge, die mit Daroscha zur Rietburg gekommen waren und seitdem die Bauarbeiten beaufsichtigt hatten, während Kunars Bewahrer durch Abwesenheit gegläntzt hatten. Sein rotbraunes Haar war zu einem ordentlichen Zopf geflochten, der in einem starken Kontrast zu seinem ungepflegten Bart stand. Der Abstand zwischen den buschigen Augenbrauen und dem dichten Bart wurde vollständig ausgefüllt von einer großen platten Nase und zwei dunklen Augen, die aufmerksam Saras flinke Gebärden betrachteten. Plötzlich zuckten zwei kleine schwielige Hände empor und formten seltsame Zeichen, ähnlich denen aus Saras Sprache, gleichzeitig allerdings fremdartig.

Da nur drei verständnislose Blicke den Zwerg trafen, grummelte dieser verlegen in seinen Bart: „Es sah aus wie Gebärdensprache, aber ich habe mich wohl getäuscht. Oder benutzt ihr Menschen eine andere Sprache?“

„Es gibt eine Gebärdensprache für Zwerge?“, fragte Rodur verdutzt.

„Natürlich. Auch bei unserem Volk werden einige taubstumm geboren, mein Vater gehörte dazu. Ich habe immer gedacht, unsere Zeichensprache und die der Menschen sei identisch.“

Ich. Nein. Kennen. Zeichen-Sprache. Von. Menschen. Oder. Zwerge. - Ich. Nein. Wissen. Ob. Gleich. gebärdete Sara und blickte Janis auffordernd an, der ihre Worte sofort weitergab.

Die Augen des Zwerges ruhten fasziniert auf Saras Händen. „Sie ... Du bist verdammt gut im Lippenlesen“, staunte er. „Durch meinen Bart hindurch ... wirklich bemerkenswert!“

„Sie ist nicht taubstumm, sie hat nur ihre Zunge verloren und erfand diese Sprache, um irgendwie zu kommunizieren“, erklärte Janis dem beeindruckten Zwerg und fühlte dabei ein merkwürdiges Unbehagen. „Doch dürfte ich erfahren, wer Ihr seid und was genau Ihr hier wollt?“

Der Schildzwerg blinzelte und schien sich nur mit Mühe von ihren Händen losreißen zu können. „Oh, wie unhöflich von mir. Mein Name lautet Barram und ich wurde hergeschickt, um einem gewissen Sajin auszurichten, dass er in die Gemächer des Statthalters kommen soll. Die anderen Rekruten haben mir diesen Tisch gewiesen.“

Barram sah fragend zwischen den beiden Jungen am Tisch hin und her. Janis erhob sich und überlegte fieberhaft, weshalb er jetzt wohl zu Orfen sollte. Immerhin meinte er durch Barrams Bart ein freundliches Lächeln zu erkennen, was ihn recht zuversichtlich stimmte. Er verschlang den traurigen Überrest seines Brotes, was Rodur ein enttäuschtes Stöhnen entlockte, und machte sich dann gedankenverloren auf den Weg. Dass Barram ihn nicht begleitete, bemerkte er erst, als er schon vor Orfens Gemächern stand.

Frühe Nacht, 70. Herbsttag 76 a.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Auf sein Klopfen hin öffnete Armond, der weißhaarige Krieger, den Orfen zwischenzeitlich zum Schwertmeister ernannt hatte. Der Alte lächelte verwirrt. „Ah, Sajin!“, erklang Orfens raue Stimme und der Schwertmeister zuckte mit den Achseln und winkte ihn herein. Janis blickte sich neugierig in der Kammer um. Neben Armond und Orfen waren

noch Meister Kunar und Kommandantin Daroscha zugegen, die sich über die ausgebreitete Karte von Andor auf dem Schreibtisch hinweg finster anstarrten. Jetzt drehten beide sich zu ihm um und musterten ihn skeptisch.

„Diese Besprechung ist vertraulich. Was tut er denn hier?“, fragte Daroscha misstrauisch. Janis hätte sie beschwichtigt, hatte jedoch selber keine Ahnung, daher zog er es vor, zu schweigen.

„Er ist vertrauenswürdig“, nahm der Wolfskrieger ihn in Schutz. „Ich habe ihn holen lassen.“

Es gelang Janis, keine Miene zu verziehen, auch wenn er den Gedanken nicht unterdrücken konnte, dass der Wolfskrieger niemanden hätte finden können, der sein Vertrauen weniger verdiente. Der Statthalter vertraute ihm nur, weil Janis ihm von seiner Herkunft berichtet hatte. Er beging den gefährlichen Fehler ihn aufgrund seiner Mutter zu beurteilen, sah das Leuchtfeuer und nicht die Kerze.

Aber du kannst das ändern. Das Wissen Nomions könntest du nutzen, um die Rietburg zu beschützen. Du kennst seine Ziele, kannst seine Strategie in Erfahrung bringen.

Lass mich in Ruhe, Mutter! Ich habe mich längst entschieden.

„Könntet Ihr uns aufklären, weshalb?“, wollte auch Armond wissen.

„Weil er schon in der Vergangenheit bewiesen hat, was in ihm steckt. Die Bodenreform, das Hilfsgesuch an die Bewahrer, alles seine Ideen“, erklärte Orfen. „Komm herein, Sajin! Und tritt deine Schuhe ab.“

Verblüfft folgte Janis der Aufforderung des Wolfskriegers. „Das ist eine große Ehre, Statthalter“, brachte er hervor. Nur zu gerne hätte er sich zurückgezogen, um die Besprechung den Erfahreneren zu überlassen, aber dies war ein Vertrauensbeweis Orfens und vermutlich die beste Gelegenheit an wichtige Informationen zu gelangen, die er je erhalten würde.

Daroscha schüttelte fassungslos ihren Kopf. „Er ist fähig für sein Alter“, gestand sie. „Aber bei seinem Alter heißt das noch lange nicht, dass er fähig ist. Ich bin sechsmal so alt wie er und gelte bei meinem Volk noch immer als eher jung. Mit zehn Sommern habe ich meine erste Kampfstunde erhalten, mit zweiundzwanzig meinen ersten Skral erschlagen, seitdem habe ich fortwährend Erfahrung und Wissen gesammelt. Und auch ich werde erst seit der Regierungszeit Fürst Krams zu den Besprechungen unseres Fürsten geladen. Wenn Sajin erst so alt ist wie Ihr, Statthalter, dann traue ich ihm großartige Leistungen zu, aber noch nicht jetzt.“

Das waren wohl die freundlichsten Worte, die er je von Daroscha erhalten hatte, überlegte Janis. Gekränkt war er dennoch.

Meister Kunar räusperte sich höflich. „Sajin besitzt unbestreitbar vielfältige Talente, und wenn Orfen sich seiner Vertrauenswürdigkeit so sicher ist wie ich, dann spricht nichts dagegen, wenn er hierbleibt. Schlimmstenfalls schweigt er einfach.“ Der Bewahrer lächelte freundlich, doch Janis konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Kunar ihn nur unterstützt hatte, um Daroscha zu widersprechen.

„Ganz genau!“, bekräftigte Orfen. Er schloss die Tür und ging zum Schreibtisch, um die Karte zu begutachten. „Also dann, fangen wir an. Kommandantin Daroscha, hat Fürst Kram inzwischen geantwortet?“

„Das hat er!“, bellte Daroscha ruppig. „Die Schildzwerge werden Andor beistehen. Wenn der Angriff begonnen hat, dann wird unsere Armee ausrücken und die Feinde zerschlagen oder untergehen.“

Erleichterung zeichnete sich auf den Zügen der anderen ab, und auch Janis heuchelte Freude. Bei sich dachte er jedoch bereits darüber nach, was dagegen zu unternehmen war. Die Schildzwerge waren begnadete Kämpfer, mit ihrer Unterstützung hatte Andor eine echte Chance, den Angriff nicht nur auszusitzen, bis die kleine Gruppe, auf der all ihre Hoffnungen ruhten, den Ewigen Rat zerschlagen hatte, sondern die Armee Nomions sogar zu besiegen. Doch wenn Janis das Leben seiner Mutter erhalten wollte, dann musste die Rietburg fallen!

„Die Schildzwerge lassen ihre Mine ungeschützt zurück, um uns beizustehen?“, hakte Janis deswegen nach, noch immer hoffnungsvoll lächelnd.

„Wenn alle Kreaturen des Landes sich um die Rietburg versammeln, dann ist es nicht nötig, mehr als ein paar Wachen dazulassen“, erklärte Daroscha unwillig. Janis nickte und strahlte, gleichzeitig entwickelte er bereits einen Plan.

„Richtet Fürst Kram unsere tiefste Dankbarkeit aus“, meinte Orfen, dann wandte er sich an Schwertmeister Armond: „Wie weit ist inzwischen die Ernte?“

„Fast abgeschlossen“, versicherte der alte Krieger. „Das meiste Korn ist in den Speichern der Dörfer, einiges wurde bereits gemahlen. Die ersten Steuern sind bereits erhoben. Innerhalb der nächsten zehn Tage sollten die meisten Fuhren hier ankommen, in spätestens fünfzehn Tagen hat voraussichtlich jeder seinen Zehnt abgeliefert. Die Großbauern knirschen mit den Zähnen, doch sie fügen sich den Anweisungen unserer Eintreiber.“

Orfen nickte zufrieden. „Drängt sie noch weiter zur Eile. Wenn die Belagerung erst beginnt, helfen uns volle Speicher im Rietland auch nicht mehr weiter. Sie sollen erst ihren Zehnt abliefern und anschließend ihre Ernte beenden, wir wissen nicht, wann die Kreaturen auftauchen. Oder haben die Bewahrer, die wir als Späher ausgesendet haben, inzwischen Spuren einer Armee gesehen?“ Janis öffnete seinen Mund und schloss ihn wieder. Damit war dann wohl die Frage beantwortet, wohin die Bewahrer verschwunden waren, die mit Kunar zur Rietburg gekommen waren.

„Kreaturen habe wir noch nicht gesehen. Fremde Truppen dagegen schon, wenn auch anders als erwartet.“ Kunar deutete auf den Rand der Karte, östlich des Baumes der Lieder. „Eine kleine Streitmacht von knapp hundert Kriegern drang in den Wachsam Wald ein, nahm sich Holz und erlegte die Tiere, so wurde mir berichtet. Sie zog geradewegs zum Baum der Lieder, doch als unsere Wächter die ungewaschenen Gesellen freundlich zur Umkehr bewegen wollten, trat der Anführer der Fremden zu ihnen und erklärte, sie seien in Eurem Auftrag unterwegs, Statthalter. Er zeigte wohl auch eine Botschaft, die dies belegen sollte.“ Kunars grüne Augen musterten den Statthalter kühl und ausnahmsweise lag kein großspuriges Lächeln auf seinen Lippen.

„Endlich! Das muss er sein!“, rief Orfen ohne eine Spur von Verlegenheit. „Wo sind sie inzwischen?“

„Wir haben sie vorsichtshalber so schnell wie möglich aus dem Wachsam Wald herausgelotst. Wenn sie sich unverändert weiterbewegt haben, müssten sie inzwischen hier sein.“ Kunars gepflegter Finger zeigte auf einen Punkt südlich der Bogenbrücke. „Mir scheint, Ihr seid uns eine Erklärung schuldig, Statthalter“, fuhr er eisig fort.

Orfen seufzte schwer. „Ich habe zufällig die Steuereinnahmen des letzten Statthalters gefunden und festgestellt, dass seine Habgier doch noch gute Seiten hatte. Das Gold genügte, um eine Hundertschaft Söldner anzuwerben. Ich kenne Sechsfinger von früher, er ist ein Söldnerführer aus den Barbarenlanden und bekannt für seine ungewöhnliche Loyalität. Mit seiner Hilfe werden wir die Rietburg deutlich länger halten können.“

„Sechsfinger“, murmelte Armond erschrocken. „Er tut, wofür er bezahlt wird, im Guten wie im Schlechten.“ Der Schwertmeister blinzelte und erklärte dann erstickt: „Die wenigen verbliebenen Bewohner der Barbarenlande leben seit Jahrzehnten in Angst vor zerstrittenen Kriegsfürsten, und einer hat Sechsfinger angeheuert, um gegen einen übermächtigen Konkurrenten zu bestehen. Als die Invasion bevorstand, hat Sechsfinger heimlich alle Vorräte der bedrohten Gebiete vergiften lassen. Die feindliche Armee ging unter Qualen zugrunde – und mit ihr ein ein halbes Dutzend ahnungsloser Jurtendörfer. Das ist zumindest, was ich hörte, allzu viele Nachrichten aus den Barbarenlanden dringen ja nicht an unsere Ohren.“

Er fixierte Orfen und knurrte beleidigt: „Ich verstehe Euch, Statthalter, und Sechsfingers Gnadenlosigkeit ist vielleicht genau das, was wir benötigen. Doch Ihr hättet Euch zumindest mit Eurem Schwertmeister beraten können. Oder wozu habt Ihr mich in dieses Amt berufen?“

Orfen senkte seinen Blick. „Das war erst später. Und als ich dich zum Schwertmeister ernannte, wusste ich noch nicht, ob Sechsfinger meine Nachricht überhaupt erhalten hatte. Dennoch tut es mir leid. Ich hätte es dir, hätte es irgendjemandem enthüllen sollen.“ Seine dunklen Augen sahen Janis eindringlich an und baten stumm darum, nicht zu enthüllen, dass Orfen ihn noch vor seinem Schwertmeister eingeweiht hatte.

„Sehen wir das Positive dieser Überraschung“, meinte Janis hastig. „Wir bekommen etwa hundert zusätzliche Verteidiger. Schaden wird es nicht.“

„Die Frage ist jedoch, wem diese Söldner dienen sollen“, merkte Daroscha an und stemmte ihre Hände in die Hüften.

Orfen runzelte seine Stirn. „Dem Statthalter Andors, wem sonst?“

„Selbst unsere Krieger gehorchen nicht einfach bedingungslos unserem Fürsten, sondern einem Rat aus mehreren Kommandanten. Wenn der Fürst im Kampf fällt – möge Mutter Natur uns davor behüten – dann dürfen wir nicht kopflos dastehen, eine bittere Erfahrung, die unser Volk im Unterirdischen Krieg machen musste. Es wäre verantwortungslos, den Befehl über Sechsfinger nur einer einzigen Person zu überlassen.“

„Es ist das Gold des Landes Andor“, entgegnete Orfen.

„Ein Land, das nur aufgrund der bereitwilligen Hilfe von Bewahrern und Schildzwerge noch existiert“, meinte Kunar trocken. „Es erscheint mir sinnvoll, den Befehl aufzuteilen. Allerdings denke ich, dass unsere verehrte Daroscha mit der Ausbildung aller Rekruten bereits ausgelastet ist. Ich dagegen besitze als stellvertretender Oberster Wächter des Baumes der Lieder Erfahrung in der Verteidigung gefährdeter Orte.“ Er lächelte gewinnend und ignorierte Daroschas verächtliches Schnauben.

Während Armond sich für Orfens alleinigen Anspruch als Befehlshaber der Söldner aussprach überlegte auch Janis sich Argumente, die Orfens Anspruch untermauerten. Dass Sechsfinger die Rietburg unterstützen würde, konnte er nicht mehr verhindern, also wollte er zumindest Orfen unterstützen, um auch in Zukunft zu Besprechungen wie diesen geladen zu werden. Der Statthalter verlangte zwar danach, dass jeder seine Meinung sagte, doch gewiss wäre er dennoch eher dann erfreut, wenn seine Meinung sich mit der von Janis deckte. Dann jedoch hatte er eine bessere Idee.

„Mit Verlaub, auch ich denke, dass es sinnvoller ist, den Befehl aufzuteilen“, sagte Janis, nachdem Armond geendet hatte. „Wenn Sechsfinger wirklich so gefährlich ist, dann wäre es ein Risiko, ihn nur an eine Person zu binden. Mein Vorschlag wäre, dass er unter den Befehl von euch Vieren gestellt wird und er sich bei widersprüchlichen Befehlen nach den

Anweisungen des Statthalters zu richten hat – es sei denn die anderen sind einstimmig anderer Meinung.“

Orfen blickte ihn betroffen an, doch Janis fuhr fort: „Ich frage Euch, Statthalter, beugen die Helden von Andor sich widerspruchslos dem Wort ihrer rechtmäßigen Königin, oder beraten und einigen sie sich untereinander?“

Noch bevor er fertig gesprochen hatte, konnte er sehen, wie der Wolfskrieger seinen Vorschlag innerlich annahm. „Also schön!“, knurrte der Statthalter. „Wir machen es nach Sajins Vorschlag, es sei denn, jemand will erneut widersprechen.“ Niemand wollte.

Noch eine Stunde lang berieten sie sich über den Zustand der Mauern, Rüstungen und Waffen, über die Fortschritte der Rekruten und die Möglichkeiten, den Durchfall einzuschränken. Janis schwieg die meiste Zeit über, lauschte aufmerksam und lächelte still in sich hinein, als Orfen verlegen meinte, dass der Durchfall so schlimm nun auch nicht war. Als die Beratung zu Ende zu gehen schien, hatte Janis noch nichts Wesentliches beigetragen. Wenn der Statthalter ihn auch zu den nächsten Besprechungen einladen sollte, musste er das ändern! Glücklicherweise hatte er schon vor einigen Tagen eine passende Idee gehabt.

„Meister Kunar, wie viele Pfeile haben wir inzwischen vorrätig?“, fragte er also.

„Etwas weniger als dreißigtausend“, meinte der Bewahrer mit unverhohlener Neugierde.

„Das macht knapp vierhundert Stück pro Bogenschütze“, rechnete Janis schnell. „Das genügt bestenfalls für die ersten vier Tage.“

Kunar runzelte die Stirn und zählte unter dem Tisch unauffällig mit den Fingern nach, wurde jedoch von Daroscha unterbrochen: „Die Zahl stimmt, dafür sollte man keine Finger benutzen müssen. Da der Junge jedoch besser zählen kann als du, frage ich mich gerade, ob du wirklich neunmaliger Gewinner der großen Jagd bist, oder ob du dich einfach nur um neun Siege verzählt hast.“

„Wer weiß, vielleicht habe ich das ja tatsächlich und eigentlich habe ich sechzehn mal gewonnen!“, entgegnete Kunar aufgebracht.

„Du meinst achtzehn“, verbesserte die Kommandantin ihn süffisant.

„Hört auf der Stelle auf!“, befahl Orfen den sich anfunkelnden Ausbildern. „Das ist ja nicht zum Aushalten mit euch beiden! Sajin hat recht, wir brauchen mehr Pfeile, wie ich es schon seit Tagen sage.“

„Und ich kann nicht anders antworten als bisher“, meinte Kunar bedauernd. „Die Bewahrer tun was sie können, aber es würde mich wundern, wenn vor Beginn der Belagerung noch mehr als fünftausend hinzukommen.“

Janis nickte schnell. „Es gibt noch eine Möglichkeit, damit unsere Pfeile länger vorhalten“, erläuterte er seine Idee. „Wenn die Menge konstant ist, müssen wir eben den Verbrauch reduzieren. Wenn nur jeder zweite der potentiellen Bogenschützen auch schießt, haben wir pro Schütze doppelt so viele Pfeile übrig.“

„Aber dafür haben es die anstürmenden Feinde von Anfang an leichter, unsere Mauern zu überwinden“, überlegte Schwertmeister Armond skeptisch.

„Das ist richtig. Doch wenn wir die Anzahl der Bogenschützen halbieren, dann wird unsere Verteidigungsfähigkeit dabei noch lange nicht halbiert. Zumindest nicht, wenn wir nur die schlechtere Hälfte der Bogenschützen stattdessen als Nahkämpfer einsetzen. Die guten Bogenschützen haben dann mehr Pfeile zur Verfügung, bei den schlechten stellt es keinen großen Verlust dar, ihnen Schwert statt Bogen zu geben.“ Janis seufzte. „Meister

Kunar, ich schlage eine Prüfung vor, die Spreu von Weizen trennt. Lassen wir jeden schießen, so ist das eine Verschwendung von Pfeilen.“

Er blickte den Bewahrer fest an, und schließlich nickte der traurig, gefolgt von den anderen. Kunars grüne Augen musterten Janis und sagten ihm, was er längst wusste: Dass er nicht zum Weizen gehören würde.

Doch viel mehr Sorgen machte sich Janis ohnehin um Sara. Noch immer weigerten die Pfeile seiner stummen Freundin sich hartnäckig, auch nur eines ihrer Ziele zu treffen, gleichzeitig bedeutete das Bogenschießen ihr sehr viel. Kaum war die Besprechung beendet, machte Janis sich daher auf, sie vorzubereiten. Er fand sie schließlich am üblichen Treffpunkt, auf der höchsten Plattform des Kronenturms. Die Überraschung stellte Barram dar, der Zwerg, der Janis zur Besprechung gerufen hatte. Er hatte sich wie selbstverständlich auf Janis' Lieblingsplatz breitgemacht, fachsimpelte mit Rodur über Erzabbau und zeigte währenddessen Sara einige Gesten. Als sich die Klappe öffnete und Janis seinen Kopf hindurchsteckte, unterbrach Barram seine Lektion, um ihm freundlich zuzuwinken. „Hallo, Sajin!“, brummte er.

„Guten Abend, Barram!“, entgegnete Janis in einem Tonfall überraschter Freude, während er sein höflichstes Lächeln aufsetzte. Doch der Zwerg blickte ihn schon nicht mehr an, sondern zeigte Sara bereits ein weiteres Zeichen.

Solange Barram dabei war, konnte Janis nicht von der Besprechung erzählen, also setzte er sich einfach auf den Boden und wartete. Der Zwerg machte jedoch keine Anstalten zu verschwinden. Immer wieder fragte Barram ihn freundlich nach seiner Meinung, doch da Janis von kaum etwas so wenig Ahnung hatte wie von der Erzgewinnung, konnte er zum Gespräch nichts beitragen. Sara dagegen verfolgte gebannt die neue Gebärdensprache, ihre Augen ruhten fasziniert auf Barrams Händen, verschlangen jede Geste und enthielten nur eine leise Spur von blau.

Barram zeigte regelmäßig seine Begeisterung über Saras schnelle Fortschritte, insgesamt war er stets höflich, freundlich, offen, liebenswürdig und lustig. Janis konnte ihn nicht ausstehen!

Die Nacht wurde dunkler, irgendwann begann es zu regnen und mit der Zeit fielen Janis immer öfter kurz die Augen zu, bis er sich kaum noch wachhalten konnte. Die Lieder wurden ihm schwer, die Geräusche verschwammen im Hintergrund und schließlich ergab er sich dem Schlaf.

Er irrte durch den Sturm, auf den Schein des fernen Leuchtfuers zu. Unter seinen Füßen glühten die Sterne und aus der Ferne erklang ein Lied, das Kheela ihm früher immer vorgesungen hatte. Er wusste, wenn er das Feuer nur erreichte, dann würde er seine Mutter wiedersehen. Ich glaube, du bist weit mehr als nur eine flackernde Kerze, klang die raue Stimme des Statthalters durch den Sturm und er bemerkte, dass er eigentlich eine Kerze war, die langsam vorwärts kroch, und dass die Sterne nur Wachstropfen waren, die er verlor. Langsam verklang das Lied, je näher er dem Feuer kam, und als er es schließlich erreichte, da war es ein großes Auge, dessen Iris zwischen wolkenblau, luftpurpur und flammengrau schwankte. Dann wuchs die schwarze Pupille, als wäre der Saft einer Belladonna hineingeträufelt worden, und die schillernden Farben erloschen. Der Sturm wurde lauter, die Böen trugen die Stimme eines Zwerges und sprachen von Erzen und Gebärd. Die Stimme zerrte an der Kerzenflamme, die flackerte und schließlich erlosch.

Der Kronenturm der Rietburg wird in rotes Licht getaucht, und neben der Flagge mit der Sternblume hockt ein blutroter Hahn. Er sieht sich um, Gier schimmert in seinen leeren Augen, und er breitet seine Flügel aus, die plötzlich das ganze Rietdach bedecken. Der Hahn wächst, seine Federn strahlen in Rot und Gold, sein Körper knickt den Fahnenmast einfach beiseite. Der sichelförmige Schwanz ragt über die Brüstung bis auf den Burghof, und als der Hahn seines mörderischen Schnabel öffnet, quillt pure Dunkelheit heraus. Und vor der Rietburg regt sich das Land, das goldene Gras wird von grauem Staub bedeckt und finstere Schatten gleiten über die Mauer und durch das offene Tor. Und der rote Hahn reckt sich und öffnet seinen Schnabel noch weiter, um alles zu verschlingen.

„Na endlich! Das ist mein dritter Versuch, normalerweise schläfst du um diese Zeit schon längst“, beschwerte sich Nomion. Janis blinzelte und ließ seinen Blick über die ausgestorbene Rietburg und den diffusen Nebel schweifen. Er stand vor dem Portal zum Thronsaal, der erste Krahder hatte sich auf den Boden gesetzt und starrte in den grauen Himmel.

„Was ist, Nomion? Weshalb besuchst du mich schon wieder?“

Der Hexer fixierte Janis und legte seinen Kopf schief. „Meine Späher haben eine seltsame Truppe gesehen, eine Hundertschaft von Menschenkriegern, die sich zur Rietburg bewegen. Weißt du etwas von ihnen?“

„Sechsfinger! Ein Söldner aus den Barbarenlanden, den Orfen angeheuert hat, um die Rietburg zu unterstützen.“

„Wie immer gut informiert“, schmunzelte Nomion.

„Ich durfte heute bei einer aufschlussreichen Besprechung zugegen sein“, entgegnete Janis ernst und gab dann wieder, was er erfahren hatte. Er hätte normalerweise verschwiegen, was nicht für seine Aufgabe nötig war, doch jetzt war die Zeit des Zögerns vorbei. Es erschien gar nicht mehr so unwahrscheinlich, dass Andor die Belagerung mit Hilfe von Söldnern und Schildzwergen tatsächlich zurückschlagen könnte, und Janis durfte kein Risiko eingehen.

„Diesen Sechsfinger können meine Kreaturen einholen und töten, ehe er die sichere Burg erreicht. Doch die Schildzwerge bereiten mir Sorgen!“

„Ich weiß, was wir gegen sie unternehmen können“, meinte Janis traurig. „Sie können uns nur zu Hilfe eilen, weil alle Kreaturen ohnehin hier vor der Rietburg stehen werden. Doch wenn die Armee aufgeteilt wird und eine Hälfte nahe der Zwergenmine bleibt, dann werden sie Cavern nicht verlassen können.“

„Aber damit hätte meine Armee nur noch die halbe Schlagkraft!“, erwiderte Nomion aufgebracht. „Ich sammle nicht seit Wochen Truppen zusammen, nur um jetzt die Hälfte wegzuschicken.“

„Die Armee der Schildzwerge wäre gebunden. Eine Armee, die andernfalls all unsere Pläne zerstören könnte. Das ist zumindest mein Vorschlag.“

Nomion nickte nachdenklich. „Ich werde darüber nachdenken. Hast du etwas bezüglich des Statthalters erreicht?“

Janis zögerte kurz. „Ich habe Orfen dazu gebracht, regelmäßig unseren eigenen Brunnen zu vergiften, sodass die Rietburg die nächste Zeit unter Durchfall zu leiden hat.“

Nomion schüttelte nur verächtlich den Kopf. „Durchfall? Weshalb so zimperlich, mein kleiner Verräter? Nein, das ist die Mühe nicht wert. Aber ich hätte eine Idee. Unser Gespräch barg so viele Anregungen. Endlich eine würdige Aufgabe für meine neue

Dienerin!“ Er verzog seine grauen Lippen zu einem Grinsen, das Janis einen Schauer über den Rücken jagte.

„Ich habe übrigens auch eine Idee was die Söldner betrifft“, meinte Janis. „Vielleicht wäre es besser, sie nicht anzugreifen. Mit etwas Geschick bieten sie lebend größere Vorteile. Doch dazu brauche ich die Hilfe eines Hexers ...“

Plötzlich ertönte ein langgezogener dumpfer Schrei, der die Burg in ihren Grundfesten erschütterte. Nomion bewegte seinen Mund, ohne gegen den Lärm anzukommen. Doch auch bisher hatte Janis im Traum nie die Worte in der fremden Sprache selbst benötigt, und so verstand er auch jetzt den Sinn des Gesagten: „Wir sprechen später weiter.“

Dann zerstob der Traum.

Im ersten Moment befürchtete Janis, jemand sei vom Kronenturm gestürzt, doch dann erkannte er, dass Barram nur seiner Begeisterung Ausdruck verlieh. „... ist unglaublich! Habt ihr das gesehen? Sara hat vor wenigen Stunden erstmals von dieser Sprache gehört, und inzwischen kann sie sich schon mit mir unterhalten!“ Der Zwerg lachte und sprang auf, ohne dabei nennenswert größer zu werden. Janis setzte sich aufrecht hin und versuchte die Schmerzen in seinen steifen Gliedmaßen zu ignorieren.

„So etwas habe ich noch nie erlebt! Jedes Zeichen beherrschst du sofort, keines hast du vergessen. Wie kannst du das alles nur behalten?“

Sara schlug geschmeichelt die Augen nieder und Janis zog sich an der Mauerkante hoch. Den Unmut in seinem Inneren konnte er sich nicht erklären, er selbst hatte schon oft genug bemerkt, wie klug Sara war. Doch dass Barram es jetzt auch feststellte, störte ihn irgendwie, hinterließ ein seltsames nagendes Brennen in seinem Bauch. Das breite Grinsen unter dem Bart, die strahlenden Augen, die Bewunderung in der Stimme des Zwerges, irgendwie hinterließ das alles in Janis nur einen Brechreiz.

Barram schüttelte begeistert den dicken Kopf, dann hielt er inne und musterte Sara. „Mein Freund Garin, möge Mutter Natur über seine Seele wachen, hat mir einmal von einem Kind aus dem östlichen Rietland erzählt. Er sagte, er kam zu einem Bauernhof, wo ihn ein fünfjähriges Mädchen mit blonden Zöpfen in fließendem zwergisch begrüßte.“

Sara lächelte traurig, ihre Iriden färbten sich blau und sie nickte leicht. „Damals habe ich ihm nicht geglaubt. Aber jetzt ... stimmt auch der Rest dessen, was er erzählt hat?“ Erneut nickte Sara. „Oh, Mädchen, das tut mir leid. Manchmal können Menschen entsetzlich dumm und böse sein. Ich muss aber zugeben, das gilt für Zwerge genauso.“

Rodur runzelte die Stirn und öffnete den Mund, und auch Janis verspürte große Neugierde. Doch Sara gebärdete schnell in ihrer eigenen Sprache: *Ich. Nein. Wollen. Erzählen. Davon.*

Also nickte Janis nur und schaute woandershin. Nur durch Zufall bemerkte er die Gestalt, die über den Burghof schlich. *Endlich eine würdige Aufgabe für meine neue Dienerin!* Doch es war nur der Statthalter, der noch immer nicht verstanden hatte, dass Verstohlenheit ihn nicht unauffälliger machte und dass es sich mitunter lohnen konnte, nach oben zu schauen. Leise winkte Janis seine Freunde zu sich, obgleich Orfen über den Regen gewiss ohnehin nichts von ihnen hören könnte. Zu viert sahen sie durch das fallende Wasser hindurch, wie der Wolkrieger zum Brunnen ging, etwas unter seinem Pelzmantel hervorholte und hineinwarf. Janis sah Sara zufrieden nicken, Rodur nachdenklich in den Regen starren ... und Barram, dem unter seinem Bart fassungslos der Mund aufklappte. In

diesem Moment wusste Janis, dass dieser erste Teil seines Plans Früchte getragen hatte. Jetzt musste er schnell handeln, damit der Zwerg seine eigenen Schlüsse zog.

„Ich würde gerne kurz mit meinen beiden Freunden allein sein“, meinte er stockend. Barram war entweder zu verwirrt oder zu höflich, um beleidigt zu sein. Schweigend entfernte er sich und schloss die Klappe mit einem lauten Knall.

„Warum hast du ihn fortgeschickt?“, fragte Rodur erstaunt.

„Weil ich Orfen versichert habe, dass niemand von seinem Auftrag erfährt. Eigentlich hätte ich auch euch beiden nichts erzählen dürfen, Barram zumindest kenne ich noch nicht lange genug.“

Wenn. Kind-von-Fluss. Nein. Erzählen. Dann. Rund-Zwerg. Vielleicht. Bekommen werden. Falsch. Verdacht. befürchtete Sara.

„Wir wissen nicht, weshalb Orfen es geheim halten wollte“, raunte Janis. „Aus welchem Grund auch immer er unseren eigenen Brunnen vergiftet, es soll niemand erfahren. Barram hat nur gesehen, wie Orfen etwas in den Brunnen tut, mehr nicht. Es kann alles mögliche bedeuten, doch wenn er jetzt noch hört, dass Orfen Sapien-Knollen sammeln ließ, die Durchfall verursachen, wird er ihm dann wohl mehr vertrauen?“

Sara biss sich auf die Lippe und nickte dann. *Wolf-Krieger. Sein. Held. - Rund-Zwerg. Müssen. Wissen. Auch. So.*

„Ja!“, bestätigte Rodur. „Unsere Informationen lassen den Statthalter tatsächlich eher schlechter dastehen, wenn man es nicht besser wüsste ...“ Er unterbrach sich und schüttelte kurz den Kopf: „Sag mal, Janis, was wollte Orfen eigentlich von dir?“

„Scheinbar hat ihn meine Abstammung stärker beeindruckt als gedacht. Er hat mich zu einer Besprechung mit Kommandantin Daroscha, Meister Kunar und Schwertmeister Armond gerufen.“ Er blickte Sara in die Augen und atmete tief ein. „Wir haben unter anderem beschlossen, dass Kunars Schüler eine Prüfung bestehen müssen, um während der Belagerung keine Pfeile zu verschwenden. Nur wer gut genug schießt ...“

Er brach ab, als er sah, wie das Blau in Saras Augen zunahm. *Nein. Traurig. Sein.* gebärdete sie. *Kind-von-Fluss. Kämpfen werden. Mit. Sohn-von-Feuer. Aber. Sehen werden. Mädchen-ohne-Worte. Oft. Genug.* Sie lächelte und Janis gestand nicht, dass ihre eigene Prüfung seine größere Sorge war.

„Also gut!“, sagte Rodur schließlich. „Dann holen wir mal Barram wieder hoch.“ Doch der Zwerg war bereits gegangen.

Später Nachmittag, 73. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Rietburg, Andor

Es geschah drei Tage später. Zum nachmittäglichen Training hatten sich Kunars Schüler an ihrem üblichen Platz versammelt, doch anstatt Strohfiguren waren Stoffpuppen auf die Pfähle gehängt. Es war ein windiger Tag und Kunar hatte dies zum Anlass genommen, damit die Rekruten gleich zwei Dinge üben konnten: Das Schießen bei Wind und auf bewegte Ziele. Janis konnte seinen eigenen Pfeilen nur mit Mühe folgen, die Böen rissen sie in die verschiedensten Richtungen und wenn er doch in die Nähe des Stoffes traf, dann war der zumeist in eine andere Richtung geflattert.

Plötzlich hörte er einen überraschten Ausruf von Meister Kunar. Er hob den Kopf und sah fragend zu Sara, die ihn jedoch nicht bemerkte. Sie starrte nur auf den Pfeil, der sich im Stoff verfangen hatte, und Janis brauchte einige Herzschläge, um zu begreifen, dass sie ihr

Ziel getroffen hatte. Dann jedoch ließ er seinen Bogen fallen und rannte begeistert auf sie zu. „Du hast es geschafft!“, rief er über den Wind und stockte erst, als er direkt vor ihr stand und das eisige Grau ihrer Augen sah. Sie war nicht erfreut, sondern ... erzürnt?

Eine Gestalt eilte an Janis vorbei und des grünen Stoffes wegen dachte er zunächst, es wäre Meister Kunar. Doch es war eine andere Bewahrerin, eine derjenigen, die als Späher ausgesendet worden waren. Ihre Beine zitterten, rote Striemen überzogen ihr Gesicht, Furcht und Erschöpfung standen in ihren Augen und sie schien ihren Bogen verloren zu haben. Der Schrei von Kunar hatte wohl doch nicht Saras überraschendem Treffer gegolten.

Im nächsten Moment war der Meister der Pfeile heran und fing die Bewahrerin auf, ehe sie zusammenbrechen konnte. Sie sank in seine Arme und er tätschelte ihr beruhigend den Rücken, während er angestrengt ihren gehauchten Worten lauschte. Seine grünen Augen weiteten sich, dann versteinerte sein Gesicht. Er trat einen Schritt zurück, vergewisserte sich, dass die Bewahrerin sicher stehen konnte und blickte seine Schüler düster an.

„Sie kommen!“



Zwischenspiel XI – List und Tücke

Mondhoch, 74. Herbsttag 76 a.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Das erste, was Ken Dorr wahrnahm, war die abscheuliche Mischung aus Fäulnis und Trockenheit auf seiner Zunge, gefolgt von der Kälte des glattpolierten Steinsitzes und einem schwachen blauen Glühen, aus dem sich nur langsam erste Umrisse schälten: Ein Saal mit halbkreisförmigen Sitzreihen, der geschuppte Leib eines zusammengerollten Drachen. Und ein Schatten mit gezackter Maske und weiß glühenden Augen, der in der Mitte der großen Halle schwebte, von purer Dunkelheit umgeben und zugleich Quelle des fahlen Lichts.

„Willkommen!“, rief der Schwarze Herold und hob eine dunkle Faust. Seine tiefe Stimme hallte laut von den Wänden und den runden Sitzreihen wider. „Ich begrüße euch zur zweiten Sitzung des Ewigen Rates.“

Ken Dorr fuhr sich mit der Zunge über die ausgedörrten Lippen und spuckte einmal aus, um den Geschmack des Todes aus seinem Mund zu entfernen. Der Schwarze Herold mochte eine schnelle Möglichkeit gefunden haben, den Ewigen Rat zusammenzurufen, aber angenehm war Sterben nicht.

„Fünfzig Tage sind vergangen, seitdem wir zuletzt zusammenkamen, und jeder von euch hatte seine eigene Aufgabe zu meistern, seine eigenen Probleme zu überstehen. Doch ihr wart eine Enttäuschung, allesamt!“

Der Herold zog sein dunkles Schwert und deutete damit auf eine hagere Gestalt von fast sechs Schritt Größe. Im Zwielflicht erkannte Ken vom riesenhaften Hexer nicht mehr als die auf den beinernen Stab gestützte Silhouette und die gelb funkelnden Augen.

„Nomion, Erster der Krahder! Dein Volk unterwarf Andor in einem Mond, du jedoch hast nicht einmal mit der Belagerung der Rietburg begonnen.“

„Meine Armeen sind auf dem Weg“, flüsterte der Krahder, mühsam unterdrückter Zorn schwang in seiner tonlosen Stimme mit. „Es dauerte länger als erwartet, denn der Statthalter wurde leider ... vorgewarnt.“ Ruhig erwiderte Ken den finsternen Blick Nomions.

„Doch ich habe Verräter in Andor, die mir gute Dienste leisten werden und die bereits ein Haar des Wolfskriegers beschafft haben.“

„Ausflüchte!“, rief der Schwarze Herold kalt, ehe er sich dem nächsten Mitglied des Ewigen Rates zuwandte.

„Und du, Varkur? Du hattest nur eine einzige Aufgabe, und du hast versagt! Dir, dem mächtigsten Dunklen Magier aller Zeiten, ist es nicht gelungen, in eineinhalb Monden einen verdamnten Wolf aufzuspüren?“ Der finstere Nebel, der sich über die steinernen Sitze gelegt hatte, spuckte ein Büschel nachtschwarzer Haare aus. Eine grässliche Stimme wie kreischendes Metall warf ihr Echo durch die dunkle Halle: *„Ich erfüllte meinen Auftrag, doch ich sah keine Möglichkeit, davon zu berichten. Ihr könnt uns zu Euch rufen, wie es Euch beliebt, aber wir können nicht von uns aus mit Euch in Kontakt treten. Oder zumindest war das bisher so.“*

Aus dem schwarzen Nebel floss ein Strom aus flüssigem Silber über die Sitzreihen, teilte sich um den Drachen und das steinern Pult, zu dem alle Sitze ausgerichtet waren, und stieg an der Wand dahinter in die Höhe, verteilte sich, bedeckte die Runen und hinterließ einen riesigen, sich leicht kräuselnden Spiegel. Einige silbrige Tropfen lösten sich aus der Fläche und schwebten durch den Raum, bis einer vor jedem Mitglied des Ewigen Rates in der Luft hing. Als Ken nach dem Tropfen vor seiner Nase griff, bildete sich aus Fäden der Dunklen Magie ein zylinderförmiges Döschen darum, das leicht wie Tau in seine Hand fiel.

„Ich kann das Quecksilber zu einem Gedankenspiegel formen. Eine Verbindung von jedem dieser Tropfen zu dieser Halle.“

Die silberne Fläche färbte sich zu einem Mosaik aus verzerrten Bildern, die sich nach und nach tiefschwarz färbten, als auch die letzten Tropfen in Dunkelheit verpackt wurden.

„Holt die Tropfen ins Licht und was sie sehen, wird an diesem Ort widergespiegelt, was sie hören, wird auch hier zu hören sein. Wer immer sich hier aufhält wird wissen, dass ihr etwas zu sagen habt.“

„Hervorragend!“, rief der Schwarze Herold anerkennend. „Es hat sich also gelohnt, dich in den Ewigen Rat zu rufen. Und was den Wolf betrifft: Ich kenne eine gewisse Gruppe, der dieses Biest viel bedeutet.“ Er brach in schauriges Gelächter aus, in das der übrige Rat verhalten miteinstimmte. Jäh fuhr das Gespenst herum, jede Regung war mit beängstigender Plötzlichkeit verschwunden. Seine Maske neigte sich den Sitzen entgegen, auf denen neun Gestalten in einer Reihe saßen. „Schwarze Kogge! Was habt ihr erreicht?“

Ein großer Mann mit blauer Haut stand auf, der rötliche Greifvogel auf seiner Schulter flatterte unruhig, um das Gleichgewicht zu halten. „Die Schwarze Kogge jagt wieder!“, meinte er ruhig.

Eine andere Gestalt erhob sich, eine Frau mit grüner Haut und grünem Haar, über die Ken Dorr nicht viel wusste. „Wir haben inzwischen fast ein Dutzend Arrogas aufgespürt, außerdem scharenweise Meerestrolche, die wir mit Mutters Geschenk problemlos unter Kontrolle halten können. Und wenn unser Bündnis mit König Warx erst ausgehandelt wurde, werden uns auch die Nerax folgen.“

„Beeindruckend! Das sind ja fast schon gute Nachrichten! Immerhin ihr habt begriffen, dass falscher Stolz uns nicht davon abhalten darf, zusammenzuarbeiten. Andere dagegen enthüllen unseren Feinden Informationen und schaden so dem Ewigen Rat. Wozu, Dieb? Deine Aufgabe war eindeutig, die Helden in unsere Pläne einzuweißen gehörte nicht dazu!“

Ken stand auf und verneigte sich tief. „Es war notwendig, um ihr Vertrauen zu erringen. Ich konnte sie zu einer Reise in den Süden drängen, tief ins Graue Gebirge. Sie suchten

nach Antworten, und haben bloß Zeit verloren.“ Ken sah dem Ersten Mitglied des Ewigen Rates fest in die leuchtenden Augen. Er hatte schon immer gut lügen können.

„Auch Eure eigentliche Aufgabe habe ich gemeistert. Ihr habt nicht umsonst einen Dieb in Euren Rat geholt.“ Ken tastete nach dem Beutel an seinem Gürtel. Er hatte gewusst, dass er jederzeit zum Rat gerufen werden könnte, daher hatte er ihn stets am Körper getragen.

Seine bleichen Finger öffneten geschickt die Lederschnüre und zogen vier Wachsklumpen heraus, in die je ein Buchstabe geritzt war. „Chada, Thorn, Drukil und Leander. Da letzterer noch weniger Haare trägt als ich, musste ich mir mit einem Fingernagel behelfen. Nicht sonderlich appetitlich, aber was tut man nicht alles für seine Belohnung.“ Als die vier Klumpen zum Herold schwebten, senkte Ken demütig den Blick und wartete.

„Es ist nicht deine Aufgabe, über Notwendigkeit zu entscheiden!“, dröhnte der Schwarze Herold schließlich. „Ich bin das erste Mitglied des Ewigen Rates, ich trage die Verantwortung dafür, dass wir unsere Rache bekommen! Wir alle werden durch dieses Ziel geeint, aber wir brauchen einen Anführer, und der bin ich. Deine Erfolge lassen mich deinen Ungehorsam nur teilweise verzeihen, Ken Dorr. Lass mich nicht bereuen, dir ein zweites Leben geschenkt zu haben. So etwas darf sich nicht wiederholen!“ Ken atmete erleichtert aus und hob den Kopf. Die Schatten um das Gespenst wirbelten auf, als es sich in der Luft drehte und in die tiefe Dunkelheit des Saales blickte, wohin auch das blaue Glühen nicht mehr reichte.

„Und was haben die gewaltigen Mächte des Meeres inzwischen erreicht?“, fragte der Schwarze Herold voller Spott. Eine eisiger Windstoß fuhr erzürnt durch den Saal, baumdicke Fangarme zertrümmerten eine ganze Sitzreihe und aus dem Augenwinkel bemerkte Ken, dass Varkurs Dunkelheit einem gequälten Tier gleich zuckte. Doch es war Kenvilars beißende Stimme, die aus dem Dunkel sprach: „Unsere Suche nach dem zukünftigen Baum des Anbeginns schreitet voran, doch der Ozean ist weit und auch wir kennen nicht alle seine Tiefen.“

„Mit anderen Worten: Ihr habt nichts erreicht! Auf die Macht und Weisheit der drei Mächte habe ich mir so große Hoffnungen gemacht, doch euer Versagen war am größten.“ Der Schwarze Herold wirkte gefasst, doch seine weißen Augen flackerten und Ken meinte, den Wahn darin zu erkennen, das tosende Verlangen nach Rache. „Ihr müsst den Samen finden! Der Baum der Lieder soll brennen und ich möchte auch die Macht des zweiten Herzens in unserem Besitz.“

„Wenn jemand diesen Samen findet, dann wir“, entgegnete Kenvilar unbeeindruckt. Nur ihre orangenen Augen glühten aus dem Schatten, funkelten höhnisch. „Außerdem haben wir ein Ritual vorbereitet, das uns in anderer Hinsicht helfen wird. Gebt uns, was von unseren Feinden genommen wurde, was einst Teil von ihnen war, und die Helden von Andor werden die längste Zeit Helden gewesen sein. Jedes Wesen zwischen Himmel und Meer wird sie hassen.“

Der Schwarze Herold zögerte kurz, dann nickte er zustimmend. „Ihr werdet es nicht wagen, mich weiterhin zu enttäuschen. Wenn euch auch ein halbes Haar genügt, dann werden Orfen, Chada, Thorn, Drukil und Leander euch gehören.“

„Nicht Leander!“, rief da eine besorgte Stimme und brachte jedes andere Geräusch zum Verstummen. Ken blinzelte und suchte die Sitzreihen ab, bis sein Blick an Callem hängen blieb. Er stand aufrecht da, doch sein kahler Kopf war gesenkt. „Er ist keiner von ihnen! Er... ist mein Bruder.“ Langsam sah der Kapitän der Schwarzen Kogge auf, Stolz lag in

seinen kalten gelben Augen. „Leander begleitete die Helden von Beginn an nur in meinem Auftrag, um sie zu verraten.“

Ken erstarrte. Er hätte Leanders Treue niemals angezweifelt, doch jetzt bemerkte er die Ähnlichkeit zwischen Callem und dem Seher. Wie viele Personen mit tiefblauer Haut kannte er? Ken war seit jeher stolz auf seine Schläue, doch plötzlich fühlte er sich sehr dumm. Hatte Leander ihn nur deshalb so oft unterstützt, weil er den Sieg des Ewigen Rates wünschte? Mit wachsendem Grauen wurde Ken klar, wie gefährlich der Blinde für ihn war. Nicht nur sein zweites Gesicht stellte ein Risiko dar. Wenn der Seher mit seinem Bruder zusammenkam und ihm berichtete, was die Helden von Andor tatsächlich im Grauen Gebirge herausgefunden hatten ...

„Weshalb erfahren wir das erst jetzt?“, brüllte der Schwarze Herold schließlich zornig und durchbrach damit die fassungslose Stille. „Weshalb hast du es bisher nicht für nötig gehalten, uns einzuweihen?“

„Ich wusste nicht, wie sicher es ist. Vom Angriff auf ihre Burg haben unsere Feinde schließlich auch frühzeitig erfahren.“ Callem strich sanft über den Kopf des monströsen Vogels und schien in keiner Weise besorgt ob des fahlen blauen Lichtes, das ihn als unmissverständliche Drohung einhüllte. „Leander steht treu auf meiner Seite, und ich stehe auf der Seite des Ewigen Rates. Und wenn das Ende der Helden von Andor naht wie Ihr es Euch ausgemalt habt, dann werden wir gemeinsam feiern.“

„Ich bin so enttäuscht!“, zischte der Schwarze Herold. „Wir müssen endlich zu gemeinsamer Stärke finden, anstatt uns nur gegenseitig zu misstrauen und nicht mehr zu tun, als notwendig ist. Habe ich euch nicht ewiges Leben versprochen, göttergleiche Macht, die Erfüllung all eurer Wünsche und eure Rache? Nur ein wenig Einigkeit, und ihr werdet all das bekommen. Also gut, Kapitän! Wenn du die Wahrheit sagst, dann wird der Seher von meiner Rache verschont bleiben.“

Ken Dorr schob die Gedanken an Leander vorerst beiseite und richtete seinen Blick auf den zusammengerollten Drachen im Zentrum des Saales. Es schien ihm, als sei Tarok seit der ersten Sitzung geschrumpft. Die gigantischen Flügel waren zerknittert und ausgetrocknet, die einstmals schwarzen Schuppen grau und von feinen Rissen durchzogen. Wenn er es nicht besser gewusst hätte, er hätte ihn für tot halten können.

Bisher hatte das Ungetüm geschwiegen und mit keinem Flügelzucken gezeigt, dass es auch nur eines der Worte vernommen hatte. Jetzt jedoch würde auch der Drache von seinen Erfolgen berichten müssen, jetzt endlich würde Ken erfahren, was Tarok all die Zeit getan hatte.

„Ihr habt eure zahlreichen Misserfolge ausgetauscht, und vielleicht habt ihr daraus gelernt. Ich habe den Ewigen Rat nicht gegründet, damit wir auf uns allein gestellt kämpfen, sondern damit wir die Helden von Andor mit ihren eigenen Waffen schlagen: Mit Einigkeit! Mit Gemeinschaft!“, rief der Schwarze Herold stattdessen, und Ken ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken. Er würde den Zweck des Drachen schon noch herausfinden.

Der Schwarze Herold seufzte getragen, sein schattenhafter Umhang bauschte sich bedrohlich auf. „Es wird Zeit, dass ihr neue Aufgaben erhaltet. Doch da ihr scheinbar zu misstrauisch seid, um euer Wissen mit dem gesamten Ewigen Rat zu teilen, bespreche ich das einzeln. Nutzt die Zeit, um euch miteinander vertraut zu machen.“

Er hob die Faust, das blaue Glühen im Saal schwoll an, seine gezackte Maske schimmerte matt. Ken schloss die Augen und wartete auf den Tod.

Nach seinem Erwachen suchte er zunächst Nomion auf, von dem er sich am meisten erhoffte. Der Hexer stand in einer halb verschütteten Halle, aus dem Schädel auf seinem Stab drang ein grünes Licht und beleuchtete die feinen Runen an der Wand. Ken konnte sie nicht lesen, doch sie waren eindeutig zwergisch.

„Ich möchte Euch um Hilfe bitten!“, sagte er und stellte sich neben den Krahder. „Von uns allen kennt Ihr den Drachen am besten, auch wenn Eure Erinnerungen womöglich ... nicht die besten sind.“

„Erinnere mich nicht daran!“, zischte Nomion hasserfüllt. „Ich tue das Beste für mein Volk, und ich hasse die Helden von Andor für das, was sie den Krahdern antaten. Aber der Schwarze Herold irrt, wenn er glaubt, ich könnte mich jemals mit Tarok versöhnen.“

Ken unterdrückte ein Lächeln. Das war ja noch besser, als er geahnt hatte. „Ob Ihr Euch versöhnt, ist mir gleich. Tarok tut ohnehin nichts, er liegt nur da und schläft. Doch genau das finde ich so merkwürdig. Er hat über Jahrzehnte seine Kreaturen gegen die Rietburg gesandt, nur um Rache an König Brandur zu üben. Doch die Helden von Andor, die ihm sein unsterbliches Leben genommen haben, scheinen ihm gleichgültig zu sein. Meint Ihr nicht auch, dass ihm das unähnlich sieht?“

Nomion nickte nachdenklich. „Ich verstehe es auch nicht. Ja, er verheimlicht etwas, und der Schwarze Herold scheint eingeweiht zu sein. Doch uns enthält das Gespenst dieses Wissen vor, obgleich er gegenseitiges Vertrauen predigt.“

Nomion schüttelte sich und murmelte zornig einige unverständliche Worte. „Geh jetzt, Ken Dorr“, hauchte er dann. „Ich werde sein Geheimnis dereinst ans Licht zerren, das schwöre ich. Und wenn es so weit ist, wird der gesamte Ewige Rat es erfahren.“

Tarok lag inmitten eines breiten Ganges und wäre in der Enge wohl kaum imstande, sich zu bewegen. Vorsichtig trat Ken näher. Die Luft um den Drachen flimmerte vor Hitze, die Zähne waren groß wie Schwertklingen. „Ich möchte Euch danken!“, begann er, doch Tarok zeigte keine Reaktion. „Dafür, dass Ihr bereit seid, unsere Sache zu unterstützen. Dafür, dass Ihr sogar mit Nomion zusammenarbeitet, obwohl der einst einen blutigen Krieg gegen Eurer Art führte.“

Jetzt schnaubte Tarok leicht. Das Ken zugewandte Auge öffnete sich einen Spalt weit. Eine geschlitzte Pupille richtete sich auf ihn, schwarz zwischen mattem Rot.

Was möchtest du?, erklang eine müde Stimme in Kens Gedanken.

„Wie macht Ihr das, Tarok? Ich hasse Nomion immer noch stellvertretend für die Krahder, die mich getötet haben, aber Ihr hättet noch viel mehr Gründe, ihn zu verabscheuen.“

Glaubst du, das tue ich nicht? Ich würde ihn am liebsten erneut einäschern, dazu wäre ich auch in meiner jetzigen Verfassung noch in der Lage. Doch was würde es bringen? Der Schwarze Herold würde ihn einfach zurückholen.

„Auch dafür verdient Ihr meine Anerkennung. Ihr seid bereit, Euren Stolz herunterzuschlucken und Befehle von Eurem einstigen Diener entgegenzunehmen, um unserer Sache zu dienen“, entgegnete Ken respektvoll.

Verswinde!, brüllte die Stimme zornig und Ken zog sich eilig zurück, während ein leichtes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Was willst du hier, Dieb?“, fragte ein schlanker Mann mit Pferdeschwanz. An seinem Gürtel hing ein silbernes Horn.

„Ich möchte Euch eine Frage stellen. Eurem Kapitän, um genau zu sein.“

„Lass mich raten: Es geht um meinen Bruder?“

Ken fuhr herum, als eine blauhäutige Gestalt aus den Schatten trat. Wie hatte er Callem nur übersehen können? „In der Tat. Ich begleite ihn schon eine Weile, und ich habe nie an ihm gezweifelt. Er ist entweder ein meisterhafter Schauspieler ... oder Ihr irrt Euch. Wie sicher seid Ihr, dass Leander wirklich auf unserer Seite steht?“

„Ich vertraue ihm deutlich mehr als dir“, entgegnete Callem kalt.

„Wie Ihr meint. Es ist nur ... falls er doch ein Gegner des Ewigen Rates sein sollte, so wird der Schwarze Herold keine Gnade zeigen. Er wird Euren Bruder vernichten, und ich möchte sichergehen, dass Ihr darauf keine Rücksicht nehmt. Ihr seid Teil des Ewigen Rates, egal was Leander tut. Oder nicht?“

„Leander hat mich nicht verraten“, antwortete Callem zornig. „Und du kannst beruhigt sein, denn wenn er es doch getan hätte, dann wäre er nicht länger mein Bruder. War es das?“

Ken nickte und verabschiedete sich. Doch in seinem Inneren verspürte er Genugtuung über die Besorgnis, die der Kapitän so mühsam zu verbergen versucht hatte.

Dunkler Nebel wallte auf und umhüllte ihn kurz. Ken versteifte sich, doch die Schatten flossen sogleich wieder ab und zogen sich in die Wolke zurück. „Ich möchte Euch meine Hilfe anbieten!“, rief Ken in die Dunkelheit.

„Deine Hilfe? Wobei?“

Ken erschauerte. Varkurs Stimme glich einem schrillen Kreischen und weckte in ihm erneut das Verlangen, sich zusammenzukauern und beide Ohren zuzuhalten. „Bei Eurem bevorstehenden Kampf gegen die Mächte des Meeres. Leugnet Eure Pläne nicht, wenn Ihr Euer Einflussgebiet von Hadria ausdehnen wollt, so sind die Nebelinseln die einzige Möglichkeit.“

Der Nebel wogte unruhig. „Ken Dorr, hast du dich je gefragt, weshalb alle in diesem Ewigen Rat so machtversessen sind. Ich meine, was haben wir eigentlich von mehr Macht?“

Ken blinzelte verwirrt. „Ich glaube, ich verstehe die Frage nicht.“

Varkur kreischte und erst nach einigen Herzsschlägen erkannte Ken Dorr ein bitteres Lachen. „Schon gut, Dieb. Vergiss es! Aber nein, ich plane keinen Krieg gegen die Mächte des Meeres.“

„Nicht? Aber dürstet es Euch nicht nach Rache? Euer Großvater Varatan ist im Kampf gegen die Mächte des Meeres gescheitert, und dieses Scheitern hat Euer ganzes Leben geprägt. Wollt Ihr es ihnen nicht heimzahlen?“

„Ich muss wahrscheinlich nicht fragen, ob du jemals über den Sinn von Rache nachgedacht hast. Darüber, ob sie sich wirklich lohnt“, antwortete Varkur und Ken machte sich daran, sein Bild des Dunklen Magiers zu überdenken. „Doch in einer Hinsicht hast du recht, Ken Dorr: Varatan hat gegen die Mächte des Meeres gekämpft. Weil sie großes Leid verursacht haben. Und wenn der Ewige Rat Erfolg hat, werden sie über die Nebelinseln herrschen und erneut großes Leid verursachen. Aber wenn ich sie besiege und selbst über die Nebelinseln herrsche, dann wäre das vielleicht ... besser? Ich könnte ... so viel Gutes tun. Die Dunkelheit mit Licht erfüllen ...“ Der Nebel zog sich ruckartig zusammen und Varkur kreischte gepeinigt auf. Ken wich vorsichtig einige Schritte zurück.

„Doch wie soll das möglich sein?“, fragte Varkur schließlich erschöpft. „Sie sind ... zu mächtig. Schon ihre Gegenwart zersetzt alles, was noch von mir übrig ist. Sie sind unbesiegbar. Ich werde nicht ...“

„Und daher werde ich Euch helfen“, lächelte Ken. „Wenn Ihr die Nebelinseln angreift, dann würde der Schwarze Herold Euch zur Strafe töten. Doch falls die drei Mächte Euch angreifen, wird ihnen das gleiche widerfahren. Meine Macht ist das Wort. Ich bringe sie gegen Euch auf, und der Herold vernichtet sie, da sie die Stabilität des Ewigen Rates gefährden. Und ich überlasse Euch das Herz der Geburt, den Baum der Lieder, der mir versprochen wurde, dessen Macht ich jedoch nicht nutzen kann. Damit seid Ihr gegen die Mächte des Meeres gewappnet, auch wenn der Herold nicht eingreift. So oder so überlässt er Euch anschließend die Nebelinseln, und wir teilen sie unter uns auf. Was sagt Ihr, Varkur?“

Der dunkle Nebel zuckte unruhig. „Ich muss ... Opfer bringen ... Risiken eingehen ... für das Licht ... für die Erlösung ...“ Vakurs Stammeln brach ab. Dann kreischte der Magier: „Ich bin einverstanden, Dieb. Gemeinsam verleiten wir sie zum Angriff.“

Die Mächte des Meeres hatten sich in eine riesige Kaverne zurückgezogen. Das Wasser hatte sich dort gesammelt, dennoch machte ihnen die Trockenheit sichtlich zu schaffen. „Ich möchte Euch warnen“, rief Ken ihnen zu, während er näher kam und am Rand des unterirdischen Sees stehen blieb. „Varkur hat mich gebeten, dass ich ihm den Baum der Lieder überlassen soll, falls Ihr den Samen nicht findet. Er verriet mir zwar nicht wofür, aber wenn er seine Macht von Hadria aus vergrößern möchte, dann seid Ihr seine einzigen Nachbarn.“

Wind brauste auf und spritzte ihm brackiges Wasser ins Gesicht. Worte bildeten sich aus den Böen. „Er möchte den Baum des Anbeginns. Wir müssen es verhindern, Kenvilar, Oktohan. Er darf ihn nicht bekommen. Nicht der Magier.“

„Beruhige dich, Arkteron“, zerschnitt Kenvilars Stimme den Sturm. Ihre orangenen Augen glommen in der Finsternis auf und blickten ihn höhnisch an. „Du hältst dich für so schlau, was?“, spottete sie. „Ich erkenne deinen plumpen Versuch, uns gegeneinander auszuspielen, doch du bist mir nicht gewachsen. Ich kann auf Jahrtausende der Erfahrung zurückblicken. Verschwinde von hier, du lächerlicher, kleiner Emporkömmling!“

Rasch zog sich Ken zurück. *Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist*, hörte er wieder die dreistimmige Warnung des Orakels der Geister. Kenvilars argwöhnischer Blick folgte ihm noch eine ganze Weile. Und zum ersten Mal seit langer Zeit hatte er das Gefühl, versagt zu haben.



D – Der Bluter

Sonnenhoch, 75. Herbsttag 76 a.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Ein Karren nach dem anderen rumpelte durch das weit geöffnete Tor. Neben den Pferden und Ochsen liefen Knechte, welche die unwilligen Zugtiere mit Gerten antrieben. Selbst Tiere näherten sich nur widerstrebend dem allgegenwärtigen Gestank, den die überfüllten Jauchegruben über die Rietburg gelegt hatten. Noch immer hielt der Durchfall die Burg fest in seiner fauligen Hand, und Janis verspürte ein leises schlechtes Gewissen.

Wirklich? Du möchtest alle hier dem Tode überantworten und schämst dich dafür, dass sie ein wenig Durchfall haben?

„Mutter, bitte! Lass mich in ...“, flüsterte er und brach ab, als ihm auffiel, dass es nur seine eigenen Gedanken gewesen waren. Er atmete tief ein, ehe er die quälenden Wahrheiten beiseite schob und sich wieder auf seine Umgebung konzentrierte.

Er stand neben dem Burgtor im Schatten der Ringmauer, mit ausgestreckter Hand hätte er den Zugtieren übers Fell streichen können. Eigentlich hatte er die Wagen zählen wollen, doch jetzt war er abgelenkt gewesen. Diese Karren Korn waren die letzten Vorräte, die sie erhalten würden. Die Steuern waren eingetrieben und der Feind nahte.

Eine Gestalt stieg vom Wagen neben Janis, ein Mann in feiner Kleidung und mit einem madenähnlichen Bart auf seiner Oberlippe. „Sajin, welch ein Zufall! Darf ich diesmal mit dem Statthalter sprechen, oder muss ich erneut mit dir vorliebnehmen?“

„Seid begrüßt, Sadam. Ich wusste nicht, dass Ihr persönlich kommt“, antwortete Janis aufrichtig. Die anderen Großbauern hatten sich nicht mehr blicken lassen, Janis’ Drohung war deutlich genug gewesen. Aber Sadam, der Aufsteiger, war noch nie wie die anderen Großbauern gewesen.

„Ich würde ja behaupten, es sei eine spontane Entscheidung gewesen, aber leider wäre das eine Lüge“, meinte Sadam lächelnd. Er kniff die Augen zusammen und marschierte unaufgefordert auf Orfen zu, der die Einlagerung der Vorräte koordinierte. Janis folgte ihm neugierig.

„... hinten ist noch Platz! Aber danach ist der zweite Speicher gefüllt, die restlichen Wagen müssen im dritten Lager abgeladen werden!“, scholl Orfens raue Stimme über den

Burghof. Der Statthalter drehte sich um, erblickte den nahenden Großbauern und runzelte verärgert die Stirn. „Was wollt Ihr hier, Sadam? Wenn Ihr erneut über die Reform sprechen wollt, dann wendet Euch an Sajin, wenn es um den Zehnt geht, dann an Schwertmeister Armond, ich habe jetzt keine Zeit für Euch.“

Sadam verbeugte sich so tief wie eben noch angemessen. „Es ist mir auch eine Freude, Statthalter. Und herzlichen Glückwunsch zur Beförderung, Armond. Es ist großartig, dass das Amt des Schwertmeisters endlich wieder mit einem fähigen Mann besetzt ist. Malin ist viel zu früh gestorben und Rutgar war eine Enttäuschung.“ Armond nickte dem Besucher kurz zu und kratzte dann etwas auf die Schiefertafel in seiner Hand.

Sadam trat etwas näher an den Statthalter heran und sagte etwas, das Janis über den Lärm nicht verstehen konnte. Orfen seufzte, nickte widerstrebend und deutete auf den Thronsaal. Die beiden gingen los, doch dann zögerte der Wolfskrieger, drehte sich um und bedeutete Janis mit Gesten, ihnen zu folgen.

Zu dritt betraten sie den Thronsaal. Durch die geschlossenen Fensterläden drangen nur vereinzelte Lichtstrahlen und der gespaltene Holzthron war im Zwielicht nicht zu sehen. „Also, Sadam?“, fragte Orfen müde. „Was für einen Handel möchtest du mir vorschlagen?“

Der Aufsteiger lächelte in sich hinein. „Ist Euch bewusst, dass selbst Ken Dorr es nicht gewagt hat, die Steuern so sehr zu erhöhen wie Ihr? Ihr nennt es Zehnt, aber inzwischen ist ein Fünft daraus geworden.“

„Es war ein schlechtes Jahr, und eine Belagerung steht bevor“, entgegnete Orfen mürrisch. „Ich wüsste nicht, was du zu bieten hättest, um weniger abgeben zu müssen.“

„Ich möchte nicht weniger abgeben. Im Gegenteil, ich habe bereits das Doppelte dessen bereitgestellt, was ich hätte geben müssen. Die Hälfte der heute angekommenen Vorräte stammt von meinen Feldern.“

„Du erwartest doch nicht, dass du diese Felder dafür behalten kannst?“, fragte Janis vorsichtig.

„Aber nein! Geschenkt ist geschenkt, seht es als Zeichen meines guten Willens. Andor ist in Not, und das Land bedeutet mir viel.“ Orfen knurrte angesichts dieser Doppeldeutigkeit, aber Sadam fuhr unbeirrt fort: „Mein Angebot sieht folgendermaßen aus: Mein eigenes Land wird von der Bodenreform nicht betroffen – und dafür verdopple ich meine diesjährigen Abgaben ein weiteres Mal. Achtzig weitere Zentner Korn, genug um diese Burg den vierten Teil eines Mondes zu ernähren. Von fünf geernteten Ähren behalte ich dann nur eine für mich.“

„Du willst uns kaufen?“, hakte der Statthalter nach. „Das ist dein großzügiges Angebot?“

„Warum kommt die Bodenreform trotz möglicher wirtschaftlicher Nachteile? Weil sie Andor hilft, sich *jetzt* zu verteidigen. Und genau so wäre es mit meinen Vorräten. Eure neuen Krieger hätten noch immer einen Anreiz, da sie nach wie vor ein gutes Stück Boden erhalten werden. Gleichzeitig halten sie der Belagerung länger stand.“

„Meine Antwort lautet nein!“, knurrte Orfen.

„Ihr müsst abwägen, Statthalter: Euer Ziel ist es, die Belagerung auszusitzen. Gehen Euch die Vorräte zu früh aus, so werden alle hier sterben. Nur weil Ihr zu stolz wart, mein Angebot anzunehmen.“

Orfen schüttelte nur den Kopf. „Es ist ebensogut möglich, dass wir die zusätzlichen Vorräte überhaupt nicht benötigen. Dann hätten wir Euch vollkommen umsonst bevorzugt, Sadam.“

„Und daher sagte ich, Ihr müsst abwägen. Was wiegt höher? Die Möglichkeit, dass ich mein Land umsonst behalten darf, oder das Risiko, dass hunderte Menschen sterben? Bitte, lasst nicht zu, dass Andor für Eure Prinzipien geopfert wird, Statthalter!“

Orfen schüttelte zornig den Kopf. „Nein, Sadam! Entweder die Bodenreform gilt für alle oder für niemanden, alles andere wäre Willkür. Wenn Euch Andor so am Herzen liegt, dann überlasst uns das Korn eben ohne Gegenleistung.“

Der Großbauer lachte bitter. „Ich wurde als Sohn eines Tagelöhners geboren, komme aus dem Nichts, und jetzt bin ich einer der reichsten Menschen Andors. Ich bin in erster Linie ein Händler, und als solcher kann ich nicht noch mehr verschenken. Es tut mir sehr leid, Statthalter. Um all die Leben, die Euretwegen möglicherweise verloren gehen werden. Denkt darüber nach. Wenn die Kreaturen erst hier sind, wird es zu spät sein“, meinte er traurig, ehe er sich zum Gehen wandte. Als er seine Hand auf den Griff der Holztür legte, hielt er inne. „Was Ihr übrigens noch wissen solltet: Großbäuerin Kara hat ihr Korn nicht rechtzeitig trocknen lassen. Es ist noch feucht und wird schneller faul. Ihr solltet es daher als Erstes verbrauchen. Nun denn, lebt wohl!“

Sadam stieß das Tor auf und trat hinaus. Nur wenige Augenblicke später öffnete das Tor sich erneut. Peta, der junge Krieger, trat ein. „Die Söldner sind hier“, sagte er ernst.

Orfen nickte müde. „Hol ihren Anführer und den Schwertmeister her!“, meinte er rau. Peta nickte und verschwand, und Orfen wies Janis an, nach Kommandantin Daroscha und Meister Kunar zu suchen.

Beide hatte Janis schnell gefunden, und so kehrte er nach kurzer Zeit zum Thronsaal zurück. Janis folgte den beiden Lehrmeistern hinein und hörte als erstes eine schnarrende, metallische Stimme: „... und große Kessel. Bisher ist uns noch kein Feind untergekommen, den ein Regen aus siedendem Öl nicht abgeschreckt hätte. Glaub uns, Orfen, die Kreaturen fürchten es ebenso sehr wie wir Menschen.“

Irgendjemand hatte die Fensterläden geöffnet, sodass goldenes Licht in den Thronsaal strömte und den Statthalter, Schwertmeister Armond und eine weitere Person beleuchtete. Sechsfinger war kleiner als Janis ihn sich vorgestellt hatte, aber dennoch unschwer zu erkennen. Der Söldnerführer trug einen braunen Fellmantel über einem einfachen Kettenhemd. Sein dunkles Haar stand wie eine schwarze Flamme von seinem Kopf ab. Das Gesicht war durch Wunden entstellt, ihm fehlten die Nasenspitze und ein Teil der linken Wange, eine glatte Narbe zog sich über sein Kinn und eine weitere, nur schlecht vernähte, quer über seine Stirn. Überraschenderweise besaß er noch beide Augen, das eine war hellbraun und das andere von einem stechenden Grün. Seinen Namen verdankte Sechsfinger wohl der Tatsache, dass er den kleinen Finger seiner linken Hand verloren hatte und alle fünf an seiner rechten. Stattdessen besaß er zwei glänzende Klingen aus dunklem Metall, die unregelmäßig zuckten und wie eine Schere zuschnappten; offenbar ließen sie sich mit den Überresten seiner Hand bewegen.

Sechsfinger musterte die drei Neuankömmlinge kalt, dann nickte er abgehakt und seine Haare schienen unruhig dabei zu flackern. „Aber kommen wir zunächst zur Bezahlung. Du hast geschrieben, du besitzt etwa zweihundert Goldstücke. Das liegt unter unserem normalen Preis, aber für alte Bekannte werden wir eine Ausnahme machen. Gib uns das Gold, dann gehören wir und unsere Schar bis zum Ende der Belagerung dir.“

„Diesmal werden wir es etwas anders machen, Sechsfinger. Mehrere Personen werden sich den Befehl über deine Schar teilen“, meinte Orfen.

Janis schenkte den Ausführungen des Statthalters keine Aufmerksamkeit, sondern wisperte stattdessen einige unverständliche Worte, eine Nachricht an den Hexer Nomion, von der er nur hoffen konnte, dass sie ihn rechtzeitig erreichte. Er zweifelte nicht daran, dass er sich die Laute richtig gemerkt hatte, sein Gedächtnis hatte ihn noch nie im Stich gelassen.

„Schon, gut, wir haben verstanden!“, schnarrte Sechsfinger. „Und wo ist das Gold?“

„Hinter dem Thron ist eine Klappe im Boden. Darin findest du deine Bezahlung“, seufzte der Statthalter.

Sechsfinger drehte seinen Kopf ruckartig wie ein Vogel zum gespaltenen Thron. Langsam durchschritt er die Halle des Königs und zog sein linkes Bein dabei etwas nach. Die anderen folgten dem Söldnerführer.

Sechsfinger kniete sich hinter den Thron und rammte seine Klingen in den feinen Spalt an der Seite der verborgenen Klappe. Er hebelte die Abdeckung beiseite, warf einen Blick ins Innere und erstarrte. Langsam griff er mit seiner vergleichsweise gesunden Hand in die Vertiefung, dann stand er langsam auf und drehte sich zum Wolfskrieger um. „Soll das ein Scherz sein, Orfen?“ Fragend legte er seinen Kopf schief. „Wir sind eigentlich nicht zu Scherzen aufgelegt!“

Orfen runzelte die Stirn. „Stimmt etwas nicht?“, fragte er besorgt.

Janis war sich nicht sicher, was genau danach geschah. Eben noch stand Sechsfinger ruhig da, dann plötzlich hatte er einen Dolch in der Hand, den er dem überraschten Statthalter an den Hals presste. Schwertmeister Armond zog sein Schwert und wollte den Söldner zurückdrängen, doch Sechsfinger gelang es scheinbar mühelos, die Klinge mit den beiden *Fingern* seiner linken Hand abzuwehren.

„Was soll das?“, schnarrte er. „Einmal hat ein Auftraggeber uns mit Kupfer gestrecktes Gold anbieten wollen, und es ist ihm nicht gut bekommen, aber das hier ist der Gipfel der Dreistigkeit!“

Der Dolch verschwand in seinem Ärmel und Sechsfinger trat langsam einen Schritt beiseite. Orfen stürzte zur Vertiefung und spähte hinein. Dann erbleichte er. „Wie kann das sein?“, hauchte er. „Ich habe doch selbst nachgeprüft.“ Verzweifelt blickte er auf. „Sajin, du hast es doch auch gesehen! Das Gold in diesem Fach!“

Janis trat ruhig an den Rand der Klappe und betrachtete die gähnende Leere. Sorgsam gefügte Steine umgaben eine rechteckige Öffnung, angefüllt mit Luft, Staub und Dunkelheit, aber ohne das kleinste Krümelchen Gold. Nomion hatte nicht übertrieben, was seine Fähigkeiten betraf.

„Es tut mir leid, Statthalter, aber das ist schon eine Weile her. Ihr seid der einzige, der heute die Schätze gesehen haben will.“

Orfen taumelte zurück und hielt sich am großen Thron fest. „Eben noch war das Gold da!“, rief er entgeistert. „Das ist erst wenige Herzsschläge her. Und seitdem habe ich diesen Raum nicht mehr verlassen.“

Armond formte besorgt den *Kreis des Lebens*, eine abergläubische Geste zur Abwehr böser Mächte, und Kunar murmelte ein kurzes Gebet.

Sechsfinger kniff seine ungleichen Augen zusammen. „Das spricht nicht gerade für dich, Orfen. Wir haben dich als einen Mann von Ehre kennengelernt, aber das ist schon viele Jahre her. Vielleicht wolltest du, dass wir erst nach Beendigung unseres Auftrages nach der Bezahlung fragen. Vielleicht hast du gelogen und das Gold selbst weggeschafft, um es für andere Zwecke auszugeben.“ Die beiden Klingen an seiner linken Hand schnappten bedrohlich zusammen. „Oder vielleicht wurde es tatsächlich auf unbekannte Weise geraubt,

während du zugegen warst. Es macht keinen Unterschied. Wir sind Söldner, und wir arbeiten nur gegen Bezahlung. Wenn du kein Gold für uns hast, dann sind wir umsonst hergekommen.“

„Sechsfinger, warte!“, rief Orfen entsetzt. „Wer auch immer das gestohlen hat, weit kann er nicht sein. Wir werden das Gold finden und dich bezahlen. Und wenn nicht, dann nehmen wir deinen Sold im Nachhinein aus anderen Quellen, das schwöre ich!“

„Wir sind Sechsfinger! Wir gewähren keinen Kredit, Orfen. Das haben wir noch nie getan. Wir werden jetzt gehen. Wenn du uns kaufen willst, dann musst du das Gold schnell finden.“ Der Söldner blinzelte zweimal und humpelte dann aus dem Thronsaal.

„Wir müssen die Söldner bezahlen, ehe sie verschwinden! Wenn wir jetzt schnell irgendwie an große Mengen Gold gelangen ...“, sagte Orfen rau. Er blickte Meister Kunar und Kommandantin Daroscha fragend an, doch beide schüttelten abweisend den Kopf.

„Der Reichtum der Bewahrer liegt im Leben des Waldes und dem Wissen der vielen Schriften“, meinte Kunar bedauernd. „Und die Zwergin neben mir ist ein grober Klotz ohne Mitgefühl.“

„Und du bist ein eitler Geck, gegen dessen aufgeblasenes Ego selbst ein Berg klein aussieht“, entgegnete die Schildzwergin säuerlich. Janis fand, dass beide recht hatten. „Es tut mir leid, Statthalter“, sagte Daroscha dann und Kunar schnaubte ungläubig. „Aber ich darf das nicht entscheiden. Ich werde eine Botschaft an Fürst Kram aufsetzen, vielleicht kann er die Söldner rechtzeitig einholen. Vorerst jedoch werden wir ohne Sechsfinger auskommen müssen.“

„Dann sei es so“, flüsterte Orfen und schloss schwerfällig die Klappe. „Schwertmeister Armond, unternimm alle nötigen Anstrengungen, den Dieb schnellstmöglich ausfindig zu machen. Kunar, Daroscha, sagt euren Kriegern, auch sie sollen nach verdächtigen Hinweisen Ausschau halten.“

Armond eilte aus der Halle und brüllte draußen einige kurze Befehle. Auch Meister Kunar und Kommandantin Daroscha, beide in ihren üblichen Streit vertieft, entfernten sich.

„Du hattest recht, Sajin“, murmelte Orfen, als sie allein waren. „Wir haben wirklich einen Saboteur auf der Rietburg. Wurde das Gift im Brunnen nachgefüllt?“

„Leider nicht, Statthalter“, antwortete Sajin. „Aber wenn er möchte, dass das Schwarze Herzblatt seine Wirkung entfaltet, dann muss er es bald tun. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, dass er von den Sapien-Knollen erfahren und seine Strategie geändert hat.“

„Wir müssen ihn finden, jetzt mehr denn je!“ Orfen atmete tief durch und setzte an, etwas zu sagen. Doch in diesem Moment wurden die Torflügel aufgerissen und eine einsame Gestalt durchquerte die Halle. „Was ist jetzt schon wieder, Sadam?“, fragte Orfen aufgebracht.

Der Aufsteiger verbeugte sich tief, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen. „Seid erneut begrüßt, Statthalter! Ich habe gehört, dass Ihr Eure Söldner nicht bezahlen könnt. Doch glücklicherweise steht in diesem Moment einer der reichsten Menschen Andors vor Euch.“

„Du willst das Geld für Sechsfinger bereitstellen?“, hakte Orfen vorsichtig nach.

„Ich habe ihn bereits angeheuert. Gefährliche Zeiten stehen bevor, ein paar Krieger können nie schaden.“

Janis riss die Augen auf. Wenn Sadam die Söldner schon bezahlt hatte, dann konnte niemand anderes sie mehr anwerben. Auch nicht Fürst Kram. Auch nicht Nomion. Der Hexer würde nicht erfreut sein.

„Ich befehle die Krieger, die Ihr wolltet, Statthalter. Aber was tut man, wenn der eine hat, was der andere haben möchte? Man wird sich handelseinig.“

Orfens Kiefer mahlten und seine dunklen Augen starrten den Großbauern finster an. „Ich verstehe. Du willst dein Land wirklich unbedingt behalten, was?“

„Aber nicht doch, Statthalter“, winkte Sadam ab. „Zweihundert Goldstücke sind mehr als mein Land wert wäre. Ich habe ein besseres Angebot: Ich übergebe Euch den Befehl über Sechsfingers Truppe, die versprochenen achtzig Zentner Korn und all mein Land, auf dass Ihr es im Zuge der Bodenreform nach Gutdünken verteilen könnt.“

„Und die Gegenleistung?“, fragte der Wolfskrieger rau.

„Oh, nur ein kleines Versprechen. Als Gegenleistung möchte ich ... die Hand der Königin.“

„Andor hat keine Königin“, sagte Janis schnell, um dem Statthalter Zeit zum Nachdenken zu verschaffen.

Sadam grinste abfällig. „Ihr wisst genau, wen ich meine. Wenn Ihr mein Angebot annimmt, Statthalter, dann werde ich mir Chada zur Braut nehmen. Ein Versprechen von Eurer Seite würde sie nicht zu brechen wagen.“

„Das kommt nicht in Frage!“, zischte Orfen. Seine dunklen Augen durchbohrten den Aufsteiger und an seiner Schläfe pulsierte eine Ader unter dem grau melierten Haar. „Ich werde sie nicht über ihren Kopf hinweg irgendjemandem versprechen. Außerdem hat sie bereits einem anderen ihr Herz geschenkt.“

„Die meisten Mädchen in Andor werden einem Fremden versprochen, selbst der große König Brandur musste eine politische Ehe schließen. Und ich möchte ihre Hand, nicht ihr Herz“, entgegnete Sadam ungerührt. „Soll sie sich doch einen Liebhaber nehmen, wenn sie möchte. Was interessiert mich, wer der tatsächliche Vater des Erben sein wird? Mir geht es um das, was mit der Hochzeit einhergeht: Reichtum und Macht. Macht, die ich auch zum Wohle Andors einsetzen werde. Meine Lebensgeschichte sollte beweisen, dass ich geschickt und klug genug bin, um dieses Land zu Wohlstand zu führen.“

„Auf gar keinen Fall, Sadam! Es ist ihre eigene Entscheidung, mit wem sie den Lebensbund eingehen möchte!“

„Sie würde vermutlich sogar ihr Leben geben, um die Überlebenschancen dieser Burg und somit ihres Volkes erheblich zu verbessern. Und ich verlange deutlich weniger als ihr Leben. Sie würde einwilligen, Statthalter, doch da sie jetzt nicht hier ist, müsst Ihr das an ihrer statt tun.“

„Es gibt Dinge, die kann man nicht verkaufen oder abwägen, Sadam! Chada ist eine gute Freundin von mir und einer der größten Personen, die ich kenne. Ihre. Zukunft. Wird. Nicht. Verschachert!“

Der Aufsteiger seufzte getragen. „Auch nicht, wenn Menschenleben auf der anderen Seite stehen? Wenn durch Eure Antwort Hunderte gerettet ...“

„Raus!“, brüllte Orfen mit wutverzerrtem Gesicht und schien kurz davor, sein schartiges Schwert zu ziehen und den hastig zurückweichenden Sadam damit aufzuspießen. Auch Janis wich erschrocken beiseite. Noch nie hatte er gesehen, wie der Statthalter derart die Beherrschung verloren hatte. „Wagt es nie wieder, mir ein derartiges Angebot zu unterbreiten, Sadam! Verschwindet, damit ich Euren Anblick nicht mehr ertragen muss!“

Das Lächeln auf Sadams Lippen wich einer kalten Grimasse. Der Aufsteiger nickte steif und entfernte sich. Beim Portal angekommen machte er kurz halt und stieß zornig hervor: „Es wird der Tag kommen, da Ihr Eure Entscheidung bereut, Statthalter. Wenn ich mir etwas

in den Kopf gesetzt habe, dann bekomme ich es auch! Mit Eurer Hilfe oder ohne!“ Mit diesen Worten verließ er den Thronsaal und Janis bezweifelte, ihn zum letzten Mal gesehen zu haben.

Sonnenhoch, 76. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Staunend schüttelte Janis den Kopf, als Rodur sich wieder an den Tisch setzte. „Wo geht das nur alles hin? Du hast schon zwei Schüsseln Haferbrei verschlungen, einen Räucherlachs, eine halbe Schinkenkeule und jetzt hast du dir auch noch einen Salzhering geholt.“

Du. Vergessen. Drei. Bier. ergänzte Sara belustigt und wiederholte die Worte Barram zuliebe auch in normaler Gebärdensprache. Janis wusste nicht, weshalb der Zwerg eigentlich hier war, aber in letzter Zeit wich der Baumeister nur noch während der Übungsstunden mit Meister Kunar und Kommandantin Daroscha von der Seite der drei Freunde. *Von der Seite Saras, um genau zu sein.* Warum ihm das so wenig behagte, vermochte Janis nicht zu sagen.

Rodur blickte kurz auf den fettigen Fisch in seiner Hand, nahm dann einen Bissen und stöhnte zufrieden. „Ich hatte seit fünf Tagen keine anständige Mahlzeit mehr“, meinte er mit vollem Mund. „Und Kommandantin Daroschas Training eben war mörderisch wie immer. Außerdem feiere ich – und zwar die Öffnung der Vorratsspeicher für alle künftigen Krieger.“ Er schluckte und rief laut: „Hoch lebe der Statthalter!“ Mürrisches Gemurmel erfüllte als Antwort den Speisesaal der Kaserne, das jedoch schnell wieder verstummte.

„Und wenn du so weiter machst, muss er sie morgen gleich wieder schließen“, ergänzte Baram. „Du verputzt ja alleine eine ganze Wagenladung.“ Er rutschte ein wenig näher und ergänzte etwas leiser: „Ich verstehe übrigens tatsächlich nicht, weshalb Orfen die Speicher geöffnet hat. In wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, wird die Rietburg belagert werden. Doch jetzt plötzlich, nach Tagen des Hungerns, stellt er fest, dass wir genug Vorräte haben, damit alle Rekruten sich den Bauch vollschlagen können?“

Sara gebärdete etwas und übersetzte es anschließend noch in ihre eigene Zeichensprache: *Söldner. Sein. Fort. - Vorrat. Reichen. Müssen. Für. Hundert. Weniger. Als. Plan.*

„Ja, vermutlich“, brummte Barram skeptisch. „Oder es liegt einfach daran, dass die meisten hier nicht sonderlich begeistert davon sind, dass der Statthalter sie mit der Aussicht auf etwas Land rekrutiert hat, obwohl er einen Goldschatz hatte – zumal er sich diesen Goldschatz gestern dann auch noch hat stehlen lassen. Ich sage, Orfen möchte die Stimmung aufrechterhalten!“

„Er stärkt die Moral angesichts einer bevorstehenden Belagerung. Was spricht dagegen?“, überlegte Janis und bemühte sich, genau die richtige Menge Skepsis in seine Stimme zu legen.

„Nichts, nichts!“, grummelte Barram. „Auch wenn ich mich noch immer frage, wie es dem Dieb möglich gewesen sein soll, innerhalb vom zehnten Teil einer Stunde direkt unter der Nase des Statthalters das gesamte Gold verschwinden zu lassen.“

„Er hat die Speicher geöffnet, das genügt mir als Entschädigung“, meinte Rodur zwischen zwei Bissen. „So viel durfte ich noch nie in meinem Leben essen. Bis vor wenigen Monden wusste ich noch nicht mal, wie ein Fisch aussieht, geschweige denn wie er schmeckt.“

„Wie weit sind denn die Arbeiten, Barram?“, wechselte Janis das Thema.

Die dunklen Augen des Zwerges begannen zu strahlen. „Wir sind so weit fertig. Bis der Angriff beginnt werden wir noch die Gebäude innerhalb der Ringmauer stärken. Aber ein neues Tor und starke Mauern, das Wichtigste haben wir. Und fühlst du dich angemessen darauf vorbereitet, auf diesen Mauern zu stehen, Kleiner?“

Er meint es nur freundlich, Schatz. Du darfst ihm nicht böse sein.

Aber Mutter! Wie kann jemand, den selbst ich um einen guten Kopf überrage, mich Kleiner nennen?

„Abgesehen davon, dass ich nach Kunars Prüfung keinen Bogen mehr in der Hand halten werde, meinst du?“, entgegnete Janis liebenswürdig. „Apropos Prüfung: Sara, du hast mir versprochen, dass du heute Abend nach dem normalen Schießunterricht noch dableibst und mir zeigst, dass wenigstens du bestehen wirst. Wenn du auch durchfällst, dann werde ich sehr traurig sein, und deine bisherige Treffsicherheit stimmt mich nicht eben zuversichtlich.“

Sara verdrehte ihre violetten Augen und nickte lächelnd. Inzwischen erschienen wieder alle Rekruten zu ihren Lektionen, man hatte sich an den Durchfall gewöhnt – auch wenn Janis davon natürlich ebenso wenig betroffen war wie Sara oder Rodur. Sie wussten, dass sie das Wasser des kleinen Brunnens nicht anrühren durften.

Sara begann, etwas zu gebärden, doch da erschien ein stupsnasiges Mädchen von vielleicht acht Sommern an ihrem Tisch. Es hatte dunkles, schulterlanges Haar und von Anstrengung gerötete Wangen. „Meister Readem schickt mich“, hechelte sie ernst. „Ich soll einen vorlauten Rekruten namens Sajin holen. Und ich weiß, dass du das bist.“

Janis zögerte kurz und stand dann langsam auf. „Falls es länger dauert, versuche Meister Kunar klarzumachen, weshalb ich fort bin“, sagte er zu Sara. „Wir sehen uns dann spätestens heute Abend. Ich ...“

„Du rennst jetzt zu Meister Readem!“, unterbrach ihn das Mädchen zornig.

Sonnenhoch, 76. Herbsttag 76 a.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Vorsichtig klopfte Janis an die Tür des Siechenhauses. Das steinerne Gebäude mit großen Fenstern stand ein wenig abseits der anderen Bauwerke in einem kleinen Kräutergarten, wohl um eine Übertragung von Krankheiten zu vermeiden.

„Geh einfach rein!“, forderte das Mädchen, das ihn geholt hatte. Bisher hatte Janis diesen Ort nie besucht und er war auf das Schlimmste gefasst. Doch im Inneren erwartete ihn nur ein heller Saal von dreißig mal zehn Schritt. An den weiß gekalkten Wänden befanden sich Betten, Arzneyschränke, einige große Tische und eine kleine Tür in den Anbau. Alles war sauber und aufgeräumt. Janis entdeckte kein Staubkorn und das Siechenhaus war im Moment wohl der einzige Ort innerhalb der Rietburg, der nicht nach Fäkalien, sondern nach frischen Kräutern roch. Immerhin ein Pluspunkt für Readem.

Wenn du eine Wunde heilen willst und ein wenig Zeit hast, tust du allen einen großen Gefallen, wenn du dich und deine Verbände reinigst. Vergiss das nicht, Janis. So vermeidest du künftige Infektionen und Entzündungen.

Readem saß auf einem Hocker neben dem Kamin, ihm gegenüber ein blasser Mann mit schwarzem, lockigem Vollbart, um dessen Hals ein Verband mit einem ersten roten Fleck lag. Readem selbst hatte schütteres weißes Haar, das wie ein Heiligenschein um seinen Kopf

schwebte. Dunkle Wolken bedeckten draußen den Himmel und so war auch das Licht, das durch die großen Fenster drang, eher spärlich; im Kamin glühten nur noch ein paar Kohlen. Dennoch erkannte Janis tiefe Falten und wässrige blaue Augen im Gesicht des Heilers.

Readem erhob sich schwach, die Blutflecken auf seinem hellbraunen Kittel tanzten dabei. „Danke, Sann“, sagte er mit brüchiger Stimme. „Es ist besser, wenn du jetzt gehst.“ Das stupsnasige Mädchen nickte eingeschüchtert, hob zaghaft die Hand und verschwand. „Und du bist dann wohl Sajin?“, fragte Readem unfreundlich. „Der Rekrut, der mich als Scharlatan bezeichnet und behauptet, er könne besser mit Verletzten umgehen?“

„Wer hat Euch das erzählt?“, wollte Janis wissen.

„Das tut nichts zur Sache! Wenn du wirklich heilen kannst, dann komm her und hilf diesem Mann. Ich habe alles in meiner Macht stehende getan.“

Janis schloss die Tür und trat näher. Readem entzündete eine Öllampe und stellte sie auf einen kleinen Tisch neben dem Verwundeten. Jetzt erst sah Janis, wie schlecht es ihm ging. Der Mann war blass, seine Atmung flach. Janis nahm seine Hand und legte einen Finger auf die Schlagader. Die Haut fühlte sich kalt und feucht an unter seinen Fingern. „Sein Puls ist beschleunigt, aber nur sehr schwach“, murmelte er.

Der Mann öffnete müde seine Augen. „Jetzt werde ich schon von einem Kind behandelt“, nuschelte er und schaffte es, Janis schwach anzulächeln. „Durst“, stöhnte er dann und sank zurück in die Lehne des großen Stuhls.

„Er leidet unter Blutverlust“, vermutete Janis, während Readem dem Patienten etwas Wasser aus einem Eimer einflößte, der neben der Öllampe stand. „Was genau ist passiert?“

„Blutverlust, ja?“ Readem zeigte auf den Verband am Hals. „Das hast du ja früh herausbekommen, Sajin!“ Er seufzte unwillig. „Ich habe nach einem Heilmittel gegen diesen verdamnten Durchfall gesucht. Er gleicht keiner mir bekannten Krankheit; Nelkenwurz, Wiesenknöterich und Knoblauch haben nicht geholfen, also habe ich einen Aderlass versucht.“

„Ein Aderlass als Menschenexperiment? Bei Durchfall? Wenn dem Körper ohnehin schon Flüssigkeit entzogen wurde?“, fragte Janis entsetzt. „Seid Ihr wahnsinnig?“

„Ich bin doch kein Narr, Sajin“, entgegnete Readem verärgert. „Ich habe einen ansonsten gesunden, kräftigen Mann als Versuchsobjekt genommen und wollte den Aderlass schon nach dem zwölften Teil einer Gallone beenden. Und selbstverständlich hat Daron sich freiwillig gemeldet. Er hat mir versichert, dass er so viel Wasser trinkt wie kaum ein anderer und dass seine Wunden immer gut verheilt sind. Beim Aderlass besitze ich einige Erfahrung.“ Er betonte das, als sei das eine positive Eigenschaft.

Der Mann namens Daron hustete und Readem setzte den Eimer eilig ab. „Und was war das Problem?“, hakte Janis nach.

„Leider stimmte es nicht, was Daron mir gesagt hat. Ich habe die Halsvene ein wenig geöffnet“, bei diesen Worten hob Readem ein eisernes Gerät mit einer kleinen Klinge an der Spitze „und das Blut abgezapft wie geplant. Anschließend habe ich die Wunde verbunden und ihn viel trinken lassen. Doch irgendwann fiel mir auf, dass der Verband durchblutete. Die Wunde hat sich nicht geschlossen, die Gerinnung hat nicht eingesetzt. Daron ist ein Bluter.“

„Das ist nicht wahr“, widersprach der Verletzte schwach. „Meine Wunden haben sich immer normal geschlossen. Das ... ist das erste Mal, dass es nicht funktioniert.“

Janis kniff die Augen zusammen und betastete den durchweichten Verband. „Habt Ihr etwas unternommen, um den Blutfluss zu unterbinden?“

„Selbstverständlich!“, knurrte Readem verärgert. „Ich bin hauptsächlich Feldchirurg, Blutungen stillen ist häufig meine wichtigste Aufgabe. Aber ausbrennen konnte ich den Schnitt nicht, weil dadurch unweigerlich die Schlagader verletzt würde. Ich habe ihn aus dem Bett geschickt und sich hinsetzen lassen, damit die Wunde oben liegt, anschließend habe ich einen Druckverband angelegt. Als das auch nicht half, habe ich Schafgarbe, Gallenkraut und Lotuswurzel versucht, ohne Erfolg. Und bis ich ein Harz zum Kleben der Wunde beschafft habe, ist es bereits zu spät.“

Janis musste in Gedanken zugeben, dass Readem zumindest nach dem Aderlass keinen Fehler mehr gemacht hatte. „Ihr könntet getrocknete Mistelblätter probieren“, überlegte er, während er die langen Listen mit Heilkräutern durchging, die Kheela ihn hatte auswendig lernen lassen. „Oder vielleicht Schwarzes Herzblatt? Womöglich das Gift einer Vypera?“

„Ich habe keine Vorräte mehr an Misteln. Schwarzes Herzblatt habe ich ihm verabreicht, aber bis es zu wirken beginnt, ist Daron längst gestorben. Und selbst wenn ich Schlangengift hätte, brächte es ihn um, solange ich kein Antidot habe“, seufzte Readem.

„Wenn Ihr die Blutung stillen wollt, könntet Ihr die Wunde noch abbinden. Dadurch ...“

„Eine Vene direkt neben der Halsschlagader abbinden?“ Meister Readem zog kritisch seine Augenbrauen zusammen. „Sterben tut er auch von alleine.“

Janis spürte, wie er rot anlief. „Natürlich, Ihr habt recht. Dann fällt mir auch nichts mehr ein. Wechselt regelmäßig die Verbände und hofft, dass die Gerinnung bald einsetzt.“

Daron öffnete erneut seine Augen, sein Blick eine Mischung aus Melancholie und Todesangst. „Sann...“, hauchte er.

Readem griff seine Hand und flüsterte: „Ich gebe mein Möglichstes, um Euch zu heilen, Daron. Aber falls es mir nicht gelingt, dann werde ich dafür sorgen, dass es Eurer Tochter gut geht, das schwöre ich bei der Mutter allen Lebens.“

Der Heiler begann den Verband auszuwechseln und Janis ging ihm dabei zur Hand, drückte oberhalb der Wunde, damit nicht zu viel Blut herausquoll. Es war nur ein winziges Loch an der Seite des Halses, aus dem nicht mehr als ein dünnes Rinnsal floss, selbst ohne Janis wäre fast kein Blut ausgetreten. „Und seid unbesorgt, im Notfall werde ich Euer Blut verdünnen“, fuhr Readem fort. „Dann fließt es leichter durch Eure Adern und kann Euch besser versorgen.“ Bei diesen Worten blickte er Janis traurig an und das unausgesprochene Wissen hing zwischen ihnen in der Luft: Dass Darons Blut, wenn es erst verdünnt war, endgültig nicht mehr würde gerinnen können.

„Sie gehen oft verloren, weißt du? Aber nur selten so langsam.“ Readem stocherte mit einem Schürhaken im neu entfachten Feuer und blickte versonnen in die Flammen.

„Manchmal ... kann man nicht mehr tun, als ihnen die letzten Momente so schön wie möglich zu machen ... und anschließend den Hinterbliebenen zu helfen.“

Janis betrachtete Daron, der leise mit seiner Tochter sprach. Sann saß auf seinem Schoß und blickte ihren Vater ängstlich an. Es war keine Trauer ... sie begriff noch nicht, was ihr bevorstand. Aber bald würde sie es verstehen. Verstehen müssen. Janis wusste genau, wie sie sich fühlen würde. Er spürte, wie das Bild sich in sein Gedächtnis brannte und sein Herz sich zusammenzog. „Wozu, Readem? Aderlasse helfen höchstens gegen Überleben.“

„Sagst du das aufgrund deines unermesslichen Erfahrungsschatzes, Sajin?“, entgegnete der Heiler bitter. „Oder nicht doch eher, weil jemand dir das erzählt hat? Nun, mir zumindest wurde erzählt, dass ein Aderlass gegen so manche Beschwerden hilft. Sie werden schon seit Jahrhunderten angewandt. Kann die Menschheit sich etwa so sehr irren, Sajin?“

Ein Aderlass ... ist mein Ausweg, wenn ich keine andere Heilung weiß. Ob er wirklich nützt, vermag ich nicht zu beurteilen, denn ich versuche, nicht untätig zu bleiben. Besser ich versuche eine Methode, die keinen Erfolg bringt, als dass ich ihnen einfach beim Leiden zusehe. Nur weil ich für eine Krankheit keine Heilung kenne, bedeutet das nicht, dass es nicht doch eine gibt.“

„Wenn Ihr experimentieren wollt, dann tut es doch wenigstens an Euch selbst“, sagte Janis skeptisch und starrte angestrengt in die Flammen.

„Ich wende den Aderlass niemals an, wenn ich dadurch jemanden töten könnte, Sajin. Niemals bei Alten. Niemals bei Kindern. Niemals bei stark geschwächten Menschen. Und niemals bei Blutern. Das hier ... hätte nicht geschehen dürfen.“

Readem seufzte schwer. „Ich bin Feldchirurg. Ich kann Knochen richten, Wunden vernähen, Verbände anlegen, sogar Körperteile amputieren wenn nötig. Ich kenne Mittel gegen Schmerzen und gegen Wundbrand. Ich habe schon während der Trollkriege verhindert, dass nach den Schlachten mehr Menschen starben als währenddessen. Aber niemand hat mir je gezeigt, was gegen Durchfall oder Halsschmerzen zu unternehmen ist. Niemand hat mir beigebracht, wie ich eine Grippe kurieren oder eine Lebensmittelvergiftung heilen kann. Früher hatte König Brandur zwei Dutzend Heiler in seinen Diensten, die die unterschiedlichsten Leiden behandeln konnten, und ich war nur einer von ihnen. Aber jetzt sind sie alle tot, und ich kann nur das tun, was ich sie habe tun sehen. Und glaub mir, Sajin, andere waren mit dem Aderlass weniger zimperlich als ich.“

Er warf einen raschen Blick auf Vater und Tochter und Gram verzerrte sein faltiges Gesicht. „Es ist nicht das erste Mal, dass ich bei so etwas zusehen muss. Es ist auch nicht das erste Mal, dass ich selbst die tödliche Verletzung zugefügt habe. Aber noch nie zuvor habe ich eine Seele zu Mutter Natur geschickt, die ich problemlos in dieser Welt hätte halten können.“

„Wie viel Blut hat Daron bisher verloren?“, fragte Janis, ohne dass er es wirklich wissen wollte.

„Noch nicht ganz den zweiten Teil einer Gallone, würde ich schätzen. Das Blut tritt nur langsam aus und irgendwann kann ich es noch verdünnen. Wenn uns nicht doch noch eine Heilung einfällt, gebe ich ihm noch ein paar Stunden, ehe er in Ohnmacht fällt. Danach dauert es nicht mehr lange.“

Readem stieß mit seinem Schürhaken so fest in den Kamin, dass ein noch brennendes Holzstück ausgeschleudert wurde und den ansonsten makellosen Steinboden mit Asche bestreute. Der Heiler schien es gar nicht wahrzunehmen. „Was würdest du gegen den Durchfall unternehmen, wenn du an meiner Stelle wärest, Sajin?“

Den Statthalter bitten, keine Sapien-Knollen mehr in den Brunnen zu kippen. „Junge Eichenrinde, Mädesüß oder Sternblume könnten helfen. Und auf keinen Fall ein Aderlass!“

„Zumindest diesen Fehler hättest du wohl nicht begangen. Und morgen früh hätten wir eine Leiche weniger in der Rietburg.“ Readem schüttelte den Kopf und schob das glimmende Holzstück wieder zurück in den Kamin. „Ich weiß, dass du als Krieger ausgebildet wirst, aber du scheinst tatsächlich etwas Ahnung von der Heilkunde zu haben. Wenn du möchtest, kannst du hier bleiben. Es wäre gut, noch jemanden hier zu haben, der mehr tun kann, als nur Wasser einzuflößen, hier wärest du ebenso nützlich wie auf den Mauern. Vielleicht wirst du dein Bild von mir dann ja eines Tages überdenken und erkennen, dass ich nicht nur ein unfähiger Quacksalber bin. Und wenn du doch recht hast,

kann ich zumindest etwas von dir lernen und Fehler wie der heutige bleiben uns in Zukunft erspart.“

Janis öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Er lauschte dem Knistern des Feuers und Sanns Schluchzen, das nun doch eingesetzt hatte.

Das ist deine Gelegenheit, den Menschen wirklich zu helfen. Pflege sie, und vielleicht wird dein Herz dann erkennen, dass du sie nicht alle ausliefern darfst.

Du kannst es einfach nicht lassen, oder, Mutter? Ich werde nur das tun, was mich in meiner Mission voranbringt. Wenn alle sehen, wie ich mein Leben riskiere, werden sie mir eher vertrauen. Außerdem kann ich nicht mit einem Mann arbeiten, der regelmäßig einen Aderlass durchführt, und wenn er es noch so gut meint. Readem hat heute jemanden umgebracht, wie könnte ich an seiner Seite heilen?

„Ich erwarte jetzt noch keine Antwort von dir, Sajin“, fuhr Readem schließlich fort. „Geh jetzt. Ich denke nicht, dass du hier noch mehr tun kannst und du musst nicht dabei sein, wenn ... es zu Ende geht.“

Janis schluckte schwer und stand auf. „Falls mir noch etwas einfällt, komme ich vorbei.“

Später Nachmittag, 76. Herbsttag 76 a.Z.

Südlich der Rietburg, Andor

Als er den Schießplatz erreichte, packten die Rekruten gerade zusammen. Die dunklen Wolken machten den Tag zur Nacht und Meister Kunar hielt es für zu dunkel und zu windig. Janis gelang es, ihn zu überzeugen, wenigstens einen Bogen und ein paar Pfeile zum Üben dazulassen.

Nachdem die anderen verschwunden waren, reichte er Sara den Bogen und deutete auf eine Strohfigur in fünfzig Schritt Entfernung. „Wir werden jetzt so lange üben, bis du dieses Ziel dreimal in Folge getroffen hast. Ich will dich durch diese Prüfung bringen!“

Sara nahm ruhig den Bogen entgegen, legte den ersten Pfeil auf und kniff kurz die Augen zusammen. Dann schoss sie mit ihrer üblichen Eleganz. Der Pfeil schien Janis zu weit nach links abgefeuert, doch der kräftige Nordwind drückte ihn in die entgegengesetzte Richtung und so schlug die Spitze genau in den Kopf der Strohfigur ein.

Sara nahm den nächsten Pfeil, feuerte auch ihn ab und griff schon nach dem dritten, noch ehe er mit einem dumpfen *Tock* ebenfalls den Kopf traf. Dass auch der dritte Pfeil punktgenau sein Ziel fand, überraschte Janis schon nicht mehr.

„Du falsche Schlange!“, rief er und wusste nicht, ob er belustigt oder verärgert sein sollte. „Wozu übersetze ich eigentlich seit einem halben Mond Kunars unsinnige Fragen? Wozu mache ich mir Sorgen darüber, ob du die Prüfung bestehst, wenn du in Wahrheit schon längst die beste Bogenschützin des Kurses bist? Oh, ich kann es einfach nicht fassen, dass sogar ich dir auf den Leim gegangen bin!“

Sara ließ den Bogen fallen. *Du. Nein. Sehen. Unterschied. Zwischen. Nein. Treffen. Und. Nein. Treffen. Wollen.* gebärdete sie grinsend und Janis vermutete, dass sie ihm ihre Zunge herausgestreckt hätte, wenn sie diese nicht verloren hätte.

„Wie lange genau spielst du uns deine Tollpatschigkeit schon vor? Lass mich raten, du hast das Bogenschießen schon am ersten Tag perfekt beherrscht“, meinte Janis resigniert.

Auch. Ich. Nein. Können. Schießen. Ohne. Üben. - Ich. Anfangs. Oft. Nein. Getroffen. Ziel. - Aber. Ich. Von. Beginn. Nie. Puppe. Als. Ziel. Gewählt. - Ich. Geübt. Mit. Stein. Als. Ziel. - Oder. Mit. Spur. In. Sand. - Mit. Puppe. Von. Nachbar. - Und. So. Ich. Werden. Gut.

Ein flackerndes weißes Licht erhellte für den Bruchteil eines Herzschlags den Übungsplatz, im nächsten Moment rollte ferner Donner heran. „Aber ... wozu?“, fragte Janis verwirrt. „Was hat dich daran gehindert, einfach ganz normal zu üben wie alle anderen auch.“

Bogen-Schießen. Folgen. Regeln. - Alles. In. Welt. Folgen. Regeln. - Ich. Können. Sehen. Muster. Aber. Ich. Allein. Damit. - Wer. Nein. Sehen. Muster. Müssen. Mühsam. Lernen. - Wenn. Ich. Sehen. Etwas. Ich. Wissen. Wie. Funktionieren. - Ich. Nie. Müssen. Lernen. - Ich. Nur. Müssen. Üben.

Trauriges Blau überschwemmte das Violett in Saras Augen. *Menschen. Schon. Immer. Erstaunt. Über. Können. Von. Mädchen-Ohne-Worte. - Wenn. Ich. Zu. Schnell. Können. Was. Menschen. Müssen. Langsam. Lernen. Ich. Wecken. Angst. Und. Neid.*

„Du musst nicht mehr erzählen, wenn du nicht möchtest“, unterbrach Janis seine stumme Freundin. Sara schüttelte zitternd ihren Kopf.

Als. Ich. Vier. In. Dorf. Wir. Gegraben. Brunnen. - Bauern. Gewollt. Wissen. Wie. Viel. Erde. Wir. Holen. Aus. Boden. - Ich. - Ich.

Sara zitterte mittlerweile am ganzen Körper und blinzelte heftig, ihre Augen waren eher schwarz als blau. „Tiefe mal Durchmesser mal Durchmesser mal drei von vier“, flüsterte Janis. „Sie waren ... erstaunt, dass du ihnen das sagen konntest, nicht wahr?“

Drei. Von. Vier. Sehr. Ungenau. - Ich. Gesagt. Bauern. Sollen. Rechnen. Mit. Zwanzigtausend-und-Sechstausend-und-Achtzig-und-Sieben Von. Dreißigtausend-und-Dreitausend-und-Zweihundert-und-Zehn-und-Fünf.

Janis stellte sich vor, was er wohl empfinden würde, wenn ein vierjähriges Mädchen ihm beiläufig solche Zahlen an den Kopf warf. Und er wusste, wie abergläubisch das Volk sein konnte.

Gelehrter. In. Dorf. Herausgefunden. Dass. Zahl. Genauer. Als. Eigen. Zahl. - So. Gelehrter. Voll. Neid. - Machen. Bauern. Angst. - Bauern. Nennen. Mädchen-ohne-Worte. Hexe-Balg. Und. Dämon-Kind. - Beschimpfen. Mutter. - Verletzen. Vater. - Verbrennen. Feld.

Janis unterbrach ihre fahrigen Gesten, indem er Sara in die Arme schloss. Er hätte ebenso gut einen toten Baum umarmen können, so sehr versteifte sie sich. Doch dann krallten ihre Arme sich in seinen Rücken und sie vergrub ihr Gesicht in seiner Schulter. Sara war kalt und zerbrechlich wie ein gefrorenes Spinnennetz in seinen Armen, doch ihr zitternder Atem brannte sich sengend heiß durch den Stoff seines Wamses. Ihr goldenes Haar schimmerte heller als das Gras zu ihren Füßen, sie roch nach Rietgrasblüte und Bittermandel. Und vor seinem Inneren Auge sah Janis nur immer wieder, wie die junge Sann ihren langsam ausblutenden Vater umarmte.

Nur zu gerne hätte er Sara gestützt und gehalten, ihr stumm Kraft gespendet, doch er spürte seine eigene Schwäche nur zu gut. Wenn sie jetzt einen Schritt rückwärts getan hätte, er wäre an Ort und Stelle umgefallen. Als kleines Kind war Janis während des Hungerwinters über die zugefrorene Narne gelaufen und plötzlich eingebrochen. Mutter war es gelungen, ihn rechtzeitig aus dem Wasser zu ziehen und mit Varas Hilfe wiederzubeleben, doch die letzten Momente ehe er das Bewusstsein verlor, sollte er niemals vergessen. Und genau wie damals fühlte er sich jetzt: Er bekam keine Luft mehr, war zu einer Statue erstarrt, konnte sich nicht bewegen und nicht klar denken. Sein Herz flatterte in seiner Brust wie ein gefangener Sperling und ein so starker Schwindel erfüllte ihn, dass er nicht mehr wusste, wo oben oder unten war.

Janis konnte niemanden stützen. Stattdessen hielten sie beide einander, zwei einsame Waisen in einer unbarmherzigen Welt. Sie hielten einander, bis der Sturm kam.

Das Wasser traf sie ohne Vorwarnung und durchnässte sie in wenigen Herzschlägen bis auf die Knochen. Es stürzte als donnernde Kaskade aus dem Himmel, begleitet von eisigen Windstößen. Janis und Sara ließen ihre Arme im selben Moment sinken und traten beide einen Schritt zurück. Im grellen Flackern eines Blitzes erkannte er, dass Saras Iriden noch immer tiefblau waren, doch zumindest lächelte sie schwach. Vorsichtig gebärdete sie eines der Worte, die er als erstes gelernt hatte: Ihre gestreckten Hände, Fingerspitzen nach oben, klappten kurz nach unten und zurück. *Danke*.

Wortlos hob Janis den nassen Bogen auf und gemeinsam rannten sie durch den Regen zurück zur Rietburg.

Einige Zeit später saßen sie neben dem Kamin im Speisesaal der Kaserne auf dem Boden und wärmten sich auf. In der Hitze trockneten ihre Kleider rasch, und langsam wich die Kälte aus ihren Gliedern. Während aus dem Regen langsam Graupel wurde, sank Sara immer öfter der Kopf auf die Brust.

Irgendwann schmiegte sie sich an Janis und vertrieb damit schlagartig die bleierne Müdigkeit, die sich auch in ihm auszubreiten begonnen hatte. *Erzählen. Etwas*. forderte sie mit geschlossenen Augen.

„Erzählen? Du bist gut! Was denn?“, flüsterte Janis behutsam. Er verkniff sich jede Bewegung, auch wenn seine Knie so nahe am Feuer waren, dass die Hitze langsam schmerzhaft wurde.

Sara reagierte nicht und Janis war sich nicht sicher, ob sie bereits eingeschlafen war. Dennoch sagte er schließlich leise: „Ich wüsste eine Geschichte, die meine Mutter mir früher oft erzählt hat. Sie handelt davon, wie die Gewitter entstanden.“ Janis dachte zurück an die friedliche Zeit seiner Kindheit. An eine einfache Holzschatulle mit abgegriffenen Schnitzereien auf dem Deckel. An die sanfte Stimme seiner Mutter.

„Vor langer, langer Zeit kamen zwei Brüder in ein leeres Land mitten im Nichts“, begann er schließlich. „Sie waren Arauthor, der Hirte, und Nivor, der Bauer. Damals lebte dort nichts außer den Fischen im Fluss und den Vögeln am Himmel ...“ Er wiederholte Kheelas Geschichte Wort für Wort, während er seine Gedanken schweifen ließ. Sein Mund bewegte sich ganz von allein und übertönte das Geräusch der Hagelkörner.

Es erinnert mich an den Sturm, der damals das Dach unserer kleinen Hütte zerstört hat.

Daran erinnerst du dich noch, Janis? Wir haben Rietgras gesammelt, getrocknet und schließlich gemeinsam das Dach gedeckt. Aber der Sturm jetzt ist schlimmer. Er wird in ganz Andor Rietdächer zerstören.

Was musst du immer zuerst diejenigen sehen, die leiden oder Hilfe brauchen, Mutter? Der Hagel wird auch den Gestank des Durchfalls fortwaschen. Alle hier werden weniger unter dem Gift im Brunnen zu leiden haben.

Gift? Sapien-Knollen sind nicht wirklich giftig, nur abführend, fiebersenkend und gerinnungshemmend. Selbst wenn jemand wirklich viel davon zu sich nimmt, wird er normalerweise nur den Durchfall bemerken.

„... denn die Geister können nicht nur schützen und bewahren, sondern auch töten und vernichten“, beendete Janis die Geschichte.

Name. Von. Bruder. Zwei. Sein. Wort. Für. Bauer. In. Alt. Sprache. Von. Barbaren. gebärdete Sara plötzlich.

„Ich dachte, du schläfst schon längst! Du meinst den Namen Nivor? Das wusste ich nicht. Ob Arauthor dann wohl auch Hirte heißt?“

Vermutlich. - Wort. Für. Wächter. Klingen. Ähnlich.

Janis nickte gedankenversunken bis ihm klar wurde, dass Sara ihre Augen noch immer geschlossen hatte.

Du hast recht, Mutter. Ich hätte den Statthalter richtiges Gift nehmen lassen sollen, Readem hat genug Vorräte an gefährlicheren Stoffen im Siechenhaus. So habe ich Nomion höchstens meinen guten Willen verdeutlicht, aber unsere Verteidigung nicht wirklich geschwächt. Es ist ja nicht so, dass man an Sapien-Knollen sterben könnte.

Eiseskälte durchfuhr Janis und plötzlich konnte das Feuer ihn nicht mehr wärmen. *Oh nein! Nein, nein, nein!*

Nur Saras wegen sprang er nicht sofort auf, sondern erhob sich behutsam. „Ich muss sofort zu Meister Readem!“, flüsterte er und versuchte, das Entsetzen aus seiner Stimme zu verbannen. Ohne die Augen zu öffnen winkte Sara ihm zu und rollte sich auf dem Boden zusammen. Janis zögerte nur kurz, dann rannte er los.

Frühe Nacht, 76. Herbsttag 76 a.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Janis riss die Tür des Siechenhauses auf, ohne anzuklopfen, über den Sturm hätte ihn ohnehin niemand gehört. Daron saß noch immer auf demselben Stuhl, war jedoch wieder näher an den Kamin gerückt worden. Sann schlief in einem der vielen leeren Betten, Readem zog soeben eine flauschig aussehende Decke über ihr zurecht.

Als er seinen Besucher bemerkte, trat der alte Heiler hinter dem Bett hervor und winkte ihn zum Feuer. „Sajin, was ist denn los? Komm, wärm dich auf!“

Janis taumelte ans Feuer. „Woher ... woher kommt das Wasser?“, fragte er erstickt.

Readem runzelte seine zerfurchte Stirn. „Aus den Wolken, aber wie es da hoch kommt, weiß ich nicht. Und aktuell tropft es auch aus deinen Klamotten.“

Janis atmete tief durch und schenkte dem Stechen in seiner Seite keine Beachtung. Mit zitternden Fingern deutete er auf den Eimer, der neben dem Sterbenden auf dem Tischchen stand. „Das Wasser, das Ihr den Mann habt trinken lassen! Woher habt Ihr es?“

„Aus dem kleinen Brunnen im Burghof, da fülle ich all meine Vorräte auf. Was ist los, Sajin? Du bist fast so bleich wie Daron!“

Seine Befürchtung hatte sich bewahrheitet. Und er hätte es früher wissen müssen! Viel früher... „Gebt ihm auf keinen Fall mehr davon zu trinken!“

Readem erstarrte. „Sajin, ich fürchte ...“

„Sapien-Kraut! Was wisst Ihr darüber?“

„Leise, Sajin! Wir wollen Sann nicht aufwecken“, flüsterte Readem eindringlich.

„Sapien ist eine unscheinbare, krautige Pflanze, die in lichten Wäldern oder am Waldrand wächst. Die dunkelgrünen, geäderten Blätter sind essbar, die Knollen ungenießbar und abführend.“

„Ihr habt gesagt, dass dieser Durchfall keiner Krankheit gleicht, die Ihr kennt. Was, wenn es gar keine Krankheit ist?“

Readem blickte versonnen ins Feuer. „Eine Vergiftung? Aber warum ausgerechnet mit Sapien-Knollen? Es gibt deutlich gefährlichere Gifte.“

„Das stimmt, aber Sapien-Knollen haben noch andere Eigenschaften. Sie wirken magenreinigend, fiebersenkend ... und gerinnungshemmend.“

Readem erbleichte nun ebenfalls. „Du meinst ...“

„Daron hat gesagt, er sei kein Bluter, nicht wahr? Er sagte, bisher seien seine Wunden immer normal verheilt. Meister Readem, Ihr habt einen Mann ausgewählt, der so viel Wasser trank wie kaum ein anderer, um den doppelten Flüssigkeitsverlust durch Aderlass und Durchfall auszugleichen. Aber ich fürchte, in Wahrheit habt Ihr damit genau die falsche Wahl getroffen.“

„Das Wasser, das ich ihm, verabreicht habe ...“ Readem schüttelte fassungslos den Kopf. „Jeder Tropfen hat es nur noch verschlimmert.“

„Aber jetzt kennen wir die Ursache!“, sagte Janis unsicher. „Wir können endlich etwas unternehmen. Wir können ...“

„Sajin“, murmelte Readem sanft. „Daron ist bereits tot. Seine Atmung hat ausgesetzt, kurz bevor du hereingeplatzt bist. Es tut mir leid.“

Entsetzt betrachtete Janis die Gestalt auf dem Stuhl. Darons Haut war blass und wächsern, seine Brust hob sich nicht, doch das alles hatte nichts zu bedeuten. Einzig der blutdurchtränkte Verband war ein Hinweis auf den Tod des Mannes, denn Readem hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihn auszuwechseln. Janis schwankte, das Gesicht des Toten drehte sich vor seinen Augen. Erneut sah er vor sich, wie Sann vor wenigen Stunden ihren Vater umarmt hatte. Zum letzten Mal.

Wenn Readem ihn nicht aufgefangen hätte, wäre Janis zusammengebrochen. „Es ist ... meine Schuld“, wimmerte er.

„Pscht. Wenn überhaupt, dann trage ich die Schuld.“ Readem schien weder Zorn noch Trauer zu empfinden, nur müde Resignation. „Ich habe diesen Aderlass durchgeführt, nicht du. Selbst wenn du sofort gewusst hättest, dass sein Blut wegen irgendwelcher Sapien-Knollen nicht gerinnt, hätten wir zu diesem Zeitpunkt schon längst nichts mehr tun können. Dich trifft nicht die geringste Schuld, Sajin. Glaube mir.“

Wenn ich nicht dafür gesorgt hätte, dass der Statthalter Sapien-Knollen in den kleinen Brunnen schüttet, wäre Daron noch am Leben. Wenn ich nicht wäre, hätte Sann ihren Vater noch. Oh Sann, es tut mir so leid. Ich weiß genau, wie es ist. Ich wollte es nicht! Ich wollte nicht, dass so etwas geschieht! Ich wollte keinem Kind seine Eltern rauben.

Ach, mein Schatz. Wie viele Kinder werden ihre Eltern verlieren, wenn du die Rietburg verrätst? Wie viele werden sterben müssen, nur damit ich leben kann? Sieh dich doch an, du kannst es ja schon schon nicht ertragen, wenn durch einen unglücklichen Zufall ein einziger deinetwegen sterben musste. Wie willst du dann Hunderte aushalten? Es wird dich zerreißen, Janis.

Und wenn schon. Ich tue es nicht für mich. Ich tue es deinetwegen, Mutter. Ob es nun mich zerreißt oder die ganze Welt, ich werde deinen Tod ungeschehen machen.

„Meister Readem!“, keuchte Janis. „Ich will verhindern, dass so etwas wieder geschieht. Wenn Euer Angebot noch gilt ...“

Wolltest du nicht eigentlich ...

Ich konnte nicht mit jemandem zusammenarbeiten, der tötet, wen er heilen möchte. Aber jetzt habe ich herausgefunden, dass ich genau so bin.

Readem nickte langsam. „Bist du sicher, dass du das willst? Auch ich war einst jung, ich weiß, dass ein Kampf auf Leben und Tod abenteuerlicher und heldenhafter scheint als das Vernähen von Wunden.“

„Ich bin sicher. Aber unter einer Bedingung: Keine Aderlasse mehr!“
Readem lächelte zaghaft. „Ich glaube, damit kann ich leben.“

Späte Nacht, 76. Herbsttag 76 a.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Laute Rufe schreckten Janis und Rodur in der Nacht aus dem Schlaf und trieben sie in den Regen. Auf den Mauern sammelten sich die Menschen und starrten angestrengt in die Finsternis. Die beiden zwängten sich durch die Menge und es gelang ihnen, sich bis an die Zinnen durchzukämpfen. Janis wurde an den feuchten Stein gepresst, doch sein Kopf hing zwischen zwei Zinnen und so hatte er unversperrte Aussicht auf das düstere Schauspiel, das sich ihnen bot.

Kreaturen! Zu Hunderten zogen sie durch das Rietland und zertrampelten das goldene Gras. Nur die Blitze erhellten die gebeugten Silhouetten der unzähligen Gors, zwischen denen vereinzelt schlanke Skrale oder mächtige Trolle zu erkennen waren. Der Gestank von Blut und Tod legte sich über Andor und auch das Unwetter konnte ihn nicht vertreiben.

„Alle Krieger zu den Waffen!“, brüllte Orfens Stimme von irgendwo gegen des Sturm. „Wer kämpft, macht sich kampfbereit! Alle anderen ziehen sich in die sicheren Gebäude zurück! Niemand verfällt in Panik. Wir haben genug Zeit, bis sie hier sind.“

Der Sog der Menge, der Janis bis eben noch unbarmherzig in die Mauer gedrückt hatte, zog ihn nun plötzlich in die entgegengesetzte Richtung. Im Gedränge verlor er Rodur aus den Augen und hastete schließlich mit den anderen von den Wehrgängen.

Im Burghof lief er fast sofort Meister Readem in die Arme. „Sajin! Ich bin im Siechenhaus und bereite mich darauf vor, die ersten Verwundeten zu behandeln. Deine Aufgabe ist vorerst, darauf zu achten, wo die größten Kämpfe toben, damit wir nach dem Angriff so schnell wie möglich so viele wie möglich bergen und versorgen können. Geh irgendwohin, wo du die Schlacht im Auge behalten kannst.“

„Soll ich nicht mitkämpfen, solange noch niemand verletzt wurde?“

Readem wischte sich das Wasser aus dem Gesicht. „Nein, tu was ich dir gesagt habe! Vertrau mir, so können mehr Leben gerettet werden.“

Janis nickte widerstrebend und machte sich auf den Weg zum Kronenturm. Auf der Plattform angekommen schloss er die Augen und versuchte, trotz des Lärms und der Aufregung zu innerer Ruhe zu finden. Sanns Verlust, seine unbegleichenbare Schuld, hatte die Trauer in ihm noch verstärkt und mühelos sandte er Vara, dem Wassergeist, ein Signal, das sie nicht missverstehen konnte. *Wo auch immer du jetzt bist, ich brauche dich hier. Beschütze Rodur und Sara.*

Die Strohuppen am Übungsplatz wurden als erstes überrannt, die Kreaturen marschierten einfach über sie hinweg. Erst knapp außer Schussweite kam die Armee zum Stehen und verteilte sich in einem weiten Ring um die Burg. Auf den Mauern hatten sich die Rekruten mittlerweile verteilt und blickten dem Feind grimmig entgegen.

Ein gewaltiger Umriss erklimmte den Felsen, auf dem Kommandantin Daroscha vor nicht allzu langer Zeit ihre Rekruten begrüßt hatte. Ein Blitz tauchte die graue Haut des Krahders in grelles Licht. Zum ersten Mal bekam Janis Nomion in Realität zu sehen, doch der Hexer sah genau so aus wie in seinen Träumen. Die gleichen gelben Augen. Die gleiche hagere Gestalt.

Nomion hob seinen beinernen Stab und rund um den Felsen brachen geisterhafte Flammen aus dem Boden. Grünes Licht beleuchtete den Schatten mit gezackter Maske, der neben dem Riesen in der Nacht schwebte. Der Schwarze Herold zog langsam sein dunkles Schwert und hob es hoch in die Luft. Dann deutete er auf die Rietburg und der Angriff begann.

Ohne irgendeine Taktik stürmten die Kreaturen vor, jede von ihnen schien die Mauern als erstes erreichen zu wollen. Pfeile schossen ihnen entgegen und fällten die ersten, doch der Ansturm war so groß, dass sie schon bald direkt vor den Mauern standen. Janis hatte keine Idee, wie sie jetzt weiter angreifen wollten. Der Stein war durch den Regen zu schlüpfzig, um ihn zu erklimmen, und er hatte keine Leitern gesehen. Doch irgendwann zog sich ein erster Skral über die Zinnen. Er wurde sofort niedergemacht, doch weitere folgten. Es dauerte eine ganze Weile, bis Janis begriff, wie sie ihren Weg auf die Mauern fanden: Sie kletterten auf einer Rampe aus toten Körpern empor. Auf den Leichen der erschossenen und zurückgeschlagenen Kreaturen, die so lange vergeblich gegen die Mauern rannten, bis ein Pfeil sie traf. Immer öfter und an immer mehr Orten gelangten vereinzelte Kreaturen auf die Mauern, aber immer konnten sie zurückgeschlagen werden. Was war das bloß für ein selbstmörderischer Angriff? Sie hatten sich auf eine mondelange Belagerung vorbereitet, aber wenn das so weiterging, dann war der Überfall bald vorbei!

Tatsächlich dauerte es noch fast eine Stunde. Irgendwann hatte es sogar ein Troll auf die Mauern geschafft, doch auch er konnte schnell besiegt werden. Schließlich versandete der Ansturm und Janis stieg fassungslos vom Kronenturm hinab. Er gesellte sich zum ebenso erstaunten Rodur auf die Mauer und beobachtete, wie ein paar versprengte Kreaturen das Weite suchten und in der Nacht verschwanden. Die Leichen türmten sich an den Mauern, doch es waren fast keine Menschen darunter. Fünf Krieger waren gefallen und zwei Dutzend waren mittelschwer verletzt. Dennoch überwog die Freude. Sie hatten den Feind abgewehrt!

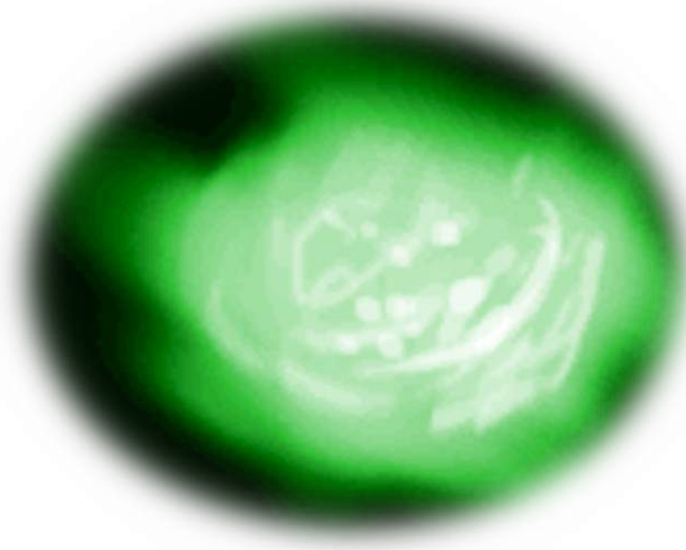
Es tut mir leid, Mutter. Ich habe versagt. Nomion ist ein dermaßen schlechter Feldherr, dass er den Kampf um die Rietburg verloren hat, noch bevor die ersten zwei Stunden um waren. Er war meine einzige Chance. Nun werde ich dich nie zurückholen können.

Doch Janis fühlte keine Trauer, nur Leere. Sara, Rodur, Orfen, niemanden würde er verraten müssen. Kheela würde tot bleiben, aber Andor war gerettet.

Auf dem Felsen am Übungsplatz stand noch immer Nomion in einem Kreis aus grünen Flammen und beobachtete ungerührt das Desaster. Er hob eine Schale, angefüllt mit dem schwarzen Blut von hunderten Kreaturen, und überreichte sie dem Schatten neben sich.

Der Schwarze Herold hob seine Faust und zwischen den dunklen Fingern schossen Strahlen aus blauem Licht hervor. Ein fahles Leuchten breitete sich über dem Schlachtfeld aus, die toten Kreaturen begannen zu verglühen, bis nichts als dunkler Staub von ihren Körpern übrig war. Und dann formte das Licht einen gewaltigen Ring um die Rietburg. Aus dem Ring wurden unzählige leuchtende Umrisse, gebückte Gestalten, massige Körper. Auf einen Schlag erlosch das Glühen, Schweigen senkte sich über die Rietburg. Dann zuckte ein Blitz vom Himmel und beleuchtete die Armee, die bewegungslos im Regen stand. Eine Armee aus Kreaturen, die mit gierigen Augen auf die Mauern starrten. Eine Armee, die von den Toten zurückgekehrt war. Es war kein Angriff gewesen, wurde Janis klar. Sondern nur ein Test.

Rodur ließ seine Waffe fallen. Mit kalkweißem Gesicht stammelte er: „Wir sind sowas von tot!“



Zwischenspiel XII – Schöpfung

Später Nachmittag, 79. Herbsttag 76 a.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

„Es ist vollbracht!“

Licht! Gleißendes, blitzendes, funkelndes, glitzerndes Licht! Fäden und Formen und Farben aus Licht! Leuchtendes Licht!

„Trotz allem, was ich im Namen der Dreieinigkeit aufgegeben habe. Trotz all der Macht, die ich mir für immer nahm.“

Lärm! Tobender, wogender, donnernder, tosender Lärm! Lauter Lärm! Leiser Lärm! Lärmender Lärm!

„Trotz allem ist und bleibt der Anbeginn die Macht, die ich mir erwählte. Trotz allem sind Schöpfung und Erschaffung mein.“

Kälte! Frierende, fröstelnde, bibbernde, zitternde Kälte! Oben und unten und außen und innen und überall Kälte! Kälte des Todes! Kalte Kälte!

„Seht, meine Kinder: Dies ist die Welt! Dies ist das Leben! Ihr seid entstanden, mir zu dienen!“

Gestank! Muffiger, modriger, miefiger, dunstiger Gestank! Allumfassender, umhüllender Gestank! Gestank der Ewigkeit! Stinkender Gestank!

„Ihr seid der Fluch, der die Helden von Andor treffen wird. Ihr seid das Tuch, das dem Ewigen Rat die Augen verschließen wird. Ihr seid unsere Waffe, geschmiedet, das Ende ohne Anfang zu vereiteln. Ihr seid ein Werkzeug der Dreieinigkeit.“

Glück! Strahlendes, lachendes, sprudelndes, schäumendes, springendes, fliegendes Glück! Reines, freies, wunderbares Glück! Glück des Lebens! Glückliches Glück!

„Schlaft nun, meine Kinder! Ihr müsst ruhen, denn morgen beginnt für euch die Zeit des Lernens. Morgen beginnt die Zeit der Entbehrung und des Schmerzes. Morgen beginnt die Zeit, in der ihr im Namen des Ewigen Rates werdet morden müssen. Doch für heute, genießt eure letzte Frist der Ruhe. Schlaft ruhig, denn eure Mutter Kenvilar wacht über euch.“

Licht und Lärm und Kälte und Gestank und Glück. Verklingend, verschwindend, zerfasernd. Nur Ruhe. Und Dunkelheit.



E – Spuren im Schnee

Sonnenhoch, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Östliches Rietland nordöstlich der Zwergeneiche, Andor

„Ist da etwas? Hinter dem Hügelkamm?“, klang Thorns Stimme beunruhigt durch die frostige Luft. Leander hatte die Geräusche schon lange gehört, auch über die dämpfende Schneedecke hinweg, doch anhand der plötzlichen Unregelmäßigkeiten in den knirschenden Schritten seiner Gefährten schloss er auf ihre Überraschung.

„Kreaturen?“, fragte Drukil besorgt. Laut Chada folgten sie schon seit längerem den Spuren von Dutzenden, vielleicht Hunderten Kreaturen, wenn auch in die entgegengesetzte Richtung.

„Es sind Schildzwerge“, erwiderte Leander. „Geschwindigkeit und Lautstärke der Schritte sprechen für schwere Körper auf kurzen Beinen.“

„Wie immer beeindruckend, Leander“, entgegnete Ken Dorr amüsiert von weiter vorne. „Aber ich vermute, dass sie im Gleichschritt marschieren, hat deinen Schlussfolgerungen auch ein winziges bisschen weitergeholfen?“

Anscheinend hatte der Dieb den Hügel erklommen und konnte die Zwerge bereits sehen. „Ein winziges bisschen“, bestätigte Leander lächelnd.

Sie warteten gut sichtbar auf dem Hügelkamm. Leander zog fröstelnd seinen neuen Umhang enger um sich. Ironischerweise hatte die Kälte sie erst vor wenigen Tagen erreicht, kaum dass sie das Graue Gebirge hinter sich gelassen hatten. Der erste Schnee war gefallen, während sie bei dem armen Pferdezüchter übernachtet hatten, dem sie die verbleibende Stute zurückgebracht hatten. Der lispelnde Mann hatte den Verlust dreier Tiere überraschend gut verkraftet, vielleicht weil Thorn ihm sein treues Pferd Ambra anvertraut hatte, vielleicht weil seine rechtmäßige Königin ihn besucht hatte. Die Andori verehrten Chada wie eine Heilige und der Mann hatte sie alle ohne zu zögern mit seiner besten Kleidung und gutem Essen versorgt.

„Seid begrüßt! Ich bin Kommandant Zagort! Wer seid Ihr und was macht Ihr in den Spuren dieser Kreaturen?“, erscholl eine tiefe Stimme, während die Zwerge – etwa zwanzig – sie geordnet umringten.

„Kommandant Zagort!“, entgegnete Thorn freundlich. „Ihr wisst ja gar nicht, wie gut es tut, endlich wieder nicht augenblicklich erkannt zu werden. Wir ...“

„Fü-Fürst Thorn! Und Prinzessin Chada! Ich habe gehört, Ihr wäret im Grauen Gebirge.“

„Wie man sieht, sind wir zurück!“, seufzte Thorn resigniert. Dann legte sich tiefe Sorge über seine Stimme. „Kommandant, wie steht es um Andor? Um die Rietburg? Wir haben gehört, sie wird belagert?“

Der Pferdezüchter hatte ihnen nur halbgare Gerüchte liefern können, dafür überreichlich mit wilden Spekulationen gewürzt. Nichts, was den Bericht Ken Dorrs eindeutig hätte bestätigen oder widerlegen können. Der Dieb war vor einem Dutzend Nächten einfach verschwunden und am nächsten Morgen wieder erschienen – mitsamt seiner Kleidung aus blauem Licht geboren, hatte Chada später erzählt; Drukils Beschreibung war weniger freundlich gewesen.

„*Rac!* Das wird sie!“, bestätigte Zagort. „Oder zumindest vor zwei Tagen wurde sie es noch. Unsere Runenmeister sagen, noch besteht keine unmittelbare Gefahr, aber sie werden nicht ewig aushalten.“

An Ken Dorrs Behauptung, Nomions Armee rücke auf die Rietburg zu, hatte Leander schon damals nicht gezweifelt. Es war nicht unbedingt so, dass er dem Dieb vertraute, doch wenn er sie zur zweiten Sitzung des Ewigen Rates belogen hatte, dann gewiss nicht derart offensichtlich.

„Ich sehe Eure Fragen, aber Ihr solltet sie besser dem Fürsten stellen“, ergänzte der Kommandant. „Ich nehme doch an, dass Ihr nach Cavern wollt, ehe Ihr die Rietburg befreit?“

Aus der Stimme des Schildzwergs klang nicht die blinde Verehrung der Andori, nur eine unerschütterliche Gewissheit, dass sie die Belagerung durchbrechen würden. Es war lächerlich! Was stellte Zagort sich vor? Dass sie zu fünft eine ganze Armee besiegten? Ja, sie wollten nach Cavern, aber nicht, um anschließend zur Burg weiterzuziehen. Sie hatten wichtigere Pläne. Pläne, in die eine einfache Schar Zwerge besser nicht eingeweiht wurde.

„Wir sind auf dem Weg zur Mine. Doch was ist Euer Ziel, Kommandant?“, fragte Leander also, ehe Chada, Thorn oder Drukil sich zu einer unüberlegten Bemerkung hinreißen ließen.

„Kreaturenjagd“, rief Zagort düster. „Die verdammten Viecher tauchen immer wieder plötzlich vor unseren Türen auf und hindern unsere Armee am Ausrücken. Aber spricht mit dem Fürsten. Er wird Euch die Lage besser erklären können.“ Dann brüllte er: „*Mirat om!*“ und die Zwerge setzten sich wieder in Bewegung. Sie marschierten nach Norden, wohl der Spur der Kreaturen hinterher, und obwohl die fünf Gefährten in die entgegengesetzte Richtung zogen, dauerte es noch fast den vierten Teil einer Stunde, bis auch Leander die regelmäßigen Schritte nicht mehr hören konnte.

Früher Nachmittag, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Haupteingang in Brauneisenstein, Cavern

Obleich die Schildzwerge für ihre Grimmigkeit berüchtigt waren, begrüßte das kleine Volk sie ausgelassen. Schon kurz nachdem die ersten Krieger sich vergewissert hatten, dass tatsächlich die Helden von Andor vor ihnen standen, hatten sich unzählige Zwerge am Rand der engen Gänge aufgestellt, sodass ihr Marsch durch Cavern einem Triumphzug glich. Sie tuschelten erfreut, einige jubelten sogar. Leander war überrascht, wie beliebt sie auch hier

waren. Er wusste, dass das Verhältnis zwischen Schildzwergen und Andori über viele Jahrzehnte hinweg sehr angespannt gewesen war, jetzt jedoch war davon fast nichts zu spüren. Nur vereinzelt hörte Leander gedämpfte Missklänge, raue Stimmen, die unfreundlich vor sich hin murmelten.

„... im Stich gelassen ...“

„... fortgegangen, während eine Armee in Andor einfiel ...“

„... müssen ihre Aufgabe übernehmen ...“

„... sage euch, sie haben versucht zu fliehen ...“

Leander genoss selbst die Stimmen der wenigen Missgünstigen. Auch sie waren Teile der Fäden, die sich zusammen mit allen anderen Lauten zu dem brausenden, komplexen, wunderschönen Klangteppich verwoben, der sich vor seinem inneren Auge ausbreitete.

Andere hätten nur eine verwirrende Mischung aus zahllosen Stimmen gehört, aus verzerrenden Echos, dem Knistern von Feuerschalen, dem melodischen Klingen von Hämmern und Meißeln und schweren Schritten auf glattem Stein, doch mit der Erfahrung eines Jahrhunderts konnte Leander all die Töne zu einem Gesamtbild vereinigen, das ihm seine Umgebung deutlicher zeigte, als er sie mit Augen hätte wahrnehmen können. Er könnte die Stützen und die Säulen zählen, die Fackeln an den Wänden, die stämmigen Körper der Zwerge, die allesamt mindestens einen halben Schritt kleiner waren als er und die von Echos und Klängen umspült wurden. Auch wann er den Kopf einziehen musste, konnte er hören. Barathrum, die Lunge Caverns, der Schacht, der das gesamte Zwergenreich mit frischer Luft versorgte, trug ferne Geräusche an sein Ohr, sodass sogar eine unvollständige Karte der weitläufigen Mine in seinem Geist Gestalt annahm. Selten hatte er sein Augenlicht weniger vermisst.

Die Tiefe des Steins hielt alle störenden Geräusche der Außenwelt ab, wie es auch in anderen Höhlen der Fall war, zugleich ermöglichten ihm die rechteckigen, symmetrischen Formen der breiten Gänge, Schächte und Treppen, die unzähligen Geräusche zu vereinigen und jede Einzelheit zu erlauschen. Die niedrigen Türöffnungen und dicken Türen aus glattem Stein, deren Form ihm die Echos zuflüsterten, verhiessen neben Abgeschlossenheit auch vollkommene Stille, wie Leander sie liebte.

Fürst Kram erwartete sie in einer weiten Halle. Er wurde begleitet von vier Kriegerern mit laut rasselnden Kettenhemden und seine dröhnende Stimme scholl ihnen schon von weitem entgegen.

„Meine Freunde!“, rief er und Leander konnte das breite Lächeln anhand seines Tonfalls erkennen. „Ihr seid zurückgekehrt! Ich werde ...“

Die Stimme des Fürsten verklang und ganz Cavern schien den Atem anzuhalten.

„Wachen!“, rief Kram erschüttert. „Ergreift diesen Mann!“

Später Nachmittag, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Fürstengemächer in Roteisenstein, Cavern

„Am alten Brunnen sind wir auf Spuren von Kreaturen gestoßen, denen wir bis kurz vor den Mineneingang folgten. Und jetzt sind wir hier“, beendete Chada ihren Bericht.

„Und was soll ich jetzt mit Ken Dorr anstellen?“, fragte Fürst Kram unsicher. „Er war ein Dieb, Mörder, ein hinterlistiger Statthalter und der grausame Bleiche König. Vertraut ihr ihm wirklich?“

„Selbstverständlich nicht“, erwiderte Thorn. „Aber ich fürchte wir brauchen ihn und bisher hat er uns durchaus weitergeholfen.“

„Dann lasse ich ihn also wieder frei“, ächzte Kram.

„Wozu eigentlich?“ Leander war nicht überrascht, Drukil diese Frage stellen zu hören. „Er hat schon Streit verbreitet. Wenn er die Wahrheit sagte. Wir brauchen ihn nicht mehr. Lassen wir ihn doch in seiner Zelle verrotten.“

„Irrtum, Drukil. Wir brauchen ihn noch immer“, entgegnete Leander. „Nicht nur, weil er auch in Zukunft für uns wird intrigieren sollen. Wir werden den Schwarzen Herold erst dann mit der Rietgraskrone vernichten, wenn wir das Herz des Todes danach direkt an uns nehmen können. Dafür müssen wir in seine Nähe kommen. Und der einzige Ort, an dem er sich regelmäßig aufhält, scheint diese Ratshalle zu sein, die Ken Dorr wohl am besten wird beschreiben können.“

„Ihr wollt einfach nur in die Nähe des Heroldes, oder? Dann gibt es noch eine Möglichkeit“, meldete sich Marun zu Wort. Ihre Stimme war sanft für eine Zwergin, die – wie Leander aus eigener Erfahrung wusste – mitunter sehr aufbrausend sein konnte. „Der Schwarze Herold wurde in Andor gesehen. Er erschien dreimal vor der Rietburg, wo er gefallene Kreaturen wiederauferstehen ließ.“

Leander erstarrte. Er hörte, dass auch Chada und Thorn sich versteiften, während die Worte der Fürstin von den Wänden der kleinen Kammer widerhallten. Bei ihnen war es wohl die Sorge um die Rietburg, er jedoch witterte Möglichkeiten. Je länger sie brauchten, um den Schwarzen Herold zu stellen, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass sie doch noch auf seinen Bruder Callem stießen.

„Wann zum letzten Mal?“, fragte er schnell.

„Vor fünf Tagen“, antwortete Kram anstelle seiner Gemahlin. „Vielleicht auch gestern. Die Berichte unserer Späher haben uns noch nicht erreicht.“

„Er tauchte in unregelmäßigen Abständen dort auf, wann immer seine Armee zu ausgedünnt war“, ergänzte Marun.

Leander senkte den Kopf, während in seinem Kopf ein neuer Plan entstand. „Folgender Vorschlag: Wir greifen die Armee vor der Rietburg an, sodass er selbst kommen muss, um seine Truppen wieder aufzufrischen. Sobald er da ist, wird er vernichtet.“

„Und wie soll die Armee so weit geschwächt werden, dass er kommen muss?“, hakte Kram zögernd nach.

„Mit den Truppen der Schildzwerge. Wenn der Ewige Rat zerschlagen wird, ist das auch zum Wohle Caverns.“

Der Fürst seufzte schwer. „Schöne Idee, Leander. Das Problem ist nur, dass wir nicht ausrücken können, solange sich Kreaturen direkt vor unserem Eingang aufhalten. Ihr habt die Spuren gesehen ... Verzeihung, Leander. Das erste Mal erschienen sie am Morgen nach Beginn der Belagerung, seither noch drei weitere Male. Spuren einer ganzen Armee, mindestens halb so groß wie die der Belagerer, die Cavern überrennen könnte, während sich unsere Truppen auf dem Weg zur Rietburg befinden.“

„Wir hätten diese Kreaturen ja angegriffen, aber die Spuren tauchen einfach aus dem Nichts auf und verschwinden irgendwo plötzlich, hinterlassen nichts als verkohlte Erde“, ergänzte Marun zornig. „Es ist, als ob die Kreaturen das Fliegen gelernt hätten. Aber genug Fluggors, um die gesamte Armee zu transportieren, gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

„Wir haben nichts davon bemerkt“, überlegte Chada. „Die Spur verlief vom Brunnen aus noch weiter nach Norden.“

Fürst Kram erhob sich aus seinem kleinen Stuhl, das Holz knarzte leicht dabei. „Vielleicht bemerken unsere Späher im Neuschnee etwas, was uns bisher entgangen ist. Bis sie zurück sind, können wir euren neuen Verbündeten beschreiben lassen, wie genau diese Ratshalle aussieht. Wenn ihr mit eurer Vermutung richtig liegt und es wirklich zwergische Kammern sind, dann werden wir herausfinden, wo sie begraben sind.“

Der Fürst verließ seine Gemächer und besprach draußen etwas mit seinen Kriegern, von denen einer mit schnellen Schritten davoneilte, um die Befehle weiterzugeben.

Nach dem dritten Teil einer Stunde betrat Ken Dorr die Gemächer. Seinen schleichenden Gang legte er selbst jetzt nicht ab. „Fürst Kram! Ihr habt es weit gebracht! Eine schöne Mine beherrscht Ihr, insbesondere die Zellen sind wirklich ansprechend. Dennoch würde ich es in Zukunft bevorzugen, nicht grundlos inhaftiert zu werden.“

Kram schien es nicht für nötig zu halten, sich zu entschuldigen. „Ken Dorr! Ich hätte nicht übel Lust, dich für deine Vergehen in den Zellen zu belassen, Dieb, aber anscheinend hast du dich in diesen dunklen Zeiten auf unsere Seite gestellt. Du weißt nicht zufällig etwas über die Kreaturen, die sich immer wieder dreist in die Nähe Caverns ... stehlen?“

„Leider nein.“ Ken Dorr senkte die Stimme. „Ich nehme an, das Fürstenpaar ist in alles eingeweiht?“

Leander nickte leicht, ohne zu wissen, ob der Dieb in seine Richtung blickte. *In alles zumindest, was du nicht vor jedem deiner Freunde verheimlichst, Leander.* Tatsächlich waren Kram und Marun sogar in mehr eingeweiht als der Dieb. Von Hrals alter Prophezeiung und einigen seiner Visionen etwa wusste Ken Dorr noch immer nichts.

Ehe noch jemand etwas sagen konnte, öffnete sich die Tür erneut und ein Zwerg humpelte hinein. Er trug wohl weder Rüstung noch Kettenhemd, sein hechelnder Atem verriet Leander, dass er dennoch angestrengt war. *Ein Greis*, schoss es ihm durch den Kopf.

„Ihr habt mich rufen lassen, mein Fürst?“, fragte eine brüchige Stimme und Leander korrigierte sich in Gedanken. *Eine Greisin.*

„Ah, darf ich vorstellen: Mralla, Kartographin, Gelehrte und Runenmeisterin. Und eine Expertin für unterirdische Geografie und Historie. Wir möchten wissen, wo ein bestimmter Ort liegt. Beschreibe die Halle ...“ Kram stockte unmerklich. Sie waren überein gekommen, möglichst niemandem zu erzählen, wer Ken Dorr wirklich war, um ihn nicht zu gefährden. „... Rodnek!“, endete der Fürst schnell.

Die hohe Stimme des Diebes antwortete ohne zu zögern: „Es ist ein riesiger, halbkreisförmiger Saal mit ebensolchen Sitzreihen. Die Wände sind mit Runen bedeckt und es gibt nur einen einzigen, großen Eingang.“

„Danke, das genügt“, unterbrach Mralla. „Es gibt nur einen mir bekannten Ort, auf den diese Beschreibung zutrifft, auch wenn mir schleierhaft ist, wie Ihr ihn gesehen haben wollt. Es ist die Halle des Hohen Rates im untergegangenen Zwergenreich Krahalar. Ein wahres Meisterwerk der damaligen Baumeister. Von einer Ecke zur anderen misst die Halle exakt eintausend Schritt, und dennoch ist jedes Wort, das auf der Rednerbühne in der Mitte gesprochen wird, in allen sechzig Sitzreihen zu verstehen. Der gewölbte Stein leitet die Laute weiter.“

„Eintausend Schritt?“, hakte Ken Dorr verwundert nach. „Mit Verlaub, die Halle ist groß, aber so groß nun auch wieder nicht!“

„Verzeiht, ich habe mich unklar ausgedrückt. Eintausend Zwergenschritt, das entspricht etwa dreihundert Menschenschritt. Damals haben wir Zwerge noch unsere eigenen Längenmaße benutzt.“

Leander versuchte, sich seine Kenntnisse über die anderen Zwergenreiche ins Gedächtnis zu rufen. Schon lange vor der Gründung Silberhalls hatte es neben Cavern noch andere Minen gegeben, die allesamt dem Unterirdischen Krieg zum Opfer gefallen waren. „Was gibt es über Krahalar zu wissen?“, fragte er nachdenklich.

Mralla schmatzte leise. „Das einzige Zwergenreich, das nach dem Tod des letzten Zwergenkönigs nicht von einem Fürsten regiert wurde, sondern von einem Rat aus verschiedenen Gesellschaftsschichten. Krahalar lag unmittelbar neben der Krahalschlucht im Grauen Gebirge und damit am nächsten an Krah, der magischen Heimat der Drachen. Dennoch blieb das Reich von den Flammen des Krieges zunächst verschont. Bis zur großen Erschütterung. Der Zugang nach Krah, aus dem die unzähligen Kreaturen der Tiefe strömten, tat sich inmitten von Krahalar auf, so heißt es. Alle Zwerge dort wurden in wenigen Stunden ausgelöscht, die geschuppten Kreaturen erreichten die Oberwelt, wo sie sich seither vermehren. Später gelang es einer kleinen Zwergentruppe, alle Zugänge nach Krahalar zu versiegeln, sodass zumindest der Zustrom direkt aus Krah erlosch.“

„Wie könnte man Krahalar heutzutage noch erreichen?“, fragte Marun nach einer unangenehmen Pause.

„Alle Zugänge sind versiegelt. Wenn ihr euch nicht einen neuen Weg graben wollt, gibt es nur eine Möglichkeit: Das Sternentor, der Haupteingang nach Krahalar, war zu stark, um es zum Einsturz zu bringen, daher wurde es mittels Runenmagie versperrt. Ein Zauber wurde gewoben, der das Sternentor für immer geschlossen halten sollte. Doch keine Magie hält besser als ehrlicher Fels. Der Bann könnte aufgehoben werden. Das Sternentor ließe sich wieder öffnen, jedoch nur im Licht von Fornurs Flamme. Und wer weiß, welche Schrecken euch auf der anderen Seite des Tors erwarten. Der Weg wurde nicht grundlos versiegelt.“

„Woher bekommen wir diese Flamme?“, fragte Thorn erschöpft.

Leander kicherte. „Fornurs Flamme ist kein Gegenstand, Thorn! Es ist ein Sternbild. Gebildet aus fünf Sternen der nördlichen Hemisphäre, deren Licht leicht rötlich scheint. Sie werden Fornurs Funken genannt, und sie umkreisen sich immerfort. Nur manchmal geschieht es, dass alle fünf Sterne genau in einer Reihe stehen. Dann sprechen wir von Fornurs Flamme.“

„Doch diese Konstellation kommt in fünf Feuerzyklen nur ein einziges Mal vor“, ergänzte Mralla.

Ein Feuerzyklus entsprach 1461 Tagen, das hieß, mit etwas Pech ...

„Wann genau wird Fornurs Flamme das nächste Mal entfacht?“, wollte Leander wissen. Zwar hoffte er noch immer, den Schwarzen Herold an der Rietburg vernichten zu können, doch sie mussten sich alle Möglichkeiten offenhalten.

Die Gelehrte dachte kurz nach und murmelte dabei auf zwergisch einige Zahlen vor sich hin. „Ihr habt großes Glück oder großes Pech, je nachdem, wie man es betrachtet. In sechsunddreißig Tagen, wenn ich mich nicht irre. Also in der Nacht auf den 32. Wintertag eurer Zeitrechnung. Oh, halt, schon auf den 31. Wintertag. Ein Dunkeljahr erwartet uns.“ Sie kicherte.

„Danke, Mralla!“, brummte Kram. „Du darfst gehen. Und du auch, Rodnek.“

Wenn Ken Dorr über den Rauswurf verärgert war, zeigte er es nicht, selbst seine Atmung behielt ihren Rhythmus bei. Vermutlich konnte er froh sein, nicht wieder in den Kerker geworfen zu werden. Klaglos verließ auch er die Gemächer.

„Solange der Dieb in Cavern ist, können wir ihn bewachen lassen. Oder überwachen“, überlegte Fürstin Marun. Ihn unbeaufsichtigt in der Mine herumspazieren zu lassen, war ihr hörbar unangenehm.

„Keine Sorge! Ich passe schon auf, dass er nichts anstellt“, versprach Drukil düster. Der Hass in seiner Stimme machte Leander langsam Angst.

Abenddämmerung, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Gästekammern in Roteisenstein, Cavern

... eine Frau in dunklen Gewändern, der schwarze Stab mit drei Spitzen von purer Dunkelheit umwoben, schwarzer Nebel eine schwarzhaarige Bogenschützin in grünen Gewändern umschlingend...

... ein kleiner Gegenstand, silbern glänzend, zwischen schaumbedeckten Wellen versinkend...

... Dunkelheit...

... ein gewaltiger, in Flammen stehender Baum...

... ein Mann in weißer Robe, das unscheinbare Gesicht melancholisch in lodernde Flammen schauend...

... ein Junge mit einem grünen Wams, die Arme voller Schriftrollen, von flackerndem roten Licht beschienen, lächelnd eine Frage stellend...

... eine Prozession grün gekleideter Menschen, sich von einem brennenden Baum entfernend...

... Dunkelheit...

... eine Ruine, umgeben von der See, der Himmel weiß vor Möwen, die darüber fliegen und ohrenbetäubend kreischen...

... ein im Schnee kauernendes Mädchen in brauner Kutte, ihr Haar fast so golden wie ihre Augen...

... Dunkelheit...

... ein Mann mit blauer Haut, mit seinem Schwert einen Tarus ohne Hörner durchbohrend...

... Zwerge in silbernen Rüstungen, gegen Meereskreaturen kämpfend...

... **Dunkelheit**...

Leander fuhr keuchend hoch, dann zerriss ein lauter Knall die Stille. Reflexhaft griffen seine Hände nach dem Stab; er war bereit, sich jederzeit zu verteidigen. Doch das Geräusch war nur von der steinernen Tafel gekommen, die auf seinem Schoß geruht hatte und die bei seinem abrupten Erwachen auf den Steinboden gefallen war. Noch immer zitternd beugte sich Leander neben seinem weichen Bett herab und hob sie auf, legte sie neben sich auf die flauschige Polsterung. Etwas zu flauschig. Wer hier lag, spürte nichts davon, dass die Grundlage des Bettes direkt aus dem harten Stein gehauen worden war. Selbst dass seine Fußspitzen über die Kante ragten, wenn Leander sich mit dem Kopf an die Wand legte und anschließend streckte, konnte nicht verhindern, dass dieses Bett deutlich zu gemütlich war, um in ihm wach zu bleiben.

Er hätte es wissen müssen, schalt er sich. Er hätte den Verlockungen nicht nachgeben dürfen, wo er doch ganz genau wusste, dass er nicht mehr richtig denken konnte, wenn er erst schweißgebadet erwachte, nachdem die Dunkelheit ihn heimgesucht hatte. Dabei hatte er sich deshalb doch hierher zurückgezogen – um zu denken.

Sie waren übereingekommen, weiteres Pläneschmieden zu verschieben, bis Kommandant Zagort zurück war. Ihre nächsten Schritte hingen davon ab, ob die Späher etwas fanden und die Armee der Schildzwerge gegen die Kreaturen vor der Rietburg ausrücken konnte oder nicht. Er hatte sich hierher, in die Stille, zurückgezogen, um mit seiner Übersetzung fortzufahren.

Wann immer er in den vergangenen Tagen etwas Zeit hatte erübrigen können, hatte er seine Erinnerung nach Fragmenten der vergessenen Barbarensprache durchforstet, um Thauras' verborgene Botschaft zu entschlüsseln. Wie von selbst glitten seine Fingerspitzen auch jetzt über die zerfurchte Steinplatte, obwohl er mittlerweile jede Kerbe auswendig kannte.

„*seyratt, keetom Aeimrag Lontyl, njasar mirar vaejyg basyg, njasar foddolar vaejog paethog. saakyrstott mjelyg efryren thinghudyren Aeimral. urauthatt ikkryr thinghudy mirag eaf ikkryr thinghudy basyg. urauthatt efagaryr thinghudy - skykkattissyr bloddag vaddostyl keetom saatogen aelkrissyl eaf mirattissyr atim, fers basott mjelyren ulryren mudanyren - vaddostyg eaf vadag krisslommag. urothunatt mjelar krisslommag keetom sovattissog turgedog aykal eaf arauthog efrylen thinghudylen*“, wisperte Leander in die Stille der Gästekammer. Die ungewohnten Laute glitten viel zu leicht über seine Zunge. Zu oft schon hatte er sich überlegt, wie die Barbaren die Worte wohl ausgesprochen hätten, ohne der Übersetzung dabei auch nur eine Silbe näher zu kommen.

In seinem Gedächtnis waren höchstens einige Vokabeln gespeichert, aber nicht die Grammatik, die er sich mühsam hatte zusammensetzen müssen. Manches musste er raten, manches erschließen. Dass beispielsweise *Aeimrag Lontyl* wohl Mutter Natur hieß vermutete Leander nur, weil Thauras die erste Rune der beiden Wörter je deutlich größer eingekerbt hatte, später hatte er das bei *Aeimral* wiederholt. So war es in der alten Runenschrift, die eigentlich keine Unterscheidung zwischen Groß- und Kleinbuchstaben kannte, zu seiner Zeit üblich gewesen, wenn der Name der Göttin aufgeschrieben wurde.

Mit ähnlichen Überlegungen hatte er weitere Worte entschlüsselt und zumindest am Anfang sogar fast so etwas wie einen sinnvollen Text zusammengesetzt:

Durch Mutter Natur folgt ein neuer Anfang jedem Ende, eine neue Foddolar jedem Tod. Dies saakysrott drei Wächter der Mutter. Ein Wächter bewacht den Anfang und ein Wächter das Ende. Der dritte Wächter - skykkattissyr bloddag der Ewigkeit durch saatogen der Welt und anfangend atim, fers beenden diese zwei mudanyren - bewacht die Ewigkeit und die ewige krisslommag. Diese krisslommag wird bewacht durch sovatissog turgedog aykal und arauthog der drei Wächter.

Drei Wächter hatte Themauras auch in dem Text erwähnt, durch den sie erstmals von den beiden Herzen erfahren hatten. Die von Mutter Natur geschaffenen Wächter, die über die Gefangenschaft des Chaos wachten. Leander hatte sich über die neuen Erkenntnisse gefreut und war kurz davor gewesen, den anderen seine erste Übersetzung vorzustellen.

Bis ihm aufgefallen war, dass er einen Fehler begangen hatte. Nicht nur, dass er Bewachen, *urothan*, mit Behüten, *urauthan*, verwechselt hatte. Nein, er hatte *thinghudyr* mit Wächter übersetzt, eben weil er an diesen ersten Text von der Schöpfung der Welt gedacht hatte. Doch tatsächlich tauchte das Wort für Wächter, *urothor*, im ganzen Text kein einziges Mal auf.

Dann ist *thinghudyr* eben ein Synonym für Wächter, hatte Leander gedacht, bevor er durch Zufall auf die richtige Übersetzung gestoßen war: *Thinghudyr*, der Thinghügel, war der Platz im Zentrum jeder befestigten Barbarensiedlung und der Hügel, auf dem die Nomaden ihre größte Jurte aufschlugen. Der kulturelle Mittelpunkt jedes Dorfes, ein Ort der Versammlung und Versöhnung, an der vor langer Zeit regelmäßig das Thing, eine Art gemeinschaftliches Gericht, abgehalten worden war, bis schließlich die Kriegsfürsten die Macht übernommen hatten.

Aber ... ein Thinghügel? *Ein Thinghügel behütet den Anfang und ein Thinghügel das Ende. Der dritte Thinghügel behütet die Ewigkeit.* Was bitte sollte das heißen?

Erschöpft ließ sich Leander wieder in sein Bett sinken. Schweiß kühlte seine Stirn und sein Herz pochte noch immer zu schnell. Seine Vision hatte ihn zu sehr aufgewühlt, für heute musste er die Arbeit ruhen lassen.

Leander verabscheute seine Schwäche. So etwas hatte er noch nie erlebt. Natürlich hatte es immer wieder Sorgen gegeben, er war niemals tollkühn gewesen. Aber jede dieser Sorgen hatte ihre Berechtigung gehabt. Die Vision der Dunkelheit hingegen löste eine Angst in ihm aus, die er nicht benennen konnte.

Die Dunkelheit, die dich verfolgt, wirst du nicht mehr erleben, hatte das Orakel der Geister ihm prophezeit, und wenn das die einzige Voraussage gewesen wäre, Leander hätte sich womöglich sogar darüber gefreut.

Die Flammen, die du schürst, werden dich verbrennen...

Die, die du für Freunde hältst, werden dich verstoßen und verbannen...

Einsam wirst du sterben, verraten von einem falschen Freund, dem du vertraut hast...

Leander atmete tief durch. Er wollte nicht darüber nachdenken. *Wenn die Drei Schwestern sich nicht getäuscht haben, kannst du dieses Schicksal ohnehin nicht mehr abwenden, also brauchst du auch nicht daran zu denken*, zuckte es durch seinen Kopf. Doch er wusste, dass er sich damit selbst belog.

Als er vor langer Zeit schließlich eingesehen hatte, dass er keine seiner Visionen verhindern konnte, war der Fatalismus für einige Monde überwältigend gewesen. Er hatte nur in seiner einsamen Hütte gesessen und gewartet, schließlich würde die Zukunft

unausweichlich stattfinden. Seine nächsten Visionen hatten ihm gezeigt, wie er in seiner Hütte saß, die Wand anstarrte und für einige Monde keinen einzigen Erfolg erzielte. Er hatte lange gebraucht, um es zu begreifen. Was er gesehen hatte, würde unausweichlich geschehen müssen, aber nur, weil er ebenso unausweichlich etwas dafür tun würde. Ein Seher, der tatsächlich sein ganzes Leben nur auf eine wunderschöne Vision wartete, würde sie niemals bekommen, weil seine goldene Zukunft nicht von selbst eintreten konnte. Leander wusste, dass er die Warnung des Orakels nicht ignorieren durfte, selbst wenn sie nicht zu verhindern war.

Er gestattete es sich, für einige Herzschräge die Stille zu genießen, dann begab er sich in sein Gedächtnis, beschwor das Bild seiner Hütte der Erinnerung herauf. Er besaß nicht die Konzentration, die Tafel weiter zu übersetzen, aber dafür hatte er jetzt die Zeit, nach anderen möglicherweise nützlichen Informationen zu suchen. Sein Blick fiel auf das Ebenholzkästchen. Er hatte es sträflich vernachlässigt, hatte es ignoriert, weil er wusste, dass die Erinnerung an seine verhängnisvolle Entscheidung näherrückte. Die Leben der Schmiedin und ihres Lehrlings wogen fast nichts im Vergleich zu dem, was er noch verursacht hatte. Wieso nur war ihm das alles damals so egal gewesen? Seine alten Sünden holten ihn jetzt gleich zweifach wieder ein.

Er klappte den schwarzen Kasten auf. Sofort betrachtete er die bunt schillernde Perle, die vorletzte in der Reihe, die Erinnerung seiner Tat, die er erst jetzt als gewaltigen Fehler erkannte. Vielleicht würde er hier den entscheidenden Hinweis finden? Doch zuvor gab es noch eine andere Erinnerung zu betrachten.

Von den sieben Perlen war sechs kugelförmig. Einzig die fünfte Perle war nicht geschliffen, sondern so belassen worden, wie sie in ihrer Muschel herangereift war. Eine einzelne Träne der Vergangenheit, weiß wie Schnee. In Leanders Vorstellung warfen seine blauen Finger einen dunklen Schatten über das Perlmutter. Als er die Träne schließlich berührte, war der Schatten das einzige von Bestand, während jedes Licht und jede Farbe sich auflöste.

Morgendämmerung, 68. Sommertag 42 A.Z.

Rietland westlich des Krähenstamms, Andor

„Sie ... sind alle tot!“, stammelte eine tiefe Stimme, als Leander vorsichtig die schiefe Tür öffnete. „Ihr ... hattet recht, Schwarzer ... Priester!“

Schluchzer zerhackten Sebans Satz in vereinzelte Wortfetzen und Leander tastete nach dem Arm des Mannes und zog ihn schnell ins Innere der verfallenen Hütte, die er seit einigen Tagen bezogen hatte.

„Sie kamen ... mit Fackeln ... es war Harthalt ... Brandurs Schwertmeister ... mit dem dunklen Schild ... alle tot ...“

„Ich habe Euch gewarnt, Auserwählter! Schon vor fünf Tagen! Ihr hättet mühelos entkommen können!“, fuhr Leander den Bauern an. Dann erstarrte er. „Alle?“, fragte er beunruhigt. „Auch Euer Sohn?“

Seban schien ihn nicht wahrzunehmen. „Ich war nur kurz bei Geren ...“, wimmerte er und Hass schlich sich in seine tiefe Stimme. „Jemand hat uns an sie verraten ... hat von dem Gift erzählt, das ich nie benutzen wollte ... Harthalt hatte das Fläschchen, als ich nach Hause kam ... er hat meine Asilie nach Euch gefragt ... und wo ich bin ... sie wollte es nicht sagen ... er hat sie nich' mal selbst abgestochen, nur einen Wink gegeben ...“

„Was ist mit Eurem Sohn, Auserwählter? Was ist mit Wel?“, fragte Leander deutlich. Wenn Harthalt sogar eine wehrlose Frau getötet hatte, dann war niemand vor ihm sicher. Der Schwertmeister war dafür bekannt, dass er unbarmherzig sein konnte. Er schickte seine Krieger in den sicheren Tod, wenn es für die Befehle seines Königs von Nutzen war. Es hieß, sein schwarzer Schild raube ihm jedes Mitgefühl.

Seb schluchzte nur noch lauter. „Hat einfach nur zugesehen“, brachte er mühsam hervor. „Wel war so zornig, als er von der Gelbkralle erfuhr ... vom falschen Fieber, ihrer Lüge ... sagte, sie sei nicht länger seine Mutter ... er hat nich' mal gezuckt, als sie starb ... und ich bin abgehauen ... konnte ihn nich' retten ... was hätte ich tun sollen ... wie hätte ich ... jetzt is' auch er meinetwegen tot ...“

„Verdammt! Dann war alles umsonst!“, stieß Leander hervor, ehe er sich beherrschen konnte. Sebans Eltern waren tot und er hatte keine Familie mehr; das hatte Leander überprüft, als er ihn ausgewählt hatte. „Habt Ihr womöglich ein uneheliches Kind?“

„Ich ... nein! Ich war ... ihr immer treu ... nur zum Schluss ... konnte ich nich' für sie da sein ...“

„Er wird opfern sein eigen Fleisch und Blut, den Segen des Flammenbringers zu erlangen“, zitierte Leander und bekämpfte seinen Zorn. Verdammt! Schwertmeister! Für so skrupellos hätte Leander ihn nicht gehalten. „Die Prophezeiung ist eindeutig! Ihr selbst hättet Euren Sohn töten müssen, nicht Brandurs Häscher!“

„Niemals!“, schrie Seb entsetzt. „Ich hätte nich' ... hätte nich' ... um keinen Preis ...“

Leander zögerte. Wels Tod war eine Niederlage, aber noch war nicht alles verloren. Der Bauerntölpel musste ein weiteres Kind zeugen und es direkt nach der Geburt opfern. Leander musste es nur richtig anstellen. Die richtigen Worte finden.

„Was wollt Ihr jetzt tun, Auserwählter?“

„Tun? Tun?! Der König sucht mich ... mein Leben ist zerstört ... mein Haus ist verbrannt ... meine Familie wurde ermordet ... ich könnte genauso gut tot sein! Mein Leben hat jeden Sinn verloren.“

„Dann gebt ihm einen neuen! ER wacht über Euch, Auserwählter, in guten wie in schlechten Zeiten. Und ER hat Euch eine Mission auferlegt.“

„Ich will nicht ... kann nicht!“

„Ihr seid der Auserwählte! Und Ihr wurdet nicht grundlos erwählt. Selbst wenn Euer Leben Euch nichts mehr bedeutet, vergesst nicht, dass SEIN Blick auf Euch ruht und dass Ihr die Zukunft dieses Landes beeinflussen werdet.“

„Was kümmert mich schon die Zukunft dieses Landes?“, schrie Seban ihm entgegen. Ehe Leander es verhindern konnte, wurde ihm die Kapuze vom Kopf gerissen. Seban schnappte nach Luft und stolperte zurück, aber sagte nichts zur Binde über seinen Augen oder zur auffälligen Farbe seiner Haut.

„Es gibt nur noch eines, was ich will!“, flüsterte er. „Ich will wissen, woher ... Harthalt von mir wusste. Wer ihm alles verraten hat. Und dann ... möchte ich den Schwertmeister und den Verräter besuchen und Gerechtigkeit walten lassen.“

„Es gibt keine Gerechtigkeit. Nur Rache!“, predigte Leander. „Aber ich werde Euch helfen, Eure Rache zu erlangen, Auserwählter. Wenn Ihr danach mir helft und Eure Aufgabe erfüllt. Was sagt Ihr?“

Leander zog seinen rechten Handschuh aus und hielt die blaue Hand ausgestreckt in Sebans Richtung. „Ich kann herausfinden, wer der Verräter ist. Ob es Unachtsamkeit war

oder Bosheit. Ich helfe Euch. Wir tragen das Feuer zu den Brandstiftern zurück. Und anschließend werden wir gemeinsam dafür sorgen, dass SEINE Prophezeiung sich erfüllt.“

Seban sagte nichts. Sein zitternder Atem war das einzige Geräusch, das durch die Hütte klang. Schließlich fühlte Leander, wie sich zögernd eine Hand in seine legte. Und er lächelte.

Frühe Nacht, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Fürstengemächer in Roteisenstein, Cavern

„Nein, mein Fürst! Wir haben nichts gefunden“, verkündete Zagort tonlos. „Wo die Spuren verschwinden ist der Schnee schwarz gefärbt, wie es bisher das Gras war. Als wäre er verkohlt worden, ohne zu schmelzen. Aber woran das liegt, wissen wir noch immer nicht.“

Die Schwermut, die diese Botschaft in der Kammer auslöste, war fast mit Händen zu greifen. Einhellig schwiegen sie. *Schwarzer Schnee*. Was hatte das nur zu bedeuten?

Nachdem der Kommandant sich entfernt hatte, fragte Leander ohne wirkliche Hoffnung: „Ken Dorr, weißt du vielleicht, wie Nomion das macht?“

„Dann hätte ich es Euch schon längst gesagt“, erwiderte der Dieb entrüstet. Gegen Drukils Protest durfte er diesmal auch anwesend sein.

„Es tut mir leid, meine Freunde!“, meinte Kram betrübt. „Ich kann die Armee unter diesen Umständen nicht ausrücken lassen. Nicht, wenn der Ewige Rat nur auf Kosten meines ganzen Volkes bezwungen werden kann. Und unsere Truppen aufzuteilen ist zu riskant.“

„Selbstverständlich!“, bestätigte Chada, auch wenn Leander überlegte, dass die Schildzwerge auf Dauer ohnehin verloren wären, wenn der Ewige Rat nicht besiegt würde.

„Brauchen wir die Schildzwerge wirklich?“, fragte Thorn in die Runde. „Wir könnten auch so ins Rietland ziehen und auf den Schwarze Herold warten. Hoffen, dass er erscheint, um seine Kreaturen wieder zum Leben zu erwecken.“

„Das setzt voraus, dass die Rietburg lange genug standhalten kann“, entgegnete Ken Dorr kühl. „Und dass wir nicht von den Kreaturen erwischt werden. Und dass wir den Schwarzen Herold abpassen, wenn er nicht gerade inmitten einer großen Armee aus Kreaturen oder gar direkt neben Nomion schwebt. Sicherer erscheint es mir, zuerst das neue Herz der Geburt in Sicherheit zu bringen und anschließend den Schwarzen Herold in Krahazar zu besiegen.“

„Aber dann muss die Rietburg noch länger als einen Mond durchhalten!“, erwiderte Thorn verärgert.

„Ich fürchte, ich muss Ken Dorr zustimmen“, verkündete Chada mit hörbarem Widerwillen. „Wir sollten nach dem Samen des Baumes der Lieder zumindest suchen. Dank der Drei Schwestern wissen wir, wonach wir Ausschau halten müssen: eine Frucht, die wie abgestorben aussieht. Dass die Mächte des Meeres sie noch nicht gefunden haben, ist der einzige Schutz, den der Baum der Lieder hat. Wenn der Ewige Rat das neue Herz erst besitzt, wird er nicht zögern, den Baum zu zerstören. Die Bewahrer haben keine schützenden Mauern, keine engen Gänge in tiefem Fels und keine Armee, sie können sich gegen ein Heer aus Kreaturen nicht verteidigen.“

„Und wenn der Baum der Lieder stirbt, ist das nicht nur der Verlust von jahrhundertealtem Wissen“, fügte Leander schwermütig hinzu, „sondern es bedeutet auch,

dass sich die Macht des Schwarzen Herolds verdoppelt. Welches Unheil er dann anrichten könnte, mag ich mir nicht ausmalen.“

„Der Rat hat diesen Samen bis jetzt nicht gefunden. Dann schaffen wir das eh nicht“, brummte Drukil missmutig. „Besiegen wir stattdessen den Geist an der Burg. Dann ist der Samen auch kein Problem mehr.“ Leander wusste, dass Drukil sich schon allein deshalb für Thorns Vorschlag aussprach, weil Ken Dorr die gegenteilige Meinung vertrat. Je mehr Zeit Leander, Chada und Thorn mit dem Dieb verbracht hatten, desto mehr hatten sie ihn – oder zumindest seinen scharfen Verstand – schätzen gelernt. Bei Drukil war das Gegenteil der Fall.

„Es sei denn, die Mächte des Meeres finden den Samen und zerstören den Baum der Lieder selbst“, wandte Chada ein. „Dann könnten sie dessen Macht nutzen. Mit etwas Pech besiegen wir den Ewigen Rat, während im Hadrischen Meer eine neue Bedrohung entsteht.“ Die Bogenschützin zögerte kurz. „Es ist leichtsinnig vom Schwarzen Herold, die Suche nach dem Samen anderen zu überlassen“, bemerkte sie verwirrt.

„Er kann die Mächte des Meeres jederzeit töten“, erinnerte Leander sie. „Wir dagegen nicht. Selbst wenn wir den Geist besiegen und das Herz des Todes erringen, selbst wenn wir bereit wären, es zu benutzen, bräuchten wir dazu noch je ein Teil der Drei Mächte. Es ist also in jedem Fall wichtig, den Samen des Baumes der Lieder vor den Mächten des Meeres zu finden. Die Frage ist höchstens, ob wir ihnen auf ihrer Suche noch mehr Vorsprung verschaffen wollen, um dafür eine Chance zu haben, den Schwarzen Herold früher zu besiegen, oder ob wir lieber zuerst den Samen suchen.“

„Warum teilt ihr euch nicht auf?“, schlug Fürst Kram vor. „Ein paar warten mit der Krone an der Rietburg, der Rest sucht den Samen.“

Leander zögerte. Bisher war jeder von ihnen hilfreich gewesen, wenn sie sich aufteilten, würde das ihre Kräfte verringern. Andererseits war es durchaus sinnvoll, jemanden mit der Krone an der Rietburg zu belassen. „Könntest du die Krone nicht einem deiner Krieger anvertrauen?“, überlegte er. „Falls sich der Schwarze Herold an der Rietburg zeigt, wird er dort vernichtet, ansonsten reist der Schildzwerg rechtzeitig zurück, damit wir die Krone mit nach Krahazar nehmen und den Schwarzen Herold dort vernichten können.“

„Ist das nicht zu riskant?“, fragte Ken Dorr vorsichtig. „Was, wenn der Zwerg mitsamt Krone abgefangen wird? Oder wenn er uns verrät?“

„Die Gefahr, dass du uns verrätst, halte ich für deutlich größer“, knurrte Kram. „Ein vertrauenswürdiger Zwerg würde sich finden lassen.“

Maruns sanfte Stimme flüsterte etwas, zu leise, als dass Leander es verstehen konnte. „Mart ist eine gute Wahl“, meinte der Fürst bestätigend.

Dieser Mart, den Leander selbst noch nicht kennengelernt hatte, hatte die Verantwortung in Cavern übernommen, während Fürst Kram den Tross der Andori ins Graue Gebirge begleitet hatte. Kram würde wissen, wem er sein Vertrauen schenkte.

„Ich bin dafür!“, verkündete Leander. Auch Chada, Thorn und schließlich Drukil bekundeten ihre Zustimmung. Ken Dorr schwieg.

„Ob ihr den Samen nun findet oder nicht, seid bis zum 25. Wintertag wieder in Cavern“, fügte Kram noch hinzu. „Ich sage Mart, dass auch er bis dahin wieder zurück sein soll, wenn er keinen Erfolg hatte. Falls wir Fornurs Flamme verpassen, müssen wir zwanzig Jahre auf die nächste Gelegenheit warten.“

Mondhoch, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Festhalle in Schwarzeisenstein, Cavern

„Gift! Pures Gift! Ich verstehe nicht, wieso irgendjemand das trinkt“, spie Drukil aus, seine Stimme übertönte mühelos den Lärm der Feiernden und vermutlich bekam er von den Zwergen soeben einige böse Blicke ab.

„Alkohol betäubt den Geist“, erklärte Leander gedämpft. „Man ist seine Probleme los und kann sich einfach amüsieren.“ Er hob seinen Humpen und trank einen Schluck. Wasser natürlich. Er selbst hatte sich niemals betrunken. Sein wacher Geist war seine größte Stärke, wichtiger noch als seine Gabe. All sein Wissen, seine Erinnerungen, seine Fähigkeiten basierten auf dem Verstand. Ohne ihn wäre er nur ein schlechter Lügner, ein Blinder, der sich leidlich mit seinem Stock verteidigen konnte. Und er wusste, dass Alkohol keine langfristige Lösung war, um Probleme loszuwerden.

„Sie vergiften sich, um glücklich zu sein?“, vergewisserte sich Drukil fassungslos.

„Sie vergiften sich aus allen möglichen Gründen“, erklärte Leander abfällig. „Um schön auszusehen, um kurz stärker zu werden, aus Bequemlichkeit. Dagegen ist kurzfristiges Glück als Grund fast schon vernünftig.“

„Und warum pennen sie alle?“, wollte Drukil wissen. „Wie kann irgendjemand bei dem Krach einschlafen?“ Er verstummte vielsagend, als eine neue Strophe des zwergischen Trinkliedes angestimmt wurde. Thorn schmetterte lauter mit als jeder der Zwerge, dass der Krieger kein Wort verstand, schien ihn nicht zu stören.

„Jeder vierte hier scheint zu schlafen“, fuhr Drukil empört fort. „Selbst Ken Dorr ist eingenickt.“

„Bei den Zwergen hat es gute Tradition, bis zur Besinnungslosigkeit zu saufen. Es heißt, in zwergischem Bier steckt mehr Alkohol als Wasser. Demnach müsste man es anzünden können.“ Leander lächelte bei der Vorstellung, was die Schildzwerge wohl sagen würden, wenn sie erfuhren, dass er darüber nachgedacht hatte, ihr kostbares Bier zu verbrennen.

„Unser geschätzter Dieb wird diese Mengen nicht gewohnt sein. Lass ihm seine Ruhe und genieße deine. Jetzt kannst du ihn ausnahmsweise aus den Augen lassen. Es sei denn, du gehst davon aus, dass er selbst schlafend seine ganze Umgebung verpestet und den Verrat an uns vorbereitet.“

„War das Sarkasmus?“, grummelte Drukil.

„Du wirst besser!“, lobte Leander. „Weißt du noch, wie seltsam du es anfangs fandest, dass wir Dinge sagen und das Gegenteil meinen?“

„Ich finde es immer noch seltsam. Aber inzwischen kann mich keiner eurer abstrusen Bräuche mehr verwundern.“ Drukil schnaubte laut. „Oder zumindest fast keiner. Und der Dieb verpestet tatsächlich selbst im Schlaf alles. Keiner von euch bemerkt es, aber er stinkt bis hierher. Er wurde mit Hexerei zum Leben erweckt. Das wird er nicht mehr los.“

Leander nahm noch einen Schluck und wünschte, die besoffenen Zwerge könnten etwas leiser grölen. Diese unnötige Willkommensfeier raubte ihm den letzten Nerv.

„Nicht mehr lange, und niemand wird mehr bemerken, dass du nicht immer ein Mensch warst“, meinte Leander schließlich. Er wollte sich mit dem Hautwandler jetzt nicht auf eine Diskussion über Ken Dorr einlassen.

„Falls es dieses *nicht mehr lange* überhaupt noch gibt“, murmelte Drukil mutlos. Er rückte auf der Steinbank noch näher an Leander heran und flüsterte: „Du hast die Drei Schwestern nicht vergessen. Keiner von euch.“ Kurz schwiegen sie beide, während sie sich erinnerten. *Der Bär wird dich überwinden und den Menschen auslöschen. Zufrieden wirst*

du durch den Wald streifen, während deine Freunde kämpfen und verlieren. Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen.

Schließlich holte Drukil tief Luft. „Ich bin eine Bedrohung. Eine Belastung. Ein Monster. Der Bär in mir tobt und kratzt. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis er endgültig ausbricht.“

Da Drukil sich an ihn lehnen musste, damit seine geflüsterten Worte über den Lärm gehört werden konnten, spürte auch Leander den Hautwandler erschauern.

„Ich sollte nicht mitkommen. Nicht, wenn ihr in den Wald zieht. Wenn ihr am Lebensbaum nach Antworten sucht. Zieht ohne mich los. Benachrichtigt mich, falls ihr mich braucht. Ihr vermisst mich ja anscheinend eh nicht.“

Leander drehte sich und griff fest nach Drukils Schultern. „Du bist ein Narr, wenn du glaubst, dass wir dich nicht vermissen würden. Deine Unterstützung ist jedem von uns wichtig, Drukil! Du solltest die Worte des Orakels nicht als Drohung sehen, sondern als Versprechen“, riet er eindringlich und begann zu lächeln. „Es gibt nur eine Möglichkeit, wie wir dich *nicht* vermissen könnten: Wenn der Ewige Rat besiegt wurde, wenn wir unser Ziel erreicht haben, wenn du dich herzlich von uns verabschiedet hast, um an einem warmen Sommertag im Wald zu verschwinden und als Bär glücklich zu werden. Wenn der Bär den Menschen auslöscht, weil auch du es dir wünschst. Dann werden wir dich nicht vermissen, Drukil, sondern uns für dich freuen. Ja, deine Freunde werden kämpfen und verlieren. Wie wir auch in der Vergangenheit schon oft verloren haben. Keine dieser Niederlagen war jemals von Dauer.“

Leander erwähnte nicht die andere Möglichkeit, die ihm in den Sinn kam. Auch Tote konnten niemanden vermissen.

„Ihr braucht mich nicht“, hauchte Drukil zögernd. „Ich bin doch überflüssig für euch. Thorn kann besser kämpfen als ich. Chada besser führen. Du besser denken. Und der Bär ist mehr eine Gefahr als eine Hilfe. Selbst Ken Dorr ist nützlicher als ich.“ Die letzten Worte sprach er voller Abscheu.

„Wach auf, Drukil!“, forderte Leander energisch und rüttelte an den Schultern des Hautwandlers. „Wie kannst du dich mit Ken Dorr vergleichen? Sicher ist der Dieb nützlich, aber du bist mehr als das. Du bist ein Freund! Wir glauben an dich, wir vertrauen dir! Anders als Ken Dorr! Und du bist ganz gewiss nicht überflüssig!“

Er atmete tief ein und zwang sich, seine Stimme zu senken. Nur weil alle anderen hier brüllten, musste er es ihnen nicht gleichtun. „Du bist ebenso wertvoll wie Chada, oder Thorn, oder ich. Auch du besitzt einzigartige Fähigkeiten, und ich spreche nicht nur vom Bären. Du spürst Dinge, die andere nicht wahrnehmen, du siehst, was anderen Augen verborgen bleibt. Wer hat dir gesagt, dass Alkohol Gift ist? Ich? Einer der Zwerge? Nein, ein Schluck genügte dir, um eine Wahrheit zu erkennen, die andere ihr ganzes Leben verleugnen. Die Hexerei hinterlässt für dich ein Gefühl, das kein anderer kennt. Damit kannst du uns vor Fallen warnen, in die wir sonst blindlings laufen würden. Stell dir nur vor, jemand bietet uns seine Hilfe an und du spürst, dass er von der Macht des Schwarzen Herolds berührt wurde.“

„So wie Ken Dorr“, entgegnete Drukil trocken und Leander nickte.

„Ja, wie Ken Dorr. Ich halte deinen Hass für übertrieben, aber auch dafür brauchen wir dich. Ken ist gerissen, er kam als mittelloser und verbannter Dieb zurück nach Andor und saß kein Jahrzehnt später auf dem Thron. Täuschung und Manipulation ist seine Stärke, und du bist als einziger nicht anfällig dafür. Der Gestank nach Hexerei, der ihn umgibt, wird

dich immer an das erinnern, was wir zu schnell vergessen: Dass er bereits den Ewigen Rat verraten hat, und dass wir die nächsten sein könnten. Du wirst deine Vorsicht nie verlieren, ihm immer misstrauen, ihn im Blick behalten, und vielleicht wirst du uns genau damit alle retten.“

Leander nahm seine Hände von Drukils Schultern und legte sie in seinen Schoß. „Die Drei Schwestern haben in uns allen Zweifel ausgelöst, sogar in der sonst so entschlossenen Chada, aber niemanden quälen die Sorgen so sehr wie dich, das ahne ich. Was du tust ist deine Entscheidung, Drukil, doch vergiss nicht: Wir vertrauen dir! Wir glauben, dass du den Bären um unseretwillen zurückhalten kannst. Die Frage ist nur, ob du dir selbst vertrauen kannst. Wir brauchen dich mit ganzem Herzen bei unserer Sache. Wenn du wirklich glaubst, dass der Bär dich überwinden und uns alle töten wird, dann denke ich zwar, dass du dich damit irrst, aber niemand von uns kann dich zwingen, einen Wald zu betreten. Das kannst nur du selbst. Wir ...“

Eine neue Strophe des Liedes echote durch die Halle. Die Zwerge klopfen im Rhythmus mit Humpen und Axtstielen auf die steinerne Tischplatte und überdeckten für kurze Zeit jedes andere Geräusch.

Als der Donner verklang, fuhr Leander fort: „Es liegt allein an dir, Drukil. Du wirst nur dann nutzlos sein, wenn du dich dafür hältst. Du musst dich entscheiden, ob die Ängste dich überwältigen sollen oder du sie. Morgen früh brechen wir auf und bis dahin möchte ich, dass du entweder ganz mitkommst oder gar nicht. Unser Vertrauen hast du, jetzt musst du noch deines finden!“ Nach kurzer Überlegung fügte Leander spitz hinzu: „Und bedenke, dass Ken Dorr uns ohne deine Überwachung alle ins Verderben reißen wird.“

Drukil stieß eine Reihe saftiger Flüche aus, von denen Leander sich fragte, wann er sie alle gelernt hatte. „Ken Dorr! Er ist weg! Eben lag er noch auf seinem Platz!“

Leander zuckte nur mit den Achseln. „Dieses nervige Lied wird ihn aufgeschreckt haben. Wahrscheinlich hat er sich in seine Kammer zurückgezogen.“

„Er war schon vorher weg! Ich spüre schon lange nichts mehr. Das hätte mir auffallen müssen. Aber als wir die Zwergenhöhle betreten haben, hat es sowieso nachgelassen.“

„Ach ja?“, hakte Leander interessiert nach. „Wurde der Gestank vom Geruch von Waffenfett und verbrannter Steinkohle überdeckt?“

„Es ist kein wirklicher Gestank. Mehr ein dunkles Gefühl. Und während unserem Spaziergang durch den Schnee war es stark. So stark wie selten zuvor. Ich habe Kopfschmerzen davon bekommen!“ Leander hörte Drukil unruhig auf der Bank hin und her rutschen. „Eigentlich nur während wir in den Spuren dieser Kreaturen waren.“

„Die geheimnisvolle Armee ist also ebenfalls von den Toten zurückgeholt worden?“

„Das Gefühl ... ich habe es Ken Dorr zugeschrieben. Aber es war viel zu stark dafür. Der verdammte Dieb stumpft meine Sinne ab! Ja, Leander, auch die Kreaturen müssen zurückgeholt worden sein. Kurz bevor sie die Spur hinterließen. Aber selbst das ist noch zu schwach. Ich glaube ... ich glaube, er war dort. Der Schwarze Herold.“

Leander wünschte sich seinen Stab, um sich daran festzuhalten, aber für das Fest hatte er ihn in seiner Kammer gelassen. *Als wäre er verkohlt worden, ohne zu schmelzen.*

„Eine Streitmacht, die aus dem Nichts auftaucht und beinahe spurlos verschwindet“, hauchte Leander. „Was meinst du, Drukil, wie viel trockenen Staub hinterlässt eine ganze Armee, wenn der Schwarze Herold sie auf einen Schlag auslöscht? Genug, dass er für Ruß gehalten werden könnte? Genug, um den Schnee schwarz zu färben?“

Drukil sprang auf. „Bestimmt! Und das heißt, die zweite Armee ist irgendwo versteckt. Er beschwört sie nur, wenn ... wenn ...“

Leander senkte den Kopf und versuchte sich in die Position des Schwarzen Heroldes hineinzusetzen. Er würde die Armee irgendwo verstecken, wo es einsam war ... und die Kreaturen dementsprechend weniger Nahrung fanden? Nein, einfacher wäre es, sie die restliche Zeit einfach tot zu lassen, sie nur regelmäßig vor der Mine herbeizurufen, um den Schildzwerge zu verdeutlichen, dass sie nicht gefahrlos ausrücken konnten. Aber den dritten Teil der Kreaturen nur dafür einzusetzen ... auch das ergab noch nicht wirklich Sinn.

Leander brach in Gelächter aus. „Natürlich! Eine Täuschung! Es gibt keine zweite Armee, Drukil!“

„Wieso ... woher kommen dann die Spuren?“

Da es Leander störte, nach oben reden zu müssen, stand auch er auf. „Die Rietburg wird belagert, und wenn der Schwarze Herold die toten Kreaturen zurückrufen kann, muss er ein Stück von jeder einzelnen haben. Er kann sie jederzeit an beliebigen Orten beschwören. Er hat es nicht nötig, seine Streitkräfte aufzuteilen, er kann die Kreaturen in kürzester Zeit durch ganz Andor transportieren. Ich behaupte, die Spuren vor Cavern stammen von denselben Kreaturen, die auch die Rietburg belagern. Er zieht sie nur für eine halbe Nacht ab, um die Schildzwerge abzulenken. Aber jetzt, wo wir es wissen ...“

„Können wir nichts tun, oder?“, unterbrach ihn Drukil. „Wenn die Zwerge losziehen, bleibt der Ort hier unbewacht zurück.“

Leander ließ sich schwer auf die Bank zurücksinken. Drukils Worte hatten ihn wie ein Schwall kalten Wassers getroffen, der die Flamme der Hoffnung in seinem Inneren löschte. „Er kann die Kreaturen in kürzester Zeit durch ganz Andor transportieren“, wiederholte Leander niedergeschlagen. „Es hat sich nichts verändert. Wir haben das Rätsel geknackt und sind einer Lösung für unser eigentliches Problem dennoch keinen Schritt nähergekommen.“

„Also geht es morgen trotzdem in den Wald“, murmelte Drukil bitter. „Wir haben etwas herausgefunden. Aber es bringt uns keine Erkenntnisse.“

„Doch, Drukil!“, entgegnete Leander ernst. „Eine Erkenntnis haben wir gewonnen: Wie dringend wir dich brauchen. Ohne deinen Sinn für die Hexerei wären wir nicht darauf gekommen. Du bist nicht nutzlos, Drukil. Du bist Teil unserer Gemeinschaft, anders als Ken Dorr. Vertraust du uns, Drukil? Vertraust du Chada, Thorn, mir? Vertraust du deinen Freunden? Ebenso sehr wie du uns vertraust, vertrauen wir dir. Wir glauben daran, dass du uns nichts antun könntest, auch als Bär nicht. Jetzt musst nur noch du daran glauben. Vertraue dir selbst ebenso sehr wie deinen Freunden!“

Über die Feier hinweg konnte Leander Drukils Atemzüge nicht hören und daher kaum auf seine Reaktion schließen. Doch plötzlich legte sich etwas um ihn und er wurde er in der Umarmung des Hautwandlers fast zerdrückt.

„Du irrst dich, Leander!“, sagte Drukil fest. „Ich vertraue meinen Freunden nicht. Ich habe keine. Ihr seid keine Freunde. Ihr seid Familie!“

„Ich danke dir, Drukil!“, entgegnete Leander gepresst und Drukil setzte ihn schnell wieder ab.

„Wofür?“, fragte der Hautwandler verwirrt.

Für dieses Gespräch. Dafür, dass ich in der letzten Stunde einfach ich selbst sein konnte. Dass ich bis zum Wort Familie nicht ein einziges Mal an meinen Bruder denken musste, oder an die Dunkelheit, oder an eine der vielen anderen kleinen Lügen, die ich euch so regelmäßig auftrische.

„Dafür, dass du wieder gelernt hast, dir selbst zu vertrauen. Dafür, dass du uns morgen begleitest“, antwortete Leander stattdessen. Das war vielleicht nicht offen, aber Leander wusste, dass er dennoch recht hatte.

Sonnenhoch, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Südlich des Baumes der Lieder, Wachsender Wald

Ohne Vogelgezwitscher und das Rauschen der Blätter klingt der Wachsender Wald ganz anders, dachte sich Leander. Er hatte fast zweihundert Jahre am Rand des Waldes verbracht und ebenso viele Winter kommen und gehen hören, dennoch überraschte ihn dieser verwandelte Wachsender Wald jedes Mal aufs Neue. Ihre Schritte raschelten nicht, sondern knirschten im Schnee. Die Bäume knarzten leicht im schwachen Wind. In der Ferne knackte es durchdringend, als ein morscher Ast unter der Last des Schnees vom Baum brach. Sonst war alles still, nur ihr keuchender Atem klang unnatürlich laut in der kalten Luft.

Sie waren jetzt seit fast vier Stunden unterwegs, schweigend. Nachdem sie Cavern gestern erst so spät verlassen hatten – vorgeblich um noch die wärmenden Pelze der Schildzwerge entgegenzunehmen, tatsächlich aber, weil zumindest Thorn und Fürst Kram einen Kater von der Größe einer barbarischen Reitechse hatten ausschlafen müssen – waren sie heute morgen schon früh von dem leerstehenden Bauernhof aufgebrochen, kaum dass sich der erste Schimmer am Horizont zeigte. Der Tag war nur halb so lang wie die Nacht, da wollten sie nicht noch etwas vom spärlichen Tageslicht verschwenden.

Eis hatte die Bohlen der Bogenbrücke rutschig werden lassen und beinahe wäre Leander hinuntergefallen. Zwar war die Narne so nahe an der Quelle bereits zugefroren, aber allzu dick konnte das Eis nicht sein, er hatte den Fluss noch immer unter dem Eis sprudeln hören können. Nur Drukils fester Griff hatte ihn gerettet, auf seine Dankesworte hatte der Hautwandler nicht reagiert. Der Wald, den Drukil eigentlich so liebte, nahm ihm jetzt jede Freude und machte ihn noch mürrischer als sonst. Leander wusste, dass der Bär nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte. Aber bisher war es Drukil gelungen und auch wenn die kommende Nacht die eigentliche Belastungsprobe wäre, bezweifelte Leander, dass das Mittwinterfest der Bewahrer von einem geifernden Bären unterbrochen werden würde.

„Wir haben schon gehört, dass ihr zurück seid“, sagte plötzlich eine ruhige Stimme von oben. Leander war beeindruckt. Selbst in der Stille des Waldes hatte er nichts vom verborgenen Bewahrer gehört und anscheinend war auch den anderen nichts aufgefallen. Die Bogenschützen verwendeten gelegentlich auch braune oder weiße Kleider, wenn die sommergrünen Stoffe sie nicht tarnen konnten.

Leander konnte den Bewahrer aus seinem Baum klettern hören. Er stellte sich als Mellorn vor und begleitete sie anschließend das letzte Stück zum Baum der Lieder.

Trotz der Kälte herrschte auf dem Platz vor dem Baum eilige Betriebsamkeit. Was genau die Bewahrer taten, konnte Leander nicht sagen, denn mindestens drei verschiedene aus vielen Kehlen gesungene Lieder konkurrierten darum, das lauteste zu sein. Jedes einzelne hatte ein religiöses Thema zum Inhalt und Leander vermutete Farruns Einfluss dahinter.

Der Oberste Priester begrüßte sie herzlich und versprach, sogleich nach dem Bewahrer namens Ladon zu schicken, nach dem Chada ihn fragte. Anschließend ließ er sie ins Haus der Gäste bringen, wo ihnen ein Gericht aus Apfelnüssen und den Früchten, die der Baum der Lieder selbst produzierte, serviert wurde. Dazu gab es einen herrlich warmen Tee aus

Brennnesseln, an dem sich Leander sofort die Zunge verbrannte. Dennoch genoss er es, seine klammen Finger am Tonkrug aufwärmen zu können, während seine Gefährten über das Essen herfielen.

Da schlug die Tür der Hütte auf und ließ einen Schwall kalter Luft herein. „Ich gebe zu, ich bin erstaunt“, sagte eine Stimme, kalt und scharf wie ein Splitter aus Eis, und Leander hätte beinahe seinen Krug fallen gelassen.

„Kaum lässt man euch für zwei Monde aus den Augen, schon speist ihr gemeinsam mit einem toten Feind. Die Geschichte könnte interessant werden.“

Leanders blaue Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. „Das wird sie“, versprach er. „Glaub mir, Eara.“



F – Die tote Frucht

Früher Nachmittag, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

„Glaub mir, Eara“, lächelte Leander. Er umklammerte einen dampfenden Tonkrug, sein Stab lehnte an der Wand der Hütte. Eara schüttelte den Schnee von ihrer schwarzen Robe und trat ein.

Kurz musterte sie die fünf in dicke Pelze gehüllte Gestalten um den runden Tisch. Rechts von Leander saß Drukil. Der Hautwandler sah aus, als leide er unter einem starken Fieber. Seine Haut war bleich, sein hellblondes Haar klebte ihm am Kopf, sein Bart war sogar noch wilder als sonst.

Chada saß aufrecht auf ihrem Stuhl und hatte sich seit Earas Erscheinen nicht gerührt. Ihre grünen Augen waren vor Erstaunen weit aufgerissen, sie hielt noch immer eine geschälte Apfelnuss wie eine Waffe in der Hand. Um ihren Hals hing nur ihr silbernes Amulett, nicht jedoch die Rietgraskrone.

Thorn neben ihr hatte reflexhaft nach seinem Schwert gegriffen und dabei seinen Tonkrug fallen gelassen. Er war nicht zerbrochen, aber die heiße Flüssigkeit lief über die Tischplatte und folgte den Linien des eingravierten Baumes.

Ken Dorr saß etwas abseits, Thorn und Leander hatten jeweils einen unauffälligen Abstand zu seinem Stuhl gelassen. Eara hatte ihn sofort erkannt, auch wenn sie ihn zuletzt vor mehr als zehn Jahren lebend gesehen hatte. Der Dieb hatte sich kaum verändert. Einige leichte Falten mehr umrahmten seine berechnenden grauen Augen, die ersten silbernen Haare zeigten sich in seinem gepflegten Spitzbart, die Halbglatze hatte sich noch etwas weiter über seinen Kopf ausgedehnt.

„Ist er ein Freund oder ein Gefangener?“, fragte Eara gleichmütig und deutete mit ihrer linken Hand auf den Dieb. Dann bemerkte sie, dass an seinem Gürtel ein seltsamer Dolch mit einer goldenen Schlange als Griffstück hing. Damit hatte sich ihre Frage wohl erledigt.

Thorn keuchte auf, seine Hand spannte sich fest um den Griff seines Schwertes. Irritiert betrachtete Eara den Krieger, dessen blaue Augen sich auf den Schatten ihrer Hand geheftet hatten. Sie selbst hatte sich schon lange an die Dunkelheit gewöhnt, die ihre linke Hand ersetzte. Bloß, dass es nicht mehr nur die Hand war. Die Finsternis wuchs ihren Arm herauf und bedeckte bereits den halben Oberarm. Eara fürchtete, die Dunkle Magie würde sie ebenso verschlingen wie das Gift, nur langsamer. Sie hatte beschlossen, vorsichtshalber ihr

eigenes Leben zu beenden, ehe die Dunkelheit ihren Kopf erreichte. Aber noch hatte sie Zeit.

Leander runzelte die Stirn in Thorns Richtung, dann antwortete er: „Ein Verbündeter, soweit wir wissen.“

Ehe der Seher noch mehr sagen konnte, wurde hinter Eara die Tür aufgerissen. Sie blickte über ihre Schulter. Der kugelrunde Umriss eines Bewahrers zeichnete sich gegen den blendenden Schnee vor der Tür ab. Eara überragte ihn um einen Kopf, aber wog wahrscheinlich höchstens halb so viel wie er. In sein grünes Wams, auf das mit Goldfäden ein filigraner Baum gestickt war, hätte sie zweimal gepasst.

„Ladon!“, erklang Chadas Stimme. „Jetzt ist ein schlechter Zeitpunkt. Kannst du in einer Stunde wiederkommen? Ach, und nimm unseren Begleiter hier mit. Er kann dir schon mal erklären, was wir wollen.“

Eara drehte ihren Kopf schnell genug zurück, um den verletzten Ausdruck in Ken Dorrs grauen Augen aufblitzen zu sehen, dann stand der Herausgeworfene widerspruchslos auf und verließ zusammen mit dem dicken Bewahrer die Hütte.

„Weshalb bist du hier, Eara?“, krächzte Drukil unsicher. Er klang dabei nicht sonderlich erfreut.

„Weshalb wohl? Ihr könnt nicht erwarten, dass ich in Hadria bleibe, wenn ihr mir schreibt, dass unsere größten Feinde sich von den Toten erhoben und gegen uns zusammengeschlossen haben. Ich gebe zu, bevor ich Ken Dorr sah, war ich mir nicht sicher, ob ihr euch nicht getäuscht habt. Warum habt ihr mir nicht gleich verraten, dass er euch unterstützt?“

„Er hintergeht den Ewigen Rat“, meinte Leander achselzuckend. „Dieses Wissen wollten wir keinen Briefen anvertrauen.“

„Wenn du dich entschieden hast, uns zu helfen, was hat dich dann so lange aufgehalten?“, fragte Thorn gepresst. Sein Blick wanderte zwischen dem neuen Stab und ihrer dunklen Hand hin und her.

„Ich war beschäftigt“, antwortete sie einsilbig. *Damit, den Mord an einem alten Freund zu planen.* Eara schob die Stimme der Schwäche beiseite. Die Vereinigung war den Preis wert.

Tatsächlich war nach dem Tod der Obersten noch einige Zeit verstrichen, bis sie hatte aufbrechen können. Hedal hatte man am Abend erhängt in seinem Laboratorium aufgefunden. Der Selbstmord hatte es Eara erspart, den Mechanicus persönlich beseitigen zu müssen, dennoch hatte es noch einige kleine Hinweise gegen sie gegeben, die sie akribisch vernichtet hatte. Den offiziellen Vollzug der Vereinigung hatte sie nicht mehr abgewartet, aber als sie Hadria verlassen hatte, hatten die Zauberer bereits darüber gestritten, welche Farbe die neuen Roben haben sollten.

Eara lehnte ihren dunklen Stab an den Türrahmen und setzte sich auf Ken Dorrs leeren Stuhl. „Es ist nicht weiter von Belang. Wichtig ist, was ihr erlebt habt.“ Sie blickte Chada auffordernd an.

Später Nachmittag, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Ken Dorr blinzelte misstrauisch in die Dunkelheit. Eara hatte die Fenster im Haus der Gäste verdunkelt. Er räusperte sich vorsichtig. „Die Stunde ist um. Was ist so wichtig, dass Eure Freunde den fetten Bewahrer noch weiter vertrösten müssen?“

„Ich muss mit dir sprechen. Allein!“ Dunkler Nebel wallte auf und unterstrich die Kälte in ihren Worten.

Ken verzog das schmale Gesicht und nahm unbehaglich ihr gegenüber Platz. „Ich nehme an, Ihr wollt Euch meiner Vertrauenswürdigkeit versichern.“

Eara legte ihre dunkle Hand gut sichtbar auf die Tischplatte. „Nein! Ich werde dir niemals vertrauen.“

Ken Dorr stieß ein bitteres Lachen aus. „Nein, natürlich nicht. Ich bin eigennützig, nicht wahr? Habe Schreckliches getan? Habe eine finstere Vergangenheit hinter mir?“ Er seufzte leise. „Ganz egal, was ich tue, niemand wird mir jemals wieder vertrauen.“

„Du hast Schwertmeister Malin und König Thorald ermorden lassen. Das werden die anderen dir nicht verzeihen.“

Ken Dorr hob abwehrend die Hände. „Das ist nur deine Vermutung. Niemand hat mich auch nur dazu befragt.“

„Die anderen fragen nicht, weil sie es nicht wissen wollen. Weil sie es sonst nicht ertragen könnten, mit dir zusammenzuarbeiten“, entgegnete Eara. „Ich dagegen frage nicht, weil es offenkundig ist. Aber es macht mir nichts aus, Ken Dorr. Zu Thoralds Tod kann ich dir nur gratulieren.“

Ken Dorr strich sich verwirrt über den Spitzbart und sagte nichts. „Er war ein schwacher Mann, ein schwacher König“, erklärte Eara. „Chada wird sich nur widerstrebend krönen lassen, dennoch übertrifft sie ihn um Welten. Unter ihrer Herrschaft wird Andor erblühen. Thorald wäre zu stolz gewesen, um freiwillig abzudanken, zu feige, um im Grauen Gebirge zu sterben. Ich danke dir, dass du Chada auf den Thron geholfen hast, selbst wenn es nicht willentlich geschah.“

Sie konnte geradezu sehen, wie es hinter Ken Dorrs kahler Stirn arbeitete, während er infrage stellte, was er über sie zu wissen glaubte. „Ich werde dir nicht wegen deiner Vergangenheit misstrauen, oder wegen deines Eigennutzes. Es ist einfach so, dass ich niemandem vertraue.“

„Nicht einmal Euren Freunden?“, vergewisserte sich Ken Dorr verblüfft.

Chada, Thorn, Kram, Drukil. Und Leander. Sie haben wahrhaft bewiesen, was in ihnen steckt. Eara unterdrückte die Stimme der Schwäche. Sie würde der Verlockung nicht erliegen, würde kein unnötiges Risiko eingehen.

„Ich zweifle nicht an ihren Absichten, nur an ihren Handlungen. Sie folgen unsinnigen Prinzipien, machen Fehler, werden von irrigen Gefühlen geleitet. Vertrauen ist Schwäche, Ken Dorr.“

Überraschenderweise begann er zu lächeln. „Ich verstehe. Ihr vertraut einzig Euch selbst.“

„Du verstehst gar nichts, Ken Dorr. Ich vertraue meinen ... Mitstreitern nicht. Ich vertraue dir nicht. Aber am allerwenigsten vertraue ich mir selbst. Das Ich ist eine erbärmliche Kreatur, ein schwaches, egoistisches kleines Ding mit limitiertem Wissen.“

Ken Dorr kniff die Augen zusammen. „Was willst du von mir?“

„Ich will dir klarmachen, woran du bist. Ich habe nicht die geringsten Skrupel, mit dir zusammenzuarbeiten. Doch wenn du uns hintergehen solltest, dann wird nichts dich vor meinem Zorn retten können. Ich werde dich ans Ende der Welt jagen und bis hinter die Ewigkeit. Früher oder später finde ich dich. Und dann werde ich dich nicht töten, denn ich weiß, dass dein Tod bedeutungslos ist, solange du Teil des Ewigen Rates bist. Nein, Ken Dorr, ich werde dich foltern. Ich werde dir jeden Knochen im Leib brechen, werde mich an

deinen Qualen weiden, werde Dinge mit dir tun, die du selbst als Bleicher König nicht mitangesehen hast. Bis du den einen Ausweg wählst, der dir noch offen bleibt. Nicht in den Tod wirst du dich flüchten, sondern in den Wahnsinn. Ich werde dich zerschmettern, bis dein Geist in Trümmern liegt und auch der Schwarze Herold einsehen muss, dass all seine Macht dich nicht zurückholen kann. Wenn du uns an den Ewigen Rat verrätst, wirst du vom ewigen Leben nichts mehr mitbekommen. Das ist keine Drohung, sondern ein Versprechen.“

Ken Dorr schüttelte den Kopf. „Das würdest du nicht tun“, sagte er ohne Überzeugung. „Du bist nicht wie der Schwarze Herold, du würdest nicht alles andere für deine Rache opfern. Du bist eine Heldin, Eara. Alle wissen das.“

„Chada, Thorn, Kram, das sind die Helden. Es gibt Zeiten, da braucht es nicht noch mehr Helden, sondern Monster. Du hast keine Ahnung, was ich getan habe, und keine Ahnung, was ich tun würde. Ich würde Götter töten und Dämonen beschwören, ich würde Länder verheeren und Tempel niederbrennen, ich würde Städte ausradieren und lachend zwischen den Gebeinen der Kinder tanzen. Das alles würde ich tun und noch mehr, wenn es einem höheren Wohl dient. Glaube nicht, ich würde nur eine Sekunde davor zurückschrecken, mein kleines Versprechen einzulösen.“

Natürlich würde sie das nicht tun. Wenn Ken Dorr sie tatsächlich hinterging und sie den Verrat überlebte, dann hätte sie Wichtigeres zu tun. Aber jetzt kam es nur darauf an, dass er ihren Worten Glauben schenkte.

Da in seinen grauen Augen noch immer Zweifel lagen, winkte sie mit ihrer dunklen Hand. Sofort wurde der Dieb vom dunklen Nebel umschlungen, dann verdichteten sich die Schlieren und fesselten ihn an den Stuhl. Eara sandte eine wohl dosierte Menge Schmerz durch seine Adern, die Dunkelheit, die sich auf seinen Mund presste, hinderte ihn am Schreien. Nur seine Augen waren gequält aufgerissen.

Die Stimme der Schwäche bat sie, aufzuhören, doch Eara musste ihm die Lektion verdeutlichen. „Das ist nur ein Vorgeschmack!“, wisperte sie, bevor sie die Dunkelheit schließlich senkte. Ken Dorr sackte auf seinem Stuhl in sich zusammen und keuchte.

„Ich bin keine Heldin, Ken Dorr, sondern ein Monster. Es ist nicht nötig, das noch weiter zu vertiefen.“ Eara erhob sich aus ihrem Stuhl. „Holen wir die anderen.“

Später Nachmittag, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

„Eine Frucht, eine tote Frucht?“, vergewisserte sich Ladon erschrocken, Furcht bleichte seine schwabbeligen Wangen. „Ja, so etwas wuchs hier, genau hier. Vor fast einem Jahr wurde sie bemerkt, von einem Bewahrer, zwischen den kahlen Zweigen. Ich war mir nicht sicher, gar nicht sicher, ob nicht einfach eine Frucht in der Herbsternste übersehen worden war, aber es gibt Berichte, schlimme Berichte ...“

Ladons Schaudern ließ seinen runden Körper erbeben. „So etwas kam früher schon vor. Es bringt Unglück, großes Unglück.“

„Es kam früher schon vor?“, wiederholte Leander. „Wurden die Jahreszahlen aufgezeichnet?“ Eara konnte sich denken, was der Seher mit dieser Frage bezweckte. Laut Themauros produzierten die Herzen der Mutter alle fünf Jahrhunderte ein echtes Samenkorn, wenn die letzte tote Frucht also vor fünfhundert Jahren gewachsen war, wären alle Zweifel ausgeräumt.

„Es wird nicht darüber geschrieben, nicht mehr als nötig!“, wehrte Ladon entsetzt ab. „Falls es mehr als nur ein Überbleibsel der letzten Ernte war, also der letzten Ernte vor der letzten, können wir froh sein, dass uns nichts, gar nichts, geschehen ist.“ Er atmete tief ein, wobei sich sein Gewand über dem voluminösen Bauch spannte, und warf aus seinen weit aufgerissenen blauen Augen einen bedeutungsvollen Blick in die Runde.

„Du sagtest *war!*“, bemerkte Eara. „Was hast du mit diesem Samen angestellt?“ Ihr wurde nicht bewusst, dass ihre Schatten sich bedrohlich aufbauschen, bis der fette Bewahrer ängstlich seinen runden Kopf einzog.

„Ich bin der Tradition gefolgt und habe die tote Frucht persönlich zur Küste gebracht, zur Nördlichen Küste. Zum Weißen Kliff. Seid unbesorgt, die Gefahr ist abgewehrt, ganz und gar abgewehrt!“ Sein unsicheres Lächeln erlosch, als er in ihre eisige Miene blickte.

„Du hast sie ins Meer geworfen“, stellte Eara tonlos fest. Das erklärte zumindest, weshalb der Schwarze Herold ausgerechnet die sagenumwobenen Mächte des Meeres mit der Suche beauftragt hatte.

Ladon nickte eilfertig und strich die drei Haare glatt, die auf seinem Schädel verblieben waren. „Natürlich! Sie hätte eine Keimzelle der Krankheit sein können! Aus keiner der vielen Früchte unseres Baumes, die wir in den Boden pflanzten, ist jemals etwas gekeimt, irgendetwas gekeimt. Wenn der Baum der Lieder stirbt, werden wir nicht umsiedeln können. Er ist einzigartig, ein Wunder, ein Wunder der Göttin!“

„Die Bewahrer haben wohl niemals versucht, eine der scheinbar toten Früchte einzupflanzen“, murmelte Leander, was ihm einen ungläubigen Blick Ladons bescherte.

„Was geschah mit der Frucht?“, fragte Chada behutsam. „Versank sie? Schwamm sie fort?“

„Sie trieb von dannen!“, beeilte sich Ladon zu sagen. „Die Strömungen trugen sie fort, Strömungen und Winde. Ich glaube, Richtung Osten.“

„Vor einem Jahr ... Wir werden sie niemals finden!“, hauchte Thorn fast so entsetzt, wie Ladon ihn ansah.

„Finden? Finden?! Ihr wollt ...“ Ladon wich einen Schritt zurück und füllte den Türrahmen aus. „Die Tradition besteht nicht ohne Grund, wirklich nicht ohne Grund! Diese Frucht ist gefährlich, sehr gefährlich, sie darf hier nicht sein!“

Als keiner von ihnen dem Bewahrer zustimmte, ballten sich seine Wurstfinger zu Fäusten. „Sie bringt Unglück, großes Unglück, ich sage es euch! Und ich werde euch nicht dabei helfen, sie zu holen, zurück hierher zu holen! Ganz bestimmt nicht!“

Ladon drehte sich entschlossen um, sein grüner Umhang wehte eindrucksvoll. Der dramatische Auftritt wurde nur dadurch etwas geschmälert, dass er dabei das Gleichgewicht verlor und in den Schnee purzelte. Er rollte zwei Schritt weit und rappelte sich beschwerlich auf. „Großes Unglück!“, rief er nochmals beschwörend, dann stapfte er eilig davon. Chada öffnete den Mund, wohl um ihm etwas hinterherzurufen, doch überlegte es sich anscheinend anders.

„Thorn hat recht“, ächzte Drukil schwach. „Wir finden den Samen nicht mehr. Also verlassen wir diesen Wald so schnell wie möglich. Wir suchen den Zwerg und passen mit auf die Krone auf.“

Chada fuhr herum, ihre grünen Augen blitzten zornig. „Wenn die Mächte des Meeres das Samenkorn finden, dann gibt es nichts, was den Baum der Lieder noch retten kann! Ichweigere mich, so schnell aufzugeben!“ Ihr Zorn wandelte sich in die Entschlossenheit, die Chada mehr als alles andere zu der Heldin machte, die sie war. „Ja, die tote Frucht wurde

vor einem Jahr ins Meer geworfen und dann fortgespült. Aber wir kennen jemanden, der uns vielleicht sagen kann, wohin. Niemand sonst kennt sich so gut mit Strömungen und Winden im Hadriscen Meer aus.“

Ken Dorr beugte sich vor und zuckte dann gleich wieder zurück, als sein Ellenbogen in die Schatten tauchte, die Eara umgaben. „Wohin müssen wir? Nach Werftheim? Ich konnte dort vor vielen Jahren die Gunst von einigen Hafenmeistern gewinnen.“

Ein Lächeln huschte über Leanders Gesicht. „Nichts dergleichen, Ken Dorr. Wenn ich an dieselbe Person denke wie Chada, dann genügen ein paar Schritte vor die Tür.“

Abenddämmerung, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

„... habe sie sagen hören, dass Gebete allein noch niemanden geheilt haben. Und vor einigen Tagen wollte sie einen Leichnam aufschneiden, anstatt ihn zu begraben!“ Bei den letzten Worten nahm die Kinderstimme, die aus der Kammer des Obersten Priesters drang, einen schrillen Klang an.

„Sogar Larissa!“, antwortete Farruns gleichmäßige Stimme bedrückt. „Ich hätte nicht gedacht, dass die Zweifel so tief reichen. Ihr als höchste Heilerin obliegt es doch, die Sterbenden in Einklang mit Mutter Natur zu bringen! Nun, sie ist schon alt, vielleicht sollte jemand anderes mit der Verantwortung um die Hütte der Genesung betraut werden.“

Eara bemerkte, dass eine verärgerte Falte zwischen Chadas Augenbrauen erschien, doch als die Bogenschützin die Tür öffnete, glättete sich ihr Gesicht zu einer Maske der Gleichgültigkeit.

Farrun saß am runden Tisch und blickte beim Geräusch der sich öffnenden Tür kurz auf. „Nun, Diorn, du hast hervorragende Arbeit geleistet“, sagte er dann zu dem grün gekleideten Jungen vor sich. „Bleibe auch weiterhin wachsam, denn bis wir uns von allem Unglauben befreit haben, ist es noch ein weiter Weg.“

Der Junge nickte ehrerbietig und schlug vor seiner Brust den Kreis des Lebens, dann zwängte er sich schüchtern an den Helden in der Tür vorbei. Farrun sah ihm nachdenklich hinterher, dann setzte er ein ebenmäßiges Lächeln auf. „Willkommen zurück bei den Bewahrern, Eara. Ihr hattet euch wohl viel zu erzählen.“

Eara fragte sich flüchtig, woher der Oberste Priester von ihrer Ankunft wusste. Sie war vor zwei Stunden erst am Baum der Lieder angekommen, in der Vermutung, hier würde am ehesten jemand etwas über den Verbleib ihrer alten Freunde wissen. Wer hatte Farrun von ihr berichtet? Die junge Schweinehirtin mit schiefer Nase? Der Bewahrer, der sie zum Haus der Gäste geschickt hatte, als sie nach den Helden von Andor fragte? Sie warf einen letzten Blick auf den Rücken von Diorn, der eben um die Biegung der Wendeltreppe verschwand. Willige Spione hatte Farrun offensichtlich genug zur Verfügung. Plötzlich befürchtete sie, jemand könnte auch die Geschichte belauscht haben, die Chada, Thorn und Leander ihr erzählt hatten. Der Baum der Lieder war kein guter Ort für Geheimnisse mehr.

„Nun, konnte Ladon euch helfen?“, wollte Farrun wissen.

„Vielleicht“, erwiderte Chada zögernd. „Wir müssen mit Merrik sprechen. Er war nicht in seiner Hütte.“

Farrun nickte bedächtig. „Er ist ... umgezogen. Er wohnt jetzt in einer kleineren Kammer direkt im Baum. Neben der Kartensammlung. Aber ich muss euch warnen, er ist etwas wunderlich geworden. Was erhofft ihr euch von ihm?“

„Wir suchen eine spezielle Frucht. Das neue Herz der Geburt, wie Themauras es genannt hätte. Wenn der Ewige Rat es in die Finger bekommt, wird er den Baum der Lieder zerstören wollen, um auch die Macht des zweiten Herzens zu erlangen. Wir wollen das verhindern“, erklärte Thorn bereitwillig. Etwas zu bereitwillig für Earas Geschmack.

Farrun schürzte missbilligend die schmalen Lippen. „So sehr ich den Plan, ein sakrales Objekt von solcher Macht hierher zurückzubringen, auch gutheiße ... aufhalten werdet ihr den Ewigen Rat so nicht. Versteht mich nicht falsch, ich weiß eure Bemühungen zu schätzen, aber das Seelenheil einer ganzen Welt steht auf dem Spiel. Ihr könnt vielleicht verhindern, dass der Feind eine zweite unsterbliche Armee gewinnt, habt allerdings nichts gegen die erste in der Hand.“

„Doch, das haben wir“, entgegnete Eara kühl. „Wenn alles nach Plan verläuft, haben wir in etwas über einem Mond den Ewigen Rat zerschlagen, den Schwarzen Herold vernichtet und ihm das Herz des Todes entrissen.“

Farrun musterte sie mit unbewegtem Gesicht. Als sie nach einigen Herzsschlägen noch immer keine Anstalten gemacht hatte, mehr von diesem Plan zu erzählen, seufzte er leise und nickte. „Und was werdet ihr mit dem Herzen tun, wenn ihr es errungen habt?“

„Worauf wollt Ihr hinaus, Oberster Priester?“, fragte Leander neugierig.

„Ihr sagtet, Themauras war ein Seher.“ Er stand auf, strich sein weißes Gewand gerade und zog ohne zu zögern eine Schriftrolle aus dem großen Regal hinter dem runden Tisch. Behutsam breitete er sie auf dem Tisch aus und Eara erkannte ebenjenen Text, den sie vor mehr als zwei Monden hierhergesandt hatte. Inzwischen kam es ihr eher wie vor zwei Jahren vor.

„*Eines Tages wird das Ende der Welt bevorstehen, und einer wird kommen, der die Macht der Herzen vereint und als Höchster Prophet der Mutter nur die vereinte Macht beherrschen kann. Er endlich wird der Welt Frieden bringen und den Zwist beenden*“, las Farrun mit bebender Stimme. Dann schwieg er und sah die sechs Gestalten vor sich lange an.

„Wenn ihr ihn nicht aufhaltet, so wird der Ewige Rat die bestehende Ordnung zerschlagen und auf den Trümmern alter Königreiche eine Tyrannei errichten, die auf Unterdrückung und Ketzerei beruht. Er wird die Welt, wie wir sie kennen, vernichten. Ich sage euch, das Ende der Welt steht bevor. Doch wenn ihr obsiegt, dann bringt das Herz des Todes hierher, zu uns. Vereint die Macht der beiden Herzen. Wir Bewahrer leben seit Jahrhunderten an diesem Ort, dennoch konnten wir die wahre Macht des Baumes der Lieder niemals kontrollieren. Aber vielleicht ... vielleicht werden wir nur die vereinte Macht beherrschen können. Vielleicht wird sich in unserer Mitte einer finden, der würdig ist. Vielleicht wird einer von uns der Höchste Prophet der Mutter sein, der Heilsbringer, der Friedensstifter.“

„Und bei dieser Person dachtet Ihr an Euch“, stellte Ken Dorr amüsiert fest.

Farrun rollte das Pergament wieder ein und verstaute es. „Das zu entscheiden liegt nicht an mir. Die Mutter allen Lebens wird wissen, wer diese Ehre verdient. Ich bin nur ihr ergebener Diener.“ Der Oberste Priester schloss scheinbar gleichmütig die Faust um sein Amulett in Form eines goldenen Baumes. Aber er sprach voller Inbrunst, und Eara entging nicht der religiöse Eifer, der in seinen unscheinbaren Augen brannte.

Abenddämmerung, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Merrik saß mit krummem Rücken an einem Tisch, der fast den halben Raum ausfüllte. Ein Hocker hatte keinen Platz mehr gefunden, daher saß er auf seinem Bett. Er beugte sich über ein Pergament von der Größe des Fußbodens, das zur Hälfte an die Wand gehängt worden war, um überhaupt ohne Knicke in die ansonsten karge Kammer zu passen. Es war Eara ein Rätsel, woher ein so gewaltiges Pergament stammte. Hatte man einen Ochsen am Stück gehäutet?

Merrik hatte die Gäste vor seiner Tür – in die Kammer hätten sie nicht alle hineingepasst – noch nicht bemerkt. Mit flinken Strichen seines Kohlestifts bannte er eine Landschaft auf das untere Ende des Pergaments, in der Eara schon auf den ersten Blick das Graue Gebirge wiedererkannte. Es war nicht die erste Landkarte, die Merrik vom Gebirge zeichnete, dennoch erstaunte es Eara, dass er seine alten Notizen scheinbar gar nicht benötigte. Nur aus der Erinnerung entstanden unter seiner Hand die naturgetreuen Abbilder von Schluchten, Wäldern, Pfaden und Quellen. Selbst auf dem flachen Pergament wirkten die hohen Gipfel der Berge schroff und abweisend, ihre schraffierten Flanken versprachen einen Sturz in die Unendlichkeit. Schon jetzt konnte sie sich in der Betrachtung der Karte verlieren, dabei sah sie erst die Skizze vor sich, später würde Merrik die Kohlestriche mit Feder und schwarzer Tinte festhalten. Zum Schluss würde er in verschiedenen Farben Texte und Pfeile einzeichnen, um aus seinen lebendigen Zeichnungen auch die hervorragenden Karten zu machen, mit denen er berühmt geworden war. Niemandem sonst gelang es wie ihm, mit wenigen Zeichen eine solche Fülle an Einzelheiten unterzubringen.

„Klopf, klopf!“, rief Chada munter und der alte Kartograph sah auf. Kohlestaub hatte sich in seinen weißen Bart gesetzt und ließ ihn fast wieder so schwarz wie früher erscheinen.

„Meine Freunde!“, rief Merrik freudig, dann legte er behutsam den Kohlestift in ein Kästchen auf seinem Bett, in dem noch ein Dutzend anderer Stifte von verschiedenen Dicken lag. Er wischte sich die Fingerspitzen an einem grauen Lappen ab, stand vorsichtig auf und schlängelte sich an der angefangenen Karte vorbei nach draußen. In der Freiheit angekommen begrüßte er sie herzlich.

„Merrik, der Kartograph!“, sagte Ken Dorr lächelnd. „Ich habe nur Gutes von Euch gehört!“

Merrik blickte seinen letzten Besucher, bei dem er auf Grußworte verzichtet hatte, unter gesenkten Lidern hervor an. „Was ich von dir nicht behaupten kann, Ken Dorr.“

Der Dieb verdrehte in gespielterm Ärger seine grauen Augen. „Weiß denn hier jeder, wer ich bin? Ich dachte, meine Hilfe wäre geheimgehalten worden.“

Merrik lachte höhnisch. „Man hat uns nicht gesagt, wer du bist. Aber du wurdest schon damals erkannt, als du zum ersten Mal hier auftauchtest.“ Der Ärger, der jetzt seine Falten um Ken Dorrs Mundwinkel grub, kam Eara nicht gespielt vor.

„Täusche ich mich, oder ist deine Kammer ein wenig klein für eine so große Karte?“, meinte Thorn belustigt.

Merrik bedachte seine Arbeit mit einem mürrischen Blick. „Als ich damit anfang, war ich noch nicht umgezogen ... worden.“

„Umgezogen worden?“, hakte Thorn verblüfft nach. „Ich dachte, du wärest freiwillig hierhergekommen, um neben der Kartensammlung zu wohnen!“

„Freiwillig aus meiner bescheidenen Lehmhütte in diese düstere Enge?“ Merrik schüttelte leidenschaftlich den Kopf. „Nein. Der Oberste Priester hat es befohlen und ich habe nicht mehr die Kraft, mich ihm zu widersetzen.“

Chada und Thorn wechselten einen besorgten Blick, Leander runzelte seine blaue Stirn und selbst der apathische Drukil merkte kurz auf, bevor er die Zähne zusammenbiss und seinen inneren Kampf weiterfocht. Eara verzog keine Miene, aber die Formulierung beunruhigte auch sie.

„Angeblich, weil ich alt und blöde geworden bin“, murmelte Merrik zornig. „Ich! Alt! Ich zähle eben erst 56 Sommer, Farrun ist kaum jünger als ich. Und mein alter Freund Orfen ist jetzt sechzig, und der ist Statthalter!“ Beim letzten Wort schenkte der Kartograph Ken Dorr einen süffisanten Blick, den dieser ignorierte. „Und ich bin nicht blöder, als ich es mein ganzes Leben war!“, ergänzte Merrik aufgebracht.

„Das Wort, das Farrun uns gegenüber benutzte, war wunderbar“, berichtete Eara freimütig.

Der Kartograph flüsterte einige unfreundliche Worte und sah misstrauisch den leeren Gang hinauf und hinunter. „Gehen wir ein Stück“, sagte er, dann fügte er leise hinzu: „Die Wände haben Ohren.“

Sie führten eine belanglose Konversation, bis sie den Baum der Lieder und den festlich geschmückten Platz endlich hinter sich gelassen hatten. Als sie in die Stille des verschneiten Waldes eintauchten, platzte es aus Chada heraus: „Was um alles in der Welt ist hier geschehen?“

„Farrun hat den Verstand verloren“, antwortete Merrik schlicht. „Wir waren ursprünglich ein Orden von Priestern, aber über die Jahrhunderte sind die Bewahrer mehr und mehr zu Archivaren geworden. Nicht alle heißen diese Veränderung gut. Farrun war schon immer sehr fromm, aber seit eurem letzten Besuch ordnet er alles andere der Verehrung von Mutter Natur unter. Der Baum der Lieder ist für ihn neuerdings ein Heiligtum von unermesslichem Wert. Er glaubt, alles, was mit ihm in Verbindung steht, steht auch in Verbindung zur Mutter selbst. Irgendjemand hat ihm Flausen in den Kopf gesetzt.“

Merriks unfreundlicher Blick in Ken Dorrs Richtung zeigte, wen der Kartograph im Verdacht hatte. Eara jedoch bezweifelte, dass der Dieb etwas damit zu tun hatte. Chada, Thorn, Leander und Drukil hatten den Obersten Priester selbst eingeweiht, dass der Baum der Lieder eines der Herzen der Mutter war. Scheinbar war Farrun dieses Wissen zu Kopf gestiegen.

„Meine alte Hütte ist dem Reformwahn des Obersten Priesters zum Opfer gefallen“, fuhr Merrik fort. „Er lässt die Flüssigkeit abzapfen, die durch die Adern des Baumes fließt, natürlich nur in geringen Mengen. Und irgendwo mussten die Vorräte untergebracht werden. *Wasser der Zeit* nennt er das ekelhafte Gesöff, nach einem Text von irgendeinem der alten Propheten.“

Leander senkte kaum merklich den Kopf bei diesen Worten. Seine Lippen formten lautlose Worte. *Wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit, der Staub des Todes und das Wasser der Zeit.* Der Seher war aufmerksam. Eara wäre von alleine nichts aufgefallen, dabei hatte sie den Wortlaut der nicht eintreffenden Prophezeiung von Hral, dem Weisen, vor wenigen Stunden erst gehört.

„Farrun hat dich aus deiner Hütte vertrieben, um etwas Wasser aufzubewahren?“, fragte Thorn empört. Ihm schien die merkwürdige Parallele entgangen zu sein.

„Er hat die Bewohner aller Hütten gefragt, ob irgendjemand freiwillig Platz macht. Keiner wollte. Also hat er denjenigen ausgewählt, der am meisten Ärger machte.“

„Ärger?“, wiederholte Thorn fassungslos.

„Erst habe ich mich geweigert, den Baum der Lieder auf meiner neuen Weltkarte in den Mittelpunkt zu setzen. Und als ich dann auch noch dagegen protestiert habe, dass Salae aus den Bewahrern ausgeschlossen wurde, nur weil sie sich weigerte, die allmorgendlichen Messen zu besuchen ...“ Merrik verstummte vielsagend.

„Eine Messe jeden Morgen?“, vergewisserte sich Chada. „Früher hatten wir eine in zehn Tagen, und selbst das war mir schon zu häufig.“

„Früher hieß der Oberste Priester noch Melkart. Farrun hat einen Feldzug gegen den Zweifel begonnen. Er möchte die Entkommenen, die unter den Krahdern teilweise nie etwas von Mutter Natur hörten, ins Licht führen, wie er es formuliert. Als erstes hat er alle Flüchtlinge fortgeschickt, die sich nicht zum Glauben an Mutter Natur bekennen wollte – um die Übrigen vor ihren Irrlehren zu schützen. Keine Sorge, nur die wenigsten waren so dumm.“

„Auch die Verwundeten?“, fragte Eara gelassen. Nur sie selbst spürte den Ärger, der in ihr keimte und den sie tief in sich einschloss, auf dass die Schwäche verkümmern möge.

„Nein, so weit würde Farrun zum Glück nicht gehen. Dafür ist er viel zu sehr von der Heiligkeit allen Lebens überzeugt.“ Merrik seufzte schwer. „Mittlerweile hat er Dutzende Würdenträger ihrer Ämter enthoben und durch seine Anhänger ersetzt. Einige sind vollkommen unfähig, aber da unser Seelenheil für Farrun wichtiger ist als leibliches Wohl, spielt das wohl keine große Rolle. Einzig Melkart wagt es noch, unserem geschätzten Obersten Priester ab und an Widerworte zu geben.“

Es war mittlerweile dunkel geworden. Falls die Sonne noch nicht gänzlich untergegangen war, so erreichten ihre Strahlen doch niemanden mehr, der unter den schneebedeckten Baumwipfeln wanderte. Die Luft kühlte merklich ab und ohne ein Wort zu sagen machten sie einträchtig kehrt, der erschöpfte Drukil mit leichter Verspätung.

„Zumindest glaubt er an das, was er tut“, murmelte Chada bedrückt. „Er meint es gut.“

„Leider!“, bestätigte Merrik. „Wenn es ihm nur um Macht ginge, dann könnte er schon lange aufhören. Aber er hat eine Vision. Er möchte die ganze Welt läutern, angefangen mit den Bewahrern. Er wird bis zum Letzten gehen, um seinen heiligen Glauben zu verbreiten.“

Sie schwiegen und trotteten durch den Schnee zurück zum Baum der Lieder. Eara betrachtete aufmerksam ihre Spuren vom Hinweg und musterte auch den Boden in der Umgebung. Der Mond stand rund und gelb am Himmel und bestrahlte eine makellose Schneedecke, die weiße Fläche nur von den gezackten Schatten der Äste in unzählige Splitter geteilt. Falls irgendjemand sie oder Merrik im Auftrag Farruns belauschte, hatte er keine für Eara sichtbaren Spuren hinterlassen.

„Aber genug davon!“, meinte Merrik schließlich. „Warum habt ihr mich besucht? Wie kann ich euch helfen?“

Leander stieg leichtfüßig über einen morschen Ast; woher er von dem Hindernis wusste, war Eara schleierhaft. „Stell dir vor, du hast eine der Früchte vom Baum der Lieder“, setzte der Blinde an. „Du bringst sie zum Weißen Kliff und wirfst sie ins Meer. Du siehst zu, wie sie davontreibt, vermutlich nach Osten. Wo wäre sie in einem Jahr?“

Merrik blieb so abrupt stehen, als sei er gegen eine Wand gelaufen. „Ihr sucht nach der toten Frucht.“

„Ist das ein Problem?“, fragte Eara ruhig.

Merrik lachte schallend und scheuchte einen späten Vogel aus seinem Versteck. „Nein! Aber ich musste mir soeben Ladons Gesicht vorstellen, wenn er davon erfährt.“

Der Kartograph rieb sich die Hände gegen die Kälte und setzte seinen Weg fort. „Die Strömung fließt im Süden des Hadrischen Meeres fast durchgehend nach Osten, wenn die tote Frucht also unterwegs nicht angespült wurde, müsste sie inzwischen den Stürmischen Ozean erreicht haben. Was aber ab dort mit ihr geschehen sein könnte, kann ich euch nicht sagen. Ich habe die Barbarenlande durchstreift und kartographiert, aber bis auf die Küstenlinie ist mir der Stürmische Ozean unbekannt. Eigentlich hatte ich vor, ihn im vergangenen Jahr zu befahren und womöglich einen Blick auf die Himmelssäule zu werfen, aber dann kam mir eine Reise ins Graue Gebirge dazwischen. Und seitdem ist meine Abenteuerlust verraucht.“

„Die ... Himmelssäule?“ Leanders Stimme klang laut durch den eingefrorenen Wald. „Ich kenne eine alte Geschichte, in der von ihr die Rede ist. Doch dies ist das erste Mal, dass ich sonst von ihr höre. Was ist sie?“

Merrik blickte gedankenverloren ins Leere. Erst nach einem Dutzend Herzschlägen antwortete er schließlich: „Ein alter Druide in einem der Küstendörfer erzählte mir davon. Da die Welt immer wieder aus ihrer Verankerung riss und in die Himmelsschüssel fiel, wobei sie stets großen Schaden anrichtete, ließen die Sternenrabben schließlich eine gewaltige Birke wachsen, deren Äste sich erst unter den Wellen des Stürmischen Ozeans ausbreiteten und die Welt stützten. Die Himmelssäule. Doch als nach dem Friedensschluss mit den Blausplittern die Ära der großen Totentiere begann, verblasste auch der Baum, und nur alle fünfhundert Jahre erscheint er in dieser Welt. Für ein Jahr kann man seinen Stamm aus der Ferne sehen, bevor er wieder verschwindet.“

Himmelsschüssel? Blausplitter? Eara hatte nur die Hälfte verstanden, aber die Mythen der Barbaren interessierten sie nicht sonderlich und Leander kannte sie vermutlich alle schon. Zumindest fragte er nicht nach.

„Der Druide war sich sicher, dass er das Jahr der Himmelssäule bestimmen konnte und er hoffte, dass er bis dahin noch am Leben wäre. Ich vertraue mündlichen Überlieferungen nur eingeschränkt und die Geschichte in ihrer Gesamtheit erscheint mir nur wenig glaubwürdig, aber wenn der Alte sich nicht täuschte, dann war die Himmelssäule das vergangene Jahr über zu sehen. Es wäre der perfekte Zeitpunkt für meine geplante Reise gewesen und damals war ich sehr neugierig.“

„*Doch es heißt, dass zweimal im Jahrtausend, wenn die Himmelssäule an Größe gewinnt, die Glocken in der Tiefe läuten und Solantis für eine Stunde aus den Fluten auftaucht*“, hauchte Leander fassungslos. „Zweimal im Jahrtausend. Alle fünfhundert Jahre. Derselbe Zyklus, in dem sich die Herzen der Mutter erneuern. Der Zusammenhang hätte mir auffallen müssen!“

Bis auf Merrik erstarrten sie alle. Der Kartograph sah den Seher nur verwirrt an. „Hätte er nicht!“, erwiderte Eara, bevor Merrik eine Frage stellen konnte. „Fünfhundert ist die Hälfte eines Jahrtausends und bietet sich daher für Übertreibungen an. Falls tatsächlich ein Zusammenhang besteht ...“

„Das tut er!“, unterbrach Leander sie überzeugt. „Fünfhundert Jahre allein haben noch nichts zu bedeuten, aber die tote Frucht wuchs letztes Jahr am Baum der Lieder – im selben Jahr, in dem nach der Aussage dieses Druiden auch die Himmelssäule erschien. Soll das etwa Zufall sein?“ Er schien keine Antwort zu erwarten. „Wenn es mir nur früher

aufgefallen wäre, dann hätten wir rechtzeitig dorthinkommen können. Doch diese Chance ist nun vertan. Mit der heutigen Nacht geht unser Jahr zu Ende.“

„Unser Jahr schon“, merkte Chada zögernd an. „Aber wieso muss diese ... Himmelssäule ausgerechnet zu Mittwinter auftauchen?“

Leander hielt inne, ein feines Lächeln umspielte seine blauen Lippen. „Das ist genial! Die Himmelssäule ist unser bester Ansatz auf der Suche nach dem Samen. Wenn sie noch nicht verschwunden ist ... Merrik, wo genau hat dieser Druide die Himmelssäule vermutet?“

„Ich weiß nur, dass sie irgendwo im Stürmischen Ozean sein soll, bei mittlerem Wind also mindestens neun Tage auf dem Schiff von hier. Aber falls sie noch nicht verschwunden ist, sollte sie kaum zu verfehlen sein. Wenn ihr tatsächlich vorhabt, nach ihr zu suchen, dann haltet euch in Küstennähe, bis ihr einen weißen Strich in den Himmel ragen seht.“

Sie näherten sich wieder der Lichtung. Eben gingen einige Bewahrer umher und zündeten die bunten Lampions an, die im Laufe des Tages aufgehängt worden waren. Andere bereiteten ein großes Feuer vor, das wohl im Zentrum der Lichtung brennen sollte.

„Wenn du möchtest, kannst du uns begleiten“, schlug Eara vor. „Noch hast du eine Gelegenheit, den Stürmischen Ozean zu besuchen und vielleicht sogar die Himmelssäule zu sehen. Außerdem kannst du so den Anwandlungen des Obersten Priesters entgehen.“

Merriks Mund klappte auf, aber Eara war nicht minder erstaunt über ihr eigenes Angebot. Sie hatte es gesagt, ohne sich mit den anderen zu beraten oder – und das war das schlimmste – gründlich darüber nachzudenken. Sie hatte einfach nur einem Abenteurer einen Gefallen tun wollen, ohne davor die Konsequenzen abzuwägen. Wie vertrauenswürdig war Merrik eigentlich? Und würde er sie nicht höchstens aufhalten, obwohl doch so viel von ihrem Erfolg abhing? Was war der Wunsch eines Kartographen im Vergleich zum Wohl einer ganzen Welt?

„Ich danke dir, Eara“, flüsterte Merrik mit feuchten Augen. „Aber ich habe mehr als genug Reisen für zwei Leben hinter mir. Ich werde mich schon mit Farrun arrangieren. Bringt mir ein Stück Rinde von der Birke mit.“

Eara ließ sich ihre Erleichterung nicht anmerken. Der Vorfall war schon besorgniserregend genug. Die Stimme der Schwäche! Hatte sie kurzzeitig die Kontrolle übernommen? So wie an dem Tag, an dem sie ihre Hand verloren hatte? Eara schloss ihre Hand fester um ihren schwarzen Stab. Sie hatte über ihre Schwäche triumphiert und alle Gefühle ausgebrannt, daran konnte kein Zweifel bestehen. Oder?

Mondhoch, 90. Herbsttag 76 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

„Bloddar! Bloddar!, riefen sie. Blut! Blut! Uns allen standen die Haare zu Berge beim Anblick der anrückenden Horde und wir ...“

Leander erhob seine Hand und brachte sie zum Schweigen. „Hervorragend!“, freute er sich. „Wieder eine Vokabel! *Bloddar* bedeutet also *Blut*. Und dann scheint *saatogen* tatsächlich *Adern* zu meinen.“ Er schnappte nach Luft. „Bei der Vorsehung! Dann heißt *bloddag vaddostyl* übersetzt *Blut der Ewigkeit*! Wenn noch irgendein Zweifel bestand, dass Themauras' Übersetzung wichtig ist, dann ist er hiermit ausgeräumt.“

Leander sprang von seinem Hocker auf und tigerte zwischen den Regalen hin und her. „*skykkattissyr bloddag vaddostyl keetom saatogen aelkrissyl*. Er sendet das Blut der

Ewigkeit durch die Adern des Weltenkreises. Nein, als Partizip ... das Blut der Ewigkeit durch die Adern der Welt schickend! Bleibt die Frage, was ein *thinghudy* eigentlich ist ...“

Eara legte das rissige Pergament beiseite und beobachtete, wie der Seher seinen zerstückelten Text um die fehlenden Worte ergänzte. „Warum bin ich hier?“, unterbrach sie seine Gedanken.

Leander hielt inne und wandte sein Gesicht in ihre Richtung. „Ist das eine existentialistische Frage?“

„Warum soll ich dir diese Texte vorlesen?“, präzisierte Eara.

Leander legte den Kopf schief. „Weil ich sie nicht selbst lesen kann? Es sind Momente wie diese, in denen ich meine Sehkraft am meisten vermisste.“

„Warum ausgerechnet ich? Du hättest jeden Bewahrer fragen können, weshalb soll gerade ich die Schriftrollen nach allem durchsuchen, was mit der vergessenen Barbarensprache zu tun hat?“

Leander schritt zum kleinen Doppelfenster der Kammer und lehnte sich aus dem rechten der beiden. „Hör sie dir doch an!“, rief er in die Nacht. „So lustig! So glücklich! Wie hätte ich einen von ihnen aus seiner Freude reißen können?“

Eara stand auf und lehnte sich aus dem anderen Fenster. Unten auf dem Platz brannte ein riesiges Feuer, umgeben von einem guten Dutzend kleinerer. Der Schnee auf den Dächern und Baumwipfeln leuchtete golden im flackernden Licht. Drumherum tanzten ausgelassen die Bewahrer. Sie sangen und johlten, während einige von ihnen, gekleidet in bunte Tücher, schwarz bemalte Puppen in die Flammen warfen, die wohl die Mächte des Chaos symbolisierten. In Earas Augen war es zutiefst unlogisch, ausgerechnet das Chaos in nur einer einheitlichen Farbe darzustellen, während die Streiter der Ordnung sich wie wandelnde Regenbögen herausgeputzt hatten. Aber vermutlich waren Religion und Logik einfach unvereinbare Gegensätze.

„Und du hattest keine Lust auf einen lallenden Vorleser?“, vermutete sie mit einem Blick auf die Fässer, die zwischen den Lehmhütten bereitstanden. Sie bezweifelte, dass es sich bei ihnen allen nur um Löschwasser handelte.

Leander schmunzelte. „Das auch. Wir brechen morgen früh auf, bis Sonnenaufgang möchte ich noch möglichst viele Wörter übersetzt haben.“

„Und warum nicht Drukil? Er wird die Feier auch nicht eben genießen.“

„Abgesehen davon, dass er nicht lesen kann, meinst du? Ich hoffe, er findet ein wenig Schlaf.“

Eara unterdrückte ihre Verärgerung. Natürlich konnte der Hautwandler nicht lesen! „Schlaf? Im Wald? Wie sollen wir morgen einen Bären mit an Bord nehmen?“

„Er hat den Bären den ganzen Tag bekämpft“, erläuterte Leander. „Ich hoffe, das genügt, um ihn selbst im Wald für eine Nacht zurückzuhalten. Nur wenn Drukil heute einschläft und morgen als Mensch erwacht, wird er seine Angst vor sich selbst vielleicht überwinden können. Er muss sehen, dass er sich kontrollieren kann, dass er keine Bedrohung darstellt.“

Eara betrachtete skeptisch das Gewimmel um das große Feuer. Sie bezweifelte, dass Drukil würde einschlafen können, egal wo er sich aufhielt.

Leander trat vom Fenster zurück und setzte sich wieder auf seinen Hocker. „Machen wir weiter, Eara!“, forderte er. „Die Nacht ist noch lang.“

Morgendämmerung, 1. Dunkeltag 77 A.Z.

Baum der Lieder, Wachsender Wald

Farrun breitete langsam seine Arme aus, der weiße Stoff leuchtete noch heller als der Schnee. „Ein großes Jahr liegt hinter uns. Ein Jahr der Einsamkeit und des hoffnungsvollen Bangens. Ein Jahr des Triumphes und des scheinbaren Sieges. Ein Jahr voll von großem Entsetzen und zerschlagenen Träumen. Ein Jahr, das keiner von uns jemals vergessen wird, bis Mutter Natur unsere Seelen von den Schrecken unseres vergangenen Lebens befreit.“

„Er hält wirklich keine fünf Sätze ohne eine Erwähnung seiner Göttin aus“, raunte Leander ihr zu. Dann rückte er noch ein Stück näher an die wärmende Glut heran. Sobald Eara sich an dem erloschenen Nebenfeuer niedergelassen hatte, waren die Bewahrer hastig aufgestanden und hatten sich einen anderen Platz gesucht. Wer seine Feierstimmung aufrechterhalten wollte, ertrug den dunklen Nebel um sie nur schlecht.

„Die Zukunft liegt in Finsternis“, rief der Oberste Priester getragen. „Alte Feinde haben sich in ihrem Unleben zu neuer Macht erhoben und gefährden alles, was wir für sicher hielten. Die Tage sind kurz wie zu keiner anderen Zeit, die Nächte dagegen lang und kalt.“

Das konnte wirklich nur jemand sagen, der noch nie in Hadria gewesen war. Um diese Zeit zeigte die Sonne dort für fast einen halben Mond ihr lachendes Antlitz nicht. Und kalt ... die Temperaturen im Wachsenden Wald waren geradezu sommerlich.

„Die Flammen des Lebensfeuers sind fast erloschen.“ Eara konnte nur rätseln, ob sich Farrun damit auf die verkohlten Scheite des großen Feuers zu seinen Füßen bezog oder ob es eine theologische Anspielung war.

„Und ausgerechnet ein Dunkeljahr erwartet uns, wo wir uns doch so sehr nach Licht sehnen.“

„Was für ein Humbug!“, flüsterte Leander empört. „Dunkeljahre sind nicht dunkler als alle anderen auch. Als Astronomen bemerkten, dass 365 Tage pro Jahr nicht ausreichten, hätte man den überzähligen Tag ebenso gut als zweiten Lichttag anstatt als dritten Dunkeltag bezeichnen können, dann wäre jetzt alle vier Jahre ein Lichtjahr.“

„Das waren gerade fünf Sätze ohne Mutter Natur“, entgegnete Eara geistesabwesend.

„Doch die Heilige Mutter wacht über uns!“, rief Farrun freudig. Leander schenkte Eara ein vielsagendes Lächeln und senkte dann wieder den Kopf. „Sie steht uns bei, in dunklen wie in lichten Zeiten. Nun liegt es an uns, die Dunkelheit nicht nur als Bedrohung, sondern auch als Hoffnungsschimmer zu betrachten. Denn es ist nicht der falsche Schein eines glücklichen Lebens, der uns in die Arme der Lebensspenderin treibt. Nein, die Erfahrung zeigt, dass gerade Entbehrung und Leid uns verdeutlichen, wie nötig wir ihren Trost haben. Der Ewige Rat ist ein Werkzeug des Chaos, aber vielleicht können wir die vielen verlorenen Seelen dieser Welt auch durch die Dunkelheit ins Licht führen. Wenn wir es wagen, Verantwortung zu übernehmen. Ich sage, es ist an der Zeit, die alten Vorstellungen zurückzulassen. Wir haben die Jahrhunderte unter diesen Bäumen überdauert und viel Wissen aufgezeichnet. Jeder zweite der vierundzwanzig Propheten wirkte an diesem Ort, jeder dritte von ihnen erfuhr sogar hier seine Erleuchtung und konnte uns erleuchten. Nun ist es an der Zeit, dieses Licht in alle Welt hinauszutragen.“

„Wie seltsam. Mein schwacher Geist hätte erwartet, dass die Menschen mehr von Vorräten und Kleidung als von leeren Worten haben“, sagte Eara leise zu Leander.

Der Blinde schüttelte in gespielter Entsetzen den Kopf. „Jedes Leben ist endlich!“, deklamierte er. „Aber wenn wir die Verirrten nicht so früh wie möglich läutern, dann wird

die Heilige Mutter ihre Seelen womöglich über Jahrhunderte reinigen müssen, ehe sie sie wieder in den heiligen Kreislauf des Lebens einspeisen kann.“

„Nicht schlecht. Du hörst dich genau wie der Oberste Priester an.“

„Oh Eara, du zeigst doch nicht etwa Humor?“, erwiderte Leander grinsend. Sie stockte und legte ihre dunkle linke Hand auf ihre Brust.

„Was ist, sind dir die Worte ausgegangen, mit denen du dich selbst belügst? Ist dir klar geworden, dass auch du fühlen musst?“

„Der Weg des Eises ...“, begann sie stockend.

„Ist nur eine Metapher!“, beendete Leander ihren Satz abfällig. „Mag sein, dass du deine Gefühle unterdrückst. Aber ausgelöscht hast du sie nicht.“

Eara schloss ihre Augen. „Du täuschst dich!“, behauptete sie mit schneidender Stimme.

„Nun sei nicht beleidigt!“, meinte Leander ruhig. „Gefühle sind nichts Schlechtes. Einige sollte man bezähmen, wie Hass, oder Zorn. Aber es gibt auch Gefühle, die niemals schaden können. Mitleid. Freundschaft.“

Eara starrte in die Glut des kleinen Feuers. „Liebe?“

„Nein!“ Der Seher schrie das Wort fast, bevor er es leiser wiederholte: „Nein. Die Liebe gehört nicht dazu. Kein Gefühl richtet größeren Schaden an. Alles wahrhaft Grauenhafte, was wir tun, lässt sich auf Liebe zurückführen. Ein purer Egoist wie Ken Dorr würde niemals mehr tun, als ihm nützt. Aber die Liebe verleitet uns zu Taten, die über jedes Maß hinausgehen.“ Er erschauderte. „Glaub mir, Eara. Ich weiß, was ich getan habe, und weshalb.“

„Wer war sie?“, flüsterte sie ihm zu.

Leander schüttelte langsam den Kopf. „Er.“ Mehr sagte er nicht. Nur dieses eine Wort.

Eara blinzelte und schwieg viele Herzschräge. „Pass bloß auf, dass das der Oberste Priester nicht erfährt“, ermahnte sie schließlich.

Leander öffnete den Mund und stockte. „Warum soll ... Was hat Farrun denn noch alles angerichtet?“

„Bisher nichts. Aber ein Bewahrer hat mir erzählt, dass er sich vor kurzem zu dem Thema geäußert hat“, berichtete Eara. Fast war sie froh, nicht länger über ihre eigenen Emotionen sprechen zu müssen. Aber natürlich nur fast. „Er sagte wohl, Mutter Natur sei die Göttin von Liebe, Leben und Fruchtbarkeit. Eine Liebe aber, die keine Fruchtbarkeit in sich birgt und die niemals ein Leben hervorbringen wird, habe diesen Namen nicht verdient.“ Eara bemerkte, dass sich eine Verachtung in ihren Tonfall schlich, die sie nicht bewusst dort hineingelegt hatte. Sie schloss die Augen und drängte die Stimme der Schwäche zurück.

Leander wandte seinen Kopf in Richtung des Obersten Priesters, der noch immer am erloschenen Feuer predigte. „Hoffen wir, dass er seinen Worten niemals Taten wird folgen lassen.“ Ein spöttischer Unterton schlich sich in seine Stimme. „Aber selbst seine entsetzlichen Worte entstammen der Liebe – in diesem Fall die falsch verstandene Liebe zu seiner Göttin. Mitleid ist gut. Liebe aber ist gefährlich.“

„Jedes Gefühl ist gefährlich“, widersprach Eara. „Dein Mitleid wird nie allen im gleichen Maße gelten. Es ist nicht unparteiisch. Wenn du deinem Mitleid vertraust, dann wirst du diejenigen bevorzugen, in die du dich besser hineinversetzen kannst.“

„Wenn nur alle etwas mehr Mitleid zeigen würden, dann könnten wir in Eintracht nebeneinander leben, anstatt uns zu bekriegen. Der Ewige Rat hätte nie existiert.“

Es wird aber immer einige geben, denen Mitleid fremd ist, dachte Eara. Und die Stimme der Schwäche spottete: Das eigene Mitleid abzutöten, wird daran bestimmt nichts ändern.

„Aber selbst wenn du recht hast und sogar Mitleid schlechte Seiten hat, kommst du um Gefühle trotzdem nicht herum. Leugne es, so viel du willst, ich weiß es besser!“

„Wie kommst du bloß auf diese Vorstellung?“, fragte sie ruhig.

„Warum bist du hier, Eara?“

Sie musterte das erwartungsvolle Gesicht des Sehers. „Ist das eine existentialistische Frage?“

Leander grinste kurz. „Weshalb tust du, was du tust? Welchen Grund hast du, irgendjemandes Leid zu verhindern?“

„Leid ist schlecht. Deshalb versuche ich, so viel davon wie möglich abzuwenden“, erklärte Eara kurz angebunden. Hatten sie das alles nicht schon einmal besprochen?

„Nicht so voreilig, Eara!“, flüsterte Leander belustigt. „Das sind gleich zwei Annahmen, die du nicht aus reiner Logik heraus folgern kannst. Woher willst du wissen, dass Leid schlecht ist? Wir, die wir noch zu Empfindungen imstande sind, vermeiden Leid, aber ein Stein vermeidet es auch, nach oben zu fallen. Erst wenn du selbst ein Leid gespürt hast, kannst du wissen, dass es etwas Schlechtes ist.“

Eara zögerte und die Stimme der Schwäche bestürmte sie. „Aber ich habe es gespürt“, erwiderte sie. „Über viele Jahre hinweg. Die Erinnerung existiert noch immer.“

Leander hielt seine steifen Finger über die Glut. „Du bist mehr als nur eine Maschine mit deinen Erinnerungen! Die Vernunft ist doch für uns alle nur Mittel zum Zweck, ein bloßes Werkzeug. Bevor da anfangen kannst, sie anzuwenden, brauchst du erst einen Grund, warum du sie anwenden solltest. Und dieser Grund muss wieder einen Ursprung haben. Auch wenn du anerkenntst, dass Leid schlecht ist, welche Motivation hast du dann, etwas dagegen zu tun? Welche Motivation hast du, auch nur darüber nachzudenken? Welche Motivation hast du, aus eigenem Antrieb irgendetwas anderes zu tun als mit leerem Blick in der Ecke zu liegen?“

Eara presste ihre dunkle Hand schmerzhaft fest in ihre Brust und suchte verzweifelt nach einer Antwort, die es nicht gab.

„Keine!“, verkündete Leander triumphierend. „Ohne Prämissen keine Konklusion. Vernunft folgt niemals nur aus sich selbst heraus. Erst Gefühle sind ein Anreiz dafür, die eigene Vernunft auch anzuwenden. Ohne sie wärest du nur ein kompliziertes Uhrwerk ohne Gewicht, eine Mühle auf dem Trockenen. Gefühle sind die Triebfeder deines Handelns, die Vernunft kann erst wirken, wenn eine Emotion sie antreibt. Du willst deine Gefühle unterdrücken, aber jedes Wollen geht unweigerlich auf Gefühle zurück. Du kannst deine Emotionen niemals vollkommen auslöschen, Eara. In dem Moment, in dem dir das gelingt, fällst du reglos zu Boden und stehst nicht wieder auf.“

Das war entsetzlich! Auch die Stimme der Schwäche hatte schon versucht, Eara von der Notwendigkeit ihrer Gefühle zu überzeugen. Aber Leander berief sich nicht auf die angebliche Überlegenheit von Emotionen, oder auf das, was die Kälte in ihr bewirkte, sondern bewies sie mit seiner Vernunft. Er bekämpfte Eara mit ihren eigenen Waffen.

Eara griff hastig nach ihrem schwarzen Stab, der neben ihr auf dem Boden lag. Leander sabotierte die Mauern, die sie um ihr Herz errichtet hatte, er durchbrach ihre Widerstände und er wusste nicht, was er damit anrichtete. Er würde das Monster freilassen!

„Alles, was du tust, geht auf Gefühle zurück“, setzte Leander unbarmherzig nach. „Wenn du den Glauben aufrechterhalten willst, dass deine Handlungen gut sind, dann musst du auch akzeptieren, dass Gefühle gut sind. Und wenn du das akzeptiert hast ...“

„Du irrst dich!“, protestierte Eara viel zu hastig, um glaubwürdig zu sein. „Meine Gefühle sind ausgelöscht! Ich handle nur nach meiner Vernunft!“ Sie brach ab und sammelte sich. „Aber selbst wenn du recht hast, folgt aus deinen Thesen noch lange nicht, dass ich mehr Gefühle zulassen sollte. Dass sie Ursache meiner Ziele sind, bedeutet noch lange nicht, dass sie auch ein gutes Mittel sind, um diese Ziele zu erreichen. Macht es wirklich einen Unterschied, ob meine Emotionen ausgelöscht sind oder nur so tief begraben, dass man sie niemals mehr wird befreien können?“

„Sag niemals nie! Du hast einen Panzer aus Eis um dein Herz gelegt, aber wir können ihn schmelzen. Die Glut deiner Gefühle kannst du nicht löschen, aber wir können sie anfachen.“

„Das können und das werden wir nicht!“, verlangte sie. „Du hast keine Ahnung, was du damit anrichten würdest! Du weißt nicht, was ich getan habe!“

Kleine Hände, die ein Stück Brot brechen. Ein strahlendes Lächeln. Augen voller Grausamkeit, die sich in Furcht verwandelt. Eine Kette von Schreien, zerrissen nur durch abgehackte Schluchzer und vergebliches Flehen, schrill und kreischend, quälend laut, ewig andauernd, nicht verstummend, niemals endend, nachhallend bis jetzt. Eara schloss die Augen und konnte doch kein Bild und kein Geräusch ausschließen. *Nie wieder!*

„Und du weißt nicht, was ich getan habe“, versuchte es Leander, doch Earas Entschluss stand fest.

„Und wenn schon! Du hast Varkur nicht kennengelernt. Ich aber habe gesehen, wohin es führt, wenn ein Dunkler Magier seinen Gefühlen freien Lauf lässt. Ich bin ein Monster, Leander, gefährlicher als Drukil. Ich kann das Monster kontrollieren. Gefühle aber sind Schwäche! Wenn ich die Schwäche freilasse, wird sie mich zersetzen, dann euch, dann alles um mich herum.“

„Gefühle sind keine Schwäche“, versicherte Leander schlicht.

Earas Blick ruhte auf den glühenden Kohlen unter Leanders blauen Fingern. Langsam ließ sie ihren Stab los, hob ihre gesunde Hand und drückte sie in die Hitze. Schmerz raste durch ihre Adern, aber kein Feuer brannte heißer als Dunkle Magie und die Qual reinigte sie nur von den Emotionen, die immer weiter emporsteigen wollten. Die Stimme der Schwäche war verletzlich, ihr allein konnte der Schmerz noch etwas anhaben.

Leander runzelte die Stirn und benötigte einige Herzschräge, um zu begreifen. Dann schrie er entsetzt auf und packte ihren Arm, zerrte daran. Eara hielt noch einen weiteren Herzschlag stand, dann ließ sie zu, dass er ihre Hand aus der Glut zog. Wo die Holzkohle keine schwarzen Flecken hinterlassen hatte, war die Haut auf ihrer Hand rot und rau, von hässlichen braunen Brandblasen übersät. Selbstekel erfasste sie, ehe auch er vor dem Schmerz kapitulierte. Eara berührte mit dem Schatten ihrer linken Hand kurz das Handgelenk ihrer rechten und die Hitze erstarb.

„Was machst du denn?“, schrie Leander fassungslos. „Was sollte das? Willst du deine zweite Hand auch noch verlieren?“ Einige Bewahrer blickten verärgert zu ihnen hinüber, bevor sie sich wieder auf Farruns Rede konzentrierten.

Woher wusste der Blinde überhaupt, dass sie ihre Hand verloren hatte? Vermutlich hatten die anderen es ihm erzählt, nur dass er im Gegensatz zu ihnen kein Unwohlsein bei dem Gedanken daran zu verspüren schien.

„Eine empirische Beweisführung, um meine Argumentation zu unterstützen“, sagte Eara ruhig, während sich ihr Puls wieder beruhigte. „Gefühle können mich nicht beeinflussen, auch Schmerz nicht. Selbstverständlich hätte ich die Hand nicht so lange dort unten

gelassen, dass bleibende Schäden entstehen könnten. Ich kann die Verletzungen problemlos heilen.“

Sie richtete ihren Blick auf die verunstaltete Haut, umklammerte mit der dunklen Hand ihren Stab und murmelte eine Formel, um ihre Konzentration zu stärken. Sie spürte ihre Hand. Nicht den Schmerz, nicht durch ihre Nerven, denn die waren betäubt, aber mit den Sinnen der Zauberei. Sie spürte, wie ihre Hand sein sollte. Rein, unverletzt, makellos. Das Fleisch hatte sich noch nicht an seine Versehrtheit gewöhnt, noch störte die Verletzung die Ordnung der Welt.

Ein hellblaues Licht entflammte an der Spitze ihres Stabes, als der Zauber zu wirken begann. Die arkanen Energien flossen aus ihrem Körper in den Stab und zurück in die verbrannte Hand. Trockene Schuppen rieselten zu Boden, die Brandblasen lösten sich zu feinem Staub auf und junge Haut kam unter den Verbrennungen zum Vorschein. Nach drei Herzschlägen sah ihre Hand aus, als hätte sie nie in einem Feuer gelegen.

Eara nahm eine von Leanders Händen in ihre eigene. „Spürst du die Haut, so glatt wie ehedem? Mir kann nichts geschehen. Der Schmerz kann mir nichts anhaben. Weil ich die Schwäche verbannt habe. Du sagst, Gefühle seien keine Schwäche? Dann beweise es!“

Sie führte seine Hand zur Glut. Leander begann leicht zu zittern, dann entriss er ihr die blauen Finger. „Deiner Hand wird nichts geschehen, Leander. Ich kann sie sofort heilen. Lege sie zwischen die Kohlen, ertrage den Schmerz und zeige mir, dass ich Unrecht habe.“

Seine Hand zuckte zur Hitze hin, dann verkrampfte sie sich und er legte sie auf seinen Schoß. „Ich werde mich nicht auf diese albernsten Mutproben einlassen“, presste er hervor.

„Ich sehe deine Angst, Leander“, flüsterte Eara. „Du fürchtest dich so sehr. Nicht vor dem Schmerz, aber davor, nach deinem Augenlicht auch noch deinen Tastsinn einzubüßen. Ganz egal, wie sehr dein Verstand weiß, dass nichts geschehen kann, deine Furcht ist mächtiger. Dein Gefühl, deine Schwäche, kontrolliert dich.“

Leander schwieg und Eara rutschte wieder auf ihren alten Platz zurück. Gemeinsam hörten sie dem Obersten Priester bei seiner Rede zu. „Darum vertraut in die Mutter allen Lebens, glaubt an ihre Gnade und ihre Macht. Der Ewige Kreislauf geht fort und fort. Und auf jede Dunkelheit folgt ein neues Licht.“

Farrun hielt erwartungsvoll die Luft an, als die ersten Sonnenstrahlen des neuen Jahres ihren Weg durch die Baumwipfel suchten. Ein einzelner Lichtspeер fand durch die rauchgeschwängerte Luft des Festplatzes, traf genau in sein Gesicht. Ein seliges Lächeln breitete sich auf dem Gesicht des Obersten Priesters aus. Eara musste zugeben, dass er sich den perfekten Moment für seine Worte ausgesucht hatte.

Er griff nach dem goldenen Baum auf seiner Brust, riss sich das Schmuckstück vom Hals und hielt es ehrerbietig in die Höhe. „Nach jedem Jahr, das vergeht, beginnt ein neues. Für jedes Leben, das erlischt, wird ein weiteres entstehen. Auf jeden Tod folgt ein neues Leben, auf jedes Ende folgt ein neuer Anfang, und wie in jedem Neubeginn auch eine Ahnung des Ausganges schon enthalten ist, so enthält auch jedes Ende zugleich eine Ahnung des Neuanfangs. Nur der stete Wechsel ermöglicht eine Veränderung, Werden und Vergehen halten sich stets im Gleichgewicht.“ Er führte den Baum vor sein Gesicht und drückte seine Lippen darauf.

„Aus Tod erwächst neues Leben!“ Die letzten Worte sprachen alle Bewahrer gemeinsam, und auch Eara sprach sie mit, ohne an sie zu glauben. Sie übertönten zumindest die aufdringliche Stimme der Schwäche, die wieder und wieder die gleiche Frage stellte: *Wen sollte die Hand im Feuer wirklich überzeugen? Leander? Oder dich selbst?*



G – Das schwarze Herz

Abenddämmerung, 1. Dunkeltag 77 A.Z.

Kaserne der Rietburg, Andor

Die breite Silhouette des Statthalters zeichnete sich deutlich gegen die lodernden Flammen im Kamin ab. Sein graues Haar war fast vollständig unter dem breiten Verband verschwunden, den Janis selbst ihm unter Readems aufmerksamen Blicken angelegt hatte.

„Seid begrüßt, alle miteinander!“, begann Orfen stockend. Janis wusste, dass er Reden wie diese auch nach all der Zeit als Statthalter Andors noch immer verabscheute. „Ich weiß, dass dies eigentlich ein Tag des Feierns sein sollte. Mittwinter, der Beginn eines neuen Jahres, der Zeitpunkt, zu dem die Tage wieder länger werden. Ich bedaure sehr, dass die Festlichkeiten dieses Jahr zurückgestellt werden müssen. Wer darüber ganz zurecht zornig ist, kann den Feinden da draußen bei Gelegenheit einen Tritt von mir verpassen. Ich selbst komme ja nie dazu.“

Leises Gelächter brandete im Speisesaal der Kaserne auf. Die Kreaturen gelangten bei ihren unregelmäßigen Kurzangriffen immer wieder auf die Mauern. Sobald aber der Statthalter erschien, nahmen sie fluchtartig Reißaus. Es hieß, ihre Angst vor Orfen sei so gewaltig, dass sie lieber den Zorn ihres Feldherrn ertrugen. Dass sie es in Wahrheit auf Nomions Befehl hin taten, wusste nur Janis.

„Jedenfalls ist dieses Jahr bisher kein gutes Jahr zum Feiern. Ich möchte nichts beschönigen, unsere Situation ist beschissen. Die Heerscharen des Feindes sind mal wieder reichlich ausgedünnt, doch es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Geist mit der Maske wieder auftaucht und all unsere Erfolge zunichtemacht, vielleicht mit einer neuen Überraschung im Schlepptau.“

Als der Schwarze Herold zuletzt aufgetaucht war, wurde er von zwei Dutzend Gorain begleitet, Fluggors, die seitdem wie riesige, hässliche, rote Fledermäuse am Himmel flatterten. Anfangs hatten sie Kreaturen über die Mauer getragen, aber nachdem die Bogenschützen jeden Fluggor in Reichweite mit Pfeilen gespickt hatten, hatten sie stattdessen große Steine gesammelt, die sie seither weit in den Himmel trugen und gelegentlich auf die Burg fallen ließen, wenn besonders viele Menschen unter freiem Himmel unterwegs waren. Die Verletzungen, die diese Brocken anrichteten, waren mit die schlimmsten, die Janis und Readem im Siechenhaus behandeln mussten, zumal nicht nur Krieger, sondern auch Schutzsuchende getroffen wurden. Kaum jemand traute sich mehr ins Freie, obgleich Dächer aus Rietgras selbstverständlich keinen Schutz boten. Auch Orfens

Verletzung stammte vom Splitter eines solchen Steins, der Statthalter hatte großes Glück gehabt, dass er nur eine Schürfwunde davongetragen hatte.

„Die Schildzwerge können uns nicht unterstützen, weil sie Cavern sonst schutzlos zurücklassen würden. Die Söldner sind fort – gebt mir die Schuld daran, wenn ihr wollt. Von unseren zweihundert Rekruten ist der fünfte Teil tot oder kampfunfähig, obwohl es bisher nur drei ernsthafte Versuche gab, unsere Verteidigung zu durchbrechen. Die wenigen unter uns, die nicht an Durchfall leiden, sind am Fieber erkrankt. Unsere Pfeile gehen fast so schnell zur Neige wie unsere Vorräte. Und noch immer warten wir sehnsüchtig auf eine Nachricht der Helden von Andor.“

Orfens raue Stimme verstummte und für einige Herzschräge erfüllte nur das Knacken der Scheite die Kaserne. Die knapp eintausend Ohren im Speisesaal lauschten gespannt. Dann richtete der Statthalter sich plötzlich auf und ballte die Faust. „Aber all dies führt nur dazu, dass wir nicht vergessen, wer wir sind! Und ich spreche nicht davon, was den einen vom anderen trennt. Ich spreche nicht von Andori oder Befreiten, nicht von Kriegern oder Schutzsuchenden, nicht von jung oder alt, nicht von Mann oder Frau, nicht von Zwerg oder Mensch. In Zeiten wie diesen verblassen all diese Unterschiede zu einem flüchtigen Schatten. Wir alle sind gleich! Wir sind gemeinsam in unserem selbstgewählten Kerker, wir hoffen gemeinsam, wir leben gemeinsam, und wenn wir unterliegen, dann werden wir gemeinsam sterben. Aber wir werden nicht unterliegen! Denn wir sind diejenigen, die zwischen dem Licht und der Finsternis stehen. Die Schrecken, die der Ewige Rat verbreiten will, möchte ich mir nicht ausmalen. Aber wir können das verhindern. Bisher ist kein Andori gestorben, der sich nicht hier zwischen den Mauern der Rietburg aufhielt. Nomions Armee könnte das Rietland verheeren, aber diese Burg ist ihm wichtiger. Solange wir bestehen, besteht Hoffnung! Solange wir standhaft sind, können unzählige andere in Freiheit leben. Die Rietburg ist der Schlüssel zu Andor. Auf unseren Schultern lastet eine Verantwortung, schwer wie die Steine dieser Burg. Aber ich weiß, dass wir unserer Verantwortung gerecht werden können. Wir sind Andor! Dieses Königreich besteht jetzt auf den Tag genau seit 77 Jahren und hat alles überstanden. Seit drei von vier Teilen eines Jahrhunderts wacht die Rietburg auf ihrem Felsen über das goldene Land. Wir haben den immer neuen Ansturm der Dunklen Kreaturen überlebt, drei Trollkriege, das Erwachen eines Drachen und selbst den Einfall der Krahder. Der Ewige Rat ist nur eine Ansammlung von Verlierern! Wir aber sind zäh! Wir sind Andor!“

Orfen räusperte sich und atmete tief durch. Das Fieber setzte auch dem Statthalter zu. „Jeder von uns hat Verluste erlitten. Allein die Krahder, die wir bis zum Erscheinen des Hexers als vernichtet glaubten, haben uns alle etwas gekostet. Niemand hier in diesem Raum hat nicht ein Elternteil, ein Familienmitglied, einen Freund an sie verloren, sei es während des Angriffs oder unter ihrer grausamen Knechtschaft. Und wenn es nicht die Krahder waren, dann einer unserer anderen Feinde. Ihr alle wisst, ich bin nicht eben gesellig, doch sogar ich habe Verluste zu beklagen. Einst lebte ich in den Bergen. Ich fand dort Frieden und konnte all das hier hinter mir lassen. Ich verliebte mich in die Einsamkeit ... und in eine Frau. Wir waren beide schweigsam, mürrisch, zurückgezogen...“ Ein wehmütiges Lächeln erschien in Orfens Gesicht. Janis hatte nicht gewusst, dass der Statthalter zu einem solchen Gesichtsausdruck überhaupt fähig war. „Aber wenn wir nebeneinander in einer dunklen Höhle saßen, dann verstanden wir uns auch ohne Worte. Wenn wir uns ansahen, dann entdeckten wir, dass sogar die Einsamkeit geteilt werden kann.“

Im Nachhinein hatten wir kaum mehr als ein halbes Jahr miteinander, aber damals erschien es mir wie eine viel zu kurze Ewigkeit.“

Orfens dunkle Augen glänzten leicht im Feuerschein. Und seine waren nicht die einzigen. Der Statthalter hatte recht. Jeder hier hatte schon Verluste erlitten.

„Ein Troll beendete unsere gemeinsame Zeit. Ich kann nicht erklären, wie es ist, von der Jagd zurückzukehren, nur um festzustellen, dass alles, was einem lieb und teuer war, auf einen Schlag vergangen ist. Ich kann meinen Wunsch, diesen einen Morgen rückgängig zu machen, wenigstens diese letzten Stunden noch bei ihr verbringen zu können, wenn auch mein Leben dann zwischen den Kiefern eines Trolls sein Ende gefunden hätte, nicht beschreiben. Meine Wünsche und Gebete aber blieben unerhört, und ich konnte nichts tun, als den Mörder zu stellen und zur Strecke zu bringen. Sein Horn zierte meine Klinge, als ich ins überfüllte Andor zurückkehrte, aber mittlerweile ist auch dieses letzte Andenken verloren. Die Krahder haben alles zerstört, was mir noch von ihr geblieben war. Nun habe ich nichts mehr als ihren Namen und die Erinnerung, beides werde ich um keinen Preis der Welt hergeben.

Doch das Leben geht immer weiter. Es ist unmöglich, die Zeit zurückzudrehen, und all die Trauer hat auch gute Seiten: Sie zeigt uns, wofür wir kämpfen. Wir kämpfen dafür, dass sich so etwas nicht öfter wiederholt, als es nötig ist. Wir kämpfen dafür, dass anderen das Grauen einer so plötzlichen Trennung erspart bleibt. Wir kämpfen dafür, dass wir einander auch in Zukunft noch lieben können, denn eines ist gewiss: So entsetzlich dieser eine Moment auch war und so groß die Sehnsucht, die seitdem mein ganzes Leben andauert, all das wiegt nichts im Vergleich zu diesem einen halben Jahr! Wir tragen die Erinnerungen in uns und allein ihretwegen werden wir niemals aufgeben können, allein deshalb genügt schon einer von uns, um den Ewigen Rat aufzuhalten. Der Ewige Rat kämpft für seine Rache, für seine Macht. Wir aber kämpfen für etwas, das ungleich kostbarer ist! Wir sind Andor! Wir sind frei!“

Mondhoch, 1. Dunkeltag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Ein Herz pulsiert in der Dunkelheit. Das Herz ist die Dunkelheit. Ein schwarzes Herz zwischen den Schatten, ein starkes Herz, ein reines Herz. Es pocht und pocht, doch plötzlich zögert es. Es bäumt sich auf, bockt wie ein junges Fohlen und verstummt dann. Das Pochen verklingt und die Dunkelheit ist groß und überall. Ein stummes schwarzes Herz, bis ein Tropfen Wasser es benetzt. Da sprießt Leben wie eine junge Pflanze hervor und das Herz pocht wieder. Es pocht und pocht in der Dunkelheit und es ist nicht mehr schwarz, sondern bunt. So pocht und pocht es, bis es im Licht zerspringt.

Ein Hahn, groß, furchtbar und rot, kauert auf einer Burg, die in weißem Gold schwimmt. Jede seiner Regungen reißt Mauern und Balken ein und er wirft einen Schatten in den Himmel, finster und gigantisch. Seine leeren Augen starren hungrig in die Ferne. Er wird morden und fressen, bis alles verschlungen ist und nichts übrigbleibt als er selbst, bis er gezwungen ist, seinen eigenen Leib hinunterzuschlingen. Der Hahn spreizt seine Flügel, und er wächst, und das Gold ist nicht länger weiß, sondern wirklich Gold, dann schwarz, dann wieder weiß. Der rote Hahn erhebt sich aus seinem grauen Nest.

„Sei begrüßt, mein kleiner Verräter.“ Janis blinzelte. Langsam erst nahm er die Kopie der Rietburg wahr, die hier die ganze Welt bedeutete. Er stand im Kräutergarten am Siechenhaus, Nomion ragte neben ihm in den grauen Himmel seines Traums.

„Es gab heute keine Besprechung, Nomion. Komm in ein paar Tagen wieder!“

Der Hexer beugte sich zu ihm herab, seine gelben Augen funkelten höhnisch. „Aber ich habe eine Frage an dich, Janis: Meine Kreaturen berichten mir von einer blau leuchtenden Frau, die bei den Großangriffen eure Krieger unterstützt. Erst war ich ratlos, aber einige Nachforschungen haben ergeben, dass es sich um einen alten andorischen Wassergeist handeln muss. Ein Wassergeist wie der, über den auch deine Mutter gebot.“ Nomions heisere Stimme nahm einen kalten Klang an. „Hast du gedacht, ich würde es nicht bemerken? Hast du gedacht, ich würde keine Berichte darüber erhalten, was auf der Nordseite der Burg vor sich geht? Auf wessen Seite stehst du, kleiner Verräter?“

„Auf der Seite desjenigen, der meine Mutter zurückholen kann“, erwiderte Janis fest. „Ja, ich habe Vara die Burg verteidigen lassen. Um das Vertrauen des Statthalters zu erringen, musste ich ihm von meiner Herkunft erzählen. Nur dadurch konnte ich zu den Besprechungen hinzukommen. Mein Wissen hat Euch deutlich mehr geholfen, als Varas Hilfe Euch geschadet hat, zumal die Burg ohnehin noch nicht fallen soll.“

„Das verstehe ich, Janis“, hauchte Nomion. „Was ich nicht verstehe ist, weshalb du mir das alles verschwiegen hast. Ich will für dich hoffen, dass du mir nicht noch mehr verheimlichst, sonst muss ich anfangen, an deiner Treue zu zweifeln.“

Der Hexer schwieg lange und musterte ihn. Als Janis nichts antwortete, flüsterte er schließlich: „Also gut, vergessen wir den Vorfall. Ich bin nicht nur des Wassergeists wegen hier. Der Schwarze Herold hat eine weitere Aufgabe für dich.“

Janis verschränkte seine Arme vor der Brust. „Noch eine Aufgabe? Den Statthalter zu diskreditieren erfordert meine ganze ...“

„Stell dich nicht so an! Es ist kein Aufwand, sondern eine Ehre. Das erste Mitglied des Ewigen Rates möchte Gnade zeigen. Wenn die Rietburg fällt, dann soll jedes zweite Leben geschont werden. Für jeden, den die Kreaturen töten, soll einer überleben.“ Ein böses Grinsen verzerrte die hageren Züge des Krahders. „Irgendwer muss schließlich weitererzählen können, dass der Statthalter ein Verräter ist.“

Janis stockte der Atem. Das war das beste, was er seit seinem Verrat gehört hatte! Er würde nicht sechshundert Leben für seine Mutter opfern müssen, sondern nur die Hälfte!

Nur? Denkst du wirklich, mein Leben wäre mir wichtiger als das von dreihundert anderen?

Dir nicht, Mutter. Aber mir.

„Deine Aufgabe ist es, zu entscheiden, wer leben darf und wer sterben muss“, fuhr Nomion fort. „Stelle zwei Listen auf. Diejenigen, die weiter an ihren Statthalter glauben, die die Macht des Ewigen Rates am ehesten anzweifeln, die Widerspenstigen und Rebellen, müssen sterben. Die Folgsamen dürfen leben. Ich vertraue darauf, dass du dich nicht nur von Sympathien, sondern auch von dieser Vorgabe leiten lässt.“

„Selbstverständlich!“, beteuerte Janis.

Nomion musterte ihn lange, ehe er sich wieder aufrichtete und seinen Blick über die Rietburg schweifen ließ. „Also gut. Was macht das Fieber?“

„Bisher haben sich etwa dreißig Krieger aller Art angesteckt. Zwerge, Bogenschützen, der Statthalter. Wer keinen Durchfall hat, ist an Fieber erkrankt. Meister Readem und ich

ebenfalls. Wo wir können, versuchen wir, Kontakt zu den Verwundeten zu vermeiden, um eine Verbreitung im Siechenhaus zu verhindern.“

„Dreißig nur?“ Der Hexer schüttelte unwillig den Kopf. Dann erstarrte er. „Du bist ebenfalls erkrankt?“, fragte Nomion ehrlich verblüfft. „Iss irgendwann ein paar Sapien-Knollen, sie wirken fiebersenkend. Auffallen wird es nicht, die Leute werden denken, du hättest dich am Durchfall angesteckt.“

Nomion ging davon aus, dass der Durchfall inzwischen eine gewöhnliche Krankheit war, und Janis hatte ihn nicht aufgeklärt. Sollte der Hexer doch denken, was er wollte, Janis ging es längst nicht mehr um den Effekt der Knollen, sondern nur darum, dass Orfen vielleicht beobachtet wurde.

„Was ist mit deinem Auftrag? Hat die Beliebtheit des Statthalters nachgelassen?“

„Nicht wirklich. Höchstens das verschwundene Gold nehmen ihm noch immer viele übel, und die unterschiedlichen Essensrationen schüren Zwietracht. Es versteht zwar jeder, dass satte Krieger sie besser verteidigen können, aber es ist wohl nur schwer zu ertragen, wenn die eigenen Kinder hungrig auf die großen Brote der Krieger blicken.“

„Sie sollten sich freuen, weniger zu bekommen“, murmelte Nomion finster. „Auch, weil sie für meine Truppen dann weniger saftig aussehen. Aber kann ich deinen Worten entnehmen, dass du wieder einmal keine Fortschritte gemacht hast?“

„Orfen hat heute eine sehr bewegende Rede gehalten. Er sprach über seine verlorene Liebe und wofür wir kämpfen. Niemand wird jetzt gerade einen Verräter in ihm sehen. Und dennoch ist heute der Tag meines Triumphes. Ohne es zu wissen, hat der Statthalter mir etwas geschenkt. Das, was ich all die Zeit suchte, was ich brauchte, um aus Indizien Beweise zu machen. Das fehlende Glied in der Kette. Der Schlüssel für meinen Erfolg. Stundenlang habe ich mir den Kopf zerbrochen, dabei war die Antwort so offensichtlich.“

Nomions Augen glühten unheilvoll. „Wovon sprichst du? Was hat der Statthalter dir geschenkt?“

Nun habe ich nichts mehr als ihren Namen und die Erinnerung. Der Statthalter irrte sich! Es war möglich, die Zeit zurückzudrehen! Janis verabscheute das Lächeln, das sich ganz von alleine auf seine Lippen legte. „Ein Motiv!“

Später Vormittag, 2. Dunkeltag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Mitron schrieb Janis schwungvoll. Dann nickte er dem blassen Rekruten zu und rollte das Pergament zusammen. Sie führten Buch über jeden, der am Fieber erkrankt war. Janis kam die Aufgabe zu, die Namen festzuhalten. Bestimmt würden sich bald auch die ersten Schutzsuchenden anstecken, sodass er auch ihre Namen in Erfahrung bringen könnte. Nur anhand von Gesichtern konnte er keine Liste darüber führen, wem er das Leben schenken wollte.

Die anfängliche Euphorie darüber, dass nur jeder Zweite zu sterben hatte, war schnell der Verzweiflung gewichen. Wie sollte er bestimmen, wessen Leben am besten geschont wurde? Kheela hatte ihn gelehrt, dass er niemanden bevorzugen durfte, nur weil er ihn mochte. Sara und Rodur waren dennoch die ersten, die er in Gedanken auf die Leben-Seite geschrieben hatte, aber selbst dafür hatte er ein schlechtes Gewissen. Fieberhaft überlegte er seitdem, wen er zum Tode verurteilen durfte, konnte, musste. Mutters Stimme war dabei auch keine Hilfe.

Jeder hat es verdient zu leben. Wenn dir wirklich etwas an ihnen liegt, dann opfere sie nicht. Keinen von ihnen.

Als erstes hatte Janis beschlossen, dass er keine Familien auseinanderreißen würde. Kein Kind sollte mit dem Verlust seiner Eltern leben müssen, wenn es sich vermeiden ließ. Er würde lieber eine Familie opfern und eine retten, als von zweien nur die Hälfte übrig zu lassen. Doch nur auf dieser Grundlage konnte er noch lange nicht entscheiden. Er wollte nicht losen, also brauchte er mehr Kriterien und begann erst langsam, Leben gegeneinander abzuwägen und die hoffentlich wertvollsten zu schonen.

Wen sollte er bevorzugen? Die Glücklichen, weil sie von ihrer Zukunft am meisten hatten? Oder die Unglücklichen, die schon genug gestraft worden waren? Die Rekruten, die bereit waren, ihr Leben für andere zu opfern? Oder die Schutzsuchenden, von denen bis zum Fall der Rietburg weniger sterben würden? Die Jüngeren, weil er ihnen andernfalls die meisten Jahre raubte? Oder die Alten, die mit ihrer Erfahrung am besten dazu beitragen könnten, aus den Trümmern, die der Ewige Rat hinterlassen würde, eine halbwegs sichere Zukunft aufzubauen?

„He, Faulpelz! Schläfst du etwa schon wieder?“

Janis hob den Kopf und musterte das stupsnasige Mädchen vor sich. „Sann? Solltest du nicht Schwertmeister Armonds Decken wechseln?“

Sann streckte ihm ihre Zunge entgegen. „Der Alte Mann hat mich unterbrochen“, verkündete sie triumphierend. „Er will dich sehen, Faulpelz!“

Meister Readem hatte sein Versprechen gehalten und sich des Mädchens nach dem Tod ihres Vaters angenommen. Um sie abzulenken, hatte er ihr einfache Aufgaben übertragen. An den Abenden spielte er mit ihr irgendwelche Ballspiele, aber da er sich nicht sonderlich geschickt anstellte, nannte Sann ihn nur noch den Alten Mann. Woher der Heiler die Energie dazu nahm, war Janis ein Rätsel, er selbst wünschte sich nach den langen Tagen im Siechenhaus nur noch eine ruhige Nacht in seinem neuen Bett in der Vorratskammer. Die Treffen mit Sara und Rodur hatten sie auf seine Mittagspause verlegt.

Da Janis sich beständig weigerte, bei Sanns Spielen mitzumachen und sie offenbar niemanden mehr namentlich ansprechen wollte, hatte sie ihm die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Faulpelz“ verliehen. Nur einmal hatte Janis versucht, ihr das *Nimm-Spiel* beizubringen, aber nach ihrer dritten Niederlage hatte Sann es lustiger gefunden, ihm die Steinchen stattdessen ins Gesicht zu werfen.

Vor dem Lager des Schwertmeisters saß Sarit, eine Runenmeisterin der Schildzwerge, mit der sich Armond in den letzten Tagen angefreundet hatte; zumindest hatte Janis die beiden öfter zusammen gesehen. „Meister Readem ist drinnen“, murmelte sie mit leerem Gesicht und deutete auf den mit Vorhängen abgetrennten Bereich. Ein flaues Gefühl stieg in Janis auf. Er griff nach dem Vorhang und schlug ihn vorsichtig beiseite, auf alles gefasst.

Der Schwertmeister lag blass und leblos auf seiner Pritsche. Armond war vom selben Stein verletzt worden wie Orfen, allerdings weitaus schwerwiegender. Mindestens ein Dutzend Splitter waren in seinen Körper eingedrungen und hatten Brust und Bauch perforiert. Selbst wenn er überlebte, würde er nie wieder kämpfen können.

Readem und Janis hatten alles für ihn getan, hatten sogar ihre kostbaren Vorräte vom seltenen Gallenkraut angetastet. Das bittere Kraut wirkte gleichzeitig schmerzstillend, wundheilend und belebend; es galt als das Heilkraut schlechthin und als Wundermittel gegen jedes Leiden, obgleich es abhängig machen konnte und in großen Mengen giftig war. Readem hatte erst protestiert, das wertvolle Kraut ausgerechnet dem Verwundeten zu geben,

der die schlechtesten Chancen hatte, Janis aber konnte Orfens Befehl nachvollziehen. Der Schwertmeister war wichtig, sein Tod würde den Kriegern den Mut rauben.

„Wie geht es ihm?“, wollte Janis wissen. Anstatt zu antworten, breitete Readem ein Laken über Armonds Körper aus. Janis schluckte schwer. „Verstehe!“, krächzte er. Und zugleich schrie ihm sein schlechtes Gewissen entgegen, dass Armond doch ohnehin totgeweiht gewesen war. Dass der Schwertmeister nicht zu den Folgsamen gehörte, die er vielleicht retten konnte. Normalerweise gelang es Janis, seinen Verrat auszublenden, heute aber kreisten seine Gedanken unablässig um die beiden Listen. Alle Hilfe, die er den Kranken gewährte, kam ihm zutiefst scheinheilig vor, da er zu dem Schluss gekommen war, lieber einen Gesunden als einen Verehrten am Leben zu lassen.

„Mach dir keine Vorwürfe, Sajin“, sagte Readem sanft. „Es gleicht einem Wunder, dass er überhaupt so lange durchgehalten hat.“ Der alte Heiler lächelte schief und blickte dann müde auf den zugedeckten Körper. „Er war ein großer Mann.“

„Ist er tot?“, schrie plötzlich eine Kinderstimme und Sann kam zum Bett gerannt. Sie erblickte das Laken und jubelte: „Jaa! Nie wieder die Decken wechseln!“

Janis runzelte die Stirn. „Du solltest dich nicht darüber freuen“, wies er sie zurecht. „Denk doch nur an das, was mit deinem Vater passiert ist.“

„Aber er hat gestunken! Und ...“, begann Sann empört. Dann riss sie die Augen auf und starrte Janis entsetzt an. „Was ... ist Vater etwas passiert?“

Janis öffnete den Mund und brachte kein Wort hervor. Er wirbelte zu Readem herum, machte einen Schritt auf ihn zu und flüsterte ihm fassungslos ins Ohr: „Sie weiß es nicht? Sie weiß es nicht?!“

Readem nahm ungerührt den letzten Vorhang ab und faltete ihn zusammen. Die Vorhänge wurden immer gebraucht, um zumindest einem Teil der Verwundeten etwas Privatsphäre zu gewähren. „Nein, wohl nicht“, erwiderte er ruhig.

„Aber ... denkt Ihr etwa, damit tut Ihr ihr einen Gefallen? Wir müssen es ihr sagen!“

Die gefalteten Vorhänge legte Readem auf einen Stapel und warf ihn sich über die Schulter. „Wie du meinst.“ Er beugte sich zu Sann herab, die sie beide noch immer ängstlich ansah, und betrachtete sie wehmütig. „Sann“, sagte er leise. „Lisanna. Hör mir zu! Dein Vater. Ist. Tot.“

Der Ausdruck in Sanns Gesicht änderte sich nicht. Einige Herzschläge stand sie unbewegt da. Dann plötzlich rief sie schrill: „Hast du das gehört, Faulpelz? Der Alte Mann versucht es jeden Tag mit dieser Lüge. Aber ich weiß es besser!“ Sann lachte höhnisch. „Vater ist nicht tot. Er ist im Geheimauftrag des Statthalters unterwegs und der Alte Mann hat sich den Tod ausgedacht, um sein Verschwinden zu erklären. Bald kommt Vater wieder und holt mich hier raus und dann muss ich nie wieder Nachttöpfe leeren und Decken wechseln und Verbände schleppen!“ In ihren Augen strahlte eine Gewissheit, die Janis mit keinen Worten würde durchbrechen können. Sann lächelte zuversichtlich und hopste davon.

Readem richtete sich auf, sein Rücken knirschte dabei bedenklich. „Ich habe es versucht, immer wieder, Tag für Tag. Es ist nichts zu machen. Ihr fällt gar nicht auf, dass sie vorgestern noch felsenfest überzeugt war, der Schwertmeister“, Readem tippte kurz auf das Laken, „und nicht der Statthalter habe ihrem Vater den Geheimauftrag erteilt. Wenn unser Geist mit dieser Wirklichkeit nicht zurechtkommt, dann erschafft er sich seine eigene. Vielleicht, wenn wir Daron auf einem Floß die Narne hätten hinuntertreiben lassen ... vielleicht hätte sie seinen Tod dann akzeptieren können. Aber dazu war keine Zeit. Wenn sie alt genug ist, wird sie die Wahrheit womöglich erkennen.“

Readem schlurfte zu Sarit, legte der Zwergin tröstend eine Hand auf die Schulter und wechselte ein paar Worte mit ihr. Dann rief er nach einem der freiwilligen Helfer, die ihnen im Siechenhaus zur Hand gingen, um Armonds Leichnam fortzuschaffen.

Sonnenhoch, 2. Dunkeltag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

„Schwertmeister Armond ist tot“, begrüßte Janis seine Freunde. Saras Augen färbten sich tiefblau und Rodur ließ fast die Brote fallen, die er auf beiden Armen balancierte. Barram schlug sich die Hand vor den ungepflegten Bart an eine Stelle, wo wohl ungefähr der Mund sein musste. Natürlich war Barram dabei. Er kam immer, auch wenn Janis ihn nie eingeladen hatte.

„Möge seine Knechtschaft mit dem Tod beendet sein“, murmelte Rodur. „Das haben wir in Krahd immer gesagt. Irgendwie hatte es damals mehr Inhalt.“

Sie gingen zwischen den Betten hindurch zum Anbau des Siechenhauses und setzten sich in der Vorratskammer um Janis' neues Bett. Rodur legte wie üblich die Brote und das Pökelfleisch auf die kratzige Decke und nahm sich gleich seinen Anteil, während Janis aus dem Essensschrank seine eigene Ration holte und es mit einer kurzen Notiz vermerkte. Readem bestand darauf, dass jeder Zugriff auf die Vorräte – seien es Kräuter, Verbände oder Lebensmittel – notiert werden musste.

„Du isst ja genau so viel wie wir!“, bemerkte Barram mit vollem Mund.

Sogar Janis war froh über den unbeholfenen Versuch, das Thema zu wechseln. Dennoch fiel seine Antwort recht kühl aus: „Du kommst seit einem halben Mond mit Rodur und Sara hierher, damit ich meine Mittagspause nicht alleine verbringen muss, und bemerkst erst jetzt, dass ich die gleiche Menge verspeise wie ihr?“

„Ich habe auf andere Dinge geachtet“, murmelte Barram verlegen in seinen struppigen Bart und Janis ignorierte den bitteren Geschmack, der sich dabei in seinem Mund ausbreitete. „Ich bin nun mal nicht Sara!“, ergänzte der Zwerg mit einem hörbaren Schmunzeln. Bei diesen Worten kehrte ein erster Anflug von Violett in Saras Augen zurück, aber Janis empfand keine Freude darüber.

Sie gebärdete etwas in der Sprache, die Barram ihr beigebracht hatte. Janis kaute mechanisch und schluckte seinen Zorn zusammen mit dem trockenen Brot hinunter. Auch wenn er sich stets etwas ausgeschlossen fühlte, sprach nichts dagegen, dass Sara im Gespräch mit Barram diese andere Gebärdensprache verwendete.

„Keine Angst, Kleiner!“, schnaubte Barram, wobei er Krümel in seinen Bart spuckte. „Ich sage niemandem, dass du eine größere Portion isst.“

Janis hasste diesen gönnerhaften Tonfall und die schleimige Freundlichkeit. Auch wenn er sich gegenüber Barram nie unhöflich verhielt, so ließ er ihn doch spüren, dass er ihn im Gegensatz zu Sara und Rodur noch nicht in ihrer Mitte anerkannt hatte, und der Zwerg bemühte sich regelmäßig, dies zu ändern. „Was willst du damit andeuten? Denkst du etwa, ich würde mir mehr nehmen, als mir zusteht?“

Als Barram sein Irrtum aufging, zuckte er zusammen und sein Bart erbebt dabei. „Readem und ich werden vom Statthalter zu den Verteidigern gezählt, auch wenn wir nicht auf den Mauern stehen“, fuhr Janis fort. Readem teilte seine überzähligen Speisen allerdings unter den freiwilligen Helfern auf. Es missfiel ihm, dass Orfen überhaupt zwischen Verteidigern und Schutzsuchenden unterschied. Nach Meinung des alten Heilers sollte jeder

Erwachsene die gleiche Menge Essen erhalten, ob er einen Beitrag zur Verteidigung der Rietburg leistete oder nicht. Janis hatte sich noch kein Urteil darüber gebildet, ob Orfens oder Readems Lösung die bessere war.

„Es tut mir leid, Sajin!“, versicherte Barram hastig. „Ich hätte ahnen müssen, dass der Statthalter dir größere Rationen gewähren würde.“

Auch wenn die Entschuldigung aufrichtig klang, machte etwas im Tonfall des Zwergs ihn stutzig. „Jeder, der einen Beitrag zum Schutze Andors leistet, erhält volle Portionen“, stellte Janis klar. „Readem und ich. Warguth, der Schmied. Baumeister Mard, mit dem du viel zu tun haben solltest.“

Rodur schluckte genüsslich seinen letzten Krümel herunter und starrte dann mit großen Augen und knurrendem Magen auf das zweite bisher unangetastete Brot vor Barram, bis der Zwerg sich erbarmte und ihm einen Teil abgab. Rodurs Freundschaft zu erringen war nicht schwer.

„Aber meinst du nicht, es könnte auch an dir liegen, Sajin?“, überlegte Barram. „Der Statthalter hat offensichtlich einen Narren an dir gefressen. Er überträgt dir die Verantwortung für die Bodenreform. Er lädt dich zu seinen Treffen ein, bei denen sonst nur Meister Kunar, Kommandantin Daroscha und Schwertmeister Arm... jetzt wohl nicht einmal der. Aus irgendwelchen Gründen scheint er dir bedingungslos zu vertrauen.“

In Barrams dunklen Augen lag mehr als nur Neugierde. Janis erwiderte den Blick ungerührt. „Es scheint wohl so“, bestätigte er nichtssagend. Sara zeigte keine Reaktion, doch Rodur senkte verlegen den Blick. Janis war klar, dass dieses Zeichen des gemeinsamen Geheimnisses auch Barram nicht entgangen war. Der Zwerg hakte nicht nach, aber die Art, wie er langsam nach seinem Pökelfleisch griff, ohne Janis dabei aus den Augen zu lassen, verriet ihm, dass er noch lange nicht aufgegeben hatte.

Saras Gebärden lenkten Janis ab. An ihrer Seite formten ihre Hände unauffällig Zeichen, die Barram und Rodur von ihrer Position aus nicht sehen konnten. *Sohn-von-Feuer. Krank. - Fieber. Stark. - Sprechen. Darüber.*

Janis ließ sich nichts anmerken. Er biss von seinem Pökelfleisch ab und kaute gemächlich, während das unangenehme Schweigen sich ausbreitete. Wie zufällig hob er seinen Blick und musterte Rodur. Sara hatte recht. Seine Augen glänzten besorgniserregend und auf seiner Stirn lag ein dünner Schweißfilm. Dass er krank war, war nichts Neues, sie alle vier litten an dem Fieber und standen auch bereits auf der Liste. Doch was Janis sah, deutete darauf hin, dass Rodurs Krankheit sich gefährlich verstärkt hatte.

„Du hast ja schon wieder aufgeessen“, seufzte er, um seinen langen Blick zu erklären.

Rodur lächelte traurig und sein Magen knurrte schon wieder. Manchmal hatte Janis den Verdacht, dass sein Freund das absichtlich hervorrufen konnte.

„Du bist so ein Vielfraß!“ Janis beugte sich nach vorne und übergab ihm seinen zweiten Streifen Fleisch, auch wenn er selbst ebenfalls hungrig war. Mitten in der Bewegung stockte er und kniff scheinbar nachdenklich die Augen zusammen. Dann beugte er sich noch weiter nach vorne und legte Rodur seine Hand auf die Stirn.

„Du glühst ja!“, rief er erschrocken und zog seine Hand zurück. „Warum hast du nichts gesagt?“

Rodur schüttelte ärgerlich den Kopf. „Mir geht’s gut! Das ist nichts Schlimmes!“, murrte er trotzig und biss vom Fleisch ab.

„Dein Fieber wird nicht dadurch harmloser, dass dir niemand sagt, wie gefährlich es ist!“

Rodur stopfte sich das letzte Stück Fleisch in den Mund und stand auf. „Wir sehen uns morgen“, schmatzte er. „Ich muss jetzt zu Daroschas Training. Und du übrigens auch, Sara!“

Während Kunar meinte, das Schießen auf Kreaturen sei Übung genug, verdonnerte Daroscha nach wie vor jeden Nachmittag alle Rekruten, die nicht als Wachen auf den Mauern standen, zu harten Übungen.

„Rodur, mach dich nicht lächerlich! Du kannst in diesem Zustand unmöglich mitmachen. Am besten, du bleibst gleich im Siechenhaus, jetzt ist ja ein Bett freigeworden. Hier können wir dein Fieber im Auge behalten.“

„Nein!“, schrie Rodur entsetzt. „Mir geht es gut! Sehr gut! Ich kann kämpfen. Ich kann arbeiten. Ich bin keine Belastung!“ Mit diesen Worten stürmte er davon.

Fassungslos blickte Janis seinem Freund hinterher und sah dann zur ebenso ratlosen Sara. *Ich. Sprechen. Mit. Sohn-von-Feuer:* gebärdete sie hilflos, dann erhob sie sich, nahm ihr letztes Brot mit und verließ ebenfalls den Raum.

Janis hatte erwartet, dass Barram sie begleiten würde, aber der Zwerg blieb sitzen. „Hast du eine Ahnung, was in ihn gefahren sein könnte?“, fragte Janis ihn widerwillig.

„Wenn er krank im Bett liegt, leistet er keinen Beitrag mehr zur Verteidigung der Rietburg und erhält somit weniger Essen“, überlegte Barram unsicher.

Janis schüttelte den Kopf. Sicher, Rodur aß mehr als irgendjemand sonst, den Janis kannte, er war immer heißhungrig ... aber doch wohl nicht so sehr?

Eine Weile schwiegen sie beide. „Sajin!“, begann Barram schließlich mit ernstem Gesicht. „Ich muss dir etwas ...“

Ein Klopfen unterbrach ihn und Sann streckte ihren Kopf in die Vorratskammer.

„Faulpelz! Der Alte Mann schickt mich. Der Statthalter ist da und wartet auf dich.“

„Ich komme gleich!“, antwortete Janis verärgert. Sann grinste frech und verschwand.

„Der ... Statthalter?“, vergewisserte sich Barram.

„Irgendjemand muss sich Orfens Wunde ansehen“, erläuterte Janis. „Was wolltest du sagen?“

Barram starrte ins Leere und stand dann mühsam auf, sein schweres Kettenhemd rasselte. „Nichts, nichts. Kümmere dich gut um den Statthalter, Kleiner.“

Früher Nachmittag, 2. Dunkeltag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

„Die Wunde ist gut verheilt, Statthalter. Morgen oder übermorgen solltet Ihr den Verband ganz abnehmen können.“

Janis tauchte seine Hände in eine Schale mit schmutzigem Wasser und hoffte, sie damit zumindest ein wenig zu säubern. Da der Brunnen im Burghof bei weitem nicht für alle ausreichte, hatten sie die großen Fässer im Burgturm mit Trinkwasser gefüllt, aber ihre Vorräte waren begrenzt. „Schwertmeister Armonds Opfer hat Euch gerettet.“

Orfen schnaubte. „Es war keine Zeit für ein heroisches Opfer, Sajin! Er stand zufälligerweise zwischen der Aufprallstelle und mir. Er hatte Pech und ich hatte Glück, so einfach ist das.“ Orfen seufzte. „Ein guter Mensch ist von uns gegangen. Ich hätte das viel früher erkennen müssen.“

Vorsichtig strich der Statthalter über das Bett, auf dem er saß und auf dem am Morgen noch der Schwertmeister gelegen hatte. „Warum habe ich ihm so viel verschwiegen?“, flüsterte er nach einem misstrauischen Blick zu den Vorhängen. „Wenigstens von den

Knollen im Brunnen hätte ich ihm berichten sollen. Wenn ich ihm wirklich vertraut hätte, wäre das doch kein Problem gewesen.“

Der Statthalter stützte seinen Kopf auf seine Hände und krallte die Finger in sein grau meliertes Haar. Janis wischte sich schweigend die Hände an der Hose trocken. Nach mehreren Dutzend Herzschlägen blickte der Statthalter schließlich auf und murmelte rau: „Vermutlich war es trotzdem richtig. Je weniger etwas wissen, desto besser. Wenn ich jedem vom Gift berichte, dem ich vertraue, und wenn von denen wieder jeder seine Freunde einweihet ... dann weiß es bald auch der Verräter.“ Seine dunklen Augen hefteten sich auf Janis. „Wir müssen Verschwiegenheit bewahren. Auch wenn es uns schmerzt, so viele unter dem Durchfall leiden zu sehen, wir dürfen niemanden einweihen. Verstehst du das, Sajin?“

Janis nickte und dachte dabei an alle, die bereits etwas ahnten. Sara. Rodur. Readem. Barram. Da Janis wusste, wer der Verräter war, gab er sich keine große Mühe, die Sapien-Knollen zu verschweigen.

„So, du stimmst mir also zu?“, fragte Orfen mürrisch. „Dann erkläre mir, weshalb Meister Readem vor kurzem auf mich zukam. Er erzählte mir von seinem Verdacht, der Durchfall sei keine Krankheit, sondern ein Gift im Brunnen. Er selbst habe seit mehreren Tagen nur noch Wasser aus unseren Vorräten, nicht aber aus dem kleinen Brunnen getrunken, daraufhin sei sein Durchfall zurückgegangen. Er erzählte mir außerdem, dass du ihn auf die Idee mit den Sapien-Knollen gebracht hast!“

Wieso hatte Readem mit dem Statthalter gesprochen?! Janis unterdrückte seinen Zorn. „Ich habe ihm nur gesagt, dass einiges darauf hindeutet.“

Orfen stöhnte auf. „Das alles war vertraulich! Sobald der Verräter erfährt, dass ich Sapien-Knollen ins Wasser gebe, ist unser Plan hinfällig. Wir wollen ihn auf frischer Tat ertappen, das funktioniert nicht, wenn er vorgewarnt ist.“

„Verzeiht, Statthalter! Aber er als Heiler musste erfahren, dass der starke Durchfall kein Anzeichen einer schlimmeren Krankheit ist und dass er keine Kräuter dafür verschwenden muss.“

„Wie oft wurde das Gift bisher nachgefüllt, sagtest du?“

„Dreimal“, erinnerte sich Janis seiner Lüge. „Jedes Mal während eines Angriffs, während Vara – in Eurem Auftrag – auf den Mauern die Krieger unterstützte. Wenn wir den Verräter finden wollen, muss sie die Angriffe im Brunnen abwarten.“

„Das Gift wurde dreimal nachgefüllt“, wiederholte Orfen, ohne auf den Vorwurf einzugehen. „Das bedeutet, irgendjemand muss die giftigen Kräuter besitzen. Nun, wir wissen einen Ort, an dem alles aufbewahrt wird, was der Verräter benötigt.“

Der Statthalter blickte vielsagend in Richtung des Anbaus. „Ihr meint ... das Gift stammt aus dem Siechenhaus?“, vergewisserte sich Janis.

„Vielleicht verstehst du jetzt, weshalb ich so besorgt war, dass Meister Readem von den Sapien-Knollen wusste.“

Janis brauchte ein paar Herzschläge, um zu begreifen. „Meister Readem? Der Verräter? Nein, das ... das ist absurd!“

Der Statthalter blickte ihn finster an. „Readem, der Zugriff auf alle Kräuter in den Vorräten hat. Der viele Informationen über unsere Vorräte und unsere Verteidigung besitzt. Der dich bei jedem Angriff aus dem Siechenhaus schickt, vorgeblich, damit du nach den Stellen mit den meisten Verwundeten Ausschau hältst. In dessen Händen Schwertmeister Armond gestorben ist.“

„Nein! Nein, Statthalter! Ihr irrt Euch! Der Schwertmeister war nicht mehr zu retten, während der Angriffe bereitet Readem das Siechenhaus für die Verwundeten vor, und er schreibt genau auf, wie viele Kräuter er geerntet hat und wie viele er aus dem Vorrat entnimmt.“

„Und hast du jemals kontrolliert, ob die Zahlen stimmen?“ Sein Gesichtsausdruck verriet dem Statthalter anscheinend genug. „Dann tu das bitte.“

„Das werde ich tun“, log Janis. „Aber ich versichere Euch, Readem sorgt sich von ganzem Herzen um die Verwundeten.“

Orfen stand ächzend auf. „Wenn du meinst. Dann tapen wir wohl weiterhin im Dunkeln.“ Er straffte sich und schlug den Vorhang zur Seite. „In drei Stunden haben wir eine Besprechung in meinen Gemächern. Heute nur noch zu viert.“

Mit diesen Worten stapfte der Statthalter schwerfällig davon. Janis sah ihm zwischen den Betten und Vorhängen hindurch hinterher, bis er die Tür des Siechenhauses hinter sich zuschlug.

Abenddämmerung, 2. Dunkeltag 77 A.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Janis blieb keuchend stehen und betrachtete verdutzt Kommandantin Daroscha, die vor der Tür des Statthalters wartete. „Du bist zu spät!“, knurrte sie. „Aber der Statthalter ebenfalls, also hör auf so zu hecheln. Hatte mein Lauftraining denn überhaupt keinen Effekt?“

„Beachte sie nicht, Sajin. Ihre Ungeduld macht unsere werte Kommandantin noch unfreundlicher als sonst“, merkte Meister Kunar an. Der Bewahrer lehnte so weit von Daroscha entfernt wie möglich an der anderen Wand des leeren Vorzimmers. Neben ihm stand Mretox, ein schwarzhaariger Schildzwerg mit winzigen Äuglein, der Kommandantin Daroscha nicht ausstehen konnte. Warum er überhaupt unter ihrem Kommando zur Rietburg gezogen war, wusste Janis nicht, vielleicht waren die beiden auch erst nach Beginn der Belagerung aneinandergeraten. Durch ihre Abneigung gegen die Kommandantin geeint hatten sich Mretox und Meister Kunar jedenfalls schnell angefreundet.

„Das ist noch gar nichts“, lachte Mretox jetzt. „Du hättest sie erleben sollen, als sie vor zwei Feuerzyklen eine Wette gegen ihren Bruder Atrom verloren hat. Sie hat den ganzen Tag gezetert und die Tür ihrer Ausbildungshalle mit Wurfäxten gespickt – angeblich hat sie zuvor Atroms Gesicht auf das Holz gemalt, aber hinterher war nicht mehr genug übrig, um dieses Gerücht zu bestätigen.“

Daroschas Gesicht verfinsterte sich noch weiter und Kunars grüne Augen begannen zu leuchten. „Wie spannend, Mretox! Darüber würde ich nur zu gerne mehr erfahren.“

In diesem Moment erklimm hinter Janis auch Statthalter Orfen die steile Wendeltreppe und begutachtete finster den großen Abstand zwischen Kunar und Daroscha. Ohne ein Wort zu verlieren, durchquerte er das Vorzimmer und öffnete mit einem großen Eisenschlüssel seine Tür.

Mretox lächelte entschuldigend und flüsterte Meister Kunar noch etwas ins Ohr, dann entfernte er sich, während die Kommandantin und Janis bereits in die karge Kammer des Statthalters eintraten.

„Ich nehme an, ihr habt schon von Armonds Tod erfahren?“, fragte Orfen mürrisch, nachdem auch Kunar zu ihnen gestoßen war. Der Bewahrer nickte betrübt und

Kommandantin Daroscha neigte immerhin bestätigend ihren kurzgeschorenen Kopf. „Ich denke darüber nach, den jungen Peta zu seinem Nachfolger zu ernennen. Aber das hat noch Zeit“, berichtete Orfen, während er sich in seinen ungepolsterten Stuhl hinter dem Schreibtisch fallen ließ. „Daroscha, du sagtest, du hast Nachrichten für mich?“

Die Kommandantin kniff ihre Augen zusammen. „Für Euch ja, Statthalter.“

Janis runzelte die Stirn, als ihm der Sinn des Gesagten klar wurde. „Was soll das heißen?“, ereiferte sich Meister Kunar. „Wir sind hier in diesem Raum, weil wir alle vertrauenswürdig sind.“

Daroscha warf dem Bewahrer ein misstrauischen Blick zu und wartete, bis Orfen andeutungsweise nickte, ehe sie fortfuhr: „Unsere Runenmeister haben mir drei Nachrichten übermittelt. Erstens: Es ist unseren Spähern erneut gelungen, eine Kreatur lebend zu fangen. Einen Skral diesmal. Die Befragung ist noch nicht abgeschlossen, sie müssen vorsichtiger sein, weil seine Schreie Artgenossen anlocken könnten. Nichts trägt weiter als der Ruf eines Skrals. Aber er stand anscheinend recht weit oben in der Hierarchie von Nomions Armee, er weiß mehr als die beiden Gors, die wir vor zwanzig Tagen erwischt haben.“

„Auch, wann der Schwarze Herold das nächste Mal erscheinen wird?“, fragte Orfen mit einem dringlichen Unterton.

„Leider nein, zumindest kommen unsere Späher zu dem Schluss. Und sie vergewissern sich meistens sehr gründlich, ehe sie die Antworten der Kreaturen weiterleiten. Aber der Skral glaubt, auch Nomion wisse es nicht. Das würde erklären, weshalb der Krahder kaum Großangriffe befiehlt: Er weiß selbst nicht, wann seine Verluste wiederaufgefüllt werden.“

Janis wusste, dass der Hexer gar nicht die Absicht hatte, die Rietburg schon jetzt einzunehmen. Dennoch hätten einige wenige schlagkräftige Angriffe ihre Verteidigung gewiss nachhaltiger geschwächt als der zwar zermürbende, aber wenig zielführende tägliche Ansturm. Die Behauptung des Skrals bot eine Erklärung für die Zurückhaltung des Hexers.

„Dafür konnte uns der Skral noch andere Dinge sagen“, ergänzte Daroscha. „Er hat wohl behauptet, Nomion hätte seiner Armee den Befehl gegeben, den Statthalter nicht zu verletzen. Wenn er die Wahrheit sagte, ist es nicht die Furcht vor dem Statthalter, die die Kreaturen von den Mauern treibt, sondern die Furcht vor ihrem eigenen Feldherrn.“

„Das erklärt so einiges“, murmelte Orfen finster. „Aber warum? Was hat er davon, wenn mir nichts geschieht?“

„Seine Rache“, sagte Janis. Genaugenommen war das nicht einmal gelogen. „Wenn Ihr sterbt, Statthalter, dann kann der Schwarze Herold Euch nicht noch Schlimmeres antun.“

Beklommenes Schweigen machte sich breit. „Besser, unsere Krieger erfahren nichts davon“, meinte Meister Kunar. „Wusste der Skral noch etwas?“, fragte er dann zaghaft und ohne eine Spur seiner sonstigen Feindseligkeit.

„Allerdings! Wie viele Vorräte wir noch haben. Und wie viele Pfeile. Wie viele am Durchfall und am Fieber erkrankt sind. Und wie viele gefallen. Genau wie die Gors damals, nur noch ausführlicher.“ Daroscha warf einen langen, argwöhnischen Blick in die Runde. „Wir haben einen Spion in unseren Reihen, und er besitzt beängstigend viel Talent. Oder er hat leichten Zugang zu allen wichtigen Informationen.“

Besorgnis wuchs in Janis heran. Er verstand nun, weshalb die Kommandantin ursprünglich nur den Statthalter hatte einweihen wollen. Er konnte es sich nicht leisten, dass irgendjemand ihn verdächtigte. Aber er konnte auch nicht viel tun, um es zu verhindern.

„Zweitens: Kommandant Mart bereitet sich darauf vor, mit ein paar Getreuen unsere Späher im Rietland zu verstärken“, fuhr die Kommandantin ungerührt fort. „Unsere

Runenmeister behaupten, mit seiner Hilfe könnte die Belagerung durchbrochen werden. Er hat wohl irgendeine Wunderwaffe gegen diesen Schwarzen Herold dabei. Wenn der Geist sich das nächste Mal an der Rietburg zeigt, könnte er besiegt werden. Danach würden die Kreaturen des Feindes für immer tot bleiben.“

Die neue Hoffnung hob Kunars Mundwinkel wieder. Es war das erste Mal, dass Janis ihn sich ehrlich über Daroschas Worte freuen sah. Auch er selbst setzte ein Lächeln auf. „Wer ist dieser Mart?“, fragte Janis.

„Ein enger Vertrauter des Fürsten“, gab Daroscha als Antwort, dann richtete sie sich wieder an Orfen: „Ich weiß nicht, wann er hier ankommen wird. Aber er wird noch weitere Späher mitbringen, vielleicht werden sie dann auch endlich herausfinden, wie all die Kreaturen ernährt werden. Wir wissen nur, dass es Nomion bisher nicht gelungen ist, die Andori gefangenzunehmen oder auszurauben, der gefangene Skral berichtete, sein einziger Vorstoß wurde von Menschenkriegern gestoppt. Sechsfinger womöglich. Die Kreaturen ernähren sich von Vieh, doch bisher ist unklar, woher sie es beziehen.“

„Wahrscheinlich die Kollaboration einiger Andori, die auf die Gnade der zukünftigen Machthaber hoffen“, spekulierte Meister Kunar halblaut.

„Würde ihnen nicht ein einziger Ochse genügen?“, überlegte Janis. Über die Versorgung der Kreaturen hatte er sich bisher keine Gedanken gemacht, aber bei genauerer Betrachtung hätte ihm klar sein müssen, dass Nomion seine Armee nicht hungern ließ. „Sobald er einmal aufgefressen wurde, könnte der Schwarze Herold ihn immer wieder beschwören, bis alle satt sind.“

Kommandantin Daroscha runzelte die Stirn. „Würde dann nicht das Fleisch aus den Mägen der Kreaturen verschwinden? Die gefallenen Kreaturen haben sich bei der Wiederbelebung durch den Herold stets in blaues Licht aufgelöst.“ Sie stieß einen zwergischen Fluch aus. „Wir wissen einfach zu wenig über diese Macht! Aber da der Schwarze Herold sich hier nur selten blicken lässt, ist das für Nomion vermutlich keine Option.“

Sie zögerte kurz und schien noch mehr dazu sagen zu wollen, dann schüttelte sie den Kopf. „Drittens: Die Helden von Andor sind aus dem Grauen Gebirge zurückgekehrt. Fürst Kram hat seinen Runenmeistern wohl nicht alles anvertraut, aber uns wurde übermittelt, sie hätten einen Plan, falls Marts Hilfe nicht den gewünschten Erfolg bringt. In spätestens vierzig Tagen sollte der Ewige Rat besiegt sein.“

Die anfängliche Freude in den Gesichtern von Orfen und Kunar wich blankem Entsetzen. „Vierzig Tage?“, flüsterte der Statthalter fassungslos. „Unsere Vorräte reichen vielleicht noch für die Hälfte der Zeit.“

„Wir müssen strenger rationieren. Minimalportionen für jeden, Pferde und Ziegen werden geschlachtet, notfalls auch einige unserer Falken, kein kräftezehrendes Training mehr für die Rekruten“, schlug Kunar vor. „Und wir können anfangen, den Schnee zu sammeln und zu schmelzen, damit sollte zumindest das Trinkwasser kein Problem darstellen. So können wir bestimmt noch einen Mond durchhalten. Danach hoffen wir auf Kommandant Mart und das *spätestens*.“

Großartig! Minimalportionen für jeden. Janis freute sich schon darauf, Rodur diese Nachricht zu überbringen.

„Die meisten der Vorschläge klingen sogar ganz brauchbar“, gab Kommandantin Daroscha zu. „Aber das Training ist zu wichtig, um es auszusetzen. Wir brauchen Krieger, keine verweichlichten Bauern, die das Beil eines Holzfällers nicht von einer Streitaxt

unterscheiden können. Unter normalen Bedingungen hätte ich es noch nicht gewagt, ihnen überhaupt eine echte Waffe in die Hand zu drücken, ganz zu schweigen davon, sie damit kämpfen zu lassen.“

„Die hochgelobte Ausbilderin der Schildzwerge hat also in zwei Monden nichts erreicht?“, vergewisserte sich Meister Kunar in gespielter Unglauben. „Traurig. Meine Schüler beherrschen zumindest die Grundlagen des Bogenschießens.“

„Mehr als das kannst du ihnen ja auch nicht beibringen“, erwiderte Daroscha bissig.

Janis blendete den Streit der beiden Lehrmeister aus und widmete sich den drei Stimmen, die in seinem Inneren um Gehör stritten: Daroschas offenkundiges Misstrauen, Nomions Zweifel und Kheelas Gnadenersuche.

Bitte, Janis. Verheimliche dem Ewigen Rat, was ihn zerstören könnte.

Von der Gefahr für den Schwarzen Herold musste Nomion erfahren. Dieser geheimnisvolle Plan der Helden aber ... Die Rietburg würde gewiss schon vor Ablauf der fünfunddreißig Tage fallen. Sobald Janis das Leben seiner Mutter zurückhatte, konnte der Ewige Rat von ihm aus eher früher als später zerschlagen werden. Er entschloss sich, lieber Nomion noch mehr zu verschweigen, als Daroschas Argwohn weiter als nötig zu vertiefen.

Du kannst noch so oft behaupten, dass du nur das tust, was für deine Ziele das Beste ist: Tief in deinem Innern weißt du, dass du diese Entscheidung gefällt hast, weil du Andor nicht seine letzte Hoffnung rauben wolltest.

Wenn mir so viel an Andor läge, würde ich dann Kunar und Daroscha zum Tode verurteilen? Und Orfen zu einem weitaus schlimmeren Schicksal?

Späte Nacht, 6. Wintertag 77 A.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Langsam reckte der Schwarze Herold seine Faust empor und blaue Lichtstrahlen schossen daraus hervor. Die andere Hand hielt er über den beinernen Kelch, den Nomion ihm entgegenhielt. Der Hexer hielt seinen Kopf gesenkt, doch selbst im Halbdunkel und auf diese Entfernung bemerkte Janis, wie schwer dem Riesen schon diese kleine Geste der Unterwerfung fiel.

Die Rietburg wurde von einem Sturm aus blauem Licht umschlossen wie von einer riesigen Faust. Das fahle Leuchten schwoll an, bis es heller strahlte als die violetten Flammen des Ewigen Feuers vor dem Tor, heller als der Halbmond zwischen den dichten Wolken, heller als der Ring aus grünem Feuer um Nomions großes Zelt. Der Widerschein des Schnees warf das Licht weit über das Rietland. Der Herold gab sich wirklich keine Mühe, seine Ankunft zu verbergen. Daroscha hatte berichtet, dass Kommandant Mart die Rietburg erst morgen erreichen würde. Doch da Janis noch keine Gelegenheit gehabt hatte, Nomion Daroschas Botschaft zu überbringen, konnte die Anwesenheit des Schwarzen Herolds nur bedeuten, dass der Geist seine Warnung ignorierte.

Janis trat verärgert näher an die Zinnen des Kronenturms, während sich die ersten Kreaturen aus dem blauen Licht formten. Neben ihm legten die Bogenschützen ihre Pfeile ein. Im Burghof eilten die Verteidiger auf ihre Positionen. Die letzten Schutzsuchenden wurden rasch in die Sicherheit des Burghofes geleitet.

Im Zentrum des Burghofs stand Orfen und brüllte gegen den Lärm. „... sie nicht töten, sondern verletzen!“, meinte Janis zu verstehen. Es war ihre neueste Taktik. Die Krieger sollten die Kreaturen blenden, ihnen die Füße abhacken oder was ihnen sonst einfiel, um sie

lebendig auszuschalten. Auch eine unsterbliche Armee nutzte dem Ewigen Rat nichts, wenn sie nicht kämpfen konnte. Bis jede einzelne Kreatur verstümmelt worden war, wäre die Rietburg allerdings längst gefallen.

Als das blaue Licht schließlich schlagartig erlosch, war das Heer aus gelb glühenden Augen für einen Herzschlag das einzige, was Janis' geblendete Augen wahrnahmen. Dann stürmten die Kreaturen vor.

Janis umrundete die Bogenschützen auf dem Kronenturm, blendete den Lärm aus. Das Sirren der Bögen, das Kreischen der Kreaturen, die Schreie der Verwundeten, all das verblasste. Mit unbewegtem Gesicht suchte er das Grauen um sich herum nach den Orten ab, an denen die meisten Krieger verwundet wurden und an denen die freiwilligen Helfer nach der Schlacht zuerst suchen sollten.

Die Mauer nördlich von Brandurs Turm, wo es ein ganzes Dutzend Skrale mit ihren erbärmlichen Leitern auf den Wehrgang schaffte, bis der Statthalter ankam und sie unter lautem Jubel der Krieger das Weite suchten.

Der zersplitternde Stein, den ein Fluggor allzu zielsicher auf die Nordmauer abgeworfen hatte.

Die Bogenschützen im Torhaus, die sich so sehr auf die beiden Trolle konzentrierten, die mit Baumstämmen an das Burgtor pochten, dass sie beinahe von den übrigen Kreaturen überrannt worden wären.

Das geisterhaft grüne Feuer, das plötzlich einen der Krieger in eine menschliche Fackel verwandelte und sich rasend schnell ausbreitete, bis Vara den Ort erreichte und die schlimmsten Brände löschen konnte.

Als endlich der Morgen dämmerte und der Strom der Kreaturen versiegte, war der bisher tödlichste Angriff abgewehrt. Mindestens zwanzig Verteidiger waren gefallen und Janis vermutete, dass ebensoviele die folgende Nacht nicht mehr erleben würden. Sie hatten an einem einzigen Morgen den vierten Teil ihrer Krieger verloren, auch wenn die temporären Verluste in Nomions Armee zweifelsohne ebensogroß waren. Fast erwartete Janis, die Kreaturen in blauem Licht wiederauferstehen zu sehen, doch der Schwarze Herold war irgendwann während der Schlacht wieder verschwunden.

Die ersten Schutzsuchenden tröpften aus dem Keller. Sann kletterte auf den Kronenturm und Janis hob sie über die Zinnen, um ihr die unkämpftesten Stellen zu zeigen. Sie war nicht stark genug, um Verwundete zum Siechenhaus zu tragen und konnte auch kaum bei ihrer Versorgung helfen, daher sollte sie die freiwilligen Helfer zu den Orten lotsen, die Janis sich während des Angriffs gemerkt hatte.

„Das sollte das Wichtigste gewesen sein“, seufzte Janis und setzte sie ab. Kaum berührten ihre Füße den Boden, durchzuckte plötzlich ein grauenhafter Schmerz seinen Schädel. Er stöhnte auf und konnte nicht verhindern, dass er kraftlos gegen die kalte Mauer sank.

Schrecken.

„Faulpelz? Alles in Ordnung?“, hörte er Sanns besorgte Stimme wie durch dichten Nebel. „Das ist nicht lustig, Faulpelz!“ Er presste sich eine Hand auf die Stirn und unterdrückte einen Schrei.

Schmerz.

„Faulpelz?“ Janis keuchte und richtete sich mühsam auf. Was bei allen Kreaturen der Tiefe war mit ihm los? Kälte durchfuhr ihn, als er begriff. Vara! Sie sandte ihm eine Botschaft!

Furcht.

Janis hatte ihr aufgetragen, auf Sara und Rodur zu achten. Wenn der Wassergeist ihn jetzt kontaktierte ... Janis wagte es nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Die Angst verlieh ihm neue Kraft. Mühsam zog er sich am Stein hoch und schrammte sich dabei die Finger blutig.

Hilflosigkeit.

Hektisch glitt sein Blick über die Mauern. Er fand Sara nahe des Torhauses. Sie stand mit unbekümmerter Miene neben Meister Kunar, aber ihre Augen strahlten in so tiefem Blau, dass Janis der Atem stockte. Doch sie betrachtete nur den Tod um sich herum und schien selbst in keiner Gefahr zu schweben.

Wut.

Wo steckte Rodur? Er war nicht unter den Verteidigern, die sich um Orfen sammelten, er stillte nicht seinen Durst am kleinen Brunnen – schließlich wusste er von den Sapien-Knollen. Erst nach viel zu vielen Herzschlägen entdeckte Janis ihn. Er lag auf dem Wehrgang neben Brandurs Turm und ein unaufmerksamer Beobachter hätte meinen können, er ruhe sich nur aus. Doch er krümmte sich und auch wenn er zu weit entfernt war, als dass Janis es mit Sicherheit sagen konnte, meinte er einen schmerzverzerrten Ausdruck auf dem Gesicht seines Freundes zu erkennen. Die Erleichterung, dass Rodur noch am Leben war, wich schnell der Furcht.

Trauer.

Vara stand neben ihm und betrachtete ihn traurig, ihr blauer Schatten fiel auf ihn. *Sie ist wunderschön.* Er hätte Rodur davon überzeugen müssen, dass sein Fieber einen Kampf unmöglich machte. Er hätte... Janis schloss die Augen und sammelte sich. Für Vorhaltungen würde später Zeit sein.

„Faulpelz? Was ist los?“

Janis drehte sich um. „Sann! Die ersten Helfer, die du findest, schickst du mit einer Trage zu Brandurs Turm!“ Er riss die Bodenluke auf und stürmte die Wendeltreppe herunter. Der Schmerz pochte im Takt seiner Schritte, aber sein Entsetzen trieb ihn weiter. Er stolperte durch den Schneematsch im Burghof, rutschte aus und besudelte sich mit Schlamm, ohne es zu bemerken. Der eigentlich kurze Weg schien sich ewig hinzuziehen.

Rodur hob kaum den Blick, als Janis sich endlich neben ihn kniete und ihn an der Schulter schüttelte. Seinen Augen flackerten panisch in alle Richtungen, Schweiß strömte über sein Gesicht.

„Rodur!“, flüsterte Janis verzweifelt, und als er keine Antwort erhielt, rief er den Namen noch lauter.

Rodurs Blick klarte auf. „Sajin!“, keuchte er schwach, dann holte er rasselnd Luft. Sein Versuch, noch etwas zu sagen, endete in einem ungesund klingenden Husten. Als Rodur sich wieder beruhigt hatte, klebte Blut an seinem Mund. Das war kein Fieber mehr!

Behutsam tastete Janis seinen Freund nach einer Verletzung ab, aber er fand nichts. „Was ist geschehen?“, fragte er fassungslos.

„Nichts ... nichts!“ Erneut hustete Rodur. „Einfach so ... nur Schmerz ... es zerreißt meine Brust ... keine Luft ...“

Janis hob den Blick und suchte nach Nomion, fürchtete einen bösen Zauber. Doch der Hexer war in dem großen Zelt verschwunden, das die Kreaturen in den letzten Tagen für ihren Feldherrn errichtet hatten. Janis nahm Rodurs Handgelenk. Sein Puls war schnell und unregelmäßig.

In diesem Moment erklangen hastige Schritte. Zwei der freiwilligen Helfer aus dem Siechenhaus rannten über den Wehrgang. Anscheinend hatte Sann den Auftrag ausgeführt.

„Bringt ihn ins Siechenhaus!“, forderte Janis. Es gelang ihm beinahe, die Verzweiflung aus seiner Stimme zu bannen.

Die beiden legten Rodur vorsichtig auf ihre Trage. „Der Himmel ohne Sterne ... verfolgt mich ... bedrückt mich ... raubt mir den Atem ... kein Ambacu ist jemals frei ...“, flüsterte Rodur im Fieber. Janis folgte seinem wirren Blick in den wolkenverhangen Himmel.

„Sieh doch nach Osten“, wisperte Janis. „Die Sonne geht auf. Wozu noch Sterne?“

Rodur blinzelte und wimmerte, als seine Trage angehoben wurde. „Sajin ... Janis ... ich habe Angst.“ Seine Augen fielen zu und seine Brust zuckte, während sein rasselnder Atem stockte. Sein Puls setzte unter Janis' Fingern immer wieder kurz aus.

Den folgenden Weg zum Siechenhaus registrierte Janis nur bruchstückhaft. Irgendein vernünftiger Teil seines Geistes bemächtigte sich seiner Zunge und rief die beiden Helfer zur Eile. Vara begleitete sie, ob aus eigenem Antrieb oder auf einen unbemerkten Befehl hin, wusste Janis nicht. Im Siechenhaus wurde Rodur auf das erstbeste freie Bett verfrachtet. Vor einem Angriff verlangte Readem von allen Verwundeten, die laufen konnten, das Siechenhaus erst einmal zu verlassen, damit Platz für gefährdetere Patienten war. Trotzdem würden die Betten heute nicht ausreichen.

Unmittelbar nachdem die Helfer Rodur abgelegt hatten und aufbrachen, um noch mehr Verwundete zu bergen, brachen sein rasselnder Atem und sein hüpfender Puls gleichzeitig ab und erwachten nicht wieder zum Leben.

Atem. Herzschlag. Alles ist miteinander verbunden. Stirbt das eine, so stirbt das andere. Wenn du es wiedererwecken willst, dann rege auch beides wieder an.

Verzweifelt presste Janis seinen Mund auf Rodurs, verschloss die Nase und blies kräftig hinein. Er schlug rhythmisch auf seine Brust. Pusten. Schlagen. Pusten. Schlagen. Mutter hatte ihm diese Technik beigebracht, um einen eben Ertrunkenen zum Leben zu erwecken. Es war die einzige Hilfe, die Janis einfiel.

Irgendwann trat Readem zu ihm. „Lass ihn gehen, Janis“, sagte der alte Heiler traurig. „Wir haben ein Dutzend Verwundete hier, die wir jetzt retten können. Retten müssen. Sie sterben in ihren Betten, weil sich niemand um sie kümmert.“

„Er ist mein Freund“, hauchte Janis ohne innezuhalten.

„Verschwende deine Zeit und Kraft nicht an einem Toten. Nicht, wenn du andere sterben lässt.“

„Er ist mein Freund!“, schrie Janis zornig.

Ein wehmütiges Lächeln erschien auf Readems Lippen. „Er war es. Trauere nicht zu lange.“

Er schlurfte davon und Janis brach seine Bemühungen ab. Er hatte versagt! Er hatte sich nicht genug angestrengt! Er schloss die Augen und begrüßte die Dunkelheit, die ihn umfing. *Dunkelheit...*

Sein Traum kam ihm in den Sinn. Ein Herz, das in der Dunkelheit zu schlagen aufhörte. Bis das Wasser es berührte. Er riss die Augen auf.

Vor sich sah er nicht Rodurs Körper, sondern wirbelndes Wasser unter einer Schicht aus Eis. Die Hand eines Kindes, seine Hand, die vergeblich nach dem gezackten Loch griff. Dann das liebevolle Gesicht seiner Mutter, Tränen in ihren Augen. *Mach das nie wieder, Janis. Die Narne ist tückisch, selbst im Winter. Ohne Vara hätte auch ich dich nicht retten können.*

Die Erinnerung verblasste. Janis hob den Kopf und sah Vara an, die neben Rodurs Lager stand. Hatte sie ihn begleitet, weil sie wusste, dass sie gebraucht wurde?

Er gab ihr einen kurzen Befehl und sie löste sich auf, floss durch Rodurs Mund und Nase und verschwand in seinem Körper. Wieder schloss Janis seine Augen.

Der Körper seines Freundes lag in der Dunkelheit ausgebreitet vor ihm. Das Blut hatte zu fließen aufgehört, aber Wasser durchspülte ihn jetzt. Erkundete jeden Winkel, zwängte sich durch seine Adern, füllte seinen Lungenflügel aus, brodelte in seinem Bauch. *Das Herz.* Eine kurze Vorstellung genügte und Janis sah es vor sich. Einen verwinkelten, ausgehöhlten Muskel. Das Wasser pulsierte, schwoll an und ab, regte es an, viel besser als seine Schläge. Es durchsuchte das Herz, suchte und fand nichts. Kein Hindernis, keine Schwäche, nur die Stille.

Atem. Herzschlag. Alles ist miteinander verbunden.

Nicht das Herz. Die Lunge. Das Bild veränderte sich, als Janis und damit auch Vara sich auf ein anderes Organ konzentrierte. Rodurs Lunge, von Wasser ausgefüllt und ihrer Funktion beraubt. Doch auch hier war nur die Stille zu finden.

Alles ist miteinander verbunden.

Janis stockte. *Verbunden.* Das Wasser strömte von der Lunge zum Herzen und zurück. Durch die Adern hindurch, von denen die Lunge durchzogen war. Und es wurde gebremst. Ein Hindernis blockierte seinen Weg, ein Fremdkörper. Es war kein Steinsplitter, keine Gorklaue, kein Riss in der Ader. Es war Blut. Blut, das nicht mehr fließen konnte. Blut, das fest geworden war. Geronnen. Das den Weg versperrte, verstopfte. Unaufhaltsam für den Druck des Herzens. Aber nicht für das Wasser.

Mit aller Gewalt brach Vara hindurch, zerpflückte das Hindernis, riss es auseinander. Der Weg war frei. Doch das Blut floss nicht. Das Herz blieb stumm.

Erneut begann das Wasser zu pulsieren. In regelmäßigen Abständen flutete es das Herz und zog sich zurück. Zugleich verließ es die Lunge, machte Platz für die Luft, die folgen musste. Angetrieben durch die Kraft des Wassers begann das Blut zu strömen.

Janis wartete. Er wollte nicht aufhören, wollte seinen Erfolg nicht riskieren. *Wir haben ein Dutzend Verwundete hier, die wir jetzt retten können.* Er wusste, dass er nicht ewig warten konnte. Entweder Rodurs Herz würde aus eigenem Antrieb zu schlagen beginnen, oder es gab keine Hoffnung mehr. Langsam zog er sich zurück, befahl Vara hinaus. Dann schlug er die Augen auf.

Zaghaft griff Janis nach Rodurs Handgelenk und horchte auf seine Fingerspitzen. Nichts ... nur Stille.

Ohne die Hand loszulassen sank Janis in sich zusammen und schluchzte. Er hatte versagt!

Da spürte er es. Schwach, kaum wahrnehmbar. Ein Zucken in der Ader. Langsam. Und gleichmäßig. Das Herz in der Dunkelheit ... es schlug wieder! Sacht hob und senkte sich Rodurs Brust. Janis hatte nicht versagt! Er hatte ihn gerettet. Er spürte in sich hinein, eine unsichtbare Verbindung entlang. Vara war wie immer angefüllt mit überwältigender Trauer. Aber jetzt vielleicht weniger als sonst.

Nicht ich habe es geschafft!

Sondern wir!

Gemeinsam!

Früher Nachmittag, 7. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

„Sajin? Können wir zu ihm?“ Janis schlug die Augen auf, starrte in Barrams ungepflegten Bart und versuchte sich zu erinnern, wo er war.

„Oh, hast du geschlafen? Ich wollte dich nicht ...“

„Nur ausgeruht“, behauptete Janis, woraufhin Barram und Sara einen skeptischen Blick wechselten. Mühsam stand er von der unbequemen Bank neben dem Eingang des Siechenhauses auf und streckte sich. Er hatte eine Nacht ohne Schlaf und einen Morgen ohne Auszeit hinter sich, aber jetzt endlich waren alle Verwundeten, für die sie noch etwas hatten tun können, versorgt. Anscheinend war er beim ersten Versuch einer Pause gleich eingenickt, dem gequälten Stöhnen und dem besorgten Murmeln der Angehörigen zum Trotz. Auch jetzt noch hallten die bedrückenden Geräusche gedämpft durchs Siechenhaus und gaben sich alle Mühe, die tiefe Stille zu übertönen, die in den verputzten Ecken lauerte, die sich in den Schatten der Vorhänge verbarg, in der Asche im Kamin und in den stummen Tränen der Freiwilligen, die draußen im Burghof den Scheiterhaufen vorbereiteten, da in der gefrorenen Erde niemand begraben werden konnte.

Er führte Sara und Barram vorsichtig an den provisorischen Lagern vorbei, die kaum mehr waren als einige Decken auf dem kalten Fliesenboden. Das Siechenhaus bot Platz genug für die alltäglichen Verletzungen der Andori, für Unfälle und Krankheitswellen, aber nicht mehr für die Folgen einer Schlacht.

Die Andori und Geflüchteten, die mit leeren Augen neben den Verwundeten kauerten und ihre Hände hielten, wichen respektvoll vor ihm zur Seite. Inzwischen hatte vermutlich jeder auf dieser Burg schon von ihm gehört. Er war kaum mehr als ein Kind und doch schon der zweite Heiler neben Readem. Ihm verdankten Dutzende wenn nicht ihr Leben, dann doch zumindest einen frischen Verband. Er hatte Kommandantin Daroscha und den Statthalter zu Boden geschickt, auch wenn sich an Letzteres hoffentlich kaum noch jemand erinnerte. Und jetzt noch der uralte Wassergeist, der vor aller Augen seinen Freund geheilt hatte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis jemand erriet, wer er war.

Zwei Helfer liefen an ihnen vorbei, sie trugen eine Bahre, auf der ein zugedeckter Körper lag. Janis hielt sie an und lüftete das Laken. Mitron. Ein junger Rekrut, der seine mangelnden Fähigkeiten durch übermäßigen Enthusiasmus ausgeglichen hatte. Janis zwang sich, sich das bleiche Gesicht einzuprägen, dann winkte er die beiden Helfer weiter und setzte seinen Weg fort. Mitron hatte bereits auf der Liste der Toten gestanden, jetzt musste ein anderer diesen Platz einnehmen. Verzweifelt überlegte Janis, wen er zum Tode verurteilen sollte. Zwei Personen kamen ihm in den Sinn, beide hier in diesem Raum: Das hagere Gesicht von Casimir, dem Falkner stieg in ihm auf. Er konnte besser mit Vögeln als mit Menschen umgehen, doch er hatte das Herz am rechten Fleck. Janis hatte ihm vor einer Stunde erst eine Fleischwunde am Arm genäht, die eine Gorklaue hinterlassen hatte. Das andere Gesicht bestand aus kaum mehr als dunklen Augen, einer breiten Nase und einem buschigen, ungepflegten rotbraunen Bart. Barram. Janis warf unauffällig einen Blick über die Schulter. Der Zwerg trampelte ungeschickt hinter ihm her und ließ Sara nicht aus den Augen. Janis unterdrückte seinen Ärger und setzte Casimirs Namen auf die Liste der Toten. Der Falkner hatte keine Angehörigen mehr und weniger Lebensjahre vor sich als ein Zwerg.

Und, ist er deshalb weniger wert als ich?

Für mich schon, Mutter.

Schließlich blieben sie vor einem Vorhang stehen, den Janis behutsam beiseiteschob. Auf der Pritsche, in Decken eingewickelt, lag Rodur. Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn und sein glattes schwarzes Haar lief schlaff und leblos über seine geschlossenen Augen. Irgendwelche Helfer hatten ihm die schmutzigen Kleider der Schlacht abgenommen und ihm leichte, anonyme Leinenkleidung angelegt. Es tat Janis weh, seinen Freund so verloren zu sehen. Rodur war zwei Köpfe größer als er und ein gutes Stück kräftiger, doch in diesem Moment sah er klein und schutzlos aus.

Vara stand mit gesenktem Kopf am Fußende des Bettes und betrachtete Rodur traurig. Janis hatte sie hier wachen lassen, falls sie erneut benötigt wurde, doch bisher war alles ruhig geblieben. Das Wasser, das ihren durchscheinenden, leicht formlosen Körper bildete, floss langsam wie Sirup durch sie hindurch. Das Licht aus den hohen Fenstern des Siechenhauses wurde gedämpft durch die Vorhänge ums Bett und ihr leichter blauer Schimmer hatte sich um Rodurs schlafende Gestalt gelegt.

Janis setzte sich wortlos auf einen der beiden Hocker neben dem Bett und kontrollierte Rodurs Puls. Sara ließ sich auf dem anderen nieder und strich Rodur sanft das glatte Haar aus der Stirn.

„Was genau hatte er?“, fragte Barram leise.

„Ein Klumpen geronnenen Blutes hat sich in seiner Lunge festgesetzt und so viele Adern verstopft, dass sein Kreislauf gestört war.“

„Und woher weißt du das?“ Janis erstarrte. Was war das denn für eine Frage? Nicht: *Wie geht es ihm jetzt? Wann wird er aufwachen?* Nicht: *Wie konnte das passieren? Wie wurde er geheilt?* Nur diese unbeteiligte und zugleich aufdringliche Frage. Er drehte sich zu Barram um. Der Zwerg sah Rodur nicht einmal an, der Blick seiner dunklen Augen ruhte auf Vara und seine Stirn war gerunzelt. „Es hat etwas mit dieser Wasserfrau zu tun, oder? Es heißt, sie hat ihn gerettet? Was weißt du darüber?“

Janis kniff die Augen zusammen. „Ja, sie hat ihn gerettet“, antwortete er kurz angebunden. „Rodurs Zustand ist jetzt jedenfalls stabil. Er wird bald aufwachen.“

Barram blinzelte und strich sich durch den Bart. „Das ist wirklich gut zu hören!“, versicherte er freudig. „Aber das beantwortet nicht die Frage, was du ...“

„Ich bin mir sicher, es wird ihn erfreuen, dass du ihn besucht hast, Barram“, ergänzte Janis, ohne weiter auf die Frage einzugehen. Der Gipfel der Unhöflichkeit.

Der Zwerg atmete tief ein. Sara schüttelte langsam den Kopf, ein Schatten huschte durch das tiefe Blau ihrer Augen, der wohl auch Barram nicht entging. Er ließ die Luft wieder entweichen, ohne etwas gesagt zu haben. Typisch, erst eine Geste von Sara brachte ihn zum Schweigen! Der Baumeister war klug genug, um nicht weiter nachzuhaken. Aber auch ihm musste klar sein, dass Janis den Fragen nicht ewig davonlaufen konnte.

„Richte ihm meine besten Wünsche aus“, murmelte Barram schließlich unbehaglich. „Ich lasse euch drei jetzt etwas Zeit für euch.“ Ehe noch jemand etwas sagen konnte, war der Zwerg hinter den Vorhängen verschwunden.

„Danke, dass du mir seine Fragen erspart hast“, sagte Janis nach einer Weile.

Dein. Geheimnis. - Dein. Entscheidung. gebärdete Sara, ohne den Blick von Rodur zu wenden. *Aber. Rund-Zwerg. Erfahren werden. Bald. Von. Allein.*

„Ich weiß“, murmelte Janis. „Trotzdem danke.“

Sara setzte ein schwaches Lächeln auf, ohne ihn anzusehen. Janis musterte prüfend ihre Augen und suchte nach einem Anflug von Violett darin. Doch alles was er fand war das traurige, dunkle Blau einer sternenlosen Nacht.

Und. Ich. Danken. Kind-Von-Fluss. - Sohn-Von-Feuer. Schlafen. Aber. Wenigstens. Nein. Tot.

„Er wird bald aufwachen“, wiederholte Janis eindringlich. „Ich verspreche es.“ *Denn alles andere könnte ich nicht verkraften.*

Sara hob den Kopf und erwiderte seinen ernsten Blick. Er sah seine Ängste in ihren Augen gespiegelt, sah eine Schwärze, die sich noch hinter dem Tintenblau ihrer Iriden verbarg. Und dann, endlich, veränderten ihre Augen sich. Ein sanfter Schimmer erschien darin wie das erste Licht der Dämmerung. *Ja. - Sohn-von-Feuer. Erwachen werden. - Ich. Vertrauen. Kind-von-Fluss.*

Kurz schien es Janis, als sei zumindest ein Teil ihres Lächelns echt. Dann wandte sie sich ab und betrachtete wieder den schlafenden Rodur. Hilflos musste Janis mitansehen, wie der Schimmer in ihren Augen erneut im unauslöschlichen Blau versank. *Angeblich. Gut. Wenn. Mit. Schläfern. Sprechen. - Aber. Mädchen-Ohne-Worte. Nein. Können.* gebärdete sie bedauernd.

Janis schwieg. Er hätte anbieten können, ihre Worte laut auszusprechen, aber das wusste Sara auch so. „Er würde nicht wollen, dass wir verzweifelt auf seine Genesung warten und ihm Worte zuflüstern, die er nicht hören kann“, meinte er schließlich. „Er würde wollen, dass wir an ihn denken, wie er gesund ist. Dass wir fröhlich sind für ihn.“

Ich. Fürchten. Das. Sein. Unmöglich. Ihr vorgetäushtes Lächeln verblasste endgültig. Das verhasste Blau verdunkelte sich noch weiter und Janis ertrug es nicht länger.

„Ich habe für Rodur getan, was ich konnte. Ihm kann ich nicht mehr helfen. Doch dir, Sara, dir kann ich helfen. Mancher Schmerz kann alleine nicht überwunden werden. Aber du bist nicht mehr allein.“

Er zögerte. „Ich weiß, wie schwer es ist. Ich kenne die Stille, die in mir wartet, bis niemand mehr um mich ist. Ich kenne die Dunkelheit, die mir in der Nacht den Atem raubt. Ich kenne die Einsamkeit, die mich so hartnäckig verfolgt wie mein Schatten. Ich kenne die Sehnsucht, die mir eine glückliche Erinnerung nach der anderen aufzwingt und sie in nichts als Schmerz verwandelt. Ich kenne die Tränen, die in mir vertrocknen, noch ehe sie geweint werden können. Ich kenne das Entsetzen, wenn der Anblick ihres sorgsam geflochtenen Haars immer mehr verschwimmt, oder der friedliche Klang ihres Atems im Schlaf, und ich kenne die Furcht, dass mir eines Tages nichts mehr bleibt. Ich weiß, dass ich all das nicht zurücklassen kann. Dass die Trauer ein Teil von mir ist, ob ich will oder nicht. Dass manchmal keine Wahl bleibt, als sie zuzulassen. Doch nur *manchmal*, Sara.“

Sara saß auf ihrem Hocker wie eingefroren. Einzig das tiefe Blau ihrer Augen wirbelte unruhig wie die See bei Sturm.

„Es heißt, die Zeit heilt alle Wunden. Aber diejenigen, die das behaupten, haben keine Ahnung! Sie haben nicht gespürt, was wir spüren! Deine Schatten werden dich nicht verlassen, nur weil genug Zeit verstreicht. Sie werden dich erst verlassen, wenn du dich dazu entscheidest. Deine Trauer verfolgt dich nicht, Sara, du verfolgst sie. Du vergräbst dich in ihr, weil sie das einzig Vertraute ist in einer fremd gewordenen Welt. Du hast sie an dich gekettet. Meine Mutter hat mir vor vielen Jahren einmal gesagt: *Frischer Kummer wäscht dich rein, aber alte Trauer vergiftet dich.* Damals habe ich es nicht verstanden. Heute tue ich es. Ich bitte dich, Sara: Löse deine Ketten. Lass die Trauer frei.“

Sie starrte in Rodurs Gesicht, doch Janis wusste, dass sie es nicht sah. Langsam hoben sich ihre Hände und formten ein einsames Zeichen: *Wie.*

„Akzeptiere, dass das Verlorene verloren ist. Lebe dein Leben *jetzt*, nicht in der Vergangenheit. Genieße die kleinen Freuden der Gegenwart. Lass den Kummer dich reinwaschen, nicht vergiften. Vergiss niemals, dass du nicht mehr allein bist.“

Welches. Freuden. Als-Frage-Gemeint. - Alles. Leer. - Nichts. Hier. Zu. Genießen.

„Es gibt so vieles, was du genießen kannst. Du musst nur lernen, es zu sehen. Soll ich dir ein Rätsel stellen? Das magst du doch.“

Sara nickte zögernd und drehte leicht den Kopf, sodass sie seine Hände beobachten konnte. Janis blinzelte und versuchte zwanghaft, sich an eines von Kheelas Rätseln zu erinnern.

Ein Schmerz, ein Ausruf und ein ewig Nein, wird stets der Grund von aller Freundschaft sein.

Nimm mir ein nu, so bin ich ein Nu.

Es war zwecklos! Sara kannte sie alle schon. Sein Kopf war wie leergefegt und er wusste, dass ihre Ungeduld wuchs. Als er gerade anfangen wollte, ein eigenes Rätsel zu erfinden, fiel ihm endlich doch noch eines ein.

Ding. Gehen. Von. Mund. Zu. Mund. Aber. Nein. Gerücht. - Zwei. Menschen. Kosten. Ding. Aber. Ding. Kosten. Nichts. gebärdete er schnell.

Saras Augen verengten sich für den Bruchteil eines Herzschlags, doch sie musste wohl nicht lange nachdenken. Sie hob den Kopf, sah ihn an – und ehe Janis reagieren konnte, beugte sie sich vor. Er spürte, wie etwas hauchzart über seinen Mund streifte, war sich nicht sicher, ob es ihre Lippen oder nur ihr Atem war. Der Duft von Bittermandel und Rietgrasblüte stieg ihm in die Nase, im nächsten Moment war sie schon wieder fort und saß auf ihrem Hocker, als wäre nichts geschehen. Sie hatte sich abgewandt und machte es Janis unmöglich, aus der Farbe ihrer Augen zu lesen, doch zumindest entging ihr so auch, dass er knallrot anlief.

War das gerade wirklich geschehen? Was sollte er daraus schließen? Hatte sie das seinetwegen getan, oder nur des Rätsels wegen? Hatte sie sich abgewandt weil sie schüchtern war, oder weil sie sich über ihn lustig machte? Wie musste er reagieren? Er hatte geglaubt, Sara zu kennen, aber plötzlich erfüllte ihn nur noch nervöse Verwirrung.

Schließlich räusperte er sich und sagte betont neutral: „Die Antwort ist richtig.“ Es gelang ihm einigermaßen, sich seine Verlegenheit nicht anmerken zu lassen.

Natürlich. Richtig. - Noch. Mehr. Rätsel. Als-Frage-Gemeint. gebärdete Sara, noch immer von ihm abgewandt.

Janis beschloss, nicht weiter über den Vorfall nachzudenken. „Ich fürchte nein“, brachte er hervor, während er überall hinsah, nur nicht zu Sara. Er betrachtete das durchscheinende Antlitz Varas, die ihn traurig musterte, dann Rodur, der blass auf seinem Bett lag. Ihm kam eine Idee. „Doch, ein Rätsel habe ich noch! Du hast einen jungen Mann, der an starkem Fieber leidet. Eines Tages bricht er plötzlich zusammen. Die Adern seiner Lunge werden von festem Blut verstopft, das vermutlich irgendwann irgendwoanders in seinem Körper geronnen ist und sich erst durch die Anstrengung gelöst hat, denn er hat eine Schlacht hinter sich. Die Frage ist: Woher stammt dieser Blutklumpen? Der junge Mann ist bis auf das Fieber gesund, bewegt sich regelmäßig, isst und trinkt mehr als genug, sein Körper ist gut durchblutet und er hat keine inneren Verletzungen.“

Sara richtete ihren Blick auf Rodurs schlafendes Gesicht. In ihren Augen tobten Stürme aus Farben, violett und blau und tausend Schattierungen dazwischen, schillernde Muster irrlichterten durch die schmalen Kreise um ihre Pupillen. Janis wusste nicht, was das

hypnotische Farbenspiel ihm verriet, doch er konnte sich kaum von diesem Anblick lösen und auf das achten, was ihre Hände ihm sagten: *Du. Sein. Heiler. - Du. Müssen. Lösen.*

„Ich habe es versucht. Ich kenne keine Krankheit, die so etwas verursachen könnte.“

Dann. Vielleicht. Nein. Krankheit. Von einem Herzschlag auf den anderen erloschen die bunten Farben in ihren Augen und wichen einem eisigen Grau, das ihm einen Schauer über den Rücken jagte. *Sondern. Gift.*

Janis erstarrte. Der Traum holte ihn wieder ein, der Traum, mit dem er Rodur gerettet hatte. Das schwarze Herz in der Dunkelheit. Warum ausgerechnet ein *schwarzes* Herz? Ihm wurde schlecht. Er hörte erneut seine eigene Stimme, als er zum Statthalter sprach: *Das Schwarze Herzblatt verstärkt langfristig die Blutgerinnung, das Blut der Vergifteten wird im Körper verklumpen und erstarren. Die Folgen sind schmerzende und absterbende Gliedmaßen, Atemnot bis zum Lungenversagen, Herzschwächen und Schlaganfälle.*

Wie hatte das geschehen können? Irgendjemand hatte seine Lüge zur Wahrheit gemacht. Wieso wusste er nichts davon?

„Schwarzes Herzblatt, in Kombination mit Gelbkralle! Das wäre denkbar. Aber wo soll dieses Gift sein?“, fragte er.

In. Essen. antwortete Sara ohne zu zögern. *Deshalb. Nur. Krieger. Krank. - Krieger. Gessen haben. Mehr. - Und. Sohn-Von-Feuer. Noch. Mehr.*

Janis spürte, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten. Die heisere Stimme Nomions krächzte ihm höhnische Worte entgegen: *Sie sollten sich freuen, weniger zu bekommen.*

„Warum sind dann nur so wenige krank? Wenn wirklich Gift im Essen ist, dann müsste mittlerweile jeder Verteidiger Fieber haben, und schon die ersten Schutzsuchenden.“

Sohn-Von-Feuer. Und. Kind-Von-Fluss. Und. Mädchen-Ohne-Worte. Und. Rund-Zwerg. Sein Krank. Saras Augen weiteten sich. *Nur. Krank. Wer. Nein. Trinken. Aus Brunnen. - Deshalb. Wolf-Krieger. Geben. Knollen. In. Wasser. - Nein. Gift. Sondern. Gegen-Gift.*

„Du hast recht“, flüsterte Janis. „Die Effekte von Sapien-Knollen und Schwarzem Herzblatt heben sich gegenseitig auf.“ Er sprang auf. „Ich hole sofort Sapien-Knollen für Rodur und ...“ Janis brach ab. Er hatte die Vorhänge zurückgeschlagen und starrte einem ungepflegten Bart entgegen, über dem sich zwei erschrockene Augen befanden. „Barram? Was ... was machst du noch hier? Du bist doch schon vor Ewigkeiten ...“ Janis stockte. Hatte der Zwerg etwa ...?

„Ich sagte, ich lasse euch etwas Zeit für euch. Aber ich hatte vor, Rodur danach auch noch mal zu besuchen“, erklärte Barram viel zu hastig.

„Ich verstehe“, antwortete Janis kühl, dann trat er ohne ein weiteres Wort um das runde Kettenhemd in seinem Weg herum. Ihn konnte Barram nicht täuschen. Wenn er ihnen wirklich Zeit für sich hätte lassen wollen, dann hätte Barram sich nicht direkt neben die Vorhänge gestellt. Dazu sein ertappter, fast schuldiger Gesichtsausdruck, als Janis die Vorhänge gelüftet hatte, und die mehr als nur ungewöhnliche Neugierde, die der Zwerg ihm schon seit geraumer Zeit entgegenbrachte – Barram hatte gelauscht! Wie viel hatte er gehört? Wahrscheinlich jedes ausgesprochene Wort, also die Hälfte des Gesprächs.

Janis verbannte jeden Ärger aus seinem Gesicht, während er durchs Siechenhaus zum Anbau ging. Einer der Verwundeten winkte ihm freundlich zu und Janis erkannte Casimir, den er vorhin auf die Todesliste gesetzt hatte. Janis erwiderte das Lächeln des Mannes und freute sich in Gedanken für ihn, denn der Falkner war soeben auf die Liste der Lebenden hochgestuft worden. Ein anderer Name stand nun an dessen Stelle zwischen denen, die den Fall der Rietburg nicht überleben würden: *Barram.*



Zwischenspiel XIII – Spielsteine

Später Vormittag, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Nummer Zwei kreischte auf, als es ins Wasser fiel. Alles war warm und blau. Prustend kam Nummer Zwei wieder nach oben. „Nummer Vier hat Nummer Zwei geschubst!“, beschwerte es sich. Nummer Vier grinste hämisch, im nächsten Moment plumpste es ebenfalls ins Wasser und Nummer Drei lachte, ehe es hinterhersprang.

„Jetzt sind wir alle nass!“, quengelte Nummer Zwei. „Mutter hat gesagt, das ist schlecht für uns.“

„Mutter ist auch immer nass“, erwiderte Nummer Drei.

„Aber Mutter muss nass sein.“

Nummer Drei zuckte zusammen, als Mutter hinter ihm aus dem Wasser tauchte. Ihre orangenen Augen glühten belustigt. „Nummer Vier hat Nummer Zwei geschubst und Nummer Drei hat Nummer Vier geschubst und dann ist Nummer Drei selbst gesprungen“, offenbarte Nummer Zwei triumphierend. „Nummer Drei und Nummer Vier sind beide schuld, und Nummer Zwei ist unschuldig!“

Mutter lächelte geheimnisvoll und bedeutete ihnen mit einem Wink ihres Stabes, wieder an Land zu gehen. Sobald Nummer Zwei das warme Wasser verlassen hatte, wurde ihm kalt und es begann zu zittern. Es holte den Heißstein aus der Tasche, den es aus Rissglut mitgenommen hatte, und wärmte sich daran.

„Was hast du da, Nummer Zwei?“

Stolz zeigte Nummer Zwei seinen Fund, aber Mutter sah es finster an.

„Du warst im Allerheiligsten. Ich habe euch verboten, dorthinzugehen! Gib mir das!“

Traurig gab Nummer Zwei den Heißstein ab. „Der Traurige Graue hat Nummer Zwei berührt, und Nummer Zwei war kalt, und Rissglut war warm. Nummer Zwei ist nicht weit reingegangen“, berichtete Nummer Zwei verlegen. Was hatte es sich nur dabei gedacht? Mutter hatte immer recht!

„Tu das nie wieder! Wenn ein Stück hiervon diesen Ort verlässt, geschieht ein großes Unglück! Ich habe euch den Zugang zum Allerheiligsten nicht ohne Grund verboten.“

Mutter seufzte und winkte mit ihrem Stab. Sofort wurde Nummer Zwei trocken, und Nummer Drei und Vier ebenfalls. Dann kam Nummer Eins zum Wasser herunter, Mutter hatte es herbefohlen.

„Es wird Zeit für eine weitere Lektion. Heute sprechen wir über das Leben und die Welt, über Macht und Verantwortung. Sagt mir, meine Kinder, was ist das Leben?“

Mutters geschuppter Schwanz rollte sich unter dem Wasser zusammen und sie legte ihren Oberkörper auf den schwarzen Fels, ohne ihre Kinder aus den Augen zu lassen.

„Das Leben ist Freiheit“, rief Nummer Drei, aber Mutter schüttelte entschieden den Kopf.

„Das Leben ist Verantwortung“, vermutete Nummer Eins. Mutter reagierte nicht und wartete.

Nummer Zwei zögerte. „Das Leben ...“, begann es. „Das Leben ist wunderschön.“

„Ach, Nummer Zwei! Das kannst du nur sagen, weil du erst einen Bruchteil davon gesehen hast. Das Leben, meine Kinder, ist ein Spiel. Es ist ein Spiel, das festen Regeln folgt. Diese ganze Welt folgt jenen Regeln. Und wir alle müssen uns ihnen beugen. Aber jemand spielt dieses Spiel, der uns nichts Gutes wünscht.“

Ihre Stimme wurde leiser und sang mit dem Lied der Wellen.

„Wie besiegt ihr einen Feind, den ihr nicht kennt, der euch jedoch ganz genau kennt? Der von jedem eurer Gedanken, jedem eurer Pläne, jeder eurer Ideen schon weiß, ehe sie in eurem Kopf entstanden? Der weiß, wie ihr handelt und was ihr seid, wie ihr euch verhaltet und wie ihr reagiert? Wie besiegt ihr einen Feind, der euch besser kennt als ihr selbst, der die Welt versteht, wo ihr raten müsst? Der alles versteht außer sich selbst? Wie besiegt ihr einen Feind, der jede Regel des Spiels begreift, und der die Position aller Steine kennt? Der weiß, dass die Steine den Regeln folgen müssen und nur entlang bestimmter Wege gezogen werden dürfen? Der weiß, welche Steine er setzen muss, um dem Spiel sein Ende aufzuzwingen?“

Nummer Zwei überlegte angestrengt, aber ihm fiel keine Antwort ein. „Wie besiegen wir den Feind?“, fragte es neugierig.

Mutter starrte es perplex an, echte Überraschung funkelte in ihren orangenen Augen.

„Ihr? Gar nicht! Und das müsst ihr auch nicht. Ihr seid ein Teil des Spiels, aber ihr spielt es nicht. Ihr seid nur ... Spielsteine. Seht euch um. Alles, was eure mittelmäßigen Augen einfangen können, ist nur eine Ansammlung von Spielsteinen. Der Fels. Ihr selbst. Die Kleidung, die ich für euch gemacht habe. Das Meer. Die Möwen. Selbst die Sonne.“

„Auch du, Mutter?“, fragte Nummer Vier sorgenvoll.

„Ja und nein. Ich bin Spielstein und Spieler zugleich. Ich bin ein Stein, der sich die Linien, über die er ziehen muss, selbst malt. Der andere Steine in Position rückt. Ich bin ein Spielstein, so wie alles, aber zugleich spiele ich mit. Und ich gebe mir Mühe, nicht zu verlieren. Doch wir sind nicht hier, um über mich zu reden. Es geht nur um euch, meine Kinder. Ihr seid die Spielsteine, die die Niederlage der Dreieinigkeit abwenden könnten. Darum habe ich euch große Macht verliehen. Eines Tages mag der Zeitpunkt kommen, da ihr euch entscheiden müsst, wie ihr mit eurer Macht umgehen müsst. Ich sage euch: Ihr dürft eure Macht missbrauchen, so viel ihr wollt. Aber vergesst niemals, dass ihr sie nicht ohne Grund besitzt. Das ist mein Leitsatz, und ich möchte, dass ihr euch den Leitsatz eurer Mutter zu eigen macht.“

„Und ... aus welchem Grund hat Nummer Zwei seine Macht erhalten? Wie kann es der Dreieinigkeit helfen?“

„Das wird sich zeigen. Vorerst werdet ihr meinen Befehlen gehorchen.“

Mutters Stimme erklang in ihren Köpfen und trug ihnen auf, ihre Geschenke zu holen. Nummer Zwei beobachtete, wie sein Körper sich in Bewegung setzte. Es kletterte in die

Leuchtgänge und holte das Zupfding, ohne dass es etwas dafür tun musste. Als Nummer Zwei zum Wasser zurückkehrte, fiel der Bann von ihm ab und es musste selbst entgegennehmen, was Mutter ihm entgegenhielt. Neugierig untersuchte es den grünen Stachel in seinen Händen.

„Aua! Es hat Nummer Zwei gebissen!“, rief Nummer Zwei ängstlich. Voller Abscheu hielt es den Stachel so weit es konnte von sich weg.

„Es soll beißen. Das ist sein Zweck.“

Nummer Zwei sah eingeschüchtert zu Mutter auf und senkte dann wieder seinen Blick. Entsetzt bemerkte es einen roten Fleck auf seiner Hand. Es ließ den Stachel fallen und betastete das Rot. Es war nass wie das Meer. Und es wurde größer!

„Nummer Zwei läuft aus!“ Es schloss die Augen, aber das Nass ging nicht weg! Es würde immer mehr werden, und es würde alles bedecken, das wusste Nummer Zwei. Das Nass würde überall sein und alles wäre rot! Aber Nummer Zwei mochte alles so, wie es war: Bunt und strahlend und aufregend und immer wieder neu!

„Das ist nur dein Blut. Es hält dich am Leben. Das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen.“

„Blut.“ Nummer Zwei kostete das neue Wort aus. Es klang böse. „Nummer Zwei mag kein Blut.“ Es nahm den Stachel wieder auf und ging zum Zupfding. Verunsichert sah es zu Mutter, aber sie nickte nur.

„Deine Hände wissen, was sie tun müssen.“

Nummer Zwei strahlte und ließ den Stachel wieder fallen. Es klemmte das Zupfding zwischen seine Beine und fasste mit beiden Händen an den Faden. Langsam ließ es seine Finger arbeiten und zeigte seiner Mutter, was es gelernt hatte. Als Nummer Zwei es geschenkt bekommen hatte und es sich anschauen sollte, hatte es das Zupfding in die Leuchtgänge mitgenommen und ausprobiert. Wenn es am Faden zog, machte das Zupfding einen Ton. Und wenn es mit der anderen Hand den Faden festhielt, war der Ton anders. Je tiefer die zweite Hand, desto heller. Das Zupfding konnte klingen wie die Kreischer, wie der Wind, wie das Meer. Es war wunderschön und frei. Nummer Zwei hatte gespielt und die Melodien waren aus ihm herausgeflossen.

„Was machst du da?“

Mutter runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf, dass ihr grünes Haar nur so flatterte.

„Du musst den Pfeil auf die Sehne legen.“

Eingeschüchtert brach Nummer Zwei ab und legte den Stachel an den Faden. „Pfeil. Sehne“, flüsterte es, um sich die Worte einzuprägen.

Mutter hatte recht, wie immer. Nummer Zwei wusste, was es zu tun hatte. Es stand auf, hob das Zupfding, hielt den Pfeil mit der anderen Hand fest.

„Die toten Algen da vorne.“

Mutter deutete mit ihrem Stab auf den braunen Teppich und Nummer Zwei ließ den Pfeil fliegen.

„Das Loch im Fels.“

Der Pfeil verschwand darin.

„Die Möwe dort oben.“

Nummer Zwei kniff die Augen zusammen und fixierte den Kreischer. Das Zupfding sang und der Pfeil flog. Der Kreischer stürzte vom Himmel und landete vor Nummer Zweis Füßen. Der Pfeil hatte sich ihm in die gefiederte Brust gebohrt und die Federn waren nicht

mehr weiß, sondern rot. Blut! Schon wieder Blut! Nummer zwei hasste Blut! Das Zupfding entglitt seinen Händen und es kniete sich neben den Kreischer.

„Das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen“, flüsterte Nummer Zwei und strich dem Kreischer über den Schnabel. Er regte sich nicht. Die kleinen Augen starrten blicklos in den Himmel, der die Farbe des Meeres angenommen hatte. „Warum ... warum macht er nichts mehr?“, fragte Nummer Zwei mit wachsendem Grauen.

Mutter antwortete nicht und Nummer Zwei begann zu zittern. „Warum regt er sich nicht mehr? Nummer Zwei wollte das nicht!“

„Das ist die Lektion, die ihr heute lernen müsst: Alles, was ihr seht, sind nur Spielsteine. Diese Möwe ist bedeutungslos. Es kann euch egal sein, ob sie lebt oder stirbt, ob sie sich freut oder leidet. Sie ist nur ein Spielstein, ein Mittel zum Zweck. Der Wert des Spiels ist unermesslich, aber der Wert eines Steins äußert sich nur darin, wohin er gesetzt wurde. Wenn ein Stein euch im Weg steht, dann nehmt ihn aus dem Spiel.“

Mutter griff sich den Vogel und zerriss ihn. Die Überreste warf sie ins Wasser. Nummer Zwei krümmte sich zusammen. „Nein! Nein! Das ist falsch! Falsch! Es tut weh!“

„Ja, es tut weh. Glaub mir, mein Kind, du ahnst nicht, wie sehr. Vor langer Zeit haben wir versucht, den Schmerz zu bekämpfen. Den Schmerz einer ganzen Welt. Wir haben unseren Fehler zu spät erkannt. Es ist uns gelungen, die Niederlage aufzuhalten. Doch zu welchem Preis ... Wir mussten uns das eigene Herz aus der Brust brennen. Das Spiel haben wir nicht verloren, aber dafür alles, was gut war an uns. Du kannst den Schmerz dieser Welt nicht bekämpfen, mein Kind. Du kannst ihn nur genießen.“

Mutter deutete auf die dunklen Wolken, die sich um die Überreste des Kreischers im Wasser gebildet hatten und die sich jetzt langsam auflösten.

„Das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen.“

Nummer Zwei schrie und warf die Pfeile von sich. Es wollte sie nicht mehr! Es rannte zu den Leuchtgängen. Mutters Stimme erklang in seinem Kopf, flüsterte Nummer Zwei zu, dass es aufbrechen musste, wenn die Sonne verschwunden war. Doch sie befahl es nicht zurück.

Nummer Zwei stolperte durch die Leuchtgänge und wimmerte. Der Blick aus den leeren Augen des Kreischers verfolgte es. Es wusste nicht, wie lange es rannte, bis es schließlich zusammenbrach. Doch das Bild des Kreischers wich nicht. Nummer Zwei fror.

Als es aufblickte, erkannte es, dass es genau hinter dem Eingang des Allerheiligsten lag. Vor ihm waren Dreiwand und Rissglut, und dazwischen der zersprungene schwarze Kristall, der ihm bei seinem letzten Besuch solche Angst eingeflößt hatte.

Nummer Zwei blinzelte den geschliffenen Facetten entgegen. Seine Hand hob sich fast von alleine und berührte die glatte Oberfläche.

Es stand vor einem gewaltigen Baum. Im schwarzen Himmel war ein weißer Riss und Feuer umgab es.

Es kauerte in einer weißen Ebene, silberne Flammen wanden sich um eine schwarze Säule, die zwischen gefallenem Sternen stand.

Es stand in einem zerbrochenen Kreis und klammerte sich an einen goldenen Baum, und schwarze Freiheit erfüllte es.

Es schritt über eine Insel, über der Kreischer den Himmel verdunkelten, und die Stiefel versanken im Blut.

Ein Baum stand, eingehüllt in Dunkelheit und Verzweiflung, und Blut floss durch seine Äste.

Ein Ozean aus Blut wogte unter einem Himmel aus ängstlichen Schreien, und Nummer Zwei wusste, dieses Blut war von seinen Händen vergossen worden. Das Blut versiegte nicht, und der Schmerz war nicht vergessen.

Ein rot glühender Stein wurde von Blut benetzt. Er leuchtete und das Blut floss in ihn hinein, um in seinen Tiefen zu verschwinden.

Entsetzt schrie Nummer Zwei auf und wankte von dem Kristall zurück. Es hatte den Schmerz nicht bekämpft ... es hatte ihn verursacht. Nummer Zwei wollte das nicht! Nummer Zwei hasste das Blut!

Es zitterte am ganzen Leib. Der rote Stein! Er hatte das Blut aufgesaugt. Nummer Zwei blickte Rissglut hinunter. Dann schlich es sich hinein. Es kroch über die Risse und verbrannte sich die Finger, bis es endlich einen kleinen Heißstein fand. Mutter hatte verboten, ihn mitzunehmen. Mutter hatte immer recht! Aber Nummer Zwei konnte das Blut nicht ertragen. Es steckte den Heißstein in seine Tasche und floh aus dem Allerheiligsten, floh vor dem Stein, floh vor dem Blut. Es verkroch sich tief in die Leuchtgänge und klemmte das Zupfding zwischen seine Beine. Langsam berührte es den Faden, nein, die Sehne, und entlockte dem Zupfding die ersten Töne. Immer schneller spielte es, Stunde um Stunde, und lauschte den immer neuen Melodien, während draußen die Sonne verschwand.

Als Nummer Zwei seine Hände schließlich sinken ließ, war Blut auf seinen Fingern. Es wimmerte. Da erklang Mutters Befehl. Nummer Zwei stand auf, nahm das Zupfding, verließ die Leuchtgänge.

Die Sonne schwamm im Meer, und der Himmel war rot. Rot wie das Blut des Kreischers. Wieder sah Nummer Zwei die blicklosen Augen vor sich. Es stand unter Mutters Befehl und der Körper tat nichts ohne ihre Anweisung. Aber Nummer Zweis lautloser Schrei flog frei wie ein Kreischer in den Himmel und verklang im endlosen Dunkel zwischen den Sternen.



H – Die Himmelssäule

Morgendämmerung, 8. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See nördlich von Thakkum, Stürmischer Ozean

Ken Dorr lehnte im Bug an der Reling des Schiffes und blickte nach Osten, in Richtung der aufgehenden Sonne. Der Dieb lächelte friedlich, doch Drukil spürte die Verderbnis, die von ihm ausging. Er war gefährlich, das wusste er. Kurz berührte er das Schwert, das die Bewahrer ihm vor ihrem Aufbruch gegeben hatten. Und nicht nur ihm: Auch Ken Dorr durfte nun eines tragen. Drukil hatte protestiert, aber die anderen waren der Meinung gewesen, der Dieb habe unter Beweis gestellt, dass er ihnen nicht mit Waffengewalt in den Rücken fallen werde. Drukil war sich da nicht so sicher. Er würde wachsam bleiben.

Eara trat an Deck, gefolgt von Leander und Chada. Die Magierin hatte nicht nur ihren neuen Stab dabei, sondern auch einen großen Beutel. Sie speisten immer an Deck, wenn das Wetter es erlaubte. In der beengten Kajüte war es verdammt ungemütlich, außerdem konnte so auch die Person am Steuer mit ihnen essen.

Zu viert setzten sie sich um Thorn, der die letzten Stunden am Steuer verbracht und auf Ken Dorrs Rufe gehört hatte. Der Dieb behauptete, sich recht gut mit der Seefahrt auszukennen, da er einige Jahre in Werftheim gelebt hatte und sein Onkel angeblich sogar Kapitän gewesen war. Leider schien die Geschichte zu stimmen, und so sehr es Drukil auch wurmte, Kens Anweisungen zu folgen, er musste zugeben, dass er sich geschickter anstellte als Chada und Thorn bei ihrer letzten Fahrt an Bord der *Aldebaran II*.

Auch jetzt blieb Ken Dorr im Bug stehen. Da sie durch ihnen unbekannte Gewässer fuhren, hatten sie vereinbart, dass immer jemand auf Hindernisse achtete, auch wenn Leander behauptete, der Stürmische Ozean sei deutlich tiefer als das Hadrische Meer. Diese Worte hatten Drukils Abneigung gegenüber dem Salzigen Wasser nicht gerade vermindert. Aber er hatte kein Problem damit, dass Ken Dorr heute nicht mit ihnen essen würde.

Drukil nahm skeptisch die Vorräte entgegen, die Eara ihm hinhielt. Es waren die Früchte des Baumes der Lieder, von denen die Bewahrer nach der Herbsternte noch große Mengen übrig gehabt hatten. Sie erinnerten Drukil an übergroße Apfelnüsse, allerdings war ihre Schale ungleich härter und im Inneren war kein nussiges Fruchtfleisch, sondern ein zähflüssiger weißer Saft, der süß und klebrig wie Honig war und erstaunlich gut sättigte.

Der Bär hatte ihre neuen Vorräte sofort gemocht, doch Drukil blieb misstrauisch. Ein Baum sollte keine Früchte produzieren, aus denen niemals etwas keimen konnte. Auch wenn sie stets frisch waren, waren ihre Vorräte noch toter als die Frucht, nach der sie suchten. Drukil runzelte die Stirn. Noch toter? Konnte man das sagen?

„Eintrag ins Logbuch: Elfter Morgen ohne Vorkommnisse“, rief Thorn aus vollem Halse. Die halbe Nacht am Steuer schien ihn kaum ermüdet zu haben. „Der Stürmische Ozean scheint seinen Namen zu Unrecht zu tragen. Die einzige Plage ist die Langeweile. Die gemeinen Matrosen speisen zu den Füßen des stolzen Kapitäns ...“

Drukil stöhnte. Wenn Thorn am Steuer wachte, führte er sich immer auf wie ein großer Entdecker. „Der Stürmische Ozean? Woher weißt du überhaupt, dass wir schon da sind?“, unterbrach Drukil ihn.

Thorn blinzelte und überlegte eine Weile. „Merrik hat von neun Tagesreisen gesprochen, und die sind vorbei“, erwiderte der Krieger kleinlaut. „Außerdem ... weiß Leander dazu sicher noch mehr.“

Der Seher lächelte dünn und leckte sich noch etwas weißen Saft von seinen Lippen, ehe er antwortete: „Das Wasser ist tiefer, aber zugleich spürbar wärmer. Die glaubwürdigste Theorie erklärt die hohe Temperatur mit vulkanischer Aktivität am Meeresgrund. Außerdem haben wir, wenn ich euren Aussagen glauben schenken kann, die Küste des Wachsamens Waldes endgültig hinter uns gelassen.“

Der Seher deutete zu der weit entfernten Küstenlinie im Süden. Mit dem Fernrohr konnte man schwarze Klippen vor einer nebelverhangenen Steppe erkennen, aber keine Bäume.

„Wir sind also im Stürmischen Ozean“, knurrte Drukil. „Aber von der Himmelssäule keine Spur. Euer Freund hat gesagt, wir müssen uns nur in Küstennähe halten, dann stoßen wir darauf. Wir haben nichts gefunden. Wahrscheinlich ist sie schon wieder verschwunden. Ich glaube, wir verschwenden hier unsere Zeit.“

„Und ich glaube, du willst gar nicht, dass wir die tote Frucht finden. Ich glaube, du bist einfach nicht bereit, einen Plan umzusetzen, den Ken Dorr entwickelt hat“, entgegnete Eara kühl. „Deine Aversion mag begründet sein, aber sie ist hinderlich.“

Drukil funkelte die Magierin finster an. Sie erwiderte seinen Blick ungerührt und in ihren dunkelblauen Augen lag etwas, das Drukil erschauern ließ. „Wir sollen in siebzehn Tagen wieder bei den Zwergen sein“, erwiderte Drukil. „Allein der Rückweg verschlingt so viele wie der Hinweg. Vielleicht kommt noch ein Sturm, der uns weiter weg treibt. Dann verpassen wir dieses Sternbild. Und damit unsere einzige Chance, zum Ewigen Rat zu kommen.“

Er hatte sie fast so weit! Zumindest Chada und Thorn blickten sich zweifelnd an, und sogar Leander hatte sein Lächeln verloren. Nur Eara ließ wie immer keine Regung erkennen.

„Leander, wie groß ist der Stürmische Ozean?“, fragte Chada verhalten.

„Unmöglich zu sagen. Die Barbaren waren nie große Seefahrer und die Entdecker von den Nebelinseln sind nicht weit genug nach Osten vorgestoßen, um ein Ende festzustellen. Er könnte theoretisch unendlich groß sein. Zumindest wenn man die Hinweise ignoriert, die darauf hindeuten, dass unsere Welt wie eine Kugel geformt ist.“

Drukil versuchte, nicht weiter über den letzten Satz nachzudenken.

„Der bekannte Teil des Stürmischen Ozeans jedenfalls misst etwa siebentausend Quadratmeilen. Aber wenn wir bedenken, dass die Himmelssäule angeblich von der Küste aus sichtbar ist, schrumpft diese Fläche um ein gutes Stück zusammen.“

Chada säbelte langsam ihre Frucht auf. „Das klingt trotzdem nach ... viel.“

„Ich glaube, Ken Dorr möchte uns etwas mitteilen“, bemerkte Eara plötzlich.

Drukil drehte verärgert seinen Kopf. In der Tat ruderte der Dieb aufgeregt mit den Armen, winkte sie zu sich und deutete mit seinem Fernrohr nach Nordosten. „Da ist sie!“, rief er ihnen zu. „Die Himmelssäule! Ich kann sie sehen!“

Drukil unterdrückte einen Fluch.

Es dauerte einige Herzschläge, bis auch er sie erspähte. Der Seegang erschwerte es, das Fernrohr ruhig zu halten und sie war kaum mehr als ein dünner weißer Strich, der neben dem viel zu hellen Sonnenlicht verblasste und irgendwann mit den Wolken verschmolz.

„Kümmert sich“, murmelte er. „Ich hätte mir dir Birke beeindruckender vorgestellt!“

„Aber sie ragt wirklich schnurgerade bis in den Himmel?“, fragte Leander neugierig.

„Ja. Bis in die Wolken.“

„Merkwürdig“, murmelte der Seher versonnen. „Das hätte ich für eine Übertreibung gehalten.“

„An die Leinen, Männer!“, rief Möchtegernkapitän Thorn euphorisch. „Ähm, und Frauen. Die Nacht ist vorüber, wir können wieder volles Segel setzen. Ich möchte bis heute Abend dort sein!“

Später Nachmittag, 10. Wintertag 77 A.Z.

Westlich der Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Letztendlich mussten sie doch noch zwei Nächte auf dem Schiff verbringen. Am Abend war es eben erst möglich gewesen, die Himmelssäule auch mit bloßem Auge zu erkennen. Am folgenden Tag schien sie über die Stunden kaum näherzurücken und ragte bei Sonnenuntergang noch immer in weiter Ferne auf, während die Besatzung der *Aldebaran II* langsam begriff, wie riesig sie wirklich war.

Erst jetzt, fast einen weiteren Tag später, konnte Drukil das Fundament der Himmelssäule erkennen. „Das ist keine Birke, die ins Meer wächst“, murmelte er Leander zu, der neben ihn an der Reling lehnte. „Da ist eine schwarze Insel mit einem schwarzen Berg, der Wolken spuckt.“

„Ein Vulkan“, erwiderte Leander. „Wie zu erwarten war. *Sie ließen Flammen vom Himmel regnen und die Erde erbeben, die ganze Insel ächzte und versank dann in den eisigen Tiefen des Meeres.*“

Drukil wusste nicht, was ein Vulkan war, aber er schämte sich seiner Ahnungslosigkeit. „Wenn die Insel versunken ist, warum ist sie dann jetzt wieder oben?“, fragte er stattdessen.

„Im Feuer liegt große Kraft. Die Schildzwerge forschen an Maschinen, die über Dampf betrieben werden. Man füllt Wasser und Steinkohle in große Kessel und sie setzen sich in Bewegung. Mag sein, dass das Feuer unter unseren Füßen genügt, um auch eine Insel anzuheben.“

Drukil sah nach unten. Unter seinen Füßen waren nur die hölzernen Planken des Schiffes und dann das Salzige Wasser. Wo bildete Leander sich Feuer ein?

„Und warum gerade alle fünfhundert Jahre?“, fragte er.

Leander lächelte erwartungsvoll. „Das ist das Rätsel, das zu lösen wir hierhergekommen sind.“

Als sie der Himmelssäule noch näher kamen, erlosch plötzlich der Wind, der sie bisher nach Osten gebracht hatte. Das große Segel hing schlaff herab und sogar der grüne Wimpel am Mast regte sich kaum noch.

„Deshalb!“, rief Leander mit diebischer Freude. „Deshalb ragt der Rauch bis in den Himmel! Es weht kein Wind, der ihn auflösen könnte.“

„Das ist kein Rauch“, merkte Eara an. Sie stellte sich zu ihnen an die Reling und der Bär in Drukil kauerte sich wimmernd zusammen. „Es ist Wasserdampf. Irgendwo muss eine Verbindung vom Meer in den Krater bestehen.“

Drukil legte den Kopf in den Nacken und betrachtete der Himmelssäule. Inzwischen sah sie überhaupt nicht mehr wie eine Birke aus. Sie war breit und uneben.

„Genug geredet!“, rief Thorn ihnen zu, der sich schon wieder ans Steuer gestellt hatte. „Es weht kein Wind mehr, das Segel muss runter!“

„Diese Flaute ist nicht natürlichen Ursprungs. Von alleine kommen wir nicht weiter“, antwortete Eara ruhig. „Ich werde einen Wind entfachen.“ Die Magierin starrte auf ihre neue dunkle Hand, die sie aufs Holz gelegt hatte, und holte tief Luft. Dann schloss sie die Augen und hob ihren schwarzen Stab.

„Halt!“, schrie Drukil hastig und deutete schnell aufs Wasser. „Die Strömung zieht uns genau zur Himmelssäule“, knurrte er. „Wir brauchen die Dunkelheit nicht.“

Eara besah sich blinzeln die Wasseroberfläche und nickte dann langsam. In ihren kalten Augen glänzte etwas, das Drukil erst nicht zuordnen konnte. *Erleichterung?*

Frühe Nacht, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Kaum war die *Aldebaran II* an einem Felszacken unmittelbar vor dem Ufer vertäut, sprang Drukil von Bord. Das Salzige Wasser war so warm, dass er sich fast verbrühte, doch nur knietief. Als seine Stiefel auf den schwarzen Sand trafen, wankte er kurz. Es war ungewohnt, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Ungewohnt, aber irgendwie beruhigend.

„Wohin jetzt?“, fragte Thorn, nachdem sie alle an Land gewatet waren und ihre Stiefel ausgeleert hatten. Sie standen im Schatten des Berges auf einem kahlen Strand aus pechschwarzem Sand, der sich in beide Richtungen erstreckte und irgendwann hinter dem dunklen Fels verschwand. „Einmal die Insel umrunden?“

Chada kniff in der Dunkelheit die Augen zusammen und blickte die bedrohlich anmutenden Bergflanken hoch. „Lasst uns erst den Gipfel besuchen. Falls wir dort oben nichts finden, können wir immer noch den Strand entlang wandern.“

Der dunkle Stein war vom Wasser so glattgeschliffen, dass sich die Sterne verschwommen darin spiegelten. Kurz versuchte Drukil, das Sternbild zu finden, das ihnen den Weg zum Herold öffnen würde. Leander sagte, zwei der fünf Sterne standen bereits in einer Reihe, doch Drukil fand sie nicht.

Da der Berg flach anstieg, war der Aufstieg leicht zu bewältigen. Die Luft war so warm, dass ihre äußersten Kleidungsschichten auf dem Weg nach oben von alleine trocken wurden. Anfangs sah Drukil nur schwarzen, glatten Stein und grauen Sand, auf dem lediglich einige abgestorbene Algen lagen. Doch als sie den leblosen Strand hinter sich gelassen hatten und sich langsam zum Gipfel des Berges aufmachten, entstand sogar fast so etwas wie Vegetation. Es waren nur magere Kräuter, die die allgegenwärtige Hitze ertrugen und denen

die Überreste der Wasserpflanzen zum Wachsen genügten. Bäume fanden sie keine, schließlich hatte dieses Eiland angeblich die letzten fünfhundert Jahre unter Wasser verbracht. Dennoch war der Bär beruhigt, nicht auf einer vollkommen toten Insel umherzuwandern und regte sich trotz des Vollmondes kaum in ihm.

Je näher sie dem Gipfel und damit der eigentlichen Himmelssäule kamen, desto heißer und schwüler wurde es, bis die Kraxelei zur Tortur verkam. Drukil kämpfte sich vorwärts. Er hoffte auf einen kühlen Wind, bis er sich der merkwürdigen Windstille rund um die Insel erinnerte. Tatsächlich erwarteten ihn, als er den Gipfel erreichte, nur drückende Hitze, der Gestank von faulen Eiern und ein großes Loch.

Die Himmelssäule drang aus einem unregelmäßig geformten Abgrund von vielleicht dreißig Schritt Durchmesser hervor. Sie war eine wabernde, sich ewig wandelnde Wolke, die im Mondlicht silbern leuchtete. Ein Abstand von zwei Schritt lag zwischen ihr und dem steilen Kraterrand. Aus der Tiefe drang ein schwaches rotes Glühen und als Drukil vorsichtig seinen Arm über den Rand hielt, meinte er, seine Haut müsse verbrennen, so heiß war die Luft.

Eara trat unbeeindruckt direkt an den Krater und lugte hinunter. Drukil behielt Ken Dorr im Auge, falls der Dieb auf die Idee käme, sie hinunterzustoßen. „Der Wasserdampf versperrt die Sicht auf alles, was dort unten sein könnte. Aber die tote Frucht finden wir hier oben sowieso nicht. Vielleicht wurde sie am schwarzen Strand angespült.“

Drukil musterte besorgt die aufsteigenden Wolkenfetzen. „Die Strömung hat unser Schiff zur Insel gezogen. Sie kommt vom Wasser, das im Berg verschwindet? Und das die Himmelssäule formt? Hat diese Strömung dann nicht auch die tote Frucht hineingezogen?“

Ken Dorr riss seine grauen Augen auf, aber Eara zuckte nur mit den Achseln. „Wenn sie wirklich in den Vulkan gefallen ist, ist nichts mehr von ihr übrig, das wir finden könnten. Schauen wir erst einmal, was der Strand zu bieten hat.“

Schweigend traten sie den Rückweg an. Die Hitze und die öde Umgebung drückten ihnen allen aufs Gemüt, sodass Drukil fast froh war, als sie wieder am schwarzen Strand ankamen. Dann bemerkte er, dass er nicht länger schwarz war. Der Sand schillerte bunt im Licht des vollen Mondes, der inzwischen weitergewandert war. Drukil beugte sich hinab und hob eine Handvoll des bunten Sandes an. Er war so fein, dass er durch seine Finger rieselte, aber darin war ein fingernagelgroßes Etwas verborgen. Behutsam befreite er es vom schillernden Sand. War das ein winziges Ei? Er rollte die schwach durchsichtige Kugel zwischen seinen Fingern und hielt sie gegen das Mondlicht. Kein Ei! Drukil konnte darin nichts erkennen, was eines Tages ein neues Leben formen könnte. Am ehesten wäre dieser Stein mit einem kleinen Bernstein zu vergleichen, bloß dass er nicht goldgelb, sondern hellgrün schimmerte. Als Drukil ihn mit seinen Händen abschirmte, stellte er überrascht fest, dass er für kurze Zeit noch ein schwaches grünes Licht abgab.

Die anderen waren bereits aufgebrochen, um den gesamten Strand abzulaufen. Unwillkürlich hatten sie den Weg nach Süden gewählt, zum Mondlicht hin. Den seltsam schillernden Sand hatten sie entweder noch nicht bemerkt oder sie dachten sich nichts dabei. Kurz zögerte Drukil, dann hockte er sich hin und ließ die anderen weiterlaufen. Allzu groß war die Insel ja nicht. Er buddelte im Sand und förderte noch weitere der leuchtenden Steine zutage. Einige glühten grün wie der, den er zuerst gefunden hatte, andere rot oder blau. Der größte Stein, den er ausfindig machen konnte, war blau, fast so lang wie sein Daumen und auch ähnlich geformt. Wenn er vom Mondlicht abgeschnitten wurde, konnte er noch

deutlich länger weiterglühen als die kleineren Exemplare. Das bedeutete dann wohl, dass zu kleine Steinchen im Dunkeln fast gar nicht nachglühen würden...

Er legte sich etwas Sand auf seine Handfläche und hielt sie ins Licht. Bei weitem nicht jedes Sandkorn glänzte rot, grün oder blau, aber gewiss der dritte Teil. Er schüttelte den Sand ab und stand auf. Er hatte schon viel zu lange getrödelt, es wurde Zeit, seinen Freunden von seinen Erkenntnissen zu berichten. Vielleicht konnte er es sogar so einrichten, dass Ken Dorr nichts davon mitbekam.

Er eilte den Strand entlang und seine Besorgnis wuchs, als er den schwarzen Berg fast zur Hälfte umrundet und sie noch immer nicht eingeholt hatte. Auf der Ostseite ging der Strand zurück und es gab steile Vorsprünge von bis zu drei Schritt Höhe. Bald hätte er ins heiße Wasser steigen müssen, um weiterhin auf Sand zu laufen, also kletterte er stattdessen ein paar Schritt höher. Der Berg war hier steiler, aber der Fels war deutlich rauer und bot besseren Halt.

Sollte er nach ihnen rufen? Ehe Drukil sich entscheiden konnte, lief er um einen Zacken und entdeckte sie nur wenige Schritt vor sich auf der Klippe stehen. Entsetzt bemerkte er, dass sie im Halbkreis um einen reglosen Körper standen. Hastig überprüfte Drukil die Gestalten. Thorn, Chada und Eara drehten ihm den Rücken zu und Leander stand mit dem Gesicht zu ihm, ohne ihn bemerkt zu haben. Es ging ihnen allen gut! Erleichterung durchflutete ihn. Wer auch immer da zwischen ihm lag, es war keiner von ihnen. Leider auch nicht Ken Dorr, der Dieb stand am Rand der Klippe und starrte wütend auf das Ding.

„Nun, das war nicht Drukil“, rief Thorn resigniert.

„Ich bin hier!“, machte der Hautwandler auf sich aufmerksam und trat neugierig näher. Jetzt erst erkannte er, dass der Körper zwischen ihnen nur dem ersten Anschein nach einem Menschen gehörte. Wenn man die Stacheln am Rückgrat und den Unterarmen nicht bemerkte, mochte man den nackten Oberkörper trotz der grünstichigen Hautfarbe einem Menschen zuordnen. Ab der Hüfte jedoch ging die Haut in einen schlangenartigen Unterleib mit grünen, fischähnlichen Schuppen und einem Stachelkamm über, und oberhalb des Halses fielen neben den beiden stoßzahnähnlichen, aus dem Hinterkopf ragenden Sicheln und dem flachen Gesicht mit zu breitem Mund und leeren gelben Augen vor allem die glitschigen Tentakel auf, die Haare und Bart ersetzten. Neben dem toten Wesen lagen zwei seltsam gezackte Klingen aus einem Drukil unbekannten Material in einer Lache aus dunklem Blut.

„Drukil! Wo warst du?“, rief Chada, eine Mischung aus Zorn und Erleichterung in ihrer Stimme. „Wir dachten, du wärest schon vorgelaufen.“

„Im Gegenteil“, brummte er und musterte die erfreuten Gesichter der anderen. Ken Dorr's Lächeln wirkte in keiner Weise erzwungen, was für Drukil der Beweis war, dass jedes seiner Lächeln nur vorgetäuscht war. „Was ist das für ein Vieh?“

„Du weißt nicht, wie ein Nerax aussieht?“, entgegnete Ken Dorr. Drukil war sich nicht sicher, ob der Dieb belustigt oder nur verblüfft war.

„Ach, ein Nerax“, erwiderte er und versuchte, sich seine Unwissenheit nicht anmerken zu lassen.

„Ja! Diese verdammten Kreaturen sind einfach überall!“, sagte Ken Dorr zu niemand bestimmtem. Abscheu lag in seinen grauen Augen. „Ich wünschte, sie wären ausgerottet! Gors, Skrale, Trolle, Nerax ... wenn es nach mir ginge, könnten sie alle verrecken! Endlich Frieden für die Menschheit!“

„Wenn die Angriffe der Kreaturen uns nicht geeint hätten, würden wir uns doch nur gegenseitig bekriegen“, behauptete Leander. Er lächelte traurig. „Nur die Toten haben Frieden. Und was du dir wünschst, Ken Dorr, ist ein Völkermord unbeschreiblichen Ausmaßes. Ich möchte nicht sagen, dass die Welt ohne die Kreaturen ein schlechterer Ort wäre. Aber gewiss wäre sie ärmer. Die Nerax etwa sind ebenso intelligent wie Menschen. Sie haben eine eigene Sprache und Schrift, eine eigene Kultur, sie haben unterseeische Gebäude und Kunstwerke hinterlassen, es wurden sogar Tempel gefunden, die von ihnen erbaut wurden, gewidmet ihrem Gottkönig Warx. Die Nerax sind blutrünstig, gnadenlose Jäger, verachten alle, die nicht zu ihnen gehören ... Im Grunde sind sie also genau wie wir.“

„Das stimmt nicht, Leander!“, empörte sich Thorn. „Auch Menschen und Zwerge haben ihre Schwächen, aber wir sind nicht wie die Kreaturen.“

„Ein Frieden mit den Geschuppten ist unmöglich“, ergänzte Ken Dorr. „Es bleibt eine hypothetische Überlegung, aber wenn ich sie alle vernichten könnte, dann würde ich es tun.“

Drukil platzte der Kragen. „Das wäre falsch!“, schnauzte er den Dieb an. „Sie sind auch Teil dieser Welt. Sie gehorchen einfach ihrer Natur.“

Ken Dorrs Augen verengten sich. „Das macht es nicht wirklich besser. Die Andori erzählen sich noch heute Geschichten über die Zeit, ehe der Unterirdische Krieg entbrannte, ehe die Kreaturen der Tiefe ins Drachenland kamen und die wenigen Menschen terrorisierten. Damals streiften die Wölfe durch das goldene Land, die Bewahrer hatten nur mit vereinzelt Trolen zu kämpfen und kaum einer musste fürchten, schon den nächsten Tag nicht mehr zu erleben. Dann erschienen plötzlich Heerscharen von Gors, Skralen, Wardraks ... und alles änderte sich. So viel wurde zerstört, weil nichts und niemand darauf vorbereitet war.“

„Sie gehören nicht hierher“, gab Drukil zu. „Hier gefährden sie das natürliche Gleichgewicht. Aber ihr habt mir von diesem Ort namens Krahal berichtet. Es war schrecklich, dass Kreaturen von dort hierher gekommen sind. Und es wäre schrecklich, wenn sie dort fehlen.“ Drukil konnte seine Gewissheit nicht erklären. Er wusste, dass die Kreaturen hier, in der Obenwelt, großen Schaden angerichtet hatten. Aber er spürte, dass kein System bestehen konnte, das von sich aus im Ungleichgewicht war. Wenn die Kreaturen über Jahrtausende hinweg in Krahal gelebt hatten, würde ihre plötzliche Vernichtung eine riesige Lücke reißen. Sie gehörten dorthin. Und die Kreaturen, die schon immer hier gelebt hatten, mussten auch weiterhin hier leben. „Und es wäre erst recht falsch, die Trolle auszulöschen. Sie verhindern, dass es zu viele Wildtiere gibt und die Wälder kahl sind. Oder zu viele Menschen.“

Alle Spannung fiel von Ken Dorr ab. Nun wirkte er nur noch müde. „Du hast die Trollkriege nicht erlebt, Drukil“, flüsterte er. „Du hast die verbrannten Dörfer nicht gesehen, nicht die Felder voller Leichen, über denen sich die Krähen sammelten, nicht die Gebrochenen – so nannten wir die Wenigen, die aus den Vorratskammern der Trolle befreit werden konnten. Du hast nicht das Blut gesehen, das die Narne rot färbte. Du hast nicht das Brüllen gehört, das eine Kriegshorde vor dem Angriff auf wehrlose Gehöfte ausstieß. Weil wir die Trollkriege gewonnen haben und weil es heute keine Kriegshorden mehr gibt. Du kannst nicht davon sprechen, wie wichtig das natürliche Gleichgewicht ist, wenn du nicht wenigstens einen kleinen Bruchteil der Opfer dieses Gleichgewichts gekannt hast. So viel ging verloren.“

Ken Dorrs Augen glänzten leicht. Sie waren Drukil selten weniger kalt vorgekommen. Sicher, der Dieb war verdorben, von Eigennutz zerfressen und von widernatürlicher Hexerei berührt. Aber womöglich erinnerte er sich jetzt einer Zeit, in der er noch ein anderer, ein Besserer gewesen war. Auch wenn Ken Dorr noch – wieder – am Leben war, vermutete Drukil, dass er ebenso ein Opfer dieser Kriege war wie die Felder voller Leichen. Zum ersten Mal verspürte er Mitleid mit dem, der Ken Dorr einst gewesen sein mochte.

„So faszinierend diese Überlegungen auch sind, mich würde interessieren, woher dieser Nerax kam“, warf Eara ohne ein Anzeichen von Betroffenheit ein. „Er hat sich plötzlich von dort oben auf uns gestürzt.“ Sie deutete mit ihrer dunklen Hand den Berg empor. „Doch was wollte er überhaupt dort? Im Wasser gibt es Fische, aber auf einem fast toten Berg? Er muss einen Grund gehabt haben, sich dort aufzuhalten, und da ihr den Nerax so voreilig erschlagen habt, müssen wir wohl selbst suchen.“

Ohne ein Antwort abzuwarten, schritt sie sicheren Tritt die Bergflanke hoch. Eine Kugel aus dunkelblauem Feuer entflammte zwischen den drei gewölbten Spitzen ihres schwarzen Stabes und erhellte die Umgebung.

Ohne den Nerax wären sie wohl daran vorbeigelaufen, dem suchenden Auge jedoch konnte sich das gezackte Loch nicht lange entziehen. Es wurde von einem großen Vorsprung in tiefe Schatten getaucht, war kaum mehr als mannshoch und sah aus, als sei etwas mit brachialer Gewalt in den Berg eingedrungen. *Oder daraus ausgebrochen...*

Da Earas Zauber Licht spendete, kletterte sie als erstes hinein. Drukil hingegen wartete, bis auch Ken Dorr hinabgestiegen war. Keinesfalls würde er dem Dieb den Rücken zuwenden! Erst als die Gestalt Ken Dorrs fast verschwunden war, schenkte er der toten Insel einen letzten sehnsüchtigen Blick und trat in die stickige Dunkelheit.

Mondhoch, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Aus den Wänden ragten spitze Zacken, die unheimliche Schatten warfen, wenn Earas Licht nicht gerade vom schwarzen Fels verschluckt wurde oder hinter einer der vielen Windungen des gezackten Ganges verschwand. Diesen Weg hatte nicht das Wasser geformt, aber auch keine Werkzeuge oder Tiere. Es schien, als habe der Berg sich einfach entschieden, an dieser Stelle auseinanderzubrechen. Der Boden dagegen war glatt genug, dass wohl auch ein Nerax sich hier entlangschlängeln könnte.

Sie mussten sich nicht lange durch die Dunkelheit zwingen. Schon nach kurzer Zeit erstrahlte vor ihnen ein kaltes weißes Licht, dessen Quelle sich ihnen erschloss, nachdem sie um eine weitere Ecke traten: Ihr Weg mündete in einen kreisrunden Gang, der schnurgerade durch den Berg führte wie ein riesiger Schlauch. Die Wände bestanden aus dem allgegenwärtigen schwarzen Stein, der Boden und die Decke hingegen glühten blendend weiß.

„Was ist das?“, hauchte Chada. Ihr Gesicht schimmerte blass im kalten Licht. Vorsichtig kletterte sie noch vor Eara aus dem Spalt in den abschüssigen Gang, kniete sie sich hin und betrachtete den Boden. „Glas?“

Drukil geduldete sich, bis die anderen hindurch waren, dann presste er sich durch den Riss in der runden Wand und sah den Gang hinauf und hinunter. Nach oben endete der Korridor an einer großen schwarzen Tür, die den ganzen Gang ausfüllte und glänzte wie polierter Marmor. Ohne die Fuge, die sich mittig durch den glatten Fels zog, hätte sie

ebenso gut eine Wand sein können. Nach unten jedoch setzte sich das weiße Glühen ein gutes Stück fort, ehe es sich zweiteilte – vermutlich eine Kreuzung.

Der weiß leuchtende Boden bestand aus glatten Kacheln, deren quadratische Form Drukil nicht sehen, sondern nur ertasten konnte, wenn er über die gewölbte Oberfläche strich. Dieses weiße Licht bereitete ihm Unbehagen. Trotz der Hitze wirkte es eisig, glatt, leblos. Es flackerte nicht, veränderte sich nicht, schimmerte nur in perfekter, starrer Einheit. Die Kacheln waren weniger heiß als der Stein ringsum, und jede glich der anderen. Makellos, monoton, in Form gezwängt. Unnatürlich.

In unregelmäßigen Abständen prangten beruhigende Lücken im sonst so reinen Licht. Es waren erloschene Kacheln, der Beweis, dass auch die gelungenste Schöpfung den Lauf der Natur nicht überwinden konnte. Bei einigen war die Oberfläche gesprungen oder gar vollkommen zerstört, andere hatten ohne ersichtlichen Grund zu leuchten aufgehört. Drukil betrachtete eine davon genauer. Sie war nicht weiß, sondern bestand aus miteinander verwachsenen Mustern, die allesamt entweder rot, grün oder blau schimmerten. Überrascht holte Drukil den daumengroßen blauen Stein aus seiner Tasche, den er am Strand gefunden hatte. Die Farbe war identisch.

„Kein Glas“, flüsterte er. Aus irgendwelchen Gründen wagte er es nicht, die unheimliche Stille dieses Ortes mit lauten Worten zu durchbrechen. Stockend berichtete er den anderen von seinen Erkenntnissen unten am Strand.

„Sie können Licht speichern?“, vergewisserte sich Thorn. „Aber woher kam so viel Licht, dass die Platten hier drinnen noch nach Jahrtausenden leuchten können?“

„Licht. Wärme. Bewegung. Alles ist dasselbe.“ Eara trat zu Drukil; die Kacheln zu ihren Füßen flimmerten und verdunkelten sich, wo sie sie berührte. „Wir befinden uns in einem aktiven Vulkan. Vielleicht können diese Steine Hitze in Licht umwandeln.“ Sie deutete mit ihren schattenhaften Fingern auffordernd auf den Stein in Drukils Hand. Missmutig überreichte Drukil ihr seinen Fund und achtete dabei darauf, die Dunkelheit nicht zu berühren.

Kaum war der Stein in ihre finstere Hand gefallen, erhob er sich auch schon, von dunklen Schlieren gehalten, und rotierte leicht vor Earas Augen, sodass sie ihn von allen Seiten betrachten konnte. Drukil wandte sich ab, um den Anblick der Finsternis nicht mehr ertragen zu müssen, die alle Harmonie zerstörte.

„Interessant“, klang die kalte Stimme der Magierin durch den verlassenen Gang. „Ich habe Derartiges früher schon gesehen.“

Der blaue Stein schwebte an Drukils Nasenspitze vorbei und kam zwischen Thorn und Chada zum Halten. „Vor elfeinhalb Jahren.“

Chada betastete die vom Sand glattgeschmirkelte Oberfläche und runzelte besorgt die Stirn. „Der Drache?“

„Nicht Tarok! Kurz nach seinem Tod besuchten uns Fremde aus dem Westen, die Steine wie diese dabei hatten.“

„Mera!“, rief Thorn aus und das Echo seines Rufes schien erst nach einer Ewigkeit zu verklingen. Besorgt spähte Drukil den Gang hinunter.

„So nannten sie es wohl.“ Eara schritt viel zu nahe an Drukil vorbei und betrachtete die zersprungene Kachel zu seinen Füßen. „Ich frage mich was es zu bedeuten hat, dass wir ausgerechnet hier wieder darauf stoßen. Die Menschen, die diesen Ort erbauten, hatten offensichtlich genug davon zur Verfügung.“

„Falls es Menschen waren“, murmelte Ken Dorr düster.

Da keiner von ihnen eine Möglichkeit fand, das schwarze Tor zu öffnen, folgten sie dem Gang nach unten. Schnell gelangten sie an das, was Drukil schon aus der Entfernung als Weggabelung identifiziert hatte. Der Gang teilte sich in zwei identische Wege auf, die beide schräg vor ihnen lagen und in die Tiefe führten.

Nach einer Weile wählten sie auf gut Glück den rechten Gang, entschlossen, im Zweifelsfall Leanders Strategie und somit immer einer Wand zu folgen. Drukil lauschte, ob irgendetwas einen Hinweis gab, welche Richtung sie in diesen eintönigen Gängen einschlagen sollten, doch hörte einzig sich selbst und die anderen. Ihre Schritte klangen seltsam auf dem glatten Untergrund, das Echo verzerrte die Geräusche noch zusätzlich. Ansonsten war es geradezu unheimlich still, nur Eara berichtete Leander leise, wie ihre Umgebung aussah. Hatte der Blinde bisher ratlos geschwiegen, so ließ ihn seine unersättliche Wissbegierde nun unaufhörlich flüstern. „... eine geschickte Verflechtung der drei Grundfarben des Lichts also, um insgesamt das weiße Leuchten zu erzeugen. Wenn die Baumeister wirklich gut waren, haben sie eine Möglichkeit eingebaut, die verschiedenen Farben einzeln zu steuern, dann könnten sie den Gang in jeder beliebigen Farbe erhellen. Was genau ist dieses Mera denn? Ein Edelstein? Kristallstrukturen? Organische Sedimente?“

„Die Tulgori nannten es Stein und behaupteten, sie schlugen es mühsam aus dem Gebirge“, antwortete Eara flüsternd. „Aber ich glaube nicht, dass es möglich wäre, gefundene Edelsteine derart fein zu schleifen, dass die Überlagerung in den Kacheln weißes Licht erzeugt. Entweder man kann sie wachsen lassen wie Kristalle oder es muss möglich sein, sie zu schmelzen, zu vermischen und in Form zu gießen wie Glas. Ich kann aber nicht mit Sicherheit sagen, ob es sich wirklich um Mera handelt oder nur um ein sehr ähnliches Material.“

„Die Erbauer dieser Gänge müssen großes Wissen und Geschick besessen haben. Zumal Solantis womöglich schon vor über viertausend Jahren unterging.“

„Solantis!“, schnaubte Eara. „Vertraust du nicht etwas zu sehr auf dieses alte Märchen?“

„*Die Dächer bestanden aus reinem Diamant und in den Straßen blühten Blumen aus leuchtendem Glas*“, zitierte der Seher. „Es sind keine Blumen und vielleicht ist es auch kein Glas, aber eine gewisse Wahrheit scheint sich in der Sage zu verbergen. Gibt es irgendwelche Indizien dafür, dass wirklich Menschen diesen Ort erbaut haben, wie es in der Geschichte heißt?“

„Keine Ahnung. Vielleicht kannst du etwas mit den Schriftzeichen an den Wänden anfangen.“

Drukil stockte und betrachtete den schwarzen Stein neben sich genauer. Bisher hatte er sich hauptsächlich auf die weiß leuchtenden Kacheln konzentriert und den unscheinbaren Wänden keine Beachtung geschenkt, daher bemerkte er sie erst jetzt: Verschlungene Symbole, knapp aus dem Fels ragend, die im kalten Licht verworrene Schatten warfen. Feine Gravuren, die sich eng aneinanderschmiegen und die ganze Wand bedeckten, die einander verspielt ergänzten und sich in alle Richtungen immer weiter fortsetzten, ein Wald aus Linien und Spiralen, steingewordenes Wissen, ein Muster des Vergangenen. Jedes Zeichen schien mit jedem anderen verbunden, sofern es denn überhaupt Zeichen waren. Drukil trat einen Schritt zurück und bestaunte das Gesamtbild, das sich aus all den Linien zusammensetzte. War das ein abstraktes Gesicht, dort hinten die Wellen des Meeres, oder waren es nur dicht gesetzte Formen, die den Anschein von Struktur übermittelten, obwohl sie scheinbar ohne Richtung aus sich selbst herauswucherten? Waren das Schriftzeichen, die

sich so zu einem Gesamten formten, dass auch Drukil einen Sinn in ihnen sehen konnte, ohne die Feinheiten zu begreifen, und wenn ja, wie waren sie zu lesen?

Leander überreichte Eara seinen Stab und betastete die Reliefs mit beiden Händen, strich vorsichtig über das verflochtene Labyrinth aus undurchschaubaren Schleifen. Chada, Thorn und Ken Dorr, die weiter unten ebenfalls angehalten hatten, kehrten zu ihnen zurück. Chada hielt irgendetwas in ihren Händen, aber Drukil konnte sich nicht von den fortlaufenden Linien an der Wand lösen. Seine Augen huschten über Hunderte von Verflechtungen, folgten den ehrwürdigen Zeugen einer versunkenen Kultur.

„Das erinnert an die Glyphenschrift der Nerax, die ich einigermaßen übersetzen könnte, allerdings in einer ungleich kunstvolleren Form.“

„Gibt es irgendeine erlernbare Sprache, die du nicht beherrschst?“, fragte Drukil fassungslos.

„Ur-Tulgorisch“, antwortete Leander abwesend. „Entsetzliche Sprache. Zwanzig verschiedene Wortarten, acht Geni, vierzehn Kasus, elf Tempi, jedes zweite Verb unregelmäßig, die Satzstellung bestenfalls willkürlich... Aha!“ Plötzlich glitten Leanders blaue Finger gezielt über die kuriose Schrift. „Ich verstehe! Das ist definitiv eine Urform der Neraxglyphen. Die Aktivkonstruktionen werden mit Verknüpfungen zu den Bezugspersonen versehen, anschließend in Teilabschnitte der Hauptknoten transformiert ...“

„Kannst du es übersetzen?“, unterbrach Drukil seinen verwirrenden Redeschwall.

„Übersetzen? Bei der Vorsehung, nichts würde ich lieber tun. Ich bräuchte nur einige Folianten, einen zahmen Nerax zur Überprüfung einiger Theorien und ein paar Jahrzehnte Zeit.“

„Vielleicht lieber heute noch“, schlug Eara vor.

„Heute? Ich werde Stunden brauchen, allein um diesen Quadratschritt Wand vollständig zu ertasten und mir das Bild einzuprägen. Mit meinem jetzigen Kenntnisstand kann ich höchstens begründet raten.“

„Dann rate mal!“, forderte Drukil.

Leander seufzte. „Die gesamte Passage scheint eine Lobpreisung zu sein, und zwar für mehrere Personen oder Wesen. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob sie sich an die Machthaber, etwa das Königshaus, oder an irgendwelche Götter richtet. Womöglich beides. Anscheinend gehören diese Gänge hier entweder zu einem Palast oder zu einem Tempel.“

„Nein“, flüsterte Chada und hob das Objekt in ihren Händen: Einen gelben Schädel, aus dessen Hinterkopf zwei brüchige Sicheln ragten. „Zu einer Gruft.“

Eine große kugelförmige Kammer zweigte nur wenige Schritte weiter unten vom Gang ab und erklärte, was Chada, Thorn und Ken Dorr aufgehalten hatte. Hier bestanden Boden und Decke ebenfalls aus mit Schrift übersättem schwarzen Stein, nur einige Dutzend harmonisch von Glyphen umrankte Kacheln in der Wand spendeten blasses Licht. Der eigentliche Zweck des Raumes war nicht mehr zu erkennen, da der Boden von uralten Gebeinen bedeckt war. Insgesamt waren bestimmt an die zweihundert Nerax hier begraben. Sie lagen an den Wänden, in der Mulde im Zentrum sammelten sich hinabgerollte Einzelteile. Drukil entdeckte keine gespaltenen Schädel oder zerborstenen Knochen, nur vorsichtig drapierte Arme und skelettierte Schlangenleiber. Diese Nerax waren hier langsam verendet.

Die warme Luft war trocken und kratzte in seinem Hals. Leere Augenhöhlen verfolgten jeden seiner behutsamen Schritte. Dieser ganze Raum vermittelte eine Schwere und Endgültigkeit, der er sich nicht entziehen konnte. Die versammelten Toten wirkten nicht

mehr wie blutrünstige Kreaturen, nur wie die schwermütigen Überreste einer vergangenen Zivilisation, eine Schar der Verzweifelten, die sich wie zum Schlafen auf den warmen Stein gebettet hatten, in Gedanken nur die kompromisslose Gewissheit, nie wieder zu erwachen.

Ein unvorsichtiger Schritt auf dem abschüssigen Untergrund brachte Drukil ins Stolpern und nur mit Mühe konnte er einen Sturz vermeiden. Sein Fuß traf einen ausgestreckten Arm, der unter der Berührung ohne den geringsten Widerstand zu braunem Pulver zerstob. Das Echo seines aufstampfenden Fußes erhob sich zwischen den Gebeinen, traf auf die runden Wände und wurde zwischen den verworrenen Schriftzeichen hin- und hergeworfen, umkreiste das Massengrab. Die vorwurfsvollen Blicke der Verschiedenen trafen ihn von allen Seiten.

„Der Vulkan brach aus, doch all das hier überdauerte. Der Berg selbst schützte die Gänge, während alles andere zerstört wurde. Vielleicht gelang es irgendeinem schnellen Wächter, das schwarze Tor rechtzeitig zu versiegeln“, vermutete Eara. Sie sprach nur leise, aber an diesem Ort klang selbst das noch wie ein gellender Schrei. Der kugelförmige Raum vervielfachte ihre kalte Stimme zu einem Chor der scheinbaren Gleichgültigkeit. „Die Nerax, die sich hier unten aufhielten, müssen sich zerrissen gefühlt haben. Auf der einen Seite die Ungewissheit, was jenseits dieser Hallen geschehen war. Hatte Solantis überdauert? Hatte irgendjemand da draußen überlebt? Aber auf der anderen Seite die Freude noch am Leben zu sein. Doch wie schnell wich die Freude der Verzweiflung, als ihnen aufging, dass der Stein, dem sie ihr Leben verdankten, zugleich zum Kerker geworden war. Als sie bemerkten, dass sie nur überlebt hatten, weil sie buchstäblich abgeriegelt waren und dass sie das schwarze Tor nicht mehr öffnen konnten. Als ihnen klar wurde, dass all ihre Vorräte nicht für eine Ewigkeit reichen würden. Der Riss, durch den wir hier eindrangten, wird damals noch nicht existiert haben.“

Die Dunkle Magierin stand vor einem besonders gut erhaltenen Skelett, dessen Oberkörper irgendwie seltsam aussah. „Sie zogen sich hierher zurück, um Frieden zu finden. Um mit dem Leben abzuschließen und auf den Tod zu warten. Vielleicht hat der ein oder andere auf Hilfe von außen gehofft, aber eigentlich war allen klar, dass diese Hilfe nicht kommen würde. Sie waren eingeschlossen von erhärtetem Stein und kochendem Wasser. Sie hätten übereinander herfallen können, um sich gegenseitig das Blut aus den Adern zu saugen und einige Stunden überleben zu können. Aber wozu das Unvermeidliche hinauszögern?“

Drukil trat näher zu Eara und begriff nun, was mit dem Skelett nicht stimmte. Ein weiteres Gerippe lag in seiner Brust, klein und zusammengerollt. Ein Kind, kaum geboren, kaum zum Leben erwacht, um dieses Leben schon wieder aushauchen zu müssen.

Plötzlich erstrahlte im Zentrum der runden Kammer ein flackerndes Licht von orangeroter Farbe. Drukil wich zurück. Hatte dir Rote Katze sich der vertrockneten Gebeine bemächtigt?

Zwischen den Skeletten formte sich ein grauer Umriss, der von einem sanften roten Schimmer umgeben war. Ein nebelhafter Schemen, zwei weiß glühende Augen... Ein Geist! Doch der Unterkörper mündete in einen langgezogenen Schwanz, der sich schwach über die Knochen schlängelte. Er war ein Nerax! Ein Gespenst aus vergangenen Zeitaltern, ein Zeuge der einstigen Pracht dieser Insel. *Die Seele eines Ermordeten, der in dieser Welt noch eine Aufgabe zu erfüllen hatte.*

Auf der Brust des Gespenstes strahlte ein rotes Dreieck. Es glühte heller als die weißen Kacheln und schien im Gegensatz zum Geist selbst aus fester Materie zu bestehen, gleichzeitig aber ein Teil von ihm zu sein.

Der Nerax schwebte über den Knochen unter der Kuppel und drehte langsam den Kopf. Der stechende Blick aus seinen weißen Augen schien durch die Eindringlinge einfach hindurchzugleiten und nur die unzähligen Gebeine zu sehen.

„Zserrana!“ Drukil zuckte zusammen, als die Gestalt ein klagendes Wispern ausstieß. Dann unterdrückte er sein Unbehagen, und näherte sich langsam dem Geist, besonders vorsichtig darauf bedacht, keine weiteren Körperteile zu pulverisieren. Die anderen blieben vorsichtig hinten und der Bär kratzte wild an seinen Ketten, wollte von dem Toten fortkommen, aber Drukil reihte einen behutsamen Schritt an den anderen, bis er nicht mehr weiter hätte gehen können, ohne Skelette zu zerstören.

„Hallo!“, brachte er hervor und unterdrückte die Bilder der entsetzlichen Wunden, die die geisterhafte Sporne im Gebirge hatte schlagen können. Der Nerax jedoch reagierte nicht. Er schwebte ziellos im Kreis, seine weißen Augen flackerten. „Zserrana!“ Lähmende Verzweiflung lag in diesem tonlosen Wort. Ohnmächtiger Zorn. Trauer, schwarz wie die Tiefe des Ozeans. Eine Ruhe jenseits des Wahns. Die schiere Unbegreiflichkeit der Katastrophe. Schuld, schwerer als das Meer. Verlorene Hoffnung.

Drukil streckte seine Hand aus, um den Geist auf sich aufmerksam zu machen, ohne zu wissen, ob das wirklich eine gute Idee war. Doch unmittelbar bevor seine Fingerspitzen in den grauen Dunst eintauchen konnten, zuckte der Nerax plötzlich zurück. Seine Augen zitterten, stolperten über die einsamen Gestalten, umgeben von Tod.

„Zserrana!“ Unglaube. Fassungslosigkeit. Hoffnung? Der Nerax verschwamm und bildete eine formlose Wolke, in deren Zentrum das rote Dreieck schwebte. Dann floh er wie der Schweif eines grauen Kometen zum Eingang der Kammer und bildete sich erneut. „Zserrana!“ Fast auffordernd klang sein Ruf.

„Ich glaube, der Geist möchte, dass wir ihm folgen“, sprach Thorn aus, was auch Drukil vermutete. „Ich bin mir nur nicht sicher, wie klug das wäre.“

„Und wer reinen Herzens ist, kann die strahlende Stadt betreten, den Gesängen der Geister lauschen“, flüsterte Leander. „Diese Höhlen könnten riesig sein, sich bis weit unter den Meeresspiegel fortsetzen. Unsere Zeit aber ist begrenzt.“

Mondhoch, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Nachdem sie Leander ihren gespenstischen Führer beschrieben hatten, schwiegen sie, einzig der Nerax selbst gab immer wieder ein ungeduldiges Zserrana von sich. Der Geist führte sie zielstrebig durch die schlauchartigen Gänge. Vermutlich hatte er in den letzten Jahrtausenden nichts anderes zu tun gehabt, als diesen Ort auswendigzulernen. An keiner der Abzweigungen zögerte er; zumeist wählte er denjenigen Weg, der am steilsten in die Tiefe führte, sodass sie immer weiter nach unten vorstießen. Die Hitze nahm mit jedem Schritt zu.

Sie durchquerten nicht nur kahle Gänge, sondern passierten auch wundersame Räume, in denen der tote Nerax keinen Herzschlag verweilte. Ein spiralförmiger Brunnen, aus dem eine goldene Flüssigkeit sprudelte. Einen Saal mit detaillierten Figuren ganz aus Licht. Ein ausgetrocknetes Becken, in dem das Gerippe einer dreiköpfigen Schlange lag. Eine dunkle

Höhle, an deren Wänden spitze Kristalle in unterschiedlichen Farben funkelten. Ein üppiger Garten voller seltsamer Pilze und roter Ranken, die in den vielen Jahrhunderten ihre angestammten Töpfe verlassen und alles andere überwuchert hatten, bewässert durch ein System aus Rohren, die Wasserdampf versprühten. Ein mit Spiegeln verkleideter Raum voller durchscheinender Konstruktionen, in denen stürmische Schatten waberten und die Drukil so schnell wie möglich hinter sich ließ. Eine Werkstatt, in der übergroße Rüstungen aus schwarzem Stein reglos um Tische voller metallener Schalen standen. Ein Gewölbe aus Eis inmitten der gewaltigen Hitze.

Schließlich erreichten sie eine Tür aus blau glühendem Mera, die zu einem Spalt offen stand, die halbrunden Türflügel hatten sich einfach in die gewölbte Wand hineingeschoben. Dahinter lag ein Raum, der sich von den übrigen zuallererst dadurch abhob, dass er nicht rund war, sondern die Form eines Würfels hatte. Die weißen Kacheln endeten an der blauen Tür, dafür wuchs in jeder Ecke des Raums ein weiß leuchtender Kristall. Dass die obligatorischen Schriftzeichen auf dem schwarzen Boden ebenso ausgeprägt waren wie an Wänden und Decke deutete darauf hin, dass kaum eine Schuppe sie abgeschmirgelt hatte. Hier war nicht oft jemand gewesen.

„Zserrana!“ Der Geist des Nerax’ wartete in der Tür und drehte sich zu ihnen um. Als seine Schwanzspitze sich dabei in den Raum schob, leuchtete das rote Dreieck auf seiner Brust plötzlich auf und orangene Blitze zuckten über seinen schemenhaften Leib. Der Geist zog sich gequält zusammen und verschwamm, pulsierte in der Luft, während das rote Dreieck unverändert glühte. Ein schrilles Zischen entwich dem Gespenst, ehe es rasch zurückwich und sich wieder ausformte.

„Du kannst nicht weiter?“, fragte Drukil erstaunt.

„Zserrana!“ Zwar schien der Nerax ihn nicht zu verstehen, doch seine ganze Haltung drückte sengenden Schmerz aus, dazu eine explosive Mischung aus Verzweiflung und Entschlossenheit. Er deutete mit einem nebligen Arm auf die gegenüberliegende Seite der Kammer. Zwei Gänge führten noch weiter ins Herz des Berges: Der linke Eingang war reich mit Reliefs verziert und dreieckig geformt, sodass die schwarzen Wände wie zu einem Dach zusammenliefen. Ein schwaches türkises Licht schimmerte aus ihm hervor.

Der andere Weg war unregelmäßig geformt wie gewachsen, die von unzähligen Rissen durchzogenen Wände glommen rot. Er führte steil nach unten und verströmte eine solche Hitze, dass Drukil sich ihm nicht zu lange zuwenden konnte.

Zwischen den beiden Eingängen, von den verschlungenen Glyphen umrankt, schimmerte etwas Rundes im Zwielflicht. Ein schwarzer Spiegel? Ohne einen Gedanken an die orangenen Blitze zu verschwenden, trat er näher. Er starrte auf das Ding, das sich aus dem Halbdunkel schälte: Ein symmetrischer Stein, schwarz funkelnd, von gezackten Sprüngen durchzogen, stellenweise waren Splitter herausgebrochen, die nirgendwo zu finden waren. Und der geborstene Stein starrte zurück. Eine grässliche Kreatur blinzelte ihm entgegen, ein symmetrisches Ungeheuer, das Spiegelbild seiner selbst, von den feinen Facetten in Millionen kleiner Splitter aufgeteilt und neu zusammengesetzt. Doch in der Dunkelheit verbarg sich noch mehr, lauernd, beobachtend, wartend, planend. Etwas toste innerhalb des schwarzen Steins, ein Sturm jenseits der Stille, eine Dunkelheit älter als das Licht, ewige Finsternis in einer stetigen Verwandlung.

Der Bär schrie gequält, alle seine Instinkte widersetzten sich dem dunklen Sog. *Zerstörte ordnung! Falscher schein!*

Drukil wollte sich abwenden und konnte es nicht. Eine düstere Faszination ging von diesem Stein aus, etwas zog ihn immer näher. Die Schwärze flüsterte verheißungsvoll.

Die Fassung des funkelnden Steins formte keinen Kreis, wie Drukil anfangs gedacht hatte, sondern war annähernd achteckig. Doch die acht Kanten waren nicht gerade, sondern rund, zusammengesetzt aus acht weiteren Linien, die sich aus noch winzigeren Ecken ergaben. Dieses Muster setzte sich immer weiter fort, bildete Oberfläche und Aufbau des Steins. Er war schillernde Dunkelheit, jede klare Kante war bei genauerer Betrachtung ein Mosaik aus runden Strukturen, die eigentlich selbst nur eckig waren.

Vernichtung! Dunkelheit! Zerstörung! Die panischen Triebe des Bären versanken in den Schatten des Steins, wurden von den immer kleineren Facetten in Einzelteile zerlegt und unschädlich gemacht. Drukil hatte gar keine andere Wahl, als sich immer näher vor die schwarze Oberfläche zu beugen. Sein Blick stürzte zusammen mit den schimmernden Mustern in immer dünnere Strukturen, winziger als die Ewigkeit. Seine goldbraunen Augen wurden von einer gleißenden Finsternis aufgesogen. Seine Nasenspitze berührte den Stein.

Er floh durch enge Gänge, das silberne Echo gleichförmiger Schritte ließ die Welt in seinem Herzen erbeben und ein Regen aus Perlmutter ging auf ihn nieder.

Ein flammender Dämon verging Jahrhunderte vor seiner Zeit, und eine Dunkelheit, die jedes Mitleid verschlungen hatte, verweigerte der Unschuld die Erlösung.

Ein Ring aus Silber schimmerte durch glitzerndes Wasser, Dunkelheit verschlang die Kette der Einheit.

Ein roter Stein, ein glühendes Dreieck, saugte Blut auf, und eine verlorene Seele fand in die Freiheit.

Er stand in einem Kreis schweigender Zeugen, brüllte vor Zorn, während eine Schlange sich in seine Seite fraß und ein Bär die weit geöffneten Türen eines zerbrochenen Kerkers verließ.

Er kauerte auf einer Lichtung in einem Wald aus kahlem Stein, wo der Sturm sein blindes Auge auf ihn richtete, schrie von sich den Schmerz des Verrats, dessen Opfer der Ungehörnte geworden war.

Er starrte in ein schwarzes Auge, erblickte das Grauen des Kommenden und schrie, schrie vor Schmerz, schrie vor Verzweiflung, schrie vor Zorn, schrie ohne Grund, während Hände ihn fortzertritten, schrie noch immer, als die Stimmen seiner Freunde langsam zu ihm durchdrangen, schrie und schrie ...

Drukil verstummte und blinzelte ins Zwielicht. Langsam erkannte er die Helden von Andor, die sich besorgt über ihn beugten. „Drukil!“, flüsterte Chada heiser. „Beruhige dich! Wir sind da. Alles ist gut.“

Er keuchte und setzte sich langsam auf. „Was ... Was ist geschehen?“

„Ich dachte, du könntest uns das sagen... Du bist einfach durch den Raum gegangen, zu diesem seltsamen Stein, dann hast du hineingeschaut und plötzlich angefangen zu schreien.“

Drukil sah sich um und sofort fiel sein Blick wieder auf den zersprungenen Stein. Die Facetten funkelten böseartig und lockend zugleich. Drukil schloss die Augen. „Dieser schwarze Stein hat mir seltsame Bilder gezeigt, die ich selbst nicht verstehe. Es war ... vielleicht die Zukunft? Aber so verworren...“ Er legte seine Hand auf den Schwertgriff und hörte sogleich, wie die anderen zurückwichen. Er konnte es ihnen nicht verdenken, sie wussten nicht, was in ihn gefahren war. Er wusste es ja selbst nicht.

Langsam öffnete er die Augen wieder und vermied es, zum Stein zu blicken. „Ich habe mich selbst gesehen. Ich habe geschrien. Aber da war noch mehr, Dinge, die sich mir

entziehen. Ach, ich weiß es nicht!“ Er rappelte sich auf. „Nur eines habe ich wirklich erkannt: Ein rotes Dreieck, das Blut aufsaugt. Ein Dreieck, das genau so aussah.“ Drukil zeigte zitternd auf das Gespenst, das noch immer unbeeindruckt in der blauen Tür schwebte, und das rot glühende Dreieck auf seiner Brust.

Leander lachte leise. „*Und wenn er den Göttern sein Blut opfert, so werden die Toten erlöst, und er selbst kann die Schätze von Solantis bergen.*“

„Du meinst, wir sollten unser Blut auf das rote Dreieck geben, um den Geist zu erlösen?“, fragte Ken Dorr zögernd. „Brauchen wir ihn nicht noch?“

„Ich weiß nicht, was wir tun sollten!“, schrie Drukil. „Ich glaube, durch dieses Dreieck kann der Nerax nicht weiter. Und wenn wir Blut darauf tun, wird diese Grenze aufgehoben. Aber es war dieser Stein, der mir das gezeigt hat. Und dem vertraue ich noch weniger als dir.“ Ken Dorrs graue Augen verengten sich beleidigt.

„Leander, weißt du, was dieses Wort bedeutet, dass er die ganze Zeit von sich gibt?“, fragte Eara teilnahmslos. „Oder könntest du etwas aus der Gemeinen in seine Sprache übersetzen, damit wir mit ihm kommunizieren könnten? Er scheint uns nicht zu verstehen.“

Der Seher schüttelte bedauernd den Kopf. Eara musterte den Geist und fragte langsam: „Was wolltest du uns zeigen? Warum sind wir hier?“

„*Zserrana!*“

„Zwecklos“, murmelte Thorn. „Ich schlage vor, wir machen das mit dem Blut. Er scheint uns nicht schaden zu wollen.“

Drukil biss sich auf die Lippe. „Also gut“, sagte er verhalten. Er zog sein Schwert ein kleines Stück aus der Scheide und drückte seine Hand in die Schneide.

Mit ausgestreckter Hand näherte er sich dem Geist in der blauen Tür. Die beiden weiß glühenden Augen richteten sich auf das Blut, das über seine Handfläche rann. Der Nerax waberte unruhig und reckte ihm das glühende Dreieck entgegen. Offensichtlich wollte er befreit werden.

Drukil zögerte, seine Hand unmittelbar hinter der unsichtbaren Grenze, die der Nerax nicht überschreiten konnte. „Was geschieht, wenn ich das tue?“, fragte er.

„*Zserrana!*“

Mit seiner unblutigen Hand tastete nach dem roten Dreieck. Es war tatsächlich eine flache Scheibe, die dort in der Luft schwebte, warm, aber nicht heiß.

„*Zserrana!*“, fauchte der Nerax, die Augen gierig auf das Blut gerichtet. Drukil tastete sich durch die Barriere, die für ihn nicht existierte. Der Geist versuchte vergeblich, nach dem Blut auf seiner Hand zu haschen. In dem Moment, in dem der neblige Arm in Drukils Haut verschwand, wurde er plötzlich in einen Strudel gerissen. Er sah Bilder, Erinnerungen, die nicht seine eigenen waren. Ein von Tentakeln umrahmtes Gesicht, das zu ihm sprach. Ein Sonnenaufgang am Fuße eines schwarzen Berges, auf dem sich durchscheinende Gebäude drängten. Lange Prozessionen von Nerax, die sich zum Gebet versammelten. Und zwei orangefarbene Augen in der Dunkelheit.

Frühe Nacht, Tag des Lichten Ausgleichs 4648 v.A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Mrr-Slaol schlängelte sich durch das Allerheiligste, die Drei Wände setzten sich vor und hinter ihm scheinbar ewig fort. Vorsichtig blickte er sich um, seine Tentakeln ringelten sich über den dreieckigen Leuchtkristall auf seiner Brust. Niemand war in der Nähe. Das Volk

feierte weiter oben die Nacht, die lang wie der Tag war. Oder besser, die kümmerlichen Überreste des Volkes, die sich nicht abschrecken ließen von den Bildern, die der Schwarze Stein ihm gezeigt hatte.

Mrr-Slaol erschauerte. Das Unheil durfte nicht geschehen! Der Schwarze Stein hatte ihm nicht nur die Vernichtung gezeigt, sondern auch die Hoffnung. Es war seine Aufgabe, alles zu retten, selbst zu diesem Preis.

Nochmals blickte er über seine Schulter. Kein anderer Nerax war ihm gefolgt. Wieso auch? Er war der Hohepriester, der Hüter des Schwarzen Steins, das Sprachrohr der Götter, der Höchste Kristallomant, der Flammenberührte. Niemand würde ihm misstrauen.

Er glitt in die Kammer des Schwarzen Steins und in den Roten Gang, den er erst in über zweihundert Jahren hatte betreten wollen.

„Du solltest nicht hier sein.“

Mrr-Slaol erstarrte und drehte sich um. Zwei orangene Augen schwebten wie glimmende Kohlen in der Dunkelheit. „Erneuerin!“, hauchte er. „Meine Herrin! Meine Göttin!“

„Gib dir keine Mühe, wir wissen von deinen Taten“, sprach sie. Trauer lag in ihrer reinen Stimme. Sie hob eine Hand, und darin lag der tote Samen, den er nicht gut genug verborgen hatte. Ein einzelner roter Leuchtkristall hatte sich in seiner verschrumpelten Schale verfangen. „Fast zu spät hätten wir davon erfahren. Hast du das Wasser der Zeit bereits mit Gift versetzt?“

Mrr-Slaol sagte nichts. Er konnte sie nicht anlügen. Der Versuch wäre töricht, sie durchschaute jede Täuschung.

„Also ist der Baum des Anbeginns nicht mehr zu retten. Und den Samen hast du hierhergebracht, um ihn ebenfalls zu zerstören, nicht wahr?“

„Es war die einzige Option!“, kreischte er verzweifelt. „Ich habe gesehen, was uns erwartet. Ich habe Eure Machtlosigkeit gesehen. Wenn nicht einmal die Götter uns erretten konnten, wer dann? So lange habe ich die Zukunft durchsucht, so lange habe ich nach einem anderen Ausweg geforscht, aber wozu? Der Schwarze Stein kann nicht lügen.“

„Du verwechselst Möglichkeit mit Wirklichkeit, Hohepriester. Du bist so vermessen, dass du zu verstehen glaubst, was nicht zu verstehen ist. Auch wir wurden geblendet. Wir haben den Wohlstand gesehen, den der Schwarze Stein diesem Ort bescheren würde, nicht aber die Verheerung.“

Mrr-Slaol blickte seine Göttin an. „Bitte! Lasst nicht zu, dass all das hier untergeht. Ich habe die Ehernen Gesetze stets geachtet, habe den Baum gepflegt und alle Leuchtkristalle auf der Insel belassen. Aber jetzt steht mehr auf dem Spiel. Bitte, befreit uns von euren Regeln!“

Sie glitt elegant aus den Schatten und wartete neben dem Schwarzen Stein. „Es steht mehr auf dem Spiel, als du dir überhaupt vorstellen kannst, kleiner Nerax. Du willst Freiheit? Du weißt nicht, was dieses Wort überhaupt bedeutet. Du kennst keine Freiheit. Wir aber, wir sind zu ihr gezwungen.“

Sie presste eine Hand auf den Schwarzen Stein. Es knackte, Risse zuckten durch die Dunkelheit. Der finstere Kristall platzte auf, die schwarzen Splitter verwandelten sich noch während ihres Sturzes in dunklen Nebel, den die Göttin mit ihrem Atem einfing. Ein Zucken durchlief sie. Etwas verließ sie, hinterließ nur Leere. Mrr-Slaol spürte, wie sich etwas veränderte. Wie sich alles veränderte.

Plötzlich schrie sie gequält. Ihre Augen öffneten sich und gewaltiges Entsetzen flackerte darin. „Dies also ist der Weg des Schicksals. Diese Prüfung also ist uns auferlegt. Du hast

recht, Hohepriester. Die Ehernen Gesetze haben zu lange gegolten. „Ihr Blick richtete sich auf den Samen in ihren Händen. „Es wird Zeit, den zukünftigen Baum des Anbeginns in Sicherheit zu bringen. An eine fremde Küste, wo das Feuer ihm nichts anhaben kann.“

Mrr-Slaol hechtete vor; sein geschuppter Schwanz stieß sich kraftvoll vom schwarzen Untergrund ab. Er durfte das nicht zulassen. Er musste den Samen vernichten!

Ihr Stab durchbohrte ihn noch im Sprung. Es hieß, er sei aus der Rinde des Baumes selbst gefertigt. Die Göttin hatte sein Leben mit einem heiligen Artefakt beendet, unter anderen Umständen eine große Ehre. Doch jetzt überkam ihn nur Verzweiflung. „Muss ihn ... vernichten ...“, röchelte er.

Ein grüner Blitz, und die Göttin verschwand. Zusammen mit dem Samen und dem roten Leuchtkristall. Mrr-Slaol stürzte zu Boden, da kein Stab ihn mehr hielt. An eine fremde Küste... Die Göttin hatte ihr eigenes Gesetz gebrochen! Kein Leuchtkristall durfte die Insel verlassen, ansonsten ...

Ein grauenhaftes Knirschen ertönte, ein Schwall aus Hitze traf ihn von hinten, aus Richtung des Roten Ganges. Ner-Vaagsela war frei! Es war nicht das Ende, das der Schwarze Stein ihm offenbart hatte, aber es war ebenso ein Ende. Alles war verloren. Mrr-Slaol hatte versagt. Seine Kiemen blähten sich ein letztes Mal, ein letztes Wort entwich seinem Mund. Er wünschte so sehr, er hätte es geschafft. Den Samen zu ... „Vernichten!“

Späte Nacht, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Drukil riss seine Hand zurück. Blickte in die weiß glühenden Augen des Geistes. „Zserrana!“, hauchte der Nerax. Hauchte Mrr-Slaol. Drukil wankte zurück in die Kammer, wohin der Geist ihm nicht folgen konnte. Die anderen warfen ihm befremdete Blicke zu, aber Drukil wusste, was er tat. Das Gespenst durfte um keinen Preis freikommen! Die Seele eines Ermordeten, der in dieser Welt noch eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Der Nerax hatte noch eine Aufgabe zu erfüllen. Eine Aufgabe, der er sich ganz und gar verschrieben hatte. Zserrana. Vernichten.

„Eine kluge Entscheidung“, flüsterte eine beißende Stimme aus dem Halbdunkel. Fassungslos hob Drukil den Blick zum dreieckigen Gang. Auch die anderen fuhren herum. Sie mochten erstaunt sein, aber höchstens Ken Dorr erkannte vielleicht die Stimme, die zu einem Wesen gehörte, das Drukil nur aus Beschreibungen kannte. Und aus einer Erinnerung, die nicht seine eigene war.

Zwei orangene Augen schwebten wie glimmende Kohlen in der Dunkelheit. Mrr-Slaol fauchte und krümmte sich zusammen, das rote Dreieck blitzte auf.

„Weniger klug war es dagegen, hierherzukommen“, ergänzte Kenvilar, die Tückische.



I – Freiheit und Meeresschaum

Späte Nacht, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Thorn hatte sein Schwert in der Hand, noch ehe er wirklich realisiert hatte, wer da aus dem Zwielflicht zu ihnen sprach.

„Warum seid ihr hier? Geht es euch um den zukünftigen Baum des Anbeginns?“, erscholl die unangenehme Stimme erneut, dann glitt ein Schatten ins spärliche Licht der weißen Kristalle. Ein übergroßer Körper mit hellblauer Haut. Listige Augen voller Bosheit, orange glühend, über einer feinen Nase mit geschlitzten Nasenlöchern und einem schwarzen Mund voller nadelspitzer Zähne. Haare, die wie verrottender Seetang über nackte Schultern fielen. Ein gewundener Stab, doppelt so groß wie Thorn, aus dunklem Holz gewachsen. Ein riesiger, schlangenartiger Leib, von glitschigen blauen Schuppen bedeckt, der sich in der Dunkelheit verlor.

Erinnerungen stiegen in Thorn auf, an eine geschnitzte Tafel in einem Raum aus Ziegeln, die eine Frau mit Schlangenkörper zeigte, ein großes Schwert in ihrer Hand. An Ken Dorr, wie er ihnen ausführlich alles beschrieb, was er über jedes einzelne Mitglied des Ewigen Rates wusste, ohne die faszinierende Arglist zu erwähnen, die sie mit jeder Faser ausstrahlte, die Thorn zugleich in ihren Bann schlug und abstieß. Und Erinnerungen an ein unsauberes Dreieck auf einer Luke im Boden – ein Dreieck wie das, welches der tote Nerax auf seiner Brust trug.

„Hat der Dieb euch dazu angestiftet, oder war es eure eigene Dummheit?“, fuhr Kenvilar fort. Dass sie mittlerweile alle ihre Waffe gezogen hatten – sogar Ken Dorr – schien sie nicht im Mindesten zu beeindrucken.

„Warum seid Ihr denn hier?“, fragte Chada mit fester Stimme. „Ebenfalls auf der Suche nach der toten Frucht?“ Sie umklammerte ihren Bogen und hatte einen Pfeil in der anderen Hand.

„Euretwegen!“, behauptete die Tückische höhnisch grinsend. „Eigentlich wollten wir euch meiden, damit der Schwarze Herold nicht argwöhnisch wird, aber wenn ihr schon bis hierher kommt... nun, das müssen wir natürlich nutzen.“

Sie deutete beiläufig auf Ken Dorr und die weißen Kristalle in den Ecken des Raums wuchsen rasend schnell, falteten sich auseinander, mauerten ihn ein. Der Dieb hatte kaum Zeit, den Mund zu öffnen, dann war er unter einer durchsichtigen Kuppel gefangen. Durch den Kristall sah Thorn verzerrt, wie er vergeblich an die Wand klopfte und etwas schrie, aber kein Laut kam hindurch.

Thorn wich entsetzt zurück und versuchte, Abstand von den Kristallen zu halten, nur um festzustellen, dass sie plötzlich überall waren. Sie breiteten sich aus wie gläsernes Unkraut, wie ein weißer See, der sich in den Raum ergoss. Den orientierungslosen Leander erwischte es zuerst, die Kristalle umgaben seine Füße und wuchsen an ihm empor, bis er sich nicht mehr bewegen konnte. Sie waren zu schnell, der Boden war schon größtenteils bedeckt ... Durch Ausweichen allein würden sie nicht gewinnen. Kenvilar musste ausgeschaltet werden, ehe sie alle eingeschlossen wären!

Doch als Thorn den Kopf hob, waren da gleich fünf dreieckige Gänge anstatt einem, und eine identische Kenvilar in jedem davon. Als der Moment der Verwirrung verstrich, hatten die Kristalle seine Füße bereits erreicht und umschlangen seine Beine. Thorn wollte sie zerschlagen, aber plötzlich sah er keine Kristalle mehr, sondern Chadas Gesicht, zehntausendmal reflektiert, in Stein erstarrt, ihre grünen Augen sahen ihn furchtsam an.

Eine Illusion! Es ist nur eine Illusion! Thorn schloss die Augen und schlug mit seinem Schwert nach dem Panzer um seine Beine. Die Waffe wurde ihm aus der Hand gerissen und ein schriller Schrei erklang, in Chadas Stimme, voll von Schmerz und bitterer Enttäuschung. Thorn erstarrte entsetzt und merkte kaum, wie etwas immer weiter an ihm hochwuchs. Langsam veränderte sich der Ton, aus dem Schrei wurde ein glasiges Klirren und als er die Augen wieder aufschlug, waren Chadas Gesichter verschwunden und er war bis zum Hals von weißem Kristall eingeschlossen wie von einer funkelnden Rüstung. Wo sein Schwert getroffen hatte, zeigte sich nicht einmal ein Kratzer. Verzweifelt blickte er sich um und hoffte auf die anderen.

Drukil und Eara waren inzwischen ebenfalls gefangen, Chadas Oberkörper noch frei, sodass es ihr zumindest noch gelang, einen Pfeil auf eine der fünf Kenvilars abzufeuern. Das Geschoss durchquerte sie ungehindert und prallte irgendwo hinter ihr gegen eine unsichtbare Wand. Das Trugbild kräuselte sich und der falsche Gang verschwand, zusammen mit drei anderen. Doch auch die verbliebene Kenvilar im echten Gang löste sich auf, dafür echote ihre Stimme ohne erkennbaren Ausgangsort durch den Raum: „Die Quelle! Was ist sie? Wo ist sie?“

Verzweifelt wandte Thorn seinen Kopf hin und her. Mit Ausnahme von Ken Dorr, der hilflos unter der Kristallkuppel stand und versuchte, mit seinem Dolch ein Loch hineinzuschlagen, waren auch die anderen nur bis zum Hals eingeschlossen. Anscheinend ging es Kenvilar nicht darum, sie zu töten.

„Welche Quelle?“, fragte Leander ruhiger, als Thorn es gekonnt hätte.

„Die Quelle des Schwarzen Herolds!“, flüsterte ihre Stimme plötzlich direkt an Thorns Ohr. Er keuchte und drehte seinen Hals, soweit er es vermochte. Sie befand sich unmittelbar hinter ihm, ihren geschuppten Schlangenkörper hatte sie auf dem von Kristallen bedeckten Boden eingerollt, sodass ihre leuchtenden Augen genau auf Höhe von seinen waren. Verachtung verzerrte ihre fast menschlichen Gesichtszüge. „Bitte sagt nicht, dass ihr keine Ahnung habt, wovon ich rede. Bitte sagt nicht, dass ihr eure Zeit für eine Reise hierher verschwendet habt, ohne seine Quelle aufgespürt zu haben.“

Plötzlich brach ein Sturm aus Dunkelheit über ihn herein, schwarzer Nebel verschluckte den Kristall und toste auf Kenvilar zu. Klingen formten sich aus der Schwärze, jede einzelne davon auf sie gerichtet, und alle zugleich stießen zu. Doch die Dunkelheit verdampfte, wo sie die blaue Haut berührte. Die wirbelnden Schatten zischten und und tobten, wirbelten umeinander und wichen zurück. Eara schrie auf, Thorn wusste nicht ob vor Überraschung oder Schmerz. Sie zeigte schon zu lange kein Gefühl mehr, als dass er sie noch einschätzen konnte.

„Dunkle Magie? An diesem Ort?“, fauchte Kenvilar zornig. „Ausgerechnet gegen mich? Wie kannst du Ahnungslose es wagen?“ Die Haut der Tückischen begann blau zu glühen, die Dunkelheit zog sich zu Eara zurück. Die Magierin riss ihren Kopf hin und her, ihre Haare flatterten in einem Wind, den Thorn nicht spürte. Er sah, wie ihre schwarze Hand sich unter dem Kristall verformte und verkrampfte, wie die Dunkelheit sich ohne Befehl in Schmerzen wand und die Finger zu formlosen Schemen verwischten.

„Hört auf!“, verlangte Chada, nur Thorn hörte ihre Verzweiflung.

Kenvilar kicherte hämisch. „Das Lustige ist, dass ich gar nichts tue. Die Finsternis verkraftet meine Gegenwart nicht.“

Das blaue Glühen ließ nach und Eara erschlaffte in ihrer Kristallhülle, ihr Kopf sank herab. „Arkanum“, hauchte sie schwach. „Hätte es wissen können.“

„Können wir jetzt reden?“, fragte Kenvilar gelangweilt. Sie ließ ihren kalten Blick über die im Kristall Eingeschlossenen schweifen und eine tiefe Belustigung lag darin. Als amüsierte sie sich über einen Witz, den nur sie selbst verstand. „Ich frage zum letzten Mal: Was wisst ihr über die Quelle des Schwarzen Herolds? Wo ist sie? Habt ihr sie hier?“

„Wir suchen selbst nach ihr“, behauptete Leander, eine beeindruckend glaubwürdige Niedergeschlagenheit lag in seiner Stimme.

„Diese offensichtlichen Lügen öden mich an!“, fauchte Kenvilar abfällig. „Ich durchschaue dich besser als die, die du Freunde nennst. Niemand kann mich täuschen! Ihr wisst etwas darüber, ihr habt sie bereits aufgespürt. Was ist sie? Oder ... wer? Ist einer von euch die Quelle? Weigert der Schwarze Herold sich deswegen noch immer, euch einfach zu töten? Weil er damit auch sich selbst vernichten würde?“

Sie musterte die Gefangenen nacheinander und schien dabei mehr zu untersuchen als nur ihr Äußeres. „Nein, keiner von euch. Sein Mörder vielleicht, dieser Wolfskrieger? Oder die Rietburg, die er so unbedingt einnehmen möchte? Antwortet!“

Sie ließ sich am zersprungenen schwarzen Stein nieder, sodass sie von ihnen allen zugleich gesehen wurde. „Warum wollt ihr nichts sagen? Seht ihr nicht, dass wir auf derselben Seite stehen? Dass auch die Mächte des Meeres kein Interesse an einem Ewigen Rat haben, der die Welt aufteilt? Dass wir nur das Gleichgewicht bewahren wollen?“

Ihre Stimme säuselte wie eine sanfte Meeresbrise, eine betörende Melodie schwang darin mit. Plötzlich wurde Thorn von einer sanften Wärme eingelullt, von der Gewissheit durchströmt, dass er Kenvilar vertrauen konnte. Sie war Jahrtausende alt, weise und klug, eine gütige Göttin, was zählte dagegen schon sein schwacher Geist? Wie vermessen war es von ihm, gegen sie aufbegehren zu wollen? Rückblickend erschien ihm sein Verhalten wie das eines bockigen kleinen Kindes! Warum erzählten sie ihr nicht einfach von der Krone, die sie mit Kommandant Mart zur Rietburg geschickt hatten? Kenvilar wollte doch das gleiche wie sie. Sie würde besser wissen, was zu tun war. Es wäre nicht mehr Verantwortung der Helden von Andor, den Ewigen Rat aufzuhalten. Weshalb sollte er sich diese Last aufbürden, wo er doch nur Frieden wollte?

„Wisst ihr, was die Quelle des Schwarzen Herolds ist?“, fragte Kenvilar unendlich sanft. Sofort nickte Thorn, die anderen taten es ihm gleich.

„*Zserrana!*“, kreischte der Geist in der Tür, nur zwei Schritt von Thorn entfernt. Kenvilar warf ihm einen strafenden Blick zu, orangene Blitze zuckten aus dem Dreieck und flackerten durch den Nerax. Die Fassade der vertrauenswürdigen Göttin bekam Risse. Doch nein, eine gute Mutter musste Aufsässigkeit bestrafen, das war nur richtig so.

„Habt ihr die Quelle hier?“

Thorn begann schwerfällig mit dem Kopf zu schütteln, da sah er Chada. Sie hielt die Augen geschlossen und zitterte am ganzen Leib, ihr Gesichtsausdruck kündete von großem Schmerz. Was lehnte sie sich auch auf? Die Aufsässigen mussten bestraft werden...

Das sind nicht deine Gedanken! Kurz schreckte er aus seiner Benommenheit auf. Er bemerkte das verklärte Lächeln auf seinem Gesicht, spürte, dass der Bann schon wieder mit aller Macht zurückkehrte. Er biss sich in die Wange, bis Blut in seinen Mund strömte, aber auch der Schmerz konnte das blinde Vertrauen nicht beseitigen, das ihn erneut auszufüllen begann wie einen leeren Krug. Er musste schnell handeln! Sein Blick huschte umher, fiel auf die widerspenstige Chada, auf Kenvilar, wunderschön und vertrauenswürdig, alt wie das Meer – *Nein, nicht zu Kenvilar! Schau woandershin!* – auf Drukil, in dessen Augen blinde Verehrung und rohe Wildheit miteinander kämpften, auf den Geist in der Tür und das rote Dreieck auf dessen Brust – *Nur zwei Schritt entfernt! Mach schon, bevor es zu spät ist!* – und er biss noch fester zu, ohne die Teilnahmslosigkeit vertreiben zu können, er neigte seinen Kopf und konnte schon nicht mehr sagen weshalb, begann wieder mit einem stupiden Kopfschütteln – er schürzte seine Lippen und spuckte aus.

Kurz traf ihn Kenvilars ungeteilte Aufmerksamkeit und der Wunsch nach Unterwerfung durchflutete ihn. Wenn der Kristall ihn nicht gehalten hätte, er hätte sich zu Boden geworfen. Dann war es schlagartig vorbei.

„Du Narr!“, kreischte die falsche Göttin empört. Thorn blinzelte zum Geist, der im Türrahmen schwebte. Sah das Blut, das in dem roten Dreieck verschwand und die Risse, die den Stein plötzlich durchzogen. Die orangenen Blitze lösten sich auf und das rote Glühen flackerte und erlosch. Die Überreste des Dreiecks rieselten zu Boden.

Das Gespenst stieß ein triumphierendes „*Zserrana!*“ aus, seine weißen Augen erstrahlten. Dann verdichtete es sich zu einer grauen Kugel und floh den Gang hinauf. Etwas durchlief Thorn, passierte ihn ungehindert und erreichte den Geist. Der Tunnel veränderte, verzerrte sich, dehnte sich aus. Aus einem Schritt wurden zwei, zehn, hundert. Die verschlungenen Schriftzeichen schlugen Wellen, die Steigung am anderen Ende des Ganges rückte in immer weitere Fernen, je schneller der Geist sich bewegte. Verblüfft sah Thorn zu Kenvilar. Sie hatte die Augen geschlossen und ihre Lippen bewegten sich stumm.

„Liegt euch etwas am Baum des Anbeginns?“, erklang plötzlich ihre unangenehme Stimme. Die Worte entsprangen nicht ihrem Mund. „Der Geist, den ihr so voreilig entfesselt habt, möchte ihn vernichten. Wenn ihr ihn aufhalten wollt, bringt mir einen Stein aus dem Roten Gang. Aber beeilt euch, ich kann ihn nicht mehr lange zurückhalten!“

Thorn blinzelte. Der Baum des Anbeginns ... Kenvilar sprach vom Baum der Lieder! Aber wenn überhaupt wäre seine Zerstörung in ihrem Interesse! „Ihr lügt doch!“, rief Thorn kopfschüttelnd, mehr konnte er noch immer nicht bewegen.

„Sie sagt die Wahrheit!“, entgegnete Drukil bedrückt. Skeptisch betrachtete Thorn den Hautwandler. Seit er in diesen zersprungenen schwarzen Stein gesehen hatte, verhielt er sich seltsam. Wurde er womöglich von Kenvilar kontrolliert?

Nein! Sie durften einander nicht misstrauen. Ihre unverwüstliche gegenseitige Treue, ihre Loyalität, ihre Geschlossenheit, das unterschied sie vom Ewigen Rat. Sie konnten nur gewinnen, wenn sie zusammenhielten, während er sich aufspaltete. Vielleicht hatte Drukil es gesehen, als er in den Stein blickte, vielleicht als er das Gespenst berührte. Thorn musste ihm einfach glauben.

„Aber wie sollen wir einen solchen Stein holen?“, fragte Chada verzweifelt. Sie schien zu einem ähnlichen Schluss gekommen zu sein wie Thorn.

Dunkler Nebel wallte auf und kroch zum viel zu heißen Gang, Earas Augen waren fest auf das rote Gleißer gerichtet. Doch da erscholl erneut Kenvilars Stimme, schneidend und zornig: „Keine Dunkle Magie an diesem Ort!“

„Anders können wir diesen Stein nicht holen! Die Kristalle halten uns“, empörte sich Thorn.

„Kristalle? Welche Kristalle?“, fragte Kenvilars körperlose Stimme voll von Hohn, den ersten Anzeichen der Anstrengung in ihrem alterslosen Gesicht zum Trotz.

Fassungslos starrte Thorn auf den glitzernden Panzer, der ihn einschloss. Auf die Kristalle überall im Raum. Das konnte doch unmöglich ... Als hätte jemand einen Schleier gehoben, sah er plötzlich nur noch schwarzen Stein vor sich. Die weißen Kristalle leuchteten stumm und harmlos in ihren Ecken. In seinen Muskeln verklang nur langsam eine ungeheure Spannung. Thorn suchte das Schwert, das ihm beim Schlag gegen den Kristall aus der Hand gerissen worden war, nur um festzustellen, dass er es noch immer in der Hand hielt. Die anderen standen starr und schienen nicht fähig, mehr als ihre Köpfe zu bewegen. Ken Dorr stocherte mit seinem Dolch in der Luft herum, bearbeitete ein Gefängnis, das nicht existierte.

Thorn hob einen Fuß. Es war die einfachste Sache der Welt. Seine Freunde öffneten fassungslos die Münder, als er zwischen ihnen hindurch zum rot leuchtenden Gang eilte. Was sie wohl sahen?

Der Gang stürzte steil abwärts und war durchzogen von wenig vertrauenerweckenden Rissen, die dem flimmernden roten Gleißer so etwas wie Struktur verliehen. Die sengende Hitze, die ihm entgegenschlug, ließ jeden Atemzug schmerzen.

Er ließ sich auf die Knie fallen, die angesichts der hohen Temperatur sofort lautstark protestierten. Da seine Augen in der Hitze tränten und ihm nicht weiterhelfen konnten, versuchte Thorn, einen kleinen Stein zu ertasten, doch seine Hände zuckten reflexhaft zurück, sobald er den Untergrund berührte. Er strich immer wieder kurz über den Boden, der von den Rissen abgesehen viel zu glatt war. Schließlich gestand er sich ein, dass er so nicht weiterkommen würde. Seine Hand hielt über einem der Risse an. Wo, wenn nicht dort unten, wo der Stein zertrümmert war, würde er einen geeigneten Brocken finden? Er senkte seine Finger, doch die fühlten sich sofort an, als würden sie in Flammen stehen.

Alle Herausforderungen des Körpers werden vom Kopf entschieden! Du kannst nicht siegen, wenn du nicht daran glaubst.

Thorn biss die Zähne zusammen und griff beherzt nach unten. Kurz konnte er lockere Steinchen ertasten, ehe die Haut nur noch Hitze vermeldete. Ohne etwas zu spüren, schloss er seine Hand und zog sie stöhnend aus dem Spalt. Dann sprang er auf und hastete blind aus der Gluthitze des Ganges. Erst als der Schmerz etwas nachließ und sich seine tränenden Augen beruhigten, sodass er unscharf die ersten Brandblasen erkannte, traute er sich, seine Faust zu öffnen. Darin lagen drei rot leuchtende Steinchen.

Er wankte zu Kenvilar. Sie stützte sich schwer auf ihren langen Stab, ihr Gesicht war zu einer Grimasse verkrampft, ihre Lippen bewegten sich unaufhörlich. Der tote Nerax war längst aus Thorns Sichtweite verschwunden, aber vermutlich hielt er sich noch immer im stets wachsenden Gang auf. Die Glyphen waren inzwischen nicht mehr zu erkennen, so gestreckt war die runde Wand hinter der blauen Tür. Die haarfeinen Fugen zwischen den weißen Kacheln waren zu Abgründen geworden.

Thorn hob einen der roten Steine und zögerte. Wie weit konnte er Kenvilar vertrauen. „Gib schon her!“, fauchte ihre Stimme, verzerrt und wie aus weiter Ferne.

„Und dann? Wenn der Geist wie auch immer wieder besiegt ist, wie geht es dann weiter?“

„Wir reden! Keine Tricks mehr, keine Täuschungen!“, versprach Kenvilar. „Nur gib mir den Stein!“

Er holte tief Luft und legte den Stein in ihre ausgestreckte Hand. Wenn er Drukil vertrauen wollte, welche Wahl hatte er dann schon?

In dem Moment, in dem der rote Stein ihre blaue Haut berührte, veränderte der gedehnte Gang sich erneut. Zunächst hielt Thorn es für eine Sinnestäuschung, bis die lautlose Veränderung immer auffälliger wurde: Der Gang krümmte sich, zog sich zur einen Seite hin zusammen, und blieb zugleich schnurgerade. Einen Wimpernschlag lang sah Thorn den Gang entlang, Windung um Windung, immer wieder dieselben Passagen, im steten Kreislauf, und am anderen Ende der Unendlichkeit sah er sich selbst, fasziniert in die eigenen Augen blickend. Dann war der Moment vorbei und die Verformung des Tunnels endete mit einem plötzlichen Ruck, mit dem die Realität wieder in ihre Ordnung zurückfand. Eine graue Kugel schoss aus dem Gang genau in ihre Kammer, wirbelte verwirrt umher, schwach war der Umriss eines Nerax' zu erkennen, aus dessen weißen Augen Entsetzen glühte, dann streckte Kenvilar ihren Arm vor und schlug den roten Stein in den Geist hinein. Orangene Blitze zuckten hervor, breiteten sich in dem Geist, aber auch über ihren Arm aus. Beide wurden umspinnen von flackernden Fäden aus Licht. Kenvilar öffnete ihre Augen und sie leuchteten blendend hell. Thorn wich zurück, aber nicht schnell genug. Ein einzelner Blitz zuckte auch zu ihm herüber und er spürte nur noch SCHMERZ, unerträglich, brennend, brüllend. Weißes Licht erstrahlte vor seinen Augen und er krümmte sich zusammen, schrie gequält auf.

Langsam wich die Pein. Er spürte Hände auf seinem Gesicht und als das weiße Glühen verklang, beugte sich Chada über ihn. Anscheinend war es auch ihr endlich gelungen, die Illusion zu durchbrechen. Keuchend setzte Thorn sich auf, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Kenvilar den roten Stein durch die blaue Tür schleuderte und das Netz orangener Blitze sich auflöste. Dann sank sie entkräftet zu Boden, ihr geschuppter Schwanz zuckte leicht. *Was musste sie durchleiden, wenn schon ein einzelner Blitz...?*

„Zserrana!“, hauchte der Geist, der sich vor der Tür ausgeformt hatte. Er starrte in die Kammer, sein Blick voll Zorn und Niedergeschlagenheit. Dann verdichtete er sich und flog geschlagen davon, das Licht des neuen roten Steins in seinem Zentrum war schon bald nicht mehr zu sehen.

Nach und nach entkamen auch die anderen aus ihrer Starre, zum Schluss trat Ken Dorr durch die Wand, die nur noch er sehen konnte. Er schritt zu Kenvilar, die sich langsam zusammenrollte und schwach den Kopf hob. „Was machen wir mit ihr?“, fragte er mit gerunzelter Stirn und hob sein Schwert.

Thorn sah ihr in die orangenen Augen und seufzte: „Wir reden.“

Späte Nacht, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

„Folgt mir!“, flüsterte Kenvilar, nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte. Thorn war sich nicht sicher, ob es wirklich richtig gewesen war, sie ausruhen zu lassen, aber sie zeigte keine Feindseligkeit. Schwerfällig glitt sie voran in den dreieckigen Gang. Er war hoch und breit genug, dass sie sich zumindest in der Mitte nicht zu ducken brauchte.

Sie waren erst wenige Schritt weit gekommen, da stoppte Kenvilar plötzlich und warf ihnen einen missbilligenden Blick zu. „Diese beiden nicht“, verlangte sie und deutete auf Eara und Ken Dorr, die hinten liefen.

„Wir lassen niemanden zurück“, erwiderte Chada unbeugsam.

Kenvilar lächelte verächtlich. „Das ist ein Fehler. Ken Dorr ist nicht vertrauenswürdig und die Dunkle Magierin wird sich der Finsternis nicht mehr lange verweigern können. Eines Tages wird sie ihr erliegen.“

„Ich werde nicht zulassen, dass es so weit kommt“, verkündete Eara ernst. Thorn wusste nicht genau, was sie damit meinte, doch etwas an dieser Aussage weckte Sorge in ihm. Eara war gnadenlos, gegenüber anderen, aber auch gegenüber sich selbst.

Kenvilar verharrte kurz, dann nickte sie langsam und fixierte Ken Dorr. „Bleibt der Dieb. Ihr seid sicher, dass er mitkommen muss?“

Drukil reagierte nicht, doch alle anderen zeigten mehr oder weniger deutliche Zeichen der Zustimmung. Ken Dorr schien davon am überraschtesten zu sein. „Das bedeutet mir wirklich ...“

Weiter kam er nicht. Kenvilar presste ihre Hand auf seine Stirn, er schrie kurz auf und verstummte dann, sein Gesicht verlor jegliche Regung. Als Kenvilar ihn losließ, prangte ein kleiner, schwach glühender grüner Edelstein auf seiner Stirn.

„Was habt Ihr mit ihm gemacht?“, rief Chada entsetzt.

„Sein wacher Geist schläft nun. Er hört und sieht nichts mehr von dem, was um ihn herum geschieht.“ Kenvilar wandte sich ab und folgte dem Gang. „Ihr solltet Ken Dorr nicht vertrauen. Er spielt ein dreifaches Spiel und benutzt euch und den Ewigen Rat, um seine Ziele zu erreichen“, ergänzte sie. „Hat er erwähnt, dass er im Auftrag des Ewigen Rates bei euch ist? Dass er von jedem von euch ein Haar entwendet und es dem Schwarzen Herold überreicht hat?“

Sie warf einen kurzen Blick über ihre Schulter. Zweifelsohne entgingen ihr nicht die misstrauischen Blicke, die sie alle dem stumpfsinnig hinter ihnen hertrottenden Dieb zuwarfen.

Thorn stellte seine argwöhnischen Gedanken hintenan. Sie sollten nicht über Ken Dorr urteilen, während der Dieb selbst nichts dazu sagen konnte, und Kenvilar durfte sie nicht spalten. „Jetzt geht es nicht darum, wie weit wir ihm trauen können“, erwiderte er schließlich, „sondern wie weit wir Euch trauen können. Ihr sagtet, keine Tricks mehr, aber der Kristall auf Kens Stirn spricht eine andere Sprache. Woher wissen wir, dass Ihr uns nicht wieder blendet? Woher wissen wir, dass nicht das alles hier eine weitere verdammte Sinnestäuschung ist?“

„Eure Sinne sind derart jämmerlich, dass es kaum einen Unterschied machen dürfte, ob ich sie täusche oder nicht“, antwortete Kenvilar abfällig. „Wenn überhaupt würde ich euren

Verstand verwirren. Aber erstens wäre ich noch nicht in der Verfassung dazu, zweitens habe ich entschieden, es mit Kooperation zu probieren. Genügt das?“

Thorn schwieg. Was sollte er schon fragen? Es gab keine Möglichkeit für ihn, festzustellen, ob er die Wirklichkeit vor sich sah. Ihm blieb nichts anderes, als Kenvilar zumindest hierbei zu vertrauen. Sie alle hatten sich entschlossen, ihr zu folgen, ohne zu wissen, ob sie zu einer Falle oder einem Friedensangebot geführt wurden.

Nachdenklich musterte Thorn seine Umgebung, suchte nach Ungereimtheiten, die auf einen Trick hindeuteten. Die allgegenwärtigen Schriftzeichen bedeckten auch hier alle drei Wände, obwohl die Künstler offensichtlich Schwierigkeiten gehabt hatten, die verschlungenen Formen über die Ecken hinweg fortzusetzen. Beleuchtet wurde der Gang durch ein blaugrünes Licht, das seinen Ursprung weiter vorne hatte und das immer heller wurde, je weiter sie gingen.

„Hat einer von euch in den Schwarzen Stein geblickt?“, wollte Kenvilar plötzlich wissen, ohne innezuhalten.

„Ja! Ich!“ Drukil klang, als gestehe er ein schändliches Verbrechen.

„Dann wäre es besser, wenn ich dich töte“, überlegte Kenvilar beiläufig.

Thorn verspannte sich und legte einen Hand auf den Griff seines Schwertes. „Wir werden das nicht zulassen!“, drohte er. „Was soll so schlimm sein an diesem Stein?“

„Die in Kristall gezwängte Freiheit offenbart die Möglichkeit des Kommenden nicht ohne Grund.“ Sie seufzte schwermütig. „Doch ihr habt ohnehin schon miteinander kommuniziert, ob er jetzt weiterlebt oder stirbt ist von untergeordneter Bedeutung.“ Sie schien nicht gewillt, Drukil anzugreifen und Thorn entspannte sich etwas. Sein Schwert jedoch ließ er nicht wieder los.

„Dieser Geist ... weshalb wollte er den Baum der Lieder zerstören? Und weshalb wolltet Ihr das nicht?“, fragte Chada misstrauisch.

„Vor seinem Tod glaubte er, diesen Ort dadurch retten zu könne“, erklärte Kenvilar verhalten. „Sicher, jetzt wäre er längst zu spät. Doch für die Gestorbenen gelten andere Regeln. Sie kümmern sich kaum noch um die Gründe ihrer Wünsche. Sie tun alles, um ihr Ziel zu erreichen, selbst wenn dieses Ziel jeden Sinn verloren hat. Noch ein Grund, weshalb der sogenannte Schwarze Herold so gefährlich ist.“

Sie stampfte mit ihrem Stab auf, als sie den Herold erwähnte, und fuhr dann fort: „Die Quelle dieses Geistes jedenfalls ist der Baum des Anbeginns selbst, daher konnten wir ihn nicht einfach vernichten. Sicher, als der Zyklus vollendet war und ein neues Samenkorn existierte, hätten wir es zulassen können. Doch wann immer einer der Bäume zerstört wird, wird die Ordnung der Welt geschwächt. Weshalb hätten wir das zulassen sollen? Unter großen Mühen ketteten wir ihn an diese Insel. Eine Möglichkeit, die für einen gewissen anderen Geist leider ausscheidet, solange er den Baum des Vergehens kontrolliert.“

Die letzten Worte murmelte sie leise für sich, ehe sie ganz verstummte, dennoch zweifelte Thorn nicht daran, dass sie nichts gesagt hätte, von dem sie nicht wollte, dass es gehört wurde. Sie durften sich nicht von ihr beeinflussen oder ablenken lassen! Schweigend richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf seine Umgebung.

Etwa alle zehn Schritt bemerkte er ein seltsames Muster an beiden Wänden und dazwischen auf dem Boden, das sich von dem schwarzen Stein und den verworrenen Glyphen abhob. Ein gleichseitiges Dreieck, gebildet aus drei kleinen Edelsteinen, die zwei unteren Ecken grün und blau, die Spitze rot. Von jeder der Ecken zeigte eine weitere Linie zum Mittelpunkt des Dreiecks. Wo sie sich trafen, war ein kunstvoller goldener Baum in den

Stein eingelassen, in dessen Zentrum eine merkwürdige Vertiefung war. Eine leere Halterung womöglich?

Chada folgte seinem Blick und runzelte ihre Stirn, als sie das Symbol bemerkte. „Der Goldene Baum... das ist das Zeichen von Mutter Natur!“

„Nein, ist es nicht!“ Kenvilar blickte müde über ihre Schulter und winkte sie weiter. „Die Dreieinigkeits führte den Goldenen Baum in ihrem Siegel, Jahrtausende bevor ein sogenannter Prophet eure Religion erfand. Und auch wir waren nicht die ersten Götter mit diesem Symbol.“

„Du behauptest, Mutter Natur sei eine Erfindung? Woher kannst du das wissen?“, fragte Leander voll aufrichtiger Neugierde.

„Dass irgendeine Entsprechung existiert, möchte ich nicht ausschließen. Es gibt Indizien, Einmischungen ohne Urheber, ungelöste Rätsel, für die sie eine Antwort böte. Aber wenn sie existiert hat sie nicht viel gemein mit der Gottheit, zu der ihr betet.“

„Und was hat es mit Eurem Siegel auf sich?“, wollte der Seher wissen.

„Diese Welt kann nur bestehen durch ein Gleichgewicht von Werden und Vergehen, von Erneuerung und Verfall. Ich, Kenvilar, die Tückische, bin die Jüngste der Drei Mächte. Ich schuf mich selbst aus Meeresschaum und einer Prise Freiheit. Ich bin die Erneuerin, die Schaffende, ich schütze und vertrete den Anbeginn.“ Sie hob ihre Hand und eine Kugel aus grünem Licht erschien darin, schwebte im stets gleichen Abstand vor ihr.

„Auf der anderen Seite ist Oktohan, der König der Tiefe, dessen Volk schon vor Äonen verging. Er kennt die Vernichtung und ihre Notwendigkeit. Er reinigt das Meer, sorgt dafür, dass das Entstehende niemals Überhand gewinnt.“ Sie platzierte ein blaues Licht neben dem grünen.

„Auf dem Fundament von Schöpfung und Auslöschung beruht die Ewigkeit. Sie benötigt das Gleichgewicht, und ist zugleich seine Bedingung. Arkteron, der Herr der Stürme, Erster unter den Geistern des Windes, wählte die Ewigkeit für sich, sie zu behüten und zu bewahren, obgleich sie immer unerreichbar blieb.“ Sie setzte ein drittes Licht, rot wie Blut, über die beiden ersten.

„Wir drei schlossen ein Bündnis, festigten die Balance des Meeres. Wir schworen, uns mit all unserer Macht für den Erhalt der Ordnung einzusetzen, was es auch kosten möge. Keiner von uns ahnte, wie sehr wir die letzten Worte bereuen würden. Wir sind Götter, doch wir sind auch fehlbar.“ Blasse Linien verbanden die drei Lichter zu einem Dreieck.

„Ihr seid keine Götter!“, protestierte Chada.

Kenvilar lachte höhnisch. „Ach nein? Und warum nicht? Weil wir sterben können? Weil wir grausam sind? Nichts davon macht uns mehr oder weniger zu Göttern! Was bedeutet es, ein Gott zu sein?“ Sie wandte ihr Gesicht zu Chada, ihre Augen glühten bedrohlich. „Es bedeutet, das Gleichgewicht zu achten und zu bewahren. Es bedeutet, frei von irdischen Zwängen zu sein. Es bedeutet, Ordnung aus dem Chaos zu schaffen. Nicht mehr und nicht weniger.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, widmete Kenvilar sich wieder dem vor ihr schwebenden Dreieck. „Anfang, Ende und Ewigkeit beruhen allesamt auf dem Gefüge der Zeit. Entstehen bedeutet, dass etwas wird, das zuvor nicht war, Vergehen bezeichnet das Gegenteil dessen, und die Ewigkeit gewinnt erst durch das Verstreichen von Zeit an Bedeutung.“ Im Zentrum des Dreiecks bildete sich das gelb leuchtende Abbild eines Baumes.

„Der Goldene Baum ist also ein Symbol für die Zeit?“, hakte Thorn nach.

„Ja, aber auch für mehr. Für das Bringen von Opfern. Für die Ordnung. Für alles. In eurer Religion heißt es, Mutter Natur habe die Welt aus dem Chaos geschaffen, doch das ist eine Irrlehre. Es war die Dunkelheit, die das Licht gebar. Ein Licht, so hell, dass die Finsternis weichen musste. Ein Licht, so hell, dass *alles* hätte weichen müssen, wäre es nicht freiwillig verblasst, um das Gleichgewicht zu wahren. Der Goldene Baum steht für dieses Licht, oder für den letzten Schimmer, der noch davon verblieben ist.“

Sie verfielen in Schweigen. An den Wänden, in den sich wiederholenden Zeichen der Mächte des Meeres, erhellten inzwischen Lichter ihren Weg, grün an der linken und blau an der rechten Wand. Thorn besah sich eines der Lichter näher. In der Mitte des Goldenen Baumes, wo weiter vorne eine leere Vertiefung gewesen war, leuchtete hier ein zersplitterter Kristall, vom Fels selbst in Form gehalten. Behutsam strich Thorn über die scharfkantige Oberfläche. Kurz meinte er, mehr zu spüren als nur die Kühle des Kristalls. Da war ein Anflug von vergangener Macht, ein Gefühl von Vitalität, das Erkennen ungenutzter Möglichkeiten...

Thorn atmete aus und die Empfindung verschwand. Was war das? Auch wenn das Licht identisch war, hatten diese Kristalle hier nichts zu tun mit den Merasteinen oder den Lichtquellen im Raum mit dem Schwarzen Stein. Sie waren nicht einfach nur Lampen.

„Hört auf zu trödeln!“, rief Kenvilar genervt und Thorn ließ seine Hand widerwillig sinken. Zögernd betrachtete er die Reihen aus Kristallen an beiden Wänden und die leeren Dreiecke auf dem Boden. Dann folgte er ihr.

Späte Nacht, 10. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Eine weitere Tür aus blauem Mera beendete den dreieckigen Gang. „Ich habe euch hierhergeführt, um euch die Augen zu öffnen. Um euch zu beweisen, dass der Ewige Rat auch unser Feind ist“, erklärte Kenvilar ernst. Sie berührte die Tür mit ihrem Stab und die beiden Flügel öffneten sich lautlos. Dahinter lag ein riesiges Gewölbe, in tiefe Dunkelheit getaucht. Die Tückische glitt hinein, die Helden folgten ihr argwöhnisch.

Eara hob ihren Stab und ein dunkelblaues Feuer flackerte auf. Kurz sah Thorn die Schatten gigantischer Äste, dann blickte Kenvilar erbost über ihre Schulter und das Licht wurde gewaltsam abgewürgt.

Eara keuchte auf. „Das war keine Dunkle Magie!“, protestierte sie schwach.

„Dunkle Magie und Zauberei sind einander ähnlicher, als euch weisgemacht wird. Beide beeinflussen das Wesen aller Dinge. Vom Verstärken der Ordnung zu ihrer Vernichtung ist es nur ein kleiner Schritt. Was glaubt ihr, weshalb die Zauberei ausgerechnet in Hadria so verbreitet ist? Was glaubt ihr, warum wir die Insel über viele Jahrhunderte hinweg mit Stürmen und anderen Plagen heimsuchten?“

Kenvilar schien keine Antwort zu erwarten. Sie entfachte ein klares grünes Licht, das aus der Spitze ihres Stabes strahlte und die Grotte erhellte. Sie standen vor dem Skelett ein kolossalen Baumes, der die gesamte Höhle ausfüllte und dessen Wurzeln sich in den Stein gruben.

„Was wisst ihr über diesen Ort hier?“, fragte Kenvilar in die Runde.

„Wissen? Nichts!“ Leander schüttelte den Kopf. „Wir kennen nur eine alte Geschichte. Solantis, die Gleißende Stadt, war eine frühe Hochkultur, die jedoch eines Tages im Meer

versank, als der Ewige König Myranon sich gegen seine Götter auflehnte. Wie sieht Eure Version der Geschichte aus?“

Kenvilar lächelte schwach. „Der Name Solantis ist nur eine Wortneuschöpfung aus verschiedenen Begriffen der Sprache des Nordens. Und die Nerax, die an diesem Ort lebten, wären entsetzt gewesen, dass ihre stolze Republik in den Geschichten von einem König beherrscht werden würde. Das nur am Rande.“

Schlagartig erlosch ihr Lächeln. Trauer senkte sich über ihr Gesicht. „Als wir Mächte des Meeres uns zur Dreieinigkeit zusammenschlossen, waren wir schon Jahrtausende alt und hatten unzählige Fehler mitangesehen. Wir wollten die Jungen Völker davor schützen, dieselben Fehler zu begehen. Also offenbarten wir uns einigen Nixenwesen, gaben ihnen Ratschläge, lehrten sie lange verschollenes Wissen, bis sie uns nach ein paar Jahrhunderten als ihre Götter akzeptierten. Dann brachten wir sie zu dieser Insel, zum Baum des Anbeginns.“

Mit ihrem Stab deutete Kenvilar auf den toten Baum. „Wir weihten unser neues Volk in die Geheimnisse dieses Ortes ein. Wir nutzten die Macht des Baumes, schufen Frieden und vergrößerten unser Einflussgebiet. Damals glaubten wir, wenn wir über viele Anhänger befehlen könnten, könnten wir diese Macht benutzen, um das Gleichgewicht zu wahren. Wir glaubten, auch die Sterblichen würden die Zerbrechlichkeit dieser Welt begreifen. Wir hielten Wissen und Fortschritt für etwas Gutes, bestärkten die Nerax in ihrer Suche danach. Wir glaubten, das Bestehende verbessern zu müssen, anstatt es zu erhalten. Wir waren vielen Irrtümern erlegen. Unser größter Fehler jedoch war es, mit der Macht des Baumes den Schwarzen Stein zu schaffen. Wir Narren dachten, auch Ausschnitte des Kommenden würden es uns ermöglichen, die Zukunft zu formen. Wir gewährten sogar unseren treuesten Dienern Blicke in den Schwarzen Stein, und während unser Reich erblühte, bekamen wir alle nur gezeigt, was wir sehen sollten.“

Kenvilar setzte sich in Bewegung, glitt langsam auf einen großen Riss in der Rinde des toten Baumes zu. Ihre Stimme war schwer von Schuld. „Schließlich wurde einer unserer Hohepriester, dessen Geist ihr vorhin begegnet seid, getäuscht. Er glaubte, den Baum des Anbeginns und dessen Samenkorn zerstören zu müssen. Ohne den Schwarzen Stein oder das Wissen, welches wir ihm verrieten, hätte es so weit nicht kommen können, so aber vergiftete er den Baum und war kurz davor, auch den Samen zu vernichten. Kein Plan konnte uns helfen, doch das Schicksal wies uns den Weg: Um alles zu retten, mussten wir opfern, was uns am meisten bedeutete. Unser Reich, unsere Stadt, übergaben wir den Flammen. Wir befreiten das Feuer, dessen Energien dieser Ort anzapfte, aus seinem kristallinen Kerker. Als wir es wieder in seine Schranken gewiesen hatten, waren wir verändert. Um unser Opfer zu ertragen, mussten wir alles Gute von uns stoßen. Unsere Herzen waren gebrochen, unsere naiven Vorstellungen ausgebrannt, und wir erneuerten unseren Schwur. Wir hatten begriffen, dass wir nicht gleichzeitig all die kleinen Leiden dieser Welt und das Ende der Ordnung bekämpfen können. Dass Wissen nicht zu Verständnis führt, dass die Gier der Sterblichen ihre Vernunft immer übertrumpfen wird. Wir suchten all unsere Diener auf, die wir in die Ferne geschickt hatten, und ermordeten sie. Wir zerschlugen unseren eigenen Glauben, vernichteten alle, die etwas über die Bäume wussten. Wir bereinigten unsere Fehler, beseitigten jeden, der der Ordnung gefährlich werden könnte und sorgten dafür, dass das alte Wissen wieder in Vergessenheit geriet.“

Sie senkte ihren Kopf und die dunklen Haare verbargen den Ausdruck in ihren Augen. „Heute weiß kaum jemand mehr über uns als einige Schauernmärchen. Unsere Untaten sind

bekannt, nicht aber unsere Ziele. Wenn Arkterons kalter Atem ganze Landstriche verwüstet, wenn Oktohan Schiffe zerschlägt und Flotten auf den Meeresgrund zieht, wenn ich Zwietracht säe und Konflikte anheize, dann niemals ohne Grund.“

„Welcher Grund soll das sein?“, fragte Thorn ungläubig. „Wenn auch nur ein Bruchteil dessen stimmt, was über die Mächte des Meeres erzählt wird, dann gibt es dafür keine Rechtfertigung!“

„Niemand ohne Grund!“, wiederholte Kenvilar kalt. „Die Ordnung der Welt ist alt und brüchig, wie die dünne Farbschicht eines Gemäldes. Sie braucht Pflege und Aufmerksamkeit, sonst wird sie rissig. Ganze Stücke brechen auf und von den Rändern her verschwindet sie ganz, bis nur noch die leere Leinwand bleibt. Und glaubt mir, niemand von uns kann das wollen. Wenn wir Seher verfolgen und töten, dann weil sie zu viel sehen könnten. Wenn wir alte Schriften suchen und verbrennen, dann weil wir genau so etwas wie den Ewigen Rat verhindern wollen. Wenn wir unsere Schöpfung Warx, den König der Nerax, anweisen, sein Volk in den Krieg gegen die Menschen zu führen, dann weil Frieden zu Wohlstand führt, Wohlstand zu Fortschritt, Fortschritt zu Wissen! Zu viel Wissen aber führt euch in den Untergang, lässt euch die gleichen Fehler wiederholen. Und wir können nicht immer zur Stelle sein.“

„Also tötet ihr unzählige Menschen, damit wir dumm bleiben?“, resümierte Eara skeptisch.

„Euer Leid ist euer Schutz. Was kümmern uns irgendwelche Menschen, oder Zwerge, oder Nerax? So viele Kulturen sind vergangen, so viele Völker ausgelöscht, auch ihr werdet dieses Schicksal eines Tages teilen. Was wisst ihr noch über die Temm, die Titanen, die Vitaa-Rii, die Zschzchrah? Ihr seid kleine Kinder, die im Badezuber planschten und jetzt glauben, den Ozean zu kennen! Wenn ihr ein Spiel spielt, dann sorgt ihr euch nicht darum, wie viele Spielsteine geschlagen werden, sondern nur um den Sieg.“

„Das ist kein Spiel! Es ist die Wirklichkeit!“, hauchte Chada.

Kenvilar seufzte leise und duckte sich, um durch den Riss im Holz zu passen. Dahinter war der Baum ausgehöhlt, nur die Rinde existierte noch. In der Mitte standen die zerstörten Überreste eines großen grünen Kristalls. „Die Wirklichkeit ist ein Spiel, Bogenschützin! Doch wir sind nicht die einzigen, die es spielen. Wie besiegt ihr einen Feind, den ihr nicht kennt, der euch jedoch ganz genau kennt? Der von jedem eurer Gedanken, jedem eurer Pläne, jeder eurer Ideen schon weiß, ehe sie in eurem Kopf entstanden? Der weiß, wie ihr handelt und was ihr seid, wie ihr euch verhaltet und wie ihr reagiert? Wie besiegt ihr einen Feind, der euch besser kennt als ihr selbst, der die Welt versteht, wo ihr raten müsst? Der alles versteht außer sich selbst? Wie besiegt ihr einen Feind, der jede Regel des Spiels begreift, und der die Position aller Steine kennt? Der weiß, dass die Steine den Regeln folgen müssen und nur entlang bestimmter Wege gezogen werden dürfen? Der weiß, welche Steine er setzen muss, um dem Spiel sein Ende aufzuzwingen?“

Sie schüttelte bedächtig den Kopf und näherte sich dem Kristall. „Güte und Erbarmen machen die Niederlage zur Gewissheit. Vertraut mir, die Dreieinigkeit spielt dieses Spiel schon zu lange. Wir sind Wächter im Verborgenen, die sich nur noch gelegentlich einmischen. Wir sind Götter, die jeden Spielstein aus dem Spiel nehmen, der am falschen Platz ist. Und der Ewige Rat ist ein solcher Spielstein.“

Das Licht auf ihrem Stab erlosch, der zerstörte Kristall leuchtete hell genug. „Wir wollen das Hadrische Meer nicht beherrschen! Das taten wir früher, und es lenkte uns nur ab. Wir wollen keine Macht! Was nützte sie uns, als all das hier zugrundeging? Die Zerstörung des

Baumes öffnete uns die Augen. Wir hatten den Samen, der alle Macht beherbergte, aber wir pflanzten ihn in die Küste eures Waldes. Wir woben einen Fluch über die Bäume, denn kein anderer Gott sollte unseren Fehler wiederholen und die Macht eines Baumes missbrauchen.“

Kenvilar senkte ihre Stimme. „Schon seit Ewigkeiten bringen wir die Samen vom Baum des Anbeginns und des Vergehens in Sicherheit, verbergen und bewachen sie hier. Ihr habt ihre Überreste auf dem Weg hierher in unseren Siegeln gesehen. Seit der Katastrophe gibt es kein besseres Versteck als eine Insel, die nur eines von fünfhundert Jahren auftaucht.“

Thorn stockte der Atem. Er dachte zurück an die Kristalle an den Wänden, blau und grün. Werden und Vergehen. An die leeren Vertiefungen, die noch darauf warteten, gefüllt zu werden. Und an die unzähligen Nischen, in denen ein solcher Kristall bereits spross. Zehn Schritt, fünfhundert Jahre. *Wie lange schon ...?*

„Und wie hängt dieses Auftauchen mit den Samenkörnern zusammen?“, hakte Leander nach.

„Sterbliche!“, stöhnte Kenvilar. „Überall seht ihr einen Zusammenhang! Die Ordnung dieser Welt ruht auf mehr als einer Säule, und sie alle müssen regelmäßig erneuert werden. Eine nützliche Koinzidenz, mehr nicht.“

Kenvilar stoppte vor dem Kristall. Thorn bemerkte, dass er ausgehöhlt war, im Inneren lag eine dunkle Kugel, nur verschwommen zu erkennen.

„Ich habe euch hergeführt, um euch das hier zu zeigen: Dies ist der Samen, den zu suchen der Schwarze Herold uns beauftragt hat. Den Samen vom Baum des Vergehens fand er vor uns, diese Frucht aber hatten wir schon längst hierhergebracht. Wir widersetzen uns dem Ewigen Rat auf unsere Weise. Er verbreitet das Wissen um die Bäume, missbraucht die Macht des Vergehens, ist eine Bedrohung für das Gleichgewicht – er ist auch unser Feind. Es gibt nichts, was er uns bieten könnte.“

„Keine Macht vielleicht“, überlegte Thorn. „Aber Rache für den Tod Oktohans.“

„Wir wollen keine Rache“, versicherte Kenvilar. „Wir wussten von euch, schon ehe ihr in den Norden kamt. Ihr habt gegen den mächtigsten Dunklen Magier aller Zeiten gekämpft und den letzten Drachen getötet. Ihr habt das entflohene Eis besiegt, und obwohl noch ein Dutzend Jahre zur vollen Pentahektode fehlten, habt ihr damit nur den Fehler anderer beseitigt und die Temm wussten, was sie zu tun hatten. Doch euren Sieg über den König der Tiefe verdankt ihr nicht eurem Geschick, nicht eurer Kraft, nur einer ungünstigen Verstrickung verschiedener Kausalketten. Ihr habt nur euren vorbereiteten Weg beschritten, seid einem Plan gefolgt, den ihr nicht verstandet. Ihr wart nur ... Spielsteine. Ja, ihr habt die Waagschalen ins Ungleichgewicht gebracht, ihr habt die Balance des Meeres zerstört, und nur diesem größtenwahnsinnigen Geist ist es zu verdanken, dass sie jetzt wiederhergestellt ist. Doch wir hassen euch eben so wenig wie das Wetter an jenem Tag.“

„Dass Ihr den Ewigen Rat nicht mögt bedeutet nicht, dass Ihr Euch gegen ihn auflehnt. Der Schwarze Herold hat bereits angedroht, die Mächte des Meeres zu vernichten“, stellte Eara fest.

„Aus diesem Grund geben wir vor, auf seiner Seite zu stehen. Doch wir würden niemals eine solche Störung einfach tolerieren! Wenn wir uns mit ihm arrangieren, wenn wir von unserem jetzigen Pfad abweichen würden, dann wäre unser Opfer sinnlos geworden! Versteht ihr nicht? Es würde dem, was wir aufgaben, seine Bedeutung nehmen! Alle an diesem Ort wären umsonst gestorben, wenn wir zulassen, dass das Wissen um die Bäume wieder Verbreitung findet. Wir könnten das nicht dulden! Wir könnten nicht schon wieder alles verlieren, was uns ausmacht!“

Ihre Stimme brach. Thorn bezweifelte, dass das unabsichtlich geschah, dennoch musste er feststellen, dass er ihr glaubte.

„Sagt mir, was die Quelle des Schwarzen Herolds ist“, bat Kenvilar. „Die Dreieinigkeit wird den Ewigen Rat zum geeigneten Zeitpunkt zerschlagen und den Baum des Vergehens in Sicherheit bringen, das schwöre ich.“

Thorn wechselte einen unsicheren Blick mit Chada. Die Mächte des Meeres hatten Schreckliches getan und würden es auch weiterhin tun. Doch standen sie in dieser Sache nicht auf derselben Seite?

„Was wird aus uns?“, fragte Leander zaghaft. „Ihr habt über Jahrhunderte jeden vernichtet, der etwas über die Herzen der Mutter wusste. Wir gehören dazu. Viele unserer Freunde und Verbündeten gehören dazu. Warum solltet Ihr uns verschonen, wenn wir erst von der Quelle berichtet haben?“

„Du bist so klug, Seher!“, zischte Kenvilar verächtlich. „Ja, ich kann es nicht leugnen: Alle Eingeweihten müssen vergessen. Wir können ihre Erinnerungen manipulieren. Doch wer sich dem verweigert, muss sterben.“

Thorns Hand schloss sich fester um den Griff seines Schwertes. Chada zog einen Pfeil aus ihrem Köcher und erklärte ernst: „Ich fürchte, das kommt nicht in Frage. Und auch die tote Frucht können wir euch nicht überlassen, wenn ihr sie verwenden wollt, um das Wissen um die Herzen auszumerzen.“

„Ihr habt noch immer nicht begriffen!“, fauchte die Tückische zornig. „Der Samen ist bei uns am sichersten! Wir haben unsere Lektion gelernt, wir können und werden die Macht keines Baumes mehr anwenden. Doch ich muss euch ein letztes Mal bitten, mir den Ort der Quelle zu ...“

Ein dumpfes Grollen ertönte. Der grüne Kristall erzitterte, der ausgehöhlte Baum erbebte und ächzte besorgniserregend. In Kenvilers Augen flammte etwas auf, für einen kurzen Moment nur: Furcht! Thorn war sich sicher, soeben zum ersten Mal eine Regung gesehen zu haben, die er nicht bewusst gezeigt bekommen hatte.

„Ich habe es ihnen verboten!“, flüsterte Kenvilar entsetzt. Sie sah durch die Wand des Baumes, vermutlich erblickte sie mehr als nur totes Holz. „Die Situation hat sich soeben geändert“, erklärte sie gepresst. „Ich bin bereit, euch den Samen zu überlassen, wenn ihr etwas für mich erledigt.“

„Was ist geschehen?“, fragte Eara ruhig.

Kenvilar richtete ihren Blick auf die Magierin. „Das Feuer wurde befreit. Wenn niemand es aufhält, wird die Welt in einem Flammensturm vergehen. Ihr müsst es besiegen!“

„Kenvilar, die Tückische, die uralte Göttin, ist auf unsere Hilfe angewiesen?“, bezweifelte Leander.

„Der Geist hat mich geschwächt, und meine Macht wird anderweitig benötigt, wenn das hier nicht in eine Katastrophe münden soll. Das Feuer muss eingefangen werden, aber es darf nicht sterben. Dafür bin ich zuständig.“

Sie tippte den Kristall an und er zerfiel in hunderte Splitter. Darin lag eine schwarze Kugel, ähnlich einer Frucht vom Baum der Lieder, doch schwarz und rissig, wie verkohlt. Aus dem Inneren strahlte ein grünes Licht hervor. „Das ist der Samen, den zu erlangen ihr hergekommen seid! Tut, was ich von euch verlange, und er gehört euch.“

Thorn schüttelte den Kopf. „Wie sollen wir ein Feuer bekämpfen können? Und woher sollen wir wissen, dass es wirklich so gefährlich ist, wie Ihr behauptet?“

„Eilt zum Roten Gang, und all eure Fragen werden sich aufklären!“, versprach Kenvilar ungeduldig. „Jetzt ist keine Zeit für langes Reden! Ein Dämon erwartet euch! Wenn ihr gewonnen habt, folgt dem Roten Gang. Wir treffen uns am Abgrund!“

Sie beugte sich herab und nahm den Samen. Dann zögerte sie kurz und flüsterte etwas, woraufhin der Edelstein auf Ken Dorrs Stirn kurz aufblinkte und der Dieb aufkeuchte. Er wankte und sah sich verwirrt um. „Was ist ...“ Sein Blick fiel auf Kenvilar mit der toten Frucht in der Hand und er wich zurück.

„Verratet ihm nicht mehr, als nötig ist“, verlangte sie. „Und vergiss nicht, Eara!“, ergänzte sie mit hörbarer Verachtung. Es war das erste Mal, dass sie einen von ihnen mit Namen ansprach, bemerkte Thorn. „Keine Dunkle Magie an diesem Ort!“

Die Göttin aus Freiheit und Meeresschaum leuchtete grün auf, dann waren sie und die tote Frucht verschwunden.

Morgendämmerung, 11. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Keuchend verließ Thorn den dreieckigen Gang und stützte sich an der Wand der Kammer ab, wobei er darauf achtete, dem Schwarzen Stein nicht zu nahe zu kommen. Da der gesamte Berg immer stärker erzitterte, hatten sie zu rennen begonnen, nur dass zugleich auch die Temperatur anstieg. Thorn fluchte, als seine Hand zu schmerzen begann, weil sie an der viel zu heißen Wand lag. Jede Oberfläche glühte, eine drückende Hitze erfüllte die ausgestorbenen Gänge und der Schweiß verdampfte noch auf seiner Haut. Er hatte Durst, doch sie hatten ihre Vorräte auf dem Schiff gelassen.

„Wo bleibt Ken Dorr?“, fragte Thorn ungehalten, nachdem alle anderen ebenfalls die Kammer erreicht hatten

„Komme schon!“, keuchte seine hohe Stimme, dann wankte auch er in die Kammer. „Ihr glaubt nicht wirklich, dass Kenvilar uns die tote Frucht überlassen wird, oder?“
Anscheinend hatte irgendjemand ihn bereits in aller Kürze aufgeklärt.

„Wir werden sehen“, erwiderte Chada beherzt, dann wandte sie sich dem Roten Gang zu, der nicht länger rot war. Das Gleißeln seiner Wände war so hell, dass er weiß schien, strahlend wie die Sonne. Thorn konnte ihn nicht lange ansehen, sondern musste rasch seine Augen zusammenkneifen. Das blendende Licht flutete die Kammer und überstrahlte die Kristalle in den Ecken bei weitem.

Plötzlich erklang eine Stimme aus der Tiefe, fauchend und unmenschlich: „Nein, nicht ... nicht wehtun ... will nicht! Niemandem! Wir sind viele, wir sind einsam, ich bin einsam. Allein mit den Stimmen! Alleeeiinn!“

Eine plötzliche Hitzewelle schlug ihnen entgegen und der gequälte Schrei erstarb. „Ja! Ja, ja, ja! Fort! Fort von den Flammen! Aber sie folgen uns. Nein, tun sie nicht! Sie sind überall! Um uns, bei uns, in uns! Wir müssen uns von ihnen befreien! Den Schmerz bekämpfen! Bekämpfen? Wie? Er ist überwältigend!! Allgegenwärtig ... unendlich ... fünfhundert Jahre der Qual ...“

„Wer ist da?“, rief Chada. Ihre Ruhe und Entschlossenheit gab auch Thorn Zuversicht.

„Was? Stimmen, nicht aus meinem Kopf? Fremde! Eindringlinge! Wir müssen sie verbrennen... Nein! Ich will nicht wehtun! Es sind Besucher! Freunde! Sie feiern unsere Freiheit! Hallo, Freunde! Wir sind ... das ewige Feuer! Der Schmerz! Ich bin ... wir sind ... Mirak...selaaaaa!“ Die Stimme kreischte gepeinigt.

„Still, still! Es sind Wächter! Siehst du nicht, dass der da ihr Zeichen trägt? Der grüne Stein da! *Sie* hat sie geschickt! Sie sollen uns aufhalten! Wieder einsperren! Dem Schmerz überlassen! Nein, das ... Stimmt das? Hat *sie* euch geschickt?“

„Wer?“, fragte Thorn, auch wenn er sich die Antwort denken konnte.

„Die Schlangenfrau! Die Verführerin! Die mich hierherbrachte ... die mir große Macht versprach und ein Jahrhundert währendes Leben ... wenn ich nur das Feuer annähme! Die Lügnerin, die mir die Stimmen verschwieg. Und die Gefangenschaft. Und den Schmerz!“, zischte die Stimme hasserfüllt. „Ein Jahr erst ist um von fünfhundert ... und wenn die ewigen Schmerzen verstrichen sind, wird auch Mirak nur eine der Stimmen sein. Dazu verdammt, den Schmerz aller Sela zu durchleiden!“

Jemand trat aus dem gleißenden Gang, der Umriss eines Mannes zeichnete sich gegen das weiße Licht ab. Die Hitze ließ sie alle zurückweichen. Allmählich erkannte Thorn eine rot glühende Gestalt, von weißen Flammen umzüngelt, um die herum die Luft flimmerte. Wo sie einen Fuß hinsetzte, verformte sich der schwarze Fels.

„Ich wurde ... aus meiner Heimat gerissen ... habe den Clan verlassen ... alle Totems entehrt ... ist das hier meine Strafe? Nein! Nein, nein! Dieser Schmerz ... immer ... überall! Das Feuer wütet in uns! Brennt und brennt! Immer hungrig, immer zornig, immer heeeeeiiiiiiiß!“

Die Gestalt schien zu explodieren. Feuer entflammte und brandete ihnen entgegen. Im letzten Moment glitten Schatten in den Weg und das Meer aus rauchlosen Flammen teilte sich, umspülte sie, loderte hell auf. Eara hatte sich augenscheinlich über Kenvilars Mahnung hinweggesetzt. Die Flammen schlugen gegen die Wände, der Berg erbebt heftig wie nie zuvor, die Kristalle in den Ecken saugten das Feuer ein, gleißten auf und zersprangen kurz darauf.

„Ja! Ja! Fort mit dem Schmerz!“, kreischte Miraksela euphorisch. „Aus uns heraus! Irgendwohin, nur nicht in uns! Und fort mit dem Kristall! Tausend kleine Nadeln! Die Fischmenschen versprachen Erlösung! Aber sie raubten uns nicht den Schmerz, nur die Kraft. Und der Schmerz kehrt immer zurück! Immer! Nein, nein, nein, nein, neeeiin!“

Das Feuer erstarb und die Gestalt kauerte sich zusammen und wiegte sich hin und her. Sie strahlte zu hell, als dass Thorn den Gesichtsausdruck hätte erkennen können, aber in der fauchenden Stimme lag tiefe Qual. „Ich will nicht wehtun! Miraksela ... das sind nicht wir! Das bin nur ich! Aber Feuer und Schmerz sind so stark... Bitte, geht!“

Miraksela hob den Kopf. „Wir sind frei, frei, frei! Ein Stein unseres Kerkers wurde entfernt! Ihr wart hier, in meiner Einsamkeit. Ich will nicht wehtun! Ich warte, bis ihr fort seid, dann stoße ich das Feuer und den Schmerz von mir! Von uns! Entfessele die Flammen! Für einen Moment der Erlösung! Und für noch einen ... und noch einen ...“

Er begann zu schluchzen. Thorn wurde bewusst, dass er nicht gegen den Brennenden kämpfen wollte. Auch er war nur ein Opfer Kenvilars.

„Selbstsüchtig, werdet ihr sagen“, zischte Miraksela schließlich. „Du bist ein Dämon, Miraksela! Tausende werden sterben! Das Feuer wird um sich greifen ... die Welt verbrennen ... der Schmerz, den du fortschickst, wird andere treffen... Aber ihr habt den Schmerz nicht gespürt! So groß, so unerträglich! Ihr habt die Stimmen nicht gehört! Sie haben Jahrtausende des Feuers hinter sich ... sie haben jedes Gefühl außer den Schmerz vergessen ... sie wissen nicht mehr, was Freude ist ... wollen nur den Schmerz loswerden ... wir wollen das...“

„Wir können nicht zulassen, dass du das Feuer auf die Welt loslässt“, verkündete Eara ohne ein Anzeichen von Mitgefühl. „Wenn du dich nicht beherrschen kannst, musst du wieder zurück, woher du kamst.“

„Nein, nein, nein! Wir sind frei! Wir wollen nicht zurück! Fort, fort!“ Die Flammen um seinen glühenden Körper schlugen in die Höhe. „Bitte! Es wird nicht ewig sein. Nur fünf Jahrhunderte ... dann übernimmt ein anderer diesen Platz ... vielleicht stark genug, zurückzukehren ... gegen die Stimmen ... mit dem Schmerz...“

„Und wenn nicht?“, fragte Thorn leise. „Wird dein Feuer dann solange alles niederbrennen, bis kein Leben mehr existiert? Wirst du alles andere auslöschen und schließlich, wenn niemand mehr da ist, um diesen Platz einzunehmen, auch dich selbst?“

„Mich ... selbst?“, Die Gestalt erstarrte und stand langsam auf. Die Feuer flackerten hektisch. „Ja, ihr habt recht! Wenn nichts mehr lebt ... kann nichts das Feuer weitertragen. Keine Stimmen mehr. Kein Schmerz. Nur Frieden! Erlösung!“

Thorn riss die Augen auf und kniff sie wegen Helligkeit und Hitze gleich wieder zusammen. „Was? Nein, so meinte ich das ...“

„Wir danken euch! Danke, Freunde! Ihr habt uns etwas geschenkt ... Hoffnung ... ein Ziel ... eine Mission ... das Ende allen Lebens ... das Ende aller Sela ... das Ende allen Schmerzes! Oh danke! Ich wünschte, wir könnten euch zurückbeschenken! Aber auch ihr ... seid Leben. Ihr ... eure Kinder ... ich kann euch nicht mehr gehen lassen ... ich schenke euch ... einen schnellen Tod!“

Flammen stürzten ihnen entgegen. Erneut wob Eara einen Schutzwall aus Schatten, doch zu langsam. Das Feuer suchte sich seinen Weg, durch das Geflecht aus Dunkler Magie hindurch, flackerte ihnen entgegen, rote Finger griffen nach ihnen. Thorn spürte nur noch die Hitze, an seiner Kleidung, auf seiner Haut, in seinem Kopf.

Er brannte!



J – Brennendes Silber

Morgendämmerung, 11. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Drukil taumelte zurück, als die Rote Katze ihre Klauen in seine Brust schlug. Sengende Hitze brannte sich in seine Haut, Flammen tanzten vor seinen Augen. Die Hitze ließ ihn schwindeln, das orangene Licht raubte ihm jede Orientierung. Drukil sank auf die Knie, hinein in das Meer aus Flammen.

Die Rote Katze verschlang ihn, umhüllte ihn, verbrannte ihn. Sie fraß sich an ihm empor und über ihn hinweg. Sie brüllte und wuchs, unaufhaltsam und grauenvoll. Drukil kauerte sich zusammen, um den Flammen möglichst wenig Oberfläche preiszugeben. Er war erstaunt, wie harmlos die Rote Katze war. Ja, sie war heiß, auch schmerzhaft, aber nicht annähernd so qualvoll, wie er erwartet hatte. Durch das flackernde Licht erhaschte Drukil einen Blick auf Thorn, in eine weiße Flammensäule gehüllt und trotzdem unbewegt dastehend.

Als die Flammen langsam zusammenschrumpften bemerkte Drukil, dass zwar Thorns Kleidung zu Fetzen verbrannt, seine Haut jedoch unverletzt geblieben war. Erstaunt blickte er an sich herab, nur um festzustellen, dass es bei ihm selbst nicht anders war. Sein einziges unversehrtes Kleidungsstück war der silberne Armreif, der im Flammenschein leuchtete.

„Die Schlangenfrau ... hat euch geschützt...“, fauchte Miraksela zornig. Die brennende Gestalt schüttelte kraftlos ihren leuchtenden Kopf. „Oder zumindest ... einige von euch.“

Drukil fuhr zusammen und beäugte ängstlich die anderen. Thorn starrte fassungslos auf die glimmenden Überreste seiner Kleidung, deren Fetzen langsam zu Boden sanken, offensichtlich erstaunt, noch am Leben zu sein. Leander betastete seinen brennenden Umhang, während Chada ihren verkohlten Köcher nach einem intakten Pfeil durchsuchte, bis auch ihr auffiel, dass die Sehne ihres Bogens der Hitze nicht standgehalten hatte.

Sein Blick wanderte weiter zu Ken Dorr und Eara, die von der Dunklen Magie weitestgehend geschützt worden und dennoch weniger glimpflich davongekommen waren. Der Dieb hatte Brandwunden am Arm und verzog vor Schmerz das Gesicht, die Magierin erstickte soeben die letzten Flammen in ihren Haaren. Drukil tastete über seinen eigenen, unversehrten Schopf. Er verspürte Erleichterung, dass nur diese beiden nicht von Kenvilars Schutz betroffen waren, und schämte sich sogleich dafür. Die Tückische hatte selbst zugegeben, nichts ohne Grund zu tun. Wenn sie ausgerechnet die beiden sterben ließ, die auch ihm am wenigsten bedeuteten, was machte das dann aus ihm?

„Es tut mir leid!“, schrie der Flammendämon bedauernd und riss Drukil aus seinen Überlegungen. „Es wird enden wie damals ... langsam ... qualvoll ... das Feuer wird sich

seinen Weg in die Freiheit suchen, und nichts an diesem Ort wird überleben ... ich wollte es euch ersparen ... aber wir konnten es nicht ... genießt eure letzten Stunden ... und den ewigen Frieden jenseits des Schmerzes...“

Drukil griff nach dem Schwert, das er fallengelassen hatte. Doch Miraksela wandte sich ab und schritt zur blauen Tür und den Gängen nach draußen, ohne ihnen weitere Beachtung zu schenken. Zugleich erscholl ein dumpfes Dröhnen und die Kammer erbebt.

Unmittelbar vor Miraksela, zwischen den blau leuchtenden Türflügeln, wallte dunkler Nebel auf, die Schatten verflochten sich zu einer festen Barriere. Die Flammen um den Dämon flackerten auf und er drehte den Kopf zu Eara, auf deren Stab ein dunkelblaues Licht aufglühte. „Wir wollen euch nur ... vom Schmerz erlösen ...“, erklang seine fauchende Stimme beleidigt. Er legte eine leuchtende Hand auf die schwarze Wand und Eara keuchte auf und klammerte sich an ihren Stab. Sie schenkte jedem von ihnen einen ernsten Blick und schloss ihre Augen.

Chada rief etwas, aber Drukil verstand kein Wort, da der Lärm nur immer weiter answoll. Sie deutete entschlossen auf den Dämon und befreite ihre Dolche von dem, was einmal Lederscheiden gewesen waren.

Drukil hätte sich am liebsten zusammengekauert. Der Bär fürchtete die Rote Katze und hasste den Schwarzen Stein in seinem Rücken ebenso sehr wie die Dunkle Magie vor ihm. *Auch du besitzt einzigartige Fähigkeiten, und ich spreche nicht nur vom Bären.* Drukil straffte sich. Er war Bär und Pelzloser zugleich, das Unbehagen des einen durfte nicht den anderen lähmen! Er hob sein Schwert, stürmte auf Miraksela zu und brüllte die Furcht des Bären von sich.

Flammen züngelten aus dem nackten Stein, rote Schlangen wanden sich ihm entgegen und versuchten, ihn aufzufressen. Drukil blendete die Hitze und das flackernde Licht aus, konzentrierte sich einzig auf den Flammenmann, der ihn wehmütig aus weiß brennenden Augen betrachtete. Die Furcht verblasste und hinterließ nur Entschlossenheit.

Schritt für Schritt kämpfte Drukil sich vorwärts, den entgegenströmenden Flammen entgegen. Die Rote Katze brüllte zornig und tobte um ihn herum, aber konnte ihn nicht verbrennen. Je näher er Miraksela kam, desto unangenehmer wurde die Hitze selbst durch Kenvilars Schutz hindurch. Die letzten Reste seiner Kleidung flammten auf und verbrannten. Seine Haut färbte sich rot wie nach vielen Stunden in der sengenden Sonne.

Dann war er da. Miraksela blickte ihm ungerührt entgegen und Drukil erkannte hinter dem gleißenden Licht, um die glühenden Augen herum, ein Gesicht. Nicht böseartig, dämonisch, unmenschlich. Es war das Gesicht eines Mannes, mit breiter Nase und schiefem Mund, dazwischen Reste von etwas, was einmal ein Bart gewesen sein mochte. Ein Gesicht mit rot glimmender Haut und brennenden Augen, umgeben von Flammen und in der Hitze flimmernd, aber dennoch das Gesicht eines Menschen. Verzerrt von Gram und Schmerz.

Es tut mir leid! Drukil wollte sprechen, aber sein Mund war viel zu ausgetrocknet, um noch Worte hervorzubringen. Also hob er sein Schwert und bohrte es mit aller Kraft in die Brust des Flammenmannes.

Der metallene Schwertgriff begann rot zu glühen, die darum gewickelten Lederbänder vertrockneten und wurden unter seinem Griff zu Asche zermahlen. Das Metall lag an seiner Haut und einzig Kenvilars Schutz rettete seine Hand.

Miraksela richtete seinen Blick nicht von ihm. Die glühenden Augen glichen denen eines Menschen in nichts mehr und Drukil konnte kein Gefühl darin lesen, doch kurz meinte er, Trauer in seinen Zügen aufflackern zu sehen. Dann hob der Flammenmann die freie Hand

und fegte Drukil mit übernatürlicher Kraft beiseite. Er wurde quer durch den Raum geschleudert und prallte neben dem unheimlichen Schwarzen Stein an die Wand. In seinem Mund breitete sich der Geschmack von Blut aus. Er rutschte zu Boden und starrte benommen auf den noch immer glühenden Schwertgriff in seiner Hand. Von der Klinge war nur die unterste Handbreit übrig, sie endete in einer verzerrten Kante aus langsam erstarrendem Stahl. Fassungslos hob Drukil den Blick. Der Flammenmann stand noch immer an der blauen Tür und brannte mit einer Hand die Schatten aus seinem Weg. Seine glühende Brust schien unversehrt, doch zu seinen Füßen sammelte sich eine Pfütze aus geschmolzenem Metall.

Drukil stöhnte, ließ den nutzlosen Griff fallen und rappelte sich auf. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Chada sich auf den Flammenmann stürzte und mit einer beiläufigen Handbewegung in die Ecke geschlagen wurde. Auch die Klinge eines ihrer Dolche war hinweggeschmolzen. Dann richtete Miraksela seinen Blick auf den anstürmenden Thorn und streckte seine Hand aus. Eine Flammenlanze brach aus seiner Handfläche hervor und trieb den Krieger zurück.

„Gewöhnliche Waffen ... können uns nicht töten. Ansonsten hätte ich es schon selbst beendet“, fauchte Miraksela über den Lärm der Roten Katze und des bebenden Berges hinweg. „Wir sehnen uns doch nur nach ... der ewigen Ruhe ... zu jedem Preis...“

Drukil brüllte und rannte wieder los. Der Flammenmann schenkte ihm einen bedauernden Blick. „Warum widersetzt ihr euch? Wir wollen nur ... Freiheit!“

Beim letzten Wort zerriss der Schleier aus Dunkler Magie, der Miraksela den Weg versperrte. Eara, die noch immer im Zentrum der Kammer stand, wankte kurz und hob ihren dunklen Stab. Nur wenige Schritt weiter entstand eine neue Barriere, doch sie bestand nur aus dünnen Fasern von Dunkelheit, mehr ein Netz als eine Wand.

Drukil fühlte sich kraftlos. Sie verloren! Der Flammenmann war unverwundbar, ihre Waffen vergingen, noch ehe sie ihn berührten, seine Kraft war der ihren um ein Vielfaches überlegen.

„Ich hätte euch ein anderes Schicksal gewünscht“, sprach Miraksela getragen und wandte sich ab. „Aber dennoch ... beneide ich euch. Sterbt wohl, meine ... Freunde.“

Die gesamte Berg erzitterte, gezackte Risse zeigten sich im Stein. Mit der Kraft der Verzweiflung sprang Drukil den Dämon an, versuchte, ihn mit bloßen Händen zu Boden zu ringen. Miraksela jedoch stand unbeweglich wie ein Fels. *Im Feuer liegt große Kraft.* Erneut brannte sich der Widerschein des gequälten Gesichts in Drukils Augen ein. Er knurrte zornig und bemühte sich vergeblich, seinen Gegner zumindest ins Wanken zu bringen.

„Du bist stark“, fauchte Miraksela. „Aber meine Kraft ... übertrifft die jedes Menschen.“

Drukil hielt inne. Der Flammenmann war eindeutig stärker als jeder Mensch. Aber Drukil war mehr als nur ein Mensch...

Er spürte in sich hinein, fand den Bären in seinem unruhigen Schlaf. Drukil hatte in seinem Inneren einen Kerker errichtet. Eine Höhle ohne Ausgang. Er fürchtete den Bären und hatte ihn eingeschlossen, auch wenn der innere Kampf ihm Nerven und Schlaf raubte und die Trennung seiner selbst ihn aufzehrte. Er konnte nicht zulassen, dass die verletzt wurden, die er liebte. Doch jetzt musste Drukil erkennen, dass sie auch ohne den Bären verletzt werden würden. Er hatte seine mächtigste Waffe eingeschlossen. Er hatte sich selbst eingeschlossen. Es war an der Zeit, sich freizulassen.

Grelles, zuckendes, blitzendes licht, das ihn zusammenschrecken lässt! Tosender lärm, ein fernes donnern und ein gieriges fauchen! Die luft voll von sengender, brodelnder hitze

und beißendem, drückendem rauch und dem dumpfen gestank von schmerz und wahn. Die rote katze! Sie ist frei, voller zorn, umgibt ihn! Sie ist überall. Sie raubt ihm oben und unten, verwirrt die sinne, die nicht seine sinne sind. Der bär erkennt die verstopfte nase und die viel zu bunten bilder. Er ist wieder gefangen im körper des pelzlosen! Die rote katze ragt um ihn empor. Warum frisst sie ihn nicht? Verwirrung und angst füllen den kleinen, zerbrechlichen, schrecklich fremden körper aus. Er muss fort! Wohin soll er flüchten? Der bär spürt die verdrehte dunkelheit zu allen seiten, und vor ihm steht ein pelzloser, der die rote katze in sich trägt. Weg! Nur weg! Aber er kann nicht! Der pelzlose ist so nahe! Der bär kann nicht flüchten. Er muss sich verteidigen. Den pelzlosen vertreiben. Aus angst wird wut.

Drukil sog tief Luft ein, zum ersten Mal seit vielen Tagen, und es störte ihn nicht, dass die Hitze seinen Rachen verbrannte oder der spärliche Rauch in seiner Lunge kratzte. Ein einziger, kostbarer Atemzug. Ein Atemzug der Vollendung und der Erlösung. Ein Atemzug voll Freiheit. Ein Atemzug wie gefrorener Mondschein und brennendes Silber.

Die wilde Kraft des Bären durchströmte ihn und Drukil bekämpfte sie nicht mehr, sondern empfing sie. Die Triebe des Bären durchdrangen ihn und der Geist des Pelzlosen lenkte sie. Die unzähligen Sorgen verklangen in der ungebändigten Harmonie, die in seinem Inneren tobte. Er verschmolz mit sich selbst. Er war nicht länger Drukil, der Mensch. Er war nicht länger ein Bär, vom Verstand eines Pelzlosen geplagt. Er war mehr.

Im flackernden Licht tanzten die Gravuren seines Armreifs. *Dies, mein Freund, wird dich immer an dein wahres Selbst erinnern.* Und plötzlich verstand er, weshalb sein Geschenk den Menschen zurückrief, wenn der Bär zu stark wurde, und ihn doch zugleich an den Frieden seiner ersten Tage erinnerte. Sein wahres Selbst, das war weder der Bär noch der Mensch. Er war kein Bär mehr, seit der Fluch der Waldgeister ihn getroffen hatte. Und ein Mensch war er nie gewesen. Er war ein Hautwandler, ein Gestaltwechsler, er trug die Freiheit des Bären und die Namen des Menschen in sich. Er war er selbst, ganz gleich ob in Fell oder Haut, ganz gleich welcher Geist ihn vorwärtstrug.

Er hob den Blick und sah Miraksela grimmig an. Der Dämon legte den Kopf schief. „Bernstein ... in deinem Blick! Woher kommt er?“

Drukil brüllte und ließ die frische Kraft aus sich herausbrechen. Der Flammenmann taumelte erstaunt zurück und fiel in die Tür aus blauem Mera. Wo er den blauen Kristall berührte, wurden die Flammen von seinem gleißenden Körper ins Innere gesogen. Er kreischte gequält auf und sein Widerstand erstarb. Die blaue Tür begann immer heller aufzuleuchten und Drukil musste seine Augen schließen. Vor sich sah er wieder die Flammen auf sich zurollen, die Miraksela nicht mehr hatte zurückhalten können, und er sah sie in den weiß leuchtenden Kristallen verschwinden. Er hörte erneut die fauchende Stimme. *Fort mit dem Kristall! Tausend kleine Nadeln!* Drukil verspürte nichts als Mitleid, während die Hitze langsam zurückging und das blendende Licht sich durch seine Lider zwängte. *Sie raubten uns nicht den Schmerz, nur die Kraft.*

Plötzlich erklang das entsetzliche Klirren zerbrechender Hoffnung. Von einem Moment auf den anderen erlosch das Glühen hinter seinen Augen. Dutzende brennende Striche flammten über seine Brust und etwas floss warm über seine Haut. Er schrie vor Schmerz auf und öffnete die Augen.

Bruchstücke aus blauem Kristall hatten sich durch den ganzen Raum verteilt. Nur noch ein glitzernder Berg gläserner Splitter lag, wo zuvor ein gigantischer Türflügel gewesen war. Davor kauerte ein glimmende Gestalt auf dem Boden. Ein nackter Mann, unter dessen Haut

rot glühende Adern verliefen und dessen Augen brannten. Flammen wanderten über seine Haut und hüllten ihn in einen goldenen Mantel, die Hitze kehrte zurück und er richtete sich mühsam auf.

„Nein, nein, nein!“, flüsterte Drukil entsetzt. Wenn nicht einmal ein Kristall von solcher Größe die geballte Energie Mirakselas aufnehmen konnte, wie sollten sie ihn dann jemals aufhalten? Er wich zurück, doch nicht schnell genug. Mirakselas Schlag war schwächer als zuvor, aber ließ ihn noch immer zwei Schritt weit fliegen. Auch Drukil hatte keine Kraft mehr. Er merkte, wie sein Selbst sich beim Aufschlag wieder aufspaltete und konnte zumindest noch den Bären vorläufig in seinen Kerker zurückschicken, auch wenn es ihm mehr Schmerzen bereitete als die Kristalle in seiner Brust. Dann hörte er Schritte neben sich und eine fauchende Stimme.

„Warum ... dieser Schmerz? Warum ... gönnt ihr uns unsere Freiheit nicht? Warum ... widersetzt ihr euch?“

Langsam öffnete Drukil seine Augen und blickte erneut in das von Flammen umrahmte Gesicht des Dämons. „Keine Kraft mehr. Nur noch Schmerz. Kann mich ... nicht mehr ... widersetzen. Nur noch ... Stimmen. Ich ... bin ... Wir ... sind ... frei!“ Die Trauer in Mirakselas Zügen verwandelte sich in Hass. „Sie hat euch vor unserem Feuer geschützt. Aber nicht vor dessen Kraft!“, zischte der Flammenmann höhnisch und fast meinte Drukil, er höre nicht mehr eine fauchende Stimme, sondern tausende, die sich zu einer einzigen vereinten. Ein brennender Fuß setzte sich auf seine Stirn und drückte langsam, aber beständig, zu. Er konnte nur noch stöhnen, obwohl sein Schädel zu zerspringen schien – und es wahrscheinlich auch bald tun würde.

Plötzlich ließ der Druck nach. Aus weiter Ferne hörte ein empörtes Fauchen. Verschwommen sah er den Flammenmann zur Seite taumeln, dann sah er den flüchtigen Schatten eines blauen Steins, der den Brennenden an der Schulter traf und ihm erneut einen Laut des Schmerzes entlockte. Und am Rande, wo sein Sichtfeld in schwarze Tentakel zerfaserte, sah er eine schlanke Gestalt, die einen weiteren Brocken warf.

Die Überraschung riss ihn aus seiner Benommenheit. Er keuchte, als er begriff, was geschah. Ken Dorr lenkte den Dämon ab! Ken Dorr, für den Drukil niemals mehr als Verachtung übriggehabt hatte. Ken Dorr, der Lügner, der Dieb, der Folterknecht. Ken Dorr, der Bleiche König, der nicht mehr leben durfte, der von der dunklen Macht des Schwarzen Herolds verseucht war. Ken Dorr, den Kenvilars Schutz nicht betraf. Den eine einzige Flammenzunge einäschern konnte.

Der Flammenmann streckte zornig seine Hand aus, da sprang plötzlich Thorn ihm entgegen und rammte einen langen Kristallsplitter in den leuchtenden Körper. Die provisorische Waffe zersplitterte sofort, aber genügte, damit Miraksela den Dieb vergaß und seinen Zorn stattdessen auf den Krieger richtete. Ein einziger Schlag ließ ihn zu Boden gehen.

„Narren! Wir sind das Feuer der Tiefe! Die Ewige Flamme, die sich dem Eis entgegenstellt! Die Kraft, die allen Fels zerreißt! Wir sind unwiderstehlich, hungrig und gnadenlos. Wir brauchen nicht gegen euch zu kämpfen! Wir müssen nur entfesseln, was in der Tiefe ruht!“

Miraksela breitete seine brennenden Arme aus und ein Beben lief durch den Fels, auf dem Drukil lag. Aus dem entfernten Grollen wurde ein Donnern, das jedes andere Geräusch verschluckte. Drukil rollte sich auf die Seite und holte zischend Luft, als Schmerz in

sengenden Wellen durch seine aufgeschlitzte Haut lief. Kraftlos ließ er sich zurücksinken und konnte nur hilflos mitansehen, wie sich Risse durch alle Wände ausbreiteten.

Da erschien Eara neben dem Dämon. Obwohl der Flammenmann noch immer geschwächt war, begannen ihre Kleidung und ihr hellblondes Haar in seiner Gegenwart zu glimmen. In ihrer schwarzen Hand hielt sie einen weiteren Kristallsplitter, durchscheinend blau und fast so lang wie der dunkle Stab, der sich in ihrer anderen Hand befand. Zielgenau trieb sie den Kristall in die brennende Brust, wo bei einem Menschen das Herz saß. Ihr Ärmel entflammte, die Rote Katze kletterte an ihrer trockenen Robe entlang, doch Eara ertrug die Flammen ohne einen Schmerzenslaut.

Rund um den Einstich wurde das rote Glühen aus Mirakselas Haut in den Kristall gesogen, der sofort aufglühte und erzitterte. Doch ehe er zerspringen konnte, hob Eara ihren Stab und ein klares, hellblaues Licht überstrahlte die Rote Katze und den glühenden Kristall. Selbst auf die Entfernung konnte Drukil spüren, wie Eara Kraft aus sich schöpfte und damit die Ordnung des blauen Kristalls stärkte. Stränge aus blauer Energie wanden sich ihren Arm empor, flossen über sie hinweg und durch sie hindurch, in die immer heller werdende Lichtkugel zwischen den gewölbten Spitzen ihres Stabes. Earas Haut verkohlte und vertrocknete unter der Energie, die sie aus dem Kristall leitete.

Der Flammenmann fauchte entsetzt, als der Kristall in seiner Brust sich zu bersten weigerte. Er stolperte zurück, doch Eara folgte unerbittlich. Drukil konnte nur verschwommen erkennen, wie ihr unter den Flammen ihre ungeschützte Haut heruntergebrannt wurde, aber sie wankte nicht einmal.

Der Dämon stieß mit dem Rücken an den anderen Flügel der blauen Tür und kreischte entsetzt, als die letzten Flammen aus seinem Körper gesogen wurden. Das Brennen in seinen Augen erlosch. Die tausend fauchenden Stimmen verklangen und nur ein einziger gequälter, brüchiger Schrei blieb zurück, der Schrei einer normalen, menschlichen Stimme. Miraksela sank zu Boden und die Magierin ließ den Kristall in seiner Brust los und trat einige wackelige Schritte zurück, ehe auch sie zusammenbrach. Das Licht auf ihrem Stab erlosch. Die Kammer erzitterte nicht länger und das ferne Grollen löste sich auf. Das Licht aus dem Roten Gang ging zurück, die weißen Kacheln jenseits der Tür flackerten und glühten nur noch schwach, sodass die Kammer, ihrer Lichtquellen beraubt, in ein mattes Zwielflicht getaucht wurde. Die letzten Flammen, die um Earas Körper tanzten, erloschen.

In der folgenden Stille kehrte der Schmerz mit voller Wucht zurück. Die Schnittwunden, die seine komplette Vorderseite überzogen, machten Drukil jede Regung unmöglich. Nur am Rande bekam er mit, wie Chada sich neben Eara sinken ließ, dicht gefolgt von Thorn. Dann glitten kühle Finger über die Schnitte und ließen ihn aufstöhnen. „Sieh dir seine Wunden an“, erklang eine hohe kalte Stimme. „Verzeihung! Ich meinte, ertaste sie. Oder was auch immer du ...“

„Ich brauche Verbände“, unterbrach Leander besorgt. Etwas zwängte sich in seinen Mund und bitterer Geschmack breitete sich auf seiner Zunge aus. „Kau das Gallenkraut gut durch und schluck es dann, das wird den Schmerz lindern und dir Kraft geben.“

Drukil folgte der Anweisung und augenblicklich gewann die Welt an Schärfe zurück. Er registrierte Leander, der neben ihm hockte und Ken Dorr, der dahinter stand und eben Fetzen von seiner verkohlten Kleidung abriss und sie dem Seher reichte. Der Schmerz wurde zu einem dumpfen Pochen. „Es geht schon!“, keuchte Drukil. Er glaubte nicht, dass er es ertragen würde, den Stoff an sich spüren, den Ken Dorr getragen hatte. „Kümmert euch lieber um Eara!“

Leander zögerte und half noch Drukil auf die Beine. Ihm war schwindelig, aber abgesehen davon ging es ihm überraschend gut. Ihm graute allerdings schon vor dem Zeitpunkt, zu dem die Wirkung von Leanders Kraut nachlassen würde.

Gemeinsam traten sie zur schwach atmenden Magierin. Sie kamen gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Thorn traurig den Kopf schüttelte, während Chada leise sagte: „Nein, Thorn! Ich tue es selbst.“

Sie presste Eara eine Hand auf die verkohlte Stirn. Im nächsten Moment drang silbernes Licht unter ihre Handfläche hervor und Earas Haut verjüngte sich von der Stirn ausgehend. Die Bogenschützin begann zu zittern und eine Strähne ihres schwarzen Haares färbte sich vor Drukils Augen grau, aber sie ließ nicht los, bis die Magierin vollständig wiederhergestellt war. Nur Haare und Kleidung regenerierten sich nicht und einige verschlungene schwarze Linien zogen sich über die frische Haut in ihrem gesunden Arm; die Spuren, die die gewaltigen Energieströme hinterlassen hatten. Dann erst hob Chada schwach ihre Hand, in der ein silbernes Amulett in Form einer Raute ruhte.

Eara schlug keuchend ihre blauen Augen auf. Dunkelheit wallte um sie auf und die verschwommenen Schlieren unter ihrer linken Schulter bildeten erneut die Form eines Arms. Drukil konnte sich nicht von dem Anblick lösen. Normalerweise verbarg ein Ärmel die Dunkelheit, daher hatte er gedacht, dass nur ihre Hand aus Dunkler Magie bestand und nicht fast der gesamte Arm. War das schon immer so gewesen?

Earas Blick irrte rastlos umher, bis er auf Chadas Amulett fiel. „Du hast behauptet, es funktioniert nur bei denen, die der Träger liebt“, hauchte sie.

Tränen glitzerten in Chadas grünen Augen. „Ich kenne dich jetzt schon seit so vielen Jahren“, wisperte sie zitternd, ihre Lippen hatten sich blau gefärbt. „Du warst immer eine treue Freundin. Natürlich liebe ich dich! Du magst dich verändert haben in den letzten Jahren, aber nichts könnte das ändern.“

Eara blinzelte und kroch zurück, echtes Erstaunen in ihrem Blick. „Das ist ein Fehler!“, sagte sie mit neuer Kraft. Kälte schlich in ihre Stimme. „Ich bin nicht mehr die, die du kennst. Nichts Gutes erwartet die, die mich lieben.“

Sie griff nach ihrem Stab, der die Hitze im Gegensatz zu ihrer Kleidung überstanden hatte, und stand etwas steif auf. Sie wandte offensichtlich verwirrt ihren Kopf und tastete über ihren kahlen Hinterkopf. Dann schüttelte sie sich und die letzten Anzeichen von Verletzlichkeit fielen von ihr ab. Sie kümmerte sich nicht weiter um die am ganzen Leib zitternde Chada, die behutsam von Thorn in die Arme genommen wurde, und trat zu der reglosen Gestalt am Eingang. „Miraksela!“, sagte sie eisig.

Der Angesprochene hustete trocken und zerrte vergeblich am blauen Kristallsplitter, der seinen Oberkörper durchbohrt hatte. „Nur noch ... Mirak!“, zischte der Sterbende gepresst. „Die Stimmen sind fort. Der Schmerz ist fort. Ich danke Euch. Und es tut mir leid.“ Er hob den Kopf und seine Augenlider flatterten. Darunter befanden sich nur ausgebrannte Höhlen.

„Bitte, lasst mich vergehen! Lasst das Feuer erlöschen! Lasst nicht zu, dass die Schlangenfrau den Flammen ein weiteres Leben opfert!“ Er sank zurück. „Niemand ... hat dieses Schicksal verdient. Fünfhundert Jahre des Schmerzes ... Seht nur, was schon nach einem einzigen aus mir geworden ist! Bitte, beendet es! Ich ... will keine der Stimmen werden. Ich will nur Ruhe ...“

Drukils Magen zog sich zusammen. Doch Eara schenkte dem sterbenden Dämon nur einen langen Blick und wandte sich dann ab. „Kenvilar hat uns gesagt, wir sollen dem Roten Gang folgen, wenn wir das Feuer besiegt haben“, meinte sie auffordernd.

„Warte!“, forderte Leander. „Ist das wirklich eine gute Idee? Was, wenn sie uns wieder zwingen möchte, ihr die Quelle des Schwarzen Herolds zu offenbaren? Sie hatte Zeit, sich zu erholen, wir dagegen sind noch geschwächt vom Kampf gegen Miraksela.“

„Ein Kampf, an dem du dich nicht beteiligt hast“, stellte Eara kühl fest.

Leander zuckte betroffen zusammen. „Dennoch! Was könnten wir gegen sie ausrichten?“

„Wir würden verlieren“, entgegnete Eara ungerührt. „Aber das würden wir auch, wenn wir jetzt noch eine Stunde warten. Wenn sie es wollte, würde die Tückische uns auch einholen, wenn wir stattdessen zum Schiff zurückkehren. Gehen wir lieber direkt zu ihr, sie schuldet uns noch das junge Herz der Geburt.“

„Du meinst, sie wollte uns die Frucht wirklich geben?“, vergewisserte sich Drukil.

„Dann hätte sie das schon vorher tun können.“

„Damit sie ebenso verbrennt wie unsere Kleidung?“

Drukil verschränkte die Arme vor der nackten Brust. „Lass wenigstens Chada etwas Erholung. Es hat sie offensichtlich ausgelaugt, dein *Leben zu retten*.“

Kurz schimmerte etwas Dunkles in Earas Augen. Drukil meinte Verletzlichkeit zu erkennen, tief empfundene, ehrliche Sorge und die widerstreitenden Wünsche, die Lebensretterin zu umarmen und so viel Abstand wie möglich einzuhalten. Da ergriff Chada das Wort und Earas Augen glänzten wieder kalt und gefühllos wie blaues Eis. „Nein, Drukil ... Eara hat recht. Wir sollten aufbrechen.“

Die Bogenschützin rückte sich die löchrigen Reste ihrer grünen Kleidung zurecht, nahm ihren nutzlosen Bogen und ließ sich von Thorn auf die Beine helfen. Der Krieger vergewisserte sich, dass sie sicher stand, dann trat er einen Schritt zurück. Er blickte an sich herab und Röte stieg seine Wangen hinauf, als er das Fehlen jeglicher Kleidung bemerkte. Ken Dorr reichte ihm wortlos den eigenen verkokelten Umhang, in den Thorn sich dankbar einhüllte.

Drukil schnaubte verständnislos. Bei diesen Temperaturen würde er niemals freiwillig wieder etwas anziehen. Manche Gewohnheiten der Pelzlosen würden ihm für immer ein Rätsel bleiben. Kopfschüttelnd folgte er Eara den Roten Gang hinunter.

Früher Vormittag, 11. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Auch wenn es seit ihrem Sieg über Miraksela nicht mehr ganz so unerträglich heiß war, so machte ihnen doch eine drückende Hitze zu schaffen, je weiter sie vorstießen. Die Luft war unangenehm schwül und bald glänzte Drukils Haut im roten Licht, das aus allen Wänden drang, ohne dass er sagen konnte, ob es Schweiß war oder der seltsame Nebel, der immer dichter wurde. Der Dampf erschwerte es Drukil, den breiten Rissen im Boden auszuweichen, und machte das Atmen fast unmöglich, zumal sich wieder der Gestank von faulen Eiern breitmachte, den er schon oben am Krater festgestellt hatte. Es war einer der seltenen Momente, in denen er die feine Nase des Bären nicht vermisste.

Schließlich öffnete sich der Gang. Vor ihnen lag ein gigantischer Schlot, von dessen Grund oranges Licht und mörderische Hitze drangen. Brodelnder weißer Dampf erfüllte die Luft und stieg am schwarzen Fels entlang in die Höhe. Wasser rann über die glatten Wände, es quoll aus unzähligen feinsten Rissen, vereinigte sich zu klaren Strömen und sprudelte an ihrem Eingang vorbei in die Tiefe. An einigen Stellen hatte sich Salz abgelagert, es schimmerte weiß auf dem dunklen Stein wie Sterne am nächtlichen

Himmelstuch. War dieses Wasser etwa ... Meerwasser? Drukil kniff die Augen zusammen und legte den Kopf in den Nacken. Soweit er durch den Dunst nach oben sehen konnte, drang Wasser aus dem Fels. Wie tief unten waren sie?

Weit, weit oben schimmerte Tageslicht durch die Himmelssäule hindurch, und Sehnsucht nach frischer Luft und freiem Himmel machte sich in ihm breit. Drukil schüttelte den Kopf. Sie mussten hoffentlich nicht mehr lange hier verweilen.

Eine schmale Brücke aus rotem Kristall ragte vor ihnen in die Mitte und verschwand im wogenden Dampf. Eara trat ohne zu zögern darauf und Drukil folgte, als sie nicht einzustürzen schien. Der Untergrund war durchscheinend und zeigte ihm in aller Deutlichkeit die schwindelnde Tiefe, in die es herabging. Er versuchte zu vergessen, dass kein Geländer an den Seiten des zerbrechlich wirkenden Steges angebracht war, und hob den Blick, entschlossen, nicht mehr nach unten zu schauen. Überrascht stellte er fest, dass er sich bereits direkt vor der Wand aus wirbelndem Dampf befand. Drukil zögerte kurz, ehe er weiterging.

Die Welt um ihn wurde verschluckt. Strudelnder Nebel legte sich wie ein dickes Tuch über sein Gesicht. Es gab nur noch ihn in einem brodelnden, weißen Nichts. Der heiße Dampf umströmte ihn und ohne die rote Brücke hätte er nicht mehr gewusst, aus welcher Richtung er kam. Kurz berührte er seinen Armreif und balancierte Schritt für Schritt vorwärts.

So plötzlich, wie die Himmelssäule ihn umgeben hatte, so plötzlich trat er wieder hinaus. Er stand auf einer breiten Plattform aus rotem Kristall, die anscheinend ausschließlich durch die schmale Brücke gestützt wurde. Sie war umgeben von den Nebeln der Himmelssäule, die sich aus irgendwelchen Gründen auflösten, sobald sie sich dem Kristall näherten.

Kenvilar erwartete sie bereits. Ihr Schlangenleib hatte sich zusammengerollt und glänzte trotz der Hitze feucht. Und sie war nicht allein. Neben ihr stand ein seltsames Mädchen, das Drukil auf elf Sommer geschätzt hätte, wenn er gewusst hätte, ob es überhaupt ein Mensch war. Sie hatte glatte, dunkle Haut, wie er es noch nie gesehen hatte, kaum heller als der Stein des Berges. Ihre dünne Kleidung ließ nur Hände und Kopf frei und glänzte wie Silber, raschelte jedoch leise, als sie sich bewegte. Unter einem Vorhang aus lockigem schwarzen Haar lächelte sie ihm scheu entgegen und ihre Zähne schimmerten wie Perlen.

„Wer bist du?“, fragte Chada behutsam, die soeben als letztes aus dem Dampf getreten war.

„Gib dir keine Mühe, Bogenschützin. Sie versteht diese Sprache nicht“, entgegnete Kenvilar abfällig. „Sie ist hier, weil ich gedenke, meinen Teil der Abmachung einzuhalten. Kimbu wird das Feuer weitertragen.“ Das Mädchen blickte verhalten auf, als es seinen Namen hörte.

Drukil blickte ihr in die dunklen Augen und hörte erneut Miraks Stimme: *Lasst nicht zu, dass die Schlangenfrau den Flammen ein weiteres Leben opfert!*

„Ihr wollt sie zu dem Monster machen, das wir soeben besiegt haben?“, fragte Thorn zornig. „Sie ist ein unschuldiges Kind! Sie hat dieses Schicksal nicht verdient!“

Kimbu zuckte erschrocken zusammen, als der Krieger die Stimme erhob, Kenvilar jedoch lächelte nur böseartig. „Das Schicksal kennt keine Gerechtigkeit. Es widerfährt uns, beschenkt den einen und bestiehlt den anderen, und wir können es nur ertragen und uns vorgaukeln, wir hätten jemals eine Wahl gehabt.“

Die Tückische legte dem Kind eine Hand auf die Schulter. „Was Kimbu betrifft, so gab es nicht viele anderen Möglichkeiten. Das Feuer ist wählerisch, nur wenige

Flammenberührte kommen in Frage. Und es musste ein Kind sein, naiv genug, mir schon nach kurzer Zeit zu vertrauen.“

Drukils Hände ballten sich zu Fäusten. „Sie hat also keine Ahnung!“

Kenvilar verdrehte die orangenen Augen. „Natürlich nicht! Wer würde schon freiwillig eine Ewigkeit der Schmerzen auf sich nehmen? Sie darf sich dem Feuer nicht verschließen, doch in welcher Erwartung sie die Flammen in sich aufnimmt, ist egal.“

Chada trat einen Schritt vor. „Das kommt nicht infrage!“, verkündete sie entschlossen. „Wir werden das nicht zulassen!“

Kanvilar beugte sich herab und grinste höhnisch. „Ich verstehe! Ich wollt also *stattdessen* zulassen, dass das Feuer der Tiefe erlischt, dass nichts mehr sich der Kälte von Himmel und See entgegenstellt. Ihr wollt lieber eine endlose Nacht in Kauf nehmen und das Ewige Eis, das sich um die Welt legt, das alle Völker verschlingt und jedes Leben unter sich begräbt, als euer reines Gewissen zu beschmutzen.“

„Ihr spielt mit uns!“, zischte Leander. „Ihr hättet das Kind schon lange selbst opfern können. Aber Ihr habt gewartet, damit wir uns schuldig fühlen für das Unvermeidliche. Damit wir zweifeln und leiden und streiten. Damit wir das Blut an unseren Händen kleben fühlen, das Ihr vergießt. Woher sollen wir wissen, dass das hier wirklich notwendig ist?“

Kenvilar schüttelte in falschem Bedauern den Kopf. „Sucht nach einem anderen Weg, wenn ihr mögt. Die Dreieinigkeit hat ihn in den letzten Jahrtausenden nicht gefunden, aber ich halte euch nicht auf. Ihr habt bestimmt noch ein paar hundert Herzschläge, ehe Miraksela endgültig stirbt und nichts mehr das Ende aufhalten kann.“

Das Mitleid wich wieder ihrem hämischen Lächeln. „Oder akzeptiert, dass ihr keine Wahl habt. Heute nicht, und auch sonst niemals. Die Zukunft ist ein dunkler Schleier, der nur selten gelüftet wird, und der Träumer wird ihn nicht zerreißen, solange er schläft. Der Fluss der Zeit fließt in nur eine Richtung, und er verlässt niemals sein Bett.“

Ein dunkler Schleier. Drukil war sich sicher, diese Worte nicht zum ersten Mal zu hören.

„Es muss eine andere Möglichkeit geben“, erwiderte Chada unbeugsam.

Kenvilers Augen erglühnten und es schien Drukil, als hätte die falsche Göttin hierauf nur gewartet. „Wenn ihr so sehr darauf beharrt, dann will ich euch es nicht mehr verschweigen: Wie es das Schicksal so will, befindet sich auch in eurer Mitte eine, die die Bürde auf sich nehmen könnte.“ Sie nahm ihre Hand von Kimbus Schulter und deutete auf Eara. „Was sagst du, Zauberin? Dein Leben für das Kimbus? Das Feuer wird dich von aller Finsternis läutern.“

Eara kniff ihre Augen zusammen. Kalte Verachtung lag in ihrem Blick. „Das war von Anfang an dein Plan, nicht wahr? Du kamst zu dem Schluss, dass wir dir die Quelle des Schwarzen Heroldes nicht offenbaren würden, also wolltest du uns zu deinem Werkzeug machen, damit wir sie selbst zerstören. Einem Werkzeug, das genau deinen Vorstellungen entspricht – ohne direkten Kontakt zum Ewigen Rat und ohne Dunkle Magie!“ Bei diesen Worten deutete sie erst auf Ken Dorr und dann auf sich selbst.

„Deshalb sollten *wir* gegen Miraksela kämpfen: Weil du gehofft hast, er könnte uns beide, die du nicht geschützt hast, aus dem Weg schaffen. Und deshalb hast du mit dem Opfern des Kindes auf uns gewartet. Damit du etwas von mir verlangen könntest, das kein Held ablehnen könnte.“

Thorn legte Eara eine Hand auf den gesunden Arm und bat leise: „Tu es nicht!“ Drukil war sich nicht sicher, auf welche Option er sich damit bezog. Eara reagierte jedoch ohnehin nicht und ließ Kenvilar nicht aus den Augen.

„Ich könnte jetzt behaupten, dass es gute Gründe gab, euch beide nicht zu schützen“, erwiderte die Tückische kühl. „Dass der Stein, den ich in Ken Dorrs Stirn pflanzte, mir manche Dinge ermöglicht und andere verbietet. Und dass meine Macht die Dunkelheit, die ein Teil von dir geworden ist, zerreißen würde. Doch ich habe es nicht nötig, mich vor euch zu rechtfertigen. Ich brauche eure Sympathien nicht! Nur so viel habe ich zu deinen Anschuldigungen zu sagen: Wenn ich dich unbedingt hätte loswerden wollen, warum hätte ich Kimbu dann überhaupt hierhergebracht?“

„Eine Forderung, die kein Held ablehnen könnte...“, wiederholte Eara. „Doch ich bin kein Held. Ich spiele dein Spiel nicht mit, Kenvilar.“ Die kalten Augen der Magierin ließen Kenvilar jetzt endlich los und richteten sich auf Kimbu, und kurz schien es Drukil, als würden ihre Gesichtszüge weicher werden. Dann verkündete sie kalt: „Ich stehe über falschem Mitleid. Opfere das Mädchen!“

Drukil biss die Zähne zusammen. „Eara! Das können wir nicht!“, zischte er wütend.

„Du musst dich nicht damit belasten. Diese Entscheidung habe ich getroffen“, meinte Eara, ohne ihn auch nur anzusehen.

Kenvilar neigte andeutungsweise den Kopf und sagte etwas in einer seltsamen plätschernden Sprache. Kimbu stellte sich mit dem Rücken an den Rand der Plattform und antwortete schüchtern in derselben Sprache. Kenvilar lächelte warm und schüttelte knapp den Kopf. Gleichzeitig erklärte sie schadenfroh: „Sie hat gefragt, ob es schmerzhaft wird, stellt euch das vor. Ein *ja* wäre dem, was sie erwartet, nicht einmal nahegekommen.“

Eine Hitze wie von der Roten Katze breitete sich in Drukil aus. *Fünfhundert Jahre des Schmerzes ... Seht nur, was schon nach einem einzigen aus mir geworden ist!* Er ließ seinen Blick über die anderen schweifen. Chada starrte Kimbu entsetzt an, unfähig den Blick von ihr zu nehmen. Thorn hatte die Hände zu Fäusten geballt und zitterte am ganzen Leib. Leander schüttelte unter seiner Kapuze den Kopf, Ken Dorr hatte bedauernd den Kopf abgewandt und Eara blickte Kimbu ungerührt an. In diesem Moment wurde ihm klar, dass niemand eingreifen würde. Die stolzen Helden von Andor, seine neue Familie, würden zulassen, dass ein unschuldiges Kind sich in ein Schicksal stürzte, schlimmer als der Tod. Sie würden ihre Ideale verraten und ihr Gewissen ignorieren und es würde sie vernichten.

Er schrie auf und stürmte vor, um Kimbu aufzuhalten. Das Mädchen blickte ihn erschrocken aus ihren dunklen Augen an. Ehe er sie erreichen konnte, schlang sich schwarzer Nebel um seine Beine und hielt ihn zurück. „Lass mich los, Eara!“, brüllte er wütend.

„Sobald geschehen ist, was geschehen muss“, antwortete die Magierin ruhig. „Ich halte dich nur davon ab, einen schrecklichen Fehler zu begehen.“

Drukil kämpfte vergeblich gegen die dunklen Fesseln an und fixierte Kimbu, schüttelte eindringlich den Kopf. Er sah ihr Zögern, und dann ihre Entscheidung. Sie überkreuzte die Arme vor der Brust und ließ sich nach hinten fallen. Der dunkle Nebel löste sich auf und Drukil stürzte zum Rand.

Er sah eben noch, wie ihre ebenholzfarbene Haut Blasen schlug, wie ihr Haar und ihre silberne Kleidung in Flammen aufgingen und wie die unschuldige Entschlossenheit in ihren dunklen Augen erst dem Schmerz wich und dann der Roten Katze, die sich in sie hineinfräß, während sich rot glühende Adern durch ihr Gesicht zogen. Dann verbargen die weißen Schwaden der Himmelssäule Kimbu für immer vor seinem Blick.

Die Rote Katze in seinem Inneren wurde durch eine überwältigende Kälte ersetzt. Er holte zitternd Luft. Ein einziger, vernichtender Atemzug. Ein Atemzug des Versagens und

des Verrats. Ein Atemzug voller Schmerz. Ein Atemzug wie erloschene Sterne und eisige Klingen in seiner Brust.

„Kimbu ist tot! Lang lebe Kimbusela!“, rief Kenvilar höhnisch. „Gratulation, Helden von Andor: Ihr habt soeben die Welt gerettet!“

Die Tückische verschwand in einem grünen Blitz, während ein Beben die rote Plattform erschütterte und Hitze ihnen entgegenschlug. Für einen kurzen Moment klarte der Dampf auf und Drukil sah, wie Ströme aus Wasser aus immer höheren Spalten in der Kraterwand schossen.

„Wir wurden hintergangen!“, rief Thorn fassungslos. „Die Insel geht unter!“

Plötzlich breitete sich Schwindel in Drukil aus. Der rote Kristall unter seinen Füßen schien sich von ihm zu entfernen und kurz befürchtete er, die Wirkung von Leanders Kraut lasse nach. Er blinzelte und bemerkte, dass die Plattform sich tatsächlich von ihm entfernte. Oder eher andersherum: Er schwebte empor.

Natürlich! Kenvilar wollte, dass sie die Quelle des Schwarzen Heroldes für sie vernichteten. Die Tückische brauchte sie noch, konnte sie unmöglich alle sterben lassen. Kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gebracht, fiel sein Blick auf die rote Plattform, von der er sich in die Luft erhoben hatte. Chada, Thorn und Leander entschwebten ebenfalls, Eara und Ken Dorr jedoch standen fest auf dem Kristall und beobachteten sie verblüfft. Drukil schluckte. Er hatte recht behalten. Kenvilar konnte sie nicht *alle* sterben lassen.

Eara reagierte zuerst. Sie sprang in die Höhe und der Schmerz, der dabei durch Drukils Kopf brannte, berichtete ihm von der Dunklen Magie, mit der sie ihre Kraft verstärkt hatte. Sie erhaschte Leanders Umhang und krallte sich fest in den groben Stoff, bis der Seher sie zu sich zog.

Ken Dorrs Augen weiteten sich und er sprang mit ausgestreckten Armen hinter Drukil her. Ehe er darüber nachdenken konnte, hatte Drukil bereits seine Hand ausgestreckt, wobei sein Körper sich in der Luft umdrehte und er nunmehr an den Füßen in die Höhe gezogen wurde. Ken Dorrs bleiche Finger legten sich kühl in seine Hand. Drukil zuckte zurück, als Übelkeit ihn erfüllte. Mit jeder Faser seines Körpers konnte er verdorbene Macht spüren, die den Dieb zum Leben erweckt hatte. Die unnatürliche Hexerei der Krahder, vom Schwarzen Herold um ein Vielfaches verstärkt. Die alte Narbe in seiner Seite, die Ken Dorr ihm einst als Bleicher König beigebracht hatte, begann wieder zu schmerzen, begleitet vom Stechen der frischen Wunden auf seiner Brust.

Der Dieb konnte sich nur mit Mühe halten. Seine schlanken Finger rutschten langsam ab, da Drukil sich keine Mühe gab, sie zu halten. Ein flehender Ausdruck trat in die so verhassten grauen Augen.

Drukil erstarrte. Stimmen brachen aus seiner Erinnerung hervor. *Ich glaube, es war ein Kampf zwischen Drukil und Ken Dorr. Jetzt war seine Gelegenheit, den Dieb zu verstoßen. Alle wirst du verraten, jeden belügen, um deine Ziele zu erreichen.* Jetzt konnte er sich und seine Freunde vor der verdorbenen Ausstrahlung und dem unweigerlichen Verrat schützen. *Er spielt ein dreifaches Spiel und benutzt euch und den Ewigen Rat, um seine Ziele zu erreichen.* Das hier war Drukils Chance, Ken Dorr endlich loszuwerden. Er war ein Dieb, ein Mörder, ein Verräter und ein Folterknecht, der Schlimmeres verdient hätte als einen Tod, der nicht einmal von Dauer wäre. Er war eine Gefahr für ihre Mission. Und Drukil müsste nicht einmal etwas tun. Er müsste nur abwarten. Es wäre so einfach. Und er wusste, noch vor wenigen Stunden hätte er es getan. Jetzt jedoch stieg ein Bild vor seinem inneren Auge

auf. Das Bild von Ken Dorr, der blaue Kristalle nach einer brennenden Gestalt warf. Der ohne Zögern sein Leben riskierte, um ausgerechnet ihn zu retten.

Im letzten Moment griff Drukil zu und nahm seine andere Hand zu Hilfe, um den Dieb hochzuziehen. Ken Dorr nickte ihm dankbar zu und klammerte sich an ihn. Drukil hätte sich am liebsten übergeben und konnte den Ekel nur mit Mühe bekämpfen.

Kurz bevor sie am Kraterrand vorbeischnellen konnten, glitt die Spitze der Insel unter den Meeresspiegel und gewaltige Wassermassen donnerten ihnen entgegen. Drukil schloss angespannt die Augen, doch der erwartete Wasserschwall blieb aus, das Salzige Wasser von allen Seiten traf erst unter ihnen zusammen und sie entkamen trocken in die Freiheit, während die Himmelssäule hinter ihnen für die nächsten fünfhundert Jahre in den Fluten versank. Dennoch fühlte Drukil keine Freude. Ein gequälter Schrei holte ihn ein, ehe sich das Meer endgültig schloss. Der Schmerzensschrei einer fauchenden Stimme, in der dennoch die plätschernden Worte des Mädchens mit ebenholzfarbener Haut nachklangen. Ein Schrei, der Drukil noch verfolgte, als er schon lange verklungen war.

Früher Vormittag, 11. Wintertag 77 A.Z.

Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Kenvilars Zauber setzte sie sanft an Bord der *Aldebaran II* ab. Ihr Schiff hatte sich wohl von dem versinkenden Felszacken losgerissen, an den es vertäut gewesen war. Es war dem Kraterrand bedenklich nahegekommen, doch die Himmelssäule war versunken, ehe es den Fluten in den Krater hatte folgen können, und die Turbulenzen im Wasser hatten nicht ausgereicht, um es zum Kentern zu bringen.

Kaum berührten seine Füße die Planken, riss Drukil sich von Ken Dorr los und taumelte zurück. Kraftlos stützte er sich auf die Reling und holte tief Luft. Er genoss es, keine Hitze mehr einatmen zu müssen und langsam wich die Übelkeit. Mühsam drehte er sich zu Eara um. „Du hast Kimbu umgebracht!“, knurrte er aufgebracht.

„Was, glaubst du, wäre sonst mit ihr geschehen?“, erwiderte Eara ruhig. „Sie hat zu viel gesehen. Denkst du, Kenvilar hätte sie einfach ziehen lassen, wenn ich mich an ihrer Stelle hinabgestürzt hätte?“

Drukil drehte sich wutschnaubend wieder dem Wasser zu, als sonst niemand das Wort ergriff. Die anderen waren erschüttert, aber keiner widersprach Eara. Was war aus den Helden von einst geworden?

Er bemerkte einen langen Schatten, der unter den Wellen auf ihr Schiff zuglitt. Majestätisch schob sich ein Schlangenleib aus dem Wasser und ein Gesicht mit orangefarbenen Augen erhob sich in den Sonnenschein, bis es leicht auf sie herabblicken konnte. Wassertropfen glitzerten auf Kenvilars hellblauer Haut und ein böartiges Lächeln lag auf ihren Lippen.

„Was willst du hier?“, rief Drukil voll mühsam beherrschtem Zorn, während die anderen sich neben ihm versammelten.

„Meinen Teil der Abmachung einhalten. Ihr habt doch nicht etwa an mir gezweifelt?“, meinte die Tückische in gespielter Erstaunen. In einer graziösen Bewegung hob sie eine Hand und warf ihnen etwas zu.

Reflexartig fing Drukil den Gegenstand auf und betrachtete die schwarze Kugel in seiner Hand. Er erkannte die Form einer Frucht des Baumes Lieder, strich über die verschrumpelte schwarze Rinde unter seinen Fingern. Aus feinen Rissen glomm ein gebrochenes grünes

Licht. Er spürte ein sanftes Vibrieren unter seinen Fingerspitzen, die Ahnung eines Anfangs erfüllte ihn und ein Hauch von Frühling stieg in seine Nase. Kurz ergriff ihn die ungebändigte Harmonie, die er schon im Kampf gegen Miraksela verspürt hatte.

Jemand griff nach der toten Frucht und Drukil ließ sie widerstrebend gehen – was er augenblicklich bereute, als er bemerkte, dass die andere Hand aus tiefster Finsternis bestand. „Dieses Potential ... diese Macht!“, flüsterte Eara. „Kein Zweifel: Dies ist das zukünftige Herz der Geburt und keine Fälschung.“

Kurz blitzte Missbilligung in Kenvilars Augen auf, als sie die Frucht in Earas dunkler Hand betrachtete. „Die Bäume sind Säulen der Ordnung, die Zentren gewaltiger Macht, stumme Hüter des Gleichgewichts. Doch die Bezeichnung *Herz* habe ich nie gemocht“, zischte sie abfällig. „Aber ja, es ist der echte Samen. Die Dreieinigkeit hat ihr Wort noch nie gebrochen. Und ich habe noch mehr für euch.“

Etwas materialisierte sich über ihrer ausgestreckten Handfläche. Eine kleine, einen Spalt weit geöffnete Truhe, ganz aus einem bläulich schimmernden Metall, über und über mit silbernen Ornamenten verziert. Drukil meinte, den Geruch von Algen und eine kühle Brise in der unbewegten Luft wahrzunehmen, wie aus weiter Ferne hörte er das Brausen eines Sturmes, Wellenrauschen und verängstigte Schreie. Eara keuchte und ließ die tote Frucht aufs Deck fallen, als ihre dunkle Hand sich zu einem kalten Schatten verflüchtigte. Schwarzer Nebel stieg um sie auf und flackerte unruhig. Ihr Schattenriss auf den hölzernen Planken wurde zu einem zerfledderten Fetzen zerrissen und flatterte wie in einem unfühlbaren Sturm. Mit nichts als ihrem Blick ließ Kenvilar den Deckel der Truhe zuschnappen und die fernen Geräusche erstarben, Earas Dunkelheit beruhigte sich.

„Eine Truhe aus Arkanum, gefüllt mit der Essenz aller drei Mächte. Sie mag euch einst gegen den Dunklen Magier helfen. Doch öffnet sie nur, wenn die Lage aussichtslos scheint.“ Mit diesen Worten warf Kenvilar ihnen ihr Geschenk zu und Chada fing es mit Leichtigkeit auf. Anscheinend war die Truhe weniger schwer, als sie aussah.

„War es das?“, fragte Thorn mit ablehnender Neugier.

Kenvilar stieß ein bitteres Lachen voller Verachtung aus. „Gierige Sterbliche! Das hier ist kein dummes Märchen, in dem die geheimnisvolle Weise euch drei magische Geschenke darbringt. Gebt euch mit dem zufrieden, was ihr bereits bekommen habt.“

Kenvilars Gesichtszüge glätteten sich, die Herablassung wich einem düsteren Ernst. „Und ich will, dass auch ihr mir etwas gebt: ein Versprechen. Versprecht, dass ihr niemals zulassen werdet, dass der Dunkle Magier einen der Bäume in seinen Besitz bekommt. Versprecht, dass ihr den Ewigen Rat zerschlagen werdet, ehe ein Unheil geschehen kann. Versprecht, dass ihr nicht ... scheitert!“

Ihre glimmenden Augen bohrten sich in jeden von ihnen hinein. Drukil schüttelte sich. „Wir werden es versuchen, reicht das?“, brummte er.

„Nein!“ Erstaunt fuhr Drukil herum, als er Chadas Stimme vernahm. Sie stand mit hoch erhobenem Kopf da und umklammerte die kleine Truhe, ihre grünen Augen waren fest auf die Tückische gerichtet. „Nein, das reicht nicht“, antwortete sie entschlossen. „Wir werden es nicht nur versuchen. Wir werden erfolgreich sein. Wir werden den Ewigen Rat besiegen, wir werden die Herzen der Mutter beschützen, wir werden unser Ziel erreichen. Das verspreche ich.“

Ein sanftes Lächeln legte sich auf Kenvilars Lippen, ein Lächeln frei von Hinterlist und Verachtung, nur getragen von Trauer und einer Sehnsucht, alt wie das Meer. Stumm hob sie ihren gewundenen Stab und versank zwischen den Wellen, während aus dem Nichts ein

Wind kam, so stark, dass er die *Aldebaran II* trotz ihres kahlen Mastes ergriff und langsam nach Westen trieb. Drukil wurde bewusst, dass Kenvilar ihnen zuletzt doch noch ein drittes Geschenk gemacht hatte: Den Wind, der sie nach Hause brachte.

Abenddämmerung, 11. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See westlich der Himmelssäule, Stürmischer Ozean

Drukil trat an Deck. Die frischen Kleider, in die er sich gezwängt hatte, kratzten unangenehm auf seiner Haut und seine Wunden schmerzten unter dem Verband. Leander, Chada und Thorn begleiteten ihn und als Eara sie bemerkte, ließ sie das Steuerrad los und begab sich ebenfalls zu ihnen. Sie trug eine frische Robe, aber ihr kahler Schädel sah in Drukils Augen noch immer merkwürdig fremd aus. Gemeinsam traten sie zu Ken Dorr, der im Bug stand und nach Hindernissen im fremden Wasser Ausschau hielt.

„Wir müssen reden!“, knurrte Drukil barsch und der Dieb hob verwirrt die Augenbrauen.

„Es geht um etwas, das Kenvilar uns anvertraute“, ergänzte Leander etwas weniger unfreundlich. „Sie sagte, du hättest Haare von uns gestohlen, damit der Schwarze Herold uns jederzeit töten kann.“

„Und Ihr glaubt dieser falschen Schlange?“, vergewisserte sich Ken Dorr ablehnend, während er den grünen Edelstein in seiner Stirn betastete. „Offensichtlich geht es ihr nur darum, uns auseinanderzubringen. Sie mag sich gegen den Ewigen Rat gewandt haben, aber sie steht auch nicht auf unserer Seite, das sollte Euch klar sein.“ Er sprach die Worte ruhig aus, doch seine grauen Augen zuckten nervös hin und her und sein verächtliches Lächeln konnte die Unsicherheit nicht ganz verbergen.

Leander schüttelte bedauernd den Kopf. „Mach es für dich nicht noch schwerer, als es ohnehin schon ist. Warum hat der Schwarze Herold dich damals in den Ewigen Rat geholt? Er kannte dich nicht persönlich, im Gegensatz zu den anderen Ratsmitgliedern verfügst du über keinerlei magische Fähigkeiten und du wusstest auch nichts über die Herzen der Mutter. Du hast keine Armee, bist schwach und stellst ein Risiko dar. Er hätte dich nur zurückgeholt, wenn er einen erfahrenen Dieb bräuchte. Einen Dieb, den er ausgerechnet zu uns schickt, wo es außer uns selbst nicht viel zu holen gibt. Wir hätten schon viel früher misstrauisch werden müssen. Du hast uns belogen, Ken Dorr. Nun wenigstens sag uns die volle Wahrheit.“

Der Dieb erbleichte, die untergehende Sonne spiegelte sich im Schweiß auf seiner kahlen Stirn. „Also gut!“, versprach er schwach. „Ihr wollt die Wahrheit? Ich sage sie euch: Ihr wart Narren, habt mir von Anfang an misstraut, mich ausgeschlossen und mit nichts als Verachtung betrachtet! Wenn ich Euch gesagt hätte, weshalb der Schwarze Herold mich wirklich zu Euch geschickt hätte, dann wäret Ihr meinem Rat nie gefolgt. Ihr brauchtet mich, und ich brauchte Euch, aber die Wahrheit hätte Euch abgeschreckt! Ich habe Euch belogen, um Euch zu *helfen*!“

Ken Dorr ballte seine schlanken Finger zu Fäusten, in seinen Augen tanzten silberne Flammen. Jede Unsicherheit war verschwunden. „Ja, ich habe für den Schwarzen Herold je ein Teil von euch entwendet. Weil es die einzige Möglichkeit war, wie wir überhaupt siegen können. Ich habe euch alles über den Ewigen Rat enthüllt, wenn ich dann noch in meiner Aufgabe gescheitert wäre, glaubt Ihr, ich wäre jetzt noch am Leben? Nur mit meiner Hilfe könnt Ihr den Rat vielleicht zerschlagen, nur wenn ich sie schon jetzt auseinanderbringe! Ich hatte keine andere Wahl!“

„Die hattest du“, widersprach Thorn zornig. „Ich kann fast nachvollziehen, warum du uns nicht von Anfang an eingeweiht hast. Aber weshalb nicht in der langen Zeit, die seither verstrichen ist? Wir hätten darüber beraten können, vielleicht hätten wir dir sogar freiwillig geholfen. Was hielt dich davon ab?“

Ken Dorr senkte den Blick. „Könnt Ihr es Euch nicht denken? Meint Ihr, ich hätte Eure naiven Ideen von Vertrauen und Gemeinschaft nicht bemerkt? Euch nicht dafür belächelt? Und Euch nicht darum ... beneidet?“

Ein leiser Seufzer entwich seinen Lippen. „Einzig meine Eltern haben je so bedingungslos zu mir gehalten, wie ich es unter Euch erlebt habe, und ich hielt zu ihnen. Ich habe für sie gesorgt, für sie *gestohlen*, doch als die Trolle uns in den letzten Kriegstagen erneut heimsuchten, haben sie mir befohlen, davonzulaufen. Ich habe ihre Leichen nie gesehen. Aber ich habe mir geschworen, mich nie wieder an irgendjemanden zu binden, nie wieder für irgendjemanden zu sorgen, als für mich selbst. Ich habe geschworen, um niemanden mehr trauern zu müssen. Ich weiß, was ich getan habe, was Ihr von mir haltet. Ich weiß, dass ich kein Verständnis erwarten kann. Keine Zugehörigkeit. Keine Anerkennung. Kein Vertrauen. Schon gar keine Freundschaft. Ich kann nicht benennen, was ich stattdessen erwarte. Doch was immer es ist, ich habe einen Ahnung davon gespürt. Und ich wollte diese Ahnung nicht zerstören. Nicht zugeben, dass ich Euch von Anfang an belogen hatte, selbst wenn es auch für Euch geschah.

Ich weiß, dass ich nicht zu Euch gehöre. Dass ich anders bin als Ihr. Ich bin kein Held, kein Krieger und kein Feldherr. Wenn man sich meiner dereinst überhaupt erinnert, dann als Dieb, als Schurke, als Mörder. Mein Name wird Kindern Angst einjagen, mein Bild niemals neben Euren hängen. Aber zumindest würde das bedeuten, dass die Menschen jener Zeit noch Bilder haben von Euch. Dass die Kinder eine Kindheit haben, in der ein harmloser Dieb wie ich sie noch schrecken kann. Dass der Schwarze Herold gescheitert ist und dass nicht eine ganze Welt in Finsternis getaucht wird, nur für seine Rache. *Dein Plan wird sich erfüllen und du wirst qualvoll daran zugrunde gehen*, das haben die Drei Schwestern mir prophezeit. Und so sehr ich auch auf ein anderes Ende hoffe, so werde ich, falls sie recht behalten, doch zumindest mit der Genugtuung sterben, dass mein Tod nicht umsonst ist.“

Drukil konnte sehen, wie die Härte aus den Gesichtern der anderen wich. Er konnte es nicht fassen! Sie hatten den Dieb beim Lügen erwischt und anstatt ihn zu verstoßen, verfielen sie erneut seiner Tücke. „Wir haben die Worte des Orakels nicht vergessen!“, spie er dem Heuchler entgegen. „Du scherst dich nicht um diese Welt. Das hast du noch nie getan. Dir geht es nur um dich selbst! Das hast du oft genug zugegeben!“

Ken Dorr hob schwach den Kopf. „Das Orakel der Geister sagte, ich werde jeden belügen, um meine Ziele zu erreichen. Aber meine Ziele sind auch Eure Ziele. Mein Plan ist auch Euer Plan. Ich habe den Ewigen Rat belogen, und ja, ich habe auch Euch belogen. Vor allem aber habe ich mich selbst belogen. Ich habe immer gewusst, dass unser Gewissen nicht mehr als eine Fessel ist, die es abzustreifen gilt, und die Moral nur eine Erfindung, die mich meiner Freiheit beraubt. Dass einzig ich selbst darüber zu urteilen habe, was gut ist und was schlecht und dass jeder nur sich selbst als Sinn und Zweck allen Strebens hat. Warum also habe ich mich für die Taten des Bleichen Königs geschämt? Und warum gab es außer der Macht, die der Schwarze Herold über mich hatte, noch etwas, das ich an seinen Plänen verabscheute? Es hätte mir gleichgültig sein müssen, welches Schicksal diese Welt nach meinem endgültigen Tod erwartet! Aber ... das war es nicht.“

Langsam sackte der Dieb zusammen, seine bleichen Finger gruben sich in das feuchte Holz der Reling. „Und das machte mir Angst. Wenn die Welt nach meinem Tod von Bedeutung ist für mich, dann bedeutet das, es gibt etwas Wichtiges darin, das nicht *ich* ist. Es bedeutet, gut und schlecht sind mehr als nur Erfindungen. Und das bedeutet, dass die Untaten meiner Vergangenheit nicht schlau waren, sondern ... falsch. Und ich wusste nicht, wie ich das ertragen sollte. Ich weiß es noch immer nicht.“

Ken Dorr zitterte und atmete tief durch, ehe er sich straffte und das Holz losließ. Ernst betrachtete er die Helden, die sich vor ihm aufgebaut hatten.

„Chada“, flüsterte er. „Wenn Ihr nach allem, was Ihr gesehen habt, nach allem, was ich getan habe, noch immer daran glauben könnt, dass Menschen sich ändern können... Wenn Ihr zumindest erraten könnt, dass der Junge, der sich um seine Eltern sorgte, noch immer hier drinnen steckt... dann bitte ich Euch, gebt mir eine zweite Chance! Ich habe keine Vergebung verdient, aber wenn Ihr Euch meiner Lügen erinnert, und meiner Verbrechen ... dann gedenkt auch meiner Hilfe. Erinnert Euch, dass alles, was ich tat, zuletzt nicht nur für mich geschah, sondern für ... den Frieden.“

Ohne eine Antwort abzuwarten fixierte er den nächsten in der Reihe. „Thorn. Ihr wollt das gleiche wie ich. Auch Ihr seht Euch nach dem Frieden, nach einem Neuanfang. Und doch seid Ihr nicht bereit, loszulassen, das Leid dieser Welt einfach hinzunehmen. Ich verstehe euch. Und vielleicht werdet Ihr auch eines Tages mich verstehen.“

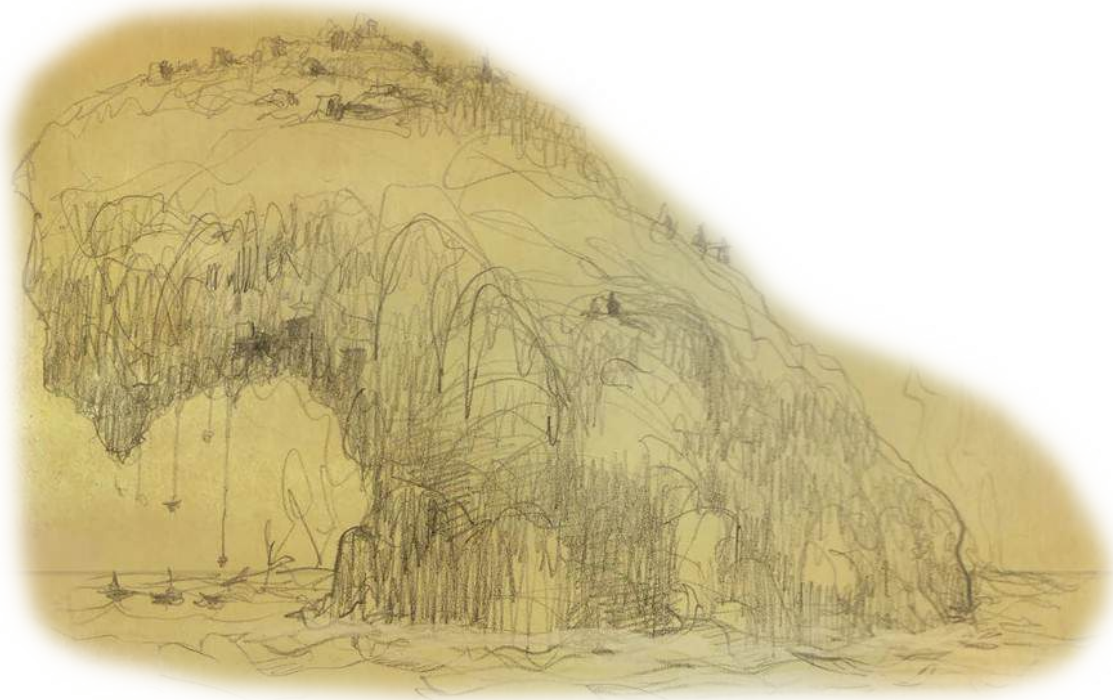
Ein trauriges Lächeln huschte über die Lippen des Diebes, ehe sein Blick weiterwanderte. „Eara. Ich habe Euer Versprechen nicht vergessen, doch Ihr werdet es nicht einhalten müssen. Zum ersten Mal stehe ich in einem Kampf nicht nur auf meiner eigenen Seite. Ich werde Euch nicht erneut hintergehen, Euch nichts mehr verheimlichen. Ich bin nicht weniger ein Monster als Ihr. Doch vielleicht ist es möglich, Monster und Held zugleich zu sein.“

Eara musterte den Dieb aus ihren kalten blauen Augen und zeigte keine Reaktion, während Ken Dorr erneut den Kopf wandte. „Leander. Von allen hier könnt Ihr am besten verstehen, wie es einen verändern kann, Gemeinschaft zu erfahren. Von allen hier wisst Ihr am besten, dass es mehr gibt als nur Wahrheit und Lüge. Ihr kennt die tausend Wege, die dazwischen liegen, und ihr wisst, wie schwer es ist, den Weg der Wahrheit zu beschreiten. Ihr könnt nachvollziehen, dass man auch lügen kann, nicht um zu schaden, sondern einzig, weil man sich diesem Weg nicht gewachsen sieht.“

Der Seher schwankte leicht und umklammerte seinen Stab so fest, dass die blaue Haut seiner Finger sich fast weiß färbte. Ehe Drukil genauer darüber nachdenken konnte, was Ken Dorr mit diesen Worten gemeint hatte, traf ihn der Blick seiner grauen Augen.

„Drukil“, sagte der Dieb ernst. „Ich weiß, dass Ihr mir nicht vertrauen könnt. Dass Ihr noch immer die Dunkelheit spürt, die auf mir liegt. Doch ich habe es mir nicht ausgesucht, von den Krahden zu einem Untoten Sklaven gemacht zu werden. Es war nicht meine Entscheidung, in den Ewigen Rat gerufen zu werden. Ich habe viel Schuld auf mich geladen, doch hierfür kann ich nichts. Und wenn wir gesiegt haben, werdet Ihr mich nicht mehr ertragen müssen. Entweder werde ich freiwillig gehen, einen neuen Anfang wagen ... oder die Drei Schwestern werden recht behalten.“

Drukil spürte wieder die Übelkeit in sich aufsteigen, die Ken Dorrs Anwesenheit verursachte. Er stellte fest, dass er dem Dieb nicht glauben wollte, dass er wieder nach der Nervosität von vorhin Ausschau hielt. Doch so sehr er auch suchte, er fand nur unauslöschliche Einsamkeit und ehrliches Bedauern wie brennendes Silber in seinem Blick.



Zwischenspiel XIV – Ein dreifaches Spiel

Frühe Nacht, 15. Wintertag 77 A.Z.

Danwar, Hadrishes Meer

Danwar, die Insel der widerstreitenden Elemente, ragte wie eine steingewordene Flutwelle aus der stürmischen See. Die aufbrausenden Wellen schlugen selbst in das geschützte Becken unter dem Fels und brachten die kleinen Fischerboote ebenso ins Schaukeln wie die verwaiste *Aldebaran II*. Regen verdampfte auf dem heißen Gestein und peitschte gegen die windschiefen Hütten auf dem hochgelegenen Plateau des Eilands. Es war eine dieser Nächte, in denen niemand freiwillig vor die Tür ging. Und doch flackerte unweit ein unruhiges Feuer, das sich nur mühsam gegen die niederprasselnden Tropfen und die hektischen Böen behaupten konnte. Eine einsame Gestalt saß daran und wärmte die bleichen Finger an den sterbenden Flammen. Das zuckende Licht wurde nach nur wenigen Schritt von der Dunkelheit der Nacht verschluckt und war eben hell genug, um ein schlankes Gesicht mit Halbglatze und eisgrauen Augen aus der Finsternis zu reißen.

Ken Dorr rückte schauernd noch etwas näher ans Feuer, als ein eisiger Windhauch unter seine Kleider fuhr. Dass die Natur aufdringliche Besucher und allzu aufmerksame Gefährten in dieser Nacht noch besser von ihm fernhalten würde als all seine Vorkehrungen, hatte auch seinen Preis. Dennoch war er bereit, dieses Preis zu zahlen. Wenn die Helden von Andor ihn jetzt sähen, würde es ihm niemals gelingen, ihr Misstrauen erneut zu zerstreuen. Schon vor vier Tagen hatte er sein ganzes Können anwenden müssen.

Ein guter Lügner log nicht mit Worten. Er log mit allem was er war, mit seiner Stimme, seiner Haltung und seinem Blick. Er konnte die Wahrheit so sprechen, dass niemand sie glaubte, und die Lüge zur neuen Wahrheit erklären. Er lebte seine Lüge und glaubte selbst an sie, solange es ihm nützlich war. Ein guter Lügner zeichnete sich dadurch aus, dass er niemals log – er sprach die Unwahrheit aus voller Überzeugung. Und Ken war schon immer ein guter Lügner gewesen.

Eine gute Lüge glich einem guten Diebstahl, durch den das Opfer der Wahrheit beraubt wurde. Bei einem guten Diebstahl hinterließ man keine Spuren, nahm nur unauffällig und ersetzte das Fehlende durch eine Kopie, die erst erkannt wurde, wenn es keine Rolle mehr spielte. Die Wahrheit war stets komplex, vielschichtig, mehrdeutig. Eine gute Lüge wurde so tief unter Gerüchten, Vorurteilen und Details vergraben, dass sie nicht mehr aufzuspüren war, und war zugleich so simpel, dass die Wahrheit neben ihr lächerlich und absurd erschien. Für die selbstgerechten Helden von Andor, die so sehr von sich überzeugt waren, war es nur naheliegend, dass auch ein Schurke wie er durch ihre Gegenwart verändert wurde. Wieso sollte ihnen jemals in den Sinn kommen, dass er sich auch aus sich selbst heraus ändern konnte? Dass er seine Vergangenheit bereuen konnte, ohne an die gleiche Zukunft zu glauben wie sie? Dass er gegen den Ewigen Rat kämpfen konnte, ohne ihren Pfad zu beschreiten? Sie hatten keine Ahnung, was seine wahren Pläne waren, was er längst vorbereitet hatte. Er dachte an jenen Abend in Cavern zurück, an dem er ihren Pfad endgültig verlassen und den ersten Schritt auf seinem eigenen gewagt hatte.

Mondhoch, 88. Herbsttag 76 A.Z.

Stahlgassen in Schwarzeisenstein, Cavern

Ken Dorr blieb vor einer niedrigen Tür aus blankpoliertem Kupfer stehen und nutzte die spiegelnde Fläche, um die engen Gassen hinter sich nach Verfolgern abzusuchen. Natürlich war da niemand im Schein der Fackeln. Den ganzen Tag hatte Drukil ihn mit seinem üblichen Misstrauen beäugt, also hatte er sich auf dem Willkommensfestmahl schlafend gestellt, bis der Hautwandler in seiner Aufmerksamkeit nachgelassen und ein Gespräch mit Leander begonnen hatte, eine Gelegenheit, die Ken genutzt hatte, um sich unauffällig abzusetzen.

Er zog seinen Dolch und hämmerte mit dem Knauf einen komplizierten Rhythmus an die Kupfertür. Er war zum ersten Mal persönlich in Cavern, doch in der Mine lebten alte Bekannte von ihm. Lautlos öffnete sich die schwere Tür. Ein älterer Zwerg mit prächtigem weißem Bart blinzelte ihm misstrauisch entgegen und entblößte seine Goldzähne beim missglückten Versuch eines warmen Lächelns, als er seinen Besucher erkannte. „Ken Dorr!“, staunte der Zwerg. „Es hieß, du seist tot.“

„Sei begrüßt, Xerom, mein alter Freund“, erwiderte Ken leise. Xerom war ein Händler mit weitreichenden Verbindungen, der sich durch einen Sinn für gute Geschäfte und einen beachtenswerten Mangel an Zurückhaltung auszeichnete, wenn ihm jemand im Weg stand. „Ich habe leider keine Zeit für lange Geschichten. Erinnerst du dich noch an die Pläne der Rietburg, die ich dir beschafft habe? Nun, heute will ich meine Gegenleistung.“

In Xeroms blauen Augen blitzte es, als der Zwerg abwog, ob es sich lohnen mochte, die Gefälligkeit von damals zu erwidern. Offensichtlich kam er zu dem Schluss, dass noch einige gute Geschäfte auf ihn warteten, denn er nickte knapp. „Was kann ich für dich tun?“

„Ich brauche eine Karte von Silberhall. Aktuell, detailliert, mit allen versteckten Fallen und Gängen. Und noch heute Nacht, ehe ich wieder abreise.“

Xerom zögerte kurz und biss sich auf die breite Unterlippe. Es gab kaum ein schwereres Vergehen für einen Zwerg, als einem Oberweltler Informationen über befreundete Minen anzuvertrauen. Doch seine Unentschlossenheit währte nicht lange. „Komm in zwei Stunden nochmal vorbei“, raunte Xerom und schloss ohne weitere Abschiedsworte behutsam die Tür.

Ken huschte durch die Gänge und musste sich mehrfach ducken, bis er in die besser ausgebauten Stollen kam. Er suchte sich seinen Weg durch die labyrinthischen Tunnel, bis er vor einer protzigen, mit Blattgold verkleideten Tür stehen blieb, durch die selbst ein Troll gepasst hätte. Er läutete an einem goldenen Glöckchen und wartete, bis die Tür sich, von unsichtbaren Mechanismen gezogen, von selbst öffnete. „Ich habe geschlossen“, grummelte ein älterer Zwerg in einem mit Goldfäden durchwirkten Nachthemd. In seinen für zwergische Verhältnisse äußerst kurzen, hellbraunen Bart waren Dutzende kleine und zweifellos unverschämt kostbare Edelsteine eingeflochten.

„Spreche ich mit Hildorf, dem erfolgreichsten Schmied Caverns?“, fragte Ken, obgleich er die Antwort längst wusste. „Es heißt, Eure Kunstfertigkeit reiche selbst an die Kreatoks heran, und Eure einzigartigen Drachenartefakte sind weithin berühmt.“

„Schmeicheleien werden mich nicht dazu bringen, länger als nötig auf meinen wohlverdienten Schlaf zu verzichten, schon gar nicht für einen Menschen“, behauptete Hildorf, doch er gab sich keine Mühe, sein selbstzufriedenes Lächeln zu verbergen. Dann jedoch weiteten sich seine Augen. „Einen Augenblick, Euer Gesicht... Ich weiß wer du bist! Der mysteriöse Mann, den Fürst Kram hat einsperren lassen, ist also niemand anderes als Ken Dorr.“

„Das ist richtig. Aber so gut, wie Ihr informiert seid, werdet Ihr auch wissen, dass ich zusammen mit den Helden von Andor anreiste“, entgegnete Ken und warf am Schmied vorbei einen Blick in die weitläufige Eingangshalle, wo sich goldene Trophäen und Kunstwerke stapelten.

„Was willst du hier?“, fragte Hildorf argwöhnisch.

„Ich möchte, dass Ihr etwas für mich anfertigt. Und zwar mindestens in Eurer üblichen Perfektion“, verkündete Ken Dorr und zog einen Pergamentfetzen hervor, auf dem er eine saubere Zeichnung hinterlassen hatte.

„Du vermisst wohl deine erfolgreicheren Zeiten, was?“, spottete der Zwerg. „Vergiss es! Wenn die Helden das wollen, dann sollen sie selbst kommen, ansonsten weigere ich mich. Ich bin reich genug, dass ich mir meine Kunden selbst aussuchen kann.“

Ken setzte ein feines Lächeln auf. „Die Helden wissen nichts davon und brauchen es auch nicht zu erfahren.“ Er ließ seinen Blick über die einzigartigen Wertgegenstände im Vorraum gleiten. Er hatte es mit einem Sammler zu tun, der sich niemals zufriedengeben würde, bis ihm alle Schätze der Welt gehörten. Gier war solch ein zuverlässiger Antrieb.

„Und ich biete dir etwas, das du mit allem Geld der Welt nicht kaufen kannst. Ich biete dir den schönsten Edelstein der Welt: Das Drachenauge!“

Er sah die Gier in den dunklen Augen des Zwerges, aber dann siegte dessen Vernunft. „Das Drachenauge gehört Fürst Grom von Silberhall.“

„Ihr habt schon von mir gehört. Ihr wisst, dass es zu meinen vielfältigen Talenten gehört, Dinge in meinen Besitz zu bringen, die mir nicht gehören sollten.“

Hildorf lief tiefrot an. „Das kommt nicht in Frage!“, brüllte er und legte einen Hebel um, woraufhin das goldene Tor sich langsam zu schließen begann. Die verfluchte Starrköpfigkeit der Zwerge! Anscheinend musste Ken andere Methoden anwenden.

„Zu schade“, murmelte er wie zu sich selbst. „Dann werde ich es wohl zerstören müssen, in der Hoffnung, dass die Splitter mir wenigstens noch etwas Geld einbringen.“

Hildorf riss den Hebel so fest zurück, dass er fast abbrach. „Das kannst du nicht tun“, hauchte er fassungslos, Furcht gesellte sich zu der Gier in seinen Augen. „Das Drachenauge ist das Herz eines jeden Zwerges, das Juwel der unvergänglichen Schönheit,

ein Traum aus Schatten und Sehnsucht, ein Heiligtum der Erde. Nur einmal durfte ich einen Blick darauf werfen, und niemals werde ich die gleißende Finsternis in seinem Inneren vergessen. Kein Mensch kann seine Vollkommenheit ermessen. Es zu zerstören wäre ein Frevel, ein Verbrechen an der gesamten Zwergenheit.“

„Ich kann es nicht einfach verkaufen“, meinte Ken bedauernd. „Es ist zu bekannt dafür.“

„Dann kaufe ich es dir ab“, keuchte der Schmied verzweifelt.

Kens Lächeln vertiefte sich. „So? Den Preis dafür kennt Ihr...“

Mondhoch, 15. Wintertag 77 A.Z.

Danwar, Hadrisches Meer

Ken Dorr lachte leise. Wenn er das Drachenaugen erst an sich gebracht hatte, würde der Zwergenschmied ihm aus der Hand fressen. Er zog eine Frucht des Baums der Lieder aus seiner durchnässten Tasche und betrachtete sie lange. War es Wahnsinn, zweimal den gleichen Plan zu verfolgen? Achselzuckend warf er sie in die Flammen. Gierig stürzte sich das Feuer auf die neue Nahrung. Im nächsten Moment platzte die Schale auf ganzer Länge auf und weißlicher Saft spritzte den Flammen entgegen. Ken fluchte und nahm eine andere Frucht, in die er mit seinem Dolch ein Loch bohrte und den Saft abfließen ließ, ehe er auch sie den Flammen übergab. Er beobachtete geduldig, wie die Schale sich zusammenzog und verschrumpelte, während sie vom Ruß schwarz gefärbt wurde. Gerade rechtzeitig angelte er sie mit einem krummen Stock aus dem Feuer. Er zog einen weiteren Gegenstand aus seiner Tasche, einen zersplitterten grünen Kristall, den er in einem dreieckigen Gang aus dem Zentrum eines goldenen Baumes gebrochen hatte. Kurz tastete Ken nach dem Fremdkörper, der neuerdings auch in seiner Stirn prangte, und Unmut stieg in ihm auf. Er würde diese Demütigung nicht vergessen! Seine vom Knacken vieler Schlösser geschulten Finger zwängten den Kristall trotz seines Ärgers ruhig ins Innere der verkohlten Frucht. Das Loch war groß genug und doch zu klein, um auffällig zu sein. Zufrieden betrachtete er sein Werk: Eine schwarze, verschrumpelte, tote Frucht, aus deren feinen Rissen ein gebrochenes grünes Licht glomm.

Lächelnd verstaute er die Frucht und zog ein kleines schwarzes Döschen aus seiner Tasche, dessen Deckel er vorsichtig abnahm. „Wir müssen reden“, flüsterte er dem Tropfen zu, der im Feuerschein hätte silbern schimmern müssen und stattdessen nur das winzige, verzerrte Abbild eines halbkreisförmigen Saales in sich trug. Fahles, blaues Licht umfloss seinen Körper und überstrahlte die glühenden Überreste eines ertränkten Feuers. Dann wurde alles schwarz.

Ken schlug die Augen auf. Ein Schatten mit gezackter Maske senkte langsam seine blau glühende Faust und blickte aus weiß glühenden, nadelspitzen Augen auf ihn herab. „Es wurde auch Zeit, dass du dich meldest“, sagte der Schwarze Herold verärgert. „Wie lange wolltest du mir noch verschweigen, dass die Helden von Andor das zukünftige Herz der Geburt gefunden haben?“

„Ich bin seit einem Dutzend Tagen mit ihnen auf einem Schiff eingesperrt und kann keinen Schritt gehen, ohne beobachtet zu werden. Das hier war meine erste Gelegenheit. Woher wisst Ihr es bereits?“

Eine zweite Stimme klang durch die Halle, beißend und hämisch: „Ich berichtete ihm bereits, dass uns die Frucht vor der Nase weggeschnappt wurde, kurz bevor wir sie aufspüren konnten.“

Ken kniff die Augen zusammen und tastete unwillkürlich nach dem Stein in seiner Stirn, während er sich umdrehte. Kenvilar hatte sich im Zentrum des Saales zusammengerollt, hinter ihr der riesige schwarze Spiegel aus Quecksilber. Der Drache, der normalerweise dort lag, war verschwunden. Was machte sie hier?

„*Wenn jemand diesen Samen findet, dann wir?* Ich nehme an, das erste Mitglied des Ewigen Rates war nicht begeistert?“, fragte Ken höhnisch.

„Die Mächte des Meeres haben versagt, doch du ebenfalls, Dieb!“, antwortete die tiefe Stimme des Herolds. „Vertrauen die Helden dir nicht mittlerweile zumindest ein bisschen? Hättest du sie nicht aufhalten können?“

„Es war mir unmöglich, ihnen ihr Vorhaben auszureden“, meinte Ken bedauernd. „Ich habe sie bis ins Graue Gebirge pilgern lassen, um sie abzulenken. Was kann ich dafür, dass die Mächte des Meeres ...“

Plötzlich schoss sengender Schmerz durch seinen Schädel. Der Kristall in seiner Stirn wurde heiß und als er seine schlanken Finger daran hielt, fiel flackerndes grünes Licht darauf. *Wähle deine Worte mit Bedacht. Wir beide wissen Dinge, von denen wir nicht wollen, dass der Geist sie erfährt*, flüsterte eine körperlose Stimme. Kurz sah er in Kenvilars orangefarbene Augen und unbemerkt vom Schwarzen Herold schlossen sie eine stumme Übereinkunft. „... dass die Mächte des Meeres so langsam waren“, beendete Ken seinen Satz.

„Ihre Ausflüchte musste ich mir bereits anhören. Und deine kannst du dir sparen“, antwortete der Schwarze Herold abfällig. „Ihr habt alle versagt. Ich bin mehr als nur enttäuscht. Die Mächte des Meeres waren bisher nutzlos, und du, Dieb, hast den Helden zu viel verraten, nur um an ihre Haare zu kommen.“

„Ich habe mehr von ihnen bekommen als nur Haare“, meinte Ken lächelnd. „Ich habe einen Ansatz von Vertrauen gewonnen, Informationen und die Möglichkeit, sie zu beeinflussen. Ich weiß, wie sie denken, kenne ihre Tricks, bin in einen Teil ihrer Pläne eingeweiht. Insbesondere einer bereitet mir Sorge: Sie haben erfahren, dass Ihr Euch regelmäßig zur Rietburg begeben und haben dort eine Falle vorbereitet. Lasst Euch auf keinen Fall mehr dort sehen!“

„Nichts kann mir etwas anhaben. Klingen und Zauber passieren mich ohne Widerstand. Wie soll diese Falle funktionieren?“

„Das weiß ich nicht“, log Ken ungerührt. „Aber ich würde mich nicht zu sehr darauf verlassen, dass Euch nichts geschehen kann. Ich habe vor kurzem eine Geschichte gehört, in der ein Geist von einem Kristall eingekerkert wurde.“ Der Blick, den Kenvilar ihm zuwarf, war mörderisch.

„Eine Falle um die Rietburg also. Deine Aussage deckt sich mit dem Bericht eines von Nomions Spionen. Vielleicht war es ein Fehler, diese Warnung bisher zu ignorieren“, überlegte der Schwarze Herold. „Nun gut. Ich kann die Rietburg auch aus der Ferne einnehmen lassen. Deine Verbindung zu den Helden hat sich wohl tatsächlich als nützlich erwiesen. Ich bin beeindruckt.“

„Beeindruckt?“, lachte Kenvilar ungläubig. „Wenn diese vage und verspätete Information schon beeindruckend ist, was ist dann erst unser Geschenk?“

Die Tückische wob mit ihren Händen Fäden aus grünem Licht zu einem Fenster in der Luft. Auf der anderen Seite erblickte Ken ein schwarzes Schiff mit dunklen Segeln, das elegant die sturmgepeitschte See durchquerte. Unter den hohen Wellen tummelten sich unzählige geschuppte Leiber und gigantische Arrogs flankierten das Schiff wie lebende Klippen. In der Ferne, von einigen Blitzen in plötzliches Licht getaucht, thronte auf einer kargen Insel eine stolze Festung, an der sich gischtsprühende Wogen brachen.

„Das ist die Schwarze Kogge, die ich nach Klippenwacht gesandt habe, um den Widerstand der Nebelinseln zu brechen. Was haben die Mächte des Meeres damit zu tun?“

„Nur dank unserer Hilfe schlugen die Meereskreaturen sich auf die Seite des Ewigen Rates. Doch darum ging es mir nicht. Achtet auf das Schiff selbst. Seht, wer dort steht. Meine Kinder...“

Lange ruhte Kens Blick auf den Gestalten an Bord. „Ich verstehe“, sagte er schließlich.

„Das ist ... brilliant!“, schrie der Herold triumphierend. „Du hattest recht, Kenvilar: Jedes Wesen zwischen Himmel und Meer *wird* sie hassen. Unsere Pläne haben sich soeben geändert. Ken Dorr, du hast eine neue Aufgabe: Halte die Helden von Andor davon ab, in die Nähe Klippenwachts zu kommen, ehe die Seefeste gefallen ist. Sowohl die Bewohner der Nebelinseln als auch die Helden müssen im Unklaren gehalten werden. Die Kogge darf sich niemals zeitgleich mit den Helden an einem Ort befinden.“

Die gezackte Maske wippte auf und ab vor Aufregung. „Besprecht euch miteinander, koordiniert euch. Entscheidet, wo sie als nächstes zuschlägt, und sorgt dafür, dass die Helden stets anderswo sind. Ich erwarte, dass ihr diesmal erfolgreich seid. Diese Chance dürfen wir nicht ungenutzt lassen! Und haltet die Helden vom Baum der Lieder fern. Er muss brennen, sobald die Zeit reif ist.“

Schlagartig erlosch das grüne Licht und das Bild in der Luft verschwand, als Kenvilar erstarrte und ihre Hände den Zauber nicht fortsetzten. „Der Baum des Anbeginns soll brennen? Schon der ursprüngliche Plan sah vor, dass wir ihn nach Möglichkeit erst zerstören, wenn der Ewige Rat den Samen in seinen Besitz gebracht hat. Aber jetzt, wo ausgerechnet unsere Feinde das Samenkorn besitzen, können wir es doch unmöglich riskieren, ihnen die Macht des Anbeginns zu schenken!“

Ihr Tonfall kündete von nicht mehr als neutraler Überraschung, und Ken zollte ihr Respekt dafür, dass selbst er keine verborgenen Absichten in ihrer beißenden Stimme ausmachen konnte. Er wusste, dass sie den Baum der Lieder bewahren wollte, begriff nun, dass sie den Helden dessen Samenkorn wohl einzig aus diesem Grund überlassen hatte, aber nichts an ihr deutete jetzt darauf hin. Sie zeigte nicht ihre Hinterlist, und auch nicht Zorn darüber, dass ihr Plan gescheitert war.

Der Schwarze Herold stieß ein finsternes Lachen aus. „Ihr habt versagt, aber das ändert unsere Pläne nicht. Die Helden werden das Herz mit all ihrer Macht beschützen. Wir müssen nicht mehr riskieren, dass es durch einen dummen Zufall zerstört wird. Und die Macht wird ihnen nicht viel nützen. Oder habt ihr etwa schon wieder vergessen, was ich dem Ewigen Rat sagte, kaum dass ich ihn zusammengerufen hatte?“

„Weder Sterblicher noch Gott kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen“, flüsterte Ken. Er zumindest hatte diese Worte ganz gewiss nicht vergessen. Und nach dem, was er in der Himmelssäule gesehen hatte, vermutete er, dass die Mächte des Meeres alle Geheimnisse der Herzen schon lange vor dem Schwarzen Herold gelüftet hatten.

„Es gibt noch andere Möglichkeiten, die Macht zu nutzen“, erwiderte Kenvilar. „Ein Gespenst wie du, aber ihnen wohlgesonnen. Die Elementargeister, wenn sie eine

Möglichkeit finden, mit einem von ihnen zu kommunizieren. Alle Wesen, die vom Fluch des Alters und dem Fluch der Freiheit zugleich befreit sind, könnten ihnen helfen.“

„Das wird Ken Dorr zu verhindern wissen“, forderte der Herold. „Der Baum der Lieder muss zerstört werden, das war von Anfang an klar. Meine Entscheidung steht. Kümmert euch um das, was ich euch aufgetragen habe: Entwickelt einen Zeitplan für die Schwarze Kogge. Sorgt dafür, dass den Helden von Andor ihre Überraschung nicht verdorben wird.“

„Wie Ihr wünscht“, sagte Ken Dorr und verneigte sich leicht.

Den Geist magst du täuschen können, aber mich nicht. Das erste, was du tun wirst, wenn du zurückgeschickt wirst, ist die Helden nach Klippenwacht zu lotsen, klang Kenvilars Stimme aus dem Kristall durch seinen Kopf. Kalte Belustigung flackerte in ihren orangenen Augen. Ken warf der Tückischen einen eisigen Blick zu, während er überlegte, ob es wohl möglich war, den Stein aus seiner Stirn schneiden zu lassen. *Du hältst dich für einen guten Lügner, doch schon ein Blick genügt mir, um deine Intrigen zu durchschauen. Ich weiß um das dreifache Spiel, das du spielst. Und du wirst es verlieren. Du bist nur ein armseliger Sterblicher, denkst du wirklich, gegen die Dreieinigkeit bestehen zu können?*

Er ignorierte ihren Spott. Auch die falsche Göttin spielte ein dreifaches Spiel, und auch sie hatte schon Niederlagen einstecken müssen. Sie hatte den Baum der Lieder vor dem Ewigen Rat beschützen wollen, und genau das Gegenteil erreicht. Auch sie beging Fehler. *Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist,* flüsterten die Drei Schwestern in seiner Erinnerung. Doch die Worte konnten ihn nicht mehr schrecken. Er hatte seinen Pfad gewählt.

Grimmig dachte er: *Wir werden ja sehen, wer von uns beiden das Spiel gewinnt.*

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt, wo der Boden von einem dichten Geflecht von Rissen bedeckt war, brodelte es unheilvoll.



K – Mosaik der Lügen

Mondhoch, 9. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Schon als Janis die Augen öffnete, wusste er, dass er träumte. Er stand am Eingang der Schmiede, über ihm der nichtssagende Himmel aus grauem Nebel, vor ihm der ausgestorbene Burghof. Von Nomion keine Spur. Er blickte sich um und bemerkte endlich einen hageren Schatten, der sich ins Torhaus quetschte. Ungeduldig lief Janis den Hügel hinab zum Hexer, der den Besuch in diesem Traum anscheinend ausnutzte, um die Verteidigungsanlagen der Rietburg zu besichtigen.

„Ah, mein kleiner Verräter! Wie immer eine Freude, dich zu sehen“, krächzte der Krahder, während er das Gesicht vom Tor wandte und dabei fast mit seinem kahlen Schädel an die Balken des Torturms stieß, unter die er sich duckte.

„Warum wusste ich nichts vom Schwarzen Herzblatt in unseren Vorräten? Wie lange wolltest du mich in Unklaren lassen? Bis ich an einem Herzinfarkt sterbe?“, entgegnete Janis, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten.

Ein heiseres Lachen ertönte. „Ohhh, bist du etwa beleidigt? Ich habe dir gesagt, dass du Sapien gegen das Fieber nehmen sollst, weshalb hätte ich noch mehr verraten sollen?“

„Weil zeitgleich der Statthalter auf meinen Vorschlag hin Sapien-Knollen in unseren Brunnen schüttete!“, schrie Janis. „Damit er von möglichst vielen Andori dabei beobachtet wird und sie ihn für einen Verräter halten! Ich habe behauptet, jemand hätte unser Wasser mit Schwarzem Herzblatt vergiftet. Wenn ich eingeweiht gewesen wäre, dann hätte ich mir irgendein anderes Gift ausdenken können, anstatt ausgerechnet das zu wählen, das uns tatsächlich verabreicht wird!“

Nomions gelbe Augen glühten bedrohlich aus den Schatten. „Das erklärt, weshalb das Gift bisher kaum Wirkung zeigte. Du bist zornig auf mich, weil ich dir etwas verschweige, aber tust währenddessen genau das gleiche? Weshalb sollte ich im Unrecht sein, Janis?“

„Ich habe nur ein Detail nicht erwähnt, das nicht mehr ist als ein Baustein zum Erfolg. Du dagegen verheimlichst ein Kraut, das auch mich und meine Freunde vergiftet.“

„Du bist nichts als mein Diener, Janis! Es liegt allein in meinem Ermessen, in welchen meiner Pläne ich dich einweihe und in welchen nicht. Deine Schritte aber will ich ausnahmslos kennen. Du bist mir zu absolutem Gehorsam verpflichtet! Du hast doch nicht etwa über diese „Freunde“, die du erwähnt hast, dein eigentliches Ziel vergessen?“ Grünes Feuer entflammte auf dem Boden vor dem Hexer und formte den vagen Umriss einer Frau. Unwillkürlich trat Janis einen Schritt auf sie zu, als sich ein schmerzhaft vertrautes Gesicht aus den Flammen bildete.

„Erfülle deine Aufgabe, und du erhältst das Leben deiner Mutter!“, flüsterte Nomion. „Ich werte das Geschehene als Ausdruck mangelnder Kommunikation. Aber wenn du mir nur noch einmal etwas verschweigst, dann werde ich dem Schwarzen Herold nicht länger vorenthalten, wer sie war!“ Die fahlen Flammen erloschen schlagartig, doch Kheelas Abbild hatte sich in seine Augen gebrannt und schimmerte noch lange nach.

„Wie hast du das Gift in unsere Vorräte bekommen?“, fragte Janis schließlich.

„Denkst du, du bist mein einziger Verräter? Nicht jeder hat Interesse daran, dass Andor fortbesteht. Die Bodenreform hat dem Statthalter viele Verteidiger eingebracht, aber auch einige sehr mächtige Feinde. Es gibt Menschen in Andor, die lieber auf der Seite der Gewinner stehen.“

„Die Großbauern“, stellte Janis fest. „Von ihnen also stammt das Vieh, das deine Kreaturen ernährt. Sie haben ihr Korn vergiftet, noch bevor sie es überhaupt zur Rietburg brachten, nehme ich an?“

„Oh, nicht sie alle. Nur einer von ihnen besaß den Mut, seine Lehensherren zu hintergehen, noch bevor meine Kreaturen in Andor einmarschierten, und die Übrigen werden noch für ihr Zögern bezahlen.“

Janis schwieg. Er konnte sich vorstellen, wer der Verräter war. *Ich habe bereits das Doppelte dessen bereitgestellt, was ich hätte geben müssen.* Das attraktive Gesicht eines sonnengebräunten Mannes erschien vor seinem inneren Auge, mit einem Schnurrbart, der sich wie eine fette Made auf seiner Oberlippe wand. Zornige Worte hallten in seinem Schädel wider: *Wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe, dann bekomme ich es auch! Mit Eurer Hilfe oder ohne!* Sadam, der Aufsteiger, war noch nie wie die anderen Großbauern gewesen.

„Genug davon!“, forderte Nomion. „Ich bin aus anderen Gründen hier. Was macht der Statthalter? Wie weit bist du? Ich will die Rietburg endlich einnehmen!“

„Ich komme voran, wenn auch langsam. Vertrau mir nur noch ein bisschen!“ Missbilligung lag in Nomions Blick, doch er schwieg. „Im Übrigen bin ich mir nicht sicher, ob diese Burg so einfach eingenommen werden kann, wie du es dir vorstellst. Die Andori

sind zäh. Selbst wenn bisher keiner der Angriffe ernst gemeint war, wir konnten sie alle zurückschlagen. Ich habe bei den Kreaturen nur zerbrechliche Leitern gesehen, keine anderen Belagerungswaffen. Wie sollen wir nur damit überwältigt werden?“

Ein böses Grinsen teilte die grauen Lippen des Krahders. „Wie süß! Du denkst wirklich, eure kümmerliche Verteidigung stellt ein Hindernis für mich dar? Was, denkst du, hält den Schwarzen Herold davon ab, seine Kreaturen beim nächsten Angriff auf *eurer* Seite der Mauern zu beschwören?“

Janis spürte, wie das Blut aus seinem Gesicht wich. „Das könnte er nicht“, hauchte er fassungslos.

„Das Gespenst gebietet über die Macht meines Volkes, über den Tod selbst. Und der Tod achtet nicht auf Grenzen oder Mauern. Nur du stehst dem Ewigen Rat im Weg. Dein Versagen. Dein Zögern. Erfülle deinen Auftrag, diskreditiere den Statthalter, und diese Burg hält keinen Tag mehr. Kheelas Leben ist nicht mehr als einen kleinen Erfolg entfernt. Tu deine Pflicht, und dann endlich kann ich mir das Eigentum meines Volkes zurückholen!“

Der Krahder stockte. „Auch wenn es bedauerlich ist, dass ich die Hälfte der potenziellen Sklaven werde töten müssen. Apropos: Ich erwarte Namen. Los, kleiner Verräter, sag mir, wen ich verschonen soll, wenn diese Burg erst gefallen ist – und wen nicht.“

„Du wirst nichts vergessen, wenn ich jetzt sechshundert Namen herunterrassle?“, bezweifelte Janis.

Nomion schnaubte belustigt. „In dieser Welt gelten andere Gesetze. Fang an!“

Und Janis fing an. Er nannte Sara und Rodur, Readem und Sann, Schmied Warguth und Falkner Casimir, Runenmeisterin Sarit und Baumeister Mard, und alle anderen, die er auf die Liste der Lebenden gesetzt hatte. Verteidiger, Familien, Kinder. Und dann nannte er die andere Hälfte. Die Hälfte, die er nicht retten konnte. Die Hälfte, die er für seine Mutter opferte. Meister Kunar. Kommandantin Daroscha. Mretox, der Schildzwerg. Der Krieger Peta. Barram. Jeder Name brannte wie Essig auf seiner Zunge und durchschnitt die unnatürliche Stille des Traums wie ein Peitschenknall. Es waren so viele, eine endlos scheinende Reihe aus Verlorenen. Aus jenen, die schon tot waren, ohne es zu wissen.

Nomion unterbrach ihn nicht, bis der letzte Name seinen Lippen entwich und gnädige Ruhe einkehrte. Der Hexer musterte ihn stumm und Janis wäre jede Wette eingegangen, dass sein Schmerz ihm nur Freude bereitere.

Schließlich schüttelte der Riese kaum merklich den Kopf. „Du hast weniger Namen bei den Toten als bei den Lebenden aufgezählt.“

„Ohne den Statthalter lebt in der Rietburg seit dem letzten Angriff eine ungerade Anzahl an Personen. Wir können niemanden zur Hälfte töten, also habe ich den Überzähligen zu den Lebenden gezählt.“

„Halte mich nicht für dumm, Janis!“, entgegnete Nomion gefährlich leise. „Ich habe mitgezählt. Die Lebenden waren *zwei* mehr.“

Janis schluckte. „Das liegt daran, dass ich einen Namen, der auf der Seite der Toten steht, noch nicht erwähnt habe.“

Tu es nicht, mein Schatz! Wie soll ich damit leben können?

Du wirst es nicht erfahren, Mutter. Du wirst nichts von dem erfahren, was ich getan habe. Alles bleibt dir erspart.

Janis blickte fest in Nomions gelb glühende Augen. Jeder einzelne Name auf der Liste der Toten hatte etwas in ihm zerrissen. Doch diesen sprach er ruhig, ohne jedes Bedauern.

Wenn er etwas verspürte, dann war es milde Erleichterung. „Der fehlende Name lautet: Janis.“

Der Hexer stieß ein heiseres Keuchen aus. „Was soll das, kleiner Verräter? Weshalb zählst du dich selbst zu den Toten?“

„Weil dann ein anderer an meiner Stelle leben darf. Ich brauche keinen tieferen Grund, auch wenn du das vielleicht nicht nachvollziehen kannst“, sagte Janis verächtlich. „Wenn ich gehe, kann ein anderer bleiben. Einer, der nicht mit der Schuld leben muss, die ich auf mich lade. Von allen, die sterben müssen, hat niemand es mehr verdient als ich.“

„Du tust das alles hier, nur um ein jämmerliches sterbliches Leben an der Seite deiner Mutter verbringen zu dürfen, und jetzt wirfst du dieses Leben auch noch weg?“

„Ich tue das hier nicht für mich! Ich tue es, damit meine Mutter überhaupt ein Leben hat, nicht um es mit ihr zu teilen.“ Er senkte kurz den Blick. „Nach allem, was ich getan habe, könnte ich ihr ohnehin nicht mehr in die Augen sehen.“

Nomion schüttelte belustigt den Kopf. „Ich werde dir deinen Beschluss nicht ausreden. Aber das hier ist deine letzte Chance, die Liste noch zu ändern. Und wenn du winselnd zu mir gelaufen kommst, ich werde deinen Namen nicht mehr verschieben.“

„Meine Entscheidung steht. Eine Ruine, wo einst die Rietburg stand, und meine Mutter, wieder am Leben – das soll alles sein, was von mir bleibt.“

Später Vormittag, 10. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Rodur setzte die Schale ab und verzog angewidert das Gesicht, während er seinen Kopf wieder ins Kissen fallen ließ. „Stell dich nicht so an, Rodur! Ich weiß, dass Sapien-Knollen kaum Eigengeschmack haben“, meinte Janis belustigt.

Rodur warf ihm einen finsternen Blick zu und schluckte seine Medizin herunter. „Es geht nicht um den Geschmack! Es geht um den Inhalt. Ich will keinen Durchfall bekommen, während ich das Bett nicht verlassen soll!“

„Du hast einen Eimer“, erwiderte Janis ungerührt.

„Das ist erniedrigend. Sie beobachtet mich die ganze Zeit.“ Er deutete auf Vara, die reglos hinter seinem Bett stand. „Außerdem seid ihr hier vollkommen überlastet, bis der ausgeleert wird können Stunden vergehen.“ Empört setzte Rodur sich auf. „Sara, sag etwas dazu!“

Die Angesprochene verdrehte ihre Augen und gebärdete: *Du. Sollen. Liegen.*

„Nicht du auch noch!“, rief Rodur beleidigt. Widerstrebend ließ er sich zurücksinken.

„Morgen lassen wir dich gehen“, versprach Janis. „Bis dahin sollte das Fieber verschwunden sein, und du hast genug Sapien zu dir genommen, dass Vara nicht dauernd in deiner Nähe bleiben muss.“

„Endlich keine Medizin mehr!“, stieß Rodur erleichtert aus. Janis holte Luft und wusste nicht, was er sagen sollte. Sara senkte den Blick, blaue Schatten verdunkelten das Violett ihrer Augen.

„Ich fürchte doch“, erklärte Janis schließlich. „Du wirst deine Sapien-Knollen noch weiterhin schlucken müssen. Aber in einem Mond wird sich deine Verdauung daran gewöhnt haben, also kein Durchfall mehr.“

„In einem Mond?!“, fragte Rodur fassungslos. „Wie lange muss ich bitte warten, bis ich keine Kräuter mehr brauche?“

„Das perfide am Schwarzen Herzblatt ist, dass es die Blutgerinnung langfristig verstärkt, wenn man erst genug zu sich genommen hat. Gegen diesen Effekt gibt es kein bekanntes Gegenmittel. Wir können dir nur Kräuter geben, die dein Blut für eine begrenzte Zeit vom Verklumpen abhalten. Um also die Frage zu beantworten, wie lange du warten musst: Bis zum Tod.“

Rodur keuchte. Ein gehetzter Ausdruck trat in seine Augen. „Nein! Du ... kannst so was nicht einfach sagen! Nicht so laut ...“

Janis verschluckte sich an den Worten, die er ursprünglich hatte sagen wollen. „*Das* ist deine größte Sorge? Dass jemand davon erfährt? Rodur, niemand kann dir etwas vorwerfen! Sie müssten dir dankbar sein. Nur deinetwegen haben wir überhaupt von dem Schwarzen Herzblatt erfahren.“

Sein Freund nickte hastig. „Genau! Ich bin noch immer nützlich! Keine Bürde! Dass ich Knollen brauche, macht mich nicht schwach. Ich kann kämpfen. Ich kann arbeiten.“ Er wurde immer leiser, seine Stimme klang fast flehend, und Janis musste sich vorbeugen, um die letzten Worte verstehen zu können. „Ich bin keine ... Belastung ...“

Ein Knall ertönte. Sara hatte sich so plötzlich bewegt, dass Janis erst vor Schreck zusammenzuckte, nachdem sie schon wieder auf ihrem Hocker saß, als wäre nichts geschehen. Rodurs Blick klarte auf. Fassungslos legte er eine Hand an seine Wange, wo Sara ihn geschlagen hatte, und öffnete den Mund, ohne ein Wort hervorzubringen.

Sara starrte Rodur finster an, ihre eisgrauen Augen jagten sogar Janis Angst ein, obwohl er nicht Opfer ihres Zorns war. *Sohn-Von-F Feuer. Sein. Freund.* gebärdete sie entschieden und Rodur brachte vorsichtshalber einen Sicherheitsabstand zwischen ihre Hände und sein Gesicht. *Sohn-Von-F Feuer. Nein. Belastung. - Niemals.*

Rodur blinzelte. Leise sagte er: „Ihr ... ihr versteht das nicht. Ihr könnt es nicht verstehen. Ihr seid Freie.“

„Du bist auch frei“, entgegnete Janis ernst. „Die Krahder sind tot. Eure Sklaverei wurde beendet, eure Ketten zerbrochen, das kann auch dieser Nomion nicht ungeschehen machen.“

Rodur schüttelte schwach den Kopf. „Kein Ambacu ist jemals frei. Die Sklavenschinder dort draußen mögen vergangen sein, aber die Sklavenschinder hier drinnen“, er tippte sich an die Stirn, „werden erst zusammen mit mir sterben. Ich habe euch von den Spielen erzählt, die wir in Krahd spielten, damit ihr denkt, auch ich hätte eine Kindheit gehabt. Aber das hatte ich nicht. In Krahd endete die Kindheit, wenn man alt genug war, einen Befehl auszuführen. Ihr wurdet in Freiheit geboren, unter einem Himmel voller Sterne. Ihr wurdet nicht angekettet, noch ehe ihr laufen konntet. Ihr habt nicht mitansehen müssen, wie sich die Ambacus mit einem letzten Rest von Stolz ins Lavameer stürzten, damit wenigstens ihre Knochen der Knechtschaft entkommen konnten. Ihr habt nicht die Willkür der Krahder erlebt, seid nicht mit der Ungewissheit eingeschlafen, welche neue Qual euch morgen erwarten wird. Ihr habt nicht Fünfjährigen ihr Essen aus der Hand gerissen, um endlich einmal satt zu werden.“

Rodurs Blick irrte unruhig zwischen den Vorhängen hindurch, doch Janis ahnte, dass er nur ein stickiges Ödland über einem Meer aus Lava sah, enge Stollen und vergitterte Löcher.

„Manche Wunden heilen nicht. Ihr habt keine Ahnung, wie sehr ich noch in Krahd gefangen bin. Warum fresse ich mich wohl bei jeder Gelegenheit so voll, dass ich fast kotzen muss? Aus Hunger?! Nein! Ich tue es, weil in mir noch immer die Ungewissheit schlummert, wie lange ich davon werde zehren müssen! Weil ich weiß, dass keine Vorräte

sicher sind vor ausgehungerten Sklaven! Was denkt ihr, weshalb ich so schnell wie möglich aus diesem Bett herauswill? Weil ich immer fürchte, dass gleich ein untoter Diener der Krahder um die Ecke kommt und mich krank hier liegen sieht! Weil ich genau weiß, dass auf Ambacus, die nicht mehr arbeiten können und die für die Krahder nicht mehr als eine Belastung sind, nur ein hungriger Wachtroll wartet!“

Rodur schloss angespannt die Augen und holte tief Luft. „Es ist egal, wie oft ich mir sage, dass diese Zeiten vergangen sind. Es ist egal, wie unvernünftig es ist, diese Ängste noch immer mitzuschleppen. Die Vernunft kommt nicht gegen das an, was unsere Herren uns angetan haben. Es gibt Ketten, die Zeit oder Verstand nicht sprengen können. Kein Ambacu ist jemals frei...“

Rodur verstummte und Janis ließ die Luft entweichen, von der er nicht gemerkt hatte, dass er sie angehalten hatte. Niemand regte sich. Von irgendwo erklang das Stöhnen eines Verwundeten. Janis wechselte einen unsicheren Blick mit Sara. „Rodur ...“

Sein Freund schlug die Augen auf und betrachtete ihn zornig. „Ich will kein Mitleid, Janis!“, zischte er verächtlich. „Ich will kein Bedauern! Was vergangen ist, ist vergangen. Ich bin, wer ich bin. Jeder hat sein eigenes Leben zu ertragen. Wenn du mir helfen willst, dann nicht mit leeren Worten.“

Langsam setzte Rodur sich wieder auf, niemand hinderte ihn mehr daran. Er hatte die Fäuste geballt und sah sie beide finster an. Die Feuer Krahds brannten in seinen Augen. „Ich will verhindern, dass so etwas wie Krahd sich wiederholt. Ich will, dass niemals wieder jemandem angetan wird, was uns angetan wurde. Ich will, dass niemand mehr einen Menschen oder Zwerg unterjocht und versklavt, weder der Ewige Rat noch dieser Nomion. Und dazu muss ich wissen, wer dahintersteckt. Wer hat uns vergiftet? Wer ist bereit, uns alle zu verkaufen? Wer ist der Verräter?“

Janis spürte Rodurs Blick sengend heiß auf sich lasten. „Ich weiß es nicht“, log er, die Worte schmeckten bitter. „Aber vielleicht... Doch du solltest lieber Sara fragen.“

Sara fuhr verblüfft zusammen. *Warum. Ich. Als-Frage-Gemeint.*

„Weil es ein Rätsel ist, und weil ich niemanden kenne, der besser in Rätseln ist.“

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf. *Nein. Rätsel. - Nur. Raten. - Zu. Viel. Unbekannt.*

Janis holte tief Luft. Es war soweit. Er hatte Lügen gesponnen, Intrigen vorbereitet, falsche Fährten gelegt. Er hatte die bunte, schillernde Wahrheit genommen, sie zu Bruchstücken zertrampelt und die Stücke sorgfältig neu zusammengesetzt, bis sich ein anderes Bild formte. Das Bild eines Helden, der zum Verräter wurde. Sein Mosaik der Lügen.

„Ich glaube nicht, dass es unmöglich ist. Wir wissen nicht, woher der Verräter kommt, welches Geschlecht er hat, wie er aussieht. Aber wir wissen, was er getan hat. Denk nach, Sara! Wer weiß alles, was in den vertraulichen Besprechungen mit dem Statthalter beschlossen wird? Wer hätte eine Möglichkeit gehabt, das Gold für die Söldner direkt unter Orfens Nase zu entwenden? Woher könnte der Statthalter von dem Schwarzen Herzblatt in unseren Vorräten wissen? Und weshalb sollte er uns nichts davon verraten, sondern uns stattdessen im Dunkeln tappen lassen? Es muss jemanden geben, bei dem die losen Enden zusammenlaufen, und du kannst ihn finden. Du kannst uns sagen, wer der Verräter ist. Es ist nur ein weiteres Rätsel.“

Sara verengte ihre Augen. Schillernde Farben flimmerten in ihren Iriden, rasend schnell wechselten bunte Schatten einander ab und verschmolzen langsam zu einem violetten

Schimmer. Und dann, plötzlich, erloschen die Farben. Wann immer sie zuvor an den Verräter gedacht hatte war ein eisiges Grau in ihren Blick getreten, doch jetzt war ausschließlich ein unergründliches, tiefes Blau zurückgeblieben, das Janis mehr schmerzte als das kälteste Sturmgrau.

Hilflos hob Sara ihre Hände und ließ sie wieder sinken, ohne etwas gebärdet zu haben. „Was ist? Hast du eine Idee?“, fragte Rodur verwirrt. Saras Blick huschte verzweifelt zwischen ihnen beiden hin und her. Langsam zeichneten ihre Hände ein Wort in die Luft, ihre Finger zitterten und sie sah aus, als fechte sie irgendwo tief in sich einen Kampf mit sich selbst aus: *Wolf-Krieger*.

In all der Zeit hatte Janis gewusst, dass Sara seine wahre Prüfung war. Sie hatte immer an den Statthalter geglaubt, hatte auf seine Entscheidungen vertraut. Sie war aufmerksam, vergaß nichts und ihre Klugheit war beängstigend. Wenn Janis sie überlisten konnte, sie, die unfehlbare Sara, die Orfens Tortur in der Winterburg miterlebt hatte und die ihm immer loyal gewesen war, dann konnte er jeden überzeugen. Und mit ihren Fähigkeiten an seiner Seite würde ihm alles gelingen! Jetzt hatte er es geschafft! Er hatte sein Ziel erreicht! Er hatte ihre Hoffnung und ihr Vertrauen zerbrochen. Und er schämte sich so sehr dafür.

„Was?!“, entfuhr es Rodur. Zu mehr als einem hysterischen Flüstern war er anscheinend nicht imstande. „Bist du verrückt?“

„Nein“, antwortete Janis an ihrer Stelle. „Orfen war der letzte, der das Gold für Sechsfinger gesehen hat. Orfen ist bei jeder Besprechung zugegen, er beruft sie sogar erst ein. Orfen wusste vor irgendjemandem sonst vom Schwarzen Herzblatt in unseren Vorräten. Und Nomion selbst hat seinen Kreaturen befohlen, lieber von der Mauer zu flüchten, als gegen Orfen zu kämpfen. Sara hat recht: Es erklärt alles. Wir können diese Möglichkeit nicht einfach außer Acht lassen, nur weil sie uns nicht gefällt.“

„Es erklärt nichts! Orfen ist der Statthalter! Er befiehlt über die Krieger, er überwacht all unsere Bemühungen. Wenn er uns alle umbringen wollte, dann hätte er andere Möglichkeiten!“

„Wenn er uns alle umbringen wollte, dann hätte er kein Gegengift in unseren Brunnen getan“, bestätigte Janis. „Er will uns nicht alle umbringen, dazu ist er zu sehr ein Held. Die Sapien-Knollen beweisen, dass er sich trotz allem um die Andori sorgt. Wenn er uns umbringen wollte, dann hätte er das längst tun können. Doch wenn er stattdessen erreichen möchte, dass wir die Belagerung mit möglichst wenigen Toten verlieren – dann muss er vorsichtiger vorgehen.“

„Wir sprechen von Orfen! Dem Helden von Andor! Dem Statthalter, der nie nach Macht strebte! Er hat sein ganzes Leben für dieses Land gekämpft, er wurde von den Krahdern verschleppt und gefoltert. Er hat jeden Grund, den Ewigen Rat zu hassen.“

„Ich bin mir sicher, das tut er. Doch der Schwarze Herold kann ihm mehr bieten als Macht oder ein ewiges Leben: Er kann die Toten zurückholen. Habt ihr Orfens Rede vergessen, in der er von seiner verlorenen Liebe sprach? Meint ihr wirklich, er würde ihren Tod nicht ungeschehen machen wollen, wenn er die Möglichkeit dazu hätte?“ Janis vergrub sein Gesicht in seinen Händen. „Fast habe ich Mitleid mit dem Statthalter. Können wir wirklich von uns behaupten, dass wir anders handeln würden, wenn uns diese Möglichkeit angeboten würde? Jeder von uns hat Verluste erlitten. Ist es nicht irgendwie verständlich, weshalb der Statthalter tut, was er tut?“

Zwischen seinen Fingern hindurch spähte er zu seinen Freunden hinüber, hoffte verzweifelt auf eine Bestätigung. Sara saß reglos und mit gesenktem Blick auf ihren Hocker.

Doch Rodur starrte hasserfüllt ins Leere. „Nein!“, erwiderte er entschlossen. „Es ist nicht verständlich! Er kann nicht hintergehen, wen er beschützen sollte! Uns jetzt wieder den Fängen der Krahder zu überlassen, nachdem wir endlich den Geschmack der Freiheit kosten durften, ist nur grausam. Wenn wir ihm wirklich noch etwas bedeuten, dann sollte er uns lieber alle sterben lassen.“

Janis schloss die Augen. Er fühlte sich, als hätte Rodur ihn geschlagen.

„Ihr habt recht! Orfen könnte der Verräter sein!“, gab Rodur zu. Plötzlich schien es ihm nicht mehr schwerzufallen. „Aber er ist auch der Statthalter! Was können wir gegen ihn unternehmen?“

„Ich weiß es nicht“, flüsterte Janis, und diesmal war es die Wahrheit. „Sagt ihr es mir.“

Nachdem sie die ganze Zeit geschwiegen hatte, regte sich Sara nun. Eine unheimliche Leere war in ihre Augen getreten. Stockend gebärdete sie: *Wir. Brauchen. Hilfe.*

Abenddämmerung, 12. Wintertag 77 A.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Vorsichtig trat Janis ein und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen. Orfen saß an seinem Schreibtisch, eine Feder in der Hand, und starrte gedankenverloren auf einen Bogen Pergament. Im Schein der flackernden Kerze konnte Janis ein paar Zeilen in der krakeligen Handschrift des Statthalters erkennen, doch es war zu dunkel, um auf diese Entfernung etwas entziffern zu können.

Beim Geräusch der Tür fuhr der Wolfskrieger zusammen. Hastig verdeckte er die Schrift mit dem Ärmel seines beneidenswert dicken Mantels. Es war eisig, die Kammer war nicht geheizt und Janis' einzige Kleidung bestand nur aus Leinen, außerhalb des geheizten Siechenhauses nicht ansatzweise ausreichend.

„Sajin! Klopfe das nächste Mal an!“, knurrte Orfen rau. Er hob den Arm und betrachtete finster die verschmierte Schrift, dann öffnete er eine Schublade in seinem Tisch und verstaute das mysteriöse Pergament behutsam darin. „Du bist früh. Normalerweise triffst du immer als letztes ein.“

„Meister Readem hat mir heute Abend freigegeben. Seit dem letzten Großangriff ist schon einige Zeit vergangen, daher geht es im Siechenhaus vergleichsweise ruhig zu“, erklärte Janis. „Wo bleiben die anderen?“

Ehe der Statthalter antworten konnte, drangen laute Stimmen durch die Tür, die Janis eben erst geschlossen hatte

„... kann es nicht fassen, dass du dich ausgerechnet auf die Seite dieses arroganten Großmauls stellst! Du hast meinen direkten Befehl ignoriert!“, polterte Daroschas Stimme.

„Mretox besitzt eben mehr Verstand als Ihr, Kommandantin! Wir beide haben die gleiche Befehlsgewalt. Wenn unsere Anweisungen sich widersprechen, weshalb sollte er dann ausgerechnet denen einer jähzornigen Zwergin folgen?“, erwiderte Kunars Stimme belustigt.

Daroscha sagte einige Worte in zwergisch, die nicht eben freundlich klangen. Dann ergänzte sie: „Ich zeige dir gleich, was eine jähzornige Zwergin ist!“

Orfen, der dem Gespräch ebenso aufmerksam gefolgt war wie Janis, murmelte einen leisen Fluch, stand auf und eilte mit grimmigem Gesichtsausdruck zur Tür. Kurz hoffte Janis, er würde den Raum verlassen und ihm einen Blick auf das geheimnisvolle Pergament ermöglichen, doch er riss nur die Tür auf und blieb dann überrascht auf der Schwelle stehen.

Janis blickte am Statthalter vorbei in die Vorkammer. Neben Kommandantin Daroscha und Meister Kunar war noch Mretox anwesend, der aufsässige Schildzwerg, der sich anscheinend endgültig mit Daroscha angelegt hatte und sich in der Nähe Kunars hielt. Den Grund für Orfens Erstaunen stellte jedoch nicht der Zwerg dar, sondern ein junger Menschenkrieger.

Peta hatte kurzes dunkelbraunes Haar und ein rundes, pausbäckiges Gesicht, das ihn stets etwas einfältig wirken ließ, wenn man nicht den aufmerksamen Ausdruck in seinen hellblauen Augen bemerkte. Jetzt stand er mit in die Hüften gestemmt neben Kunar und Daroscha und wachte mit eisiger Miene darüber, wie die beiden sich widerstrebend die Hand reichten.

„Zum Donner, was habe ich bisher falsch gemacht? Die beiden können sich ja doch vertragen!“, entfuhr es Orfen. Peta blickte auf und salutierte. Der junge Krieger öffnete den Mund, aber schien nicht so recht zu wissen, was er sagen sollte. Kopfschüttelnd drehte Orfen sich um. „Kommt herein, Sajin ist schon da!“, rief er über seine Schulter.

Mretox verabschiedete sich – von Meister Kunar, nicht von Daroscha – und verschwanden die Wendeltreppe herunter. Die beiden Lehrmeister traten ein, nicht ohne sich vorher giftige Blicke zuzuwerfen, und Peta folgte unsicher. Der Krieger streifte sich im Eingang den Schneematsch von den Stiefeln und schloss vorsichtig die Tür, ehe er sich zu ihnen an den Schreibtisch gesellte.

Orfen ließ sich schwer in seinen Stuhl sinken, der Statthalter und das Holz ächzten gleichzeitig. „Also dann!“, knurrte er barsch. „Fangen wir an. Peta!“

„Jawohl, Statthalter!“, erwiderte der Angesprochene eifrig und salutierte erneut.

„Du wunderst dich vielleicht, weshalb ich dich hergerufen habe. Der Grund wurde vor acht Tagen bestattet und trug den Namen Armond.“ Orfen seufzte. „Unser Schwertmeister ist gestorben, und ich möchte dich zu seinem Nachfolger ernennen.“

Peta riss seine Augen so weit auf, dass Janis fürchtete, sie würden ihm gleich aus dem Kopf fallen. „Das ... das ist eine außergewöhnliche Ehre, Statthalter!“, stotterte der junge Krieger. „Ich hätte nie erwartet ... ich meine, weshalb ausgerechnet ich? Ich habe erst sechszwanzig Sommer gesehen. Isim oder Doran haben weitaus mehr Erfahrung.“

„Erfahrung!“, schnaubte Orfen. „Das Alter macht uns nicht klug, bloß stur! Ich habe dich nicht wegen deiner Erfahrung ausgewählt! Du bist entschlossen. Immer Zuversichtlich. Loyal. Streng genug, dass andere dir folgen, und mild genug, dass sie es gerne tun.“

Peta lief rot an. „Ihr seid zu gütig, Statthalter!“, meinte er verlegen.

„In vier Tagen rufen wir alle zusammen, ich werde dich öffentlich befördern, genau fünfundsiebzig Jahre nach der Ernennung von Harthalt, dem ersten Schwertmeister“, fuhr Orfen fort. „Irgendwelche Einwände?“

Niemand antwortete.

„Gut! Kommen wir zum nächsten Punkt: Sajin, was gibt es Neues zum Gift?“

„Keine neuen Vorkommnisse! Den Kriegern mit Fieber haben wir vorsichtshalber Sapien-Knollen gegeben, aber es scheint so, als haben wir nur einen ernstesten Fall. Ansonsten versuchen wir nach wie vor, das Gift in unseren Vorräten aufzuspüren. Wir gehen davon aus, dass das Schwarze Herzblatt in Teilen unseres Brotes ist, genauer gesagt, dass es vor dem Mahlen zum Korn gemengt wurde. Leider wird es dadurch fast unmöglich, Spuren in den gebackenen Broten zu finden, wir wissen daher noch nicht, was wir gefahrlos essen können. Aktuell versuchen wir, noch ungemahlenes Getreide aus möglichst vielen verschiedenen

Gebieten Andors in unseren Speichern zu finden und es zu durchsieben, vielleicht finden wir auf diesem Wege etwas. Aber schnell geht es nicht.“

Janis warf Kommandantin Daroscha einen auffordernden Blick zu. „Wenn dieser Kommandant Mart natürlich inzwischen endlich herausgefunden hätte, welche Andori Nomions Armee mit Verpflegung ausstatten, dann wüssten wir auch, wessen Vorräte wohl vergiftet sind.“

„Du weißt um Marts Verantwortung! Er muss jederzeit bereit sein, falls der Schwarze Herold auftaucht. Nur er kann den Geist besiegen“, blaffte Daroscha. Peta öffnete unentschlossen den Mund, aber kam nicht dazu, etwas zu fragen, weil Daroscha unbeeindruckt fortfuhr: „Sei gewiss, dass unsere anderen Späher ihr Möglichstes tun, um unauffällig Informationen zu sammeln. Sie müssen vorsichtig sein, der Krahder weiß, dass sie sich im Rietland aufhalten. Und wo wir schon bei Nomions Kenntnisstand sind: Der Gor, den unsere Späher kürzlich gefangen haben, wusste zu berichten, dass Nomion wohl glaubt, der Schwarze Herold werde nicht mehr zur Rietbrug kommen.“ Daroscha verschränkte die Arme vor ihrem Kettenhemd und starrte finster in die Runde.

Meister Kunar runzelte die Stirn. „Das ist doch eine gute Nachricht“, meinte er schulterzuckend, Geringschätzung lag in seiner Stimme.

Daroschas Gesicht nahm eine ungesunde Farbe an. „Nein, das ist es nicht! Hältst du es für Zufall, dass das ausgerechnet jetzt geschieht, nach Marts Ankunft? Nomion hat irgendwie von der Falle erfahren! So wie von allen anderen sensiblen Informationen! Niemand außer uns hätte davon wissen dürfen! Ich sage, der Verräter hat unser Treffen mitangehört. Und es ist gut möglich, dass er es in diesem Moment wieder tut.“

Innerlich zitterte Janis nicht nur wegen der Kälte. Er musste seine ganze Selbstbeherrschung aufbringen, um sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Äußerlich ruhig betrachtete er die geschlossene Tür zur Wendeltreppe und fragte: „Ihr denkt, es wäre noch nicht aufgefallen, wenn irgendjemand während all unserer Treffen vor der Tür herumschleicht?“

Die Kommandantin beäugte ihn kalt. „Vielleicht. Oder der Verräter befindet sich gar nicht auf der *anderen* Seite dieser Tür.“

Die Anspannung im Raum war fast greifbar. „Ich will hoffen, dass damit etwas anderes gemeint war, als wonach es klang“, sagte Meister Kunar gefährlich leise.

„Hast du einen besonderen Grund, das zu hoffen?“, entgegnete Daroscha finster.

Der Bewahrer öffnete zornig den Mund, seine grünen Augen blitzten. „Genug!“, brüllte Orfen rau und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Das reicht jetzt! So kommen wir nicht weiter! Morgen zur gleichen Zeit treffen wir uns erneut, und ich will allen geraten haben, sich bis dahin zu beruhigen!“

Dem Ausdruck in den dunklen Augen des Wolfskriegers mochte sich niemand widersetzen. Wortlos salutierte Peta und begab sich, gefolgt von Daroscha und Kunar, zur Tür. „Du nicht, Janis!“, knurrte Orfen, als auch er sich entfernen wollte. Und aus der Traum vom freien Abend...

Der Statthalter stand aus seinem Sessel auf und holte tief Luft. „Warte auf mich!“, befahl er, dann verließ er ebenfalls den Raum. Kurz konnte Janis sehen, wie Orfen zu Peta aufschloss und ihn ansprach, dann fiel die schwere Tür zu.

Sofort huschte Janis' Blick zum Schreibtisch und der Schublade, in welcher der Statthalter sein geheimnisvolles Pergament versteckt hatte. Bestimmt könnte es ihm irgendwie helfen...

Janis schloss die Augen und wartete, bis Varas Sinne ihn durchströmten. Er befahl sie zu sich in den Turm, in die Wendeltreppe vor der Tür. Sie verband sich mit der Feuchtigkeit in den Mauerritzen, verschmolz mit den Schatten und hielt Ausschau. Wenn jemand hierher zurückkehrte, würde sie ihn warnen.

Janis schlug die Augen auf und trat um den Schreibtisch herum. Vorsichtig öffnete er die Schublade, holte das Pergament mit verschmierter Schrift heraus, und schloss sie wieder. Um besseres Licht zu haben, trat er ans schmale Fenster, auch wenn die Kälte schneidend war.

Die krakelige Schrift des Statthalters wand sich in schiefen Zeilen über das Pergament. Immer wieder waren einzelne Worte oder ganze Sätze so oft durchgestrichen worden, dass es unmöglich war, noch zu erkennen, was dort einmal gestanden haben mochte.

Ich weiß nicht, ob du diese Zeilen jemals lesen wirst. Und ich weiß nicht, ob ich noch am Leben bin, wenn du es doch tust. Dieser Brief dient also keinem Zweck, außer eine Wahrheit festzuhalten, die wahrscheinlich niemandem mehr nützt. Doch manche Worte können nicht ungesagt bleiben. Dies hier ist ein Geständnis, das ich persönlich machen würde, wenn ich nur wüsste, dass ich die Gelegenheit dazu bekommen werde. Es ist ein Abschied, den ich dir ersparen würde, wenn ich nicht wüsste, dass kein Abschied noch schlimmer ist. Vielleicht wird dieser Brief sich als sinnlos herausstellen und in einem Jahr sitzen wir zusammen, sehen Molli beim Fressen zu und lachen über meine unbeholfenen Worte. Aber vielleicht werden wir kein nächstes Jahr mehr zusammen erleben. In diesem Fall sollst du wissen, wie sehr es mir leidtut, wie wenig Zeit uns vergönnt war, wie sehr es mir leidtut, dass ich all die Jahre nicht fähig war, meiner Einsamkeit zu entkommen, und dass du einen Platz in meinem Herzen einnimmst, von dem ich nicht dachte, dass er jemals wieder gefüllt werden könnte. In diesem Fall sollst du etwas haben, das dich an uns erinnert. In diesem Fall ist dieser Brief alles, was bleibt.

Ich war nie ein Freund großer Worte. Aber da ich nicht ausschließen kann, dass dies die letzten Worte sind, die du von mir bekommen wirst, muss ich

Der Brief endete abrupt. Janis schluckte und verstaute das Pergament wieder so, wie er es vorgefunden hatte. Dieser Brief könnte ihm nur schaden. Alle mussten denken, dass der Statthalter sie verriet, um eine verlorene Liebe zurückzuholen. An wen auch immer dieser Brief bestimmt war, Janis hoffte ehrlich, dass die Person ihn lesen würde. Und niemand sonst.

Frühe Nacht, 12. Wintertag 77 A.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Pünktlich, als Vara ihn warnte, dass der Statthalter zurückkehrte, hatte Janis seinen Platz wieder eingenommen.

„Weshalb sollte ich warten, Statthalter?“, fragte er, nachdem Orfen sich in seinen Sessel hatte sinken lassen.

„Ich habe ein paar Fragen an dich, die niemand sonst hören sollte.“ Der Statthalter stützte seine Ellenbogen auf die Tischplatte und blickte Janis über die verschränkten Hände hinweg an. „Fangen wir mit dem Gift an. Sehe ich das richtig, dass unsere Vorräte mit

demselben Gift wie unser Brunnen vergiftet wurden? Wieso hat dann dein Gegenmittel nicht geholfen?“

„Es hat denen geholfen, die auch aus dem Brunnen tranken. Aber ich habe das nicht getan, Ihr gewiss auch nicht, und viele andere hatten einfach Pech. Wir haben die Sapien-Knollen in den Brunnen getan, weil wir sie eben nicht allen geben wollten, sondern nur denen, die auch das Schwarze Herzblatt zu sich nahmen.“

„Bloß dass dieses Herzblatt verbreiteter war, als wir dachten“, ergänzte Orfen unwillig. „Ich verstehe. Wurde das Gift im Brunnen wieder aufgefüllt?“

Janis schüttelte den Kopf. Er hatte beschlossen, dass diese Lüge ihren Zweck erfüllt hatte. „Ich nehme an, da wir jetzt jeden, bei dem wir auch nur den leisesten Verdacht einer Vergiftung haben, mit Gegenmitteln versorgen, stellt das für den Verräter nur noch ein unnötiges Risiko dar“, erklärte er.

Orfen nickte finster. „Wo wir schon beim Verräter sind: Gibt es vielleicht etwas, das du mir sagen möchtest?“

Schlagartig wurde ihm noch kälter. Ahnte der Wolfskrieger etwas?

„Hätte ich das dann nicht eben schon gesagt?“, meinte er und hasste sich dafür, wie unsicher seine Stimme plötzlich klang.

„Es sei denn, du hättest einen Grund, es nicht vor den anderen zu sagen. Ich habe mich lange geweigert, über diese Möglichkeit wirklich nachzudenken, aber was, wenn Daroscha recht hat? Was, wenn Meister Kunar der Verräter ist? Oder sie selbst? Ich werde das niemandem sagen außer dir, aber inzwischen fürchte ich, sogar ihnen beiden nicht mehr vertrauen zu können!“

Janis beruhigte sich ein wenig. „Weshalb vertraut Ihr ausgerechnet mir so sehr?“, platzte es aus ihm heraus.

Orfen runzelte die Stirn. „Ich könnte mit der Bodenreform argumentieren, oder damit, dass du mich vor dem Gift gewarnt hast. Ich könnte sagen, dass die Sorge um deine neuen Freunde offenkundig ist.“ Der Statthalter begann, warm zu lächeln. „Aber die Wahrheit lautet: Ich kannte deine Mutter, und ich sehe sie in dir.“

Beschämt senkte Janis den Blick. Der Statthalter ahnte ja nicht, wie sehr er sich täuschte. *Schrecken! Warnung!*

Janis erstarrte und hob eine Hand, um den Statthalter zum Schweigen zu bringen. Vara! Da er ihr noch nichts Gegenteiliges befohlen hatte, verbarg sie sich noch immer im Treppenhaus, um ihn vor Besuchern zu warnen. Sie spürte einen Warmblüter die Treppe hochsteigen, den Vorraum betreten, zur Tür der Gemächer gehen. Sicher nur ein Bote, redete sich Janis ohne rechte Überzeugung ein. Als nach einigen Herzschräge immer noch niemand geklopft hatte wurde sein Verdacht zur Gewissheit. „Jemand ist vor der Tür!“, schrie er so laut er konnte.

Orfens Augen weiteten sich. Ungläubig starrte er Janis an, dann sprang er auf und rannte zur Tür. Zeitgleich nahm Janis durch Varas Sinne wahr, wie der Unbekannte vor der Tür hastig kehrte und die Wendeltreppe herunterteilte.

Janis folgte dem Statthalter nicht. Er warf lediglich einen Blick aus dem schmalen Fenster, das allerdings zur falschen Seite hin geöffnet war, und konzentrierte sich ansonsten auf Vara.

Folge dem Eindringling, aber lass dich nicht sehen! Er spürte, wie der Wassergeist als feiner Nebel aus den Fugen drang und sich an die Fersen des Lauschers heftete.

Kurze Zeit später kam Orfen keuchend zurück. „Fast! FAST!“, brüllte er zornig und warf die Tür mit einem lauten Knall zu. „Ich habe seine Schritte gehört, verdammt! Ausgerechnet heute ist es so scheißkalt, dass niemand im Burghof war, und so dunkel, dass die Wachen von den Mauern aus den Burghof nicht mehr sehen! Aber das war sein letzter Fehler, so wahr ich hier stehe! Wir werden ihn finden!“

Langsam beruhigte sich der Statthalter. Sein hastiger Atem malte kleine Wölkchen in die kalte Luft. „Immerhin wissen wir jetzt, dass Daroscha sich irrt. Der Verräter ist keiner von uns! Er lauscht tatsächlich vor der Tür! Oh, ich will gar nicht wissen, wie oft er heimlich dort stand!“

Orfen runzelte die Stirn. „Sajin, wie hast du ihn bemerkt?“

„Vara.“

Dem Statthalter schien diese Erklärung zu genügen. Erschöpft winkte Janis aus seinen Gemächern. „Du kannst gehen. In dem Treffen morgen Abend werden wir anscheinend einiges zu besprechen haben. Aber das geht alle an.“

Janis warf einen letzten Blick auf den Statthalter, der zusammengesunken auf seinem Lehnstuhl saß und finster die leere Tischplatte anstarrte. Dann schloss er die Tür und lehnte sich nachdenklich dagegen. Wer war der Lauscher? Dass er davongerannt war, glich einem Schuldeingeständnis. Hatte Nomion einen weiteren Spion rekrutiert, weil er Janis nicht mehr vertraute?

In diesem Fall wäre es besser, wenn Janis den Unbekannten ohne Orfen aufspürte. Wie er es beabsichtigt hatte, war sein Ausruf nicht nur dem Statthalter eine Warnung gewesen.

Vara, wo bist du?

Er folgte ihren Wahrnehmungen über den einsamen Burghof. Bei diesen Temperaturen hielt sich jeder vernünftige Mensch in der Nähe eines Kamins auf. Selbst Vara mochte die Kälte nicht, weil sie stets in Bewegung bleiben musste, um nicht Teile ihrer selbst an den Frost zu verlieren und erst mit dem Frühlingstau zurückzugewinnen. Schlotternd zog Janis seine dünne Kleidung enger an sich und vertraute sich Varas Führung an.

Vor einer Reihe von Hütten blieb er stehen. Die meisten davon waren kürzlich erst aufgebaut worden und dienten den Flüchtlingen aus Krahd oder dem Rietland als Unterschlupf. Der Lauscher verbarg sich allerdings nicht in einem der Gebäude, sondern im Schatten einer engen Gasse, die als Durchgang in der Häuserreihe gelassen worden war. Janis blieb davor stehen und spähte vergeblich in die Finsternis. Mit seinen Sinnen hätte Janis den Unbekannten unmöglich finden können. Für Vara hingegen war es ein Kinderspiel. Sie spürte das Blut angespannt durch seine Venen rauschen, vermengte sich mit der Feuchte seines flachen Atems, fühlte den leichten Schweißfilm auf seiner Haut und die Wärme, die er ausstrahlte.

Inzwischen war Janis sich unsicher, ob es so eine gute Idee gewesen war, den Unbekannten alleine zur Rede zu stellen. Was, wenn er sich mit bloßen Händen verteidigen musste?

Du bist nicht allein, mein Schatz. Mit Varas Hilfe kannst du dich gegen jeden Feind verteidigen.

„Du täuschst dich, wenn du meinst, du seist unbemerkt entkommen“, meinte Janis ruhiger, als er sich fühlte. Sofort sprang zwischen den Hütten jemand auf, allerdings nicht, um ihn anzugreifen, sondern um abzuhaufen. Die schnellen Schritte verstummten augenblicklich wieder, als sich am anderen Ende der Gasse eine verschwommene Gestalt aus Wasser bildete. In Varas sanftem blauen Schimmer konnte Janis erstmals einen Blick auf

die Gestalt des Anderen erhaschen und musste erstaunt feststellen, dass es sich nicht um einen Menschen, sondern um einen Zwerg handelte! Für Vara wirkten sie alle gleich.

Die Gestalt taumelte zurück und drehte sich um. Janis erhaschte einen Blick auf ein vertrautes Gesicht. Ein Gesicht aus einem struppigen Bart, einer platten Nase und zwei dunklen Augen unter buschigen Augenbrauen.

„B-Barram?!“

Der Zwerg erstarrte und gab seine Versuche auf, das Gesicht zu verbergen. „Sajin ... das ist nicht, wonach es aussieht...“, flüsterte er flehend. „Bitte Kleiner, das muss unter uns bleiben!“

Fassungslos bemühte sich Janis, die Situation zu verarbeiten. Bei allen Kreaturen der Tiefe, was wurde hier gespielt?

„Bitte!“, drängte Barram, dessen Gesicht mit jedem Herzschlag, den Janis schwieg, mehr an Farbe verlor. „Ich kann alles erklären!“

„Dann tu das!“, forderte Janis tonlos.

„Das ... darf ich nicht ... ich darf mit niemandem drüber reden, schon gar nicht ...“

„Du bist nicht in der Position, mir etwas zu verschweigen!“, zischte Janis. Zeitgleich zu seinen Worten glitt Vara aus eigenem Antrieb zum Zwerg und drängte sich an ihn. Sie wollte nur ein wenig von seiner Körperwärme aufnehmen, doch Barram quiekte kurz und stolperte furchtsam von ihr fort und auf Janis zu.

„Es ging nicht darum, diese Burg zu verraten! Wir wollten den Verräter finden, das ist alles.“ Janis ließ Vara innehalten. Sie spürte seinen Schrecken und fügte sich sofort.

„Wir?“, wieder holte Janis tonlos. Und da verstand er. Schwindel erfasste ihn. Er musste sich an der Ecke der Hütte abstützen und war froh, dass das Zittern seiner Hände in der Dunkelheit verborgen blieb. Er dachte an Daroscha, die immer wieder mit kaum verhohlenem Misstrauen von den vertraulichen Informationen gesprochen hatte, die Nomion besaß. *Wir haben einen Spion in unseren Reihen, und er besitzt beängstigend viel Talent. Oder er hat leichten Zugang zu allen wichtigen Informationen.*

Plötzlich erinnerte er sich an die alte Runenmeisterin Sarit, die vor dem Sterbebett Schwertmeister Armonds saß, mit leerem Gesicht, das verborgene Trauer oder bloße Gleichgültigkeit zeigen mochte. *Alles Lügen?*

An Mretox, den aufmüpfigen Schildzwerg, der Meister Kunar bei jeder Gelegenheit begleitete und zusammen mit ihm über Daroscha scherzte. Eine Freundschaft zwischen Zwerg und Bewahrer, aufbauend auf einer Kommandantin, die Mretox und Kunar angeblich beide nicht ausstehen konnten. *Alles Lügen...*

Und an Barram. Barram, der jeden Mittag zu Janis ins Siechenhaus kam. Der sich wieder und wieder bemühte, seine Freundschaft zu erringen. Der hinter Vorhängen lauschte und mit mehr als nur Neugierde nach Janis' Geheimnissen fragte. *Alles Lügen!*

„Daroscha!“, entfuhr es Janis fassungslos. „Sie hat alle verdächtigt, die der Statthalter zu seinen Besprechungen gerufen hat! Sie hat dich geschickt! Dich, und Sarit, und sogar Mretox! Sie hat ... sie hat Schwertmeister Armond ausspionieren lassen, und Meister Kunar ... und mich!“

Barram erbleichte, doch widersprach nicht. „Die Kommandantin wird mir den Kopf abreißen!“, flüsterte er schließlich und vergrub sein Gesicht in den Fäustlingen.

Zorn stieg in Janis auf, Zorn auf Barram, aber vor allem Zorn auf sich selbst. Er hatte sich hereinlegen lassen! Das Bild, das er sich von Barram gemacht hatte, war das eines etwas aufdringlichen Zwerges gewesen, nervtötend freundlich und ein wenig naiv. Jetzt

zerbarst dieses Bild und aus den Splittern formte sich ein aufmerksamer Zwerg, der als einziger dem echten Verräter auf der Spur war und der mit fast ebenso großer Entschlossenheit wie Perfidität dafür gesorgt hatte, dass Janis in ihm keine Bedrohung sah. „Du hast mich ausspioniert!“, hauchte Janis. „All die Zeit, die du bei uns warst ... es ging dir nicht um Sara, sondern um mich.“

Der Zwerg starrte ihn verständnislos an. „Was hat Sara damit zu tun? Klar, ihr Verstand ist beeindruckend, und ich mag sie auch. Sie ist für mich fast wie eine ... na ja, natürlich keine Tochter ... aber vielleicht eine Nichte zweiten Grades? Oder dritten?“ Barram schüttelte den Kopf. „Ich habe ihr die zwergische Gebärdensprache beigebracht. Und danach war ich die naheliegende Wahl, um dir auf den Zahn zu fühlen.“

Janis hätte sich verraten und zornig fühlen müssen, doch stattdessen verschwand ein verborgener Groll, den er lange Zeit gehegt hatte, ohne ihn sich erklären zu können. Zurück blieb nur Verwirrung.

Hinter Barrams Bart meinte Janis ein verlegenes Lächeln auszumachen, das unter seinem eisigem Gesichtsausdruck jedoch rasch zusammenschmolz. „Du musst das verstehen, Kleiner! Der Statthalter holt ohne Begründung ein Kind mit unbekanntem Hintergrund in seine Besprechung, und zwei Tage später kennt der Feind all unsere Geheimnisse? Natürlich vertraut die Kommandantin dir nicht! Ich habe nur ihren Auftrag erfüllt!“

Vara näherte sich dem Zwerg und Janis hielt sie nicht mehr zurück, bis ihre schimmernde Gestalt hinter ihm aufragte. Barram blickte sich unbehaglich um, doch in der Gasse gab es keinen Platz mehr, an der er fliehen konnte. „Und wieso den Statthalter belauschen?“, fragte Janis mit einem drohenden Unterton. „Diejenigen meiner Geheimnisse, von denen selbst Orfen weiß, sind für dich wohl kaum von Belang.“

Barram zögerte. „Ich wollte dich entlasten! Der Statthalter wird einen Grund haben, dir zu vertrauen, und den wollte ich herausfinden!“, behauptete der Schildzwerg.

Janis glaubte ihm nicht, dennoch nickte er knapp. „Ich muss mich mit Daroscha treffen“, verkündete er.

Barram erbleichte. „Nein! Wenn du ihr verrätst, dass ich aufgefliegen bin ...“

„Du hast mich und meine Freunde einen Mond lang belogen!“, flüsterte Janis wütend. „Warum sollte ich dir jetzt glauben? Entweder ich lasse mir deine Geschichte von der Kommandantin bestätigen, oder ich gehe mit der ganzen Sache zum Statthalter! Wie erstattest du ihr normalerweise Bericht?“

„Wir ... treffen uns in ihrer Kammer ... jede dritte Nacht, zu Mondhoch ... morgen wäre wieder ein Treffen gewesen ...“

„Gut. Wir werden zusammen mit ihr reden.“ Auf einen geistigen Befehl hin löste Vara sich zu feinem Nebel auf und gab Barram den Weg die Gasse hinunter frei. „Und ich hoffe, das wird das letzte Mal sein, dass wir irgendetwas zusammen tun.“

Mondhoch, 13. Wintertag 77 A.Z.

Burggewölbe der Rietburg, Andor

Seine Schritte hallten gedämpft durch den kalten Gang. Nachts wurden die Lichter in den Gängen unter der Burg gelöscht, daher glitt Vara voraus und beleuchtete den Weg. Die Sternblumen auf den grob gewebten Stoffbannern, die vereinzelt seinen Weg säumten, schimmerten bläulich im Schein des Wassergeists.

Vor einer massiven Tür aus dunklem Holz blieb sie stehen. Irgendjemand hatte es als passend empfunden, die Schildzwerge unterirdisch einzuquartieren – womöglich hatten sie es selbst so gewünscht.

Nachdenklich ruhte sein Blick auf Vara. *Die Zeit für Heimlichkeiten ist vorbei*, entschied Janis. Er klopfte so entschlossen an, dass die angelehnte Tür aufschwang.

Daroscha bewohnte eine kleine Kammer, deren ursprünglicher Zweck Janis ein Rätsel blieb. Die Kommandantin hatte den Raum entsprechend ihrer Bedürfnisse eingerichtet: An der Wand ein kleiner Tisch ohne Sitzgelegenheit, hinten eine kleine Truhe unbekannten Inhalts sowie ein ganzer Waffenständer mit verschiedenen Lanzen, Äxten und Dolchen, davor ein Schemel, auf dem ein grauer Lappen, ein Ölfäschchen, mehrere Schleifsteine und andere Utensilien zur Waffenpflege lagen. Erleichtert entdeckte Janis neben dem Haufen trockenen Stroh, der als Schlafstelle fungierte, eine leere Halterung für ein Kettenhemd – zumindest trug Daroscha es nicht im Schlaf.

Er wurde erwartet. Daroscha, Barram und Mretox standen im Halbkreis um eine dünne Kerze auf dem Boden und blickten ihm schweigend entgegen. Mretox hatte die Arme herausfordernd vor der Brust verschränkt, Barram hingegen versuchte sich an einem schiefen Lächeln, das Janis nicht erwiderte. Daroscha hatte ihre mörderische Doppelaxt mit dem Kopf nach unten vor ihre Füße gestellt und die Hände auf dem Griff gefaltet, ihr Kettenhemd glitzerte im Kerzenschein.

Janis schloss die Tür hinter sich und Vara. „Ich sehe, mein Kommen wurde angekündigt.“

„Mein nichtsnutziger Spion hat von deiner Drohung berichtet“, blaffte Daroscha unfreundlich. „Er hat mit bemerkenswerter Unfähigkeit versagt, aber ich werde nicht zulassen, dass du ihn an den Statthalter auslieferst. Was willst du von mir?“

„Zusammenarbeit.“

Barram und Mretox wechselten einen erstaunten Blick, Daroscha jedoch schüttelte knapp den Kopf. „Zusammenarbeit beruht auf Vertrauen. Doch nach allem, was Barram mir erzählt hat, bist du der wahrscheinlichste Verräter.“

Verfluchter Zwerg! Janis hätte ihn niemals in seiner Nähe dulden dürfen!

„Das habe ich nie gesagt!“, empörte sich Barram plötzlich.

Daroscha schnaubte. „Selbst jetzt noch willst du Sajin verteidigen, Barram? Du weißt nicht, woher er kommt, wo er seine Fähigkeiten erlangt hat, welche Verbindung er zum Statthalter hat, was es mit *ihr* auf sich hat“, bei diesen Worten deutete sie mit ihrer Axt auf Vara und hätte Janis dabei fast geköpft, „und du gibst zu, dass er diese Dinge bewusst vor dir geheim hält. Dennoch beharrst du darauf, dass er nicht der Verräter ist? Weshalb?“

„Wegen seiner Freunde. Ich zähle nicht zu ihnen, trotz all meiner Bemühungen. Doch wer Sajin mit Sara und Rodur beobachtet hat, der weiß, wie viel sie ihm bedeuten. Seine Geheimnisse hat er nicht mit mir geteilt, aber mit ihnen. Ein Mädchen, dessen Eltern von den Krahdern ermordet wurden, und ein Junge, der in der Sklaverei aufwuchs. Denkt Ihr, sie würden diese Burg an einen Krahder verraten, Kommandantin? Oder denkt Ihr, Sajin verrät seine Freunde? Ich bestreite beides!“

Barram widersetzte sich Daroscha mit einer Entschlossenheit, die Janis selten an ihm beobachtet hatte. Unwillkürlich spürte er, wie sein Bild des Zwergs sich erneut veränderte. Barram hatte ihn vor Daroscha verteidigt, anscheinend schon länger. Hatte der Schildzwerg womöglich doch die Wahrheit gesagt und sein Gespräch mit dem Statthalter nur belauscht, um seine Unschuld zu beweisen? Janis empfand beinahe etwas wie Respekt. Dann jedoch

erinnerte er sich daran, dass Barram sich irrte, und die Schuld verdrängte jedes andere Gefühl. Fast hätten seiner Knie nachgegeben, so plötzlich hörte er Kheelas Stimme.

Bitte! Hör auf damit, mein Schatz! Was du tust zerstört dich!

Janis konnte die Tränen in ihrer Stimme hören. Er hatte sie niemals so schwach erlebt, wie sie jetzt klang. Seine Einbildungskraft verselbstständigte sich, seine Erinnerung verschwamm. Es wurde Zeit, Nomions Auftrag zu erfüllen, ehe ein Fantasiegebilde alles ersetzt hatte, was ihm noch von ihr geblieben war.

Ich weiß, Mutter. Ich weiß.

„Ich kann Eure Fragen beantworten, Kommandantin“, mischte sich Janis ein. „Ich bin der Sohn von Kheela, der Heldin von Andor. Sie unterwies mich im Kampf und in der Heilung; der Wassergeist Vara war ihre Begleiterin und begleitet nun mich. Auch meine Mutter wurde ein Opfer der Krahder, auch ich hasse diesen Nomion. Ich bin nicht der Verräter ... aber ich weiß, wer es ist.“

Barram riss die Augen auf, Mretox, der bisher still geblieben war, keuchte auf, Daroscha hingegen nahm seine Ankündigung mit bewundernswerter Gelassenheit hin. Janis konnte ihr ansehen, dass das Misstrauen nicht verschwunden war, aber damit musste er leben. Nach einigen Herzsschlägen des Schweigens fragte sie leise: „Wer?“

Janis lächelte. „Warten wir lieber, bis die anderen hier sind.“

Barram blinzelte. „Welche...“

In diesem Moment öffnete sich die Tür.

Es war das erste Mal, dass Janis Peta ohne Rüstung sah. Der zukünftige Schwertmeister hatte sich nur einen Umhang über das Nachthemd geworfen, ein Kurzsword umgegürtet und war in dicke Fellstiefel geschlüpft. Der aufmerksame Blick seiner wasserblauen Augen huschte durch die Kammer und sog jede Einzelheit auf. Daroscha in voller Kampfmontur, die Kerze auf dem Boden, Mretox und Barram, der Waffenständer, Vara, das Fehlen jeglicher Fluchtwege. Janis zweifelte nicht daran, dass Peta all das verarbeitete. Dieser Mann war gefährlicher, als er wirkte.

„Sajin. Kommandantin.“ Peta trat einen großen Schritt in den kargen Raum und kniff die Augen zusammen. „Weshalb wurde ich zu dieser Stunde von einem Rekruten geweckt?“

Rodur folgte dem Krieger in die Kammer und stellte sich neben Janis. Daroscha warf ihnen beiden einen finsternen Blick zu. Ehe sie zu einer Antwort ansetzen konnte, erschien eine weitere Gestalt im Türrahmen.

Meister Kunar erweckte in keiner Weise den Eindruck, eben erst aus dem Bett gerissen worden zu sein. Sein goldenes Haar legte sich in perfekten Wellen, irgendwie hatte er die Zeit gefunden, sich komplett anzukleiden, natürlich ohne dass sich irgendwo auch nur eine Falte in seinem grünen Wams gezeigt hätte, und sein hochmütiges Stirnrunzeln wirkte wie immer, als sei es stundenlang vor einem Spiegel einstudiert worden.

„Daroscha?“ Kunar wandte das Gesicht mit deutlichen Anzeichen von Verärgerung zu seiner Begleiterin. „Sara, wenn das ein Trick ist, um mich mit ihr zu versöhnen, bist du die längste Zeit meine Lieblingsschülerin gewesen!“

„Hier geht es um mehr als eure Streitereien!“, zischte Janis, während sich auch Sara zu ihm stellte. „Dieser Zwerg hier war der Lauscher, von dem der Statthalter vorhin berichtet hat.“

Barram wand sich unter Janis' anklagendem Zeigefinger, und Petas Hand wanderte an den Griff seines Schwertes.

„Er ist jedoch nicht der Verräter, sondern tat es in Daroschas Auftrag.“

Meister Kunar hielt plötzlich einen Dolch in der Hand und bedachte die Kommandantin mit einem Blick, in dem sich Überraschung und Genugtuung mischten.

„Steck den Dolch weg, bevor sich jemand daran verletzt“, bellte Daroscha grimmig.
„Was soll das, Sajin? Willst du mich als Verräterin darstellen?“

„Im Gegenteil! Ihr habt mich von Barram ausspionieren lassen, Schwertmeister Armond und Meister Kunar von anderen Zwergen.“

Kunar setzte ein großspuriges Lächeln auf. „Also bitte! Als ob ich das nicht bemerkt hätte! Wer soll ...“ Kunars Worte erstarben. Vermutlich fragte der Bewahrer sich soeben zum ersten Mal, weshalb Mretox eigentlich anwesend war.

„Aber ich bin Euch nicht böse, Kommandantin“, fuhr Janis fort, bevor Kunar einen Streit anzetteln konnte. „Barram vielleicht, aber nicht Euch. Der Feind wusste alles, was in unseren Besprechungen gesagt wurde, dennoch zogen wir es vor, blind zu sein. Ihr habt vor allen anderen akzeptiert, dass der Verräter während unserer Treffen anwesend sein musste. Ihr habt gehandelt, während wir die Wahrheit verleugnet haben. Ihr habt versucht, den Verräter aufzuspüren. Ich respektiere das. Ihr habt nur einen Fehler begangen, Kommandantin. Schwertmeister Armond ist tot, aber der Feind bleibt informiert. Ihr dachtet, dass demnach nur noch Meister Kunar und ich als Verräter in Frage kommen. Doch Ihr habt jemanden vergessen.“

Und dann breitete Janis sein Mosaik der Lügen vor ihnen aus, Stein für Stein. Das Gold für Sechsfinger. Die Sapien-Knollen. Nomions Befehl. Orfens verlorene Liebe. Alles fügte sich zusammen.

Zufrieden beobachtete Janis das Mienenspiel der anderen. Daroschas hervortretende Kiefermuskulatur, Kunars aufgerissene Augen, Petas offensichtliche Empörung.

„Der Statthalter ist ein Held!“, verkündete Peta kalt, nachdem Janis seine Erklärungen beendet hatte. „Niemals würde er Andor verraten. Egal, wen der Ewige Rat von den Toten zurückholen kann, der Statthalter wäre nicht bereit, dafür irgendjemanden zu opfern.“

Daroscha nickte langsam. „Auch ich bin nicht überzeugt, dass Orfen plötzlich bereit wäre, für einen einzigen Menschen ein ganzes Land zu verraten.“

Janis schluckte. Er versuchte, zu widersprechen, brachte aber nur ein heiseres Krächzen heraus. Hatte er ihnen nicht genug Beweise präsentiert? Hätte er diesen Tag länger vorbereiten müssen?

„Allerdings heißt das nicht, dass der Statthalter uns nicht verraten haben kann“, fuhr Daroscha nach einer kurzen Pause fort. „Dieser Nomion ist ein Hexer mit anderen Mitteln als bloßer Überzeugungskraft. Er könnte Orfen seinen Willen aufgezwungen haben. Als der Tross der Andori durchs Gebirge zog, hat Nomion eine Begleiterin der Helden kontrolliert, eine entflohene Sklavin mit dunklen Fähigkeiten. Einen halben Mond lang war sie nicht Herrin ihrer selbst und arbeitete im Verborgenen gegen die Andori, bis sie enttarnt und vom Bann befreit wurde. Die ganze Sache wurde natürlich geheim gehalten, doch ich denke unsere Situation rechtfertigt die Offenheit. Wenn der Krahder schon als Geist so mächtig war, wer weiß, was er jetzt kann?“

Janis biss sich auf die Lippen. Das war nicht das erwünschte Ergebnis! Orfen musste als Verräter dastehen! Würde da auch ein Verrat unter einem Zauberbann zählen?

„Wie wurde dieser Bann gelöst?“, erkundigte sich Kunar stockend.

„Ich war nicht dabei. Ich glaube, die arme Verhexte musste erst im Kampf überwunden werden.“

„Ihr gebt doch immer damit an, was für eine tolle Kriegerin Ihr seid, Kommandantin. Vielleicht wird es bald Zeit, Euch zu beweisen.“

„Meister Kunar, bitte!“, sagte Janis eindringlich. „Vergesst für einen Moment, dass Ihr ausspioniert wurdet, das hier ist zu wichtig! Wir können nicht einfach zum Statthalter marschieren und ihn zum Duell fordern! Jeder Krieger würde ohne zu zögern seinem Befehl folgen, er könnte uns einfach ins Verlies werfen lassen! Hierfür müssen wir zusammenarbeiten! Wenn wir die Gemächer des Statthalters stürmen und ihn zur Rede stellen, dann brauchen wir die Schildzwerge und die Bogenschützen der Bewahrer, um uns Zeit zu erkaufen. Vor allem ist Peta in drei Tagen Schwertmeister, in Abwesenheit des Statthalters gelten dann seine Befehle. Peta, meint Ihr, Ihr werdet die Rekruten genug unter Kontrolle haben, dass wir den Statthalter entmachten und die Situation klären können, ehe ...“

Janis brach ab, als er bemerkte, dass Petas Gesichtsausdruck sich mit jedem Wort weiter verfinsterte.

„Den Statthalter entmachten?“, presste der Krieger hervor. „Seine Gemächer stürmen?! Das ist Hochverrat! Der Statthalter ist der rechtmäßige Regent Andors, sein Wort ist Gesetz, ihm habe ich meinen Eid geschworen! Zweifel an ihm bedeuten Zweifel an Prinzessin Chada, und Zweifel an ihr bedeuten Zweifel an allem, was uns kämpfen lässt.“

Janis öffnete ratlos den Mund. Er ahnte, dass er verloren hatte. In Petas Welt nahmen die Helden von Andor einen Platz ein, der bei anderen Menschen für Götter reserviert war.

„Ich werde mich nicht an dieser Verschwörung beteiligen, nur auf einen bloßen Verdacht hin! Und ich werde nicht zulassen, dass irgendjemand gegen den Statthalter aufbegehrt! Ich werde jetzt gehen, Wachen vor den Gemächern des Statthalters postieren und ansonsten vergessen, dass dieses Gespräch stattgefunden hat. Und euch rate ich: Tut dasselbe! Wenn ich herausfinde, dass ihr weiter gegen den Statthalter intrigiert, dann wartet mehr als nur das Verlies auf euch.“

Mit diesen Worten stürmte Peta aus der Kammer und warf die Tür mit lautem Knall hinter sich zu. Wie gelähmt blickte Janis in die zitternde Kerzenflamme und versuchte, das eisige Gefühl der Versagens in seinem Inneren zu bezähmen.

„Nun, das war deutlich“, murmelte Daroscha. „Wir werden vorsichtig sein müssen, dass Peta unseren weiteren Plänen nicht auf die Spur kommt.“

Erstaunt sah Janis auf. Daroscha erwiderte belustigt seinen Blick. „Was? Aufgeben war noch nie meine Stärke, Sajin, das solltest du mittlerweile wissen. Eine Drohung schreckt mich nicht.“

„So merkwürdig das ist, ich muss der Kommandantin beipflichten“, stellte Kunar fest. Er wirkte selbst am erstauntesten darüber. „Vielleicht behält Peta recht und es gibt eine harmlose Erklärung. Doch ein *vielleicht* genügt mir nicht! Wir müssen etwas unternehmen!“ Der Bewahrer holte tief Luft und kniff die Augen zusammen. „Peta wird die Gemächer des Statthalters im Auge behalten, der erste Vorschlag scheidet also aus. Wir müssen Orfen anderswo erwischen.“

Daroscha schüttelte den Kopf. „Das funktioniert nicht! Die Nacht verbringt er in seiner Kammer, und tagsüber ist er nie allein. Wir können den Statthalter nicht festsetzen und zur Rede stellen, bevor jemand uns bemerkt.“

„Dann versuchen wir es gar nicht erst“, erwiderte Meister Kunar lächelnd. „Hinter verschlossenen Türen können wir Orfen nicht konfrontieren, also tun wir es vor aller Augen.“

Wir tragen allen unsere Anschuldigungen vor, und alle sehen, wie der Statthalter reagiert. Ich bin gut darin, Dinge zu präsentieren.“

„Vorzugsweise dich selbst.“ Kurz befürchtete Janis, der Streit würde erneut hochkochen, doch Kunar ging nicht auf diese Stichelei ein und auch Daroscha hielt sich nicht weiter damit auf und ergänzte: „Sobald wir anfangen, weiß Peta, was wir vorhaben. Selbst wenn der Statthalter unvorbereitet ist, sein Schwertmeister wird uns aufhalten.“

„Ihr habt recht, Kommandantin. Wir müssen einen Zeitpunkt abpassen, zu dem Peta abgelenkt ist.“

„Aber alle anderen aufmerksam und bereit, sich unsere Vorwürfe anzuhören? Vergiss es! Wir müssen einfach schnell sein. Peta wird erst in drei Tagen zum Schwertmeister ernannt, wir schlagen vorher zu.“

„Das könnte funktionieren. Ich positioniere meine Bogenschützen auf den Türmen, und die Schildzwerge ...“

Stumm lächelnd ließ Janis das Gespräch weiterlaufen. Er wurde nicht mehr benötigt, Kunar und Daroscha waren erfahrene Kämpfer und Kommandeure. Und sie waren jetzt endlich bereit, ihren Streit ruhen zu lassen, um Andor zu retten.

Oder vielmehr: Um es zu verraten.

Abenddämmerung, 16. Wintertag 77 A.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Der Geruch von Leder und Schweiß überdeckte den Gestank der Jauchegruben. Die dichte Menschenmenge schirmte Janis gegen die Kälte ab. Überall auf dem Burghof wurde gedämpft gesprochen, die Stimmen so unbeschwert wie nur selten in letzter Zeit. Hin und wieder ertönte sogar ein Lachen, ein Geräusch, dessen Klang Janis seltsam unvertraut geworden war. Neugierige Gesichter blickten in Richtung der hölzernen Tribüne, die die Zwerge im Laufe des Tages errichtet hatten.

Die Abendsonne hatte sich endlich zwischen den dunklen Wolken hervorgewagt und tauchte alles in ein sanftes rotes Licht. Vereinzelte Schneeflocken glitzerten in ihrem trudelnden Fall. Janis legte den Kopf in den Nacken und sah ihnen lächelnd entgegen. Unwillkürlich fiel sein Blick auf den Kronenturm, rötlich schimmernd im Abendlicht.

Der Kronenturm der Rietburg wird in rotes Licht getaucht, und neben der Flagge mit der Sternblume hockt ein blutroter Hahn. Janis hatte nie viel auf seine Träume gegeben. Dumme Bilder, der Fantasie eines Schlafenden entsprungen. Doch dann hatte sein Traum vom schwarzen Herzen Rodur gerettet. Ein Traum hatte ihm die Wirklichkeit verraten, und er konnte auch das wiederkehrende Bild des Roten Hahns nicht länger ignorieren. Hatte es eine Bedeutung? Wenn ja, welche?

Janis schüttelte sich. Er konnte es sich nicht leisten, jetzt abgelenkt zu werden, weder von glitzerndem Schnee noch von irgendwelchen Träumen. Er richtete seinen Blick nach vorne. Dutzende Leiber versperrten seinen Blick auf die Tribüne, also machte er sich daran, sich einen Weg nach vorne zu bahnen. Obwohl er recht rabiät vorging, war es unmöglich, sich im Gewühl rasch nach vorne zu kämpfen. Genau wie erhofft.

Janis hatte es gerade geschafft, sich in die vorderste Reihe zu drängeln, als auch schon der Statthalter erschien. Orfen betrat mit geradem Rücken die hölzerne Bühne und blickte ernst in die Menge vor sich. Trotzdem erkannte Janis, dass auch er sich angesichts der gelösten Stimmung entspannte. Der Statthalter stellte sich zwischen Kunar und Daroscha an

den Rand der Bühne und sprach mit lauter Stimme: „Dies ist ein Tag der Trauer! Denn wir müssten uns nicht hier versammeln, wenn nicht vor wenigen Tagen ein guter Mann von uns gegangen wäre. Armond hat Andor über 40 Jahre lang gedient. Er hat bereits König Brandur beraten, war die rechte Hand von Schwertmeister Malin und es schmerzt mich, dass er selbst das Amt des Schwertmeisters kaum mehr als zwei Monde ausführen konnte. Wir werden seine Tapferkeit, seine Treue und seine Klugheit nie vergessen!“

Orfen holte tief Luft und blinzelte in die Sonne, die langsam hinter den Zinnen der Burgmauer verschwand. „Doch dies ist auch ein Tag der Freude! Heute wird ein neuer Schwertmeister ernannt, einer, von dem ich weiß, dass er seine Aufgabe mit ebensolcher Entschlossenheit erfüllen wird. Peta, Krieger von Andor! Tritt vor!“

Der junge Recke löste sich aus der Menge und kletterte etwas umständlich auf die Bühne. Petas Miene war feierlich und stolz, seine aufmerksamen Augen glitten über die Menge und blieben kurz an Janis haften. Dann kniete er sich vor Orfen hin. Janis atmete erleichtert auf und entspannte den Arm, in dem er das kleine Messer verborgen hielt.

Orfen streckte seine Hand aus und Peta reichte ihm mit gesenktem Kopf sein Schwert. Der Statthalter hob es und legte es dem Krieger auf die Schulter.

„Und dies ist noch in anderer Hinsicht ein Tag der Freude und der Trauer“, rief da plötzlich Kunar, so laut, dass jeder auf dem Platz ihn hören konnte. Mit sichtlicher Irritation starrte Orfen den Bogenschützen an, der das Zeremoniell zu einem so unpassenden Zeitpunkt unterbrach. Kunar beachtete ihn gar nicht und fuhr fort: „Ein Tag der Freude, weil wir endlich einen Verdacht haben, wer der Verräter ist, der seit langem in unserer Mitte sitzt, der dem Feind Informationen weitergibt, uns vergiftet, bestiehlt und ausliefert.“

Daroscha griff nach der Doppelaxt auf ihrem Rücken und ergänzte: „Und ein Tag der Trauer, weil es ein Mann ist, von dem niemand Derartiges vermutet hätte.“

Peta hob ruckartig den Kopf und fasste erneut die Menge ins Auge. Janis konnte sehen, wie Peta innerhalb eines Herzschlags registrierte, dass weder Zwerge noch Bewahrer in der Menge waren und dass keine einzige Treppe von dieser Seite auf die Bühne führte.

„Ich hoffe noch immer, dass wir uns irren“, rief Kunar mit leidendem Gesichtsausdruck die Worte, die sie eingeübt hatten. „Doch ich verlange eine Erklärung ... Statthalter Orfen!“

Und damit brach das Chaos aus.

An drei Stellen öffnete sich die Holzverkleidung der Tribüne und zehn Schildzwerge sowie Rodur sprangen mit gezogenen Waffen heraus und positionierten sich grimmig auf der Bühne. Janis wusste, dass zeitgleich ein Dutzend Bewahrer mit gespannten Bögen aus zwei Türmen heraus auf die Wehrgänge traten.

In der Menge breiteten sich Fassungslosigkeit und Panik aus. Die Menschen versuchten, aus der unmittelbaren Umgebung der Bühne zu fliehen, doch das plötzliche Gedränge war zu dicht. Einige stürzten und standen nicht wieder auf. Kunar trug unbeeindruckt die Anschuldigungen gegen den Statthalter vor, er musste brüllen, um noch gehört zu werden, doch die entsetzten Gesichter in der Menge verrieten Janis, dass die Worte ihre Wirkung nicht verfehlten.

Orfen stolperte perplex einen Schritt zurück und blickte abwechselnd von Meister Kunar zu Kommandantin Daroscha, ohne die Situation wirklich zu begreifen. Peta dagegen reagierte umso schneller, riss dem Statthalter sein Schwert aus der Hand und brüllte noch im Aufstehen: „Alle Krieger und Rekruten zu mir! Das ist ein Putschversuch! Verteidigt den Staat...“

Die Befehle gingen in einen Hustenanfall über, als Janis Vara befahl, auf der Bühne zu erscheinen und einfach in Peta hineinzutreten. Dennoch führte der Aufruf dazu, dass sich die ersten Rekruten aus ihrer Starre lösten und vergeblich versuchten, gegen den Strom der Menge nach vorne zu gelangen. Einige blieben gleich wieder stehen, offensichtlich verunsichert, doch die Wirkung von Kunars Rede auf die Krieger war geringer als erhofft.

Janis schwang sich auf die Bühne und zückte sein Messer. Es war nur eine dünne, kurze Klinge, dazu gedacht, Verbände und notfalls Haut aufzuschneiden. Unglaublich scharf, aber nicht wirklich für einen Kampf geeignet. Peta war zu schnell gewesen!

Die ersten Krieger erreichten die Bühne und konnten von den Schildzwerge in ihrer erhöhten Position mühelos zurückgedrängt werden. Beide Seiten teilten ihre Schläge nur zögerlich aus. Gestern hatten diejenigen, die heute ihre Klingen kreuzten, noch nebeneinander auf den Mauern gestanden und die Kreaturen abgewehrt. Kaum jemand wollte es riskieren, seinen Gegner ernsthaft zu verletzen.

Janis wandte seinen Blick gen Westen. Von hier konnte er knapp die Gipfel des Fahlen Gebirges über die Burgmauer hinweg ausmachen. Die Sonne berührte soeben die obersten davon und schrumpfte quälend langsam. *Nun gut, mein kleiner Verräter! Wenn das letzte Licht der Sonne schwindet, wird deinem Vorschlag Folge geleistet. Wage es nicht, mich oder den Ewigen Rat zu enttäuschen.*

Daroscha und Kunar wussten es nicht, doch sie mussten nur bis Sonnenuntergang aushalten. Das würde ihnen gelingen!

„Ihr seid enttarnt, Statthalter! Ihr habt verloren!“, beendete Kunar soeben seinen Monolog. Die brodelnde Menge, die verzweifelt versuchte, sich in Sicherheit zu bringen, schenkte dem Bewahrer keine Aufmerksamkeit mehr. Der einzige, der bis zum Schluss zugehört hatte, war Orfen selbst. Das Gesicht des Statthalters war eingefallen und bleich wie der Tod, seine Beine zitterten.

„Ruft die Krieger zurück!“, verlangte Kunar. „Wenn noch irgendetwas von einem Helden in euch steckt, dann lasst nicht zu, dass heute noch jemand stirbt!“

Schrecken!

Varas Warnung ließ Janis herumfahren. Die Klinge hinterließ einen brennenden Schnitt auf seiner Wange. Er hätte sich nicht ablenken lassen dürfen! Peta hatte sich aus Varas feuchter Umarmung gelöst und funkelte Janis hasserfüllt an. „Ihr werdet diese Verschwörung bereuen!“, keuchte er und setzte zum nächsten Schlag an. Die Hemmungen seiner Kameraden schien er nicht zu kennen. Janis hob sein winziges Messer, dann überlegte er es sich anders und sprang zur Seite.

Peta riss sein Schwert herum und nur Vara rettete Janis davor, aufgespießt zu werden. Sie stand plötzlich zwischen ihm und Peta und betrachtete unbeeindruckt das Schwert in ihrem durchscheinenden Körper. Peta riss es verärgert heraus und ging erneut zum Angriff über.

„Streckt die Waffen, oder wir töten den Statthalter!“, brüllte plötzlich Daroscha in ihrem üblichen Befehlston über den Burghof. Innerhalb eines Herzschlags verstummte der Kampfärm. Ein Kind schrie in der Menge, sonst war alles still. Janis spürte Angst in sich aufsteigen. Das war ihr Notfallplan gewesen, wenn absehbar war, dass Orfen nicht freiwillig aufgeben würde, ehe sie überwältigt wurden. Doch welchen Grund sollte der Statthalter haben, diesen Kampf nicht zu beenden? Irgendetwas lief ganz gewaltig schief.

Er ließ seinen Blick über das Getümmel gleiten, das mitten im Kampf erstarrt war. Mit Grauen betrachtete er die dichte Menge der Krieger um die Tribüne. Mehr, viel mehr als erwartet. So viele hätten gar nicht bewaffnet sein sollen, geschweige denn in voller

Rüstung! Janis hatte nicht den Statthalter falsch eingeschätzt, sondern ihre Angreifer. Das war kein Haufen unvorbereiteter Rekruten!

Der Fast-Schwertmeister hatte ebenfalls im Kampf innegehalten und nahm die Umgebung in sich auf. Janis hielt die Luft an. Er konnte sehen, wie der aufmerksame Blick dieser blauen Augen innerhalb eines Herzschlags systematisch alle Details erfasste. Die Übermacht der Krieger um die Tribüne. Die Bewahrer auf den Mauern. Der Statthalter, eben noch im Gespräch mit Kunar, der jetzt von Barram zu Boden gepresst wurde und einen Dolch an die Kehle gehalten bekam. Peta biss die Zähne zusammen und ließ sein Schwert fallen.

Erleichterung erfasste Janis. Beinahe ...

Weiter kamen sein Gedanken nicht. Er hatte kaum Zeit, das helle Sirren als Geräusch einer Bogensehne zu identifizieren, da entglitt der Dolch auch schon Barrams Hand. Entgeistert begutachtete Janis den Pfeil, der aus der Stirn des Zwergs ragte. Barrams dunkle Augen starrte blicklos ins Leere, dann kippte der runde Körper neben Orfen auf die Bretter der Bühne. Sein Kettenhemd rasselte laut in der Stille.

Was hatte das zu bedeuten?! Die Bewahrer auf den Mauern waren als stumme Drohung gedacht gewesen, ihr Eingreifen war nicht vorgesehen, schon gar nicht so! Hatte Kunar sie hintergangen?

Noch einige weitere Pfeile wurde abgeschossen, aus den Augenwinkeln sah Janis einen weiteren der Zwerge zu Boden gehen. Doch sie kamen nicht von den Mauern, sondern von hinter der Menge der schreienden Andori. Ein Dutzend der Rekruten, die Meister Kunar im Bogenschießen ausbildete, stand dort unerreichbar und legte neue Pfeile ein.

Sein Blick huschte zur Sonne, von der noch immer die Hälfte zwischen den Berggipfeln hervorlugte. *Wenn das letzte Licht der Sonne schwindet...* Jetzt wünschte Janis, er hätte sich vergangene Nacht mit Nomion auf einen früheren Zeitpunkt geeinigt.

Ein trockenes Kratzen erklang, als Peta sein Schwert aufhob. „Habt ihr wirklich geglaubt, ich hätte nicht befürchtet, dass ihr bei einer Gelegenheit wie dieser zuschlagen würdet? Habt ihr gedacht, ich würde keine Maßnahmen zur Sicherheit des Statthalters treffen?“ Peta schüttelte verächtlich den Kopf und rief aus vollem Hals: „Geordneter Vorstoß!“ Er sah Janis über die Schneide seines Schwertes hinweg finster an. „Zeigt keine Gnade mit den Verschwörern! Wer sich widersetzt, wird getötet!“

Die Soldaten stürmten vor. Weitere Pfeile flogen. Die Zwerge setzten sich verbissen zur Wehr und konnten doch nicht verhindern, dass sie immer weiter zurückgedrängt werden und dass immer mehr Angreifer es auf die Tribüne schafften.

Petas Klinge zischte auf ihn nieder. Das Messer in seiner Hand kam Janis schrecklich nutzlos vor. Er versuchte, sich zur Seite zu drehen, doch verlor dabei das Gleichgewicht und schlug hart mit dem Kopf auf die Bretter auf.

Peta trat Janis fest in die Seite und sah dann reglos zu, wie er sich fast übergab. Langsam hob der Krieger das Schwert. „Ich habe euch gewarnt.“

Der Pfeil, der Peta in den Hals fuhr, wurde tatsächlich von den Mauern aus abgeschossen. Das Schwert fiel dumpf auf die Bühne. Peta sank röchelnd in die Knie und tastete mit geweiteten Augen nach dem Schaft unter seinem Kinn. Mehr Pfeile flogen von den Mauern, jedem folgte ein Schmerzensschrei. Die Bewahrer griffen ein! So viel zur stummen Drohung. Doch Janis wusste, dass sie trotzdem bereits verloren hatten.

„Genug!“, brüllte da eine raue Stimme. „Beendet diese sinnlose Gemetzel! Alle!“

Der Statthalter stand hoch aufgerichtet neben Barrams Leichnam, sein grauer Pelzmantel war blutverklebt, seine Augen funkelten.

„Asan bretâca! Casûm finre!“, bellte Kommandantin Daroscha und warf ihre Streitaxt fort. Die fünf Zwerge, die noch standen, folgten ihrem Beispiel. Meister Kunar hob den Arm und machte eine schnelle Geste, welche die Bewahrer auf den Mauern dazu veranlasste, ihre Bögen zu senken.

Langsam kehrte Ruhe ein. Nur die Verwundeten stöhnten und unter den Andori, die sich an die Seiten des Burghofes gedrängt hatten, breitete sich nervöses Getuschel aus. Janis rappelte sich auf und blickte sich um. Peta, der heute zum Schwertmeister hatte ernannt werden wollen, lag tot zu seinen Füßen. Er zählte die Leichen von mindestens fünf Rekruten, dazu drei tote Schildzwerge inklusive Barram. Janis kannte sie alle. Kurz fragte er sich, was wohl aus Barrams taubstummem Vater werden würde. Dann stellte er fest, dass er nicht einmal wusste, ob der Zwerg noch mehr Familie gehabt hatte.

Janis schloss die Augen, sein Kopf schmerzte. Wie hatte es nur so weit kommen können? Niemand hatte heute sterben sollen!

„Holt Readem! Wer kann, kümmert sich um die Verwundeten! *Alle* Verwundeten, egal auf welcher Seite sie standen!“, rief Orfen und Janis schlug seine Augen wieder auf. Ein flaues Gefühl stieg in ihm auf, als ihm auffiel, dass er Rodur nirgendwo gesehen hatte. Schließlich entdeckte er seinen Freund benommen am Rand der Bühne sitzen, zwei Krieger bedrohten ihn mit ihren Schwertern. Zumindest schwebte er nicht in unmittelbarer Gefahr.

Der Statthalter wartete, bis seine Anweisungen befolgt wurden, dann sprach er: „Volk von Andor, hört mich an! Heute mussten wir mitansehen, wie Freunde und Verbündete einander erschlugen. Verursacht wurde das von einer Gruppe Verschwörer, die mich mit Gewalt entmachten wollten, anstatt mit ihrem Misstrauen direkt zu mir zu kommen.“ Der Statthalter zog langsam sein Schwert. Mit unbewegtem Gesicht sah er die Klinge an.

Kommandantin Daroscha trat ruhig vor Orfen. „Ich fürchtete, Ihr könntet der Verräter sein“, rief sie mit fester Stimme. Dann kniete sie sich hin und senkte den Kopf. „Doch jetzt bleibt mir nur, auf einen Irrtum zu hoffen! Ich werde jede Strafe ertragen, Statthalter!“

Meister Kunar schüttelte traurig den Kopf und kniete sich wortlos neben sie.

Orfen hob sein Schwert und rammte es mit aller Kraft zwischen zwei Bretter in die Bühne. „Ich wünschte, ich könnte euch böse sein! Doch ich kann es nicht! Was heute geschehen ist, fußt auf einem schrecklichen, schrecklichen Missverständnis! Ich schwöre, ich bin nicht der Verräter! Wir werden diesen Anschuldigungen nachgehen. Wir werden schauen, was dahintersteckt. Doch für heute ist genug Blut vergossen worden.“

Janis spürte, wie sich kollektive Erleichterung ausbreitete. Es gab niemanden, der Orfens Worten keinen Glauben schenkte. *Wir werden schauen, was dahintersteckt.* Janis wurde kalt. Sie würden es herausfinden. Die Geschichten, die er Orfen und seinen Freunden aufgetischt hatte, passten nicht zusammen. Er konnte förmlich sehen, wie sein Mosaik der Lügen in sich zusammenfiel.

Er hob den Blick. Nur ein winziger Fleck war noch von der Sonne übrig. *Wenn das letzte Licht der Sonne schwindet...*

Janis, ich flehe dich an, tu das nicht!

Ich bin diesen Weg zu weit gegangen, um noch umzukehren. Was auch immer geschieht: Ich liebe dich, Mutter.

Janis trat Schritt für Schritt vor, bis er zwischen Kunar und Daroscha vor dem Statthalter stand. In Orfens Blick lag bittere Enttäuschung. *Selbst du, Sajin,* schien er zu sagen.

„Es tut mir leid, Statthalter!“, rief Janis laut. Er spürte hunderte Blicke auf sich lasten, die Blicke von Rekruten, mit denen er trainiert hatte, von Schutzsuchenden, die sich langsam wieder zur Tribüne wagten, von Sara auf den Mauern und Rodur am Rand der Bühne. Den Blick von Vara, die als feiner Dampf hinter ihm schwebte, und vielleicht auch den Blick Kheelas von irgendwo jenseits dieser Welt. „Es tut mir leid, doch ich habe zu viel gesehen, was gegen Euch spricht! Ich kann Euch nicht glauben!“

Orfen sah ihn flehend an, als wäre es der Statthalter, der etwas falsch gemacht hatte. „Du denkst, ich wäre bereit, Andor zu verraten, nur für eine Frau?“, fragte Orfen so leise, dass höchstens noch Kunar und Daroscha ihn verstehen konnten. Er war sichtlich betroffen.

„Ihr nicht“, hauchte Janis lautlos. „Aber ich.“ Und er konnte sehen, dass Orfen die Bewegungen seiner Lippen verstand. Dass er endlich begriff, dass Janis doch nicht mehr als eine flackernde Kerze war. Entsetzen breitete sich auf seinen Zügen aus.

Dann brach ein Schwall Wasser auf ihn nieder, Varas verzweifelter Widerstand, nicht gegen Kheelas alten Gefährten vorzugehen, zerbrach unter der Macht seiner Trauer. Und Janis schnellte vor. Er spürte Daroschas stahlharten Griff an seinem Bein, der zu spät kam, um ihn noch aufzuhalten. Das kleine Messer, das nicht zum Kampf geeignet war, bohrte sich tief in den Hals des Statthalters.

Dann wurde er zu Boden geworfen. Sein Arm wurde verdreht, bis er das Messer loslassen musste. „Warum? Warum?!“, herrschte ihn Daroscha zornig an. Aus weiter Ferne hörte Janis die entsetzten Schreie der Andori. Doch er hatte nur Augen für den Statthalter. Orfen versuchte zu sprechen und hustete nur Blut. In den dunklen Augen sah Janis eine Anklage, die mehr schmerzte als sein verdrehter Arm – und das Spiegelbild des letzten Sonnenstrahls, der hinter dem Fahlen Gebirge erlosch.

„Weil es nur einen gibt, der ihn von dieser Wunde heilen kann“, keuchte Janis. Langsam formte sich ein fahler, blauer Schimmer um den Körper des sterbenden Statthalters. Eine unnatürliche Kälte stieg auf. Plötzlich erstrahlte blaues Licht, so hell, dass Janis die Augen zusammenkneifen musste.

Dann war es auch schon vorbei. Wo der Statthalter gestanden hatte, rieselte trockener grauer Staub zu Boden und vermischte sich mit Barrams Blut. Daroschas Hand ließ ihn los. Stille senkte sich über die Rietburg als die Andori auf das starrten, was von ihrem Statthalter geblieben war. Blaues Licht und grauer Staub – sie alle kannten das. Sie hatten es schon gesehen, bei den Kreaturen vor dem Tor. Wann immer der Schwarze Herold ihre Körper auflöste, um sie an anderer Stelle von den Toten zurückzuholen.

Orfen, der Wolfskrieger, Held von Andor, Statthalter der künftigen Königin. Von der dunklen Macht des Ewigen Rates im Moment seines Todes aus der Rietburg gerettet. Es gab nur eine Deutung, die das erklären konnte. Janis wusste, dass sie verstehen würden.

Morgendämmerung, 17. Wintertag 77 A.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

Insgesamt waren es elf Tote und gut drei Dutzend, die schwer genug verwundet waren, dass sich Janis und Readem um sie kümmern mussten. Ein Bilanz, die sich kaum von einem von Nomions Angriffen unterschied. Janis fühlte all die Tode schwer auf sich lasten. Er hatte sie geopfert, um den Statthalter als Verräter darzustellen. Und doch wusste er, dass diese Tode unbedeutend waren. *Erfülle deinen Auftrag, diskreditiere den Statthalter, und*

diese Burg hält keinen Tag mehr. Wie lange noch, bis Nomion zuschlagen und jedes zweite Leben auf dieser Burg auslöschen würde?

Erst im Morgengrauen war es Janis gelungen, sich von seinen Pflichten zu lösen und sich zu den Gemächern des Statthalters zu begeben. Als er eintrat, merkte er, dass er diese Idee nicht als erstes gehabt hatte.

Sara hing auf dem schweren Lehnstuhl, auf dem Orfen so oft gesessen hatte. Ihr Kopf lag auf der Tischplatte, ihr goldenes Haar schimmerte im Morgenlicht. Ihre Lippen zitterten, doch die Kälte schien sie nicht zu stören.

Janis stellte sich neben sie und legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Wir haben es geschafft“, flüsterte er sanft. „Wir haben den Verräter gefunden. Wir sind Helden.“

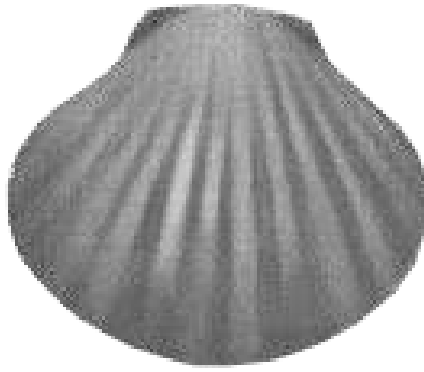
Sara blickte schwer zu ihm auf. Sie zeigte keinerlei Freude über ihren Sieg. Janis hatte sie schon viel zu oft voll Trauer erlebt, wenn ihre Augen das Blau des Nachthimmels annahmen. Doch was er jetzt sah war schlimmer. Es gelang ihm nicht mehr, Iris von Pupille zu trennen. Ein unergründliches, schreckliches Schwarz raubte ihrem Blick jede Farbe. Ein Schwarz, tief und kalt wie der Ozean und von nichts erfüllt als unbarmherziger Leere.

Sara hatte gehofft, wurde Janis klar. Sie hasste nichts so sehr, wie sich zu irren, dennoch hatte sie auf einen Irrtum gehofft. Gehofft, dass der Statthalter der Held bleiben konnte, der er für sie so lange gewesen war. Trotz all ihrer Vorbereitungen, trotz der Verschwörung, hatte ein Stück von ihr bis zum Schluss an Orfen geglaubt, und dieses Stück von ihr war zerbrochen.

Sara stand steif auf, sah Janis reglos an, ohne dass ein Licht in ihre Augen zurückkehrte, und verließ dann wortlos die Kammer.

Janis stand lange da, kraftlos auf die Tischplatte gestützt. Schließlich durchwühlte er die Schublade, in der Orfens Brief gelegen hatte, und fand keine Spur davon. Der Brief war abgeschickt worden und Janis wusste, irgendwo trauerte gerade noch jemand um Orfen. Nicht um den Statthalter, nicht um den Helden, nicht um den Wolfskrieger, sondern um den echten Orfen. Um den Orfen, der mit krakeliger Handschrift in vielen Stunden wenige Zeilen zu Papier brachte, der Zurückgezogenheit wollte und keine Aufmerksamkeit, und der doch tat, was getan werden musste. Um den Orfen, von dem Janis noch immer kaum etwas wusste.

Er hatte sein Ziel erreicht. Kheela war so kurz davor, ins Leben zurückgeholt zu werden, wie nie zuvor. Doch der Sieg schmeckte nach nichts als Asche.



Zwischenspiel XV – Scherben

Späte Nacht, 18. Wintertag 77 A.Z.

Klippenwacht, Hadrisches Meer

Es war eine ruhige Nacht. Sanft schlugen die Wellen gegen die hohen Mauern Klippenwachts, der Schaum leuchtete weiß in der Dunkelheit. Deren beobachtete gelangweilt die zerfließenden Muster auf den Wellenkämmen im Hafenbecken. Eine Stelle wirkte wie Schrift. Vielleicht wollte das Meer ihm irgendetwas mitteilen, doch Deren konnte nicht lesen. Oh, und das sah ein bisschen aus wie seine Schwertlanze. Wie ... spannend. Und direkt daneben ... wie ein Fischernetz. Und das ...

Deren blinzelte angestrengt, damit ihm seine Augen nicht ganz zufielen. Wenn Admiralin Ferane erfuhr, dass er während des Wachdienstes einschlief, konnte er sich auf etwas gefasst machen! Er gähnte und streckte sich.

„Müde, Deren?“

„Halt die Klappe, Learam! Und du auch, Lia!“

„Ich habe gar nichts gesagt, Jungchen!“ Und dann lachten sie beide, ihr dumpfes, kehliges Lachen, und Deren wunderte sich wieder einmal, wie wenig sich Lias Tonfall von dem ihrer männlichen Kollegen unterschied.

Die beiden hatten die Truhe, die sie eigentlich bewachen sollten, zu einem Spieltisch umfunktioniert, an dem sie sich mit irgendwelchen Würfelspielen wach hielten. Ihre Schwertlanzen lagen vergessen in der Ecke der Kammer. Soweit Deren beobachtet hatte, hatte keiner von beiden die ganze Nacht nur einmal nach draußen geschaut. Das überließen sie ihm. Nur weil er der Jüngste war!

Kopfschüttelnd lehnte sich Deren aus dem schmalen Fenster des Hauptturms und atmete die kalte Winterluft ein, um die Müdigkeit zu vertreiben. Gelangweilt betrachtete er das kalte Meer jenseits der schützenden Mauern. Ein merkwürdiger Vogel kreiste über den Wellen, groß wie ein Seeadler, der sich in der Tageszeit geirrt hatte. Kreaturen waren keine in Sicht. Außer natürlich der lockere Ring der Belagerer in einer halben Meile Abstand.

Sie waren aus dem Nichts gekommen, im Schutze des Sturms. Vor drei Tagen im Morgengrauen, kaum dass Stinner voll Stolz den Bau der Seefeste für beendet erklärt hatte. Nerax und Meerestrolche in Scharen, dazu ein Haufen Arrogs, die mit einem Schlag empfindliche Breschen in ihre Mauern schlagen konnten, wenn sie es denn an den Ballistas vorbeischafften. Eine disziplinierte Armee aus verschiedenen Meereskreaturen, so etwas hatte es nicht mehr gegeben, seit Varatan gegen die Mächte des Meeres in den Krieg gezogen war.

Die Streitkräfte kämpften im Namen eines sogenannten Ewigen Rates, und sie wurden angeführt von der Schwarzen Kogge. Doch an Bord des verfluchten Schiffes waren noch andere, die die Kapitulation Klippenwachts forderten. Die die Moral der Seekrieger untergruben und Fragen aufkommen ließen, die niemand beantworten konnte.

Stinner hatte von Lügen und Täuschungen gesprochen, davon, nicht auf den Ewigen Rat hereinzufallen. Von seinem Vertrauen und davon, dass er einen Brief an die Helden von Andor geschrieben hatte. Viele waren verunsichert, aber Deren nicht. Wenn Stinner etwas sagte, dann glaubte er es.

Die Kreaturen hatten angegriffen, als die Feste nach der Frist von zwei Stunden nicht kapituliert hatte. Aber Stinner sagte, Klippenwacht sei uneinnehmbar, und bislang hatte er recht behalten. Auf allen Seiten der Insel ragten hohe Mauern steil ins Meer, unmöglich zu beklettern und kaum zu durchbrechen. In jedem Turm waren Ballistas positioniert, die weiter schießen konnten als eine anrückende Flotte – alle Waffen, mit denen ein Feind angreifen könnte, mussten leicht genug sein, um auf Schiffen Platz zu finden, und hatten nicht den Höhenvorteil.

Ihre größte Schwachstelle war vermutlich der Zugang ins Hafenbecken. Schiffe mussten an- und ablegen können, und eine Flotte musste im Schutz der Mauern Platz finden, das war der Zweck einer Seefeste. In einem weiten Halbkreis ragten die Mauern ins Meer hinein, gebaut auf festen Fundamenten. Im so umschlossenen Hafen konnten Schiffe sicher ankern.

Eine große Öffnung in der Mitte des Rings diente als Zufahrt, breit genug, dass zwei Schiffe aneinander vorbeifahren konnten. Die Lücke war etwas nach innen eingerückt und lag so hinter einer Art Kanal, an dessen anderem Ende eine massive Kette gespannt werden konnte, die feindlichen Schiffen ein Passieren unmöglich machte. Die Kreaturen konnten natürlich einfach darunter hindurchtauchen, doch selbst wenn welche gegen den starken Beschuss von beiden Seiten bis zur Öffnung gelangten, dann wurden sie von einem riesigen Gitter aus irgendeinem massiven Metall aufgehalten, das sich aus dem Grund der Zufahrt erhob.

Dieses Gitter war Deren ein wenig unheimlich. Angeblich war es schon da gewesen als Stinner mit dem Bau begonnen hatte, in einer Einfassung unter dem Meer und von Trümmern begraben, doch es zeigte keine Spuren von Rost. Und obwohl es viele viele Zentner wiegen musste, hatte es sich scheinbar ohne irgendwelche Mühe aus dem felsigen Grund erhoben, als die feindliche Armee angerückt war.

Derens Blick wanderte zu der Truhe in der Mitte der Kammer. Er war sich nicht sicher, aber wenn er diesen Zauberer mit dem Stundenglas richtig verstanden hatte, dann war es der Inhalt dieser Truhe, der das Gitter oben hielt. Am Anfang war Deren mächtig stolz gewesen, dass er ausgewählt worden war, auf so etwas Wichtiges aufzupassen. Mittlerweile ödete seine Aufgabe ihn nur noch an. Sie verwahrten die Truhe im Hauptturm, dem sichersten Ort Klippenwachts. Wenn die Kreaturen bis hier kamen, dann war sowieso schon alles verloren, Gitter hin oder her.

Er lehnte sich wieder aus dem Fenster und erschrak. Schon wieder dieser Vogel! War das der gleiche wie vorhin? Er saß auf der Spitze des Ostturms, ungefähr auf gleicher Höhe wie das Fenster, und starrte reglos in seine Richtung. Das dunkle Gefieder schimmerte irgendwie rötlich. Ein Seeadler war das nicht, irgendein anderer Raubvogel. Vielleicht vom Kontinent? Deren legte den Kopf schief. Der Vogel legte den Kopf schief. Das war doch nicht normal!

Es klopfte. Fast erleichtert verließ Deren seinen Aussichtsposten und öffnete die Tür, nachdem Leream die Würfel in seiner Faust hatte verschwinden lassen. Auf der anderen Seite stand eine hagere Frau. Das faltige Gesicht mit den kleinen schwarzen Augen kam Deren bekannt vor, aber erst als er das Tablett mit drei kleinen Tonbechern bemerkte, das ihre Besucherin balancierte, konnte er es zuordnen.

„Mutter Cera! Was machst du denn hier? Um diese Zeit?“

„Mutter Cera?“, lachte Lia, bevor die Frau antworten konnte. „So nennst du sie?“

„Alle nennen sie so!“, verteidigte sich Deren. „Wenn du öfter in die *Fröhliche Nixe* mitkommen würdest, dann wüsstest du das!“

„Die Kinder nennen sie so! Für alle anderen ist sie Cera Bantor, die Schankwirtin!“

„Kein Streit“, verlangte Leream, und Stille kehrte ein.

Mutter Cera hatte stumm gelächelt. Ein Lächeln ohne jedes Gefühl. „Ich bringe einen Gruß aus der *Fröhlichen Nixe*“, sagte sie jetzt. „Ihr steht euch hier die ganze Nacht in der Kälte die Beine in den Bauch, um unsere Leben zu verteidigen. Ich habe mir gedacht, ich unterstütze euch auf meine Weise.“

Sie hob das Tablett und zeigte den drei Seekriegern die Becher darauf. „Etwas gegen die Kälte? Keine Sorge, ihr müsst natürlich nichts bezahlen!“

Deren streckte die Hand aus, aber ein strenger Blick von Leream gebot ihm Einhalt. „Wir dürfen nicht trinken, während wir Wache schieben“, bemerkte er mit deutlichem Bedauern.

„Das ist Tarenblut, unser bester Schnaps! Den wollt ihr euch entgehen lassen?“ Mutter Cera schürzte die Lippen. „Ihr nehmt eure Aufgabe ernst!“ So, wie sie es sagte, klang es nicht wie ein Kompliment.

„Sobald wir abgelöst wurden kommen wir in die *Fröhliche Nixe* und stoßen damit an!“, schlug Lia vor.

„Und ich soll umsonst früher aufgestanden sein?“, empörte sich Mutter Cera. „Nichts da! Ich suche ein paar Kollegen von euch, die ein Geschenk noch zu schätzen wissen!“

Enttäuscht beobachtete Deren, wie sie zur Tür zurückkehrte. Die Becher dufteten verführerisch. Es tat ihm weh, sie einfach ziehen zu lassen, sodass jemand anderes sie trank.

Deren erstarrte, als ein verlockender Gedanke in ihm aufstieg. *Ich suche ein paar Kollegen von euch.* Letztendlich machte es keinen Unterschied, ob er trank oder nicht, es würde ohnehin getan werden! Genau drei Seekrieger würden ihre Schicht leicht angeschwipst fortsetzen, und sie konnten nur entscheiden, welche drei. Es war nicht verwerflich, das Geschenk anzunehmen. Im Gegenteil sogar. Die anderen Seekrieger könnten schließlich einen Angriff abwehren müssen. Hier dagegen würde sowieso keine Kreatur hinkommen! Er war geradezu verpflichtet, den Schnaps zu trinken! Nur um zu verhindern, dass es jemand wichtigeres tat, natürlich. Und überhaupt, was musste er sich die Regeln von jemandem vorbeten lassen, der seine Schicht mit Würfelspielen verbrachte!

„Also, ich nehme einen Becher!“, verkündete Deren entschlossen.

„Wenn er einen heben darf, dann darf ich das auch!“, ergänzte Lia so schnell, dass Deren vermutete, sie habe nur darauf gewartet.

Leream presste die Lippen zusammen. „Na gut! Aber ich war dagegen, falls jemand hiervon erfährt!“ Mit diesen Worten nahm er Mutter Cera das Tablett aus der Hand und wählte einen der Becher. Deren wartete, bis auch Lia sich bedient hatte.

Gemeinsam stießen sie an, unter Ceras gefühllosem Lächeln. Das Tarenblut glich nichts, was Deren je probiert hatte. Es schmeckte scharf wie der Seewind. Süß wie wilder Honig, der brennend durch seine Kehle rann. Und tatsächlich auch ein wenig metallisch.

Derens Augen tränkten. Er musste husten und verteilte dabei die Hälfte des Getränks auf seiner Lederrüstung, was Lia und Leream zu ihrem dumpfen Gelächter veranlasste.

„Seid still!“, krächzte Deren und holte rasselnd Luft. Seine Stimme klang seltsam verzerrt und wie aus weiter Ferne. Er rieb sich die Tränen aus den Augen und konnte noch immer nur verschwommen sehen.

Es schien Deren, als lege sich eine brennende Hand um seinen Hals und drückte ihm die Luft ab, doch als er danach tastete, fühlte er nichts. Die Kammer drehte sich wild um ihn und verdunkelte sich vor seinen Augen.

Es klapperte, als das Tablett Lereams Hand entglitt und zu Boden fiel. Der Seekrieger wankte und stürzte hinterher. Aus seiner Hand rollten zwei Würfel und blieben vor Derens Füßen liegen. Seltsamerweise konnte er sie vollkommen klar sehen. Ein Sechserpasch.

Lia hielt sich etwas besser, soweit Deren erkennen konnte taumelte sie röchelnd zur Wand und stützte sich ab, bevor ihre Beine einbrachen und sie langsam zu Boden sank.

„Mutter ... Cera!“, röchelte Deren verzweifelt. „Hilf ... chh!“

Plötzlich beugte sich ihre hagere Gestalt über ihn. Seltsam. Deren hatte gar nicht bemerkt, dass er hingefallen war.

„Mutter Cera!“, flüsterte sie von weit weg. „So nennen sie mich. Ohne Recht!“ Ihr Gesicht flackerte in der Dunkelheit vor ihm. In ihren schwarzen Augen standen Tränen, und noch etwas anderes. Ein zerbrochener Geist. Ein Blick aus Scherben. „Zwei Menschen dieser Welt konnten mich wahrhaft Mutter nennen! Und einer von ihnen ist tot! Ermordet!“

Deren konnte nur noch röcheln und verwirrt zusehen, wie Cera durch sein Gesichtsfeld kreiste.

„Oh, Santalion! Heute ... heute mache ich alles wieder gut! Heute gibt es Rache, frisch serviert. Tisch drei! Rache weiß wie Sahne. Die hast du immer geliebt. Weil sie noch heller war als deine Haut.“

Kurz konnte Deren wieder klar sehen. Mutter Cera hatte eine Schwertlanze in der Hand, wie lange schon? Sie drehte sich um und hieb auf die Kiste ein. Ein guter Schlag. Trotz ihres Alters.

Deren versuchte vergeblich, einzuatmen. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Cera etwas aus der Truhe holte. Eine silberne Muschel. Sie leuchtete nicht einmal. Enttäuschend. Deren musste kichern und konnte es nicht, weil ihm die Luft fehlte. Mutter Cera ließ die Muschel fallen und sie zerschellte klirrend, die silbernen Scherben waren das letzte, was Deren sah. Aus der Ferne hörte er noch das tiefe Grollen eines zentnerschweren Gitters, das unwiederbringlich in seiner Verankerung im felsigen Grund versank. Das triumphierende Kreischen eines Vogels. Das Schluchzen einer zerbrochenen Mutter. Und die ersten Schreie.



L – Ein Moment des Friedens

Morgendämmerung, 16. Wintertag 77 A.Z.

Danwar, Hadrisches Meer

Chada atmete die kalte Seeluft ein und verfluchte den Sturm der vergangenen Nacht und die vereinzelten Böen, die er zurückgelassen hatte. Der Wind war zusammengeschmolzen und nach Westen weitergezogen. Chada wünschte, sie könnte hinterherfliegen, anstatt auf diesem kargen Eiland festzusitzen.

Bisher war Danwar für Chada nur ein kleiner Fleck auf verstaubten Landkarten gewesen. Die flachen Tintenkleckse hatten sie nicht annähernd auf den Anblick der Insel vorbereiten können. Danwar war ein zerklüftetes Felsmassiv, das fast hundert Schritt hoch aus dem Wasser ragte – oder eher aus den Dampfswaden, die um die Insel aufstiegen, wenn die Wellen zischend am heißen Stein verdampften. Das schwarze, heiße Vulkangestein hatte Chada unwillkürlich an die Himmelssäule erinnert, doch Danwar sah eher aus wie der aus dem Wasser gereckte Kopf einer versteinerten Meeresschildkröte denn wie ein Vulkan. Die Siedlung auf dem Plateau des Gipfels lag zur Hälfte auf einem Felsüberhang, der aussah, als müsse er jeden Moment unter der Last des Steins zusammenbrechen.

Als sie gestern Nachmittag mit der *Aldebaran II* im geschützten Bassin unter diesem Überhang angelegt hatten, hatte Chada bereits gefürchtet, die steilen Wände selbst erklimmen zu müssen. Tatsächlich existierte eine in den Fels gehauene Treppe, doch sie war schon so lange nicht mehr benutzt worden, dass sie längst unpassierbar geworden war. Die Danware, die sie unten erwartet hatten, hatten sie herzlich empfangen, dann wurden sie in einer seltsamen Gondel auf eine lange Plattform gezogen, die wie ein Schwalbennest an der steilen Felswand hing. Ein Dutzend Flaschenzüge waren hier montiert, die beiden kleinsten kaum mehr als ein dickes Seil mit einem Haken am Ende, der größte eine Art riesiger Korb an sechzehn starken Tauen, der ein ganzes Boot samt Besatzung emporheben konnte. *Wenn nicht gerade eine leichte Brise weht*, dachte Chada entnervt.

„Wann können wir endlich fahren?“, herrschte sie den Danwaren an, der die Flaschenzüge beaufsichtigte. Ein korpulenter Mann mit einem merkwürdigen schwarzen Bart, den er sich zu einer vollendeten Kugel frisiert hatte und mit irgendwelchen Wachsen in Position hielt. Unter anderen Umständen hätte Chada darüber geschmunzelt.

Der Aufseher stöhnte schwer und musterte mit zusammengekniffenen Augen den unruhigen Dampf. „Zu viel Wind!“, grummelte er. „Das wäre eine Gefahr für die Aufzüge. Und für ihre Ladung.“

„Den Flaschenzug vom Plateau bis hier konnten wir auch benutzen.“

„Der ist auf drei Seiten vom Stein geschützt und führt nicht vierzig Schritt durch die Leere. Nein, es bleibt dabei! Bei diesem Wind können die Flaschenzüge nur in absoluten Notfällen benutzt werden.“

„Das hier ist ein Notfall! Eine Armee aus Kreaturen zieht gegen Klippenwacht! Vielleicht beginnt der Ansturm gerade in diesem Moment!“

In der vergangenen Nacht hatte plötzlich Ken Dorr vor der Tür der Hütte gestanden, die die Danware ihr und Thorn – gerne auch für länger als eine Nacht – zur Verfügung gestellt hatten. Durchnässt vom Sturm, mit Panik in seinen grauen Augen und nur einem Wort auf den Lippen. *Klippenwacht!*

„Von dort kamen die Kriegsschiffe, die versucht haben, uns auszuplündern. Wir schulden diesen Menschen nichts!“, erwiderte der Aufseher unbeeindruckt. Die Danware schienen ein ziemlich nachtragendes Volk zu sein, diese Überfälle lagen schon knapp zweihundert Jahre zurück. „Und was würdet Ihr überhaupt an diesem Angriff ändern wollen? Ihr braucht von hier mindestens zwei Tage zu den Nebelinseln.“

Chada biss sich auf die Lippen und wartete vergeblich, dass Eara, Drukil oder Ken Dorr sie unterstützten. Die drei warteten mit ihr neben der Gondel nach unten, doch sie schienen sich mit der Warterei abgefunden zu haben. Verärgert drehte Chada sich um und trat an den Rand der hölzernen Plattform. In der Tiefe brodelten die grauen Wellen des Hadrischen Meeres. Die Danware sprachen mit einem merkwürdigen, etwas einfältig klingenden Akzent, und die meisten von ihnen hatten nie in ihrem Leben einen Baum gesehen, doch es wäre ein Fehler, sie zu unterschätzen. Sie hatten völlig eigene Formen der Magie entdeckt, sie überlebten auf einem kargen Eiland ohne nennenswerten Bewuchs, und sie hatten diese Flaschenzüge entwickelt. Der Aufseher verbot ihnen den Weg nach unten gewiss nicht grundlos, und auch sie verspürte keine große Lust, die unruhige Fahrt von gestern mit noch stärkerem Wind auszuprobieren. Aber es machte sie wahnsinnig, nicht zu dem Schiff zu können, das sie von hier aus schon sehen konnte, während nicht weit im Westen wer weiß was geschah.

Ein dumpfer Schlag ertönte. Eine Gondel war vom Plateau herabgelassen worden, heraus traten Thorn, Leander und eine Frau in einer leichten Rüstung und roten Tüchern. In ihren Brustpanzer war ein roter Edelstein eingelassen und sie bewegte sich mit einer unnatürlichen Geschmeidigkeit. Als sie näherkam, bemerkte Chada ihre spitz zulaufenden Ohren und die rot glühenden, unmenschlichen Augen, aus denen keine Regung abzulesen war. Eine Feuerkriegerin Danwars!

„Ich habe Leander endlich gefunden“, rief Thorn. „Er hat sich die ganze Nacht mit einem ansässigen Gelehrten um die Ohren geschlagen, anstatt zu schlafen.“

„Und ist nicht erfreut darüber, so plötzlich aus dem Gespräch gerissen worden zu sein“, ergänzte Leander erbost. „Der Hüter des Wissens war endlich bereit, mich ins Heiligtum zu lassen!“ Er seufzte gequält. „Also, was hat es mit diesem Angriff auf Klippenwacht auf sich?“

Chada bedeutete Ken Dorr, seine Geschichte zu wiederholen.

„Der Schwarze Herold hat mich zu sich gerufen. Nur Kenvilar“, bei diesem Namen berührte Ken Dorr kurz den grünen Edelstein in seiner Stirn und verzog das Gesicht, „war noch dort, sie hatte ihm bereits berichtet, dass ihr die tote Frucht geborgen habt – natürlich nicht, wie es dazu kam.“ Der Dieb kicherte kurz, dann wurde er schlagartig ernst. „Die Schwarze Kogge ist unterwegs nach Klippenwacht, im Schlepptau eine Armee aus

Meereskreaturen und irgendeine Geheimwaffe der Mächte des Meeres, über die ich leider nichts Genaueres weiß. Meine Aufgabe ist es, euch davon abzuhalten, bis zum Ende der Belagerung nach Klippenwacht zu gelangen.“

„Und du fürchtest nicht um deine Tarnung, wenn wir in drei Tagen dort sind?“, fragte Leander offensichtlich verblüfft.

„Meine Idee war es nicht, dass ihr sofort dorthin fahrt. Ihr seid auch nicht zur Rietburg gerannt, als ihr von der Belagerung erfahren habt!“ Ken Dorr schaffte es, gleichzeitig beleidigt und selbstzufrieden auszusehen. „Genau deshalb habe ich eure Haare gestohlen, ohne euch einzuweihen! Es ist euch egal, ob der Schwarze Herold mich einäschert, solange ich euch nur nützlich bin.“

Chada seufzte entnervt. Mussten sie diese Diskussion jetzt schon wieder führen? Die Rietburg hatte fast zwei Monde Zeit gehabt, sich auf eine Belagerung vorzubereiten, Klippenwacht dagegen wurde unvorbereitet getroffen. Und Ken Dorr war ihnen nicht ... vollkommen egal.

„Der Schwarze Herold möchte nicht, dass wir nach Klippenwacht gelangen“, erklärte Eara mit beneidenswerter Ruhe. „Ich bezweifle, dass allein unsere Anwesenheit etwas gegen eine Armee ändert, es könnte ihm also egal sein, ob wir dazustoßen. Es sei denn, er möchte etwas wie diese Geheimwaffe vor uns verbergen.“

„Und die Menschen Klippenwachts sind in Gefahr, und wir könnten vielleicht helfen!“, ergänzte Chada aufgebracht.

Eara sah sie lange an. „Ja. Das auch, vermute ich.“ Ihre Stimme war teilnahmslos und Chada fragte sich, wie sie diese Ruhe eben noch hatte beneiden können.

Unangenehme Stille breitete sich aus, bis Thorn in die Hände klatschte und rief: „Da wir jetzt vollzählig sind, können wir endlich zum Schiff und ablegen?“

„Mit Verlaub, *verehrte* Fremde: Nein! Nicht bei diesem Wind! Ich ...“

„Sie dürfen den Aufzug benutzen“, unterbrach eine glatte Stimme den nervtötenden Aufseher mit dem Kugelbart. Chada brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass es die Feuerkriegerin war, die gesprochen hatte. Sie hatte sich ansonsten nicht bewegt und aus ihren glühenden Augen konnte Chada die Blickrichtung nicht ablesen.

„Der Hüter des Wissens hat mich mit den Fremden geschickt, um dies mitzuteilen.“ Der Aufseher verbeugte sich steif und öffnete wortlos die Tür zur Gondel.

Kurz darauf setzten sie sich auch schon in Bewegung. Chada warf durch die Lücken im Holzgitter der Gondel einen letzten Blick auf das Gewirr aus Zahnrädern und sich hebenden Gegengewichten unter der langsam schrumpfenden Plattform. Am Rand stand die Feuerkriegerin und blickte ihnen aus ihren unheimlichen Augen nach. Dann versetzte ein besonders starker Windstoß die Gondel in Schwingung.

„Der Hüter der Wissens hatte wirklich faszinierende Dinge zu berichten, wisst ihr? Es gibt beispielsweise Überlieferungen, dass ein paar Barbaren Danwar besucht haben. Wenn das stimmt, wäre es eine Sensation; es gibt sonst keinerlei Indizien dafür, dass sie sich überhaupt an Seefahrt versucht hätten“, plapperte Leander plötzlich los. Chada vermutete, dass er vor allem sich selbst vom heftigen Schaukeln der Gondel ablenken wollte, seine Seekrankheit war ihr noch lebhaft in Erinnerung.

„Leider konnte auch der Hüter des Wissens mir bei meiner Übersetzung nicht weiterhelfen, aber ...“

„Du hast mit einem Wildfremden über die Tafel gesprochen?“, unterbrach Chada resigniert. „Während du dich immer noch weigerst, uns deine Übersetzung vorzustellen?“

„Den ersten Satz kann ich euch mittlerweile sagen, ich bin recht zuversichtlich, ihn vollständig zu kennen.“ Sofort hatte Leander alle Aufmerksamkeit. Der Seher sagte nichts weiter, er lächelte nur dünn und schien ihre Anspannung zu genießen, bis die Gondel plötzlich einen Ruck zur Seite machte. Chada wurde zur Seite geschleudert und hörte das Holzgitter bedenklich knacken. Viel zu weit unten glitzerten die ersten Sonnenstrahlen auf dem Wasser. Sie wagte nicht zu atmen, bis die Gondel zurückpendelte und sie schnell etwas Abstand zwischen sich und die Wand bringen konnte.

Leander zog seinen Mantel gerade und räusperte sich. „*Durch Mutter Natur folgt ein neuer Anfang auf jedes Ende, eine neue Geburt auf jeden Tod.* Das ist der erste Satz“, presste er hervor. Seine blaue Haut kam Chada blasser vor als sonst.

Sie wartete, bis ihr Herzschlag sich etwas beruhigt hatte und sie über die Worte nachdenken konnte. „Nicht sehr hilfreich“, stellte sie dann fest. „Wie geht es weiter?“

„Ich weiß es nicht.“

Thorn verdrehte die Augen. „Du hast den ersten Satz vollständig und vom Rest keine Ahnung?“

Leander legte eine Hand an die Gitterverkleidung der Gondel. „Abgesehen vom Ende habe ich sogar eine ziemlich genaue Ahnung. Leider gibt es jedoch eine zentrale Vokabel, die in jedem weiteren Satz auftaucht und die mir ziemliches Kopfzerbrechen bereitet. *thinghudyr*, der Hügel des Thing. Eine Bedeutung, die in diesem Kontext leider nicht den geringsten Sinn ergibt. Und ich werde euch keine Übersetzung vorstellen, in der das wichtigste Wort fehlt!“

Er sagte das mit einer solchen Entschiedenheit, dass Chada nicht widersprach.

Früher Vormittag, 16. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See westlich von Danwar, Hadrishes Meer

Es hatte noch eine quälend lange Stunde gedauert, bis sie endlich mit der *Aldebaran II* ablegen konnten. Doch jetzt machten sie gute Fahrt, und der auffällige Umriss Danwars verschwand allmählich hinter dem Horizont. Das Wasser war wieder kälter geworden, laut Leander markierte Danwar die Grenze zwischen Stürmischem Ozean und Harischem Meer. Eara stand am Steuer, die Sonne glänzte auf ihrem ungewohnt kahlen Schädel. Chada erinnerte sich daran, dass sie eigentlich im Bug stand, um nach Hindernissen im Wasser Ausschau zu halten, und wandte den Blick wieder nach vorne.

Zuerst traute sie ihren Augen nicht. Dann hielt sie die Frau, die sich langsam aus dem Wasser schob, für eine der Nixen, die manchmal neben Handelsschiffen herschwammen, trotz ihrer – trockenen – dunkelblauen Robe mit Goldstickereien. Schließlich musste sie sich eingestehen, dass die Frau unter ihrer Kleidung vermutlich keinen Fischschwanz hatte und sie hob mit deutlicher Verspätung ihren Arm, um Eara ein Hindernis zu signalisieren. Die *Aldebaran II* hielt fast augenblicklich an und lag ruhig im Wasser, obwohl das Segel sich noch immer blähte. Chada war sich ziemlich sicher, dass Eara das nicht mit irgendwelchen Segelkunststücken bewerkstelligt hatte.

„Ich bin Sisgard, eine Wassermagierin Danwars. Der Hüter des Wissens schickt mich zu seinem Gast.“

Leander erschien bereits an der Reling, auch der Rest kam hinzu. Der plötzliche Halt hatte alle an Deck gelockt.

Sisgard nickte, als sie den Seher entdeckte. „Der Hüter des Wissens bedauert die plötzliche Abreise eines wachen Geistes und dass Ihr das Herz der Insel nicht mehr besuchen konntet. Er lässt ausrichten, wenn Ihr eines Tages zurückkommen solltet, so wird ein Bett für Euch bereitstehen.“

„Richtet ihm aus, auch ich hätte gerne mehr Zeit auf Danwar verbracht.“

„Im Ausgleich für das, das Euch entgangen ist, sendet der Hüter des Wissens Euch ein Geschenk. Er sagt, dieser Stein soll Euch an das Band erinnern, das zwischen euch geknüpft wurde.“ Aus den Wellen zu Sisgards Füßen stieg ein roter Edelstein in der Form eines verschlungenen Knotens empor. Leander streckte die Hand aus und der Stein fiel leicht hinein.

„Ihr müsst ihn wirklich beeindruckt haben, Fremder“, sagte die Wassermagierin plötzlich mit einem Lächeln, das nicht zu ihrem förmlichen Ton passte. „Allen anderen Fremden ist der Zugang zum Herz Danwars verwehrt, und nur drei Lavasteine haben die Insel bisher mit unserem Einverständnis verlassen. Euch wird eine große Ehre erwiesen.“

Ungläubig beobachtete Chada, wie Sisgards Gestalt langsam durchscheinend wurde, bis sie für einen Moment als Statue aus Wasser über dem Meer hing und dann als feiner Sprühregen in den Wellen verschwand.

„Bestellt dem Hüter des Wissens meinen tief empfundenen Dank und mein aufrichtiges Bedauern“, sagte Leander getragen.

„Sie ist bereits fort“, erklärte Eara und der Seher verstummte. Seine Finger tasteten verloren über die verflochtenen Konturen des Lavasteins.

„Das Herz Danwars?“, wiederholte Drukil fragend.

„Wenn wir nicht so schnell hätten abreisen müssen, könnte ich euch jetzt sagen, was genau es ist. Irgendein Artefakt aus Lavastein im Heiligtum, mehr weiß ich nicht.“

„Aber warum Herz?“, beharrte Drukil. „Was hat es mit einem Herz zu tun?“

Chada merkte, dass sie lächelte. Drukil versuchte immer, die Dinge wörtlich zu nehmen. „Das sagt man so“, erklärte Chada. „Es heißt, dass dieses Artefakt sehr wichtig ist. Herz ist in mancher Hinsicht ein anderes Wort für Zentrum“ Drukil nickte, doch er wirkte nicht sonderlich zufrieden.

Plötzlich keuchte Leander auf. „Chada, du bist genial!“

Sie runzelte die Stirn. „Danke. Weshalb?“

„Herz ist ein Synonym für Zentrum! Verstehst du nicht?“ Leanders Stimme zitterte. „Ein Hügel, der sich in der Mitte einer jeden Barbarensiedlung erhebt. Das kulturelle Zentrum des Dorfes. Quasi sein Herz!“

„Es geht dir um das fehlende Wort in der Übersetzung“, stellte Eara fest.

„Bei der Vorsehung! Wenn das stimmt ... wenn *thinghudy* wirklich Herz heißt ... das ändert alles, was wir zu wissen glaubten! Oh, es ergibt Sinn. Viel zu viel Sinn.“ Leander stieß ein abgehacktes Lachen aus.

Chada wurde flau. „Was ... was hat Themauros aufgeschrieben?“, fragte sie heiser. „Was besagt der Text?“

„Themauros hat schon vorher über die Herzen der Mutter geschrieben, nicht wahr? Über das Herz der Geburt und das Herz des Todes“, begann Leander. „Oh, wir waren Narren! Das denken in Dualitäten ist in uns so tief verankert! Licht und Dunkelheit, Gut und Böse, Heiß und Kalt. Anfang und Ende. Geburt und Tod. Doch in Wahrheit sind Geburt und Tod nur

zwei flüchtige Momente in einem langen Leben. Die Konstanten, in denen all unsere Existenzen sich gleichen, während die Zeit dazwischen uns einzigartig macht.“

„Könntest du uns anstatt irgendwelcher kryptischen Andeutungen einfach die Übersetzung vortragen?“, schlug Eara vor.

Leander lächelte. *„Durch Mutter Natur folgt ein neuer Anfang auf jedes Ende, eine neue Geburt auf jeden Tod. Drei Herzen der Mutter gewährleisten dies. Ein Herz behütet den Anfang und ein Herz das Ende. Das dritte Herz - das das Blut der Ewigkeit durch die Adern der Welt pumpt und das dort beginnt, wo die anderen beiden enden - behütet die Ewigkeit und den Ewigen Kreislauf.“* Faszinierend, wie naheliegend es plötzlich klingt, für *thinghudy* Herz einzusetzen, nicht? Wenn man nur einmal bereit ist, seine Wahrheiten zu überdenken.“ Er lachte bitter. „Wir waren wieder einmal zu voreilig. Thema *auras*, die Mächte des Meeres, anscheinend auch der Schwarze Herold, keiner von ihnen hat je von nur zwei Herzen der Mutter gesprochen. Im Gegenteil, im Nachhinein erscheinen mir manche Äußerungen *Kenvilars* geradezu als Hinweis. *Auf dem Fundament von Schöpfung und Auslöschung beruht die Ewigkeit. Sie benötigt das Gleichgewicht, und ist zugleich seine Bedingung.* Wir waren nur zu voreingenommen, um eine einfache Wahrheit zu begreifen: Es waren nie zwei Herzen. Sondern drei.“

Abenddämmerung, 16 Wintertag 77 A.Z.

Hohe See westlich von Danwar, Hadrisches Meer

Chada lehnte an der Reling und blinzelte in die Sonne, die sich langsam wieder der Wasseroberfläche näherte. Folgte mit ihren Augen dem glitzernden Strich, der nach Westen zeigte. In die Richtung Klippenwachts.

Ken Dorr hatte behauptet, die Schwarze Kogge sei vergangene Nacht bereits in Sichtweite der Seefeste gewesen, inzwischen musste der Angriff längst begonnen haben. Und sie waren noch immer kaum weniger als zwei Tagesreisen entfernt und konnten nichts tun. Würden sie rechtzeitig ankommen?

Rechtzeitig ... für was? fragte eine aufdringliche Stimme in ihr. Was sollten sie schon ausrichten können? Sicher, auf diesem Schiff hatten sie bereits ein Gefecht gegen die Schwarze Kogge gewonnen – doch nicht gegen eine ganze Armee aus Kreaturen. Ließen ihre Erfolge sie tollkühn werden?

Die Sorgen lasteten schwer auf Chada. Die Sorgen um Andori und Bewahrer, um die belagerte Rietburg und ihre Freunde. Und jetzt noch die Sorgen um Stinner, um Kirr, um all die anderen Menschen auf Klippenwacht. Und über allem schwebte die Angst, den Hoffnungen und Erwartungen nicht gerecht zu werden, die Angst, schließlich doch noch endgültig zu versagen. Die Angst, niemandem helfen zu können. Die Angst, dass die Worte der Drei Schwestern nicht mehr aufzuhalten waren.

Bewahrerin ohne Geduld, Bastard eines Königs, ohne die ihre Mutter noch am Leben wäre. Die Krone, die dir gebührt, wirst du nie mehr auf dem Haupte tragen. Das Volk, das zu schützen du geschworen hast, wird in der Dunkelheit vernichtet werden. Deine Vergangenheit wird in Flammen vergehen, deine Zukunft wird in Flammen vergehen, und all die, die dir Vertrauen schenken, werden bei ihrem Tode eine Verräterin in dir sehen.

„Du sollst in die Kajüte kommen!“, riss Leanders Stimme Chada aus ihren Gedanken.

Sie schloss kurz die Augen und sammelte sich. Spürte, wie ihre Ängste und Sorgen zusammensanken und leiser wurden. Sie verschwanden nicht, natürlich nicht, doch

zumindest wurden sie zu einem kleinen, harten Klumpen in ihrem Bauch zusammengepresst. Die Erschöpfung wich der Entschlossenheit. „Ich komme! Was ist passiert?“

„Nichts, soweit ich weiß. Ich habe aber einen Verdacht, worum es geht.“ Leanders Lächeln schenkte Chada etwas Zuversicht. Sein Verdacht schien nicht allzu schlimm zu sein, immerhin. Sie machte sich auf den Weg.

Thorn erwartete sie. Er saß auf dem einzigen Bett an Bord und als sie eintrat, klopfte er lächelnd auf den freien Platz neben sich. Chada nahm Platz und begriff endlich.

„Heute vor fünfunddreißig Jahren wurde, in einem langen und harten Winter, im Wachsam Wald von der Bewahrerin Mhare ein kleines Mädchen geboren“, flüsterte Thorn sanft. „Ehe die Mutter verstarb, gab sie dem Kind den Namen Chada. Viele Bewahrer sprachen von einem Wunder, von einem Segen, der auf dem Kind liege, denn es überlebte den Winter, der so viele gesunde Bewahrer dahinraffte. Und sie hatten recht. Du bist tatsächlich ein Wunder, Chada.“ Er küsste sie.

„Ich habe ganz vergessen, welcher Tag heute ist“, gestand Chada.

„Ich nicht“, lächelte Thorn. Er hatte es noch nie vergessen. Egal welche Gefahren sie zu bestehen hatten, egal in welcher Not sie waren, jedes Jahr seit sie sich kannten, hatte er ihr zu diesem Tag einen Moment des Friedens geschenkt. Zu ihren Zeiten in König Brandurs Diensten, während des Ordenskrieges in Hadria, während sie auf der Flucht vor einem alten Fluch die Mauerberge nach Silberhall überquerten und zuletzt vor einem Jahr, im dichten Schneetreiben des Grauen Gebirges.

„Fünfunddreißig“, murmelte Chada. „Wie die Jahre dahinziehen. Jetzt bin ich die Hälfte meines Lebens Heldin von Andor gewesen. Ich habe mehr gesehen, als ich je erhofft, mehr durchlitten, als ich je befürchtet hatte. Fünfunddreißig. Mein Leben rinnt dahin. Kein Grund zum Feiern eigentlich.“

„Wie muss ich mich da erst fühlen!“, lachte Thorn. „Ich habe acht Sommer mehr gesehen als du. Wenn du so weiterredest muss ich annehmen, dass du mich für alt und tattrig hältst.“ Sein Grinsen wich einem feierlichen Ernst. „Chada, heute ist nicht ein Grund zum Feiern, weil deine Geburt schon weit zurückliegt, sondern weil es sie gab. Weil es dich gibt! Weil du diesen Winter überlebt hast, und auch alles Weitere!“

Er umfasste ihre Hände. „Manchmal kann das Leben eine Last sein. Manchmal sehne auch ich mich nur noch nach Ruhe. Aber ich für meinen Teil bin sehr glücklich, dass es dich gibt.“

„Kriege ich eine Geschenk?“, fragte Chada und vertrieb damit Thorns ernsten Gesichtsausdruck wieder.

„Hmmm, lass mich nachdenken... Wie wäre es mit einem Gedicht?“ Er räusperte sich.

„Es war einst Chada aus dem Wachsam Wald,
ihr Bogen schoss weit und ihr Herz war nicht kalt,
nebenbei war sie auch gar nicht dumm,
und damit ist dieser Reim jetzt um.“

Chada musste kichern und konnte an Thorns zuckenden Schultern sehen, dass er sich zusammenreißen musste, um nicht miteinzustimmen. „Oh Thorn, das war grauenhaft!“

„Stimmt, aber es hat dich zum Lachen gebracht“, meinte er grinsend. „Tatsächlich habe ich auch ein richtiges Geschenk für dich.“

Er schlug die Decke zur Seite und enthüllte eine dünne Kette aus Rietgras, in die getrocknete rosane Blüten eingeflochten waren.

„Im Rietland ist das ein verbreiteter Brauch. Eigentlich hätte ich die Rietgrasblüten selbst sammeln und trocknen müssen, doch leider war mir das unmöglich. Zumindest geflochten habe ich die Kette aber selbst, wenn sie auseinandergeht weißt du also, bei wem du dich beschweren kannst.“

Chada blickte auf die schlichte Kette aus Pflanzenteilen. Sie war in keiner Weise wertvoll, nichts was eine Prinzessin oder Königin je tragen würde. Sie war in keiner Weise nützlich, kein Sieg würde damit errungen werden. Sie war viel zu zerbrechlich, als dass sie einen Kampf überleben würde. Sie war ein ganz normales Geschenk, das sich ganz normale Rietländer zu ganz normalen Feiern schenkten, um danach ihre ganz normalen Leben weiterzuführen. Und sie trieb Chada die Tränen in die Augen.

„Danke!“, hauchte sie.

Thorn schloss sie in die Arme. Sie sog seinen Duft ein, den Geruch von Rosshaar, Rietgras und einem Hauch von Leder, und sie spürte, wie ein kleiner, harter Klumpen in ihrem Inneren sich auflöste.

„Herzlichen Glückwunsch, Chada!“, flüsterte Thorn, und er küsste sie erneut.

Und in diesem einen Moment des Friedens gab es keine Sorgen um Klippenwacht mehr, keine Angst, alle Hoffnungen zu enttäuschen, keine Gedanken an die Zukunft.

Nur das Jetzt.

Sonnenhoch, 19. Wintertag 77 A.Z.

Klippenwacht, Hadrisches Meer

Chada erkannte schon auf den ersten Blick, dass sie zu spät kamen. Alle Versuche Stinners, Klippenwacht wieder aufzubauen, waren zunichte gemacht worden. Die Türme waren eingerissen, die Mauern geborsten. Sie sah keine Regung zwischen den Trümmern, weder von Menschen noch von Kreaturen, nur unzählige Möwen flogen darüber und übertönten mit ihrem Kreischen jedes andere Geräusch. „Deine Vision erfüllt sich, Leander“, krächzte Chada.

Der Seher antwortete lange Zeit nicht, während sie sich der zerstörten Seefeste näherten. Schließlich meinte er mit belegter Stimme: „Unter den Werfheimern heißt es, jede Möwe sei die Seele eines verstorbenen Seemanns.“

Chada betrachtete den riesigen Schwarm Möwen. Hunderte. Tausende. Mehr als sie für möglich gehalten hätte.

Im Hafenbecken trieben die ersten Leichen im Wasser. Hauptsächlich Seekrieger in ihren Rüstungen aus Holz und Leder, ein paar Menschen in Winterkleidung, ein Tarus, zwei Kinder. Der Anblick der aufgequollenen Gesichter schnürte Chada die Luft ab.

Die Anleger waren zerstört, schließlich fanden sie zwischen zwei großen Trümmerstücken einen Platz, an dem sie anlegen und bequem an Land gehen konnten. Obwohl Chada das eigentlich gar nicht mehr wollte.

Auch an Land lagen viel zu viele tote Körper verstreut. Mit verrenkten Gliedmaßen, das Grauen noch auf den erstarrten Gesichtern. Nur sehr vereinzelt sah Chada die Leiche eines Nerax, und das noch feuchte Blut, das den Boden tränkte, war rot. Das hier war kein Kampf gewesen. Es war ein Massaker.

Chadas ganzer Körper fühlte sich taub an. Sie setzte einen Schritt nach dem anderen um die niedergestreckten Menschen und war nicht imstande, Trauer oder Hass zu empfinden. Nur Fassungslosigkeit.

Ein Lebenszeichen fanden sie nicht, abgesehen von den unzähligen Möwen. Sie saßen überall, schlugen sich an den Überresten des Gemetzels den Bauch voll und flatterten gelegentlich im Streit um Fleischstücke auf.

Vor dem Tor des eingestürzten Hauptturms fanden sie Stinner. Um ihn lagen drei tote Meerestrolche, ihre Schädel mit gewaltiger Wucht zerschmettert. An Stinners Leichnam pickten gleich fünf Möwen.

„Haut ab!“, brüllte Thorn den unbeeindruckten Vögeln entgegen. Er zischte und winkte mit den Armen. Sie hopsten schließlich widerwillig beiseite zu einer der vielen anderen Leichen. „Weg! Weg! Verschwindet!“, schrie Thorn ihnen nach und sank auf die Knie. „Aaskrähen des Meeres! Haut ab! Lasst die Toten in Frieden!“ Dann schluchzte er nur noch.

Chada trat neben ihn und betrachtete Stinners Leichnam. Sie brachte es kaum über sich, das von den Möwen entstellte Gesicht ihres alten Freundes lange anzusehen, also fixierte sie sich auf den Rest seines Körpers. Und erstarrte.

In Stinners Brust steckte ein Pfeil mit grünlich glänzendem Schaft. Nur die Bewahrer verwendeten solche Pfeile! Mit zitternden Fingern löste sie ihn so behutsam wie möglich und drehte ihn in den Fingern. Alle Bewahrer versahen ihre Pfeile mit einem eigenen Muster, damit nicht zwei Schützen für sich beanspruchen konnten, diesen Hirsch oder jenen Gor geschossen zu haben. Sie konnte herausfinden, wessen Pfeil Stinner getötet hatte.

Sie entdeckte die Runen knapp unter der Befiederung. Ein eckiges C, gefolgt von einer Raute. Eine eindeutige Markierung. Ihre eigene.

Jetzt endlich erfasste sie das Grauen, das so lange auf sich hatte warten lassen. Wimmernd stolperte Chada zwei Schritte zur Seite, verfolgt von den leeren Blicken der Toten, dem höhnischen Kreischen der Möwen und dem entsetzlichen Geruch. Sie krümmte sich zusammen und erbrach sich.

„Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht“, meinte Eara, nachdem sie alle sich etwas beruhigt hatten. Im Kontrast zu den entsetzten Gesichtern Thorns, Drukils, Leanders und selbst Ken Dorrs, war Earas Miene gewohnt neutral, als würden die Katastrophe und die vielen Toten sie nicht weiter betreffen. Doch der schwarze Nebel hatte sich hinter ihr verdichtet, brodelte und zuckte heftiger als sonst und Chada hoffte, dass es ein Zeichen der Bestürzung war. Oder irgendeiner anderen Emotion. Alles wäre besser als diese scheinbare Gleichgültigkeit.

„Stinner hat mit den Magischen Waffen gekämpft, die wir in seiner Obhut gelassen haben. Ihre Macht ist auch jetzt noch deutlich spürbar. Doch inzwischen sind sie fort, ich könnte ihre Nähe wahrnehmen. Ich vermute, der Ewige Rat hat den Hammer der Stärke und den Helm der Macht an sich gebracht.“

„Und die gute Nachricht?“, seufzte Leander.

„Es sind zu wenig Tote.“

Mit weiten Augen betrachtete Chada die Verwüstung und die vielen Leichen um sich herum. „Zu wenig?! Es sind viel zu viele!“

„Chada, bleib vernünftig. Sicher sind es zu viele, aber es müssten ungefähr tausend Menschen hier gelebt haben. Nach meinen Schätzungen liegen hier nur etwa halb so viele Tote. Und ich habe nirgendwo die Überreste von zerstörten Schiffen gesehen.“

Ein leises Gefühl, fast etwas wie Hoffnung, keimte in Chada auf. „Du meinst, es konnten welche entkommen?“

„Vielleicht. Oder sie wurden gefangen genommen und dienen den Kreaturen jetzt als Verpflegung.“

Augenblicklich wurde Chada wieder schlecht.

„Ich halte diese Möglichkeit für eher unwahrscheinlich, es würde die Armee zu sehr aufhalten“, ergänzte Eara. „Allerdings erscheint es mir ebenfalls unwahrscheinlich, dass die Menschen hier gegen den Willen der Kreaturen entkommen konnten. Und ich sehe nicht, welchen Grund der Ewige Rat hätte, die Hälfte einfach gehen zu lassen. Wir können also nichts ausschließen.“

„Wir ... Wir können das hier ungeschehen machen!“, stammelte Thorn heiser. „Nicht wahr? Wir haben ihre Leichen. Wir können ein Haar nehmen, von jedem von ihnen. Und wenn dir den Ewigen Rat bezwungen haben, wenn wir das Herz des Todes in unserem Besitz haben, dann holen wir sie alle wieder zurück!“

Chada erwiderte seinen ernsten Blick. Seine blauen Augen waren von verzweifelten Tränen verschleiert. Es war so verlockend. Jeden zurückzuholen, alle Tode ungeschehen zu machen. Mit der Macht des Herzens, was konnten sie nicht alles erreichen? Sie könnten jeden retten, den der Ewige Rat getötet hatte. Und nicht nur der Ewige Rat – alle Opfer der Krahder, der Kreaturen, der letzten Katastrophen. Sie konnten Reka zurückholen, und Brandur, und Fenn, Arbon, Kheela, Forn, Darh ...

„Wir können das nicht tun!“, stieß Chada hervor. Es zerriss ihr das Herz. „Wenn wir einmal damit anfangen, jemanden wiederzuerwecken, dann können wir nicht mehr damit aufhören. Wie könnten wir irgendjemandem, dessen Vater oder Tochter gestorben ist, den Segen verweigern, den wir dieser Burg zuteilwerden ließen? Wie können wir entscheiden, wen wir zurückholen und wen nicht? Sollen wir uns zum Richter über Leben und Tod aufschwingen? Sollen wir jene retten, die uns kostbar sind, und alle anderen sterben lassen?“

„Wir können doch nicht einfach so viele Tode zulassen, wenn wir die Macht hätten, sie zu umgehen“, flüsterte Thorn. Chada konnte ihn über die Schreie der Möwen kaum noch verstehen.

„Wenn man einzelne Leben retten kann, dann gibt es keinen Grund, das nicht zu tun“, antwortete Chada ernst. „Aber wenn man *alle* Leben retten kann, dann ... dann muss man auswählen, welche es verdienen und welche nicht. Dann ermordet man letztlich alle, die man nicht rettet.“

„Nach dieser Logik würdet ihr die ganze Welt ermorden, wenn ihr die Macht des Herzens nicht nutzt“, mischte Eara sich ein. „Wenn wir den Ewigen Rat besiegen und das Herz des Todes in unseren Besitz gelangt, dann haben wir die Macht, jeden zu retten, ob wir wollen oder nicht. Dann müssen wir entscheiden, wie wir damit umgehen. Dann müssen wir die Entscheidung treffen, Menschen sterben zu lassen, die wir ohne Anstrengung retten könnten, und wir können einzig auswählen, ob wir viele oder alle sterben lassen.“

Eara drehte den Kopf, ihr kühler Blick glitt über die vielen Leichen einfach hinweg. „Weshalb sollten wir die Macht des Herzens nicht nutzen? Das bedeutet nur, dass alle Wesen dieser Welt weiterhin ihre sinnlosen Tode sterben, damit wir keine unangenehmen Entscheidungen fällen müssen. Dass wir weiterhin dem Zufall die Entscheidung überlassen. Dass wir auswürfeln, wer wie lange leben darf. Wer Pech hat, wer einen Unfall erleidet, stirbt eben früher... Wozu? Eine Entscheidung, die zum Wohle der Allgemeinheit getroffen wird, wird voraussichtlich besser sein als die reine Willkür des Schicksals.“

„Und wie sollte so eine Entscheidung aussehen?“, fragte Leander.

Eara schwieg eine Weile. „Soweit ich das sehe, haben wir zwei Möglichkeiten. Wir könnten ein Paradies jenseits des Todes errichten, in dem kein Mensch, Zwerg, Tarsus oder Agren mehr sterben muss. Wir könnten allen ein ewiges Leben garantieren. Doch zugleich müssten wir ihnen verbieten, Nachkommen zu zeugen, oder zumindest mehr Nachkommen, als wir versorgen können. Die Bevölkerung dieser Welt würde für immer die gleiche bleiben. Das wäre die erste Option.

Wenn wir zu dem Schluss kommen, dass auch in Zukunft noch Kinder geboren werden sollten, müssen wir jemanden sterben lassen. Wir wählen ein festes Alter von, sagen wir, achtzig Sommern, die wir jedem zugestehen, bevor er gehen muss, um Platz für die nächste Generation zu schaffen.“

Die Beiläufigkeit, mit der Eara vorschlug, jeden über achtzig umzubringen, verschlug Chada die Sprache.

„Bevor er gehen muss?“, wiederholte Ken Dorr kichernd. „Und Ihr meint, all die dummen kleinen Menschen wären mit Euren großen Plänen einverstanden? Gier und Angst sind die stärksten unserer Antriebe, und Ihr hättet sie beide gegen euch: Die Gier nach dem ewigen Leben und die Angst vor dem Tod. Ihr könnt ihnen die Ewigkeit nicht offen verweigern – Ihr müsst sie ihnen versprechen! Wenn sie auch nur glauben, durch treue Dienste ein ewiges Leben erringen zu können, dann habt Ihr sie alle hinter euch!“

„Das ist es, was der Ewige Rat tut“, stellte Leander fest.

Ken Dorr zuckte mit den Schultern. „Es ist effektiv.“

„Hört auf!“, rief Thorn wütend. „Ich kann nicht fassen, was ich hier höre! Niemand hat zu sterben oder auf Kinder zu verzichten, bloß weil andere es bestimmen! Das ... das ist es nicht, was ich wollte. Nur ... die Toten retten. Wie wir sie auch retten würden, wenn sie nicht gestorben wären. Ich will nicht den Lauf der Welt verändern, ich will keine solchen Entscheidungen treffen. Ich will nur nicht mitansehen, wie...“ Er deutete hilflos auf die Toten um sich herum.

„Ich weiß“, würgte Chada hervor. „Aber wir dürfen es nicht ungeschehen machen. Du siehst, zu welchen Gedanken es führt.“

Thorn schwieg nur und sah gehetzt über die vielen Leichen hinweg.

„Letztlich spielt es keine Rolle“, sagte Eara. „Noch nicht. Unser erstes Ziel ist es, den Ewigen Rat aufzuhalten. Was danach geschieht, entscheiden wir dann.“

Chada nickte bedrückt. „Du hast recht. Lasst uns überlegen, wie wir jetzt weiter vorgehen.“

Drukil runzelte die Stirn. „Wollen wir nicht zu den Zwergen zurück?“

„In sechs Tagen sollten wir in Cavern sein“, bestätigte Thorn. „Aber es gefällt mir nicht, die Nebelinseln jetzt einfach im Stich zu lassen. Vielleicht greift der Ewige Rat gerade jetzt eine andere Nebelinsel an. Wir könnten helfen. Wir könnten ...“

„Herausfinden, was es mit dieser Geheimwaffe auf sich hat“, unterbrach Eara. „Das zumindest scheint mir ein realistisches Ziel zu sein. Doch dafür müssten wir wissen, wo die Schwarze Kogge als nächstes zuschlägt.“

Leander keuchte auf. „Sturmtal!“, hauchte er.

Chada erstarrte. „Woher weißt *du* das? Hattest du ... irgendeine Vision?“

„Nein!“, rief der Seher hastig. „Es ist nur ... der naheliegendste Schluss. Sturmtal ist von hier nicht weit entfernt, und die Taren wären auf diese Armee am schlechtesten vorbereitet.“

„Fragen wir doch Ken Dorr“, schlug Eara vor. „Was war der Plan des Ewigen Rates? Wie sollte es nach Klippenwacht weitergehen?“

Der Dieb schüttelte mit bedauernder Miene den Kopf. „Leider bin ich darin nicht eingeweiht. Ich sollte euch von Klippenwacht fernhalten, doch die Seefeste ist schneller gefallen als erwartet. Ich muss Leander jedoch widersprechen. Die Schwarze Kogge, das sind Piraten. Sie sind auf Beute aus. Hier konnten sie die Magischen Waffen rauben, aber was wollen sie in Sturmtal? Ein Dorf von Ziegenhaltern und Grasfressern, da gibt es nichts zu holen. Ich halte ein anderes Ziel für naheliegender: Silberhall! Ein Zwergenreich mit Kellern voller Reichtümer. Gefüllt mit Schätzen aus Silber und Perlmutter. Hort des wertvollsten Edelsteins der bekannten Welt. Wenn ich eine Armee hätte, wo sonst würde ich zuschlagen wollen?“ Ken Dorrs Augen nahmen einen verträumten Glanz an, ehe er sich räusperte und verlegen hinzufügte: „Rein hypothetisch, natürlich.“ Von Drukil erklang ein verächtliches Schnauben.

Leander schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Ken Dorr! Silberhall ist sogar schwerer einzunehmen als Klippenwacht. Es gibt nur einen einzigen Eingang, und Meerestrolche passen kaum durch die engen Gänge, von Arroganz ganz zu schweigen.“

Ken Dorr zog die Brauen hoch. „Nun, ich behaupte nicht, Callem so gut zu kennen, dass ich mit Sicherheit wüsste, welches sein nächstes Ziel ist.“ Leise lächelnd fügte er hinzu: „Doch wollt Ihr das von Euch behaupten, Leander? Das würde ... einige Fragen aufwerfen.“

Der Seher umklammerte seinen Stab und schwieg. In seinem Gesicht spiegelte sich hilfloser Zorn, den Chada an ihm so noch nie beobachtet hatte.

„Sicher, Silberhall ist ein ehrgeiziges Ziel“, gestand Ken Dorr nach einer Weile ein. „Keine andere Nebelinsel wäre so schwer zu brechen. Doch wir sollten bedenken, dass das genau die Taktik ist, die der Ewige Rat bisher befolgt hat. Die Rietburg wird belagert, obwohl der Großteil Andors schutzlos daliegt. Klippenwacht wurde zerstört, obgleich in Werftheim mehr ungeschützte Menschen auf engerem Raum leben. Der Schwarze Herold beseitigt alle, die sich ihm widersetzen könnten. Die einfachen Ziele hebt er sich auf. Soweit meine Gedanken.“

„Das stimmt“, meinte Thorn. Er atmete tief durch und schloss die Augen. Chada konnte sehen, wie er sich bemühte, den Gestank von Blut und das Kreischen der Möwen auszublenden, um sich auf die Aufgabe zu konzentrieren, die vor ihnen lag. „Ich denke, Silberhall ist das nächste Ziel.“

„Wir sollten nach Sturmtal“, meinte Leander erstickt. „Und den Taren raten, ihre Heimat zu evakuieren, und sich an einen Ort zu flüchten, der besser verteidigt werden kann. Wenn wir jetzt abstimmen, dann ist das mein Votum.“

„Warum?“, fragte Chada. Sie verstand Leander nicht. Es passte überhaupt nicht zu ihm, so auf seiner Meinung zu beharren, ohne wenigstens gute Gründe anführen zu können. Doch er senkte nur den Kopf, bis sein Gesicht unter der Kapuze nicht mehr zu sehen war. Chada seufzte. „In diesem Fall bin ich ebenfalls für Silberhall.“

„Was Ken Dorr sagt ist plausibel“, ergänzte Eara. „Die präsentierten Argumente sprechen insgesamt für Silberhall.“ Sie blickte Leander lange an. „Doch vielleicht sind die Argumente, die uns präsentiert wurden, nicht die einzigen, die wir in Betracht zu ziehen haben. Ich stimme für Sturmtal.“

Leander hob erstaunt den Kopf. Ein dünnes Lächeln huschte über seine Lippen.

Drukil räusperte sich. „Dann hängt es an mir.“ Er warf Ken Dorr einen kalten Blick zu und Chada zuckte resigniert mit den Schultern. Drukils Meinung war in dem Moment entschieden gewiesen, in dem Ken Dorr die seine verkündet hatte.

Der Hautwandler schnaubte und sagte leise: „Ich verstehe es bis heute nicht. Was ist an einer Höhle voller Silber so toll? Aber wenn der eine Dieb sie haben will, dann wohl auch der andere. Ich glaube, Ken Dorr ... hat recht.“

Chada war ebenso überrascht, wie Ken Dorr aussah. Er blinzelte mehrfach und versuchte sich an einem vorsichtigen Lächeln, das wirkungslos an Drukils finsterer Miene abprallte.

„Dann ist es entschieden“, erklärte Eara ohne ein Anzeichen von Bedauern. „Es geht nach Silberhall.“

„Warte!“, rief Thorn. „Was machen wir mit den ... den Leichen? Wir können sie nicht den Möwen überlassen!“

„Doch?“, schlug Eara vor. „Die Vögel freuen sich, und wir sparen Zeit und Mühe. Glaube nicht, dass ich meine Kraft darauf verschwende, totes Fleisch zu vergraben.“

Zorn regte sich in Chada. „Eara! Wir reden von einem alten Freund und unschuldigen Menschen.“

„Vor allem reden wir von toten Menschen. Menschen, denen es egal sein kann, was wir mit ihnen machen. Hör zu, selbst wenn es unter anderen Umständen den Aufwand wert wäre, jetzt können wir uns das nicht leisten. Die Schwarze Kogge hat nur wenige Stunden Vorsprung, jeder Herzschlag, den wir warten, könnte zählen. Und wie willst du bitte auf einem Felsblock wie diesem fünfhundert Menschen begraben?“

Ohne auf eine Antwort zu warten machte Eara sich auf den Rückweg. Nach kurzem Zögern folgten Leander, Ken Dorr und Drukil. Nur Chada und Thorn blieben zurück.

„Wir könnten sie zumindest verbrennen...“, murmelte Chada.

Thorn ergriff ihre Hand. „Dann wäre jede Chance, sie zurückzuholen, dahin.“

Chada ertrug die Hoffnung in seinem Blick nicht. „Du hast diese Möglichkeit immer noch nicht aufgegeben?“, flüsterte sie.

„Aufgeben liegt mir nicht“, erwiderte er bitter. „Und dir eigentlich auch nicht.“ Er ließ sie los und kniete sich neben Stinners Leichnam. „Ich kann dich nicht begraben. Doch ich werde mehr für dich tun, alter Freund“, sagte er heiser. Chada wandte sich ab. Und tat so, als hätte sie nicht bemerkt, wie Thorn eines von Stinners blutverklebten schwarzen Haaren abzupfte und in seine Tasche gleiten ließ.



M – Silberhall

Sonnenhoch, 21. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See östlich Silberlands, Hadrishes Meer

Thorn spürte ein flaues Gefühl in sich aufsteigen, als er einen ersten Blick auf die Bronzeküste werfen konnte. Der Anleger war zerstört, die massiven Balken des Stegs in Stücke gerissen, und eine Spur aus aufgewühltem Schnee und Erdreich zog sich nach Westen ins Landesinnere. In Richtung von Silberhall.

Es gehörte sich nicht für einen Krieger, Angst zu haben, doch er konnte sich nicht dagegen wehren. Die Erinnerungen an Klippenwacht ließen sich nicht so einfach loswerden. Der blutgetränkte Boden. Die unzähligen Toten, zwischen denen die Möwen flatterten. Die Ruinen, über denen der Gestank von Tod und das Kreischen der Möwen hingen. Würde sie das alles auch in Silberhall erwarten?

„Nein!“, hauchte eine Stimme neben Thorn. Chada war zu ihm an den Bug getreten und starrte die eindeutigen Anzeichen dafür an, dass der Ewige Rat bereits vor ihnen hier angekommen war. „Nicht schon wieder!“

Besorgt betrachtete Thorn die dunklen Ringe unter ihren grünen Augen. Sie waren gegen widrige Winde zwei ganze Tage und Nächte durchgesegelt, waren nur langsamer geworden, wenn nachts Wolken vor den noch mehr als halbvollen Mond gezogen waren und sie riskiert hätten, bei einer der Klippen des Hadrishes Meeres auf Grund zu laufen. Doch Thorn wusste, dass nicht die entkräftende Reise hierher für Chadas Erschöpfung verantwortlich war. Auch er selbst hatte es sogar in den Stunden, in denen die anderen für das Schiff verantwortlich waren, nicht gewagt, die Augen zu schließen, aus Furcht vor dem, was ihn erwarten mochte, wenn er sich dem Schlaf nicht länger verweigerte. Leichen, die im Hafenbecken trieben. Das von Möwen zerstörte Gesicht Stinners.

„Noch sind wir vielleicht nicht zu spät“, sagte Thorn rau.

Chada nickte langsam und riss ihren Blick von der Bronzeküste los. „Nein. Das sind wir nicht.“ Sorgen gruben Falten in ihr Gesicht. Doch in ihren Augen funkelte nur Entschlossenheit. „Das dürfen wir nicht sein!“

Sie vertäuten die *Aldebaran II* an den Überresten des Steges. Da sie niemanden an Bord zurücklassen wollten und nicht wussten, ob noch Kreaturen oder Schlimmeres in der Nähe waren, nahmen sie neben ihren Waffen alles mit, was dem Ewigen Rat nicht in die Hände fallen sollte. Chada trug die kleine, bläulich schimmernde Metalltruhe, die Kenvilar ihnen als letztes Mittel gegen Varkur geschenkt hatte. Drukil war die tote Frucht anvertraut, das junge Herz der Geburt. Leander schleppte die Steintafel, auf der Themauros seine Botschaft vom mysteriösen dritten Herzen eingekerbt hatte, sowie den Lavastein in Form eines

verschlungenen Bandes, sein Abschiedsgeschenk aus Danwar. Einzig Ken Dorr, der seine Sachen sonst wie seinen Augapfel hütete, begnügte sich mit einem Trinkschlauch. Thorn selbst steckte nur ihr letztes verbliebenes Gold und das Haar von Stinner in den Beutel an seinem Gürtel.

So schnell sie konnten brachen sie auf. Sie schwiegen und sparten sich ihren Atem, um möglichst schnell voranzukommen. Die Mauerberge rückten quälend langsam näher. Nach dem zweiten Teil einer Stunde blieb Drukil, der vorne lief, plötzlich stehen. Eilig schloss Thorn auf, die anderen folgten.

„Sie sind wieder zurückgekommen“, meinte Drukil wütend und Thorn betrachtete die breiten Furchen im Boden, die wahrscheinlich von Arrogs hinterlassen worden waren. Sie teilten sich, führten sowohl zur Mine nach Westen als auch nach Süden. „Die alte Spur ist schon zum Teil eingeschnitten. Die neue noch nicht.“

Thorn wischte sich etwas Schweiß von der Stirn, der sich dort trotz der Kälte gesammelt hatte, und ließ seinen Blick nach Westen wandern. Er sah deutlich die gegabelte Spitze des Silberbergs, an dessen Fuß der Eingang zu Silberhall lag, doch mehr konnte er nicht erkennen. Sie hatten erst den halben Weg zurückgelegt.

„Der Ewige Rat hat bisher noch keine Belagerung vorzeitig abgebrochen“, meinte Leander düster.

„Vielleicht sollten wir lieber den frischen Spuren folgen“, schlug Eara vor. „Dort werden wir mehr über die Geheimwaffe des Ewigen Rates herausfinden können als in einer zerstörten Mine.“

Thorn zuckte zusammen. Eine zerstörte Mine? War das alles, was noch von Silberhall übrig war? War der Ewige Rat ihnen schon wieder zuvorgekommen? Würden sie nur eingestürzte Stollen, geplünderte Keller und die Leichen von Zwergen erwarten, wenn sie ihren Weg fortsetzten?

„Es muss nicht so sein!“, erwiderte Chada fest. „Wir sind bis hier gesegelt, jetzt lasst uns noch bis Silberhall gehen.“ So leise, dass außer Thorn und vielleicht Leander wohl niemand es verstehen konnte, fügte sie hinzu: „Und beten, dass Klippenwacht sich nicht wiederholt.“

„Worauf warten wir dann noch?“, fragte Ken Dorr müde.

Früher Nachmittag, 21. Wintertag 77 A.Z.

Eingangshalle im Kupferbezirk, Silberhall

Der Eingang nach Silberhall war mehr als acht Schritt breit, doch das massive steinerne Tor war geschlossen worden, um die Kreaturen aufzuhalten. Nicht sonderlich erfolgreich, einer der Torflügel war mit brachialer Gewalt zertrümmert worden. Thorn konnte sich keinen Rammbock vorstellen, der dazu imstande wäre. Dann jedoch dachte er an die Furchen im Boden und stellte sich einen Arrog vor, der auf das Tor einschlug mit seinen riesigen, zerfurchten Pranken, von denen bis heute niemand wusste, ob sie aus Horn oder Fels bestanden. Wie viele Schläge er wohl gebraucht hatte?

Thorn stieg direkt nach Eara durch das Loch und sah sich angespannt in der Eingangshalle um. Die Fackeln waren gelöscht, die silbernen Reliefs an den Wänden zerschlagen. Doch er konnte keine toten Silberzwerge im Zwielflicht erspähen, nur vereinzelt einen erschlagenen Nerax. Langsam schritt er über den glattpolierten Steinboden der Eingangshalle weiter ins Innere der Mine. Blutlachen glänzten zu seinen Füßen, in denen rotes und schwarzes Blut sich zu dunklen Schlieren vereinigte. Am meisten Hoffnung

machten ihm die hölzernen Barrikaden, die zumindest einen Teil der Wege blockierten und die allesamt noch intakt aussahen. Hinter einigen von ihnen meinte er hastige Bewegungen ausmachen zu können. Dann erklang eine raue Stimme und ihm wurde schwindelig vor Erleichterung. „*Arratoc!* Keinen Schritt weiter! Wer ist da?“

„Ich bin Prinzessin Chada von Andor, bei mir sind Helden von Andor. Wir sind so schnell wie möglich ...“

Weiter kam Chada nicht, denn ein ohrenbetäubendes Dröhnen erklang, das jeden anderen Ton verschluckte und die Wände vibrieren ließ. Erst als es verstummte hörte Thorn den Trupp Silberzwerge, der aus einem der Eingänge im Gleichschritt in ihre Richtung rannte. Eine Stimme brüllte etwas auf zwergisch und Thorn meinte, Angst darin zu hören. Aus dem Augenwinkel sah Thorn, wie Leander sich versteifte. Doch er hatte nur Augen für Chada, die sich verwirrt zu ihm umdrehte. Kurz trafen sich ihre Blicke, dann schrie sie überrascht auf und knickte ein. Im nächsten Moment fühlte er einen brennenden Streifen an seiner Wange.

Sofort hechtete Thorn nach vorne, griff Chada an der Hand und zog sie zurück. Aus den verbarrikadierten Seitengängen vernahm er ein dumpfes Sirren und etwas bohrte sich in den toten Nerax direkt neben ihm. Thorn verschwendete keine Zeit mit einem Blick zurück, er zog Chada hoch und hastete weiter. Er merkte, dass sie humpelte, aber er konnte nicht zu langsam werden, die stampfenden Schritte waren schon viel zu nahe. Verzweifelt betrachtete Thorn das zerstörte Tor. Nicht so nahe, wie er es sich wünschen würde, ohne jede Deckung, und je näher sie dem Eingang kämen, desto besser wären sie für die Zwerge mit ihren merkwürdigen Fernwaffen zu sehen.

„Hier entlang!“, rief eine hohe Stimme. Thorn sah Ken Dorr in einem der Seitengänge verschwinden, den die Zwerge nicht abgeriegelt hatten, und lief ohne Zögern hinterher. Chada klammerte sich an seine Schulter.

Kurz meinte Thorn, sie wären in eine Sackgasse gelaufen. Nur ein kleiner verwüsteter Raum erwartete sie, mit zerrissenen Pergamenten und einer erloschenen Fackel auf dem Boden, in dem fast kein Platz mehr war, nachdem auch Drukil, Leander und Eara zu ihnen gestoßen waren. Ken Dorr machte irgendetwas an der Rückwand und eine kleine Tür schwang auf. Dahinter lag ein rechteckiger Gang, der selbst für einen Zwerg eng gewesen wäre. Thorn zog sein Schwert und wartete, bis die anderen sich auf allen Vieren hineingequetscht hatten. Der Trupp Silberzwerge erschien am Eingang der Kammer. Der Vorderste, ein Zwerg mit feuerrotem Bart und einer farblich dazu passenden Narbe auf der Stirn, schrie erzürnt, aber war noch zu weit weg, um zu verhindern, dass zuletzt auch Thorn sein Schwert zurücksteckte und sich in den Gang zwängte. Seine Schultern schrammten schmerzhaft über eine Kante, dann war er drinnen, warf die Tür zu und presste seine Füße dagegen. Dunkelheit umfing ihn.

„Weiter! Das wird sie nicht lange aufhalten!“, rief Ken Dorr irgendwo weiter vorne ungeduldig.

Fluchend tastete Thorn sich weiter. Seine Schultern waren zu breit, er musste sie schräg halten, und sein Rücken streifte unangenehm über die Decke, während er keuchend auf Knien und Händen weiterrutschte. Hinter ihm öffnete sich vernehmlich die kleine Tür und er hörte wieder die Stimmen der Silberzwerge. Metall kreischte über Stein, wahrscheinlich pressten sich die Zwerge in ihren Rüstungen hinterher. Dann sah Thorn vor sich Licht und krabbelte in eine Kammer, kaum größer als die, aus der sie aufgebrochen waren, zumal ein halbes Dutzend Fässer herumstand.

Kaum war er aus der Öffnung gefallen, warf Drukil eine unscheinbare Tür zu und lehnte sich mit der Schulter dagegen. Thorn richtete sich stöhnend auf und schob zusammen mit Ken Dorr drei der Fässer vor die Geheimtür. Auf der anderen Seite rüttelte etwas, aber selbst nachdem Drukil einen Schritt zurück gemacht hatte, bewegten sich die Fässer nicht.

Erschöpft ließ Thorn sich zu Boden sinken. Überall an Schultern und Rücken brannten Schürfwunden. „Was zum Chaos ist gerade passiert?“, fragte er fassungslos in die Runde.

„Sie haben uns angegriffen. Auf uns geschossen“, stammelte Chada. Ihr Gesicht war blass und mit Schaudern bemerkte Thorn den Pfeil, der so tief in ihrem Unterschenkel steckte, dass die Spitze eigentlich auf der anderen Seite hätte heraussehen müssen. Etwas Blut lief ihr Bein hinab, aber noch verstopfte der Pfeil die Wunde. „Haben sie nicht verstanden, wer wir sind?“, flüsterte sie zitternd.

„Das haben sie“, erwiderte Leander nachdenklich. „*Die Helden! Lasst sie nicht entkommen!* Das haben sie gerufen. Und immer wieder: *Sie sind zurück!*“

Ratloses Schweigen machte sich breit, nur unterbrochen von ihren abgehackten Atemzügen. Eara beugte sich über Chadas Bein, griff mit ihrer Hand aus Schatten nach dem Pfeil und riss ihn mitleidlos heraus. Chada schrie spitz und Blut floss aus der Wunde, aber die Dunkle Magierin legte die unheimliche Hand auf die Verletzung, ein sanftes Licht flackerte auf der Spitze ihres Stabes und die Haut schloss sich. In Chadas Gesicht kehrte etwas Farbe zurück.

„Seit wann benutzen Zwerge Bögen? Wozu braucht man die überhaupt in irgendwelchen Stollen?“, überlegte Eara und beinahe wäre Thorn die Erschöpfung in ihrer Stimme entgangen.

„Keine Bögen“, antwortete Ken Dorr schwach und hob das Geschoss hoch, das Chada getroffen hatte. Es war kürzer als ein Pfeil, erkannte Thorn. Ein Bolzen.

„Das waren Arcuballisten“, erläuterte Ken Dorr. „Ebenfalls keine typische Zwergenwaffen, aber in Werftheim sind sie gebräuchlich. Vielleicht haben die Silberzwerge sie von dort gekauft oder abgeschaut.“

Er schüttelte den Kopf. „Jetzt, wo wir alle wieder laufen können, müssen wir weiter.“

„Weiter wohin?“, fragte Thorn unwirsch.

Ken Dorr sah ihn unbewegt an. „Egal erstmal. Hauptsache weg von hier! Die Silberzwerge wissen bestimmt, wo der Gang hinführt, durch den wir entkommen sind.“

Thorn verfluchte in Gedanken den Dieb, weil er recht hatte, obwohl der Boden gerade so bequem war. Mühsam rappelte er sich auf und half Chada auf die Beine. Erschöpft liefen sie weiter.

Später Nachmittag, 21. Wintertag 77 A.Z.

Nebengänge im Kupferbezirk, Silberhall

Ken Dorr führte sie zielstrebig durch die schmalen Gänge Silberhalls. Nach links, zweimal nach rechts, eine steile Treppe hinab. Als Leander mitteilte, dass er von vorne Schritte hören konnte, wandte Ken Dorr sich ohne zu zögern zu einer Statue in einer Seitennische, betätigte irgendeinen Mechanismus an ihrem Sockel und scheuchte sie in einen Gang, der sich überraschend öffnete. Auf der anderen Seite führte er sie durch ein paar Gänge, zu deren Seiten sich viele kleine Türen auftaten, die nach Wohnungstüren aussahen. „Was, wenn jemand nach draußen kommt und uns sieht?“, fragte Thorn keuchend.

Ken Dorr drehte sich nicht um. „Habt Ihr das Alarmhorn gehört? Kein Zivilist wird zur Zeit freiwillig aus der Tür treten.“

Das Alarmhorn. Thorn dachte an das Dröhnen, von dem der Boden gezittert hatte. Wie sollte irgendjemand ein Horn solcher Lautstärke blasen können?

Ken Dorr führte sie bald wieder in verlassenere Regionen, öffnete an einer Wand einen Durchgang, den Thorn in hundert Jahren nicht gefunden hätte, und führte sie zu einer Kreuzung, bewacht nur von einer tiefschwarzen Zwergenstatue mit grimmiger Miene und versilberter Spitzhacke. Dort betrat er eine kleine Seitenhöhle und schloss vorsichtig die Tür hinter ihnen. Eara erleuchtete mit ihrem Stab die Kammer und Ken Dorr ließ sich auf eine Kiste fallen. „Hier sollte uns vorerst niemand finden.“

Sie ließen sich ein paar Herzschläge, um zu Atem zu kommen. „Wie geht’s jetzt weiter?“, fragte Drukil schließlich.

Thorn schüttelte den Kopf. „Ich will wissen, warum sie uns angegriffen haben. Wenn sie uns erkannt haben ... Ich verstehe es nicht. Wir sind mit den Silberzwergen gut befreundet, sie haben uns sogar ihren kostbaren Sturmschild geschenkt.“ Ein beängstigender Gedanke zuckte ihm durch den Kopf. „Könnte es sein, dass sie unter einem Zauberbann stehen? Die Schwarze Kogge, da sind Hexer und Druiden dabei!“

„Ich glaube nicht, dass irgendjemand imstande wäre, seinen Willen einem ganzen Volk zugleich aufzuzwingen“, entgegnete Eara. „Aber vielleicht reicht es, den Fürsten zu kontrollieren? Wenn der Ewige Rat irgendwie Fürst Grom steuern kann, dann ...“

„Hätten die Zwerge längst Verdacht geschöpft, wenn er aus heiterem Himmel befiehlt, uns anzugreifen“, meinte Chada. Sie zögerte. „Ihr glaubt nicht, dass die Silberzwerge dem Ewigen Rat freiwillig helfen, oder?“

Thorn runzelte die Stirn. „Weshalb sollten sie?“

„Weil eine Armee in ihre Hallen eingedrungen ist und droht, das ganze Volk zu ermorden?“, schlug Leander leise vor. „Der Ewige Rat hat noch keine Belagerung vorzeitig abgebrochen. Aber wenn die Silberzwerge kapituliert haben ...“ Er schüttelte schwach den Kopf. „Doch es erscheint mir zumindest merkwürdig, dass sie so schnell aufgegeben haben sollen. Am besten wäre es, wenn wir mit Fürst Grom sprechen könnten, aber ich wüsste nicht, wie das möglich sein soll.“

„Ich schon“, lächelte Ken Dorr. Er winkte sie wieder nach draußen auf die Kreuzung, stellte sich vor die schwarze Zwergenstatue und blickte nach links in einen hohen Gang mit silbernen Verzierungen an den Wänden. „Nach dort geht der Weg zum Thronsaal, aber da brauchen wir es nicht erst zu versuchen. Wenn die Silberzwerge unsere Feinde sind oder sich dafür halten, werden sie diesen Weg am besten beschützen.“

Er deutete in die andere Richtung eine breite Treppe hinab. „Dort entlang geht es in die Schillernde Grotte, wo die Silberzwerge ihre Schätze aufbewahren. Mit Sicherheit ebenfalls bewacht, aber sie werden nicht vermuten, dass dort unser erstes Ziel liegt. Doch es gibt eine versteckte Verbindung von der Schatzkammer direkt in den Thronsaal. So könnten wir zum Fürsten gelangen, ohne dass sie uns erwarten.“

„Das klingt gut“, sagte Leander anerkennend. „Aber dürfte ich erfahren, weshalb du dich in Silberhall so verdächtig gut auskennst?“

„Wollt Ihr Euch lange Geschichten anhören, oder wollt Ihr zu Fürst Grom?“, zischte Ken Dorr verärgert. Ohne ein weiteres Wort eilte er die Treppe hinab. Thorn wechselte einen schnellen Blick mit Chada, dann folgten sie ihm.

Später Nachmittag, 21. Wintertag 77 A.Z.

Schillernde Grotte im Silberbezirk, Silberhall

Einmal noch mussten sie einem patrouillierenden Trupp Silberzwerge ausweichen, indem sie Ken Dorr durch einen versteckten Seitengang folgten, dann erreichten sie einen großen Raum mit einer runden Feuerschale an der Decke. Zwei Dutzend gut gerüstete Silberzwerge bewachten ein großes geschlossenes Metalltor, das entweder aus massivem Silber bestand oder – da dieses Tor der Verteidigung diente, war das wahrscheinlicher – zumindest damit überzogen war. In der Mitte entdeckte Thorn auch den Zwerg mit dem roten Bart und der Narbe von vorhin, er besprach leise etwas mit einem schwarzhaarigen Silberzwerg, der eine der verhassten Arcuballisten trug. Hastig presste Thorn sich an die Wand. Noch waren sie nicht bemerkt worden.

„So etwas war zu befürchten“, flüsterte Ken Dorr. „Wir müssen sie irgendwie loswerden. Und ich werde mindestens den fünften Teil einer Stunde brauchen, um dieses Tor aufzubekommen.“

„Wenn ich los sage, rennt ihr los“, verkündete Eara ruhig.

Thorn blinzelte. „Was hast du ...“

„Los!“ Ein jäher Windstoß löschte alle Fackeln in ihrem Gang und die große Feuerschale vor dem Silbertor. Sofort waren die Zwerge vor dem Tor in Aufruhr, einer rief etwas, dann ertönte der helle Klang eines Horns. Thorn rannte blind in die Richtung, in der er das Tor vermutete und dachte sich ein paar Beleidigungen für Eara aus.

Plötzlich knallte es so laut, dass seine Ohren klingelten. Der Raum erbebt und ein gleißendes Licht erstrahlte vor ihm. Nur langsam erkannte Thorn das gewaltsam ein Stück aufgedrückte Metalltor, aus dem Spalt drang silbriges Licht hervor, und davor die geschockten Zwerge. Diejenigen, die sich in direkter Nähe des Tors aufgehalten hatten, waren zu Boden geworfen worden und Thorn konnte sie einfach überspringen. Er hastete durch das verbogene Tor. Seine Schulter streifte glühend heißes Metall und er musste einen Schmerzenslaut unterdrücken. Dann war er durch.

Drukil und Chada waren noch schneller gewesen, Leander ließ sich von Ken Dorr durch die Öffnung ziehen. Thorn konnte noch einen kurzen Blick auf die erzürnten Zwerge werfen, dann fiel das Tor mit einem grauenhaften Kreischen wie von selbst zu. Es war so verbogen, dass es eine tiefe Kerbe im Boden hinterließ, aber überraschenderweise schloss es lückenlos.

Schwer atmend drehte Thorn sich um und bemerkte erst jetzt die überwältigende Höhle vor sich. Ein gigantischer Saal erstreckte sich vor ihm, voll von hohen Regalen, zwischen denen breite Gänge weiterführten. Die Schillernde Grotte trug ihren Namen zurecht. Die gesamte Decke glänzte silbern und verteilte das Licht der Fackeln zwischen den Regalreihen. Wände erblickte Thorn nicht und er fragte sich schon, wie das Gewölbe ohne jede Säule gestützt werden konnte, dann begriff er, dass auch die Wände mit Silber überzogen waren und die Regale verzerrt reflektierten, sodass die Schillernde Grotte sich scheinbar grenzenlos in alle Richtungen ausbreitete.

„Wo ist Eara?“, fragte Chada erschöpft. Thorn schreckte zusammen, drehte sich um und betrachtete müde das geschlossene Tor. Er schluckte. „Sie kann auf sich aufpassen“, murmelte er. Doch Eara war schon nach Chadass Heilung erschöpft gewesen, und Thorn befürchtete, dass das aufgesprengte Tor sie viel Kraft gekostet hatte. Warum war sie ihnen

nicht gefolgt? Er schob den Gedanken an eine ohnmächtige Magierin mitten im Gang beiseite. Sie hatte zumindest das Tor hinter ihnen zufallen lassen, also war sie noch wach.

Ken Dorr stakste an ihm vorbei und breitete die Arme aus. „All diese Reichtümer! Die Schätze der Silberzwerge! Ich bin tatsächlich hier!“, lachte er. Er ging zum nächsten Regal und strich über einen Silberbarren.

„Ken Dorr!“, zischte Chada. „Wage es ja nicht!“

Der Dieb schüttelte traurig den Kopf und ließ die Hand sinken. Er setzte an etwas zu sagen, doch da kreischte die Tür wieder. Thorn fuhr rechtzeitig herum, um zu sehen, wie ein Ruck durch einen der Türflügel ging und er sich ein kleines Stück aufschob. „Eara?“ fragte er hoffnungsvoll. Wie zur Antwort öffnete sich die Tür noch ein bisschen weiter und Rufe auf zwergisch erschollen, gefolgt von einem vielstimmigen Ächzen und einem weiteren Ruck.

„Ken Dorr!“, rief Thorn eilig. „Wohin müssen wir als nächstes?“

Wortlos rannte der Dieb los, zwischen den Regalen hindurch, und die anderen folgten ihm. Aus den Augenwinkeln registrierte Thorn zu beiden Seiten sorgsam aufgestapelte Silberbarren. Ken Dorr erreichte das Ende der ersten Regalreihe und wandte sich nach links. Von hinten vernahm Thorn ein weiteres Kreischen und triumphierende Schreie. Zweifelsohne hatten die Zwerge das Tor weit genug geöffnet. Er drehte sich nicht um und wandte sich ebenfalls nach links.

Sie eilten an gut einem halben Dutzend Regalen vorbei, dann bemerkte Thorn plötzlich von vorne Gestalten, die ihnen entgegenkamen. Er wurde langsamer und griff nach seinem Schwert, dann erst erkannte er, dass es sich bloß um ihre eigenen verzerrten Spiegelbilder in der Silberwand handelte.

Ken Dorr bog erst vor dem letzten Regal direkt an der Wand nach rechts ab. Thorns Beine brannten inzwischen vor Erschöpfung, seine Kehle war staubtrocken. Er hatte schon seit Stunden nichts mehr getrunken. Während er ebenfalls abbog und wieder zwischen Regalen voller Silberbarren hindurcheilte, stellte er sich vor, nicht ein Zwergenfürst, sondern ein frischer Brunnen sei sein Ziel. Er hatte schon immer viel getrunken, Chada hatte oft gescherzt, er könne einen ganzen Brunnen alleine leersaufen. Jetzt fühlte er sich, als könnte er das tatsächlich.

Auf den nächsten Regalen lagen nicht mehr Silberbarren, sondern Perlen aufgereiht, glitzernd wie Tautropfen. Auch sie zogen vorbei, und dann hatten sie die Regale hinter sich gelassen. Ken Dorr starrte stirnrunzelnd auf eine Tür mit Einlegearbeiten aus Perlmutt und einem kompliziert aussehenden Schloss und zog von irgendwo einen silbernen Gegenstand hervor. „Das ist ein Casamatuc!“, keuchte Thorn. „Woher ...“

„Verschafft mir Zeit!“, zischte Ken Dorr und trat an die Tür. Thorn drehte sich um und bemerkte erschrocken, dass die Silberzwerge soeben zwischen der letzten Regalreihe auftauchten. Der hartnäckige Zwerg mit dem roten Bart hob im Laufen grimmig seine Axt. Thorn griff nach dem Beutel an seinem Gürtel. Stinners Haar und ihre letzten Goldstücke, sonst nichts. Ob die Silberzwerge sich bestechen ließen? Fast hätte er aufgelacht, so absurd war der Gedanke. Sie standen in einem riesigen Keller voller Reichtümer und er wollte seine Verfolger mit ein paar kümmerlichen Münzen aufhalten?

Chada hatte ihren Bogen vom Rücken genommen und hielt einen Pfeil in der Hand, aber wollte offensichtlich nicht auf die Silberzwerge schießen. Leander stützte sich schwer keuchend auf seinen Stab und tat ansonsten nichts. Drukil stand breitbeinig vor dem Gang zwischen den Regalen und erschauerte. „Ich war hier schonmal“, flüsterte er. Langsam

legte er den Kopf in den Nacken. „Ich habe das schon erlebt. Der Schwarze Stein...“ Er schüttelte sich. „Ich weiß, wie wir sie aufhalten können.“ Er ging steif zum Regal an der Wand und begann an den Brettern zu rütteln. Thorn zögerte und stellte sich dazu. Er wusste nicht, was Drukil sich erhoffte, aber gemeinsam gelang es ihnen tatsächlich, das Regal zum Wanken zu bringen.

Die Zwerge hatten bereits den dritten Teil des Weges zurückgelegt, als das Regal sich ein Stück nach innen neigte. Aus den obersten Fächern rollten vereinzelte Perlen herab und klackerten auf dem Boden. Erst als einer der Zwerge darauftrat und fluchend zu Boden ging, begriff Thorn den Plan Drukils. Mit aller Kraft zog er wieder am Regal und es kippte erneut, ein klein wenig weiter diesmal. Perlen rollten herab, einige Silberzwerge ohne Helm hoben schützend die Arme über den Kopf. Manche stolpten. Ganz vorne lief noch immer der rotbärtige Zwerg, direkt am Regal, wohin die Perlen aus den oberen Fächern nicht fielen.

Chada gesellte sich zu ihnen und zog mit. Das Regal knirschte und kippte, bis es genau auf der Kante stand. Aus den vereinzelt Perlen wurden ganze Ströme. Die Tautropfen wurden zu einem dichten Regen aus Perlmutter. Noch mehr Zwerge stürzten; der Anblick der über den Boden rollenden Zwerge hätte ihn in einer anderen Situation auflachen lassen.

Plötzlich neigte sich das Regal noch weiter, nahm an Schwung auf. Sofort hörte Thorn auf zu ziehen und drückte stattdessen dagegen, doch zu spät – das Unglück war nicht mehr aufzuhalten. Ein dunkler Schatten senkte sich auf die Silberzwerge, als das Regal das Licht der silbernen Decke blockierte. Die meisten Silberzwerge hielten entsetzt inne, die ersten rannten geistesgegenwärtig zurück, stürzten, wenn sie ihre Stiefel auf die Perlen setzten, wurden von ihren Kameraden auf die Beine gezogen. Nur der Zwerg mit dem feuerroten Bart und der Narbe auf der Stirn hatte bereits die Hälfte des Weges überschritten. Unbeirrt rannte er weiter.

Das Regal kippte endgültig. Thorn musste zurückspringen, ein lauter Knall ertönte, als die obere Kante des Regals an die nächste Regalreihe stieß und auch sie ins Wanken brachte. Die letzten Perlen prasselten laut zu Boden. Die meisten Zwerge hatten sich aus dem Schatten des Regals gerettet, aber vorne lief noch immer der rotbärtige Zwerg, jetzt nur noch zehn Schritt vom Ausgang entfernt. Noch acht. Noch sechs.

Dann fuchtelte er plötzlich mit den Armen, Perlen rollten unter ihm davon, als er zu Boden ging. Thorn konnte noch einen letzten Blick auf sein grimmiges Gesicht werfen, dann donnert das Regal endgültig zu Boden, begrub das Meer aus Perlen und den Zwerg unter sich.

Thorn wich zurück. Mit einem lauten Schlag fiel auch das zweite Regal und schubste das dritte. Das Schlagen von Holz auf Stein und das tosende Prasseln tausender Perlen donnerte noch lange durch die Schillernde Grotte. Dann wurde es still. Totenstill.

Ken Dorr stellte sich neben Thorn und ließ seinen Blick über die umgeworfenen Regale wandern. „Nicht schlecht. Das wird sie eine Weile aufhalten“, meinte er anerkennend.

„Ich habe das nicht gewollt“, stieß Thorn wütend hervor. „Mindestens einer von ihnen ist gestorben!“

Ken Dorr lächelte stumm. Gleichgültigkeit lag in seinen grauen Augen und er deutete einladend auf die geöffnete Tür.

Auf der anderen Seite der Verwüstung schrie einer der Silberzwerge wütend. Eine Arcuballiste wurde abgefeuert, aber der Bolzen verfehlte sie deutlich. Dennoch betrat Thorn eilig den dunklen Gang, der sich hinter der von Ken Dorr geöffneten Tür auftat.

Der Dieb ging direkt hinter ihm, plötzlich hörte Thorn einen leisen Fluch und bekam einen Stoß. Er taumelte nach vorne und stieß schmerzhaft mit dem Ellenbogen an einen Hebel in der Wand.

Ein lautes Rasseln erscholl und dann ein Knall. Erschrocken fuhr Thorn herum. Ein Fallgitter hatte sich aus der Decke gesenkt und versperrte Chada, Leander und Drukil den Weg zu ihnen.

„Was sollte das, Thorn?“, fragte Ken Dorr ungehalten. „Haltet Ihr es für klug, einfach an irgendwelchen Hebeln zu ziehen?“

Die Dreistigkeit verschlug Thorn zuerst den Atem. „Wie bitte?“, fuhr er Ken Dorr an. „Glaubst du etwa, ich habe ihn absichtlich gezogen? Wenn du mich nicht geschubst hättest ...“

„Glaubt Ihr etwa, ich bin absichtlich gestolpert?“, gab der Dieb beleidigt zurück.

„Kein Streit!“, verlangte Leander von der anderen Seite des Fallgitters und Thorn schluckte seine bissige Antwort herunter.

„Wie öffnen wir den Weg wieder?“, fragte Drukil ungeduldig und rüttelte probenhalber an den armdicken Metallstäben.

„Keine Chance“, meinte Ken Dorr resigniert. „Das ist die letzte Verteidigungslinie, kein Feind sollte hier so einfach durch. Von unserer Seite sollte es hoffentlich möglich sein, das Gitter wieder zu heben.“

Das *hoffentlich* gefiel Thorn gar nicht. Er zog den Hebel wieder nach oben, doch wie befürchtet tat sich nichts.

„Beeilt euch“, bat Chada ernst. „Wir haben unsere Verfolger aufgehalten, aber sie werden bald hier sein. Und ich will nicht, dass ... noch jemand stirbt.“

Thorn nickte stumm. Zusammen mit Ken Dorr eilte er den Gang entlang. An den Wänden waren prächtige Reliefs aus Silber, in die kunstvoll Edelsteine und Perlen eingearbeitet waren. Dazwischen spendeten schillernde Scheiben aus Perlmutter ein kaltes Licht. Doch nichts, was im Entferntesten wie eine Möglichkeit aussah, das verfluchte Fallgitter loszuwerden.

Vor ihnen spaltete der Weg sich auf. „Wo lang?“, fragte Thorn.

Zum ersten Mal schien Ken Dorr sich unsicher, welchen Weg sie nehmen sollten. „Ihr nach links, ich nach rechts“, schlug er nach einer kurzen Pause vor. „Haltet Ausschau nach Seilwinden, Hebeln oder ...“

„Danke, ich weiß Bescheid!“, grummelte Thorn und folgte dem linken Gang. Er gelangte in einen weitläufigen Saal. Truhen und Schränke säumten die Wände, überall funkelte es verheißungsvoll. Ungeduldig lief er an Schaukästen voller Kostbarkeiten vorbei, die er kaum eines Blickes würdigte. So beeindruckend die Schillernde Grotte mit ihren gewaltigen Regalen voller Silber und Perlen auch gewesen war, das hier war das Allerheiligste. Die wertvollsten Schätze Silberhalls. Unter anderen Umständen hätte Thorn sich hier nur zu gerne länger aufgehalten, doch er hatte nicht die Zeit, sich irgendetwas näher anzusehen und bekam nur flüchtige Eindrücke mit.

Eine kleine silberne Truhe, ganz ähnlich der, die sie von Kenvilar bekommen hatten. In einer Vitrine ein prunkvoller Kriegshammer, die Runen im Metall summten leise. Ein großes Becken, das sofort Thorns Durst wieder entfachte, doch im Inneren war kein Wasser, sondern eine silbern glühende Flüssigkeit, in der sich langsam verzerrte Gesichter bildeten und wieder auflösten, weshalb Thorn dankend auf eine Erfrischung verzichtete. Hinter einer Kristallscheibe stand ein Himmelsglobus, der sich von selbst weiterdrehte, direkt daneben

ein mit Edelsteinen besetzter Hadrischer Kompass. Kleine, perfekt ausgearbeitete Silberfiguren mit winzigen Perlen als Augen. Ein mannshoher Silberspiegel, in dem Thorn sich selbst sah, wie er vor mehr als zehn Jahren ausgesehen hatte. Kurz stockte er vor einem Glaskasten, in dem mehrere Halsketten aufgereiht lagen. In der Mitte glänzte ein silbernes Amulett in Form einer Raute, mit Mustern von Blumen und Ranken überzogen. Es sah nicht exakt so aus wie das magische Amulett, das Chada von ihrer Mutter Mhare vermacht bekommen hatte, aber die Ähnlichkeit war dennoch eindeutig zu groß, um Zufall zu sein. „Ein Rätsel für einen anderen Zeitpunkt“, murmelte er seufzend und ging weiter.

Er war noch nicht einmal die Hälfte der ersten Wand abgegangen, als er aus der Ferne etwas hörte. Ein leises Klirren vielleicht. Er blieb stehen und spitzte die Ohren. Im nächsten Moment erreichte ihn das Echo von Ken Dorrs Stimme, die seinen Namen rief. Sofort machte er kehrt, eilte zur Kreuzung und folgte diesmal dem rechten Gang.

Ein Saal breitete sich vor ihm aus, ähnlich vollgestopft mit Kostbarkeiten wie der, aus dem er kam. Von Ken Dorr keine Spur. Kurz fiel sein Blick auf einen hohen weißen Sockel im Zentrum, mit einer durchscheinenden Kuppel aus Glas oder Kristall, von der nur Scherben übrig waren. Dann traf ihn etwas Hartes am Hinterkopf und alles wurde schwarz.

Später Nachmittag, 21. Wintertag 77 A.Z.

Schillernde Grotte im Silberbezirk, Silberhall

Etwas floss kühl über sein Gesicht und benetzte seine rissigen Lippen. Stöhnend öffnete Thorn den Mund und schluckte ein paar Tropfen köstlichen Wassers.

„Sehr gut, Ihr seid wach!“, sagte eine hohe, kalte Stimme. Er blinzelte und erkannte Ken Dorr, der über ihm stand und seinen Trinkschlauch über Thorns Kopf ausleerte.

Thorn ächzte und setzte sich auf. Sofort wurde ihm schwindelig, sein Schädel dröhnte. Er war aufgewacht, wo er zuletzt gestanden hatte. „Was ... was ist passiert?“, murmelte Thorn benommen. „Du hast mich gerufen, aber du warst nicht hier. Dann ein furchterlicher Schlag...“

„Ich habe eine Winde gefunden, mit der wir das Fallgitter vielleicht heben können. Doch ich alleine war nicht stark genug, um sie zu betätigen. Sie ist dort hinten halb im Schatten“, erläuterte Ken Dorr und zeigte ins Halbdunkel. Tatsächlich meinte Thorn den groben Umriss einer großen metallenen Kurbel auszumachen.

„Was den Schlag betrifft: Entweder das war eine gemeine Falle, oder Ihr hattet einfach unglaubliches Pech.“ Ken Dorr stupste mit dem Fuß eine massive silberne Statue an, die einen fetten kleinen Drachen nachbildete. „Vielleicht solltet Ihr nicht so fest durch die Gänge trampeln, dass die Schätze aus ihren Fächern fallen.“ Thorn betrachtete finster die Ablage oberhalb der Tür und betastete die Beule an seinem Hinterkopf. Warum hatte er nie einen Helm, wenn er einen brauchte?

„Wie lange war ich weg?“, fragte er misstrauisch.

„Keine fünfzig Herzschräge.“ Ken Dorr zog ihn auf die Beine. Thorn hatte stechende Kopfschmerzen. Er schlug einen weiten Bogen um die hinterhältige Drachenstatue und beeilte sich, zur Winde zu kommen. Zu zweit war es kein Problem, die Kurbel zu betätigen, die Kette rollte sich leise klirrend auf.

Sie beschlossen, dass vier Umdrehungen reichen mussten. Anschließend setzte Thorn sich auf eine große silberne Truhe, die noch unbequemer war, als sie aussah. Am liebsten wäre er sofort zum hoffentlich geöffneten Fallgitter gerannt, doch er war noch wackelig auf

den Beinen und musste sich zuerst ausruhen, bevor er überprüfen konnte, ob sie den richtigen Mechanismus betätigt hatten. Sein Blick fiel auf den Sockel mit der zerbrochenen Glaskuppel in der Mitte der Halle, der ihm schon vorhin aufgefallen war. Eine weiße Säule mit einem roten Samtkissen darauf, in dem nur noch ein unförmiger Abdruck von dem Schatz kündete, der hier einst gelegen haben mochte. „Was hat es damit auf sich?“

„Das war schon so, als ich kam“, meinte Ken Dorr achselzuckend. Ehe er noch mehr sagen konnte, stießen Chada, Drukil und Leander zu ihnen.

„Es geht euch gut!“, rief Thorn erleichtert.

Chada lächelte schwach. „Gerade noch so. Wir konnten das Fallgitter knapp wieder schließen, bevor die Silberzwerge bei uns waren.“ Sie ließ sich neben Thorn auf die Kiste fallen. „Wo ist jetzt dieser Geheimgang in den Thronsaal, Ken Dorr?“

Der Dieb führte sie zurück in den anderen Saal, den Thorn durchsucht hatte, und blieb vor dem magischen Spiegel stehen. Ein jüngerer Ken Dorr nickte ihnen aus der Silberscheibe zu, noch mit vollem Haupthaar und ohne den kleinen grünen Edelstein auf der Stirn, den Ken Dorr seit ihrem Besuch auf der Himmelssäule nicht mehr losgeworden war.

„Dahinter müsste ungefähr der Gang anfangen“, flüsterte Ken Dorr, während er sich wehmütig über die Halbglatze strich. Er drückte probenhalber auf ein paar Perlen im Rahmen des Spiegels, ohne dass sich etwas tat, und riss ihn schließlich einfach von der Wand. Dahinter begann tatsächlich ein dunkler Gang. Thorn schnappte sich kurzerhand eine Fackel mit silbernem, runenverzierten Griff, auf deren Spitze eine kalte weiße Flamme loderte, die scheinbar keinen Brennstoff benötigte. So ausgestattet zogen sie los.

„Schneller!“, drängelte Ken Dorr, der ganz hinten lief. „Es ist noch weit bis zum Thronsaal, und irgendein übereifriger Silberzwerg wird gerade auf anderen Wegen dorthin eilen, um dem Fürsten Bericht zu erstatten, dass wir in die Schatzkammer eingedrungen sind.“

„Du könntest uns jetzt verraten, woher dein Wissen über die Geheimgänge Silberhalls kommt“, schlug Leander vor. „Wenn es doch noch so ein weiter Weg ist.“

Eine Weile herrschte Schweigen. „Wenn es sein muss“, murrte Ken Dorr schließlich. Thorn lief zu weit vorne, als dass er Ken Dorrs Gesicht gesehen hätte, aber der Dieb klang nicht erfreut. „Ich wollte hier eindringen und die wertvollsten Schätze stehlen. Ich habe mir eine Karte von Silberhall besorgt und auswendig gelernt, habe mir überlegt, wie ich unbemerkt bis zur Schillernden Grotte gelange und wie ich entkomme. Aber es kam nie dazu. Bevor ich meinen Plan in die Tat umsetzen konnte, habt Ihr den Drachen erschlagen und ich kehrte stattdessen nach Andor zurück. Ende der Geschichte.“

„Eine Karte von Silberhall?!“, rief Leander entgeistert. „Wie um alles in der Welt bist du da herangekommen? Ich habe Jahre mit dem Versuch zugebracht, eine grobe Skizze von Cavern anzulegen, und ich musste feststellen, dass es praktisch unmöglich ist. Die Zwerge bewachen den Aufbau ihrer Minen besser als ihre Schätze!“

„Jeder ist käuflich. Entweder durch Gier oder durch Angst“, erwiderte Ken Dorr vage. „Ich habe nur den richtigen Leuten einen Gefallen getan.“

„Und wie ...“

„Genug Fragen!“, zischte Ken Dorr ungeduldig. „Das ist alles schon lange her, und ich habe Euch gesagt, was Ihr wissen wolltet.“ Danach sprach niemand mehr.

Abenddämmerung, 21. Wintertag 77 A.Z.

Thronsaal im Silberbezirk, Silberhall

Von der anderen Seite der Wand konnten sie Zwerge im Thronsaal hören, die miteinander sprachen und hin und wieder laut durcheinanderriefen. Lautlos zog Thorn sein Schwert und nickte den anderen zu, die ebenfalls ihre Waffen bereithielten. Ihre Gesichter waren bleich im Licht der weißen Fackel. Ohne ein weiteres Wort stieß Thorn die Geheimtür auf und betrat zusammen mit den anderen den glänzenden Marmorboden des Thronsaals.

Der Thronsaal von Silberhall war eine hohe Halle, mit funkelnden Silberverkleidungen an den Wänden und von Fackeln hell erleuchtet, doch nach all dem Prunk in der Schillernden Grotte und den beiden Schatzkammern wirkte er auf Thorn geradezu schlicht. Wachen standen an den Wänden, vor dem hohen, muschelbesetzten Thron hatten sich wenige Zwerge in kostbaren Gewändern und Rüstungen versammelt. Thorn bemerkte auch ein paar alte Bekannte, den Meisterschmied Mall und in seinem prächtigen Silberharnisch Tarkun, den Anführer der Silbergarde, der Leibwache des Fürsten. Oben auf dem Muschelthron saß Grom, Sohn des Gurd, Fürst von Silberhall. Ein silberner Reif krönte seinen schwarzen Zopf, auf seinem Schoß lag ein Zepter aus Bergkristall.

Überraschte Stille kehrte ein, alle Blicke richteten sich auf die geöffnete Wandverkleidung und die Eindringlinge.

„Wir wollen keinen ...“ Weiter kam Thorn nicht. Tarkun brüllte einen Befehl auf zwergisch und die Wachen rissen sich aus ihrer Starre. Fürst Grom bedachte die Helden mit einem langen Blick, in seinen blauen Augen lag pure Verachtung. In der Gemeinen Sprache rief er: „Es war ein Fehler, hierherzukommen, Helden von Andor! Ich werde mich diesem Ewigen Rat niemals ergeben!“ Thorn hob seufzend sein Schwert. So viel zu der Hoffnung, sie könnten einfach reden. Zumindest kapituliert hatten die Silberzwerge anscheinend nicht. War es also ein dunkler Zauber?

„Nichts anderes hätten wir von Euch erwartet, Fürst Grom!“, antwortete eine Stimme laut über den Lärm. Thorn stöhnte und verhinderte nicht, dass Chada seelenruhig und hoch erhobenen Hauptes an ihm vorbeischritt, der anstürmenden Silbergarde entgegen. Alle Erschöpfung fiel von ihr ab, ihre Stimme war klar und entschlossen.

„Der Ewige Rat ist ein gefährlicher Gegner, dem wir gemeinsam entgegenstehen müssen. Wir sind nicht hier, um zu kämpfen.“ Sie ließ ihren Bogen Audax demonstrativ zu Boden fallen, ohne ihre Augen von Fürst Grom abzuwenden. „Lasst die Waffen schweigen!“

Die letzten Worte waren Bitte und Befehl zugleich, geäußert mit solchem Nachdruck, dass es kein Zögern mehr gab. Chada stand majestätisch im Fackelschein und es war undenkbar, ihrem Wort nicht Folge zu leisten. Thorn warf sein Schwert weg, ohne auch nur darüber nachzudenken, und selbst die Zwergenkrieger wurden langsamer oder hielten ganz inne. Fürst Grom bedachte sie alle mit einem nachdenklichen Blick und rief dann ein einziges Wort. Sofort hielten die Silbergardisten an. Ihre Waffen hielten sie weiterhin bereit und Thorn bemerkte auch ein paar Arcuballisten, die auf ihn zielten.

Tarkun zischte dem Fürsten aufgebracht etwas auf zwergisch zu, doch dieser winkte ab. „Ich will hören, was sie zu sagen haben, bevor wir sie hinrichten. Sprecht, Helden von Andor.“

Thorn schluckte unwillkürlich, Chada jedoch zeigte nicht, ob die Ankündigung sie in irgendeiner Form beunruhigte. „Wir sind hierhergekommen, in der Hoffnung, euch gegen die Armee des Ewigen Rates beistehen zu können.“ Ein paar der Zwerge lachten höhnisch,

einer schrie: „Lüge!“. Chada zuckte mit keiner Wimper. „Doch als wir Silberhall erreichten, war der Angriff bereits abgewehrt, und stattdessen wurden wir von Euren Kriegern attackiert. Wir sind hier, um den Grund dafür in Erfahrung zu bringen.“

„Interessant“, sagte Fürst Grom kalt. „Ihr behauptet also, ihr hättet den Angriff verpasst? Ihr behauptet, Dutzende meiner Krieger irren sich oder lügen, wenn sie mir einvernehmlich davon berichten, dass ihr zusammen mit den Kreaturen hier ankamt und im Namen des Ewigen Rates versucht, die Mine zu stürmen?“

„Was?!“, entfuhr es Thorn. „Das ist lächerlich! Wir ...“

„Lächerlich?!“, brüllte Grom. „Lächerlich?! Wisst ihr, was ich lächerlich finde? Eure dummen Märchen und dass ihr tatsächlich glaubt, ich würde darauf reinfallen! Aber ich finde es ganz gewiss nicht lächerlich, wenn Stinner, der seine Ruine nur mit unserer Hilfe wiederaufbauen konnte, bei der ersten Gelegenheit die Seiten wechselt, sich dem Ewigen Rat anschließt und sich selbst zum Meereskönig erklärt! Ich finde es nicht lächerlich, wenn eine Armee vor unseren Toren steht! Ich finde es nicht lächerlich, wenn unsere tapferen Krieger im Kampf gegen Nerax fallen! Und ich finde es überhaupt nicht lächerlich, wenn die stolzen Helden von Andor, die immer behauptet haben, Freunde der Zwerge zu sein, Seite an Seite mit Kreaturen und Piraten kämpfen, unsere Kapitulation fordern, in unsere Schatzkammern einbrechen und dann unseren Thronsaal stürmen und reden, als sei nichts gewesen!“

Thorn fehlten die Worte. Die Anschuldigungen waren vollkommen aus der Luft gegriffen. Wie konnte irgendjemand daran glauben? Er wusste die Antwort, und sie gefiel ihm nicht: *Indem er es mit eigenen Augen sieht.*

„Stinner ist tot“, antwortete Chada ruhig, und Thorn musste bei diesen Worten unwillkürlich zum Beutel an seinem Gürtel blicken. „Klippenwacht ist gefallen, Hunderte wurden ermordet. Und das erste Ziel des Ewigen Rates ist Rache, wir könnten uns ihm also nicht anschließen, selbst wenn wir es wollten. Doch denkt Ihr wirklich, wir wären bereit dazu? Wir sind die Helden von Andor, gute Freunde von Fürst Kram von Cavern. Wir haben die Kreaturen Silberlands gejagt. Wir haben auf einem kleinen Handelsschiff Euer Volk durch den Sturm zu den Taren gebracht und zum Dank den Sturmschild erhalten. Wir haben Oktohan erschlagen, den grausamen König der Tiefe. Wir haben die Schwarze Kogge versenkt. Ihr kennt uns!“

„So dachten wir zumindest“, warf Fürst Grom verächtlich ein, doch Chada fuhr unbeirrt fort: „Ich ahne, was geschehen ist.“ Sie griff nach ihrem Köcher, was die versammelten Silberzwerge in ihrer Nähe dazu veranlasste, die Waffen fester zu greifen, und zog einen Pfeil mit blutverschmierter Befiederung heraus. „Als wir Stinner fanden, hatte dieser Pfeil seine Brust durchbohrt. Er gleicht meinen eigenen bis aufs Haar und bisher konnte ich mir das nicht erklären, doch jetzt verstehe ich. Die Nebelinseln sollen getäuscht werden. Der Ewige Rat hinterlässt falsche Spuren, verwendet Illusionen, um uns auseinanderzutreiben. Nur gemeinsam können wir siegen.“

„Illusionen“, wiederholte Tarkun heiser. „Können Illusionen Barrikaden stürmen und Schläge parieren? Können Illusionen meine Krieger ermorden? Können Illusionen Blut vergießen, und können sie selbst bluten? Ich weiß, was ich gesehen habe, und ich weiß, was ich jetzt sehe. Dachtet ihr, niemand würde *ihn* erkennen?“ Sein gepanzerter Arm hob sich und deutete anklagend auf Ken Dorr.

„Ken Dorr ist ebenso wie wir ein Feind des Ewigen Rates“, erklärte Chada. „Und ich kann nicht sagen, welche Art von Täuschung unsere Gegner benutzen, nur, dass wir niemals zusammen mit den Kreaturen unsere Verbündeten angreifen würden.“

Tarkun würdigte sie keiner Antwort, sondern redete stattdessen leise auf den Fürsten ein. Sein Tonfall verhieß nichts Gutes. Fürst Grom lauschte schweigend und musterte sie alle argwöhnisch. „Kein Silberzwerg hätte es für möglich gehalten, euch auf der Seite der Kreaturen anzutreffen. Und was ihr sagt, würde euren plötzliche Sinneswandel erklären“, verkündete Grom schließlich. „Doch zugleich werden andere Fragen aufgeworfen, auf die es ebenfalls keine Antworten gibt. Burmon, wäre eine solche Täuschung möglich?“

Ein alter Zwerg in blauer Robe räusperte sich. Er hatte eine Glatze und einen schlohweißen Bart, beide schimmerten im Fackelschein. Über seinen beachtlichen Bauch verlief ein breiter Gürtel, in den silberne Runen gestickt waren. „Mit keiner Magie, die mir bekannt wäre, mein Fürst. Dennoch sagen unsere Besucher die Wahrheit, nicht sie waren an diesem Angriff beteiligt.“

Grom zuckte mit keinem Muskel, seine blauen Augen waren unbewegt auf den alten Zwerg gerichtet. Doch als er die Stimme erhob, fand Thorn darin eine feine Mischung aus Hoffnung und Erleichterung. „Wie kannst du das wissen?“

„Das Blut, das der Blonde beim Angriff auf unseren Klingen hinterließ.“ Burmon zwinkerte Thorn zu, seine Augen waren strahlend grün, wie Thorn es noch bei keinem anderen Zwerg gesehen hatte. „Ihr hattet mir aufgetragen, mit seiner Hilfe die Eindringlinge zu lokalisieren. Nun, die Runen lügen nie, und sie sagen eindeutig: Der Angreifer befindet sich gegenwärtig mindestens 15 Meilen südöstlich von hier.“

Thorn atmete erleichtert auf. Fürst Grom schloss kurz seine Augen, nickte langsam und sank in seinem Muschelthron zurück. „Ich verstehe. Helden von Andor, bitte verzeiht mir.“ Er gab einen Wink und die Silbergarde kehrte an ihren Platz an der Wand des Thronsaals zurück, die Arcuballisten wurden gesenkt.

Tarkun flüsterte seinem Fürsten erobert etwas zu, was dieser mit einem erschöpften Kopfschütteln quittierte. „Geh und beruhige dich, Kommandant“, murmelte er. Tarkun erstarrte, salutierte sichtlich widerstrebend und entfernte sich. „Die Runen und den Fürsten mögt Ihr getäuscht haben, aber mich nicht!“, zischte er, als er an Thorn vorbeikam. Thorn verschwendete keinen Atem für eine Antwort. Einem guten Leibwächter war das Misstrauen angeboren.

Frühe Nacht, 21. Wintertag 77 A.Z.

Thronsaal im Silberbezirk, Silberhall

Nachdem die Silberzwerges informiert worden waren, dass die Helden keine Bedrohung darstellten, ließ Fürst Grom einen einarmigen Kommandanten in aller Kürze vom Angriff berichten. Im Wesentlichen hatte sich alles so verhalten, wie Thorn es sich ausgemalt hatte. Eine Armee von Meereskreaturen war aufmarschiert, angeführt von der Besatzung der Schwarzen Kogge, die bedauerlicherweise tatsächlich den Helm der Macht und den Hammer der Stärke in ihrem Besitz hatte. An ihrer Seite standen vier Gestalten, die sich als Thorn, Chada, Drukil und interessanterweise Orfen ausgaben und im Namen des Seekönigs Stinner und des Ewigen Rates die Kapitulation forderten. Nach einem kurzen und blutigen Angriff, der nicht weiter als bis in die Eingangshalle vordrang, zog die Armee sich jedoch

zurück. Die Silberzwerges hatten gesehen, dass die angeblichen Helden von Andor den Ewigen Rat unterstützten, damit war das Ziel vermutlich erreicht.

Im Gegenzug berichteten sie von ihrem Weg durch Silberhall. Fürst Grom nahm die Verwüstung in der Schillernden Grotte und den Tod des rotbärtigen Kriegers gelassen hin. *Er hat heute schon zu viel Tod gesehen*, schoss es Thorn durch den Kopf.

„Ich ... danke euch, dass ihr uns zu Hilfe kommen wolltet. Ich nehme an, ihr werdet schnell weiterziehen wollen?“, meinte Fürst Grom schließlich. Es war unübersehbar, dass er sie nach dem heutigen Vorfall schnell wieder loswerden wollte.

Thorn nickte. „Wir müssen bald nach Cavern. Aber vorher würde ich nur zu gerne selbst einen Blick auf diese falschen Helden werfen.“

„Sprecht mit Runenmeister Burmon. Er sollte wissen, wo sie sich aufhalten.“ Fürst Grom schloss kurz die Augen und massierte sich die Schläfen. „Ich lasse euch frische Vorräte und Kammern für die Nacht vorbereiten.“

Thorn hätte dem Fürsten um den Hals fallen können. Sein Kopf fühlte sich mittlerweile an wie ein Baumstumpf, auf dem jemand klammerweise Brennholz spaltete. Und er konnte noch nicht einmal sagen, ob es am Flüssigkeitsmangel lag, oder daran, dass er seit zwei Tagen kein Auge zugetan hatte, oder doch an der Begegnung mit der fetten Drachenstatue. Vielleicht an allem zusammen.

Da wurde das Tor zum Thronsaal geöffnet und eine Zwergin trat ein, gefolgt von einer kahlköpfigen Frau in dunklen Gewändern. „Eara! Es geht dir gut! Wo warst du?“, rief Chada mit mehr Euphorie, als Thorn noch zu zeigen imstande war. Die Magierin nickte steif und gesellte sich zu ihnen. „In einer dunklen Ecke. Darauf wartend, dass der Alarm aufhört.“ Wenn sie erschöpft war, ließ sie es sich nicht anmerken.

Die Zwergin eilte an ihnen vorbei und flüsterte Fürst Grom etwas ins Ohr. Thorn beobachtete mit einem unguten Gefühl, wie der Fürst seine blauen Augen zusammenkniff und wie der Argwohn darin zu neuem Leben erwachte.

„Wie mir soeben berichtet wurde, ist das Drachenaugen entwendet worden“, verkündete Fürst Grom. Er schien Drukils verwirrten Blick zu bemerken, denn er setzte hinterher: „Der wertvollste Edelstein der bekannten Welt. Ein geschliffener schwarzer Kristall. Heute morgen war er noch an seinem Platz.“

„Wir haben nichts gestohlen!“, rief Thorn empört. Dann wurde ihm bewusst, dass er die ganze Zeit über die weiße Fackel in der Hand gehalten hatte, und er ergänzte: „Von einer Lichtquelle abgesehen.“

„Dennoch sind wir gerne bereit, uns durchsuchen zu lassen“, fügte Chada versöhnlich hinzu.

Fürst Grom zögerte kurz und schüttelte dann den Kopf. „Nein ... vorerst nicht. Habt ihr etwas bemerkt? Das Drachenaugen lag auf einer weißen Säule unter einer Glaskuppel.“

Thorn erinnerte sich. „Davon waren schon nur noch Scherben übrig, als wir ankamen. Vielleicht wurde das Drachenaugen irgendwie während des Angriffs ...“ Er brach seinen Satz ab, als ihm etwas auffiel. Eigentlich wusste er nicht, ob das Drachenaugen wirklich schon vor ihrem Eintreffen verschwunden war, nur dass Ken Dorr dies behauptet hatte... Ken Dorr, der lange alleine im Raum mit dem Drachenaugen gewesen war, bevor Thorn dort ankam.

Sofort schossen weitere Bilder durch seinen Kopf. Ken Dorr, mit ausgebreiteten Armen, vor den Regalen voller Silberbarren. *All diese Reichtümer! Die Schätze der Silberzwerges! Ich bin tatsächlich hier!* Ken Dorr, der widerstrebend berichtete, woher er sich in Silberhall so gut auskannte. *Ich wollte hier eindringen und die wertvollsten Schätze stehlen.*

Und weitere Bilder stiegen auf, die er nicht erlebt hatte, aber die sich von alleine zusammenfügten. Ken Dorr, alleine in einem Saal voller Schätze, der den wertvollsten Edelstein der Welt vor seiner Nase hat und der sich schließlich nicht mehr beherrschen kann. Der die Kuppel mit einem lauten Klirren einschlägt, woraufhin ein neugieriger Krieger auf dem Weg zu ihm ist. Der sich den erstbesten schweren Gegenstand schnappt, eine silberne Drachensstatue, sich neben die Tür stellt und dem nervigen Besucher eins überzieht. Der anschließend genug Zeit hat, das Drachenaugen einzustecken und danach seelenruhig seinen Trinkschlauch über dem Kopf des Ohnmächtigen ausleert.

Thorn blinzelte. Er traute Ken Dorr eigentlich mehr Selbstbeherrschung zu, und es täte ihm leid, den Dieb zu Unrecht zu beschuldigen, doch alles passte zu gut zusammen. „Fürst Grom, Ihr solltet Ken Dorr durchsuchen lassen. Er hätte Gelegenheit gehabt“, meinte Thorn. Drukil nickte sofort. Ken Dorr drehte sich mit offenem Mund um, er schien ehrlich beleidigt. Im nächsten Moment waren drei Silberzwerge an ihn herantreten und forderten ihn auf, seine Kleidung abzulegen. Missmutig folgte Ken Dorr den Anweisungen.

Die Zwerge nahmen sich jedes Kleidungsstück einzeln vor. In einer versteckten Innentasche des Umhangs fanden sie drei Dietriche, in jedem Ärmel eine dünne Klinge, eine weitere in der Sohle des linken Schuhs, wo im rechten drei Münzen lagen. Ken Dorrs Gürtel ließ sich aufklappen und offenbarte den Casamatuc, den Fürst Grom mit säuerlichem Blick beschlagnahmen ließ. Um seinen Oberarm hatte Ken Dorr eine dünne Schnur geschlungen, ein etwas dickeres Seil fand sich im Hosenbein, der zugehörige ausklappbarer Greifhaken hing als unscheinbarer Anhänger um seinen Hals. In der Polsterung seines Wamses waren zwei kleine Glasgefäße eingenäht, die sich nur mit einem Messer herausholen ließen, eines mit grünlicher und eines mit durchsichtiger Flüssigkeit.

Als Ken Dorr schließlich nackt vor ihnen stand hatten die Zwerge noch eine weitere Messerklinge, vier Dietriche, einen Kohlestift, drei kleine Wachskerzen, eine Feile, zehn Münzen in verschiedenen Währungen und einen kleinen Spiegel gefunden, mit dem sie noch seinen Mund durchleuchteten und eine eingeklappte Klinge von der Größe eines Fingernagels bargen. Doch der einzige Kristall, den sie fanden, war der grüne Edelstein, den Kenvilar ihm in die Stirn gesetzt hatte.

Ken Dorr ließ die ganze erniedrigende Prozedur widerstandslos über sich ergehen, sein Blick jedoch war mörderisch. Als die drei Zwerge zurücktraten, schlüpfte Ken Dorr nur in seine Hose und wickelte alles andere in seinen Umhang ein. Missmutig stolzierte er an Thorn vorbei und rempelte ihn dabei so fest an, dass es unmöglich ein Versehen gewesen sein konnte. Thorn stellte fest, dass er dem Dieb nicht einmal böse sein konnte.

Mondhoch, 21. Wintertag 77 A.Z.

Runenwerkstatt im Silberbezirk, Silberhall

Burmon empfing sie im Hinterzimmer seiner Werkstatt. Nur Thorn und Chada besuchten ihn, der Rest hatte sich schon hingelegt, und mehr als drei Personen hätten in der kleinen Kammer auch keinen Platz gefunden. Thorn wusste nicht, wie der Alltag eines Runenmeisters aussah oder wie er sich dessen Wohnung vorgestellt hätte, doch Burmons Kammer war denkbar unspektakulär. Keine leuchtenden Runen, keine aufgestapelten Steintafeln, nur ein Bett und ein Tisch, auf dem vollgekritzelte Pergamente verteilt waren.

Burmon war gesprächig und immer zu Scherzen aufgelegt. Er zeigte ihnen die aufgestickten Runen auf seinem Gürtel und beklagte sich über die drei, die ihm noch

fehlten, er berichtete von seiner ehemaligen Meisterin in Cavern, die er angeblich verlassen hatte, weil sie nie gelächelt hatte, und bedauerte, dass seine talentierte Schülerin vor einigen Jahren ins Land ihrer Kindheit zurückgegangen war, und so dauerte es den zweiten Teil einer Stunde, bis sie zum eigentlichen Thema ihres Besuches kamen.

„Wie können wir die Schwarze Kogge aufspüren, Burmon?“, fragte Thorn.

„Ich dachte mir schon, dass Ihr deswegen kommen würdet.“ Er holte aus der Werkstatt eine winzige Steinschüssel, in die Blut gefüllt war, und einen Holzsplitter. „Schwimmt das Holzstück im Blut der Zielperson, dann zeigt die Spitze in die richtige Richtung wie bei einem Kompass. Je näher ihr am Ziel seid, desto unruhiger pendelt das Holz.“ Er legte ihnen noch eine kleine Phiole dazu, in der sie das Blut aufbewahren konnten.

„Danke, Burmon.“ Chada steckte alles ein und biss sich auf die Lippe. „Wir sind aus noch einem Grund hier“, erklärte sie schließlich. Sie zog eine silberne Kette von ihrem Hals und legte das rautenförmige Amulett auf den Tisch. „Das hier hat meine Mutter Mhare gehört. Es ist imstande, in kürzester Zeit selbst tödliche Verletzungen zu heilen und ... na ja, es ist aus Silber, laut Leander funktioniert es unter anderem mit Runenmagie, und Thorn hat in eurer Schatzkammer ein ganz ähnliches Stück gesehen. Wisst Ihr etwas darüber?“

Burmon beugte sich vor und betrachtete das Amulett aufmerksam, ein ungewöhnlicher Ernst trat in seine auffälligen grünen Augen. „Oh ja, ich kenne dieses Amulett.“ Ehrfürchtig hob er das Amulett hoch und ließ es vor seinen Augen pendeln. „Ich fasse es nicht. Es ist tatsächlich das Original. Wie ist Eure Mutter da herangekommen?“

Chada zuckte hilflos mit den Schultern, und Burmon nickte bedächtig. „Vor knapp zehn Feuerzyklen, also vor vierzig Jahren, erreichte mich ein Falke einer hadrischen Zeitzauberin. Sie schlug ein gemeinsames Forschungsprojekt vor, eine Verknüpfung von Lebenskrafrunen und Zeitzauberei. Fünf Jahre, über hundert Briefe und Dutzende Fehlschläge später fertigten unsere Schmiede dieses Amulett. Wie vereinbart gab ich es zur Untersuchung ihrem Falken mit, und für einige Monde hörte ich nichts mehr. Dann erreichte mich überraschend ein anderer Falke mit einem Brief, in dem ich gefragt wurde, was jetzt aus unserem Plan geworden war. Anscheinend war der Falke mit dem Amulett und der Botschaft unterwegs verunglückt. Wir schrieben uns weiterhin und fertigten noch zwei weitere modifizierte Exemplare, eines ging nach Hadria, das andere blieb hier. Etwa drei Jahre später hörte ich dann, dass die Zauberin gestorben war. Ich werde es niemals genau wissen, aber ich fürchte, unser Projekt war daran nicht unbeteiligt. Ein Amulett, das Lebenskraft überträgt, ist in den Händen einer alten Frau nicht eben gut aufgehoben. Und in denen eines alten Zwerges erst recht nicht, deshalb landete mein Exemplar in der Schillernden Grotte.“

„Vor vierzig Jahren habt Ihr begonnen, und dann sind noch fünf Jahre verstrichen“, wiederholte Thorn erstaunt. „Demnach kann Mhare dieses Amulett frühestens ein Jahr vor deiner Geburt erhalten haben.“

Chada nickte. „Anscheinend. Ich muss Melkart fragen, ob er mehr darüber weiß, woher sie es hat. Vielleicht wurde es angeschwemmt und sie fand es am Strand?“

Burmon gab ihr das Amulett sichtlich widerstrebend zurück. „Es gab noch ein paar Merkwürdigkeiten in der Geschichte, die ich nicht erwähnt habe“, sagte er gedämpft und wartete, bis ihm die Aufmerksamkeit zweier Ohrenpaare gewiss war. „Nach der Pause hatte sich das Schriftbild der Zauberin plötzlich drastisch verändert. Manchmal erwähnte sie Passagen, die ich so nicht geschrieben hatte. Wer weiß, vielleicht einfach nur das Alter. Aber vielleicht auch nicht ...“

Da sie beide ihre Augen kaum noch offenhalten konnten, verabschiedeten sie sich rasch und kehrten in ihre Kammer zurück. Erst beim Ausziehen bemerkte Thorn, dass sein Geldbeutel fehlte. Hektisch durchsuchte er seine Sachen, guckte unter dem Bett, lief den Weg zur Werkstatt und zurück, doch der Beutel blieb verschwunden, und mit ihm das Haar von Stinner. Die einzige Möglichkeit, seinen Freund zu retten. Wie hatte das passieren können?! Er hatte den Beutel gut an seinem Gürtel festgezurr. Hatte Chada ihn genommen, weil sie immer noch felsenfest davon überzeugt war, dass sie niemanden zurückholen durften? Nein, garantiert nicht. Sie hätte mit ihm darüber geredet. Aber wie hatte das Unglück dann geschehen können?

Mit geschlossenen Augen ließ Thorn sich auf sein Bett sinken und versuchte sich zu erinnern, wann er den Beutel zuletzt angehabt hatte. Auf jeden Fall noch, als der Silberzwerg in der Schillernden Grotte verunglückt war, da hatte er kurz vorher noch darüber nachgedacht, ihre Verfolger zu bestechen. Aber hatte er seinen Beutel nicht auch noch getragen, als sie im Thronsaal versucht hatten, Fürst Grom zu überzeugen? Er war sich nicht mehr sicher.

Während er nachdachte, liefen die Ereignisse der letzten Tage immer schneller durch seinen Kopf. Klippenwacht, von kreischenden Möwen umhüllt. Das Gesicht des Zwerges mit dem feuerroten Bart und der Narbe auf der Stirn, unmittelbar bevor das Regal ihn begrub. Tarkun, der ihm sein Misstrauen entgegenzischte. *All die Gründe, aus denen ich nicht ruhig werde schlafen können.* Das war sein letzter Gedanke, ehe er in den Schlaf hinüberglitt, tief und traumlos, der ihn schon seit Tagen erwartet hatte.



N – Was Heimat ist

Mondhoch, 21. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

„Es ist so weit!“, krächzte Nomion heiser. Ein zufriedenes Grinsen lag auf seinen Lippen, während er vom Torturm aus ins graue Nichts jenseits der Rietburg blickte, wo in der Realität sein Zelt stand. „Ich werde angreifen, wenn die Sonne zum dritten Mal aufgeht.“

Janis hob die Augenbrauen. „Also hat der Schwarze Herold mit sich reden lassen?“

Nomions Lächeln versteinerte. „Nein!“, zischte er, aus seinen gelben Augen leuchtete mühsam unterdrückter Zorn. „Seit er entschieden hat, deiner Warnung zu glauben, will er sich nicht mehr bei der Rietburg blicken lassen, und er will die Kreaturen auch nicht aus der Ferne innerhalb eurer Mauern auftauchen lassen. Die Leute werden sich sonst fragen, weshalb der Ewige Rat ein Abkommen mit Orfen überhaupt nötig hatte, und das will er nicht riskieren. Als ob uns die Meinungen irgendwelcher wertlosen Menschen zu kümmern bräuchten.“ Der Krahder schnaubte verächtlich. „Ich werde die Burg wohl auf konventionellem Wege einnehmen müssen. Meine Übermacht ist eindeutig, die Leitern liegen bereit, und für euer Burgtor“, Nomion tippte mit dem Ende seines Schädelstabes auf das Mauerwerk zu seinen Füßen und riss dabei das Rietdach des Torturms noch weiter ein, „habe ich mir eine besondere Überraschung ausgedacht. Ich werde auch so siegreich sein. In drei Tagen steht hier nur noch eine Ruine, das verspreche ich dir, mein kleiner Verräter. Und jeder zweite hier wird tot sein, du eingeschlossen.“

Nomion betrachtete ihn mit lauender Miene, aber Janis nickte nur stumm. Seine Entscheidung hatte sich nicht geändert. Sein eigenes Leben bedeutete ihm nichts, nur um der anderen willen bedauerte er, was geschehen musste. Er wünschte, er müsste weniger für seine Ziele opfern. Doch der Ewige Rat verlangte jedes zweite Leben, und Janis konnte nichts dagegen tun.

Ach nein? Hast du es überhaupt versucht? Hast du auch nur darüber nachgedacht, wie du wenigstens einen Teil retten könntest?

Was hätte ich tun sollen, Mutter? Der Befehl war eindeutig, nur die Hälfte der Burgbewohner sollte überleben.

Du sagst es. Die Hälfte ... der Burgbewohner.

Das ist so typisch für dich! Du bist nichts als eine unvollständige Erinnerung, kannst mir nur mitteilen, was ich schon längst weiß, und versuchst trotzdem noch, mich meine eigenen Schlüsse ziehen zu lassen? Sag einfach, was du sagen willst!

Kheelas Stimme schwieg, aber Janis ahnte auch so, was sie sagen wollte. Es war ein simpler Einfall, den er kurz gedacht und dann schnell irgendwo vergraben hatte. Zu naheliegend, zu beängstigend. *Wenn weniger hier sind, sobald die Rietburg fällt, müssen auch weniger sterben. Wenn jeder Zweite fliehen kann, dann ist jeder Vierte gerettet.* Wenn es ihm irgendwie gelingen könnte, zumindest die Schutzsuchenden aus der Rietburg zu bringen... Wenn Nomions Belagerung nur kurz durchbrochen wurde, für einen Tag vielleicht... Wenn seine Armee geschlagen wurde und die Flüchtlinge die Burg verlassen konnten, ehe der Schwarze Herold die Kreaturen zurückholte... Wie viele könnten dann leben?

Nomions heisere Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. „Nun denn, kleiner Verräter! Genieß deine letzten Tage!“, flüsterte er hämisch, dann begann der Traum sich aufzulösen. Doch der hartnäckige kleine Gedanke verfolgte Janis noch, als er schon längst aufgewacht war.

Vor den Toren der Rietburg, in einer breiten Schale aus Stein, loderte unruhig das Ewige Feuer, das violette Flackern schien hell in der dunklen Nacht. Langsam, ganz langsam, veränderte sich etwas. Die Wachen auf der Mauer, die Kreaturen vor der Burg, niemand bemerkte einen Unterschied. Doch unten, wo das Feuer aus dem Stein brach, fast nicht zu sehen, breitete sich zwischen den violetten Flammen ein gelber Schimmer aus.

Später Vormittag, 22. Wintertag 77 A.Z.

Königsgemächer im Kronenturm der Rietburg, Andor

„Komm herein, Sajin!“ Kunar winkte ihn herein und wechselte einen undeutbaren Blick mit Kommandantin Daroscha.

Orfen galt als Verräter, Peta war gestorben, noch bevor er Schwertmeister hatte werden können, und einen Nachfolger gab es bislang nicht, daher trugen nun ein Bewahrer und eine Zwergin die Verantwortung über die Rietburg. Die Gemächer, in denen einst König Brandur, Thorald, Ken Dorr und Orfen gelebt hatten, standen nun leer und wurden von Daroscha und Kunar nur noch als Besprechungszimmer genutzt, vielleicht aus Nostalgie.

Überraschenderweise waren die beiden sich bislang noch nicht an die Gurgel gegangen, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Zu ihren Besprechungen luden sie Janis nicht mehr ein.

„Weshalb bin ich hier?“, fragte er daher.

„Unsere derzeitige Situation ist, gelinde gesagt, besorgniserregend, und wir wollten die Dringlichkeit ...“

„Wir haben keine Vorräte mehr!“, unterbrach Daroscha ungeduldig. „Alle Pferde sind geschlachtet, alles Gemüse aufgebraucht. Das einzige, was wir noch an Nahrung haben, ist Brot und Getreide, von dem ein Teil vergiftet ist. Wisst ihr inzwischen endlich, welcher Teil? Habt ihr wenigstens einen Anteil, von dem ihr ausschließen könnt, dass er gefährlich ist?“

Janis schüttelte langsam den Kopf. Er wusste, dass nur einer der Großbauern ein Verräter war, und sein Verdacht fiel auf Sadam, den Aufsteiger, aber das alles beruhte auf Dingen, die Nomion ihm gesagt hatte. Er konnte sich niemandem mitteilen. „Readem und ich haben unser Getreide säckeweise durchsieben lassen, ohne Ergebnis. Schwarzes Herzblatt entfaltet seine Wirkung auch getrocknet und zermahlen, und wenn unsere Feinde schlau sind, haben sie es genau so ins Getreide gegeben. Oder direkt ins fertige Brot. Dann können wir nur auf einen Glücksfund hoffen“, antwortete Janis also.

Daroscha murmelte einen zwergischen Fluch. Kunar verzog angeekelt die Miene. „Bitte, Kommandantin, zügelt Eure Zunge“, presste der Bewahrer hervor. Daroscha schnaubte nur.

„Darf ich dann gehen?“

Kunar nickte abwesend, aber Daroscha hielt ihn mit einer Geste zurück. „Sag Readem, Leichen werden in Zukunft nicht mehr verbrannt.“

„Der Boden ist gefroren, wir können sie nicht begraben“, wandte Janis ein. Wurde selbst ihr Brennholz knapp?

„Sie werden auch nicht begraben.“

Janis und Meister Kunar begriffen etwa gleichzeitig. Das Gesicht des Bewahrers lief erst weiß und dann tiefrot an. „Kommandantin, Ihr meint nicht ... das ist ...“

Daroscha verschränkte die Arme. „Hör auf mit dem Gestammel, Kunar! Wir können es uns nicht mehr leisten, verwertbares Fleisch zu verbrennen oder einzubuddeln. Wir werden diese Burg halten! Dafür werde ich tun, was immer nötig ist!“

Meister Kunar sah sich mit aufgerissenen Augen hilfesuchend nach Janis um, aber er war noch damit beschäftigt, seine Übelkeit zu bekämpfen. War in der Suppe von gestern wirklich nur Pferdefleisch gewesen?

„Das ist barbarisch! Niemand würde ... das essen!“

„Sajin und Readem, wir beide, die Köche, sonst braucht niemand etwas davon zu erfahren. Wenn wir ihnen morgen nur noch Wasser in ihre Schüsseln füllen, dann werden die, die vielleicht noch einen halben Bissen Fleisch finden, ihr Glück ganz bestimmt nicht hinterfragen.“

Kunar öffnete empört den Mund, aber Daroscha ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Was sonst sollen wir tun? Der nächste Schritt wäre, unser Korn auszuteilen. Wir teilen die Menschen in Gruppen ein, jeder bekommt nur Brot aus einem der Speicher. So sterben zumindest nur die, die das Pech hatten, der falschen Gruppe zugeteilt zu werden, der Rest bleibt verschont. Ist es das, was du willst?“

Kunar tat etwas für ihn sehr Ungewöhnliches und schwieg. Daroscha nickte und rief: „Sajin, du weißt, was du Readem zu sagen hast.“

Janis drehte sich wie betäubt um. Die Leichen, die sie noch nicht verbrannt hatten, reichten niemals für alle. Daroscha und Kunar würden die Lager öffnen müssen und das vergiftete Getreide unter die Menschen bringen. Er konnte nicht verhindern, dass Sadams Getreide verteilt wurde. Er konnte nicht verhindern, dass die Liste der Lebenden noch weiter schrumpfen würde, ehe Nomion in zwei Tagen angreifen würde. Er konnte nichts tun.

Man kann immer etwas tun, mein Schatz! Du weißt das! Selbst Worte verändern die Welt! Wenn jeder Zweite fliehen kann, dann ist jeder Vierte gerettet.

Janis hielt im Türrahmen inne.

Sei still, Mutter! Ich werde nicht gefährden, was ich erreicht habe. Ich werde DICH nicht gefährden!

Ja, das weiß ich. Aber musst du das denn?

„Ist noch etwas, Sajin?“, hörte er Kunar. Janis zitterte. Und ein hartnäckiger kleiner Gedanke setzte sich durch.

„Es gäbe noch eine Möglichkeit“, murmelte Janis. Er fühlte sich hohl.

„Was meinst du?“ Anspannung lag in Daroschas Stimme.

Janis drehte sich um. „Ich gehe nicht davon aus, dass ein Großteil unserer Vorräte vergiftet wurde. Anstatt aufzupassen, dass nur wenige vom Gift betroffen sind, könnten wir das genaue Gegenteil versuchen: Wir sorgen dafür, dass wir es gleichmäßig auf alle verteilen. Jeder ernährt sich von Brot und Korn, das gleichmäßig aus allen Speichern kam.“

Kunar runzelte in einer einstudiert wirkenden Bewegung die Stirn. „Also entweder alle sterben oder keiner?“

„Oh, es werden alle sterben. Ich gehe davon aus, dass genug Schwarzes Herzblatt in unsere Vorräte gemischt wurde, um alle zu vergiften, zumal ein Teil unserer Krieger schon Vergiftungserscheinungen gezeigt hat. Aber eine kleine Portion alleine reicht nicht für einen nennenswerten Effekt. Wenn alle höchstens ein vergiftetes Brot essen, dann kann nicht viel passieren. Wir gewinnen etwas Zeit.“

„Und dann? Was bringen uns ein paar Tage?“

Ernst erwiderte Janis den Blick aus Kunars grünen Augen. „Und dann ist die Zeit gekommen, Nomions Armee zu zerschlagen.“

Zuerst herrschte verblüfftes Schweigen. Dann meinte Daroscha höhnisch: „Ich verstehe. Sajin meint, uns mit seinem taktischen Geschick beeindrucken zu müssen. Lass mich ein paar Dinge klären: Wir haben keine hundert einsatzfähigen Krieger mehr. Wir haben lange ausgehalten, vielleicht hast du deshalb den Eindruck gewonnen, unsere Kräfte seien ausgeglichen, aber selbst im Schutze unserer Burg und von unseren hohen Mauern herab können wir den Feind nur mit Mühe zurückschlagen. Die Kreaturen sind uns um ein Vielfaches überlegen, eine offene Feldschlacht wäre Wahnsinn.“

Daroscha nahm ihn nicht ernst! Janis fühlte sich in seinem Stolz verletzt und sein Zorn wuchs, aber er konnte sich beherrschen. „Mir ist klar, dass wir allein nicht gewinnen können. Aber vielleicht müssen wir diese Schlacht nicht alleine schlagen. Eine Hundertschaft Söldner ist im Rietland unterwegs.“

„Sechsfinger“, murmelte Kunar nachdenklich. Er zögerte kurz und schüttelte den Kopf. „Dieser Großbauer Sadam hat Sechsfinger angeheuert, und er wollte uns seine Söldner nicht zur Unterstützung dalassen. Warum sollte er seine Meinung ändern?“

„Ich weiß, was Sadam für seine Hilfe verlangt hat.“ *Oh, nur ein kleines Versprechen. Als Gegenleistung möchte ich ... die Hand der Königin.* „Wir geben ihm, was er wollte. Wir greifen die Kreaturen von zwei Seiten an und zerschlagen die Armee. Wir füllen unsere Speicher mit neuen Vorräten und schicken die Flüchtlinge zu ihren Höfen zurück. Natürlich ist das kein endgültiger Sieg, Nomion und seine Kreaturen werden wiederkommen, selbst wenn wir sie töten. Aber es ist ein Aufschub. Und niemand muss verhungern oder vergiftet werden.“ *Und wenn Nomion die Burg dann am nächsten Tag erobert, dann stirbt nur jeder Zweite von denen, die zurückgeblieben sind.*

„Es wäre äußerst nützlich, Sechsfingers Unterstützung zu erhalten“, meinte Daroscha. Es gelang Janis nicht, ihren Gesichtsausdruck zu lesen. „Aber du überschätzt unsere Kräfte trotzdem, Sajin. Selbst wenn wir die Kreaturen überraschend von zwei Seiten zugleich mit je hundert Kriegern angreifen, würden wir verlieren. Wir können nicht ausrücken, das wäre Selbstmord.“

Janis schluckte. Er hatte nicht geahnt, wie übermächtig der Feind war. Aber sie hatten einen Ausfall gar nicht nötig. *Ich werde angreifen, wenn die Sonne zum dritten Mal aufgeht.* „Was, wenn sie uns angreifen?“, meinte Janis unschuldig. „Wenn Nomion versucht, die Rietburg einzunehmen, und seine Armee dann plötzlich von hinten angegriffen wird?“

Kunar kniff die Augen zusammen. „Die Übermacht ist zu groß. Wir müssten zuerst Nomion selbst ausschalten. Wenn es Sechsfinger gelingt, den Krahder überraschend zu töten und wir die Kreaturen anschließend in die Zange nehmen, dann hätten wir eine echte Chance. Doch auch das wird nicht funktionieren. Nomion hat bisher immer einen Teil seiner Armee zum Schutz bei sich behalten, er wird seine Taktik nicht plötzlich ändern.“

Janis biss sich auf die Zunge, um nicht *Doch, wird er!* zu schreien. Er überlegte kurz, wie er sein Wissen am besten nutzen konnte, ohne zu viel zu verraten. *Für euer Burgtor habe ich mir eine besondere Überraschung ausgedacht.* „Wir bereiten einen Hinterhalt im Burghof vor, und dann öffnen wir ihnen das Tor.“

„Hm“, meinte Daroscha. „Wie stellst du dir das vor? Wir machen auf und winken sie herein? Darauf fällt niemand herein. Aber wir könnten einen Ausfall vortäuschen. Wir beginnen ein kleines Scharmützel und flüchten mit den Kreaturen im Nacken in die Burg zurück, sobald die Ersten gefallen sind. Wir sorgen dafür, dass Kreaturen durchs Tor gelangen, dann können sie es von innen öffnen und Nomion sieht seine Chance gekommen. Und sobald er seine Reserven zur Burg geschickt hat“, Daroschas Faust schlug hart auf die Tischplatte, „zerquetscht Sechsfinger erst den Krahder und dann seine Armee.“

Kunar wechselte einen langen Blick mit der Kommandantin und nickte schließlich. „Wie viel Zeit haben wir, ehe das vergiftete Essen gefährlich wird, Sajin?“, fragte er.

„Heute und morgen“, antwortete Janis ohne Zögern. Das stimmte nicht ganz, aber Sechsfinger musste angreifen, während Nomion versuchte, die Burg zu stürmen.

Kunar lächelte verhalten. „Also ein falscher Ausfall übermorgen früh, sobald es hell genug ist, dass unsere Krieger genau so gut sehen wie die Kreaturen. Vorausgesetzt, du kannst Sadam überzeugen.“

„Das kann ich“, behauptete Janis. Wenn nicht würde Nomion ohnehin gewinnen. „Ich brauche nur Euer Einverständnis, dann kann ich einen Falken an Sadam schicken.“

„Und unser Einverständnis wofür genau?“, fragte Kunar verhalten. „Was verlangt Sadam?“

„Er will Prinzessin Chada heiraten.“

Ein paar Herzschräge lang sagten die beiden Lehrmeister nichts. Janis fürchtete schon, sie würden ähnlich reagieren wie Orfen, aber Kunar reagierte deutlich verhaltener. „Ich kenne Chada seit ihrer Kindheit“, murmelte er zögernd. „Wir sprechen davon, sie an einen machthungrigen Großbauern zu versprechen, den sie nicht einmal kennt.“

„Was immer nötig ist“, erwiderte Janis ernst. Kunar senkte den Blick und nickte. „Habe ich auch Euer Einverständnis, Kommandantin?“

„Mein Einverständnis schon. Aber haben wir überhaupt die Macht, ihm dieses Versprechen zu erfüllen?“

Janis zuckte mit den Schultern. „Spielt das eine Rolle? Wir werden uns dafür einsetzen, dass Sadam bekommt, was er wollte. Solange er der Meinung ist, dass das reicht, soll es mir recht sein.“

Daroscha schnaubte. „Gut. Alle Falken, die wir aussenden, werden von den verdammten Fluggors gerissen. Aber unsere Runenmeister haben andere Methoden. Komm in drei Stunden in meine Kammer.“

Früher Nachmittag, 22. Wintertag 77 A.Z.

Burggewölbe der Rietburg, Andor

Daroscha blickte nur kurz auf, als Janis eintrat. Dann sprach sie weiter leise auf Sarit ein. Die alte Runenmeisterin war damit beschäftigt, in der Mitte der Kammer ein Stehpult in Zwergengröße zusammenzusetzen. Auf der runenverzierten Ablage wurde von Metallklammern ein Bogen Pergament aufgespannt. An der Seite stand ein bronzenes Tintenfasschen, darunter lag in einer runden Vertiefung ein seltsamer glatter Holzgriff, in den Runen graviert waren. Unten am Griff war eine geschlitzte Metallspitze angebracht.

„Ich bin soweit“, ächzte Sarit nach einer Weile. Daroscha nickte wortlos und die Runenmeisterin begann, einige Runen am Rand des Pultes anzutippen, bis kurz ein weißes Licht aus ihnen aufflammte. „Wir sind verbunden.“

Daroscha begann sofort, Worte auf zwergisch zu diktieren. Neugierig sah Janis zu, wie Sarit eilig den Holzgriff nahm, kurz mit der Spitze in das Tintenfasschen tunkte und dann Runen auf das eingespannte Pergament schrieb. Er hatte gerüchteweise gehört, dass die Feinschmiede Caverns eine künstliche Schreibfeder entwickelt hatten, aber er hatte sich eine elegante Feder aus Metall vorgestellt, kein unscheinbares Holzstück. Das Kratzen der Metallspitze auf dem Pergament klang ungewohnt, härter als von Gänsekielen.

Anhand Daroschas Tonfall konnte Janis eine Frage identifizieren. Sarit schrieb schnell fertig, dann legte sie den Griff in seine Vertiefung zurück und tippte eine Rune an seinem oberen Ende an. Kurz darauf erhob er sich wie von Geisterhand, tauchte sich selbst ins Tintenfasschen, kitzelte eine Antwort auf das Pergament und schwebte in sein Fach zurück.

„Kommandant Mart kann noch heute eine Botschaft an Sadam überbringen lassen“, übersetzte Daroscha, nachdem sie einen Blick auf die Runen geworfen hatte.

Sarit löste unaufgefordert die Klammern und ersetzte das halb beschriebene Pergament durch ein leeres. Dann winkte sie Janis heran und erklärte: „Bewege den Stift nur oberhalb des Pultes, sonst bricht die Verbindung ab. Fülle immer genug Tinte nach, du weißt nicht, ob sie auf der anderen Seite ausreicht. Und drücke fest ins Pergament, sonst fließt drüben vielleicht keine Tinte.“ Mit diesen Worten nahm sie den Stift aus seiner Vertiefung und drückte ihn Janis in die Hand.

Beinahe hätte Janis ihn fallen lassen, er wog deutlich mehr, als er erwartet hätte. „Was ist da drin? Ein Bleikern?“

Sarit verdrehte die Augen, als hätte er etwas unglaublich Dummes gesagt. „Du hältst gerade zwei Stifte in der Hand, und da der andere ein paar Meilen entfernt ist, erfordert er zusätzliche Energie. Und jetzt schreib!“

Eingeschüchtert betrachtete Janis das leere Blatt vor sich. Da Mart und Daroscha die Botschaft ebenfalls lesen würden, konnte er nicht alles schreiben, was er einem Falken anvertraut hätte.

Verehrter Sadam, begann er. Vor Beginn der Belagerung habt Ihr dem Statthalter ein Angebot unterbreitet, das in aller Deutlichkeit abgelehnt wurde. Doch wie Ihr wahrscheinlich wisst, ist Statthalter Orfen nicht mehr hier. Unsere Lage ist verzweifelt, und wir sind auf Unterstützung angewiesen. Daher wollen wir auf Euer Angebot zurückkommen. Sendet uns Eure Söldner zu Hilfe, und Ihr sollt bekommen, was Ihr wolltet.

Janis zögerte kurz. Sadam wusste von den Nöten der einfachen Andori. Er galt als gerecht, oder zumindest als nicht ganz so skrupellos wie die anderen Großbauern. Er

bezahlte seine Knechte gut, er hatte sich nicht an dem Versuch der anderen Großbauern, ihre eigenen Felder vor der Umverteilung zu entwerten, beteiligt. Janis glaubte nicht, dass ihm die Andori vollkommen gleichgültig waren.

Ihr müsst erkannt haben, was Ihr auslöst, wenn Ihr auf Eurem jetzigen Pfad bleibt. Fällt die Rietburg, dann fällt Andor. Ihr gefährdet unzählige Leben, sowohl durch das, was Ihr nicht tut, als auch durch das, was Ihr tut. Doch falls Ihr uns unterstützt, wird es keine Rolle mehr spielen, was Ihr vorbereitet habt. Wir werden nicht versuchen, Euch für irgendetwas zur Rechenschaft zu ziehen.

Janis schrieb nichts dazu, was geschehen würde, wenn Sadam nicht einging. Er konnte sich auch kaum deutlicher ausdrücken, ohne Daroschas Misstrauen zu erwecken. Er las, was er bisher geschrieben hatte, und entschied, dass er nach der Drohung auch locken musste. Was hatte Nomion dem Aufsteiger wohl versprochen? Macht? Vermutlich. Die Krone Andors? Gewiss nicht.

Diese Abmachung wird auch für Euch von größtem Nutzen sein. Ihr müsst entscheiden, ob Ihr bloß in der Gunst desjenigen stehen wollt, der Andor beherrscht, oder ob Ihr selbst dieser jemand sein wollt. Was wir bieten, werdet Ihr von niemandem sonst erhalten.

In der Hoffnung auf eine Übereinkunft

Janis konnte sich gerade noch davon abhalten, selbst zu unterzeichnen. Wenn Sadam ablehnte und den Brief Nomion zeigte, dann sollte besser nicht Janis' Name darunterstehen. „Ihr solltet unterschreiben, Kommandantin. Sadam muss wissen, dass das Angebot Eure Unterstützung genießt.“

Daroscha nickte und nahm den Stift entgegen, dann begann sie zu lesen. Ihr Blick stockte kurz, als er über den zweiten Absatz glitt, doch sie fragte nicht, wofür man den Aufsteiger zur Rechenschaft ziehen könnte.

Schließlich nickte sie knapp, tauchte die Spitze des Stiftes in Tinte und unterschrieb.

Abenddämmerung, 22. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Sara ließ ihr halb gegessenes Brot sinken und gebärdete: *Sohn-von-Feuer. Wollen. Rest. Als-Frage-Gemeint.*

Rodur starrte gierig auf das Brot und seufzte dann. „Nein, Sara. Du hast auf dein Frühstück verzichtet und heute Mittag nur ein bisschen Wasser getrunken. Du musst essen. Nicht wahr, Sajin? Ba...“ Rodur verstummte. Sein Blick ruhte für einen Moment auf dem Platz, auf dem Barram immer gesessen hatte.

Janis nickte. Wenn Rodur freiwillig auf Essen verzichtete, obwohl selbst Janis die Portionen als klein empfand, dann musste es wirklich ernst sein. Er hatte nicht gewusst, wie wenig Sara zu sich nahm. Sie verbrachten selten mehr als eine Mahlzeit am Tag zusammen, zu beschäftigt war Janis im Siechenhaus.

Sara nahm ihr Brot von Janis' Bett und biss lustlos ab. Ihr Gesicht blieb reglos, und in ihren Augen lag nur das schreckliche, abwesende Schwarz, das sie seit Orfens scheinbarem Verrat kaum noch verließ. Sie stopfte sich die letzten Reste in den Mund, kaute mechanisch und gebärdete: *Und. Du. Müssen. Trinken. Medizin.* Rodur verzog das Gesicht, aber er leerte ohne zu protestieren das mit Sapien angereicherte Wasser, das Janis ihm bereitgestellt hatte. „Und jetzt geh' ich kacken“, sagte Rodur missmutig. Noch hatte sein Körper sich nicht an die tägliche Portion Sapien-Knollen gewöhnt, daher wurde er von Durchfall geplagt.

Janis verknipte sich einen neckenden Kommentar. Er blieb allein mit Sara zurück und suchte nach Worten, um sie ein paar Momente aus ihrer Starre zu reißen. Doch er kam nicht dazu, sie auszusprechen. Die Tür zum Anbau öffnete sich und Meister Readem steckte den Kopf herein. „Sajin, hast du Sann gesehen?“

Janis überlegte kurz. „Seit zwei Stunden nicht mehr.“

„Nicht schon wieder!“, murmelte Readem resigniert. „Bitte hole sie, sie dürfte in einer der Lagerhallen sein. Und sag ihr, sie soll aufhören, meine Schlüssel zu klauen.“

Janis nickte erschöpft. „Tut mir leid, aber die Pflicht ruft“, sagte er zu Sara. „Wartest du hier auf Rodur?“

Die Angesprochene blickte nicht auf. *In Ordnung.* sagten ihre Hände, während ihr Gesicht schwieg.

Janis versuchte sich an einem Lächeln, nach dem er sich nicht fühlte. „Danke. Dann bis gleich.“

Die Tür des dritten Speichers war nicht abgeschlossen, und mit Varas Hilfe wusste er schon beim Eintreten, wo er Sann zu suchen hatte. Zielstrebig ging er zwischen ein paar leeren Regalen hindurch und fand sie an der Rückwand, an einen Sack mit Getreide gelehnt, ihre Hände spielten mit irgendwas am Boden herum.

„Sann! Readem sucht dich“, sagte Janis. Er wusste nicht, ob er seiner Stimme einen sanften oder wütenden Klang geben sollte, und scheiterte bei dem Versuch, beides zu kombinieren.

„Hallo, Faulpelz“, antwortete Sann ungewöhnlich leise. „Ist der alte Mann auch hier?“

„Nein, er wartet im Siechenhaus. Du ...“ Janis erstarrte. Im Dämmerlicht bemerkte er erst jetzt, was Sann tat. Sie streichelte sacht über den Rücken einer fetten Ratte. „Was machst du da?“, entfuhr es ihm.

Sann blickte auf. Tränenspuren waren auf ihrer Wange, doch ihre Stimme war ruhig. „Sag hallo zu Mumpel, Faulpelz. Und Mumpel, sag hallo zu Faulpelz.“ Sie hob die Ratte hoch, ihr nackter Schwanz glitt schlaff über den Boden. Erleichtert stellte Janis fest, dass die Ratte offensichtlich tot war. „Hallo, Faulpelz“, quakte Sann mit verstellter Stimme. Sie starrte Janis auffordernd an. „Und jetzt du!“

„Hallo, Mumpel“, murmelte Janis lustlos.

Sann schenkte ihm ein unsicheres Lächeln. „Sehr gut! Du bist eingeladen, mitzumachen. Wir besprechen gerade, wie wir hier ausbrechen werden.“

Janis verzichtete darauf, Sann darauf hinzuweisen, dass die Tür zum Speicher offen stand und sie den Schlüssel hatte. „Wir? Mumpel und du?“

Sann nickte ernst. „Und meine anderen Freunde. Rumpel und Fumpel und Mimimi und ...“

Den Rest bekam Janis nicht mehr mit, denn Sann war zur Seite gerückt und offenbarte den Blick auf mindestens zwei Dutzend tote Ratten, die zu einem ordentlichen Kreis angeordnet waren. Viele zeigten deutliche Verwesungserscheinungen, auf manchen krabbelten Maden, und ein süßlicher Geruch stieg Janis in die Nase, aber Sann schien sich an all dem nicht zu stören.

„Sann...“, unterbrach Janis, „woher kommen ... deine Freunde?“

Sann blickte aus großen Augen zu ihm hoch. „Hampel war genau hier. Da unter dem Regal war Tata. Fumpel da vorne zwischen zwei Säcken, und ...“

„Sann. Hast du deine Freunde alle in dieser Lagerhalle gefunden?“

Sie nickte eingeschüchtert. Ihre Gelassenheit schmolz dahin und offenbarte die tiefe Einsamkeit darunter. „Ja“, flüsterte sie. „Sie waren alle einsam. Voneinander getrennt. Alle ganz ... allein.“

Janis ließ den Blick über die Säcke und Brote schweifen. Das hier waren nicht die Vorräte Sadams, sondern Abgaben der Großbäuerin Kara, aber andererseits traute Janis es dem Aufsteiger durchaus zu, vorsichtshalber nicht das eigene Korn zu vergiften. Seine und Karas Abgaben waren am gleichen Tag eingetroffen, und Sadam hatte die Lieferung begleitet. Es spielte keine Rolle, ob Sadam die Vorräte vergiftet hatte oder ob doch Kara die Verräterin war. Janis wusste nun, was sie nicht anrühren durften, wenn er damit zu Kunar und Daroscha ging ... würden sie alles ruinieren. Sie würden keinen Hinterhalt im Burghof vorbereiten, sie würden Sechsfinger nicht zu Hilfe holen, oder zumindest nicht binnen zwei Tagen. Sie wären unvorbereitet, wenn Nomion angriff. Und doppelt so viele würden sterben. Er musste sein Wissen für sich behalten.

„Ich habe sie hier zusammengebracht“, wisperte Sann. Sie deutete auf den Kreis aus toten Ratten und Janis stellte fest, dass ihre Hand zitterte. „Damit sie ... wieder zusammen sind. Es ... es ist nicht gut, wenn Familien getrennt sind ... oder?“

Janis sah erneut vor sich, wie Sann und ihr Vater Daron sich zum letzten Mal umarmten. Er fühlte erneut den traurigen Kuss, den seine Mutter ihm auf die Stirn gedrückt hatte, ehe sie ihn für immer verließ. Er dachte an Sara, deren Hände von ihren Eltern berichteten, während tiefes Blau in ihren Augen lag, und an Rodur, der leise von seinem Vater erzählte.

Janis machte einen unsicheren Schritt nach vorne, beugte sich herab und schloss Sann in die Arme. Ließ sie spüren, dass sie nicht allein war, wenn das ihre Einsamkeit auch nicht vertreiben konnte. „Nein“, antwortete er leise und spürte ihre Tränen warm in seine Kleidung fließen. „Nein, das ist es nicht.“

Morgendämmerung, 24. Wintertag 77 A.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

In der Nacht hatte es geschneit, doch jetzt war der Himmel wolkenlos. Das Rietland leuchtete blendend weiß in der aufgehenden Sonne. Das Ewige Feuer vor der Rietburg loderte unruhig in einem dunklen Violett. Frischer Schnee bedeckte den gefrorenen Schlamm im Burghof und die eilig zusammengezimmerten Palisaden, die in einem weiten Halbkreis um das Burgtor standen. Sie waren gestern Nacht im Schutz der Dunkelheit aus angespitzten Pfählen, Fässern, aufgeschichteten Steinen und allem anderen errichtet worden, was sonst noch verfügbar gewesen war. Mit etwas Glück würden die Fluggors sie nicht sofort bemerken.

Hinter den Barrikaden hatten sich die Krieger und Rekruten versammelt. Ansonsten war die Rietburg wie ausgestorben, wer nicht mitkämpfte, war im Burggewölbe untergebracht. Janis lehnte sich über die Zinnen des Kronenturms. Heute war er alleine hier oben, ihre Bogenschützen waren auf dem Wehrgang postiert, um auch außerhalb der Mauern eingreifen zu können. Er beobachtete, wie Kommandantin Daroscha auf ein Fass stieg, zweifelsohne um vor dem Ausfall irgendeine kurze Ansprache zu halten.

Sie kam nicht dazu. Ohne Vorwarnung ging der Torturm in Flammen auf. Fahles grünes Feuer züngelte über den Stein, verbrannte das Rietdach und die Balken zu Asche, sprengte das Tor aus den Angeln. Fünf Bogenschützen waren im Turm positioniert gewesen, von Vieren hörte Janis nur gequälte Schreie, die schnell abbrachen, der letzte rannte in eine

Flammensäule gehüllt auf den Wehrgang, taumelte über die Zinnen und fiel als verkohlter Körper in den Schnee. *Für euer Burgtor habe ich mir eine besondere Überraschung ausgedacht.* Janis unterdrückte die Übelkeit, die plötzlich in ihm aufsteigen wollte. Er hätte nichts tun können, ohne seine Tarnung zu gefährden.

Auch nicht, wenn Sara dort gestanden hätte?

Nach nur zwanzig Herzschlägen erlosch das grüne Feuer wieder. Vom Torturm war nur noch eine ausgebrannte Ruine übrig, die Torflügel lagen zersplittert und verkohlt am Boden und würden keine Kreatur mehr aufhalten. Für einen kurzen Moment herrschte Stille. Falls irgendjemand sich regte, verschluckte der Schnee das Geräusch. Dann ging eine Bewegung durch die Kreaturen vor der Burg. Auf einen unsichtbaren Befehl hin setzte die Armee sich in Bewegung. Gors stürmten auf das Burgtor zu, Skrale griffen nach ihren wackeligen Leitern und die Erde bebte vom Stampfen der Trolle. Besorgt bemerkte Janis, dass Kunar recht behielt: Vielleicht der vierte oder fünfte Teil der Armee blieb zum Schutz Nomions zurück. Der Hexer stand vor seinem Zelt und beobachtete reglos den Sturm auf die Rietburg.

Janis schloss die Augen und sammelte Kraft. Wie der heutige Tag ausging brauchte ihn nicht zu kümmern. Er hatte zumindest versucht, ein paar der Schutzsuchenden zu retten. Wenn es gelang, umso besser, wenn nicht, dann hatte er sein Ziel schon heute erreicht.

Im Burghof bellte Kommandantin Daroscha Befehle, Krieger eilten auf die Mauern oder verschanzten sich hinter ihren Barrikaden. Pfeile regneten auf die anrückenden Kreaturen nieder, die Bogenschützen hatten die Anweisung erhalten, heute ohne Rücksicht auf ihre allzu mageren Pfeilvorräte zu feuern.

Die ersten Kreaturen gelangten durch das zerborstene Tor und hielten inne, als sie den Ring aus Barrikaden bemerkten. Sie hatten wohl damit gerechnet, sich nur durch ein paar unvorbereitete Krieger kämpfen zu müssen, nicht durch einen zweiten Verteidigungsring. Doch die Verwirrung hielt nicht lange, gierig stürmten die Kreaturen weiter. Durch das zerstörte Tor quoll ein nicht enden wollender Strom von ihnen.

Die Bogenschützen an den Mauern schossen mit Brandpfeilen in das dichte Gewühl im Hof. Einige trafen eine Kreatur, noch mehr erstickte der Schnee, aber ein paar erfüllten ihren Zweck und entzündeten die vorbereitete Mischung aus Öl und Rietgras, mit der in der vergangenen Nacht, im Schutze der Dunkelheit, der Boden bedeckt worden war. Das Feuer breitete sich nicht so schnell aus wie erhofft. Die dünne Schneedecke, die zuvor als willkommene Tarnung gedient hatte, nahm den Flammen jetzt die Luft. Trotzdem dauerte es nicht lange, bis der gesamte Burghof zwischen dem Tor und den Barrikaden in Flammen stand. Das Kreischen der vordersten Kreaturen währte nicht lange, der Gestank drang bis an Janis' Nase.

Doch das Feuer war schnell heruntergebrannt. Die nachrückenden Kreaturen trampelten die letzten Flammen nieder und erreichten die Barrikaden etwa in dem Moment, in dem die ersten Leitern an die Mauern angelegt wurden. Das Morden begann.

Janis verschloss sich dem Leid ringsum und widmete sich seiner Aufgabe. Er versuchte den Überblick zu behalten und sich zu merken, wo die freiwilligen Helfer nach der Schlacht die meisten Verwundeten bergen konnten. Falls es ein *Nach der Schlacht* gab. Dieser Angriff unterschied sich deutlich von den bisherigen. Bislang hatte Nomion es nur darauf angelegt, sie auszutesten, ihnen Verluste beizubringen und sie zu zermürben. Jetzt jedoch ging es ihm um den Sieg.

An gleich drei Stellen fassten Skrale Fuß auf den Mauern und ließen sich nicht wieder vertreiben. Ohne Gnade machten sie die Verteidiger nieder, die sich ihnen in den Weg stellten. Bauern, die geglaubt hatten, Krieger zu sein, obwohl sie seit kaum mehr als zwei Monden ein Schwert in der Hand hielten. Auch die Barrikaden im Burghof waren kein Hindernis mehr, als die ersten Trolle ankamen. Von oben donnerten immer wieder zerstörerische Felsen herab, die Fluggors schlepten eifrig immer neue Geschosse von einem großen Haufen, den die Kreaturen in den letzten Tagen aufgeschichtet hatten. Janis kam mit seiner Aufgabe kaum hinterher.

Er konnte nicht benennen, was es war, das ihn aufblicken ließ. Vielleicht die Kreaturen, die für die Dauer eines Wimpernschlags im Kampf innehielten, als Nomions Aufmerksamkeit sich anderen Dingen zuwandte. Vielleicht die vereinzelt hoffnungsfrohen Rufe, die so gar nicht zu ihrer Situation passen wollten. Vielleicht auch der ferne Klang eines Horns.

Wilde Gestalten rannten brüllend auf Nomions Zelt zu. Sie trugen Felle, Kettenhemden und bunt zusammengewürfelte Rüstungsteile und schwenkten Äxte, Lanzen und Schwerter in den unterschiedlichsten Formen, doch sie behielten eine geschlossene Formation bei und bewegten sich diszipliniert vorwärts. An der Spitze der bunten Truppe lief ein Mann mit vernarbtem Gesicht und Haaren, die wie eine schwarze Flamme von seinem Kopf abstanden. Sechsfinger war gekommen.

Nomion starrte den Söldnern ungläubig entgegen, seine hagere Gestalt strahlte mühsam zurückgehaltenen Zorn aus. Mit einem Wink seines knöchernen Stabes sandte er Sechsfinger die Kreaturen um sein Zelt entgegen. Janis konnte nicht einschätzen, welche Seite überlegen war, er stellte nur fest, dass es ziemlich viele Kreaturen waren, die sich Sechsfingers Schar entgegenstellten, und dass Nomion es anscheinend nicht für nötig hielt, Truppen aus der Rietburg abzuziehen.

Janis wartete nicht ab, bis Söldner und Kreaturen aufeinanderprallten, sondern widmete sich wieder seiner Aufgabe. Im Burghof wütete ein Wardrak zwischen den Verteidigern. Ein Skral trat auf die Spitze von Brandurs Turm und reckte triumphierend beide Schwerter in die Luft. Ein herabgeworfener Felsen zerschmetterte eine der Barrikaden und die Krieger dahinter krümmten sich, als die Splitter sie trafen. Janis merkte sich die Stellen.

Plötzlich begann die Welt sich zu drehen. Ein grauenhafter Schmerz überkam ihn, als würde sich eine heiße Klinge in seine Stirn bohren. Janis umfasste die Zinne vor sich und klammerte sich fest, um nicht zu stürzen. Dunkelheit ertränkte seine Sicht, nur das Gefühl des rauen Steins unter seinen Fingerkuppen gab ihm etwas Halt.

Von einem Moment auf den anderen konnte er wieder sehen. Doch was seine Augen ihm mitteilten, konnte nicht stimmen. Er fühlte noch immer den kalten Stein unter seinen Fingern und hörte aus der Ferne den Lärm der Schlacht, aber er stand in einem veränderten Burghof. Ohne den Schnee, ohne die Barrikaden, ohne das zerschmetterte Tor, ohne Kreaturen oder Verteidiger, ohne Leichen und Blut. Er hob den Kopf und sah über sich nur einen zeitlosen grauen Himmel wie die leere Leinwand eines unvollendeten Gemäldes.

„Was ...?“ Janis versuchte, eine Hand auszustrecken. Das Gefühl des Steins unter seinen Fingern wich nicht, doch hier, in dieser Welt, bewegte sich sein Arm ansatzlos. „Nomion!“, rief Janis. „Was ist hier los?“

„Lustig. Dasselbe wollte ich dich fragen!“, zischte eine heisere Stimme. Janis fuhr herum. Er wusste, dass er eben noch alleine gewesen war, doch jetzt stand Nomion mitten

auf dem Burghof und blickte zornig auf ihn herab. „Eine Falle hinter dem Tor? Söldner, die genau zum Zeitpunkt des Angriffs hier auftauchen?“ Nomion hob seinen Stab, ein fahles grünes Licht strahlte aus den Augenhöhlen des Schädels an der Spitze und etwas packte Janis wie eine gewaltige Faust und presste ihn zu Boden. Spitze Steinchen bohrten sich in seine Wange, von Nomion konnte er nicht mehr sehen als schmutzige graue Füße mit spitzen Zehennägeln. „Ich glaube nicht an Zufälle, Janis! Hat mein kleiner Verräter diesmal mich verraten? Antworte!“

Kurz war Janis von Furcht gelähmt. Wenn er sich jetzt verriet, dann war alles umsonst! „Ich habe dich nicht ... verraten“, keuchte er. Er konnte nur mit Mühe Luft holen und sein Brustkorb schmerzte unter dem Druck. „Was kann ich dafür, dass du ... diesem Sadam vertraut hast?“

Der Druck verstärkte sich noch. „Sadam?“ In Nomions Stimme lag pure Verachtung. „Der der Rietburg mehr Vorräte zur Verfügung stellte als jeder andere? Dessen Söldner jeden Versuch meiner Kreaturen vereitelten, sich ein paar Rietländer zu erbeuten? Du hast wirklich geglaubt, Sadam sei der Verräter?“

Janis stöhnte. *Also doch Kara*. Was hatte Sadam sich wohl gedacht, als er den Brief gelesen hatte? *Wir werden nicht versuchen, Euch für irgendetwas zur Rechenschaft zu ziehen*. Janis schob alle Gedanken an den Aufsteiger beiseite. Er hatte ganz andere Probleme.

„Es war ein ... Ausfall geplant, nehme ich an“, presste Janis hervor. „Ich habe damit nichts zu tun! Warum hätte ich ... den Ewigen Rat nach all meinen Mühen ... jetzt hintergehen sollen?“

„Du verachtest den Ewigen Rat noch mehr als ich, das weiß ich“, krächzte Nomion gefährlich ruhig. „Du hast geglaubt, es könnte nichts passieren, habe ich recht? Du hast geglaubt, ich würde von deinem kleinen Verrat nichts mitbekommen? Du hast geglaubt, dein Kopf sei sicher vor mir? Du hast dich geirrt! Ich bin Nomion, der Hexer! Ich habe dem Urtroll selbst meinen Willen aufgezwungen! Ein jämmerlicher Menschenjunge ist kein Hindernis für mich! Ich könnte dich dazu zwingen, lachend von diesem Turm zu springen. Wir werden schon sehen, was du mir verheimlichst.“

Janis wurde wie von langen Schnüren emporgerrissen, bis er dicht vor Nomion in der Luft schwebte. Die gelben Augen glühten bedrohlich und ein wölfisches Lächeln lag auf Nomions Lippen. „Bisher war ich freundlich genug, mit meinen Besuchen abzuwarten, bis dein Geist sich von alleine geöffnet hat. Bisher habe ich es akzeptiert, wenn du mir etwas verheimlicht hast. Aber damit ist jetzt Schluss!“ Damit griff der Hexer nach seinem Kopf ... und die Hand glitten widerstandslos durch seine Schädeldecke. „Dein Kopf gehört mir!“

Janis schrie auf, er konnte seinen Schrei in der Ferne widerhallen hören und ahnte, dass er ihn in beiden Welten zugleich ausstieß. Das Gefühl des Steins unter seinen Fingerspitzen verschwand, dumpf spürte er seinen Hinterkopf irgendwo aufschlagen. Etwas wühlte sich mit Gewalt durch seine Gedanken. Das Abbild der Rietburg, in dem er hing, erbebt und verformte sich. Mauern rissen auf und der graue Nebel jenseits der Traumwelt strömte herein. Aus den Schwaden formten sich Gestalten, von Menschen und Kreaturen, die gegeneinander kämpften und fielen. Über den leeren, grauen Himmel zuckten lautlos grüne Blitze.

Dann war es vorbei. Janis wurde achtlos fallen gelassen, der Aufprall presste ihm die Luft aus den Lungen. Er hockte sich mühsam auf die Knie, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte seine Tränen weg. Nomion beachtete ihn kaum, in der Handfläche des Riesen

lag winzig eine hölzerne Schatulle, die schon lange nicht mehr existierte. Die abgegriffenen Schnitzereien erkannte Janis sofort. *Vor langer, langer Zeit kamen zwei Brüder in ein leeres Land mitten im Nichts. Sie waren Arauthor, der Hirte, und Nivor, der Bauer.*

„Gib das ... her!“, würgte Janis hervor.

Nomion grinst nur. „Das hier? Das willst du nicht. Hierin verbergen sich alle deine Geheimnisse. Alles, was du vor mir verbirgst. Alles, was du vor deinen Freunden verbirgst. Vor allem anderen jedoch: Alles, was du vor dir selbst verbirgst. Du willst den Inhalt dieser Schachtel nicht. Ich dagegen... ich werde nicht davor zurückschrecken, deine Erinnerungen ans Licht zu zerren. Du warst aufmüpfiger, als gut für dich war, kleiner Verräter. Nun werden wir sehen, ob du die Wahrheit gesagt hast. Zeig mir deine Geheimnisse. Was verheimlichst du mir?“

Der Deckel der Schatulle klappte auf und Janis spürte, wie etwas mit gezackten Haken aus seinem Verstand gerissen wurde. Das Abbild der Rietburg verschwand.

Es war ein kühler Sommerabend, Janis war acht Jahre alt. Er stand am Ufer der Narne, seine Mutter neben ihm. Gemeinsam blickten sie ans andere Ufer, wo in der Dämmerung undeutlich eine Gestalt aus Wasser auszumachen war. *Eines Tages wirst du diese Aufgabe übernehmen und sie als treuen Wegbegleiter an deiner Seite haben. Sie wird das Erbe von Etores, dem einfachen Bauern, immer weiter tragen.* Kheelas Stimme klang voller Liebe und Zuversicht über das Rauschen des Flusses. Ein achtjähriger Janis wandte den Kopf, um ehrfürchtig zu ihr aufzusehen. Doch irgendwo in einer halb zerstörten Burg jenseits der Grenzen der Realität sackte ein anderer Janis vor den Füßen eines Krahders in sich zusammen. Und ganz oben im Kronenturm, hoch über dem Morden einer Schlacht, lag ein dritter Janis und krümmte sich vor Schmerz. *Du irrst dich, Mutter. Ich habe die Flusslande im Stich gelassen. Ich habe meine Aufgabe nicht übernommen. Ich bin ... eine Enttäuschung. Ich habe Etores Vermächtnis verraten, und ich habe dich verraten. Dich und alles, wofür du gekämpft hast.*

Das Bild des Sommerabends wich einer kleinen Hütte zwischen den grauen Nebeln eines Traums. Janis stand im Schatten eines hageren Krahders mit beinernem Stab. *Ich bin einverstanden.* Drei kleine Worte, die alles verändert hatten.

Auch diese Erinnerung verschwand. Janis schwebte in einem tiefen, grauen Nichts, und ihm gegenüber war seine Mutter. Die silberne Ghirlada lag auf ihrem glatten hellbraunen Haar, in ihrer Hand hielt sie ihren leuchtenden Stab. Kheela sah ihn aus ihren hellblauen Augen an, die den seinen so sehr glichen. Und in ihrem Blick lag nichts als Verachtung.

Das ist der Beweis deiner Gleichgültigkeit, Janis! Deiner Gleichgültigkeit gegenüber dem Land Andor und allen seinen Bewohnern. Gegenüber Orfen und den Helden. Gegenüber Rodur. Gegenüber Sara. Gegenüber allem, was mir wichtig war, gegenüber meinen Wünschen und Zielen... und damit auch gegenüber mir selbst.

Kheelas Stimme brannte wie Eis. Sie sprach voll Enttäuschung, und es war egal, dass das nicht Kheela war, und auch nicht die unvollständige Erinnerung, die er von ihr hatte, sondern nur die verzerrte Spiegelung eines Trugbildes, nur ein Schatten Nomions.

Nein, Mutter! Das stimmt nicht! Ich habe das alles für dich getan! Alles!

Erkennst du nicht, dass es genau das ist, wovon ich spreche? Wenn dir wirklich etwas an mir liegen würde, würdest du dann alles verraten, wofür ich gestorben bin? Du bist nur ein dummer, trotziger, kleiner Junge, der nicht einsehen will, dass seine Mutter tot ist! Dir ging es nie wirklich um mich! Nur um deinen Wunsch, um dein Ziel, um das, was du verloren hast! Dir ging es immer nur um dich selbst, Janis!

Nein! Ich habe nie mehr geopfert, als ich musste! Ja, ich würde dich um jeden Preis zurückholen, aber ich habe getan, was ich konnte, damit der Preis nicht zu hoch wurde.

Von Kheela kam nur ein spitzes, höhnisches Lachen als Antwort. Erinnerungen durchfluteten Janis. Peta, mit einem Pfeil im Hals. Barram, der tot neben Orfen kippt. Krieger, die in Angriffen fielen, von denen Janis bereits im Voraus gewusst hatte. Sann, die zum letzten Mal ihren Vater umarmte.

Das soll alles gewesen sein, was du tun konntest? Du hast nichts getan!

Janis musste Mutter beweisen, dass er ein guter Junge war. Dass er nicht tatenlos geblieben war. Nur ein unwichtiger kleiner Teil von ihm, der sich Vernunft nannte, wand sich und schrie, dass Nomion hier war, mitten in seinem Kopf, und nur darauf wartete, dass diese Erinnerungen ans Licht kamen. Doch diese Vernunft war machtlos.

Oh doch, das habe ich! Sieh hin, Mutter!

Ein anderes Bild formte sich. Eine äußerst frische Erinnerung. Janis, in den Gemächern des Statthalters, ihm gegenüber Kunar und Daroscha. Im letzten Moment gelang es der Vernunft, das Bild zumindest zu verändern. Eine dritte Gestalt erschien zwischen den beiden Lehrmeistern, die Gestalt von Orfen, der in seinem Lehnstuhl saß. Daroschas Stimme hallte laut durch die Kammer. „In spätestens vierzig Tagen sollte der Ewige Rat besiegt sein.“

Siehst du nun, was ich Nomion verheimlicht habe, Mutter? Bist du ... stolz auf mich?

Das Bild verblasste. Janis kauerte wieder zu Nomions Füßen in der Rietburg. Langsam konnte er wieder klar denken. Nomion sah reglos auf ihn herunter, der Deckel der Schatulle war wieder zugeklappt. „Von wann ist diese Erinnerung? Wie soll der Ewige Rat besiegt werden?“, fragte er unheimlich ruhig.

Janis holte zitternd Luft. „Anfang des Jahres. Weiß nicht wie.“ Er wagte es nicht zu lügen.

Nomion kniff die gelben Augen zusammen. „Interessant.“ Dieses eine Wort steckte voller Berechnung. Auch Nomion hatte kein Problem damit, wenn der Ewige Rat zerschlagen wurde, erkannte Janis. Solange er es für seine Zwecke nutzen konnte.

Der Hexer schüttelte unwirsch den Kopf. „Aber deine Geheimnisse wiegen noch immer so schwer. Ich bin sicher, du hast mir noch mehr zu zeigen, kleiner Verräter.“

Janis sprang auf. „Verschwinde aus meinem Kopf!“, zischte er. „Du hast kein Recht, hier zu sein! Ich ...“

Nomion lächelte nur und ließ wortlos die Schatulle wieder aufklappen. Sofort verschwanden der Hexer und der Burghof. Janis saß zusammen mit Sara an Rodurs Krankenbett. Rodur hockte dort, die Decke um sich geschlungen, starrte hasserfüllt ins Leere. „Uns jetzt wieder den Fängen der Krahder überlassen, nachdem wir endlich den Geschmack der Freiheit kosten durften, ist nur grausam. Wenn wir ihm wirklich noch etwas bedeuten, dann sollte er uns lieber alle sterben lassen.“

Ich habe ihn auf die Liste der Lebenden gesetzt. Aber wozu? „Kein Ambacu ist jemals frei.“ Ich verlängere nur seine Knechtschaft. Ich opfere mehr als nur Menschenleben. Ich opfere die Freiheit, die ihm und so vielen anderen geschenkt wurde.

Das Bild änderte sich. Janis stand auf der Spitze des Kronenturms, bei ihm Vara und seine Freunde. Ein dünner Laut hallte durch die Luft, ein Lachen zart wie der Flügelschlag einer Libelle. *Ich habe mir geschworen, Sara erneut zum Lachen zu bringen. Ich habe mir geschworen, das Blau aus ihren Augen zu vertreiben. Und was habe ich erreicht?*

Erinnerungen rasten durch seinen Verstand. Sara, die ihm ihre Gebärdensprache beibrachte. Die über eines seiner Rätsel nachdachte. Die ihn im *Nimm-Spiel* schlug. Eine

verzweifelte Umarmung im strömenden Regen. Eine flüchtige Berührung, die vielleicht ein Kuss war. Der Duft von Rietgrasblüte und Bittermandel. Und über allem schwebte dieser eine Morgen nach Orfens Tod, als sie den Blick hob und ihn anstarrte aus Augen, in denen von all den schillernden Farben nur tiefe Schwärze zurückgeblieben war.

Ich habe mir vorgenommen, sie zu heilen, und stattdessen habe ich sie nur noch mehr zerbrochen. Ich habe es mir angewöhnt, von Rodur und Sara als Freunde zu denken, doch das stimmt nicht. Ich nutze die beiden aus. Ich belüge sie. Ich zerstöre sie. Ich bin nicht ihr Freund!

„Verschone mich von dem Zeug, das du vor dir selbst versteckst!“, dröhnte eine heisere Stimme ungeduldig durch seinen Schädel. „Was verheimlichst du mir?“

Was verheimlichst du mir? Erneut rissen die Haken in seinem Verstand. Die frische Erinnerung drängte sich wieder nach oben. *Was verheimlichst du mir?* Janis keuchte auf. Und er gab Nomion, was er verheimlicht hatte, schleuderte ihm das Bild geradezu entgegen. *Ein Hahn, groß, furchtbar und rot, kauert auf einer Burg, die in weißem Gold schwimmt.*

Keuchend schlug Janis die Augen auf. Kurz sah er über sich das Rietdach des Kronenturms und spürte die Bodenluke in seinem Rücken, dann hockte er wieder im Burghof vor Nomion und starrte auf schmutzige graue Füße. „Sieh an, sieh an“, flüsterte der Krahder sanft. „Der rote Hahn.“

Janis sah auf. Sein Nacken schmerzte. „Du ... weißt, was er bedeutet?“

„Gewiss. Auch ich habe ihn kommen sehen. Der rote Hahn hat sich auch meine Heimat einverleibt. Er ließ keinen Stein auf dem anderen und löschte jedes Leben aus.“ Die Hand, in der die Schatulle lag, ballte sich zur Faust. „Der rote Hahn ist die Feuersbrunst, die alles verschlingt. Pure Zerstörungskraft, grausam, hungrig und willenlos. Wenn er auch diese Burg frisst ... nun, dann hoffe ich, dass er das noch heute erledigt.“

In Nomions gelb glühenden Augen lag etwas, was Janis dort noch nie gesehen und nicht erwartet hatte, ein Gefühl, das er nicht einschätzen konnte. Er witterte seine Chance. „Bitte, Nomion. Ich habe dich nicht hintergangen, sonst wüsstest du es inzwischen. Hör auf, in meinen Geheimnissen herumzuwühlen.“

Der Hexer zögerte sichtlich, doch dann schüttelte er das rätselhafte Gefühl ab. „Nein! In meiner Hand liegen noch immer so viele Erinnerungen, so viele Geheimnisse. Erst wenn ich das letzte gesehen habe, werde ich wissen, dass du an dem Verlauf der heutigen Schlacht keinen Einfluss hast.“ Er beugte sich langsam herab und versprach: „Aber falls doch werde ich einen Weg finden, selbst das zu zerstören, was nach dem Öffnen aller deiner Geheimnisse noch von die übrig sein wird.“

Diesmal war Janis vorbereitet. *Was verheimlichst du mir?* Kaum wühlten die Haken in seinem Verstand, hatte er ihnen schon irgendetwas hingeworfen, um Nomion abzulenken. Er stand in der großen Halle hinter dem Thron mit der gespaltenen Lehne und sah hinunter in die dunklen Augen Orfens, der neben einer Vertiefung im Boden hockte. „Andor ist jung und König Brandur kümmerte sich mehr um das Wohl seines Volkes als um vergoldeten Firlefanz. Er gestand sich einzig die Rietgraskrone zu, doch die trägt die rechtmäßige Königin bei sich“, sagte der Statthalter rau.

Im nächsten Moment war Orfen wieder verschwunden und stattdessen blickte Janis in zwei gelb glühende Augen. „Langsam glaube ich, es spielt überhaupt keine Rolle, ob du mich heute verraten hast oder nicht, kleiner Verräter. Vielleicht sollte ich dem Schwarzen Herold einfach sagen, wen er für dich zurückholen soll. Als Strafe für deine Schweigsamkeit!“

„Wir hatten eine Abmachung!“, zischte Janis. „Ich ...“

Nomion öffnete die Schatulle wieder. Janis wusste nicht, womit er ihn noch aufhalten konnte. Die frische Erinnerung trieb schon wieder an der Oberfläche. Also warf er sich so tief er konnte in den Fluss seiner Geheimnisse, voller Angst, was er am Grund finden mochte.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Nur vereinzelte Wolken malten weiße Tupfer in das endlose Blau. Janis saß alleine an der Narne und ließ die Beine ins Wasser baumeln. Kleine Fische knabberten an seinen Zehen. Obwohl der Fluss schnell dahinfloss, konnte er auf der Oberfläche deutlich sein Spiegelbild erkennen. Und dort, auf der anderen Seite des fließenden Spiegels, war er nicht alleine. Kheela saß neben ihm und hielt seine Hand. Janis sah auf und starrte auf den schrecklich leeren Platz neben sich. Im Wasser lächelte seine Mutter wehmütig.

„Das hier ist keine Erinnerung“, murmelte Janis.

Nein. Aber du verbirgst mehr vor dir selbst als nur Erinnerungen. Das hier, mein Schatz, ist dein tiefstes Geheimnis. Eine Gewissheit, die du für immer vergessen wolltest. Deine größte Lüge.

Janis hielt den Atem an. „Wovon ... sprichst du?“

Von mir. Von dem, was du aus mir gemacht hast. Sieh mich an, Janis. Nur ein Spiegelbild. Das ist alles, was ich bin.

Janis spürte, dass ihm die Tränen kamen. „Das weiß ich längst, Mutter. Meine Erinnerung ist fehlerhaft. Nur ein blasses Abbild, nicht wirklich du. Deshalb hole ich dich zurück! Deshalb tue ich das alles! Weil keine Erinnerungen dich jemals ersetzen könnten! Weil nicht *du* in mir weiterlebst, sondern bloß eine billige Imitation!“

Kheelas Spiegelbild im Wasser schüttelte sanft den Kopf.

Und da irrst du, mein Schatz. Nicht die Kheela aus deiner Erinnerung ist fehlerhaft. Die echte Kheela ist es. Das Bild, das du aus deinen Erinnerungen geschaffen hast, ist keine unvollständige Kopie. Es ist eine Steigerung. Es ist die perfekte Kheela, die es niemals gab. Du hast mehr als ein Jahr auf mich gewartet. Du hast gebangt, und gehofft, und du wusstest, wenn ich nur zurückkäme, dann würde alles wieder gut werden. Aber ich kam nicht zurück. Und je mehr Zeit verstrich, desto mehr hast du dir unsere leuchtende Zukunft ausgemalt. Als klar wurde, dass ich nicht mehr kommen würde ... was hättest du tun sollen, als mich so im Gedächtnis zu behalten, wie du mich behalten wolltest? Als deine perfekte Mutter. Du hast bereitwillig alles vergessen, was deine Erinnerung belastet hätte. Alle meine Schwächen. Alle meine Fehler. Alles, was mich zu einem Menschen gemacht hätte.

„Nein! Ich hätte dich nie absichtlich verfälscht!“

Absichtlich... Wer weiß das schon? Du hast es getan, ob absichtlich oder nicht. An wie viele Tage erinnerst du dich, an denen wir gestritten haben? An wie viele Tage, an denen ich die Geduld oder die Beherrschung verloren habe? An wie viele Tage, an denen du dich ungerecht behandelt fühltest? Wie viele schlechte Erinnerungen hast du an mich, Janis?

Die Kheela im Wasser ließ die Hand seines Spiegelbildes los, das Bild im Wasser wurde fortgespült, und Erinnerungen stiegen auf wie Luftblasen. Schreie, Tränen, Zorn und Trotz. Der Fluss brodelte.

Es sind tausende. Aber du hast sie hier versenkt, weil du sie nicht ertragen hast. Du hast nur das übrig behalten, was dein Bild von mir gereinigt hat. Die echte Kheela wird nicht mithalten können mit mir. Nicht du bist die Enttäuschung, sondern ich.

„Nein!“, schrie Janis. „Nein, Mutter! Ich habe negative Erinnerungen an dich! Ich spüre Wut auf dich! Wut, weil du deinen Sohn zurückgelassen hast, um Fremden zu helfen! Diese Wut habe ich nicht von mir gewiesen!“

Wut, ja. Aber sei ehrlich, Janis: Dass ich bereit bin, selbst für Fremde alles zu geben, dass ich selbst dann helfe, wenn ich es am wenigsten will – das ist nichts, was du als Schwäche betrachtest. Das ist es, wofür du mich so sehr bewunderst. Du hast nicht die Momente verdrängt, in denen ich anderen half, sondern die, in denen ich dich bevorzugt habe.

Andere Bilder schäumten im Fluss auf. Janis, der darum bettelte, nicht allein gelassen zu werden, während draußen Kreaturen wüteten und Stürme tobten. Und Kheela, die daheim blieb und ihren Sohn tröstete. Immer und immer wieder. Während nicht weit entfernt Menschen in Not auf eine Hüterin der Flusslande warteten, die ihnen nicht zu Hilfe kam.

Du willst eine Heldin zum Leben erwecken, aber du wirst einen Menschen erhalten. Du willst etwas zurückholen, das es nie gegeben hat, und dafür opferst du alles, was wirklich Bedeutung hat. Dies ist deine größte Lüge, Janis: Dass ich anders bin als du.

Benommen blinzelte Janis und versuchte zu verstehen, wieso er zu Nomions Füßen im Burghof lag. „Taurig“, flüsterte eine hämische Stimme. „Alles, wofür du gekämpft hast, eine Lüge. All deine Opfer für jemanden, der nichts davon verdient.“

Hass erfüllte Janis. „Du kanntest sie nicht, Nomion! Sie hatte Fehler, natürlich hatte sie die. Vielleicht war sie nicht so perfekt, wie ich es dachte. Es besteht kein Zweifel, dass sie ein guter Mensch war, doch vielleicht gab es bessere. Aber weißt du was? Das spielt keine Rolle! Sie war meine Mutter. Sie war die einzige, die für mich da war! Sie war das einzige, was mir wichtig war. Und ich würde alles für sie tun! Ob sie es verdient hat oder nicht! Ob sie es wollen würde oder nicht! Einfach, weil sie es ist. Verstehst du das, Nomion? Kannst du das überhaupt verstehen?“

Janis stand langsam auf. Sein ganzer Körper war ein einziger blauer Fleck, doch der Schmerz verlor jede Bedeutung. „Und jetzt verschwinde aus meinem Kopf. Meine Geheimnisse gehören mir.“

Nomion trat tatsächlich einen Schritt zurück, ehe er sich fing. „Was erlaubst du dir, kleiner Verräter?“ Er schwenkte seinen Stab und grüne Flammen brachen rund um Janis aus dem Boden. „Du kannst mich nicht vertreiben, bevor ich es nicht will. Ich habe diesen Traum heraufbeschworen. Ich bin Nomion, der Hexer aus Krahd, erster der Krahder, Meister des Urtrolls, Träger der grünen Flamme! Und was bist du? Ein kleiner Junge, der Diener eines Dieners, allein inmitten einer Heimat, die er verrät.“

Janis hob das Kinn und erwiderte den Blick aus den gelben Augen. „Nein, Nomion. Du irrst dich. Ich bin nicht allein.“

Der Nebel des Traums schob sich über das grüne Feuer und erstickte es. Er spürte eine tröstende Präsenz, die ihn stützte und ihm frische Kraft schenkte. Ein schlanke Hand ganz aus Wasser legte sich auf seine Schulter.

„Das kann nicht sein!“, murmelte Nomion, Janis war sich nicht sicher, ob die Melodie von Empörung oder Zorn in der heiseren Stimme überwog.

„Das hier ist mein Kopf. Mein Traum. Meine Heimat“, erwiderte Janis ruhig. „Hier kannst du mir nichts anhaben. Du hast bis heute nicht begriffen, was das bedeutet, oder? Heimat. Das ist kein Wort für einen Haufen Steine. Heimat, das sind alle, die mir wichtig sind. Alle, denen ich wichtig bin. Die Menschen, zu denen ich gehöre.“

Und aus dem Nebel formten sich weitere Gestalten. Sara winkte vom Kronenturm herab, sie hielt einen Bogen in der Hand und ihre Augen strahlten violett. Rodur öffnete die Tür zur Schmiede und lächelte ein verschwitztes Lächeln. Im Inneren hob Warguth grüßend seinen Hammer. Readem saß gemütlich im Kräutergarten des Siechenhauses und nickte Janis zu, neben ihm stand Sann, Hand in Hand mit ihrem verstorbenen Vater Daron. Orfen trat aus der großen Halle, gefolgt von Armond und Peta. Meister Kunar und Kommandantin Daroscha liefen über den Burghof, tief in irgendeine nichtige Streiterei vertieft. Barram folgte den beiden und warf Janis ein verlegenes Lächeln zu. Fenster und Türen wurden aufgeschlagen und von überallher strömten Menschen. In zwei Reihen liefen sie über den Burghof, die Listen der Lebenden und der Toten, und dann lösten sich die Reihen auf und alle liefen wild durcheinander. Fröhliche Stimmen schollen weit durch die Traumwelt. Und hoch über der Burg schwebte ein gütiges Gesicht, das sich aus den leeren Wolken gebildet hatte. Das Gesicht seiner Mutter.

„Das hier ist meine wahre Heimat, Nomion!“, rief Janis. „Hier kannst du mir nichts anhaben.“ Der Krahder stand reglos an seinem Platz inmitten des Gewimmels der Menschen, die den Riesen in ihrer Mitte nicht weiter beachteten. Sein Gesicht verzerrte sich vor Zorn. Wieder fixierte Nomion seinen Verräter, kurz zwang ein ungeheurer Druck ihn in die Knie.

Die Menschen in der Burg erstarrten und wandten Janis ihre Gesichter zu. Er spürte ihre Kraft, ihr Vertrauen, ihre Liebe, und er nahm alles an und stemmte sich dem Hexer entgegen. Stumm maßen sie sich mit Blicken. Die Welt schmolz zusammen auf ein gelbes Augenpaar, alles andere verflüchtigte sich zu grauem Nebel und bedeutungslosen Schemen. Schließlich zerbrach der Zorn in Nomions Augen und wich der Fassungslosigkeit, ehe auch die gelben Augen sich auflösten und nichts zurückblieb als eine leere Traumwelt. Dann verschwand auch die.

Janis schlug die Augen auf. Er hatte erwartet, wieder im Kronenturm zu liegen, doch stattdessen schwebte er hoch in der Luft; unter ihm ausgebreitet lag eine Ödnis aus Feuer und Stein. Ein Fluss aus Lava zog sich durch das Land, schneebedeckte Berge ragten am Horizont auf und zerfaserten halb in ein endloses graues Nichts. Direkt unter sich erblickte Janis einen riesigen schwarzen Baum, dessen tote Äste sich ihm spitz entgegenreckten. Normalerweise hatte Janis keine Angst vor Höhen, aber dieser Anblick ließ ihn schwindeln. Es ging hier ziemlich weit runter. Und er hing einfach mitten in der Luft.

Ein heiseres Flüstern riss ihn aus seinen Gedanken. „Was? Wie ist das möglich?!“ Eine Gestalt schwebte neben Janis, ein durchscheinender Schatten wie ein zerfetzter, fadenscheiniger Umhang. Aus dem verzerrten Schädel blickten ihn zwei böartige gelbe Augen an, die er überall erkannt hätte. „Verswinde von hier!“, zischte Nomion.

Und Janis begriff. „Das hier ist Krahd, oder?“, fragte er spöttisch. „Ich habe diesen Ort nie gesehen und kann schlecht davon träumen – aber das hier ist nicht mehr mein Traum, habe ich Recht? Es ist deiner.“ Janis setzte ein lebenswürdiges Lächeln auf. „Nachdem du in meinem Kopf tun und lassen konntest, was du wolltest frage ich mich, was ich hier für ... Unfug anstellen könnte.“

Und er spürte es. Er spürte die Macht, die er hier besaß. Diesmal war er der Eindringling. Der Spieß war umgedreht. Er konnte diesen Traum nach Belieben beenden oder in die Länge ziehen. Er konnte nach Geheimnissen wühlen und Schmerzen zufügen. Oh, diese berauschende Macht!

„Ich warne dich, Janis! Wage es nicht, mich zu provozieren! Hau einfach ab!“

Janis grinste abfällig. Das Gefühl der Macht raubte ihm jede Zurückhaltung. „Bitte! Was genau geschieht denn, wenn ich dich provoziere? Verbrenne ich dann in grünem Feuer? Werde ich aus deinem Kopf geworfen? Wenn du etwas davon könntest, dann hättest du es doch schon längst getan! Du magst ein großer Hexer sein, aber hier drinnen bist du nichts als ein machtloses Gespenst.“

Probehalber streckte Janis die Hand aus und berührte den Schatten.

Er sah eine kräftige Frau mit grauer Haut, die ihren Sohn schlägt, weil er schon wieder zu schwach gewesen ist. Andere Riesen, die den schwächlichen Jungen piesacken, der alles stumm erträgt, während in ihm ein tiefer Wunsch heranwächst. Langsam und geduldig, aber umso zerstörerischer. Der Wunsch, besser als die anderen zu sein. Der Wunsch, zu den Göttern seines Volkes zu gehören. Der Wunsch nach Unsterblichkeit.

Er sah einen jungen Riesen, der an Wildtieren und Kreaturen experimentiert, der ihnen Kräuter einflößt und mit präzisen Schnitten mitleidlos ihre Haut aufschneidet, der schließlich beginnt, in den Geist seiner Opfer einzudringen, ihre Gedanken zu verdrehen und ihre Körper zu beherrschen. Erst nur von vernunftlosem Getier. Dann von anderen Riesen. Zuletzt von einem Wesen, alt wie das Gebirge, unter dem es schläft. Ein Gigant aus vergangenen Äonen. Der Urvater aller Trolle.

Und Janis sah das Abbild eines schwarzen Drachen, gefolgt von einem Sturm aus Feuer, in dem die Welt vergeht. In dem Nomions Körper zu Asche verbrennt, während sein Geist verbleibt, eingesperrt in eine Welt, in der es keine Farben mehr gibt, keine Gerüche, keine Temperatur, angetrieben nur von seinem alten Verlangen, dessen Erfüllung aussichtsloser scheint als je zuvor: Unsterblichkeit! Er hat lange Jahre intrigiert und geforscht. Hat mit aller Macht nach ihr gestrebt. Erst in Form einer Quelle, aus der Blut fließt. Dann in Form eines schwarzen Baumes, der tote Gebeine auferstehen lässt. Dieser Baum ist es, an den er seine elendige Existenz kettet. In den er all seine Hoffnungen setzt. Er vertraut seinen Schülern die Asche an, sie in einem Tempel zu bewahren, bis der Tag kommt, an dem ihr Wissen groß genug ist, ihn ins Leben zurückzuholen. Doch der Tag kommt nicht und die Jahrhunderte vergehen, angefüllt mit nichts als dumpfen Geräuschen ohne jede Schönheit und grauen Bildern eines einsamen Turmes. Bis ein Geist mit schwarzer Maske ihn aufsucht und ein Bündnis anbietet. Bis der Rote Hahn das Land Krahd verschlingt, und damit auch den Schwarzen Baum und den letzten Anker, den Nomions Geist in dieser Welt hatte. Bis der Krahder die Augen aufschlägt in einem unterirdischen Saal und spürt, wieder am Leben zu sein.

Die Erinnerungen verblassten. „Das wirst du bereuen!“, zischte Nomions Geist. „Ich werde dem Schwarzen Herold berichten, wer deine Mutter war! Ich werde ...“

Die Gestalt Nomions flackerte. Kurz sah Janis anstatt des schemenhaften Geistes wieder Nomions eigentlichen Körper vor sich schweben, eine tiefe Wunde klaffte in seinem Bein und Blut lief schwarz über die graue Haut. Das Bild verschwand so plötzlich, wie es gekommen war.

„Das war ich nicht“, meinte Janis verdutzt.

„Ich wurde verletzt!“, zischte Nomion, eher überrascht als zornig. „Da draußen.“ Hektisch sah er sich um, musterte die entfernten grauen Nebelwände der Traumwelt. „Lass mich sofort gehen! Beende diesen Traum! Das hier ist deine letzte Chance, deine Dreistigkeit wiedergutzumachen.“

„Warum musst du das von mir fordern, Nomion? Du hast doch gesehen, wie ich mich von dir befreit habe. Warum tust du nicht das gleiche?“ Janis breitete seine Arme aus und deutete wahllos irgendwo in die Ödnis unter sich. „Hole dir Hilfe von denen, die aus diesem Ort eine Heimat machen. Beschwöre aus deiner Erinnerung die Krahder, die dir wichtig sind. Oder kannst du es nicht? Weißt du nicht, wie es ist, für einen anderen da zu sein? Alles zu tun für ihn? Alles zu geben?“

„Ich bin gestorben für mein Volk!“, heulte Nomion wütend.

„Du wurdest überrascht, fern der Schlacht, wo du dich in Sicherheit wähnst“, erwiderte Janis verächtlich. „Alles, was du jemals wolltest, waren Macht und Unsterblichkeit, alle anderen waren dir gleichgültig.“

„Ich habe Macht. Ich habe Unsterblichkeit. Der Schwarze Herold gibt mir all das. Denkst du, ich bin zufrieden? Ich gehorche einem Geist, der nichts wäre ohne mein Wissen und die Macht, die er meinem Volk gestohlen hat! Ich arbeite zusammen mit dem Drachen, der mich ermordete! Und ich nehme das alles in Kauf, um mein Volk zu retten! Ist das Gleichgültigkeit?“

„Dann beweise es mir“, flüsterte Janis. „Am Ende ist ein Volk auch nur eine Ansammlung von Einzelnen. Wenn dir dein Volk so wichtig ist, dann sollte es dir nicht schwer fallen, wenigstens einen davon hier zu beschwören, richtig? Wenn ein erbärmlicher Menschenjunge es geschafft hat, welche Herausforderung ist es dann für den großen Hexer Nomion?“

Nomion zitterte vor Zorn. Vage Umrisse von Riesen entstanden und lösten sich sofort wieder auf, ehe sie ein Gesicht erhalten konnten.

„Das dachte ich mir“, sagte Janis, nachdem er sich die vergeblichen Versuche eine Weile angesehen hatte. „Da ist niemand. Niemand, der dir wichtig wäre. Niemand, dem du jemals wichtig gewesen wärst. Niemand, der zu dir gehört. Alles, was du je getan hast, hast du für dich selbst getan. Du bist wahrlich allein.“ Er schüttelte langsam den Kopf. „Ich weiß nicht, ob ich dich verachten oder bemitleiden soll. Nach all den Jahrhunderten, die du in einem Turm im Grauen Gebirge verbracht hast, fern von allem, was Bedeutung hat, gefangen in der Schattenwelt, hast du noch immer nicht verstanden, was Heimat ist.“

Wieder flackerte Nomions Körper auf, klaffende Verletzungen überzogen seine Beine und das schwarze Blut floss in Strömen.

„Wenn ich den Ewigen Rat wirklich hintergangen hätte, dann bräuchte ich jetzt nur zu warten, bis nichts mehr von dir übrig ist. Bis du so schwer verletzt bist, dass du für den Ewigen Rat nicht mehr von Nutzen bist. Doch das werde ich nicht tun. Ich könnte es nicht. Weil an Verrat an dir auch ein Verrat an Kheela wäre.“ Irgendwie meinte Janis seine Worte ernst, obwohl sie eine Lüge waren. „Ich werde dich nicht zugrunde gehen lassen, solange du für Kheelas Rückkehr von Nutzen bist. Und du bist noch nützlich, nicht wahr? Du wirst doch niemandem verraten, wer meine Mutter war?“

Janis spürte Nomions Wut, doch der Geist nickte widerstrebend.

„Geh jetzt, Nomion! Rette dich! Und wenn du das nächste Mal angreifst, stelle sicher, dass du gewinnst.“

Als Janis diesmal die Augen aufschlug, lag er wirklich im Kronenturm. Er war endlich erwacht. Mühsam rappelte er sich auf und spähte über die Zinnen.

Sechsfingers Söldner waren noch immer in den Kampf mit Nomions Wachen verstrickt, doch der Hexer war von anderen Gegnern umringt, die mit aller Kraft auf seine Beine

einhackten und zugleich einen Fallstrick um seine Füße wickelten. Schildzwerge, etwa ein Dutzend, koordiniert von einem dunkelhaarigen Zwerg. Kommandant Mart und seine Späher.

Nomion öffnete die gelben Augen und verzerrte das Gesicht. Er stieß seinen Stab in die Luft und schrie heiser Worte in seiner düsteren Sprache. Eine grüne Stichflamme schoss mindestens zehn Schritt aus dem nackten Fels empor. Die Zwerge, die ihn direkt umringten, wurden weggeschleudert und regten sich nicht mehr. Sein Zelt fing Feuer und knickte ein. Einzig Nomion schienen die grünen Flammen nichts anhaben zu können. Doch er wankte und wäre ohne seinen Knochenstab wohl umgekippt. Ob es die Erschöpfung des letzten Zaubers war oder die Wunden, die die Zwerge ihm zugefügt hatten, vermochte Janis nicht zu sagen. Über das Schlachtfeld hinweg kreuzten sich sein und Nomions Blick und der Hexer nickte unmerklich. Janis sah, wie sich seine Lippen bewegten. Ein letztes Mal flammte das Feuer hoch auf, hüllte den Krahder vollständig ein, dann erlosch es schlagartig. Von Nomion war nichts mehr zu sehen.

Die Kreaturen in der Burg hielten inne. Sie standen kurz vorm Sieg, doch sie waren ihres Heerführers beraubt und Verwirrung machte sich breit. Janis sah einen Troll, der kichernd mit seiner Keule auf die Kreaturen einhieb, an deren Seite er eben noch gekämpft hatte. Einige Gors, die auf erbitterten Widerstand stießen, machten sich keifend aus dem Staub. Die Feinde vor den Mauern wurden in kürzester Zeit von Sechsfinger in die Flucht getrieben, und ohne den Nachschub von außen gelang es den Verteidigern bald, auch der eingedrungenen Kreaturen Herr zu werden. Nur die Fluggors kreisten noch eine Weile um die Burg, ehe sie abdrehten.

Die Schlacht um die Rietburg war gewonnen.

Später Vormittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Burghof der Rietburg, Andor

Sadam, der Aufsteiger, zog an der Spitze seines eigenen Triumphzugs in die Rietburg ein. Ein Dutzend Ochsenkarren fuhr der Reihe nach durch das zerstörte Tor, vollgeladen mit Vorräten und von Söldnern flankiert. Er musste irgendwo in der Nähe gewartet haben, um im Falle eines Sieges schnell den Ruhm ernten zu können.

Und Ruhm erntete er. Die Schutzsuchenden waren aus dem Keller gekommen und nahmen gierig die Vorräte entgegen, die ihnen die Söldner anreichten. Sie schenkten Sadam bewundernde Blicke und gelegentliche Hochrufe. Er saß auf dem vordersten Wagen, nickte huldvoll und hatte ein gewinnendes Lächeln aufgesetzt, das seinen madenähnlichen Oberlippenbart unvorteilhaft zur Geltung brachte. Bei ihm auf dem Wagen saß eine schlanke Frau mit einem Jungen von vielleicht zehn oder elf Sommern und natürlich Sechsfinger, der den stechenden Blick seiner zweifarbigen Augen über die Menge schweifen ließ.

Janis wusste, dass er im Siechenhaus benötigt wurde, die vergangene Schlacht war blutiger als jede zuvor. Doch zunächst wühlte er sich zu Meister Kunar vor, den er vor der großen Halle erspäht hatte.

„Wenn Sadam sich jetzt entschließt, die Burg von seinen Söldnern einnehmen zu lassen, dann könnten wir ihm nichts entgegensetzen“, seufzte der Bewahrer anstatt einer Begrüßung.

Janis runzelte die Stirn und betrachtete die freudigen Menschen im Burghof. Leise antwortete er: „Und wahrscheinlich würden die Andori ihn sogar unterstützen. Viele haben genug davon, sich von Bewahrern und Schildzwerge regieren zu lassen. Sadam hat sie alle gerettet, und er gibt sich große Mühe, sie das wissen zu lassen.“

Kunar nickte bedrückt. „Was willst du, Sajin?“

„Eigentlich bin gekommen, um Euch vor Sadam zu warnen. Er ist charmant, er versorgt uns mit neuen Vorräten und ja, er hat uns gerettet. Aber er ist auch gerissen und weiß genau, was er will. Doch mir scheint, Ihr seid Euch dessen bewusst.“

„In der Tat.“ Kunar seufzte. „Du kennst ihn von allen hier am besten, Sajin. Bleib kurz hier, während ich ihn in Empfang nehme.“

Der Karren machte rumpelnd vor ihnen Halt und Sadam stieg herab. Er bedachte Janis mit einem eindringlichen Blick und wandte sich dann an Kunar: „Seid begrüßt! Mein Name ist Sadam, wie Ihr Euch vermutlich gedacht habt. Meine Söldner haben diese Burg aus den Klauen der Kreaturen befreit. Jetzt möchte ich mit dem amtierenden Befehlshaber sprechen. Dieser Botschaft, die mir die Zwerge gebracht haben“, er zog ein eingerolltes Pergament aus seinem Wams, „entnehme ich, dass das eine gewisse Kommandantin Daroscha ist. Wo ist sie?“

„Tot. Ich trage hier die Verantwortung“, antwortete Kunar. Janis erstarrte. *Tot.* Es war unmöglich zu sagen, was in dem Bewahrer vorging. Seine Miene war ruhig, doch Janis fiel auf, wie ungewöhnlich still er war.

„Ich verstehe“, antwortete Sadam ungerührt. „In diesem Fall seid Ihr es, für den ich zwei Geschenke bringe. Das erste sind die Vorräte, die in diesem Moment die Bäuche Eurer Leute und bald auch Eure Speicher füllen. Das zweite habe ich hier.“

Sadam gab einen Wink und Sechsfinger sprang aus dem Karren. Die beiden Bewahrer hinter Kunar versteiften sich, doch Sechsfinger warf nur einen großen Sack vor Kunars Füße und regte sich dann nicht mehr, nur die beiden Klingen an seiner rechten Hand schnappten unregelmäßig auf und zu. Aus dem Sack drang ein gedämpftes Stöhnen.

„Bei der Mutter! Wen habt Ihr da drinnen?“, entfuhr es Kunar.

„Im Gegensatz zu Euren zwergischen Spähern waren meine Söldner erfolgreich darin, die Quelle der feindlichen Vorräte aufzuspüren. Darf ich vorstellen?“ Sadam zog einen Dolch und schnitt den Sack auf. Aus dem Inneren starrte ihnen das hagere Gesicht einer alten Frau mit grauen Locken entgegen, die dunklen Augen waren hasserfüllt und ein Knebel hinderte sie am Sprechen. „Kara, Großbäuerin Andors und Dienerin des Ewigen Rates. Sie hat ihre Abgaben vergiftet, ihr Vieh an die Armee des Feindes geliefert, und ich fürchte, nachdem all ihre Ställe leer waren, wurde auch der ein oder andere Knecht als Nahrung verkauft.“

Kunar starrte die Alte an, ein harter Glanz trat in seine Augen. „Lasst sie sprechen“, befahl er grimmig.

Sechsfinger löste den Knebel und Kara ... lächelte. „Spar dir diesen Blick, Bewahrer! Ja, ich gestehe. Ich habe dieses Land verraten, ich habe dem Feind geholfen, ich habe euch vergiftetes Brot geliefert, ich habe meine Leute verkauft. Und, was wirst du jetzt tun?“

Kunar ballte die Fäuste. „Wie viel hast du für einen deiner Knechte bekommen? Wie viel Gold war dir deine Heimat wert?“

Kara lachte bitter. „Gold? Du Narr! Welchen Wert hat Gold für eine Frau, die jeden Winter der Husten dahinraffen kann? Sieh mich an. Ich spüre das Alter in jedem Knochen. Mein ganzes Leben habe ich Reichtum und Macht angesammelt, aber nichts davon konnte

mich vor dem Zahn der Zeit beschützen. In wenigen Jahren hätten alle meine Erfolge jeden Sinn verloren. Der Ewige Rat gibt mehr als Gold. Er gibt mir Unsterblichkeit!“

Kunars Lippen kräuselten sich vor Abscheu. „Genug! Knebelt sie wieder. In spätestens zwei Stunden habt ihr sie aufgeknüpft.“ Er winkte Sadam zu sich und gemeinsam traten die beiden in den Thronsaal.

„Hahaha! Aufgeknüpft!“, rief Kara ihnen hämisch hinterher. „Ihr habt noch nicht verstanden, wie sinnlos eure Strafen geworden sind. Tötet mich, wenn ihr wollt! Und sobald der Ewige Rat gewonnen hat, werde ich wiederkehren. Wenn eure Knochen zu Staub zerfallen und sich niemand mehr an eure Namen erinnert, werde ich noch immer lebe ... hrm ... hmmmppf!“

Janis sah noch zu, wie Sechsfinger ihre Rufe mit seinem Knebel beendete. Dann machte er sich auf den Weg ins Siechenhaus.

Später Nachmittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

Bedauernd betrachtete Janis den nackten Zwerg vor sich im Bett. Von allen Spähern hatte nur Kommandant Mart die Stichflamme Nomions überlebt, weil er ein paar Schritte abseits gestanden hatte, und auch er hatte nicht mehr lange zu leben. Schwere Brandwunden überzogen seine komplette Vorderseite, sein Gesicht war entstellt, von dem schwarzen Bart nichts mehr übrig. Außerdem hatte er ein paar gebrochene Rippen vom Aufprall. Von jedem gequälten Atemzug erwartete Janis, dass es sein letzter wäre, doch bislang war Mart zu stur zum Sterben. Aufgewacht war er aber auch nicht.

Ihre Vorräte an Heilkräutern waren praktisch leer und jetzt im Winter hatten sie auch kaum Möglichkeiten, noch Nachschub zu sammeln, doch aus ein paar getrocknete Lindenblüten und etwas Öl vom Küstenlavendel hatte Janis eine behelfsmäßige Brandsalbe improvisiert, die er jetzt behutsam auf den Wunden verteilte.

Ein schmerzzerfülltes Stöhnen schreckte ihn auf. Mart hatte die Augen aufgeschlagen, sein Blick irrte fiebrig umher, bis er an seinen Sachen hängenblieb, die auf einem Haufen neben dem Bett lagen.

„Aachch ... Chcha ... ärrr!“

„Pscht, beruhigt Euch, Kommandant.“ Mart riss die Augen auf und hob den Arm. „Nein, bewegt Euch nicht!“ Der Zwerg ignorierte ihn und deutete zitternd auf den Gürtel, den er getragen hatte. Die Bewegung musste ihm höllische Schmerzen bereiten. „Ngaaaaach Chaarrärng!“, stöhnte er fordernd und ließ den Arm fallen.

„Schon gut!“ Janis eilte zum Gürtel und nahm eine schwere Ledertasche mit Eisenverkleidungen ab. Was auch immer darin war, schien äußerst wichtig zu sein, vermutlich war es Mart darum gegangen. „Hier habt Ihr ...“ Janis stockte. Kommandant Mart lag still in seinem Bett, den leeren Blick noch immer auf den Ort gerichtet, an dem die Tasche gelegen hatte, und atmete nicht mehr.

Janis ließ sich neben das Bett sinken und sah nach, worauf Mart mit seinen letzten Worten hingewiesen hatte. Der Verschluss war beschädigt und die Tasche ließ sich problemlos öffnen.

Im Inneren lag ein goldener Reif, gewelltes Rietgras, das zu Metall erstarrt war. Dem Gewicht nach war er aus purem Gold. In der Tasche hatte er die Begegnung mit Nomion weitestgehend unbeschadet überstanden, nur eine der 24 spitzen Zacken war verbogen. Janis

wusste, was er vor sich hatte. Die Rietgraskrone. Die Krone Andors. Wie war ein zwergischer Kommandant darangekommen? *Spielt das wirklich eine Rolle?*

Diese Krone war ... wichtig. Nicht nur als Symbol. Der Ewige Rat suchte danach. Kommandant Mart trug sie bei sich. Weshalb? „Was wolltet Ihr mir sagen, Kommandant?“, flüsterte Janis. „Ngach Charärn? Soll das *Nach Cavern* heißen? Soll sie dorthin gebracht werden? Was wolltet Ihr hier damit?“

Er hat wohl irgendeine Wunderwaffe gegen diesen Schwarzen Herold dabei. Das konnte nicht sein, oder? Was sollte ein Stück Gold gegen einen Geist ausrichten können? Andererseits ... warum sonst schleppte man eine fremde Krone auf ein Schlachtfeld?

„Es tut mir leid, Kommandant. Aber ich kann Euren letzten Wunsch nicht erfüllen. Nicht, wenn das meine Mutter gefährden könnte.“ Er verstaute die Krone wieder in der Tasche und vergrub diese in einem Eimer mit schmutzigen Verbände, den er mit sich nahm. Normalerweise waren die freiwilligen Helfer dafür zuständig, die Abfälle zu entsorgen, aber im allgemeinen Chaos heute würde er nicht auffallen. Mit dem Eimer in der Hand passierte er die Vorhänge um Marts Bett und legte ein schwarzes Band über die Stange, um den Helfern anzuzeigen, dass sie das Bett freiräumen konnten.

„Noch einer also.“ Readem schlurfte auf Janis zu und schüttelte bedächtig den Kopf. „Heute gehen viele Seelen zur Mutter.“

„Und noch mehr verlassen diese Burg aus freien Stücken“, antwortete Janis. Jeder, der nicht bei der Verteidigung der Burg helfen konnte, wurde auf die umliegenden Höfe verteilt. Solange der Ewige Rat sich nur auf die Rietburg konzentrierte, waren sie dort sicherer. Noch heute Abend sollten sie verschwinden, bevor Nomion und seine Armee zurückkehrten. Denn sie würden zurückkehren, daran zweifelte niemand. Das Ewige Feuer vor der Rietburg brannte noch immer violett. „Darunter viele Verletzte. Sie werden einen Heiler brauchen. Ihr solltet mit ihnen gehen.“

Readem schüttelte nur den Kopf. „Damit du im Siechenhaus das Sagen hast?“, kicherte er. Dann wurde er ernst. „Nein, Sajin. Ich bin zu alt, um noch irgendwohin zu gehen. Ich bleibe hier bis zum Schluss. Du könntest gehen, du bist noch jung. Aber ich weiß, dass du das nicht tun wirst.“

Der alte Heiler lächelte mild. „Geh zum Anbau“, sagte er schließlich. „Sadam erwartet dich dort.“

„Was will er?“

„Dich sprechen. Auf jetzt!“

Vor der Tür zum Anbau stand Sadam und sprach leise mit Sann. „... mir leid, Kleine“, hörte Janis ihn sagen, als er näher kam. „Dein Papa hat mich nicht kontaktiert. Aber wenn er da draußen wirklich einen Geheimauftrag erledigt, dann ist das naheliegend, oder?“

„Ihr Vater ...“, begann Janis. Sadam hob den Blick und nickte wissend, und Janis verstummte.

„Wie heißt du?“ Hinter Sadam trat ein Kind hervor; der Junge, der vorhin im Wagen des Aufsteigers gesessen hatte. Er hatte braunes Haar und eindringliche blaue Augen, in denen ein ungewöhnlicher Ernst lag.

„Lisanne. Aber alle nennen mich Sann“, antwortete Sann schüchtern.

Der Junge sah sie lange an. „Und wie willst du genannt werden?“

Sann öffnete den Mund und schien auf halbem Weg zu vergessen, was sie sagen wollte.

„Dann werde ich dich Lisanne nennen“, beschloss der Junge und streckte die Hand aus.
„Hallo Lisanne. Ich bin Brandur.“

„Wie der König?“, quietschte Sann. Dann erinnerte sie sich an ihre Manieren – von denen Janis bisher nicht gewusst hatte, dass sie existierten – und schüttelte dem kleinen Brandur die Hand.

„Ja. Wie der König.“ Er lächelte schwach. „Lisanne, ich weiß nicht, wo dein Vater ist. Wahrscheinlich gibt es keinen Lebenden, der es weiß. Aber ich weiß, wie du ihn zu dir holen kannst.“

Brandur zog eine kleine Metalldose mit Goldverzierungen aus seiner Tasche und drehte an einer Kurbel. Eine dünne metallische Melodie erklang, voller Sehnsucht und Hoffnung. Kurz schienen alle anderen bedrückenden Geräusche im Siechenhaus in den Hintergrund zu treten.

„Das hier haben die Schildzwerge gebaut. Viele Zwerge kommen nicht aus den Arbeiten in ihren dunklen Schächten zurück. Die Zwerge spielen dieses Lied auf ihren Flöten, wenn sie auf die Verschwundenen warten. Es heißt, jedes Mal, wenn diese Melodie erklingt, findet irgendwo auf der Welt eine verlorene Seele ihren Weg. Auch ich habe einmal gewartet. Ich weiß nicht worauf. Aber dann hat er mir diese Melodie geschenkt.“ Brandur deutete auf Sadam. „Und jetzt warte ich nicht mehr.“

Er drückte Sann die Dose in die Hand. Was Sadam davon hielt, dass sein Geschenk so freimütig weggegeben wurde, konnte Janis ihm nicht ansehen. „Hier. Ich schenke sie dir. Schließ die Augen und spiel.“

Zögernd folgte Sann den Anweisungen. Erneut erklang die Melodie. „Und jetzt denk an deinen Vater“, flüsterte Brandur. „Kannst du ihn vor dir sehen? Schau genau hin, Lisanne! Siehst du das Blitzen in seinen Augen, weil auch er sich freut, dich zu sehen? Kannst du aus den Tönen aus Metall auch den Klang seines Atems heraushören?“ Sann nickte langsam. Tränen liefen über ihre Wange. „Gut! Jetzt, in diesem Moment, ist dein Vater bei dir.“

Hinter Sadam trat lautlos eine Frau aus dem Anbau. Janis stockte der Atem. Es war Kheela. Sie lächelte ihn traurig an und hob ihre Hand, wie als Begrüßung und als Abschied zugleich. Dann verschwand sie zusammen mit dem Klang der Spieluhr. Sann hatte aufgehört, die Kurbel zu drehen.

„Ich will, dass du immer, wenn du wartest, immer, wenn du einsam bist, deine Augen schließt und diese Melodie spielst. Dann wird dein Vater bei dir sein. Und eines Tages, wenn du nicht mehr an der Kurbel zu drehen brauchst, um die Melodie zu hören, wenn dein Warten ein Ende gefunden hat, dann möchte ich, dass du diese Spieluhr einem anderen gibst. Einem, der noch wartet. Das ist sehr wichtig. Kannst du das für mich tun?“

Sann schlug die Augen auf und nickte entschlossen. Brandur lächelte. „Sehr gut! Und jetzt brauche ich deine Hilfe. Ich habe oft von der Rietburg gehört, aber ich bin zum ersten Mal hier. Ich will alles sehen! Ich will mit allen Leuten sprechen! Kannst du mich herumführen?“

„Ja!“, rief Sann aufgeregt, dann hielt sie inne und sah zu Janis auf. „Wenn ich nicht gebraucht werde?“

„Geh nur!“, meinte Janis. Er und Readem ließen Sann ohnehin vor allem mithelfen, um sie zu beschäftigen.

„Jaa!“ Sann lief sofort los, aber blieb stehen, als ihr auffiel, dass sie nicht begleitet wurde. „Kommst du, Brandur?“ Janis musste lächeln. Seit Darons Tod hatte sie niemanden mehr beim Namen genannt.

„Warte, Lisanne!“, meinte Brandur. Er richtete seinen ernsten Blick auf Janis. „Ich will mit allen sprechen. Auch mit ihm.“

Janis erwiderte den Blick dieser intensiven blauen Augen, bis er es nicht mehr ertrug und wegblicken musste. „Auch du hast etwas verloren“, hörte er Brandur sagen. „Etwas, was ich dir nicht geben kann. Aber du weißt, wo du danach zu suchen hast.“ Brandur griff nach seiner Hand und drückte sie. „Du solltest aufpassen. Wenn man den Blick immer auf den Boden richtet, um das Verlorene zu finden, dann entgeht einem alles Schöne, das um einen her geschieht. Du hast viel verloren, doch du hast auch viel gewonnen. Vergiss das nicht.“ Ohne ein weiteres Wort zog Brandur mit Sann los und ließ Janis sprachlos zurück.

Eine Weile standen er und Sadam schweigend nebeneinander und blickten den beiden nach. „Wie alt ist er?“, fragte Janis schließlich.

„Zehn. Wobei er mich jetzt finster anschauen würde, um mich mit den Worten *Fast elf!* zu korrigieren. Auch wenn noch ein halbes Jahr fehlt.“

„Nur zwei Sommer älter als Sann. Man würde es nicht meinen“, flüsterte Janis kopfschüttelnd, mehr zu sich selbst als zu Sadam.

„Er ist etwas Besonderes. In mehr als nur einer Hinsicht“, bestätigte der Aufsteiger. „Aber genug davon. Lass uns weiterreden, wenn wir ungestört sind.“ Er ging in den Anbau, setzte sich auf Janis' Bett und wartete, bis Janis die Tür geschlossen, den Eimer in eine Ecke gestellt und sich zu ihm gesetzt hatte.

„Ich nehme an, du ahnst schon, worüber ich mit dir sprechen will.“ Langsam zog Sadam ein eingerolltes Pergament hervor. „Deine Botschaft ... Lass diesen Gesichtsausdruck! Diese Kommandantin Daroscha mag unterzeichnet haben, aber ich weiß, dass die Worte von dir stammen. Deine Botschaft hat mich ziemlich wütend gemacht. Wütend auf dich, weil du wirklich glaubst, mir drohen zu können. Zumal ich nichts Unrechtes geplant habe, sondern im Gegenteil sogar dem Recht zur Durchsetzung verholfen hätte. Aber vor allem wütend auf mich, weil ich so naiv war, anzunehmen, ich hätte alle Spuren beseitigt. Also, woher weißt du es?“

Janis erwiderte mit unbewegtem Gesicht Sadams Blick und versuchte, sich seine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. Er hatte erwartet, dass Sadam ihn fragen würde, was Janis mit seinen Andeutungen gemeint hatte. Nicht damit, dass der Aufsteiger das bereits zu wissen glaubte.

„Ihr hättet Euch nicht derart mit dem Statthalter angelegt, wenn Ihr nicht noch einen Plan in der Hinterhand gehabt hättet“, begann Janis vorsichtig, während er überlegte, wie er diese Situation nutzen konnte. „Aber seid unbesorgt, niemand sonst weiß etwas. Und ich bin sicher, Ihr könnt mir genug bieten, damit das so bleibt.“

Sadam kniff die Augen zusammen. „Oh nein. So nicht, Janis!“ Janis schnappte nach Luft. „Was? Erstaunt, dass ich deinen Namen kenne? Hast du wirklich geglaubt, für einen Mann mit meinen Möglichkeiten wäre deine Herkunft schwer herauszufinden?“ Sadam lächelte kalt. „Weshalb der neue Name?“

„Zu viele Erinnerungen.“

Sadam nickte nachdenklich. „Also, Janis: Du sagst mir, wie du es herausgefunden hast, dann vergesse ich deinen alten Namen und alles, was dazugehört. Einverstanden?“

Janis verschränkte die Arme. „Nein. Ihr müsst mehr für mich tun. Ich will, dass Ihr Menschen die Möglichkeit gebt, von hier zu verschwinden. Irgendwohin, wo sie sicher sind. Gebt Ihnen Essen, lasst Eure Söldner sie beschützen.“

„Über wie viele sprechen wir?“

Kurz ging Janis die Liste derjenigen durch, die beim Fall der Rietburg sterben würden. Es waren auch Rekruten darunter, oder andere, die hierbleiben mussten. So sehr Meister Kunar auch wollte, dass die Schutzsuchenden die Burg verließen – wer einen Beitrag zur Verteidigung leisten konnte, durfte nicht einfach so gehen. Wie viele würden die Möglichkeit nutzen, sich abzusetzen? Wie vielen konnte Sadam diese Möglichkeit überhaupt geben? „Etwa dreißig.“

Sadam prustete los. „Du überschätzt meine Möglichkeiten, Janis. Wofür hältst du mich? Meine großen Felder werden mir in wenigen Monden weggenommen. Alle meine Vorräte inklusive Vieh und Saatgut habe ich euch geschenkt, damit ihr euch vollfressen könnt. Mein gesamtes Vermögen ging für Sechsfinger drauf. Oh, und der verlässt mich heute Abend, denn seine Dienste reichten bis zum Ende der Belagerung, und die ist unzweifelhaft zu Ende, selbst wenn die Armee morgen zurückkommt. Ich bin praktisch mittellos. Was bleibt mir noch? Meine große Beliebtheit, aber Ruhm ist flüchtig. Eine Verlobung mit Prinzessin Chada, von der sie selbst noch nichts weiß. Und eine kleine Information, die mir nicht die Krone, aber doch die Macht sichern könnte. *Wenn* Chada freiwillig abdankt und ich meinen Einfluss ausbauen kann.“

Janis' Gedanken rasten. Er ahnte jetzt, um welche Information es sich handelte. Der Aufsteiger musste einen Beweis haben, dass Chada doch nicht Brandurs Tochter war. Vielleicht hatte er ihren wahren Vater ermittelt. Damit wäre die Königsfamilie ohne Nachkommen ausgelöscht und die Thronfolge ungeklärt. Und dann schwang er sich zum großen Retter Andors auf, befreite mit seinen Söldnern die Rietburg und versorgte sie mit frischem Essen. Mit seiner aktuellen Beliebtheit wäre es ihm durchaus möglich, die Bestimmung des nächsten Königs entscheidend zu beeinflussen. Auch wenn Janis annahm, dass Chada trotzdem gute Chancen hätte.

„Ich kann mit Meister Kunar reden und ihn hoffentlich davon überzeugen, einen oder zwei gehen zu lassen. Wenn du dein Wissen geheim hältst und mir sagst, wie du es erlangt hast.“

Janis schlug ohne zu zögern ein. Er konnte zwei Leben retten – er musste sich noch überlegen, welche – und musste dafür nur eine Information zurückhalten, die er eigentlich gar nicht besaß, und sich eine überzeugende Quelle ausdenken. „Ich werde schweigen. Und mein Wissen ist eigentlich mehr ein naheliegender Verdacht. Die Thronfolge war für meinen Geschmack deutlich zu schnell geklärt.“

Sadam betrachtete ihn berechnend. „Naheliegend?“ Er schien nicht überzeugt. „Dann will ich hoffen, dass niemand anderes es so naheliegend findet. Zumindest solange die Möglichkeit besteht, dass ich die Krone durch Heirat erlange.“

Also würde er sein Wissen genau dann nutzen, wenn Chada ablehnte. Nun, so etwas war absehbar gewesen. „Ihr hättet Euren Sohn und Eure Geliebte nicht mitbringen sollen. So etwas macht sich nicht gut, wenn man eine andere heiraten will.“

Sadam starrte ihn dermaßen perplex an, dass Janis schon wusste, dass er einen Fehler gemacht hatte, noch bevor er ausgeredet hatte. „Mein ... Sohn?!“, fragte Sadam entgeistert. „Wovon redest du? Was denkst du, worüber wir gerade gesprochen haben?!“

Janis scheiterte bei dem Versuch, sich eine passable Ausrede einfallen zu lassen, und schwieg lieber.

„Du hast keine Ahnung, habe ich recht? Du ... du weißt gar nichts! Du glaubst, Brandur sei mein Sohn, und seine Mutter meine Geliebte?“ Der Aufsteiger lachte bitter, sein madenähnlicher Bart zuckte. „Ich verstehe. Du hast einfach nur gut geraten, und jetzt

versucht, mitzuspielen. Ich fürchte, unsere Abmachung ist damit hinfällig.“ Sadam stand auf und ging zur Tür.

„Wartet!“, rief Janis. Er begriff endlich, was sich abspielte. Wenn er recht hatte, dann besaß Sadam deutlich mehr als nur einen Weg, um Chadas Thronbesteigung zu verlangsamen. „Es stimmt. Bis gerade eben wusste ich es nicht. Doch jetzt habt Ihr mir zu viel verraten.“ Janis lächelte. „Ich dachte, es ginge darum, dass Chada nicht die Tochter König Brandurs ist, aber Ihr habt etwas Besseres. Ihr lasst den kleinen Brandur auf Eurem Wagen reiten und schenkt ihm teure Spieluhren. Ich dachte wirklich, Ihr würdet ihn lieben. Aber in Wahrheit ist er nur Euer Weg zur Macht.“

Sadam erstarrte. Ein Anflug von Zorn huschte über sein Gesicht, gefolgt von Bedauern. „Ich glaube nicht, dass es möglich ist, diesen Jungen nicht zu lieben“, murmelte er. „Doch ich muss zugeben, dass das nicht der Grund ist.“

„Weiß er es?“, fragte Janis. „Weiß er, wer er ist?“

Sadam schüttelte den Kopf. „Nur ich und seine Mutter. Und du. Ich bin erst letztes Jahr auf ihn gestoßen.“ Er lächelte gequält. „Brandur, der Zweite. Sohn von König Thorald, rechtmäßiger Träger der Rietgraskrone.“

Kurz huschte Janis' Blick zum Eimer in der Ecke. „Er ist nur ein unehelicher Sohn, nehme ich an?“

„Sicher. So wie Chada nur eine uneheliche Tochter ist. Und ich habe das gründlich überprüft, Brandur war anscheinend tatsächlich ihr Vater. Aber der Sohn des letzten Königs kommt in der Erbfolge nun einmal vor dessen Halbschwester.“ Sadam zuckte mit den Schultern. „Ich glaube nicht an Geburtsrecht, nicht daran, dass einige nur wegen ihrer Herkunft oder ihres Blutes besser sind. Aber solche Märchen halten die Räder unserer Welt am Laufen, und ich bin gerne bereit, sie zu nutzen. Auch wenn Brandur wie eine kleine Kopie Thoralds aussieht, er kommt nach seinem Namensgeber. Wenn Chada eine Heirat ablehnt, dann bin ich überzeugt davon, dass er tatsächlich ein großer König werden könnte.“

„Mit Euch als Berater an seiner Seite.“

„Ja. Ich bekomme, was ich will, so oder so. Vorausgesetzt Andor überlebt lange genug und Chada beginnt keinen Bürgerkrieg.“ Der Aufsteiger schüttelte den Kopf. „Es wäre mir lieber, wenn ich den einfachen Weg nehmen kann und Chada sich an das Versprechen hält, das ihr in ihrem Namen gegeben habt. Aber ich lasse mich nicht erpressen. Wenn du einen Bürgerkrieg riskieren willst ... Wenn du ein Kind auf den Thron zwingen willst ... Wenn du willst, dass es auf diese Art weitergeht ... dann kann ich damit leben. Aber willst du es?“

Langsam schüttelte Janis den Kopf. „Gut!“, meinte Sadam. „Dann werden wir beide schweigen. Und beten, dass Andor überlebt.“

Er verließ den Anbau. Janis war sich unsicher, wofür er beten sollte. Kheela musste zurückkommen. Um jeden Preis.

Doch Brandurs Worte wollten ihm nicht aus dem Kopf: *Du hast viel verloren, aber du hast auch viel gewonnen. Vergiss das nicht.*



O – Vertraust du mir?

Später Vormittag, 22. Wintertag 77 A.Z.

Bronzeküste auf Silberland, Hadrisches Meer

Eara stand breitbeinig an Bord der *Aldebaran II*. Glücklicherweise war das Schiff in ihrer Abwesenheit unbehelligt geblieben, nur ein Streifenmarder hatte unter Deck ihre Vorräte angeknabbert und funkelnde Dinge geklaut. Während die anderen damit beschäftigt waren, die Taue zu lösen und das Segel zu setzen, konzentrierte Eara sich ganz darauf, die kleine Steinschüssel in ihrer gesunden Hand ruhig zu halten. Das Blut darin lief fast über, wann immer eine Welle das Schiff traf. *Wo seid ihr, falsche Helden?*

„Also? Wohin müssen wir?“, fragte Ken Dorr. Der Dieb stellte sich zu ihr und der Rest folgte. Anscheinend waren sie bereit zum Auslaufen.

„Der Seegang stört unseren Kompass“, erwiderte Eara und gab auf. Dunkler Nebel löste sich aus ihrem Schatten und hob die Schüssel sanft in die Luft. In ihrer linken Schulter kribbelte es unangenehm. Sie konnte mittlerweile spüren, wie die Dunkelheit sich durch ihren Körper fraß, wann immer sie Dunkle Magie verwendete. Sie versuchte, sich zurückzuhalten. Es war überraschend schwierig, auf die gewohnten Abkürzungen zu verzichten, doch wenn sie ihre jetzigen Verhaltensweisen beibehielt, würde die Dunkelheit weder ihr Herz noch ihren Kopf erreichen, bevor die Konfrontation mit dem Ewigen Rat überstanden wäre. Sie würde hier sein, solange sie benötigt wurde, alles andere war unwichtig.

„Ich sage das nur ungern, aber ist es klug, die Schwarze Kogge überhaupt zu verfolgen?“, fragte Leander vorsichtig. „Wir sollen in drei Tagen in Cavern sein. Wir haben keine Zeit mehr für Umwege. Und wir gewinnen nicht einmal neue Informationen. Diese *Geheimwaffe* ist eine Illusion Kenvilars, die unsere Verbündeten an einen Verrat glauben lässt.“

„Die Nebelinseln sind auf unsere Hilfe angewiesen!“, rief Chada empört. „Wir müssen sie warnen!“

„Mittlerweile dürfte das Schicksal Klippenwachts bekannt sein“, erwiderte Eara. Sie ließ das Schälchen vor ihr Gesicht schweben und sah hinein. „Doch andererseits könnten wir den nächsten Opfern beweisen, dass die Helden von Andor auf ihrer Seite stehen und nicht

auf der des Ewigen Rates. Und was auch immer wir verfolgen, es sind keine bloßen Illusionen, sondern Wesen aus Fleisch und Blut ... oder zumindest Blut.“ Sie deutete andeutungsweise auf das Steinschälchen. „Vor allem jedoch besteht keine Notwendigkeit für einen Umweg. Der Weg führt nach Südosten.“

„Also Werftheim?“, fragte Thorn blass.

„Nein“, flüsterte Leander. „Sie haben die Hälfte der Bewohner Klippenwachts entkommen lassen. Die Flüchtlinge werden von unserem scheinbaren Verrat berichten, damit gibt es keinen Grund mehr für einen Angriff auf Werftheim.“ Seine Stimme nahm einen erstickten Klang an. „Sie ziehen nach Sturmtal. Ich habe es euch gesagt. Wir hätten die Taren warnen müssen.“

Abenddämmerung, 23. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See nordöstlich der Klippe Skralklaue, Hadrisches Meer

Eara blieb vor der Kajütentür stehen und hob ihren gesunden Arm. „Komm herein, Earä“, rief eine Stimme, noch bevor sie anklopfen konnte. Leanders Gehör war einfach zu scharf. Über das Knarzen der Taue und die Melodie von Wind und Wellen hörte sie kaum ihre eigenen Schritte.

Er saß auf dem Bett, in seinem Schoß lag die Tafel des Themauros. Seine blauen Finger tasteten sorgfältig über die eingravierten Runen. „Misstraust du deiner Übersetzung?“

Leander hob den Kopf. „Nein. Alles passt zu gut. Es gibt ein Herz der Ewigkeit. Einen dritten Baum, der das *Blut der Ewigkeit* durch die Adern der Welt pumpt. Daran kann kein Zweifel bestehen. Interessant wäre höchstens, wo dieser Baum zu finden ist. Die Riesen hatten eine Quelle vom Blut der Ewigkeit im Grauen Gebirge, und laut Themauros beginnt das Herz dort, wo die anderen beiden enden, könnte also auch geografisch irgendwo im Norden des Grauen Gebirges zu verordnen sein. Aber es gibt keine Berichte über einen riesigen Baum, auch die Agren haben nichts dergleichen erzählt. Wo also befindet sich das dritte Herz?“ Leander seufzte. „Doch das ist es nicht, worüber ich nachdenke. Meine Übersetzung ist korrekt, aber unvollständig. Der letzte Satz fehlt noch.“

Eara schwieg. Wenn Leander ihr seine Erstübersetzung mitteilen wollte, dann würde er das tun. In der Tat dauerte es nicht lange, bis der Seher murmelte: „Der letzte Satz sagt: Dieser Kreislauf wird bewacht durch *sovatisog turgedog* der Zeit und *arauthog* der drei Herzen. Drei Vokabeln fehlen mir noch. *sovatisog* könnte entweder ruhend, schlafend oder still bedeuten, wenn es von *sovyr*, Ruhe, abgeleitet ist, oder aber wachsend oder alternd, wenn es von *sovar*, in etwa Wachstum, kommt. Bei *arauthor* vermute ich einen Zusammenhang mit *urothor*, was Wächter heißt. Und ich habe keine Ahnung, was ein *turgedor* ist.“

„Also bewacht etwas oder jemand, was mit der Zeit und den Herzen in Verbindung steht und entweder schläft oder wächst, den sogenannten Ewigen Kreislauf?“ Earä betrachtete die Runen auf der Tafel und gab es schnell auf, irgendeine Bedeutung in ihnen ausmachen zu wollen. „Wenn das eine Wort tatsächlich *ruhend* bedeutet, dann erscheint mir eine Verbindung zu Hrals Prophezeiung wahrscheinlich: *Den reglosen Herrscher in ewiger Wacht, den Wächter, der aus Stehen Werden macht...*“

„Ja, auch ich hatte diese Assoziation“, bestätigte Leander achselzuckend. „Doch was, wenn es *alternd* heißt? Locke ich uns dann alle auf eine falsche Fährte? Ich hoffe, dass ich noch eine Möglichkeit finde, die fehlenden Worte zu erschließen. Aber falls nicht ... nun, du

weiß jetzt, wie weit ich war.“ Er nahm seine Hände von der Tafel und legte sie über seine Knie. „Doch genug davon. Weshalb bist du heruntergekommen?“

„Wir haben die Skraklaue passiert. Segeln wir jetzt nach Südosten, dann könnten wir noch heute Nacht im Wachsam Wald an Land gehen. Doch das werden wir nicht tun. Der Blutkompass zeigt geradewegs nach Osten, und die Spitze zittert stark. Die Schwarze Kogge zieht tatsächlich nach Sturmtal, und ihr Vorsprung ist fast dahin. Wir werden spätestens morgen früh in Sturmtal anlegen. Davon wollte ich dich in Kenntnis setzen.“

Verärgerung huschte über Leanders Gesicht. „Ihr fragt mich nicht einmal nach meiner Meinung?“

„Wir kennen deine Meinung. Du willst die Schwarze Kogge nicht verfolgen und keinen Umweg riskieren, um rechtzeitig übermorgen in Cavern anzukommen.“

„Das wird schon jetzt knapp!“ Leander war ungewöhnlich laut, und das bestärkte Earas Vermutung. Die Meinung des Sehers basierte auf Schwäche. Auf Gefühlen anstatt auf Vernunft.

„Wenn du keine neuen Informationen beizutragen hast, dann steht die Entscheidung. Alle anderen sind sich einig, selbst Drukil und Ken Dorr.“

Einige Falten bildeten sich um Leanders Mundwinkel, aber er schwieg. Eara stieß einen wohlkalkulierten resignierten Seufzer aus. „Ich weiß, dass du etwas verbirgst“, sagte sie. „Dein Verhalten lässt sich anders kaum erklären. Schon damals, als du dich scheinbar grundlos verweigert hast, Bragor zur Genesung nach Sturmtal zu bringen. Vor vier Tagen, als du unbedingt zuerst nach Sturmtal wolltest, um die Taren zu warnen. Und jetzt der entgegengesetzte Versuch, auf keinen Fall dorthin zu segeln.“

„Ich fürchte, dass wir nur wieder zu spät kommen werden, das ist alles“, versuchte Leander sich zu verteidigen. Vergeblich. Seine Schwäche malte ihm einen ertappten Gesichtsausdruck, den Eara mühelos identifizierte.

„Oh nein, Leander! Es ist ganz gewiss nicht alles. Ich ahne, dass du dein Urteil von Emotionen vernebeln lässt. Sag mir, was tatsächlich gegen diesen Umweg spricht, und vielleicht revidiere ich meine Einschätzung.“

Leander leckte sich über die Lippen. „Eara. Vertraust du mir?“

„Nein. Vertrauen ist Schwäche, Leander. Es bedeutet, an etwas zu glauben, ohne die nötigen Absicherungen zu haben. Vertrauen ist ein unnötiges Risiko. Ich vertraue niemandem. Nicht mir selbst. Nicht Chada, Thorn oder Kram. Und erst recht nicht dir.“

Leander lächelte nur und wirkte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. Vielleicht hatte er das auch. Bei ihm konnte man sich nie ganz sicher sein. „Dann erkläre mir, wieso du meiner Übersetzung von Themauros’ Tafel glaubst, oder den Visionen, von denen ich dir erzähle, wenn du doch keine Möglichkeit hast, meine Worte zu überprüfen. Erkläre mir, wieso du so viel Zeit ausgerechnet mit mir verschwendest, um dich selbst davon zu überzeugen, dass deine Taten richtig und, wichtiger noch, *vernünftig* sind.“

„Diese Gespräche sind deiner Neugierde geschuldet.“

Leanders Lächeln vertiefte sich. „Und doch bist *du* es, die hierherkam.“

„Seit 17 Jahren kenne ich Chada und Thorn. Ich weiß, was sie antreibt, was sie wollen, wie sie denken. Ich kann einschätzen, welche Aufgaben ich ihnen überlassen kann und wo sie sich zu sehr von ihren Emotionen leiten lassen. Und doch vertraue ich ihnen nicht. Und du, Leander? Deine Vergangenheit ist ein einziger schwarzer Fleck. Deine Motive bleiben mir bis heute ein Rätsel. Dafür weiß ich, dass du Vieles vor uns verbirgst und dass du Dinge

getan hast, die du als schrecklich bezeichnen würdest. Sag mir, welchen Grund hätte ich, dir zu vertrauen?“

„Oh, Eara!“, kicherte Leander. „Du beharrst darauf, dass du niemandem vertrauen könntest, den du nicht besser kennst als dich selbst. Von dem du nicht mit absoluter Gewissheit sagen kannst, dass er dich niemals hintergehen, niemals versagen, dich niemals enttäuschen wird. Nun, das ist dein gutes Recht. Doch sei ehrlich: Wenn du genau *weißt*, dass diese Person immer genau das tun wird, was du von ihr erhoffst ... was hat das dann noch mit Vertrauen zu tun?“

Eara schwieg. Leander nickte mit wissender Miene. „Ich habe dich nicht gefragt, ob du weißt, dass ich immer funktionieren werde. Denn das werde ich nicht. Das wird keiner von uns. Wir alle werden dich in irgendeiner Form hintergehen und enttäuschen, auch du selbst. Aber ich habe dich gefragt, ob du mir vertraust. Das ist viel weniger. Und viel mehr. Ich für meinen Teil kann sagen, dass ich dir vertraue, Eara.“

Kurz stockte ihr der Atem. Auch wenn Leanders Gesicht sich nicht veränderte, war Eara sich sicher, dass ihm die kleine Unregelmäßigkeit in ihrem Atemrhythmus nicht entging. Sie unterdrückte ihre Verärgerung und sagte schnell: „Das ist ein Fehler! Ich bin bereit ...“

„Jaja, du opferst alles und jeden für ein höheres Wohl, schon verstanden“, unterbrach Leander mit einer abwinkenden Geste. „Und deshalb soll ich dir nicht vertrauen. Dabei könnte es dir egal sein. Wenn ich entscheide, dir zu vertrauen, wird das deinen Zielen kaum schaden können. Es sei denn, du willst zugeben, dass es dir schwerer fällt, die zu opfern, die dir nahestehen.“

Eara wollte sagen, dass das nicht stimmte. *Weshalb warnst du ihn dann vor dir?* fragte die Stimme der Schwäche. *Weil du es nicht ertragen könntest, sein Vertrauen zu enttäuschen? Oder einfach, weil du dich davor fürchtest, dass dir jemand zu nahe kommt?*

„Eara, ich weiß, dass du, zumindest im Prinzip, bereit wärest, mich zu opfern. Und genau deshalb vertraue ich dir. Ich vertraue darauf, dass du mich retten würdest, wenn möglich, und mich opfern, wenn nötig. Ich vertraue darauf, dass du die Entscheidung treffen könntest, für die ich zu schwach wäre.“

„Jetzt hast du zugegeben, dass deine Gefühle Schwäche sind. Dass deine Angst dich zurückhalten würde“, bemerkte Eara. Fast empfand sie etwas wie Genugtuung. Fast.

„Auch du hörst nur, was du hören willst“, schmunzelte Leander. „Ich wäre nicht zu schwach, meinen Gefühlen zu trotzen. Ich wäre zu schwach, ihnen zu folgen. Meine Vernunft sagt mir immerzu, dass ich dumm bin, alles zu riskieren für euch. Dass ich alle meine Probleme los wäre, wenn ich euch verraten würde. Euch zu helfen, anstatt euch zu hintergehen, war das Irrationalste, was ich je getan habe. Ich bin nicht aus Einsicht hier, nicht aus Vernunft, sondern wegen der Gefühle, die ich euch entgegenbringe. Mitgefühl. Freundschaft. Vertrauen.“ Leander schüttelte langsam den Kopf. „Gefühle sind keine Schwäche. Sie sind Ursache und Zweck all unseres Strebens.“

„Das spielt keine Rolle. Sie sind in jedem Fall ein Hindernis, wenn es darum geht, unsere Ziele zu erreichen. Sie lähmen und behindern uns, rauben uns die Selbstkontrolle, machen uns dumm, parteiisch und beeinflussbar.“ Wie hatte es Leander eigentlich schon wieder geschafft, dass sie über Earas Gefühle sprachen anstatt über seine Geheimnisse?

„Ja. Sie können all das bewirken. Ich bin der Letzte, der behaupten würde, dass wir unseren Empfindungen blindlings folgen sollten. Doch das heißt nicht, dass *alle* Gefühle unter *allen* Umständen eine Schwäche sind. Niemals rennen wir schneller und länger als unter Todesangst. Niemals sind wir stärker als im Zorn. Niemals leisten wir mehr, als wenn es wirklich um etwas geht! Gefühle geben uns Kraft und Konzentration. Du unterdrückst

mit deinen Emotionen auch alles, was deinen Zielen Bedeutung verleiht. Deinen wichtigsten Antrieb. Gefühle können dich schwächen. Aber sie können dich auch stärken.“

Die Stimme der Schwäche flüsterte auf sie ein. Sie erinnerte an die unzähligen Momente, in denen Eara mit der Kraft der Verzweiflung schier Unmögliches gelang. *Alles, was du ohne deine Emotionen leisten kannst, ist stabiles Mittelmaß. Bist du sicher, dass das reicht?*

„Du hast etwas weggeschlossen, was du gegen den Ewigen Rat brauchen wirst“, sprach Leander fest. „Das weiß ich, nicht als Seher, sondern als dein Freund. Lass mich dir helfen. Gemeinsam können wir die Flammen deiner Gefühle schüren. Das Eis schmelzen, das dich umgibt.“

„Hör auf!“ Eara schloss kurz die Augen und versuchte, die Stimme der Schwäche zurückzudrängen. „Du hast Varkur nicht erlebt. Du weißt nicht, wozu ich werden würde, wenn ich meine Gefühle freilasse. Du weißt nicht, was ich getan habe!“

Leander senkte den Kopf. „Dann erzähle es mir! Sag mir, was du so Schreckliches getan hast. Beweise mir, dass deine Gefühle gefährlich sind.“

Eara öffnete die Augen und sah Leander lange an. „Warum sollte ich?“

„Du bist hierhergekommen, um nach meinen Geheimnissen zu fragen. Nun, ich schlage einen Tausch vor. Du verrätst mir, was du getan hast. Und zum Ausgleich darfst du eine Frage stellen. Ich werde dir sagen, was immer du wissen willst. Ich beginne sogar.“ Er streckte eine Hand aus. „Einverstanden?“

Eara zögerte. Dann legte sie ihre dunkle Hand in seine. Fast hoffte sie, dass er voll Abscheu zurückzucken würde. Doch auf seinem Gesicht spiegelte sich nur Erstaunen, gefolgt von einem aufrichtigen Lächeln. „Dann stell deine Frage, Eara. Was willst du wissen? Weshalb ich mich in Bezug auf Sturmtal so seltsam benehme? Was mein schlimmstes Verbrechen war?“

Eara sah den Seher lange an. Er war voller Geheimnisse, und trotzdem schien er nicht im geringsten beunruhigt. Als erwarte er, jede ihrer Fragen mit Leichtigkeit beantworten zu können. Sie zögerte. Wenn sie wirklich durchschauen wollte, was er verbarg, dann musste sie etwas fragen, das er nicht erwartete. Etwas, das tiefer bohrte. „Wer war er?“

Leander erstarrte. „Was meinst du?“, fragte er dünn.

„Du sagtest, du hättest deine Untaten aus Liebe begangen. Und als ich dich fragte, wer sie war, da hast du nur mit *er* geantwortet. Nun, ich stelle diese Frage erneut: Wer war er? Wem galt deine Liebe?“

Leander sog scharf Luft ein. „Du verstehst es, die richtigen Fragen zu stellen, das muss ich dir zugestehen“, sagte er gepresst. „Er war ... der einzige, der mir etwas bedeutete. Er hat immer zu mir gehalten, mich beschützt, mich gestärkt. Wir schworen einander ewige Treue. Wir zwei gegen den Rest der Welt.“

Leander schluckte und verschränkte die Arme. „Er war ein Seekrieger im Dienste Varatans. Beteiligt an der Jagd auf die Schwarze Kogge. Er kam nicht zurück. Jahrzehnte wusste ich nicht, was geschehen war. Ob er ein Opfer von Varatans Fluch geworden, oder ob er schon zuvor im Kampf gefallen war. Ich war verzweifelt. Ich habe alles gelesen, was ich auftreiben konnte. Ich habe mein Augenlicht geopfert, habe gelogen, gemordet, Steine aus dem Weg geräumt und andere bereitgelegt, immer mit dem einen Ziel: Varatans Fluch zu brechen. Letztlich wurde Varatans Blutlinie ausgelöscht, und es gelang Chada und Thorn, die Insel zu durchqueren und damit den Fluch zu brechen. Doch es stellte sich heraus, dass außer Callems Mannschaft nur eine Handvoll von Varatans Seekriegern übrig waren.“ Er ließ den Kopf hängen und sprach nicht mehr weiter.

„Ich verstehe“, meinte Eara schließlich. „Die taktvolle Antwort wäre wohl: Es tut mir leid. Aber das tut es nicht. Du wärest nicht hier, wenn er überlebt hätte.“ Leander zeigte keine Reaktion. „Wie war sein Name?“

„Oh nein, Eara!“, sagte Leander leise, aber bestimmt. „Du hattest deine Frage. Jetzt bin ich am Zug.“

Eara war versucht, zu protestieren. Der Name war durchaus ein Teil der Antwort, die ihr zustand. *Sicher, dass du nicht einfach deinen Teil der Abmachung aufschieben willst?* Eara drängte die Stimme der Schwäche beiseite. „Na gut.“

„Du weißt, was ich hören will“, flüsterte Leander. „Fang an!“

Später Vormittag, 83. Wintertag 76 A.Z.

Feste von Borghorn, Krahd

Eara keuchte schwer. Die Luft in Krahd war verpestet mit Schwarzer Hexerei und dem Rauch ferner Feuer, der in ihrem Hals kratzte. Sie eilte zwischen engen Zellen mit verrosteten Gittern hindurch. Sklavenlöcher wurden sie genannt, doch die einzigen Sklaven, die Eara fand, lagen ermordet in ihrem eigenen Blut. Wer hatte das getan? Zorn brannte in ihr, die Dunkle Magie stieg in dunklen Schwaden um sie auf.

Plötzlich hörte sie heisere Schreie. Sie warf einen schnellen Blick zum Himmel. Bei Sonnenhoch wollten sie am Fuße Borghorns zusammenkommen, um das Fundament der Feste zu schwächen und sie im Lavameer zu versenken. Doch die triste graue Wolkendecke war so dick, dass die Position der Sonne unmöglich zu bestimmen war. Erneut erklangen Schreie. Eara zögerte nicht länger. Sie beschleunigte ihre Schritte mit Dunkler Magie.

Der Weg öffnete sich. Vor ihr ausgebreitet lag das Meer aus Lava in all seiner Pracht. Ein Ozean aus Feuer, unter einem Himmel ohne Sterne oder Sonne. Welch ein trostloser Anblick. Gegen das rote Licht zeichnete sich der Umriss einer Riesin ab, die achtlos einen toten Ambacu über den Rand der Festung fallen ließ. In ihrer Hand lag ein beinerer Dolch, von dem Blut tropfte. Die Krahderin drehte sich um und erstarrte, als sie Eara bemerkte. Kurz huschte Furcht über ihr Gesicht, dann jedoch lächelte sie böse. „Sieh an!“, höhnte sie. „Einer dieser Helden, nehme ich an? Hier, um die nichtsnutzigen Bauern zu befreien? Ich fürchte, du kommst zu spät!“

Sie deutete beiläufig auf ein Sklavenloch. Im Inneren lag ein halbes Dutzend Andori, ihr Blut rann dunkel über den gezackten Stein. Vorne am Gitter hing ein abgemagerter Junge, seine bleiche Hand umklammerte selbst im Tod das verrostete Gitter, seine Augen starrten blicklos ins Leere.

Eine Erinnerung stieg in Eara auf. Sie war in den Flusslanden unterwegs gewesen und hatte an einem Bauernhof gerastet. Ein Junge von vielleicht sechs Sommern war zu ihr gekommen und hatte mit seinen kleinen Händen ein Stück Brot zerbrochen und ihr eine Hälfte hingehalten. „Meine Mama sagt immer, geteiltes Brot schmeckt besser“, hatte er gesagt. Zusammen hatten sie gegessen und Eara hatte von ihren Abenteuern berichtet. „Ich will auch das Meer sehen! Es soll wunderschön sein. Und soooo groß“, hatte er gekräht und seine kurzen Arme ausgestreckt. Eara hatte sich vorgebeugt, dem Jungen tief in die Augen geblickt und ihm eine Erinnerung geschickt an das Hadrische Meer vor der Küste Sidra. „Und eines Tages wirst du es in echt sehen“, hatte sie hinzugefügt, und der Junge hatte sie mit dem breitesten Lächeln angestrahlt, das sie je bekommen hatte.

Mittlerweile waren sechs Jahre vergangen. Eara hatte sich verändert, ebenso wie der kleine Junge von damals. Jetzt verzerrte Angst seine erstarrten Züge und seine einst runden Backen waren eingefallen. Und doch konnte sie dieses strahlende Lächeln noch immer vor sich sehen. Übelkeit stieg in ihr auf. Das letzte Meer, das er gesehen hatte, war eines aus Lava.

Hass durchflutete sie, Hass auf die Sklavenschinder. Mit weiten Augen sah sie die Riesin mit ihrem beinernen Messer an, die Dunkelheit verdichtete sich hinter ihr. „Warum?“, fragte sie tonlos. „Warum tötest du deine eigenen Sklaven?“

„Ich bin Ennevahr, Tochter von König Gonhar, dem Starken. Senke den Blick, wenn du mit mir sprichst!“, zischte die Krahderin zornig. „Ich weiß, weshalb ihr hier seid! Nicht aus Rache, sondern um ihretwillen.“ Ennevahr grinste, in ihren gelben Augen lag tiefe Grausamkeit. „Aber wie auch immer das alles ausgeht: Ihr werdet nicht gewinnen. Dafür habe ich gesorgt!“

Eara deutete zitternd auf die Krahderin. „Du hättest dich fragen sollen, ob wir wirklich keine Rache wollen“, flüsterte sie. Die Dunkle Magie hatte nur auf ihren Befehl gewartet, wie ein gieriges Tier stürzte sie sich auf Ennevahr. Schatten schoben sich über die graue Haut und hoben sie wie eine Puppe in die Luft. Die Grausamkeit in den gelben Augen wich der Furcht. Eara hob ihren Stab und ergab sich dem Hass. Sie ließ die Flammen, die sie von innen verzehrten, auf Ennevahr los, ließ puren Schmerz durch ihre Adern rasen. Kein Feuer brannte heißer als Dunkle Magie. Weit hallten die Schreie über das Meer aus Flammen. Wann immer sie nachließen und Schluchzern oder verzweifelterm Flehen wichen, peitschte Eara die Dunkelheit erneut auf. Und die Dunkle Magie verrichtete ihr Werk, brannte sich durch Ennevahrs Körper und Verstand, ließ nichts zurück als eine ausgebrannte Hülle aus Schmerz. Eine Ruine.

Earas Sicht verdunkelte sich. Später wusste sie nicht, wie lange sie so dastand und beobachtete, wie Ennevahr sich in Qualen wand. Schließlich reichte selbst das ihr nicht mehr. Sie drang in den Geist der Krahderin ein, um ihn zu zerschmettern. Sie sah sich selbst, Finsternis war in ihre Augen getreten, Hass und Verachtung verzerrten ihre Züge. Ein anderes Bild drängte sich ihr entgegen. Eine Gestalt in dunklem Nebel, ein echsenartiges Gesicht mit schwarzem Bart.

Eara keuchte und wankte zurück. Die Dunkle Magie löste sich auf und ließ Ennevahrs geschundenen Körper fallen, der fast lautlos im Lavameer verschwand. Sie sank auf die Knie. Was war aus ihr geworden? Sie war ... genau wie Varkur! Entsetzt starrte sie auf ihre zitternden Hände und stellte fest, dass die Haut leicht geschuppt wirkte. Sie wandte den Blick ab und betrachtete das Gesicht des toten Jungen. Noch immer spürte sie die Dunkelheit und den Hass in sich brodeln. Doch jetzt, als sie die ermordeten Ambacus vor sich sah, hatte sie eine Erleuchtung. So lange hatte sie versucht, die Dunkle Magie zurückzuhalten. So lange hatte ein Teil von ihr an das geglaubt, was ihr in ihrer Ausbildung einbläut worden war: Dunkle Magie führt immer zu Qual und Tod. Doch jetzt begriff sie, dass es nicht die Dunkle Magie allein war. Es war ihre eigene Unbeherrschtheit. Ihr Wunsch nach Rache, ihr Hass, ihr Zorn. Geboren aus ihrer Sorge um die verschleppten Andori. Aus ihrem Mitgefühl. Die Dunkle Magie allein war keine Gefahr. Erst ihre Gefühle machten sie dazu.

Langsam stand Eara auf und richtete einen letzten Blick auf die toten Sklaven. Sie würde die verschleppten Andori retten! Koste es, was es wolle! Mit Zauberei oder mit Dunkler

Magie! Zu lange hatte sie gefürchtet, auf dem falschen Weg zu sein. Doch kein Weg war von sich aus falsch. Wenn es nur noch das eine Ziel gab, war der Weg dahin bedeutungslos.

Sie öffnete sich der Dunklen Magie, ließ sie in sich hineinströmen und ausfüllen. Sie würde die Andori retten. Sie würde tun, was nötig war. Und sie würde nicht zu Varkur werden! Nie wieder! Sie spürte in sich hinein, fand ihre Emotionen. Ihren Hass. Ihre Liebe. Ihren Zorn. Ihre Güte. Ihr Vertrauen. Manchmal ist es nötig, Opfer zu bringen. Sie spürte ihre Gefühle brennen wie ein wärmendes Feuer, und sie beschwor die Dunkelheit darauf herab, bis alle Flammen erstickt waren. Sie sperrte die Glut in einen Kerker aus Eis. Etwas flüsterte zu ihr, wie eine leise Stimme. Doch sie erkannte darin nur ihre eigene Schwäche und hörte nicht darauf. Sie reinigte sich von ihrer Schwäche. Von allem, was ihr die Kontrolle rauben konnte. Von allem, was ihr schaden konnte. Von allem, was sie am Leben hielt.

Ihr Herzschlag beruhigte sich. Die Leichen der Andori lagen vor ihr in ihrem Blut. Totes Fleisch. Zeitverschwendung, sich auch nur einen Moment länger mit ihnen zu befassen. Ruhig warf sie einen Blick zum immergrauen Himmel. Geduldig wartete sie, bis sie einen Schimmer durch die Wolkendecke ausmachen konnte. Nicht mehr lange bis Sonnenhoch. Ohne sich noch einmal umzusehen, machte sie sich auf den Weg.

Abenddämmerung, 23. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See nordöstlich der Klippe Skraklaue, Hadrishes Meer

„Das ist alles?“, fragte Leander stirnrunzelnd. „Du hast eine Krahderin getötet, weil sie Andori ermordet hat? Die meisten würden sagen, sie hat verdient, was sie bekommen hat.“

„Ich habe sie nicht getötet! Ich habe sie gefoltert! Ich brauchte keine Informationen von ihr, sie war kein abschreckendes Beispiel – ich habe es getan, einfach weil ich zornig war. Das hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun! Strafe, nur um der Strafe willen, ist bloße Rache. Ich war genau wie Varkur!“ Sie schloss die Augen und unterdrückte die widersprüchlichen Gefühle, die in ihr aufsteigen wollten. „Und wie viel Zeit habe ich verschwendet? Wenn ich sie einfach rasch getötet hätte, dann hätte ich die Sklavenlöcher weiter durchsuchen können. Ich hätte vielleicht weitere Andori befreit, die mit Borghorn ins Lavameer gestürzt sind.“

„Oh, Eara!“, seufzte Leander kopfschüttelnd. „Willst du dein ganzes Leben von einem *Vielleicht* bestimmen lassen? Ich merke, wie sehr die Erinnerung an diese Tat dich quält.“ Eara wollte widersprechen, doch der Seher ließ sie nicht zu Wort kommen. „Aber ich kann dir versichern, was du getan hast war so ... klein. So unwichtig. Wenn du wüsstest, welche Verbrechen ich begangen habe! Sie sind tausendmal schlimmer!“ Seine Stimme würde zu einem dünnen Flüstern. „Ich schäme mich für meine Untaten. Ich schäme mich dafür, dass ich euch helfe. Und ich schäme mich dafür, dass ich mich schäme.“ Er hob den Kopf. „Doch ich bin hier. Ich mache meine Fehler wieder gut. Ich lasse mich nicht von ihnen bestimmen.“

Er hob seine blaue und damit auch Earas dunkle Hand an, die er noch immer hielt. „Ich vertraue dir, Eara. Ich vertraue darauf, dass du imstande wärest, die Dunkle Magie und deine Gefühle zugleich zuzulassen. Für eine Welt, die der Ewige Rat bedroht. Für uns, deine Freunde. Und für dich selbst.“

Eara versuchte, ihm ihre Hand aus Schatten zu entreißen, doch er hielt sie mit erstaunlicher Kraft fest. „Nein, Eara! Du bist lange genug davongelaufen. Du hast Angst

davor, was du tun wirst, wenn du deine Gefühle zulässt. Auch du lässt dich von deiner Angst leiten. Doch du brauchst keine Angst zu haben. Du könntest niemals sein wie Varkur.“

„Das weißt du nicht!“

„Eara. Vertraust du mir?“, fragte er ernst.

Sprachlos sah sie auf den Seher herunter. Sie holte tief Luft, doch er hob warnend die andere Hand. „Du hast bereits geantwortet. Deine Worte sagten nein, und deine Taten ja. Einer von beiden lügt.“ Er schüttelte kaum merklich den Kopf. „Dies ist keine Frage, die du mit Vernunft allein beantworten kannst. Horche in dich hinein. Sag mir nicht, ob es richtig wäre, mir dein Vertrauen zu schenken, oder *vernünftig*. Sag mir, ob du es tust!“

Eara starrte auf ihre Hand aus Schatten, die in seiner blauen lag. Sie wollte loslassen und gehen, doch etwas hielt sie zurück. *Auch du lässt dich von deiner Angst leiten*. Das war nicht wahr! Es konnte nicht... durfte nicht... *Ach nein? Weshalb zögerst du dann?*

Eara sah sich in der Kajüte stehen, starr wie die Statue aus Eis, die sie war. Doch zugleich sah sie andere Bilder. Kimbu, die sich in die Nebel der Himmelssäule stürzte. Koraph, der mit geschlossenen Augen im Schnee lag, gefrorenes Blut auf seiner Stirn. Torven, der sie ein letztes Mal ansah. *Ist es das, was du bist? Was du sein willst?* Die Stimme der Schwäche flüsterte voll von aufrichtigem Bedauern.

Nein. Das ist, was ich sein muss! Doch sie konnte Leanders Worte nicht vertreiben. *Du unterdrückst mit deinen Emotionen auch alles, was deinen Zielen Bedeutung verleiht. Deinen wichtigsten Antrieb*. Die Statue aus Eis begann zu tauen, und sie wusste nicht, was sie dagegen tun konnte. Oder ob sie das überhaupt wollte.

„Eara. Vertraust du mir?“, fragte Leander ein drittes Mal. Ein letztes Mal. Eara bewegte ihre Lippen, ohne eine Antwort herauszubringen. Schließlich hauchte sie nur, so leise, dass sie es selbst nicht hörte. So leise, dass sie hoffte, dass es auch Leander entgehen möge, obwohl sie wusste, dass sein Gehör zu scharf dafür war.

„Ja...“

Früher Vormittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Das Lied des Windes verstummte, kaum dass Eara zwischen den Felsen hervortrat. Mochten jenseits der Küste auch aufgepeitschte Wellen übereinander herfallen und sich vereinzelt Eisschollen zuwerfen, mochten auch eisige Winde zornig zwischen den schneebedeckten Spitzen der grauen Felszacken heulen – hier in Sturmtal, der Heimat der Taren, bettete sich jeder Sturm zur Ruhe. Die tosende Brandung verklang, und nur das Meckern der Ziegen und das sanfte Klingen der Windspiele aus Muscheln und hohlen Stöcken hätte zu hören sein sollen. Doch die Ziegen lagen zerfetzt auf ihren mageren Weiden und von den Langhäusern, die noch standen, waren alle Windspiele heruntergerissen worden. Stattdessen erfüllten die Rufe von Kreaturen, der Rauch brennender Hütten und Kampfgeräusche die Luft.

Schweigend betrachtete Eara die Verwüstung. Eingerissene Häuser, Rauchsäulen, aufgewühlte Weiden, totes Vieh, in der Ferne ein paar ermordete Taren. Und Scharen von Meereskreaturen.

„Es sind so viele! Was sollen wir hier nur ausrichten?“, fragte Thorn heiser.

„Selbst wenn wir Sturmtal nicht befreien können, können wir trotzdem kämpfen!“, zischte Chada. „Wenn wir auch nur einen Taren retten, waren wir nicht vergebens hier!“

„Vergesst nicht, was wir noch suchen“, ergänzte Eara. Sie zog die kleine Steinschüssel aus ihrer Tasche und öffnete die schützende Hülle, die ihre Schatten darum gewoben hatten, für einen kurzen Blick auf den Holzspan. Er zitterte unregelmäßig hin und her, machte sogar eine Umdrehung, doch zeigte noch immer deutlich erkennbar nach Osten. Sie schloss die Dunkelheit wieder und steckte ihren Kompass weg. „Wir sind hier, um uns selbst zu finden!“

Plötzlich erscholl ein ohrenbetäubendes Donnern. Ein ertümlicher Laut wie das Bersten von Felsen, begleitet von einem dunklen Echo, das rhythmisch an- und abschwoll. Schon lange hatte Eara diesen Laut nicht mehr vernommen, doch wer einmal das Brüllen eines Arrogs gehört hatte, der vergaß es nicht mehr. Sie brauchten sich nicht abzusprechen. Ohne ein weiteres Wort liefen sie los.

Eine Schar Taren drängte sich zwischen zwei Langhäuser, knapp über ein Dutzend vielleicht. Mit ihren Speeren hielten sie erfolgreich einige Nerax und einen Meerestroll auf Abstand, doch der Arrog blickte aus seinen gelb glühenden Augen auf die Taren herab und wälzte sich langsam, aber unaufhaltsam näher. Die Speere reichten ihm nur bis zum Bauch und prallten an seinem steinernen Panzer einfach ab, und ein Hieb seiner massigen Klauen, dem die Taren zum Glück ausweichen konnten, verarbeitete nebenbei einen kahlen Baum zu Kleinholz. Sie wichen immer weiter zurück, doch eine mannshohe Wand aus grünen Flammen loderte von einer Hütte zur anderen und versperrte ihnen den Fluchtweg. Während Eara noch überlegte, ob sie zuerst etwas gegen das merkwürdige grüne Feuer oder doch gegen den Arrog unternehmen sollte, öffnete dieser auf einmal sein Maul. Gelbe Zähne waren zu sehen und einer der vordersten Taren schrie auf und wurde in die Luft gerissen, als hätte eine unsichtbare Hand ihn am Knöchel gepackt und zöge ihn in den Schlund des Monstrums.

Ein Pfeil schoss durch die Luft und bohrte sich genau ins Auge des Arrogs. Erneut ertönte das fürchterliche Brüllen. Der Tarus fiel einfach zu Boden und blieb mit unnatürlich verdrehten Gliedmaßen liegen. Der Arrog schlug in blinder Raserei um sich, ein Schlag traf den Meerestroll.

Aus dem Schatten des brüllenden Kolosses trat eine kleine Gestalt in grauem Mantel und brachte schnell etwas Abstand zwischen sich und die steinernen Klauen. Seltsam gleichmütig hob sie das Gesicht und betrachtete Chada, die soeben einen zweiten Pfeil aus ihrem Köcher zog. Eara erkannte den Mann nicht sofort. Sein Gesicht war verhärmt, als sie es in Erinnerung hatte, und er hatte sich einen Bart wachsen lassen, der zum Zopf geflochten von seinem Kinn hing. Doch er hatte noch immer die gleichen dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen wie vor elf Jahren. Meres, der Hexer. Vor Chada war auch er ein Schüler der alten Reka gewesen, doch er hatte mehr von ihr gelernt als nur die Heilkunst. Als Eara ihn zuletzt gesehen hatte, war er ein Gefährte gewesen, vielleicht sogar ein Freund. Doch dann, nachdem er ihnen das Leben gerettet hatte, war er spurlos verschwunden, und erst auf Narkon hatten Chada und Thorn ihn erneut getroffen. Als Mitglied der Schwarzen Kogge.

„Was soll das?“, fragte Meres, nachdem das Gebrüll des Arrogs zurückgegangen war. Sein Tonfall zeigte keinerlei Regung, während er zu ihnen eilte. „Widersetzt du dich den Befehlen deiner Mutter? Ich ...“ Er blieb stocksteif stehen. Seine dunklen Augen weiteten sich. Stumm erwiderte Eara seinen Blick.

„Eara?“, meinte Meres leise. „Bist du es wirklich? Du siehst so ... anders aus.“

„Wir beide haben uns verändert“, erwiderte Eara. „Ich hörte, du kämpfst inzwischen an der Seite von Piraten.“ Sie hob ihren Stab in der dunklen Hand und sammelte ihre Schatten hinter sich. Die Stimme der Schwäche wollte sie zurückhalten, doch Eara schob sie beiseite.

„Ich ... ich wollte das nicht“, stammelte Meres. Aus dem Augenwinkel sah Eara die grünen Flammen erlöschen.

Sie brach ihren Angriff ab. Vielleicht konnte hier mit Worten mehr erreicht werden. „Noch ist es nicht zu spät.“ Sie streckte ihre gesunde Hand aus und verlieh ihrer Stimme einen weicheren Klang. „Komm zu uns zurück, Meres. Besinne dich. Auch du hast einst versucht, Gutes zu tun.“

„Ja! Versucht!“, lachte Meres bitter. Er schüttelte zitternd den Kopf. „Was hat es gebracht? Alle meine Taten haben sich ins Gegenteil verkehrt. Alle meine Zauber hatten unvorhergesehene Folgen. Alle Hilfe, die ich leistete, hat nur Leid hervorgebracht. Ihr wart besser dran ohne mich.“

Die erzürnten Schreie von Nerax ertönten, als ihnen die Beute davonlief. Nerax bewegten sich mit ihrem Fischschwanz auch an Land erstaunlich schnell fort, aber mit einem rennenden Tarus konnten sie es an Geschwindigkeit nicht aufnehmen. Doch falls Meres die Schreie hörte, dann kümmerten sie ihn nicht.

„Das stimmt nicht“, sagte Eara fest. „Du hast deine Fehler wiedergutmacht. Du hast uns das Leben gerettet. Du warst uns keine Last.“

Meres blinzelte. Er streckte langsam die Hand aus, eine Bewegung voller Sehnsucht. Plötzlich lief ein roter Schimmer durch seine dunklen Augen. Seine ausgestreckte Hand ballte sich zur Faust, Zorn flackerte über seine Züge. „Vielleicht hättet ihr mir das sagen sollen, anstatt mich mit Kälte und Misstrauen zu strafen! Vielleicht hättet ihr mich nicht unter Steinen begraben liegen lassen sollen, nachdem ich euch gerettet habe! Vielleicht hättet ihr nach mir suchen sollen!“

Er schüttelte sich verächtlich. „Euch lag nie etwas an mir! Niemandem lag je etwas an mir! Ich wurde immer nur gefürchtet und verstoßen für meine Macht! Alle meine Versuche, zu helfen, wurden mit nichts als Undank vergolten! Ich habe niemals irgendwo dazugehört!“

„Und tust du es jetzt? Denkst du wirklich, der Ewige Rat oder die Schwarze Kogge würden dich akzeptieren, wenn ihnen deine Fähigkeiten nicht nützen würden? Ihnen liegt nichts an dir, nur an deiner Macht! Und wir haben nach dir gesucht, Meres, ob du es glaubst oder nicht.“

Meres öffnete den Mund. Sein Blick huschte unsicher weiter, zu Chada, zu Thorn, zu Ken Dorr, Leander und Drukil. „Ich ... Ihr...“, stammelte er leise. Dann erstarrte er und kniff die Augen zusammen. „Du!“, schrie er hasserfüllt. „Du bist es!“ Eine grüne Flamme erschien lautlos über seiner Hand, zitternd stapfte er auf sie zu. „Du wagst es, mir unter die Augen zu treten, Blinder?“ Eara fuhr herum. Leander klammerte sich an seinen Stab und gab seine Versuche auf, das Gesicht im Schatten seiner Kapuze zu halten. Sie atmete tief ein und unterdrückte ihre Neugierde. Für Fragen würde später Zeit sein.

Sie blickte gerade noch rechtzeitig zurück zu Meres, um die zuckende Bewegung zu sehen, mit der er im Laufen in einen Beutel an seinem Gürtel griff und ihnen etwas entgegenwarf. Sanft glitzernder Staub erfüllte die Luft wie winzige Sterne und plötzlich konnte Eara nicht mehr atmen. Unwillkürlich fasste sie sich an den Hals. Ihr Versuch, Luft zu holen, endete nur in einem schmerzhaften trockenen Husten. Sie presste sich die gesunde Hand auf den Mund. Als der Husten endlich erstarb, klebte Blut auf der Haut. Ihre Beine knickten ein und sie sank in die Knie.

Vorsichtig tastete Eara nach dem Geist des Hexers. Sie wollte ihn besänftigen, mit ihm reden. Doch sie wurde abgestoßen. Etwas durchzog seinen Geist wie blutrote Adern, die Zorn und Schuld und Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit in ihm ausspielen. Ein Fremdkörper, der Meres aussaugte wie ein Parasit und ihre Kontaktaufnahme verhinderte. Hilflös zog sie sich zurück.

„Du wirst deine Lügen bereuen! Du wirst es bereuen, mich zu dem hier gemacht zu haben!“, rief Meres. Verschwommen konnte Eara sehen, wie er durch den glitzernden Staub schritt als wären es bloße Schneeflöckchen, an ihren zusammengekrümmten Gefährten vorbei. Vor dem hustenden und keuchenden Leander blieb er stehen und entließ die grüne Flamme aus seiner Hand. Das Feuer sprang augenblicklich auf den Staub über, breitete sich brüllend in alle Richtungen aus. Eara bewegte stumm die Lippen und ignorierte das schmerzhaft Kribbeln in ihrer linken Schulter. Eine eisige Böe durchzuckte die ewige Ruhe Sturmtals, wehte den glitzernden Staub und das grüne Feuer einfach beiseite. Luft strömte kühl in ihre Lungen. Langsam konnte sie wieder klar sehen.

Meres sah zornig auf sie herab, wieder lag ein roter Schimmer in seinen Augen. „Du hilfst ihm, Eara? Du?! Ich hätte dir niemals zuhören...“ Sein gesamter Oberkörper wurde mit Wucht nach vorne geworfen. Ungläubig betrachtete der Hexer die langsam zerfasernde Lanze aus Schatten, die seinen Brustkorb durchstoßen hatte. Dann kippte er zur Seite.

Eara stand auf, wankte zu Meres und ging neben ihm in die Hocke. Ihre Blicke trafen sich. In seinem lag nichts als Hass. „Verzeih mir!“, bat sie leise. „Du warst noch nicht so weit. Deine Last war noch zu groß. Ich hoffe, sie wiegt leichter, wenn wir uns wiedersehen.“

Der Lebensfunke in seinen Augen erlosch. Eara erhob sich und schluckte den Geschmack des Blutes in ihrem Mund herunter. Neben der Leiche des Hexers wartete sie, bis die anderen sich gesammelt hatten, und beobachtete dabei aufmerksam vier Nerax, die langsam näherkamen.

Es war Chada, die die Frage stellte, die ihnen allen auf der Zunge lag: „Leander, woher kannte Meres dich?“

„Kennen!“, stieß Leander verächtlich hervor. „Wir hatten nur eine einzige Begegnung.“

„Scheint nicht sehr glücklich verlaufen zu sein“, grinste Ken Dorr. Leander schwiegte und war offensichtlich nicht willens, noch mehr zu sagen.

„Wir sprechen noch darüber“, versprach Eara. „Aber nicht jetzt. Wir haben Gesellschaft.“

Die Nerax hatten sie erreicht und umkreisten sie vorsichtig. Sie fauchten und ihre gelben Augen glühten auf.

„Nervige Biester“, hörte sie Thorn murmeln. Eara hob ihren Stab.

Später Vormittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Schwer atmend trat Eara zwischen zwei Hütten hervor auf einen weitläufigen, von kahlen Bäumen gesäumten Platz. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich ein großes Langhaus, das von einer Schar Taren gegen die anstürmenden Kreaturen verteidigt wurde. Auf dem ganzen Platz wurden Kämpfe ausgefochten, und die anderen griffen sofort ein. Chada schoss einem Nerax in den Rücken, Thorn und Drukil eilten zwei von einem Meerestroll bedrängten Taren zu Hilfe, und Ken Dorr unterstützte Leander, der sich gegen einen Nerax verteidigen musste. Eara schritt langsam durch die Kämpfe, die um sie tobten,

ohne sich zu beteiligen. Einen Nerax, der den Fehler machte, sie anzugreifen, verbrannte sie zu Asche, dem Kribbeln in ihrer Schulter zum Trotz. Ihr Ziel war das Portal des Langhauses, wo fünf Taren mit gewundenen Stäben standen und die Naturgeister um Stärke anflehten. Kreaturen waren nicht bis zu ihnen vorgedrungen, nur ein Tarus mit weißem Bart und knorrigem Stab, auf dessen Spitze ein klares grünes Licht leuchtete, stand ihnen gegenüber.

„Die Geister werden euch nicht helfen!“, spottete er. „Sie sind schwach, genau wie ihr!“ Er hob seinen Stab und kurz sah Eara durchscheinende Schemen mit gequälten Gesichtern um ihn sausen. Die Taren vor dem Tor wurden zu Boden gepresst. Selbst Eara, die noch über zwanzig Schritt entfernt war, spürte ein Gewicht, das sie nach unten zog und sie musste ihre Schritte verlangsamen.

„Ich traf zahllose Geister in meinen Jahren der Wanderschaft, und ich machte sie mir untertan! Für euch sind sie nichts als Ausreden, um eure Macht und eure elenden Traditionen zu erhalten!“

„Du warst einer von uns, Thogger!“, keuchte einer der am Boden liegenden Taren. „Unser Oberster! Was ist aus dir geworden?“

Thogger schüttelte verächtlich den gehörnten Kopf. „Ja. Früher war ich genau wie ihr. Auch ich habe nicht erkannt, wie sehr diese Traditionen unser Volk einzwängen. Ihr lasst unsere Kinder ihre Leben in Dummheit verbringen, verweigert ihnen den Zugang zum Lesen und Rechnen, weil ihr Buchstaben und Zahlen selbst nicht versteht! Ihr bestimmt Aufgaben und Pflichten nicht nach Fähigkeiten, sondern nach Abstammung! Ihr lasst unser Volk sterben, weil ihr zu feige seid, nach einem fremden Heilmittel zu suchen! Doch jetzt bin ich zurückgekehrt! Ich bin das Heilmittel!“

Eara musste sich mit beiden Händen an ihrem Stab festhalten, um nicht zu Boden gedrückt zu werden. Der Druck wurde mit jedem Schritt größer. Sie sammelte ihre Schatten und bereitete sich auf einen Angriff vor. Es war fast zu einfach. Thogger hatte sie noch nicht einmal bemerkt, so versunken war er in seinen Monolog. Voll Hass blickte er auf die Taren hinab, doch Eara bemerkte einen roten Schimmer in seinen Augen und eine einzelne Träne, die über seine Wange rann.

„Einst habe ich versucht, jeden einzelnen Taren zu beschützen. Ich schloss mich Piraten an, damit sie Sturmtal in Ruhe ließen, ich gab meine Ämter und meine Heimat auf, um ein Heilkraut zu suchen. Vierzig lange Jahre habe ich gesucht, und als ich es euch brachte, hat mein Sohn es vernichtet, weil es unseren Traditionen widersprach. Mir wurden die Augen geöffnet! Ich werde unsere verfaulten Traditionen ausbrennen! Ich werde das Alte beseitigen, um Platz für das Neue zu schaffen! Kein Fortschritt ohne Opfer! Wir haben den Auftrag, jeden zweiten Taren umzubringen, und ich werde dafür sorgen, dass es die richtige Hälfte trifft! Wo ist der Hohe Schamane? Mit ihm werde ich anfangen!“

Das Portal zum Langhaus öffnete sich langsam. Dahinter stand eine schlanke junge Tare mit braunem Haar, in der Hand einen Speer voller zeremonieller Schnitzereien, an dem Muscheln und Federn hingen und der offensichtlich nicht für einen Kampf gedacht war. Doch als sie einmal mit dem Ende aufstampfte, erlosch der Druck, der alles zu Boden zwang, und auf dem ganzen Platz verstummte der Kampfplärm. „Ich bin Rhega, die Hohe Schamanin Sturmtals. Und ich werde mich heute von niemandem umbringen lassen.“

Thoggers Lippen zuckten. Mit aufgerissenen Augen starrte er Rhega an. „Nein, unmöglich!“, hauchte er. „Diese Schafsköpfe wären niemals bereit, sich einer Frau zu beugen!“

Rhega trat aus dem Haus. „Zeiten ändern sich. Traditionen ändern sich. *Wir* ändern uns! Nicht wahr, Großvater?“ Thogger sank in die Knie und starrte seine Enkelin mit offenem Mund an.

„Du irrst, wenn du glaubst, Fortschritt komme nur durch Gewalt. Sieh dich doch um! Siehst du das runde Gebäude dort vorne, das gerade von einem Arrog eingerissen wird? Es war ein Haus, in dem Gesandte aus Werftheim lebten und in dem wir unser Wissen austauschten. Und siehst du die ermordete Tare, da hinter dir? Sie war die einzige weitere Schamanin in ganz Sturmtal. Jetzt haben deine Kreaturen sie ermordet. Du willst uns den Fortschritt bringen, Opa? Du reißt ihn nur nieder!“

Thogger ließ kraftlos seinen Stab fallen. „Nein... Nein, ich... Das... Das ist... Ich...“ Er krümmte sich zusammen und fasste sich stöhnend an die Stirn. Ein rotes Glühen drang aus seinen Augen.

„Eine Dunkelheit lastet auf deinem Verstand“, sagte Rhega und ging langsam auf ihren Großvater zu. „Die Geister flüstern es mir zu. Einst warst du ihnen ein Freund. Doch dann hat etwas dich verändert. Sie wollten dir helfen, und du zwangst sie unter deinen Willen. Oder was davon übrig ist.“ Sie blieb vor Thogger stehen und legte ihm eine Hand auf den Schädel. „Lass mich dich befreien“, sagte Rhega. Thogger zuckte unter ihrer Berührung.

Ein Pfeil mit grünem Schaft schoss knapp an Eara vorbei und bohrte sich zielsicher in Rhegas Hals. Die Hohe Schamanin röchelte erstaunt und brach zusammen. Eara drehte sich um. Und da war sie.

Chada stand stolz auf dem Dach einer nahen Hütte. In einer einzigen fließenden Bewegung zog sie einen weiteren Pfeil und jagte ihn einem benachbarten Tarus in die Brust. Seelenruhig griff sie erneut in ihren Köcher.

Und Eara begriff. Das war nicht Chada. Sondern die Kopie, die sogar die Silberzwerge hatte täuschen können. Jetzt verstand sie, wieso. Die Frau auf dem Dach trug nicht nur Chadas Kleidung und Gesicht. Sie trug dieselbe Entschlossenheit im Gesicht. Stand in derselben majestätischen Haltung. Legte mit derselben routinierten Bewegung einen Pfeil auf die Sehne. Auch diese Chada schüttelte sich zum Zielen das Haar aus dem Gesicht und kniff unmittelbar vor dem Schuss kurz die grünen Augen zusammen. Ein weiterer Tarus sank getroffen zu Boden.

Ein Pfeil zischte knapp an der Schützin auf dem Dach vorbei. Die echte Chada blickte zu ihrem Ebenbild empor und zog einen neuen Pfeil, doch die Hand, die den Bogen hielt, zitterte. Die falsche Chada blickte herunter. Mit unheimlicher Synchronität öffneten beide einen kleinen Spalt den Mund, als ihre Blicke sich trafen. Beide standen in exakt derselben Haltung, mit einem Pfeil auf der Sehne und unfähig zu schießen.

Eara beendete den Moment des Zögerns. Ihre Schatten stießen auf die Chada auf dem Dach nieder und umhüllten sie. Schwarzer Nebel fesselte ihre Glieder und bog sie gewaltsam zurück. In ihrem Gesicht zeigte sich Unbeugsamkeit und Trotz, doch Eara kannte Chada lange genug, um zu sehen, wie sie unter der Oberfläche mit dem Schmerz kämpfte.

Nein! Das ist nicht Chada!

Eara bezwang das Zittern, das sich ihrer gesunden Hand bemächtigen wollte, und tauchte die falsche Chada vollkommen in Dunkelheit. Sie spürte den Körper im schwarzen Nebel und brach ihm das Genick, dann beschwor sie den dunklen Nebel zu sich zurück. Die Leiche auf dem Dach beachtete sie nicht weiter. In ihrer Schulter brannte es.

Die echte Chada blickte noch immer erschüttert nach oben und fasste sich abwesend an den Nacken. Thorn trat zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Eara wandte sich ab, um sich Thogger zu widmen.

Der Tarendruide war jedoch für den Moment offensichtlich keine Bedrohung. Er hockte zusammengekauert über seiner toten Enkelin und wiegte sich hin und her, Tränen flossen über sein Gesicht. Als Eara langsam zu ihm ging, sah er zornig auf. In seinen Augen flackerte wieder der rote Schimmer und er griff nach seinem Stab. Eara bereitete sich auf einen Kampf vor, doch Thogger schrie ein verzerrtes Wort und wurde von einem gewaltigen Wind emporgerissen. Gegen den grauen Himmel war er bald nicht mehr auszumachen.

Nachdenklich musterte Eara die tote Rhega, bevor sie sich wieder den Kreaturen widmete.

Sonnenhoch, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

„Er ist irgendwo in dieser Richtung“, sagte Eara und deutete mit dem Ende ihres Stabes an einer eingerissenen Hütte vorbei Richtung Osten. Der Weg führte aus der verwüsteten Siedlung heraus zu einer kleinen Baumgruppe im Schatten des Möwenbergs. „Und er ist sehr nahe“, ergänzte sie nach einem weiteren Blick auf den Blutkompass.

„Gut. Gehen wir“, antwortete Chada sofort. Sie rückte ihren Köcher zurecht und ging mit weiten Schritten los, der Rest folgte mit Verspätung.

„Warte!“, rief Eara. Da Chada der Anweisung nicht nachkam, beeilte sie sich, zu ihr aufzuschließen. „Was genau erhoffst du dir davon?“, flüsterte sie.

„Was soll die Frage?“, zischte Chada aufgebracht, ohne langsamer zu werden. „Die Taren brauchen uns.“

„Nicht nur die Taren“, erwiderte Eara. Sie warf einen letzten Blick auf die Steinschale und verstaute den Kompass wieder. „Alle Völker. Sollen Kram und ein paar Schildzwerge den Ewigen Rat alleine zerschlagen?“

Chada trat zwischen die ersten kahlen Linden und biss die Zähne zusammen. „Wir sind hier! Um uns herum kämpfen und sterben Taren! Und du willst sie im Stich lassen?“

„Nein. Aber ich will wissen, was du hier erreichen willst.“

„Ich werde retten, was zu retten ist! Ich werde ein zweites Klippenwacht verhindern!“ Drukil stieß einen Warnruf aus, als ein Nerax hinter einem Stamm hervor auf den Weg glitt. Chada erschoss ihn, ohne langsamer zu werden.

„Chada, was schätzt du, wie viele Taren haben wir bisher gerettet?“

„Vielleicht dreißig.“

Eara schüttelte den Kopf. „Keinen einzigen!“ Sie sah Chada die Stirn runzeln, doch Eara ließ sie nicht zu Wort kommen. „Du hast recht, überall um uns herum sterben Taren. Der Ewige Rat will jeden Zweiten umbringen, damit die andere Hälfte von unserem scheinbaren Verrat berichten kann. Jeden Zweiten, verstehst du? Unsere Erfolge sind bedeutungslos. Wenn wir einen Taren retten, stirbt stattdessen einfach ein anderer. Wir können nicht mehr als der Hälfte zur Flucht verhelfen.“

„Dann verhelfen wir ihnen nicht zur Flucht, sondern zum Sieg!“

„Sieg? Um uns kämpfen Scharen von Meereskreaturen, unsere Doppelgänger und die Schwarze Kogge gegen die wenigen verbliebenen Taren, die noch Widerstand leisten. Wie

willst du diesen Kampf gewinnen?“ Eara musste lauter werden, denn der Lärm von Kämpfen und tosendem Wasser verschluckte fast ihre Stimme.

Chada warf einen kurzen Blick über ihre Schulter. „Wir schlagen der schwarzen Schlange ihren Kopf ab.“

Die Bäume lichteten sich. Vor ihnen erhob sich eine graue Felswand, von der ein Wasserfall in einen kleinen See donnerte. Ein vereister Bach schlängelte sich zwischen den Kämpfenden hindurch. Auf dem Sand des Ufers und dem Blätterteppich zwischen den Bäumen, überall waren Taren in Kämpfe verwickelt. Doch kaum Krieger. Es waren Taren mit zerfurchten Gesichtern und grauen Haaren, die ihren Speer als Gehstock benutzen mussten. Frauen, die sich vor Kinder mit ersten Hornansätzen stellten. Eara fasste ihren Stab fester. Hier waren die Alten, die Verehrten, die Kinder, die nicht im Kampf geschulten Frauen. Sie mussten sich zum Schutz vor den Kämpfen hierher zurückgezogen haben, begleitet nur von einer Handvoll Wächter, doch sie waren von den Schlimmsten aufgespürt worden.

Ein Mann mit langen silbernen Haaren und Bart spielte auf einer beinernen Flöte, die Taren in Hörweite standen reglos mit leerem Blick und ließen sich widerstandslos von einem gebeugten alten Mann mit grauer Haut umbringen. Eine junge Frau in den groben braunen Gewändern einer Schülerin aus Yra schwang einen hell glühenden Zauberstab. Eine Gestalt, die Thorn bis aufs Haar glich, hielt blutige Ernte zwischen verzweifelten Taren. Und am Ufer des Sees, durchnässt vom Sprühnebel des Wasserfalls, fochten zwei hochgewachsene Krieger. An seinen abgesägten Hörnern konnte Eara sofort Bragor erkennen. Der Tarus schien seine Kraft, die ihn in der Winterburg verlassen hatte, jetzt, in der Stunde der Not, wiedergefunden zu haben. Ihm gegenüber stand ein Mann mit tiefblauer Haut. Er trug die leichte Rüstung eines Seekriegers, auf seinem Schild prangte die pechschwarze Schlange, das Symbol der Schwarzen Kogge. Seinen Schädel bedeckte ein kunstvoller dunkler Helm mit Augen aus gelb glühendem Glas, dessen summende Macht Eara bis hier spüren konnte. Varatans Helm der Macht, ausgerechnet im Besitz des düsteren Kapitäns Callem. Sie unterdrückte ihren Zorn.

Irgendwo im Schatten der Bäume wurde ein Horn geblasen. Die Kreaturen in ihrer Nähe sahen auf und erblickten die Neuankömmlinge. Ein Meerestroll brüllte blutdurstig und kam mit schnappenden Scheren zu ihnen getrottet, zwei Artgenossen und eine Handvoll Nerax folgten ihm.

„Wir teilen uns auf“, rief Chada. „Unser erstes Ziel ist Callem, danach der Rest der Schwarzen Kogge und die falschen Helden. Leander, du kommst mit mir!“

Sie zerstreuten sich. Ein Meerestroll versuchte Eara zu stellen, sie umrundete ihn in einem größeren Bogen. Einem Nerax, der zwei jugendliche Taren in ihre Richtung trieb, wich sie bis ans Ufer des Sees aus. Sie sah, dass Thorn sich in einen Kampf mit einem Meerestroll verstrickte, und Chada und Leander wurden von den Kopien Thorns und Drukils angegriffen. Eara jedoch blieb unbehelligt. Sie sprang über den zugefrorenen Bach und rannte unbeirrt auf Callem und Bragor zu.

Plötzlich spürte sie das Aufblitzen Dunkler Magie in unmittelbarer Nähe. Sie fuhr herum. Ein gedrungener Mann mit einem hässlichen Lächeln stand über einer Tare mit zerschmettertem Brustkorb. Seine rechte Hand endete in einem silbernen Haken, in der Linken trug er einen massiven Hammer. Fahles grünes Licht umspielte den Hammerkopf.

„Sieh an!“, rief er gegen das Rauschen des Wasserfalls. „Eine echte Heldin, an der ich meine neue Kraft ausprobieren kann.“ Er kam langsam auf sie zu. Eara sah flüchtig zu

Callem hinüber. Er wehrte mit seinem Schild mühelos einen Stoß von Bragors Speer ab und versetzte ihm einen tiefen Schnitt am Oberarm. Bragor brüllte etwas und stolperte zurück, um den nächsten Treffer von Callems Schwert zu verhindern. Trotzdem wurde er oberflächlich getroffen. Callem schien jede Bewegung Bragors voraussehen zu können. Die Augen des Helms glühten hell.

Eara konzentrierte sich wieder auf den Seeräuber, der ihr gegenüberstand. Sie würde sich bemühen, ihm den Hammer der Stärke schnellstmöglich abzunehmen. „Wirst du auch kontrolliert, oder kann ich auf Rücksichtnahme verzichten?“

„Ich bin Pero, Callems erster Maat! Niemand kontrolliert mich.“ Der Schlag erfolgte schneller, als es mit einer so schweren Waffe möglich sein sollte. Das grüne Licht umzingelte Peros ganzen Arm. Eara konnte nur knapp ausweichen. „Ich war meinem Kapitän immer treu! Auch ohne faulen Zauber!“

Sie wich vor weiteren Schlägen zurück, bis sie einen alten Baum zwischen sich und Pero bringen konnte. „In gewisser Hinsicht ähneln wir uns, Magierin! So wie du für deine Freunde kämpfst, so kämpfe ich für ihn.“

„Ich kämpfe nicht für meine Freunde, sondern für alle fühlenden Wesen. Wir haben nichts gemeinsam“, erwiderte Eara keuchend.

Pero kicherte hämisch. „Sieh uns nur an: Zwei Einhändige, die hier stehen, bereit den anderen umzubringen. Beide benutzen Dunkle Magie, um stärker zu werden.“ Er rammte den Hammer gegen den Stamm. Die Wurzeln wurden zur Hälfte aus dem Erdreich gerissen und Eara konnte sich nur durch einen buchstäblichen Sprung ins kalte Wasser vor hundert Zentnern Baum retten, die in ihre Richtung kippen. Sie musste scharf Luft holen, als das Eiswasser ihre Stiefel durchnässte und ihr Bein hochspritzte. Die Kälte, die ihre Füße durchdrang, konnte sie rasch nicht mehr spüren.

„Du kannst diesen Hammer seit höchstens sechs Tagen haben! Hast du ihn seitdem einmal losgelassen? Weißt du, was er mit dir macht?“

Pero grinste. „Sicher. Er macht mich stärker!“ Er ließ den Hammer zweimal spielerisch kreisen, als wöge er nicht mehr als ein dünner Zweig.

„Nein. Er verdirbt dich“, sagte Eara. „Wenn du nicht aufpasst, könntest du mir bald wirklich ähneln. Doch meine Macht über die Dunkle Magie ist größer, als deine jemals sein wird.“

Sie beschwor ihre Dunkle Magie auf Pero herab. Dunkle Schlieren hüllten ihn vollkommen ein, nur ein Schmerzensschrei drang aus der Dunkelheit. Sie spürte den Körper und verdichtete die Schatten um Peros Hals. Der Schrei erstarb. „Was nützt dir jetzt deine Kraft?“, rief sie. „Nichts! Der Hammer der Stärke war nie für dich bestimmt.“

Sie konnte spüren, wie Pero im Inneren der Dunkelheit kraftlos mit den Beinen zuckte. Sie ignorierte das Kribbeln in ihrer Schulter und wartete, bis erst die Regungen seiner Gliedmaßen, dann des Herzens erstarben. Dann erst zog sie ihre Schatten zu sich zurück. Peros Leichnam klappte zu Boden. Selbst im Tod hatte er Orweyns Hammer noch umfasst.

Eara trat zu Pero, doch der schrille Schrei eines Vogels ließ sie aufblicken. *Rooooooooo!* Ein großer Raubvogel mit rötlichem Gefieder stieß auf Bragor nieder, krallte sich zwischen den beiden Hornstümpfen in seine schwarzen Haare und hackte nach seinem Gesicht. Callem nutzte diesen Moment der Ablenkung, um Bragor sein Schwert mit aller Kraft in die nackte Brust zu stoßen. Die Klinge trat am Rücken wieder aus. Eara starrte den durchbohrten Tarus fassungslos an. Bragor, ihr alter Gefährte und Freund, ermordet während sie kaum mehr als zehn Schritte entfernt war. Sie spürte die Dunkelheit in sich

brodeln und konnte ihren Hass nur mit Mühe beiseite schieben. Callem trat zurück, riss sein Schwert aus Bragors Brust und sah zu, wie der Tarus zu Boden sackte. Mit schnellen Schritten eilte sie zu ihm, der Hammer war vergessen.

Doch jemand anders war vor ihr da. Leander stolperte auf Callem zu, ausgerechnet der Blinde hatte es als Erstes zum Kapitän geschafft. Er war von unzähligen harmlosen Wunden übersät. „Tu es nicht! Lass den Tarus ohne Hörner leben!“, rief er verzweifelt, ohne wahrnehmen zu können, dass das Unglück bereits geschehen war.

Eara hätte erwartet, dass Callem höhnisch lachte, oder den Seher einfach ebenfalls aufspießte, doch stattdessen blickte er ihn nur ratlos an. Varatans Helm verbarg den Großteil seines Gesichts, um seinen Mund bildeten sich tiefe Falten. „Was soll das, Leander?“, stieß er schließlich hervor. „Was hat das zu bedeuten? Weshalb scherst du dich um irgendeinen Tarus?“

Leander blieb zitternd stehen. „Es ... es tut mir leid!“, flüsterte er schließlich. Und jetzt erst begriff Eara. *Er war ein Seekrieger im Dienste Varatans. Beteiligt an der Jagd auf die Schwarze Kogge.*

Callem stand reglos wie eingefroren, während Leander mit gesenktem Kopf an seinem Stab nach unten rutschte, bis er zusammengekauert dahockte. *Er war ... der einzige, der mir etwas bedeutete. Er hat immer zu mir gehalten, mich beschützt, mich gestärkt. Wir schworen einander ewige Treue.*

Leander flüsterte etwas, wieder und wieder. Nur mühsam konnte Eara die Worte verstehen: „Ich habe den Schwur gebrochen.“

Hitze durchfuhr sie. Gefühle von Zorn und Verrat, die sie kaum beiseite schieben konnte. Leander hatte sie alle belogen. Die ganze Zeit. *Vertraust du mir?* Ihre dunkle Hand ballte sich zur Faust.

Callem zitterte am ganzen Leib und ließ sein blutiges Schwert fallen. Seine ganze Haltung strahlte fassungsloses Entsetzen aus. Dann erstrahlte er in fahlem, blauen Licht. Der silberhaarige Flötenspieler, die junge Zauberin, die Leiche Peros mitsamt Orweyns Hammer, allerorts zwischen den Bäumen glühten die Mitglieder der Schwarzen Kogge auf und zerfielen zu Staub. Ken Dorr traf das gleiche Schicksal. Nur die Gestalt Callems leuchtete noch nach, ehe das blaue Licht endgültig erlosch. Dunkler Staub rieselte sanft zu Boden, legte sich auf Leanders Mantel und malte verschlungene Muster in Bragors Blut.



Zwischenspiel XVI – Wer Wind sät...

Später Vormittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazar

Blaues Licht. Kalter Stein. Ein Gefühl von Asche im Mund. Ken Dorr blinzelte und orientierte sich neu. Eben noch hatte er einer hadrischen Zauberin in den Diensten der Schwarzen Kogge gegenübergestanden. Ihr Name war Ean Quella und trotz ihres jungen Aussehens galt sie in Yra seit über hundertfünfzig Jahren als tot, mehr hatte Ken nicht über sie herausfinden können. Jetzt saß sie, sichtlich desorientiert, am anderen Ende des halbkreisförmigen Saales. Kurz trafen sich ihre Blicke und sie starrte ihn ausdruckslos an. Ken nickte ihr freundlich zu und beachtete sie nicht weiter.

„Was soll das? Wir waren mitten im Angriff!“, schmolte eine grünhäutige Frau hinter Ean Quella. „Ich hatte mir schon eine junge Tare ausgesucht, jetzt wird sie davonlaufen. Kann ich wenigstens den alten Mann da haben?“ Sie zeigte in eine dunkle Ecke. Fast verborgen vom Zwielflicht lagen, in eiserne Ketten gehüllt und geknebelt, ein schwarzer Wolf mit grünen Augen und ein breitschultriger Mann mit grauen Haaren, den Ken als Statthalter Orfen identifizierte.

„Still!“, donnerte der Schwarze Herold. „Ihr seid hier, weil ihr versagt habt! Ihr alle habt versagt! Warum nur kam ich auf die Idee, den Ewigen Rat aus einer Bande von Verlierern zu gründen?!“ Die tiefe Stimme des Geistes bebte vor Zorn. Er schwebte oberhalb des zusammengerollten Tarok am unteren Ende der halbkreisförmigen Sitzreihen, dicht vor dem riesigen schwarzen Spiegel aus sich kräuselndem Quecksilber. Der versammelte Ewige Rat sah zu ihm auf. Manche ängstlich, manche zornig, alle angespannt. Ken lächelte. Die Zeit war reif.

„Callem!“, rief der Schwarze Herold. „Die Helden von Andor waren zeitgleich mit euch in Sturmtal! Sie haben ihre Ebenbilder getroffen und den Taren gezeigt, auf welcher Seite sie stehen. Wie konnte das geschehen?“

Der Kapitän reagierte nicht. Er hatte das Gesicht in den zitternden Händen vergraben und zeigte nicht, ob er überhaupt etwas gehört hatte. Der Helm der Macht lag mit erloschenen Augen neben ihm.

Schließlich zischte der Schwarze Herold wütend und wandte seine gezackte Maske, seine nadelspitzen weißen Augen fixierten Ken. „Und du, Dieb? Warum hast du die Helden

nicht aufgehalten? Sie haben das junge Herz der Geburt vor den Mächten des Meeres aufgespürt, und sie haben die Schwarze Kogge eingeholt!“

„Ich habe sie auf die weitesten Umwege gesandt, die möglich waren“, behauptete Ken. „Alles Weitere lag nicht in meiner Verantwortung. Sondern in der eines Kapitäns, dessen Loyalität zwischen dem Ewigen Rat und seinem Bruder gespalten ist.“

Erst die Erwähnung Leanders riss Callem aus seiner Versenkung. Der Kapitän fuhr hoch und bedachte ihn mit dem Blick eines tollwütigen Fuchses, der soeben ein Huhn erspähte, doch Ken fuhr fort: „Und in der der Mächte des Meeres, die selbst von solcher Macht sind, dass fraglich ist, ob sie es als Vorteil erachten, wenn Ihr ein zweites Herz unter Eure Kontrolle bringt.“ Vorwürfe. Verdächtigungen. Es gab nichts besseres, um die Stimmung noch weiter aufzuheizen.

Sofort durchzuckte ein stechender Schmerz seine Stirn. *Noch ein Wort und du wirst es bereuen!* Er presste eine Hand auf den Edelstein in seiner Stirn, suchte Kenvilars Blick und nickte gequält. Der Schmerz und die Stimme verklangen. Er ließ die Hand von seiner Stirn sinken.

Der Schwarze Herold schenkte ihm keine Beachtung mehr, er hatte sich längst den Mächten des Meeres zugewandt, die er nur stumm musterte.

„Wir haben alles daran gesetzt, das Herz der Geburt aufzuspüren und es dem Ewigen Rat zu bringen“, sagte Kenvilar. Sie klang gekränkt, als wäre das eine Selbstverständlichkeit. An ihr zu zweifeln schien unmöglich. Widerstrebend zollte Ken ihr Respekt.

„Und doch wart ihr zu langsam!“, entgegnete der Schwarze Herold, ehe er von ihnen abließ. „Und du, Nomion! Deine Armee hat gegen einen Haufen Bauern verloren! Alle Erfolge der Belagerung sind dahin!“

„Sie hatten Söldner aus dem Osten! Und Schildzwerge!“, verteidigte sich Nomion heiser. Er stützte seinen hageren Körper schwer auf seinen Stab und im Halbdunkel meinte Ken zu erkennen, dass seine Beine dick bandagiert waren. „Und ich habe hier das Blut aller Kreaturen. Wir können sie einfach zurückholen.“

Der Schwarze Herold senkte seine gezackte Maske, bis sein Blick auf dem beinernen Kelch zu Nomions Füßen ruhte. „Das ist der einzige Grund, aus dem du noch lebst. Der Preis für Versagen ist der Tod. Ihr alle habt Glück, dass ich alleine hier wäre, wenn ich euch diesen Preis ausgezahlt hätte.“

Er fuhr herum. „Varkur! Lass mich raten: Du hast nichts herausgefunden?“ Der dunkle Nebel zuckte unbehaglich. „Natürlich nicht!“, schrie der Schwarze Herold. „Was habe ich auch erwartet, von jemandem, der schon so oft bewiesen hat, wie gut er verlieren kann. Und du, Tarok?“

Der Drache machte keinen guten Eindruck. Er war unleugbar zusammengeschrumpft und wurde inzwischen von Nomion überragt. Seine farblosen grauen Schuppen hatten jeden Glanz verloren. Er sah eher aus wie eine steinerne Statue denn wie ein lebendes Wesen. Verstärkt wurde dieser Eindruck dadurch, dass Tarok sich bislang nicht einmal bewegt hatte.

„Du speist mich mit dummen Ausreden und Verzögerungen ab! Du wirst von Tag zu Tag schwächer, ich musste dich schon neunmal zurückholen! Doch du machst keinerlei sichtbare Fortschritte!“

Ken lachte innerlich. Der Schwarze Herold begriff gar nicht, was er anrichtete. Der Ewige Rat war eine bunte Mischung aus alten Feinden und neuen Rivalen, die es allesamt nicht gewohnt waren, zu gehorchen. Weder der gemeinsame Hass auf die Helden von Andor noch die Versprechen und Drohungen des Herolds konnten sie für immer zusammenhalten.

All die Anschuldigungen brachten den Ewigen Rat nur noch weiter auf. Und Ken hatte seinen Teil dazu beigetragen. Seine Macht war das Wort. Lügen, Angebote, Forderungen. Ideen und Gedanken, einmal ausgesprochen, die sich festsetzten und Unfrieden schürten. Eigentlich war es kaum mehr als warme Luft aus seinem Mund. Ein schwacher Wind, den er während der letzten Ratssitzung ausgesät hatte. Jetzt war es Zeit, Sturm zu ernten.

„Fortschritte wobei?“, fragte Ken Dorr laut. „Was ist Taroks Aufgabe? Hat es etwas zu tun mit ... dem dritten Herzen?“ Augenblicklich hatte er die gesamte Aufmerksamkeit. Sogar Tarok öffnete eines seiner Augen einen winzigen Spalt weit.

„Sei still!“, rief der Schwarze Herold, doch der Schaden war bereits angerichtet.

„Das dritte Herz?“, keuchte Nomion, sichtbar um seine Fassung bemüht. „Es gibt ein drittes Herz? Ihr ... Ihr wusstet davon! Tarok wusste davon! Warum wurden wir nicht eingeweiht?!“

Auch aus Richtung der Schwarzen Kogge hörte Ken murrende Stimmen, bis ein eisiger Wind auf Callem niederfuhr. Ken meinte, Worte daraus zu vernehmen. Der Kapitän verzerrte zornig das Gesicht und versuchte, seine Mannschaft zu besänftigen. Doch nicht nur Ken hatte Arkterons Eingreifen bemerkt.

„*Sieh an!*“, kreischte Varkurs entsetzliche Stimme. „*Der Herr der Stürme will die Schwarze Kogge ruhigstellen. Scheint so, als interessiere das dritte Herz die Mächte des Meeres nicht sonderlich. Äußerst verdächtig...*“

Der Schwarze Herold, der bis eben noch Nomion gedroht hatte, fuhr herum und fixierte die Mächte des Meeres. Kenvilar setzte zu einer Verteidigungsrede an, wurde jedoch immer wieder von der lärmenden Schwarzen Kogge unterbrochen. Callem schien es mittlerweile aufgegeben zu haben, seine protestierende Mannschaft zu beruhigen. Auch Varkur ließ ab und an einen höhnischen Kommentar fallen. *Ich bin einverstanden, Dieb. Gemeinsam verleiten wir sie zum Angriff.* Der Dunkle Magier schlug sich besser als erwartet. Schmähungen schossen durch den Saal wie Geschosse, wenn auch mit ungleich größerer Wirkung.

„Nomion!“, rief Ken über den Lärm. Der Krahder sah kurz auf und Ken nickte ihm langsam zu. Mehr brauchte er nicht. *Ich werde sein Geheimnis dereinst ans Licht zerren, das schwöre ich. Und wenn es so weit ist, wird der gesamte Ewige Rat es erfahren.*

Nomion erwiderte das Nicken und rief Tarok zu: „Welches Wissen hast du über das dritte Herz, Drache? Offenbare es, oder ich werde es aus dir herauszerren.“

Ken wurde von einem schrillen, gequälten Kreischen abgelenkt. Einer von Oktohans aufgebracht peitschenden Tentakeln war mit der Spitze in Varkurs schwarzen Nebel eingedrungen. Die Dunkle Magie verdampfte zischend und zuckte unkontrolliert. Ein unartikulierter Schrei drang aus der Finsternis, dann schlug Varkur zurück. Der dunkle Nebel formte sich zu dicken Tauen, die auf Oktohan zuschossen. Bei jeder Berührung zerstoben sie wirkungslos, also suchten sie sich andere Opfer und schlangen sich stattdessen um die Mitglieder der Schwarzen Kogge. Damit brach endgültig das Chaos aus.

Ken zog den Kopf ein und verbarg seine Zufriedenheit. Eine Weile ließ er dem Geschehen seinen Lauf und amüsierte sich über den Schwarzen Herold, der in ohnmächtigem Zorn den Ewigen Rat anbrüllte, endlich ruhig zu sein, und damit nur zum allgemeinen Aufruhr beitrug. Nomion und Tarok starrten sich gegenseitig an und fochten ein stummes Duell aus, von dem Ken nur Nomions sich unablässig bewegende Lippen mitbekam. Varkur setzte sich gegen die Schwarze Kogge zur Wehr und Kenvilar betrachtete aus zusammengekniffenen Augen das Chaos, sie schien zu überlegen, ob sie es verstärken

oder eindämmen sollte. Über allem hing ein dumpfes, keuchendes Lachen, das aus der Ecke drang, in der der gefesselte Orfen lag.

Schließlich erhob Ken sich von seinem Sitz und eilte am Rand des Saales entlang zum Schwarzen Herold. „Beendet es!“, rief er, sobald er in Hörweite war.

Der Herold wandte ihm seine gezackte Maske zu und hob eine Faust. Blaues Glühen drang zwischen seinen Fingern hindurch. „Du hast schon genug Unheil angerichtet, Dieb!“, zischte er.

„Wie hätte ich ahnen sollen, dass eine einzige Frage all das auslöst?“, erwiderte Ken beleidigt. Dann schüttelte er sich. „Der Ewige Rat steht kurz vor der Kippe. Ihr alleine habt die Macht, das hier zu beenden!“

Der Herold zuckte zusammen und blickte unschlüssig auf seine Faust.

„Seht Euch doch um!“, schrie Ken. „Sie schwächen sich nur gegenseitig.“

Eine Flammenzunge zuckte fauchend durch den Saal. Der geschwächte Tarok hatte wohl versucht, sich mit physischen Mitteln gegen Nomion zu behaupten, doch da er sein Maul nicht vollständig geöffnet hatte, verfehlte das Feuer ihn deutlich und traf stattdessen den gefesselten schwarzen Wolf. Er jaulte und seine grünen Augen verengten sich, seine komplette Flanke wurde mitsamt seinen Ketten aufgesprengt. Er hechtete trotz der entsetzlichen Wunde erstaunlich flink durch die Halle und stieß den beinernen Kelch zu Füßen des zitternden Nomion um, ehe der Schwarze Herold ihn zu Staub zerfallen ließ. Das Blut einer ganzen Armee versickerte zwischen den Rissen im Stein, und niemand machte sich die Mühe, es aufzufangen.

„Beendet es!“, wiederholte Ken nachdrücklich. Und der Schwarze Herold hob zitternd die Faust.

Plötzlich spürte Ken einen sengenden Blick auf sich. Der Kristall in seiner Stirn sandte heiße Wellen durch seinen Körper. *Du wagst es nicht!* Obwohl alles nur noch Schmerz war, verzerrten Kens Lippen sich zu einem Lächeln. „Zu spät“, flüsterte er. „Ihr habt gut gespielt, Kenvilar. Doch nicht gut genug.“

Dann erfüllte gleißendes blaues Licht den halbkreisförmigen Saal, und der Lärm verstummte. Der Schmerz verklang. Sie waren allein. Ken keuchte und rieb sich die Stirn. „Endlich!“, stieß er hervor. „Der Fluch ist gebrochen.“

Der Schwarze Herold ließ die Faust sinken und musterte ihn. „Wovon sprichst du?“

„Kenvilar, die Tückische! Sie hat uns hintergangen.“ Er atmete tief ein und erwiderte den stechenden Blick des Geistes. Eine Lüge, glaubwürdiger als die Wahrheit. „Habt Ihr Euch nicht gefragt, woher der Stein in meiner Stirn stammt? Kenvilar pflanzte ihn, um mich zu kontrollieren. Erst jetzt kann ich wieder frei sprechen.“

„Sprechen?“

„Habt Ihr tatsächlich geglaubt, es wäre den Mächten des Meeres nicht gelungen, innerhalb von fast drei Monden eine tote Frucht aufzuspüren?“ Ken lächelte bitter.

„Kenvilar persönlich gab den Helden das junge Herz der Geburt.“

„Was?!“ Der Schwarze Herold neigte ungläubig seine Maske. „Aber ... weshalb?“

„Weder Sterblicher noch Gott kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen. In den Händen der Helden konnte die Frucht ihr nicht schaden, in Euren dagegen durchaus. Holt Kenvilar zurück, wenn Ihr mir nicht glaubt. Fragt sie, woher sie vom dritten Herzen wusste, und warum sie den Helden davon erzählte. Fragt sie, weshalb die zeitlosen Mächte des Meeres, die schon immer über das Hadrische Meer wachten, am Erfolg des Ewigen Rates interessiert sind. Fragt die Tückische, die Meisterin der Intrige, wie sie es sich erklärt,

dass der Ewige Rat an einer kleinen Frage fast zerbricht. Doch bedenkt, dass von diesem Moment an jedes Wort, das ich spreche, ein Wort von ihr sein wird.“

Der Schwarze Herold schwieg lange. Als seine tiefe Stimme erneut erklang, waren alle Zweifel daraus verschwunden. „Wussten Arkteron und Oktohan von ihrem Verrat?“

„Ich gehe davon aus, doch ich weiß es nicht“, meinte Ken achselzuckend. „Ich empfehle, alle drei nicht mehr zurückzuholen. Und nicht nur sie.“

„Was meinst du, Dieb?“

„Der Ewige Rat konnte niemals Erfolg haben. Nicht *dieser* Ewige Rat, zumindest. Die Mächte des Meeres in einem Raum mit Varkur, dem Erben des Seekönigs Varatan, der einst gegen sie in die Schlacht zog? Nomion, der erste Krahder, der sein Volk in den Krieg gegen die Drachen führte, und Tarok, der ihn ermordete?“ Ken schüttelte entschieden den Kopf. „Das Ziel des Ewigen Rates lautet Rache, entsprechend rachsüchtig sind seine Mitglieder. Bedauerlicherweise haben sie nicht nur mit den Helden von Andor eine Rechnung offen.“

„Du hast recht, Ken Dorr“, sagte der Herold leise. „Nomion hat an der Rietburg jämmerlich versagt. Er kann oder möchte kein weiteres Wissen über das Herz des Todes mit mir teilen. Und er wird seine Feindschaft gegenüber Tarok nie begraben können. Der Ewige Rat hat keine Verwendung mehr für ihn. Und die Mächte des Meeres verdienen für ihren Verrat Schlimmeres als den Tod. Gibt es noch mehr alte Feindschaften, von denen ich wissen sollte?“

Ken schüttelte den Kopf. Für seine weiteren Pläne brauchte er den Ewigen Rat so stark wie möglich. „Doch Ihr solltet aufpassen, dass keine neuen entstehen. Die heutigen Ereignisse waren nur möglich, weil der Rat nichts vom dritten Herzen wusste. Ihr solltet keine solchen Geheimnisse haben, wenn Ihr nicht sicher seid, dass sie niemals ans Licht kommen.“

Kurz fürchtete Ken, er sei zu weit gegangen. Doch der Herold nickte nur widerstrebend. Blaues Licht erfüllte den halbkreisförmigen Saal und formte sich zwischen den Sitzreihen zu Umrissen. Als der Ewige Rat erneut zusammengerufen worden war, saß Ken bereits auf seinem Platz.

Für einen Moment herrschte Verwirrung, und der Schwarze Herold nutzte die Gelegenheit, bevor erneute Unruhe ausbrechen konnte. „Der Ewige Rat wurde soeben verkleinert. Als Strafe für ihr Versagen und ihre Unbeherrschtheit werden Nomion und die Mächte des Meeres uns künftig nicht mehr behindern. Doch ich muss euch warnen: Wenn sich der heutige Vorfall wiederholen sollte, werde ich euch allesamt auslöschen und den Ewigen Rat von Grund auf neu errichten. Hademar. Shron. Shan. Die Helden von Andor haben noch genug alte Feinde, auf die ich zurückgreifen kann.“

„Aber wir sind ...“, rief ein Mann aus der Schwarzen Kogge. Er trug in seiner verbliebenen Hand den Hammer der Stärke, und er klappte seinen Mund augenblicklich wieder zu, als er von fahlem blauen Licht eingehüllt wurde. Ansonsten schenkte der Schwarze Herold ihm keine Beachtung. Er betrachtete den zusammengeschrumpften Rat und sagte langsam: „Von heute an arbeitet ihr zusammen! Keine Feindschaft mehr. Keine Vorwürfe. Keine Geheimnisse. Ja, auch ich habe euch nicht alles gesagt, was ich über die Herzen wusste. Doch damit ist jetzt Schluss. Ihr alle sollt vom dritten Herzen erfahren.“

Eine angespannte Stille trat ein. Der Schwarze Herold senkte die Maske und schien auf etwas zu lauschen. „Nein, Tarok“, sagte er plötzlich. „Keine Geheimnisse mehr. Berichte ihnen davon.“

Der Drache richtete sein zu einem Spalt geöffnetes Auge auf den Ewigen Rat, die geschlitzte Pupille wanderte langsam hin und her. Und Ken hörte eine Stimme in seinen Gedanken, wie ein fernes Flüstern.

Das dritte Herz. Wir Drachen nannten es den Baum des Blutes und wir verdanken ihm unser Leben und unseren Untergang.

Vor etlichen Jahrtausenden, in einer Zeit, die ich nur aus den Erinnerungen meiner Artgenossen kenne, herrschten die Drachen frei über die Himmel der Welt. Unser vereintes Bewusstsein verhinderte jeden Konflikt, half uns bei der Jagd und ließ unsere Erinnerungen unsere kurzlebigen Körper überdauern. In unserer Neugierde erkundeten wir alle Winkel dieser Welt. Wo immer ein Wesen fühlte, dachte und sah, konnten wir mit ihm sehen. Unser Geist durchstreifte die ewige Dunkelheit des Meeres, die einsamen Weiten des Nordens, die Steppen und Wälder und die tiefen Höhlen unter den Bergen. Und dort unten fanden wir etwas. Wir fanden eine Welt, weit unter dieser hier, voller einzigartiger Wunder und fremder Wesen, genährt von einer Quelle unvergleichlicher Macht: Dem Baum des Blutes. Wir wollten das näher untersuchen. Unser Geist vereinte die Wesen, die sich zuvor gegenseitig bekriegt hatten, und gab ihnen eine neue Aufgabe. Sie formten die Welt der Tiefe nach unseren Wünschen. Sie schufen unserem Geist einen Weg zum Baum des Blutes, auf dass geschwächte oder kranke Drachen seine Energie anzapfen konnten. Sie schufen einen Ort, an dem unser Bewusstsein ruhen konnte. Sie schufen Krahah.

Äußerlich blieb Ken gelassen, doch in seinem Inneren tobte er. Krahah! Das dritte Herz war in Krahah! Das machte alles zunichte!

Wenn die anderen beiden Bäume Geburt und Tod sind, Ende und Anbeginn, so ist dieser die Ewigkeit selbst. Im Baum des Blutes liegt die Macht, dem Zahn der Zeit zu trotzen. Für immer sollten die Kraft in unseren Flügeln, die Wärme der Sonne und die Stärke unserer Herzen erhalten bleiben. Weder Sterblicher noch Gott kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen. Doch wir empfangen die Energien, auf die wir zugreifen konnten. Die tiefe Welt hatte sich verändert. Die Kreaturen dort unten hatten sich verändert. Und schließlich veränderten sich auch die Drachen. Wir zapften die Energien Krahahs an, sobald wir aus dem Ei schlüpften. Mit jeder Generation wurden wir größer, stärker ... und langlebiger. Je mehr wir uns veränderten, desto besser konnten wir die Kraft Krahahs aufnehmen. Bis wir zuletzt aufhörten, zu altern und zu sterben. Wir waren keine Götter, doch auch keine Sterblichen mehr. Der Baum des Blutes gehörte uns. Wir erhielten so viel von ihm, und wir ketteten uns daran. Wir konnten nicht mehr leben ohne ihn. Unsere Körper durchstreiften die Lüfte, doch unser Geist weilte in Krahah. Unserer neuen Heimat. Wir schlossen ein Bündnis mit den Zwergen, die uns Schächte und Gänge gruben, damit wir Krahah näher sein konnten.

Doch dann wurden wir verraten. Was wir den Zwergen geschenkt hatten, verwendeten sie gegen uns. Der Unterirdische Krieg entbrannte, und er kannte nur einen Sieger: den Tod. Doch mit der Macht Krahahs waren wir den Zwergen überlegen, und auch unseren anderen Feinden, den Trollen und Riesen. Bis zu jenem schicksalhaften Tag vor fast eintausend Jahren. Erst vor kurzem erfuhr ich, was die Katastrophe damals auslöste. Nomion, der Hexer, hatte den Schwarzen Baum gefunden und einen Samen in Krahah eingepflanzt. Um das Herz des Todes besser kontrollieren zu können, zerstörten seine Nachfolger den alten Baum und lösten damit ein Beben aus, das die ganze Welt ins Wanken brachte ... und nicht nur diese. Krahah, Heimat und Zuflucht aller Drachen, wurde tief erschüttert. Eine Verbindung zwischen den Welten hatte sich aufgetan, hier in diesen

Hallen, durch die unsere Kreaturen in die Oberwelt gelangen und unsere Kriege für uns fortführen konnten. Doch der Baum des Blutes war zerstört worden, seine Überreste begraben. Die Jahrhunderte, die wir dank der Macht der Ewigkeit gewonnen hatten, wurden uns nun in wenigen Monden geraubt. Die Drachen alterten wieder. Unser Geist durchsuchte die Tiefen von Krahall nach einem Weg, den Prozess aufzuhalten oder umzukehren. Doch als endlich ein Samenkorn zwischen den Trümmern gefunden und eingepflanzt wurde, waren die Drachen längst gestorben oder versteinert. Mit einer Ausnahme. Ein Drache, jung an Jahren, dem die Erschütterung Krahalls wenig anhaben konnte, blieb zurück. Ich blieb zurück.

Diese Einsamkeit! Ihr könnt sie nicht ermessen. Ihr wart schon immer eingesperrt mit euren Gedanken. Ich dagegen trug die Erinnerungen aller Drachen in mir fort und war doch allein. Unser geeintes Bewusstsein war nur noch mein eigenes. Ich zog mich zurück, ließ meine Kreaturen für mich kämpfen und stärkte mich an der Energie Krahalls. Ich allein nahm die gesamte Macht des Baumes des Blutes in mich auf. Ich wurde größer und mächtiger als je ein Drache vor mir, bis die Helden von Andor mich töteten und das Bewusstsein der Drachen erlosch.

Als ich erneut erwachte, in diesem Raum, spürte ich sofort, dass es erneut geschehen war: Der Schwarze Baum war erneut vernichtet worden, und erneut hatte die Erschütterung auch den Baum des Blutes zerstört. Seit meiner Rückkehr versenke ich meinen Geist nach Krahall, während mein Körper verfällt. Ich lenke die Kreaturen, und ich gab ihnen zwei Aufgaben: Erstens sollen sie die alte Verbindung zwischen Krahall und diesen Hallen erneuern. Dort unten stehen Armeen bereit aus Kreaturen, die kein Auge, das das Licht der Sonne kennt, je erblickt hat. Und zweitens sollten sie das neue Samenkorn aufspüren.

Tarok beobachtete den Ewigen Rat ausgiebig. Dann offenbarte er mit einem Flüstern voller Genugtuung: Diese zweite Aufgabe haben meine Kreaturen vor wenigen Stunden abgeschlossen. Das Herz der Ewigkeit ist in unserem Besitz. Wenn sie es einpflanzen würden, würde ich meine Kraft schon in wenigen Stunden zurückerlangen. Doch wir werden diesen Fehler nicht erneut begehen. Wir werden es nach der nächsten Erschütterung nicht schon wieder verlieren. Stattdessen werden sie es nach hier oben bringen, sobald die Passage geöffnet wurde. Ich werde tun, was kein Drache zuvor getan hat: Ich werde den Baum des Blutes nicht nur mit meinem Geist, sondern mit meinem Körper in Empfang nehmen. Ich werde meine Ewigkeit zurückerlangen und damit eine Macht erringen, die der des Schwarzen Herolds ebenbürtig ist.

Erstaunt betrachtete Ken den Geist. Er war tatsächlich bereit, sich diese Macht zu teilen? Vertraute er Tarok so sehr? „Und jetzt, wo das Herz der Ewigkeit in Sicherheit ist, können wir auch den Baum der Lieder zerstören“, ergänzte der Schwarze Herold. Er schien zufrieden. „Wenn wir dann noch dessen Samen in unseren Besitz bringen, kontrolliert der Ewige Rat alle drei Herzen! Dann werden wir endgültig unaufhaltsam sein! Ken Dorr, dies ist deine neue Aufgabe: Nimm den Helden die Frucht ab. Zeig, wie gut du als Dieb wirklich bist.“

Ken ließ eine Hand in seine Tasche sinken und strich über das Drachenaugenauge, das darin lag. Er war gut. Gut genug, um zu wissen, wie der nächste Schritt aussah. Er würde Unterstützung brauchen. „Die tote Frucht wird von Drukil, dem Hautwandler, verwahrt. Er misstraut mir von allen am meisten und wird mich nicht in ihre Nähe lassen“, protestierte Ken daher. „Doch ich habe bereits eine Idee. Die Schwarze Kogge wird mir helfen müssen.“

„Sie wird es tun!“, bestimmte der Schwarze Herold. „Und wo wir schon von ihr reden: Callem, werden die falschen Helden uns auch jetzt noch unterstützen? Obwohl die Mächte des Meeres, ihre Schöpfer, nicht mehr unter uns sind?“

Der Kapitän war schon wieder in seine eigenen Gedanken versunken, die Grünhäutige von vorhin antwortete an seiner Stelle: „Das werden sie. So oder so.“ Ihr Grinsen war Ken etwas unheimlich.

„Ich gebe euch einen Tag, um eure Kräfte zu sammeln. Morgen Abend legt ihr an der Küste des Wachsamens Waldes an und marschierst zum Baum der Lieder. Das Herz der Geburt muss zerstört sein, ehe die Sonne zweimal aufgeht. Und Ken Dorr: Wenn die Helden schon wieder dort auftauchen, dann trifft dich dasselbe Schicksal wie Nomion!“

Ken nickte nur, und der Schwarze Herold fuhr fort: „Varkur, du sammelst die Überreste von Nomions Armee und schickst sie zur Rietburg. Die Eroberung werden wir beide übernehmen. In zwei Tagen soll auch die Rietburg brennen!“

Ken öffnete den Mund, doch der Herold brachte ihn mit einer Geste zum Schweigen. „Keine Sorge, Ken Dorr, ich werde mich dort nicht zeigen. Was auch immer das für eine Falle sein soll, sie wird mich nicht treffen.“

Ken nickte langsam. Der Herold wurde ungeduldig. Das ließe sich bestimmt nutzen.

„Damit sollte alles geklärt sein!“, rief der Geist. „Ich schicke euch nun zu euren Aufgaben.“

Er hob den Arm, blaue Lichtstrahlen schossen aus seiner Faust. Ken betrachtete die leeren Plätze, die einst Nomion und den Mächten des Meeres gehört hatten. *Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist.* Ken lächelte. Er ließ sich sein Schicksal nicht vorschreiben! Der Ewige Rat würde sterben und wiederauferstehen, wie schon so oft inzwischen, doch diese Plätze würden nie wieder besetzt werden. Kenvilar würde tot bleiben. Diese Runde ging an ihn. Er würde auch sein dreifaches Spiel gewinnen!

Mit diesem Gedanken schwoll das blaue Licht an, bis es ihn vollkommen verschluckt hatte. Und dann war nichts mehr.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt platzte ein feiner Riss ganz auf, und zwischen dem Stöhnen des gequälten Steins erscholl eine leise Stille, geboren aus Tönen, die nie erklingen konnten.



P – Der Klang der Entscheidung

Sonnenhoch, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Leander klammerte sich an seinen knorrigen Stab. Das trockene Holz war das einzige, was er spürte, alles andere fühlte sich taub an. „Ich habe den Schwur gebrochen“, flüsterte er immer wieder und wartete auf eine Antwort. Es dauerte lange, bis er begriff, dass keine kommen würde. Sein Bruder war fort. Leander zuckte und der Stab entglitt seinen Händen. Seiner letzten Stütze beraubt sackte sein Oberkörper in den Schneematsch. Er roch Blut. Er spürte, dass seine Augenbinde verrutscht war. Er hasste es, wenn andere seine blinden Augen sahen, doch er konnte sich nicht regen und blieb einfach liegen. Seine Gedanken lähmten ihn. Die Furcht vor dem, was geschehen war, und vor dem, was daraus folgen mochte.

Leander hatte seine Gabe eingesetzt, um seinen Bruder aufzuspüren, und ausnahmsweise blieb er vor der Dunkelheit verschont. Sie zeigte ihm nur, was er sehen wollte, und wovor er sich zugleich fürchtete: Callem, im Kampf mit Bragor. Er hatte gewusst, wie dieser Kampf enden musste, und doch hatte er die naive Hoffnung gehegt, dieses Ende verhindern, oder zumindest verschieben zu können. Am liebsten hätte er Bragor vor Callem gerettet, und Callem vor den Helden, und die vor den Kreaturen, und deshalb hatte er gar nichts erreicht.

Was war er doch für ein Narr! Er hatte sich nicht rechtzeitig entschieden, also hatte er alle verloren. Bragor, der zweifelsohne tot war. Callem, der jetzt endlich wusste, dass ihr Schwur gebrochen war. Die Helden, die begriffen, dass er nicht war, wer er zu sein vorgab. Er hatte keine Seite verraten wollen, war vor der drohenden Konfrontation davongelaufen, anstatt sich auf sie vorzubereiten.

Um Leander tobte noch immer der Kampf, und er erwartete, dass jemand zu ihm treten und ihn töten würde. Wer auch immer. Eine Kreatur vielleicht. Ein Tarus. Ein Gefolgsmann Callems. Oder einer seiner sogenannten Freunde. Er hätte nicht die Kraft, sich zu wehren. Nicht einmal den Wunsch dazu. Doch sie alle ignorierten ihn. Vielleicht, weil niemand wusste, auf welcher Seite er eigentlich stand. Nicht einmal er selbst.

Irgendwann trat der Kampfärm für ihn immer weiter in den Hintergrund. Erst lauschte er dem Rauschen eines nahen Wasserfalls, dann verschwand auch das und zurück blieb die Stille, die ihm heute keine Ruhe schenkte. Er war noch immer wach, doch er nahm für eine

lange Zeit nichts anderes war als den Schmerz des Versagens. Er war schutzlos und allein, und er hatte es verdient.

Erst, als er von einer Fußspitze angestupst wurde, löste sich seine Starre. Mit einem Mal spürte er seine verkrampften Muskeln, in denen die Kälte brannte, und auch die Wunden, die er heute eingesteckt hatte. Harmlos, aber schmerzhaft. Dann kehrten auch die Geräusche zurück. Der Wasserfall rauschte unbeeindruckt, doch der Kampflärm war nur noch aus weiter Ferne zu hören, in unmittelbarer Umgebung war er dem Wehklagen der Taren gewichen, die an ihren Verletzungen litten.

„Steh auf, Leander!“, sagte Eara über ihm. Dass ihre Stimme kalt wie Eis war, war er gewohnt, doch diesmal lag noch etwas anderes darin. Das gedämpfte Echo von etwas so tief Vergrabenem, dass es unmöglich war zu sagen, was dahinterstehen mochte. Und es machte Leander Angst.

Er stöhnte und tastete mit steifen Fingern nach seinem verlorenen Stab. Schließlich wurde er seiner habhaft und versuchte, sich aufzurappeln. Seine Beine kribbelten unangenehm und er knickte immer wieder ein. Schließlich wurde er wie von einer großen Faust gepackt und hochgehoben. Selbst als er wieder abgesetzt worden war, spürte er die Dunkle Magie weiterhin drohend um sich.

„Ich wollte es euch sagen“, flüsterte er rau und schob seine Augenbinde zurecht.

„Nein. Wolltest du nicht.“

Er musste sich eingestehen, dass Eara recht hatte. Seine Hoffnung, die anderen könnten es nicht mitbekommen haben, war damit jedenfalls dahin.

„Eara! Leander!“, rief Chada. Die Erschöpfung war ihr anzuhören, doch die Entschlossenheit überwog. „Worauf wartet ihr? Es wird noch gekämpft, wir müssen helfen.“

„Die Schwarze Kogge ist verschwunden, die Kreaturen haben ihre Koordination verloren und die falschen Helden sind geflohen“, entgegnete Eara. „Die Taren werden diesen Kampf gewinnen, und wir haben Wichtigeres zu besprechen!“

Kurz lag eine ungewohnte Schärfe in ihrer Stimme, die wohl auch Chada aufhorchen ließ. „Ich hole die anderen.“

Schritte entfernten sich. Leander schwieg unbehaglich und stapfte gegen die Kälte auf der Stelle. Seine Gedanken rasten, ohne dass er ihre Richtung lenken konnte. Mal dachte er an Callem, was er jetzt wohl dachte, wie er sich fühlte, dann wieder spürte er die Furcht in sich aufsteigen.

Schritte näherten sich, Leander erkannte mühelos Chada, Thorn und Drukil. Ken Dorr fehlte; da auch die Schwarze Kogge verschwunden war, war das nicht weiter verwunderlich.

„Er hat das nicht verdient“, sagte Chada fest, und kurz fragte sich Leander, wovon sie sprach. „Nach allem, was er für Andor getan hat. Nach allem, was er durchlitten hat. Er war solch ein sanfter Geist. Er hätte hier seinen Frieden finden sollen.“

„Jetzt hat er seinen Frieden gefunden“, antwortete Thorn leise.

„Es hätte anders enden können.“ Earas Stimme hatte zur gewohnten kalten Ruhe zurückgefunden. „Wenn du uns erzählt hättest, was du gesehen hast. Nicht wahr, Leander?“

„Wovon sprichst du, Eara?“, knurrte Drukil.

„Lasst sie“, keuchte Leander. „Sie hat recht. Ich habe ... Bragors Tod gesehen.“

„Was? Warum hast du geschwiegen?“ Noch lag in Thorns Stimme nur Verblüffung. Ein Hauch von Verständnis. Kein Vorwurf. Leanders Brust schmerzte beim Gedanken daran, wie schnell sich das ändern würde, wenn er die Wahrheit sagte. Also blieb er still.

„Es gibt so einiges, was er uns verschwiegen hat“, setzte Eara unbarmherzig nach. „Wir haben dir vertraut, und ...“ Sie holte Luft. „Es war ein Fehler, nur in Ken Dorr nach einem Verräter zu suchen.“

„Ich habe meinen Namen gehört?“, erscholl eine hohe, kalte Stimme. Schleichende Schritte näherten sich. „Ich habe eine gute Nachricht. Soll ich damit warten?“

„Sprich!“, befahl Eara.

„Meine Bemühungen haben Früchte getragen. Der Schwarze Herold hat soeben den Ewigen Rat zusammengerufen, und die Mitglieder sind sich an die Gurgel gegangen. Der Herold musste einige aus unseren Reihen ausschließen. Nomion und die Mächte des Meeres sind nicht mehr.“

Selbst jetzt noch spürte Leander die Erleichterung, dass sein Bruder nicht darunter war.

„Ist das wirklich eine gute Nachricht? Die Mächte des Meeres hätten uns noch eine große Hilfe sein können“, antwortete Thorn verhalten.

„Was geschehen ist, ist geschehen. Widmen wir uns wieder Leander“, forderte Eara. „Du hast uns verraten und belogen. Du hast uns Visionen verschwiegen und uns in die falsche Richtung gelenkt. Du hast uns verschwiegen, dass du Meres kanntest – und nicht nur ihn. Und wofür? Für die Liebe!“

„Eara?“, fragte Chada mit zitternder Stimme. „Was meinst du?“

„Er und Callem. Sie sind Geliebte.“

Schweigen senkte sich über sie. In der Ferne weinten Taren unter dem Rauschen des Wasserfalls.

„Sag, dass das nicht stimmt“, presste Thorn schließlich hervor.

„Es stimmt tatsächlich nicht“, widersprach Ken Dorr an seiner statt. „Sie sind keine Geliebten. Sondern Brüder.“

„Du wusstest es?“, empörte sich Drukil. Leander konnte den fassungslosen Zorn hören. Er wusste nur nicht, auf wen er sich richtete.

„Schon seit wir aus dem Gebirge kamen. Ich konnte ihn verstehen. Er schwieg, weil die Wahrheit oftmals schwerer wiegt als die Lüge. Nicht um zu schaden, nur um zu entkommen. Vor eurem Misstrauen. Euren Fragen. Oder so dachte ich zumindest. Ich dachte, er stünde auf unserer Seite. Doch scheinbar habe ich mich geirrt.“

„Nein!“, würgte Leander hervor. „Ich stehe auf eurer Seite. Ich hasse den Ewigen Rat.“

„Und deinen Bruder?“, fragte Eara.

Leander schüttelte den Kopf. „Ich ... ich wollte nicht, dass das geschieht. Ihr seid meine Freunde, und er mein Bruder, und ... ich kann keine Entscheidung treffen.“

„Freunde?“, fragte Ken Dorr langsam. „Die du belügst? Deren Vertrauen du missbrauchst? Die du von Anfang an nur begleitet hast, um sie zu verraten?“

„Ich habe sie nicht verraten! Am Anfang ... Callem kam zu mir, nachdem die Schwarze Kogge versenkt war. Er wollte Rache. Ich begleitete euch, um euch zu verraten. Aber ... in Krahd! Ich konnte es nicht! Ich habe wirklich angefangen, euch zu mögen! Euch als Freunde zu sehen!“

Er spürte, dass er am ganzen Leib zitterte. „Bitte! Ich ...“

„Warum ich?“, wurde er unterbrochen. Es war Drukil, und sein Flüstern war wie ein Schrei. „Du wolltest uns verraten. Warum hast du mich geheilt? Zusätzliche Verstärkung mitgebracht?“

Leander senkte den Kopf. Er fürchtete sich vor dem, was er sagen musste, doch er war zu lange vor der Wahrheit davongelaufen. „Es war Callems Plan. Er brachte dich zu mir. Du

warst meine Waffe. In der Stunde der Not sollte ich dir den entscheidenden Schubs geben. Alle Kiesel bereitlegen, damit du die Beherrschung verlieren und alles zerstören würdest.“

„Du...“ Drukil keuchte schwer. „Du hast gesagt, du vertraust mir! Du hast gesagt, du glaubst daran, dass ich stärker bin als der Bär! Du hast gesagt, ich könnte euch nicht schaden.“ Seine Stimme nahm einen erstickten Klang an. „Du hast gelogen! Du wolltest mich benutzen. Weil ich ein Monstrum bin!“

Leander hob langsam die Hand und tastete nach Drukil, bis er struppigen Bart unter seinen Fingern spüren konnte. Doch die Hand wurde abgeschüttelt.

„Ich dachte ... du wärest Familie!“, zischte Drukil, dann drängte er sich an Leander vorbei und warf ihn zurück in den Schnee. Seine schweren Schritte entfernten sich und verstummten, dann erscholl aus der Ferne ein zorniger Schrei, der noch lange in der Windstille Sturmtals hing.

Leander lag zitternd im Schnee. Er hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen. „Bitte“, wimmerte er. „Ich habe euch nicht verraten.“ Ruckartig hob er den Kopf. „Ihr müsst mir noch eine Chance geben. Ihr alle wäret tot ohne mich! Chada, du wärest keinen Tag alt geworden ohne meine Hilfe!“

Er hörte sie nach Luft schnappen. Sie schaffte es nicht einmal, die Frage zu formulieren.

„Ich brauchte euch! Ich brauchte dich! Ihr musstet Varkur töten und Narkon durchqueren. Ihr musstet Varatans Fluch brechen! Doch du wärest gestorben, bevor du all das tun konntest. Es war ein harter Winter, in dem du geboren wurdest, nicht wahr? Viele sind gestorben. Doch das Neugeborene hat überlebt! Es hieß, du seist gesegnet. Dieser Segen war ich! Das Amulett, die silberne Raute, das ist mein Werk! Ich habe zwei Falken ausgesandt, nach Silberhall und Yra, zu einem Runenmeister und einer Zauberin. Ich tat so, als wäre ich der jeweils andere und würde um ein Forschungsprojekt bitten. All ihre Kommunikation lief über meine kleine Hütte. Ich habe ihre Briefe abgefangen und umgeschrieben, wenn es nötig wurde. Keiner von beiden hat je Verdacht geschöpft. Und als sie endlich fertig waren, habe ich das Amulett abgefangen und es Mhare zukommen lassen. Du verdankst mir dein Leben, Chada.“

„Du...“, keuchte sie. Ein spitzes Wort voller Härte. Er wusste sofort, dass er einen Fehler begangen hatte. „Du hast einer hochschwangeren Frau, inmitten eines langen und harten Winters, ein Amulett geschickt, das ihr die Lebenskraft entzieht?“

„Du ... du wärest gestorben“, flüsterte er schwach.

„Hätte sie überlebt? Hätte Mhare überlebt?! Sag es mir!“

„Ich weiß es nicht... Vielleicht.“

Chada stieß einen Laut aus, der ein Lachen oder ein Schluchzen sein konnte. „Jetzt verstehe ich! Die Drei Schwestern haben gesagt, dass meine Mutter ohne mich noch am Leben wäre. Sie hat mich geliebt. Und diese Liebe war ihr Tod. Du hast meine Mutter umgebracht! Und du erwartest, dass ich dir dankbar bin?!“

Chada stampfte aufgebracht davon. Nach ein paar Herzschlägen folgten ihr Thorns schwere Schritte. Nur noch Ken Dorr und Eara waren übrig.

„Könnt wenigstens ihr mir verzeihen?“, wisperte Leander erschöpft.

„Du hast mich mit Verachtung und Misstrauen gestraft, dabei warst du nicht besser“, sagte Ken Dorr. „Doch das alles spielt keine Rolle mehr. Du hast dich zu spät entschieden. Du hast gespielt, und du hast verloren. Deine Zeit unter uns ist vorüber, ob ich das ändern will oder nicht.“

Sein Tonfall war eindeutig. Er wollte nicht. Auch er ging und ließ ihn allein mit Eara zurück.

„Und du, Eara? Wirst auch du mich zurücklassen?“

„Das kommt darauf an. Du hast uns angelogen, und du warst nicht imstande, gegen deinen Bruder vorzugehen. Doch anscheinend hast du uns auch nicht direkt verraten, und deine Fähigkeiten können uns noch immer nützlich sein. Das allein zählt.“

Erleichtert ließ sich Leander zurücksinken. „Danke.“

„Nicht so schnell. Wenn du wirklich bei uns bleiben willst, musst du auf unserer Seite stehen. Und zwar *nur* auf unserer. Es herrscht Krieg, Leander, und Callem ist unser Feind. Ich verlange eine Entscheidung. Jetzt.“

Leander holte Luft und brachte kein Wort heraus. Sie hatte recht. Was sollte es bringen, die Helden weiter zu begleiten, wenn er dem Kampf mit Callem weiterhin auswich. Wenn er nicht wusste, wen er zuerst beschützen sollte. Er hatte so lange gehofft, diesen Moment verhindern zu können. Er hatte ihn immer weiter hinausgeschoben und hatte sich geweigert, eine Entscheidung zu treffen. Doch es hatte nichts gebracht. Er musste eine Seite wählen. Und er konnte es hören, genau wie damals. Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein. Der Klang der Entscheidung.

Plötzlich wurde er in einen Strudel aus Licht und Farben gerissen. Erst dachte er, es sei seine Erinnerung, doch dann begriff er, dass es die Gabe war. Sie hatte die ganze Zeit unter der Oberfläche gelauert, und er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu wehren.

... Dunkelheit...

... ein blauhäutiger Mann, auf seinen Stab gestützt in der Dunkelheit zwischen hohen Felsen wandelnd...

... Dunkelheit...

... eine Möwe, auf der Spitze eines hohen Berges kauend...

... Dunkelheit...

... drei Funken, aufgereiht wie Perlen, über einer Höhle, die das Meer verschlingt...

... Dunkelheit...

... ein Mann mit blauer Haut an Bord eines schwarzen Schiffes, in seinen gelben Augen Furcht, Schmerz und Verzweiflung...

... Dunkelheit...

„Callem!“, keuchte Leander. „Er ist in Gefahr!“

„Ich verstehe“, sagte Eara stockend. Erst langsam wurde Leander sich wieder bewusst, wo er war. Weshalb er auf Knien im Schnee kauerte. Was die letzte Frage gewesen war.

„Nein! Nein, Eara, so ist es nicht!“, brachte er hastig hervor. „Ich ... ich...“

„Du sorgst dich um ihn. Man sieht sie dir so deutlich an. Deine *Gefühle*!“

Leander zuckte zusammen vor Schreck. In ihrer Stimme lag noch etwas außer glattem Eis. Er hatte so viel Erfahrung im Lesen von Stimmen, und er kannte Eara gut, dennoch brauchte er lange, um zu begreifen, was er hörte: Verachtung.

„Bitte!“, flüsterte Leander. „Ich bin euer Freund. Trotz all der Lügen. Du ahnst nicht, wie sehr ich den Ewigen Rat aufhalten will.“

„So sehr, dass du gegen deinen Bruder kämpfen wirst? So sehr, dass du jetzt bei uns bleibst, und die Gefahr ignorierst, in der Callem angeblich steckt?“

„Ich ...“ Leander öffnete den Mund und versuchte, Worte hervorzuwürgen, irgendwelche, um Eara zu erklären, was sie von allen am wenigsten verstehen konnte. Weshalb sein Bruder einen ebenso großen Platz in Leanders Leben einnahm wie er selbst. Was es war, das ihn all die Untaten verzeihen ließ, die sie füreinander begangen hatten. Was dieses eine Gefühl war, das er für seinen Bruder empfand, was auch immer Callem tun und zu was auch immer er werden würde. Was Liebe war.

Diesmal konnte er den Klang der Entscheidung nicht hören. Denn er entschied nichts. Er folgte nur sich selbst.

„Ich muss ... muss zu ihm“, stotterte Leander. „Ich muss ihn warnen ... vor was auch immer. Ich ... kann ihn nicht schon wieder verraten.“

Eara schwieg. Leander wartete darauf, dass sie irgendwie versuchte, ihn umzustimmen, doch schließlich hörte er auch ihre Schritte, die sich gleichmäßig entfernten.

„Eara! Warte!“, rief er.

„Ich denke nicht, dass es noch etwas zu besprechen gibt.“ Sie sprach, ohne langsamer zu werden. „Du hast deine Seite gewählt. Ich bin mir sicher, du wirst dem Ewigen Rat nützlich sein.“

„Ich werde zu meinem Bruder gehen. Ich werde ihn warnen. Und dann werde ich tun, was ich schon an eurer Seite getan habe. Ich werde versuchen, den Ewigen Rat aufzuhalten. Ich werde versuchen, meine Fehler wiedergutzumachen!“

Jetzt stockten ihre Schritte doch. Er hörte, dass sie sich auf der Stelle umdrehte, und er spürte die Schatten, die sich wie ein sanfter Schleier um ihn legten.

„Was meinst du?“

Leander zitterte. „Die Zeit der Geheimnisse und Lügen ist vorbei. Ich habe dir gesagt, dass ich Schreckliches getan habe, doch du hast nie wirklich daran geglaubt. Nie begriffen, welches Ausmaß meine Taten hatten.“ Je weiter er sprach, desto sicherer wurde seine Stimme. Jetzt, wo er sich einmal entschieden hatte, gab es nichts mehr, was er tun konnte. Er war nur ein Sklave seiner Vergangenheit.

Vor sich sah er wieder das Abbild seiner kleinen Hütte im Wachsam Wald. In jedem der vielen kleinen Fächer in den aufgeräumten Schränken verbarg sich eine Erinnerung. Seine Vergangenheit kroch aus jeder Spalte, hing an jedem Nagel, tropfte durch das rietgedeckte Dach. Auf dem Tisch lag noch immer offen die Schatulle aus Ebenholz, darin die sieben Perlen. Er streckte die Hand aus und betrachtete lange die sechste, die vorletzte in der Reihe. Ihre Form war unscheinbar rund und sie war die zweitkleinste, doch sie war ebenso einzigartig wie die anderen. Sie schillerte wie ein Regenbogen, in ihrem schimmernden Perlmutt ließ sich jede der Farben wiederfinden, die seine Augen nicht mehr sehen konnten. Sie enthielt die Vielfalt ungezählter Möglichkeiten, und einen Moment der Entscheidung. Sie enthielt die Erinnerung an seine Gleichgültigkeit. An seine unbegleichenbare Schuld.

„Das alles hier ist meine Schuld“, sagte Leander leise, während er seine Hand über die Perle legte. „Klippenwacht, Sturmtal, der Ewige Rat. Ich habe all das verursacht.“ Sacht berührte er die Perle, und während die ersten Bilder an jene Zeit vor über fünfunddreißig Jahren seinen Geist fluteten, flüsterte er noch: „Der ... der Schwarze Herold. Ich habe ihn erschaffen.“

Später Nachmittag, Tag des Dunklen Ausgleichs 42 A.Z.

Rietland westlich des Krähenstamms, Andor

Ein Klopfen ließ Leander hochschrecken. War Seb schon zurück? Leander hatte ihn losgeschickt, um ihn frische Vorräte holen zu lassen. In Wahrheit diente das nur als Vorwand, um ihn eine Weile beschäftigt zu halten, Leander hatte noch genug zu Essen in seinem Versteck unter der losen Bodendiele. Sebans Anwesenheit zehrte an Leanders Nerven. Er war ein ungebildeter Bauer, der ihm bei jeder Gelegenheit die Ohren über seine Frau und seinen Sohn volljammerte. Am schlimmsten war, dass Leander ihm immer verständnisvoll zuhören musste. Er musste Sebans Trauer und seinen Zorn aufrechterhalten, sonst hätte er seinen Nutzen erfüllt. Leander freute sich schon auf den Zeitpunkt, wenn diese ganze Geschichte vorüber war und er sich wieder in seine einsame Hütte zurückziehen konnte.

Er schüttelte den Kopf, riss sich aus seinen Gedanken und ging gemessenen Schrittes zur schiefen Tür der verfallenen Hütte.

„Und da ist der Mann, der uns alle reich machen wird!“, rief eine raue Stimme, kaum dass er sie geöffnet hatte. Als Antwort ertönte lautes Grölen.

„Sei still, Brotus!“, zischte Leander und trat beiseite, um die Männer eintreten zu lassen. „Man hört euch bis zur Burg.“

„Und wenn schon!“, lachte Brotus. „Wir ziehen seit zwanzig Tagen offen durch die Gegend und überfallen irgendwelche Gehöfte, und der König hat noch immer keine Krieger geschickt. Er braucht sie alle gegen die Trolle.“

Und er hatte wahrscheinlich Angst, dass seine Soldaten sich Brotus' Bande einfach anschließen würden, wenn sie erst einmal bemerkten, dass es sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt als Deserteur besser leben ließ denn als Krieger, der jederzeit in den Kampf gegen die Kriegshorden der Trolle geschickt werden konnte.

Brotus' Männer murrten enttäuscht, als sie das Innere der Hütte sahen. Soweit Leander ertastet hatte, bestand sie vor allem aus morschem Holz und verfallenem Stroh. Von jemandem, der ihnen große Reichtümer versprochen hatte, hätten sie mehr erwartet.

„Ich nehme an, ihr hattet Erfolg?“, fragte Leander.

„Das würdest du sehen, wenn du diese bescheuerte Kapuze abnehmen würdest“, schnaubte Brotus, und ein paar seiner Männer kicherten hämisch. „Er war ziemlich schwer zu finden. Und als wir ihn hatten, hat er sich ganz schön gewehrt. Hat den armen Nall abgestochen.“

Leander konzentrierte sich, bis er das Bild eines jungen Gesichtes vor seinen Augen sah. Einige Striemen und blaue Flecken, die nicht wie das Ergebnis eines Kampfes aussahen, anscheinend hatten sich die Männer für den Tod ihres Kameraden gerächt. Oder besser, sie hatten einen weiteren Grund gefunden, einen Wehrlosen zu verprügeln und sich dabei unheimlich mächtig zu fühlen. Zufrieden nickte Leander. „Legt ihn und sein Schwert hinter die Kochstelle.“

Kurz herrschte Verwirrung. Leander unterdrückte ein Stöhnen und deutete in die passende Richtung. Was glaubten die Volltrottel, welchen Zweck die Steineinfassung im Boden sonst gehabt hatte?

Zwei paar Stiefel trampelten an ihm vorbei und schleiften etwas mit sich. „Kommen wir zu unserer Entlohnung“, forderte Brotus ungeduldig.

„Gemach! Hatte er Geld bei sich? Einen Brief?“

„Etwas, was ein Brief sein könnte. Geld nicht.“

Natürlich nicht. Leander nahm das Pergament entgegen und steckte es ein. Dann ging er zu dem stinkenden Strohhaufen, in dem er in Ermangelung besserer Alternativen übernachtete, und schaufelte feuchtes Stroh beiseite, bis er unter seinen Handschuhen glattes Holz fühlen konnte. Er zog die Ebenholzschatulle aus dem Stroh und strich wehmütig darüber. Sie war ein Geschenk seines Bruders. Ein Erinnerungsstück an Callems ersten Beutezug. Leander hatte alles andere verkauft – seine Pläne verschlangen mehr Geld, als ihm lieb war – und nur sie übrig behalten. Doch er hatte ein perfektes Abbild dieses Kastens in seiner Hütte der Erinnerung, und wenn er nicht einem Dutzend wütender Marodeure gegenüberstehen wollte, dann musste er sein Versprechen wohl halten. Es war in gewisser Hinsicht auch ein würdiges Ende, Callems Geschenk wegzugeben, um ihn selbst von seinem Fluch zu befreien.

Leander drehte sich um und öffnete den Kasten. „Jede dieser Perlen ist so viel Wert wie die Belohnung, die ich euch versprochen habe. Wählt eine aus.“

Natürlich wählten sie nicht eine, sondern alle. Aber sie waren glücklich über ihren plötzlichen Reichtum und Leander setzte sich nicht gegen die Überzahl ausgebildete Krieger zur Wehr, also ließen sie ihn - von ein paar spielerischen Knüffen abgesehen - weitestgehend in Ruhe, nachdem sie den Strohhaufen gründlich nach weiteren Schätzen durchsucht hatten. Auf die Idee, die Bodendielen abzuklopfen, kamen sie nicht, und sie ließen ihm sogar das Schwert des Gefangenen.

„Nimm's dir nicht zu Herzen“, lachte Brotus, der als letzter die Hütte verließ. „Du hast den Jungen, wir haben ein Vermögen, alle sind am Leben. Bis auf Nall, aber auf den wird heut' noch öfter angestoßen werden, als der Feigling verdient hat. Hier, zum Dank für deine Zusammenarbeit.“

Leander hörte ein Schnipsen, etwas prallte leicht gegen seine Brust und fiel klingelnd zu Boden. Leander tat beleidigt, fast als hätte er erwartet, sechs der Perlen behalten zu können, und schwieg. Die Männer zogen grölend nach Süden, wahrscheinlich auf direktem Weg zur Taverne, und waren bald nicht mehr zu hören. Leander fragte sich, wann ihnen auffallen würde, dass sich sieben Perlen nur schlecht auf zwölf Krieger aufteilen ließen.

Er schloss die schiefe Tür und widmete sich dem Gefangenen. Nachdenklich lauschte er den Atemgeräuschen, die gedämpft durch den Sack über dem Kopf des Entführten drangen. Dann kontrollierte er die Fesseln um die Handgelenke. Er hatte erwartet, dass Seb hier sein würde, wenn es so weit war, doch plötzlich hatte er noch Zeit und eine Möglichkeit tat sich auf, die er nicht hatte kommen sehen. Die Rolle war vorgesehen, doch nicht, wie sie zu spielen war. Lange ging er seine Visionen durch, bis er einsah, dass sie nicht eindeutig waren. Das Schicksal stellte ihn tatsächlich vor eine Entscheidung.

Was sollte er aus seiner Rolle machen? Den folgsamen Hund, leicht zu kontrollieren und einzuschätzen, von dem jedoch nicht sicher war, ob er seine Mission erfüllen konnte? Oder den Wolf, den gnadenlosen Jäger, der nicht rasten und ruhen würde, wenn es Leander nur

gelang, ihn auf die richtige Fährte zu lenken? So sehr er auch überlegte, in beiden Fällen waren die Erfolgchancen annähernd gleich hoch. Wonach sollte er entscheiden?

Der Wolf würde mehr Opfer kosten. Unschuldige würden sterben. Leander ballte die Hände zu Fäusten. Wenn alles andere gleich war, war dies nicht ein Grund, den Hund zu wählen? Ich schwöre feierlich... Leander holte tief Luft und schob den Gedanken beiseite. Er durfte darauf keine Rücksicht nehmen! Kurz spürte er einen Stich, doch das Gefühl verschwand schnell, als Leander seine Gedanken beruhigte. Nur Gleichgültigkeit blieb zurück.

„Das Schicksal stellt mir diese Entscheidung. Soll es sie doch selbst treffen“, flüsterte er. Er zog seinen linken Handschuh aus und tastete über den Boden der Hütte, bis er die Münze gefunden hatte, die Brotus ihm dagelassen hatte. Sein letztes Geld. Auf der einen Seite ertastete Leander die Sternblume, das Zeichen für Freiheit und Hoffnung. Eindeutig der Hund. Damit bleib die eingravierte Eins für den Wolf.

Er kehrte zur Kochstelle zurück, wog das kühle Metall in der Hand und warf die Münze.

Kurz herrschte Stille. Dann schlug sie in der Feuerstelle ein. Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein. Der Klang der Entscheidung. Zitternd tastete Leander nach der Münze, fuhr mit den Fingerspitzen über die Oberfläche. Lange verharnte er so, hoffte, dass seine Wahrnehmung sich ändern würde, doch die Eins blieb. Seufzend steckte Leander die Münze ein. Dann sei es so.

Seban kam nur den vierten Teil einer Stunde später, kaum dass Leanders Vorbereitungen abgeschlossen waren. „Ich habe gute Nachrichten für Euch, Auserwählter. Unsere Suche hatte Erfolg.“

„Schwarzer Priester? Warum liegt ein Gefesselter in der Ecke?“, fragte Sebens tiefe Stimme unsicher.

„Die Zeit ist reif!“, rief Leander getragen und schloss die Tür hinter Seb. „Ich habe Euch versprochen, dass wir denjenigen aufspüren würden, der Eure Familie an Brandur verraten hat. Hier ist er.“

Von dem Gefangenen erklang ein gedämpftes Stöhnen, doch falls durch den Knebel noch irgendwelche Worte zu verstehen gewesen wären, so verschluckte sie der grobe Sack.

Seb hingegen schwieg. Als er erneut sprach, lag purer Hass in seiner Stimme: „Endlich! Endlich Gerechtigkeit!“

„Es gibt keine Gerechtigkeit. Nur Rache“, predigte Leander. „Und die sollt Ihr bekommen. Nehmt das Schwert.“

Ein kratzendes Geräusch erklang, als die Klinge aufgehoben wurde. „Puuh, ist das schwer!“ Oh, bei der Vorsehung! Was ein Nichtsnutz!

„Genug!“, unterbrach er Sebens Quengeln. „Wollt Ihr den Moment Eurer Rache wirklich wegen solcher Nichtigkeiten verzögern?“

Der Mann holte tief Luft. „Nein. Ich habe zu lange gewartet.“

Leander unterdrückte ein verächtliches Schnauben. Er schmiedete seit über einhundert Jahren seine Pläne, rückte Kiesel zurecht und bereitete sich auf einen Moment vor, der noch weit in der Zukunft liegen mochte. Und dieser Narr hielt einen Mond für lange?

„Wer ist es, Schwarzer Priester? Ist es Geren? Es ist Geren, oder?“

Leander schwieg und wartete darauf, dass Seb endlich den Sack vom Gesicht zog.

Ein lautes Klirren erklang, als das Schwert zu Boden fiel. Gefolgt von Sebans zitternder Stimme: „Wel? Wel, mein Sohn, du lebst? Oh, beim Flammenbringer, du lebst! Ein Wunder! Es ist ein Wunder!“

„Das einzige Wunder hier ist Eure Dummheit, Auserwählter! Ihr habt geglaubt, Euer Sohn sei tot, nur weil Ihr zu feige wart, dazubleiben und nachzusehen!“

Leander war sich nicht sicher, ob Seb ihn gehört hatte. „Bei Taroks Feuer! Was hat man dir bloß angetan? Oh, Wel! Beweg dich nicht, ich nehme dir den Knebel ab, und deine Fesseln...“

Leander legte Seb eine Hand auf die Schulter. „Wartet, Auserwählter! Habt Ihr schon vergessen, weshalb er diese Fesseln trägt? Weshalb er hier ist?“

Seban erstarrte. Seine Schulter bebte vor Anspannung. „Ich habe Euch versprochen, das Feuer zu den Brandstiftern zurückzutragen. Ich habe Euch versprochen, den Verräter zu finden, der Eure Familie an den Lügenkönig verkaufte. Und ich habe ihn gefunden. Er liegt vor Euch.“

Wel brummte zornig etwas durch seinen Knebel.

„Nein! Ihr lügt, Schwarzer Priester!“, keuchte Seb.

„Wer außer Eurer Familie wusste von dem Gift? Weshalb hat der Schwertmeister, der Eure Frau ermordete, ohne mit der Wimper zu zucken, Euren Sohn einfach laufen lassen?“ Leander verlieh seiner Stimme etwas Tröstliches. „Es schmerzt mich, dass Ihr dies erfahren müsst, Auserwählter. Doch verschließt Eure Augen nicht vor dem Licht der Wahrheit.“

Leander zog das Pergament hervor, das Brotus ihm gegeben hatte. „Dies trug Wel bei sich. Wenn Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, dann doch gewiss denen Eures Sohnes.“

Er spürte, wie das Pergament vorsichtig unter seinen Handschuhen hervorgezogen wurde. Seban war zu unfähig, einen Text zu lesen, ohne dabei leise mitzusprechen, und so konnte Leander manche Wortfetzen verstehen. „... meine Pflicht als Krieger Andors... einen Fanatiker, der sich Schwarzer Priester nennen lässt ... mein Vater Se... Seban in Steinbronn ... auch dessen Frau Asilie ...“

Sebans Stimme brach, als er diesen Namen aussprach. Lange sagte er nichts mehr, und zuletzt war es nur noch ein Wort, das er aussprach: „Hochverrat.“

„Euer Sohn ist schwach! Er ist dem Lügenkönig treuer als seinem einzig wahren Gott! Treuer als seiner Familie!“

Seban schluchzte auf. Leander verstärkte den Druck auf seine Schulter. „Nehmt Euch die Rache, die Euch gebührt, Auserwählter!“

„Ich ... kann das nicht“, wimmerte Seb.

„Ihr seid ein zahmer, alter Hund. Doch ER braucht einen gnadenlosen Wolf in seinen Diensten. Alles, was Ihr je in SEINEM Namen getan habt, war ab und zu zu bellen. Heute sollt Ihr endlich lernen, zuzubeißen!“

Leander beugte sich näher. „Könnt Ihr es auch hören, Auserwählter? Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein? Dies ist der Klang der Entscheidung. Entscheidet Euch. Befreit Wel, lasst den Mord an Eurer Frau ungesühnt, verrätet IHN, wie auch Ihr von Eurem Sohn verraten wurdet. Oder nehmt endlich Rache, werdet, wozu Ihr werden müsst, und stellt Euch wahrhaftig in SEINE Dienste!“

Für viele Herzschräge erklang nur Sebans abgehackter Atem. Dann kratzte es erneut, als Wels Schwert vom Boden aufgehoben wurde. Wel stieß einen Laut aus, der entfernt wie „Vater!“ klang. Doch Seban schüttelte sich nur. „Du bist nicht mehr mein Sohn!“, stieß er mit tränenerstickter Stimme hervor.

„Gut! Sehr gut, Auserwählter!“ Leander brauchte den Triumph in seiner Stimme nicht zu spielen. „Doch etwas fehlt noch.“ Er ging in die Mitte des Raumes und schob die lose Bodendiele beiseite. Darunter zog er die Blutkrone hervor, die er der Schmiedin abgenommen hatte.

„Waah! Was ... Was ist das für eine unheimliche Maske?“

„Eure, Auserwählter! Setzt sie auf.“

Seb wartete so lange, dass Leander schon fürchtete, er würde sich doch noch widersetzen, doch schließlich wurde die Krone aus seiner Hand genommen.

„Da waren ... Stacheln im Nacken!“ Sebens verzerrte Stimme hallte hohl und blechern durch die Hütte. Nicht im Geringsten furchteinflößend.

„Die Maske trinkt Euer Blut“, erklärte Leander. „Darin getränkt ist sie Euch ein Schutz gegen SEINE Kreaturen. Sie werden Euch meiden und sich von Euch vorantreiben lassen.“

Leander zog sich zur Tür zurück. „Ihr seid der Auserwählte, von einem Schwarzen Priester geleitet, mit der Macht des Blutes gekrönt. Und Ihr werdet opfern Euer eigen Fleisch und Blut, den Segen des Flammenbringers zu erlangen. Nehmt Euch die Zeit, die Ihr dafür braucht. Und wenn Ihr Eure Frau gerächt habt, dann zieht nach Osten, ins Graue Gebirge, und sucht SEINEN Hort. ER wird Euch ausbilden. Euch zu dem machen, was Ihr werden müsst! Werdet der Vorbote des Feuers! Der Antreiber der Kreaturen! Der Schwarze Herold! Euch ist es bestimmt, SEINE Ankunft zu bereiten, SEINE Kreaturen zu leiten, wenn sie dereinst die Rietburg einnehmen und den Lügenkönig töten. Es mag noch lange Jahre dauern, doch es wird geschehen. Alles zu seiner Zeit.“

Leander wandte sich um und öffnete die Tür.

„Schwarzer Priester?“, rief Seban. Seine blecherne Stimme zitterte noch immer, doch Leander zweifelte nicht daran, dass sich alles so entwickeln würde, wie er es vorbereitet hatte.

„Was ist noch, Auserwählter?“

„Werden wir uns wiedersehen?“

Unter seiner Kapuze lächelte Leander. „Nicht in diesem Leben.“

Früher Nachmittag, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

„Du...“, keuchte Eara. „Du bist Schuld an alledem!“

Leander erschauerte. „Ja. Ich wusste, dass er Schreckliches tun würde. Ich hätte meine Ziele auch anders erreichen können, doch es war mir egal. Ich ... ich habe eine Münze geworfen. Ich hätte sie alle retten können, und ich überließ meine Entscheidung einem Stück Metall.“

„All die Zeit an unserer Seite. Alles, was du für uns getan hast. Alles war eine Lüge! Du wusstest, wer der Schwarze Herold ist, und du hast nichts gesagt.“

„Ich habe es jetzt gesagt“, raunte Leander.

„Zu spät!“ Etwas stürzte sich von allen Seiten auf Leander und zwang ihn nieder. „Du bist der Feind. Du warst es schon immer! Im Krieg ist kein Platz für Milde.“

Plötzlich jagte Schmerz durch Leanders Adern. Er schrie auf. „Eara! Hör auf!“, keuchte er.

„Ich habe dir geglaubt, weißt du? Ich habe dir tatsächlich vertraut, gegen jede Vernunft! Es ist dir gelungen, meine Gefühle ans Licht zu locken. Doch alles in dieser Welt hat seinen

Preis. Liebe kann nicht bestehen ohne Hass.“ Ihre Stimme nahm einen schrillen Klang an. „Ich fühle! Ich fühle tatsächlich! Doch nichts als Verrat und Zorn! Du wolltest mich auf den Weg des Feuers führen, nun werde Zeuge deines Erfolgs. Du hast meine Flammen entfacht. Jetzt verbrenne an ihnen.“

Der Schmerz schwoll an. Leander musste erneut aufschreien, doch innerlich musste er kichern. Das Schicksal hatte einen besonderen Sinn für Humor. *Die Flammen, die du schürst, werden dich verbrennen. Die, die du für Freunde hältst, werden dich verstoßen und verbannen. Die Dunkelheit, die dich verfolgt, wirst du nicht mehr erleben. Einsam wirst du sterben, verraten von einem falschen Freund, dem du vertraut hast.*

Es hatte so enden müssen. Die ganze Zeit. *Ich für meinen Teil kann sagen, dass ich dir vertraue, Eara.* Dies also war das Ende. So plötzlich. Nach so vielen Jahren.

Verzeih mir, Callem! Ich wollte dich warnen.

Plötzlich ließ der Schmerz nach. Keuchend und hustend lag Leander im Schnee, seinen Stab hatte er verloren.

„Ich bin nicht Varkur“, sagte Eara langsam, ihre gewohnte Ruhe war zurückgekehrt. „Noch nicht. Du hast Glück, Seher. Geh jetzt. Eile zu dem Bruder, den du so liebst. Geh, und komme nicht zurück. Wenn ich dich noch einmal sehen muss, werde ich keine Gnade mehr walten lassen.“

Ihre Schritte entfernten sich und bald konnte Leander nur noch das Rauschen des Wasserfalls hören, in der Ferne noch immer das Wehklagen der Taren und die letzten Kämpfe. Er wusste nicht, wie lange er so lag und sich fragte, was er darüber fühlte, noch am Leben zu sein. Schließlich rappelte er sich auf und versuchte, seinen Stab zu finden. Seine Finger spürten gar nichts mehr vor Kälte, und Leander wusste, dass sie entsetzlich schmerzen würden, wenn die Wärme in sie zurückkehrte. Falls.

Leander überlegte, was er jetzt tun sollte. Die Vision, in der er seinen Bruder gesehen hatte, hatte auch ihn selbst gezeigt, bei Nacht zwischen den Felsen Sturmtals wandernd. Und drei Funken in einer Reihe. Fornurs Flamme würde erst in sechs Nächten vollständig am Firmament erstrahlen. Bis gestern hatten sich nur zwei der fünf Sterne voreinandergeschoben, und morgen Nacht würden es bereits vier sein. Nur heute Nacht standen genau drei von Fornurs Funken in einer Reihe.

Er hatte einen Berg gesehen, auf dem eine Möwe saß. *Der Möwenberg!* Und eine Höhle am Meer. Ein Zeitpunkt und eine Wegbeschreibung. So deutlich waren seine Visionen selten. Eine Höhle direkt am Wasser, irgendwo am Fuße des Möwenberges. Noch heute Nacht. Zielstrebig eilte Leander gen Norden. Er hatte noch einen weiten Weg vor sich.

Mondhoch, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Leander hörte die Welle zu spät, zu laut toste das Meer. Eiswasser umspülte seine Beine, rann in seine Stiefel und floss nur langsam wieder ab. Leander versuchte, die Kälte zu ignorieren, und setzte seine Schritte weiter über den unwegsamen Untergrund. Hier gab es keinen Weg, und das Gestein war schlüpfrig von der langsam gefrierenden Feuchte der Gischt. Er zitterte. Unter seiner rechten Hand fühlte er den schroffen Fels des Möwenbergs, dessen Flanke er schon seit über einer Stunde folgte. Er war übermüdet und unterkühlt, doch er musste diese Höhle finden, ehe die Nacht vorüber war. Seine Gabe anzuwenden wagte er nicht.

Plötzlich tastete sein linker Fuß ins Leere. Er verlor das Gleichgewicht, sein rechter Fuß klappte schmerzhaft um, der Fels unter seinen Fingerkuppen verschwand. Im nächsten Moment traf ihn das Meer von allen Seiten. Die Kälte raubte ihm augenblicklich jede Kraft. Er schmeckte nur Salz und faulige Algen. Seine ohnehin schon geschundene Haut wurde an scharfkantigen Felsen aufgeschürft. Hilflos musste er sich von den Wellen gegen die Klippen spülen lassen. Wenn das Wasser tiefer gewesen wäre, wäre er unwiederbringlich ins offene Meer gespült worden, so aber lag er nur da, spitze Steine bohrten sich in seinen Rücken und ein Schwall Salzwasser nach dem anderen spülte über sein Gesicht und in seinen Mund, wo er es keuchend herunterwürgte. Die Kälte war so groß, dass er sie nicht mehr spürte. Sein Widerstand wurde schwächer, an den Rändern seiner Gedanken lockte die ewige Stille.

Nein! Das kann nicht das Ende sein. Er rief sich das Gesicht seines Bruders vor Augen. *Ich bin nicht ohne Grund hier!* Seinen Stab hatte er die ganze Zeit umklammert, mit seiner Hilfe kämpfte er sich auf die Beine. Steif humpelte er zurück zur Felswand, stützte sich ab und erbrach eine halbe Gallone Meerwasser, gefolgt von etwas Galle. Gegessen hatte er seit dem Morgen nichts mehr. Er gestattete sich nur eine kurze Pause, dann tastete er sich weiter, bevor er es nicht mehr konnte. Sein umgeknickter Fuß schmerzte bei jedem Schritt, ansonsten schien er bei seinem Sturz keine nennenswerten Verletzungen davongetragen zu haben. Zumindest soweit er das anhand der wenigen Stellen seines Körpers, die die Kälte noch nicht betäubt hatte, beurteilen konnte. Doch diese Kälte ... sie würden ihn gewiss umbringen, wenn er nicht bald an einen geschützten Ort kam, an dem er sich aufwärmen konnte. Er musste diese Höhle finden!

Ich werde hier und heute nicht sterben. Das ist nicht das Schicksal, das die Schwestern mir zgedacht haben! Er hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als die Felswand zu seiner Rechten verschwand. *Bitte sei die Höhle!*

Er hatte Glück, das merkte er sofort. Plötzlich warfen seine Schritte ein schwaches Echo, wenn auch fast komplett überdeckt von der Brandung. Vorsichtig stakste er weiter, bei jedem Schritt platschte die Pfütze zu seinen Füßen. Oder eher der kleine See. Das Wasser musste sich hier drinnen angesammelt haben, als der Meeresspiegel noch höher stand, vielleicht noch während der letzten Sturmflut.

Als er eine zischende Stimme hörte, blieb er stehen, zitternd und tropfend wie er war. Erst konnte er keine Worte erkennen, bis er die Sprache schließlich zuordnen konnte. „Ssstchax, kerrrch! Nejiis-atal sarsschass Xist.“

Dies also ist mein Weg zu Callem! Sein Nerax war eingerostet, und viele Wörter dieser Sprache waren außerhalb des unterseeischen Reiches nicht bekannt, doch hierfür musste es reichen.

„Nerax!“, rief er. Eigentlich hatte seine Stimme ruhig und kräftig klingen sollen, doch nur ein heiseres Krächzen kam heraus. Leander verzog das Gesicht und ertrug, was nicht zu ändern war. „Sirxal. Vasa axxas! Vasa Callem!“

Ein leises Zischen ertönte, dann glitt etwas durch den See auf ihn zu. Aus mehreren Richtungen, wie er feststellte. Wenn er sich nicht täuschte, dann waren es insgesamt drei.

„Xchch!“, flüsterte etwas irgendwo vor ihm. „Beinling ssprechen Nerax? Fssii-xasar! Du ssprechen sschlechter als Jass-Mrxa Beinling ssprechen!“

Leander senkte den Kopf. „Dann danke ich Jass-Mrxa, dass er die Gemeine Sprache verwendet.“

„Ssschii srrxlchr iisarx, Jass-Mrxa!“, zischte ein anderer Nerax. „Sssall fi zserrana.“ Leander verstand kaum ein Wort, doch die Stimme klang nicht freundlich. Eine gezackte Klinge legte sich auf seinen Nacken.

„Ksss!“, fauchte Jass-Mrxa. „Massschisza ssilx arae!“

Das Gewicht der Klinge verschwand und Jass-Mrxa fuhr fort:

„Wir keine Ssklaven, Beinling! Callem nicht König. Verbündete! Warum Weg zzeigen?“

„Ich bin wertvoll für eure Verbündeten. Sie würden euch ihren Dank schulden.“

„Sschlechte Verbündete. Versschwanden in Kampf, Nerax ssterben. Du einss von ihnen?“

Leander kicherte, woraus schnell ein trockener Husten wurde. „Wenn ich das nur wüsste...“

Die Nerax zischelten etwas Unverständliches. „Gut!“, sage Jass-Mrxa schließlich. „Du wollen Callem. Wir bringen hin. Tot oder lebend.“

Er wurde ohne Vorwarnung von starken Armen an beiden Schultern gepackt und unsanft hochgehoben, sein verletzter Fuß schmerzte wegen der plötzlichen Bewegung. Etwas entriss ihm seinen Stab, sein Protest wurden ignoriert. Er spürte, dass sie sich in Bewegung setzten und die Höhle verließen.

Leander wagte nicht einzuwenden, dass er sich erst aufwärmen musste. Die Nerax hätten dafür wahrscheinlich kein Verständnis, sie konnten ihre Körpertemperatur der Umgebung anpassen.

Dann wurden er plötzlich ins Eiswasser geschleift. Die Kälte schnürte Leander die Luft ab. Er verkrampfte sich und konnte nicht einmal aufschreien. Die Nerax hatten allen Ernstes vor, ihn einfach durchs eisige Wasser zu ziehen? „Bitte! Das ist zu kalt! So werde ich sterben“, brachte er zitternd hervor.

„Tot oder lebend“, zischte eine kalte Stimme zu seiner Linken. Danach brauste nur noch das Meer.

Leander spürte, wie die Wärme ihn verließ, wie sie aus ihm herausfloss und sich im Ozean verteilte. Er versuchte, seine Gedanken wach zu halten, doch auch das gelang ihm nicht. Er war sogar zu schwach, um zu zittern. Sein Gefühl der Zeit verschwand, es gab nur noch Momente, in denen die Kälte ihn wachriss und andere, in denen sie ihn betäubte. Er wurde Eins mit dem Meer. Eins mit der Kälte. Eins mit der Stille.

Im Nachhinein hätte Leander unmöglich sagen können, wie lange die Reise dauerte, doch da er sie überlebte, konnte es nicht allzu lange gewesen sein. Erst als er unter seinem Bauch schwere Holzplanken fühlen konnte, kehrte sein Geist langsam zurück. Zusammen mit der Kälte, die er jedoch kaum spürte, zu tief hatte sie sich bereits in ihm eingenistet.

Im Hintergrund verhandelte eine knorrige Stimme mit den Nerax, doch er konnte sich nicht darauf konzentrieren. Sie schwappte in Wellen in sein Bewusstsein und verschwand wieder daraus.

„Na so was!“, raunte eine andere Stimme, rau und hämisch. „Der verlorene Bruder ist zurückgekehrt. Meinst du, der Kapitän wird dich töten, bevor oder nachdem er dich kielholen lässt?“

Etwas bohrte sich in seine Seite und die Welt drehte sich. Da er die Planken anschließend unter seinem Rücken fühlen konnte, war er wohl umgedreht worden, sein Sinn für oben und unten war ihm abhandengekommen.

„War... nen!“, flüsterte Leander. „Muss Callem ... warnen!“

„Krumm!“, rief die Stimme. „Gib den verdammtten Nerax, was sie wollen. Orril, hol den Kapitän! Thogger, halt ihn solange am Leben.“

Eine grauenhafte Wärme durchströmte ihn. Seinen eingefrorenen Glieder tauten auf und mit ihnen kam auch der Schmerz zurück. Er stöhnte schwach.

Forsche Schritte ließen ihn vollends aufschrecken. Dieses Muster hätte er immer erkannt. Zielstrebig und fest, um über jede Unsicherheit hinwegzuspielen, doch zugleich leicht unregelmäßig. Wenn Callem Angst hatte, dann setzte er seine Füße immer etwas schräg auf, um sich schnell wegdrehen zu können, ein Reflex, den das Leben auf der Straße ihm antrainiert hatte und den er seither nicht mehr losgeworden war.

Die Schritte hielten an, Leander hörte, wie Callem sich zu ihm herunterbeugte. „Er sagt, er will Euch warnen, Kapitän!“, sagte die Stimme von vorhin. Callem antwortete nicht. Als er schließlich etwas sagte, da war es nur ein Wort, so voller Schmerz und Bitterkeit, dass es Leander das Herz brach. „Bruder.“

Was konnte Leander nicht alles heraushören. Die Erinnerungen an die gemeinsame Zeit der Vertrautheit, an ihr gemeinsames Leid, ihren Weg und ihren Schwur. Den zitternden Schmerz des Verrats. Die leise Einsamkeit. Den abgehackten Schreck, Leander hier zitternd liegen zu sehen, dem Tode nahe, und die tiefe Angst, dass er bereits zu nahe war, um noch umzukehren. Den hellen Klang der Hoffnung, dass sich alles noch aufklären und zum Guten wenden werde, und zugleich die darunter schlummernde Gewissheit, dass es dafür längst zu spät war. Die Verzweiflung darüber, dass etwas zerbrochen war, was für immer hätte halten sollen.

Leander sah Callems Gesicht in jeder Einzelheit vor sich, auch ohne sein Augenlicht. Die feinen Falten auf der sonst glatten Stirn. Die Muskeln am Kiefer, die fest aufeinandergepressten Zähne hinter den leicht geöffneten Lippen. Die Augen, etwas weiter geöffnet als normal, mit fast unmerklich zitternden Lidern. Und den Ausdruck, der im leuchtenden Gelb verborgen lag: Furcht, Schmerz und Verzweiflung.

Rasselnd holte Leander Luft, als ihn die Erkenntnis packte, dass er getäuscht worden war. Getäuscht von seiner Gabe. Getäuscht von sich selbst. Callem war stark. Er hatte stets alles ertragen und erduldet, ohne einmal zu murren, wenn es um seinen kleinen Bruder ging. *Er* war Callems einzige Schwäche. Die einzige Gefahr, vor der er ihn je hätte warnen müssen. Das Bild, das seine Gabe ihm gezeigt hatte, war genau dieser Moment.

„Wovor willst du mich warnen?“, flüsterte Callem schließlich. „Was soll mir noch angetan werden, was du mir nicht bereits angetan hättest?“

„Vor einer Lüge. Vor ... mir selbst.“

Callem stieß zischend Luft aus. „Diese Warnung kommt zu spät!“

Ruckartig erhob sich der Kapitän. „Sperrt ihn in die Brigg! Und sorgt dafür, dass er die Nacht überlebt!“, rief er. Für jeden anderen musste seine Stimme fest und befehlsgewohnt klingen, doch in Leanders Ohren war sie aufgewühlt wie die stürmische See. Das war sein letzter Gedanke, ehe die Erschöpfung ihn packte und er ganz wegdämmerte.

Später Nachmittag, 25. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See westlich von Sturmtal, Hadrisches Meer

Mehrfach schreckte Leander aus seinem unruhigen Schlaf. Er sah Bilder im Traum, doch er konnte nicht erkennen, welche ihm seine Gabe schickte und welche er schlicht träumte. Er hörte Stimmen aus weiter Ferne, vor allem die seines Bruders, die etwas flüsterte, doch als er sich darauf konzentrierte stellte er fest, dass es nur das Säuseln des Windes war. Er sah einen roten Hahn und ein Mädchen mit goldenen Augen, und irgendwie verschmolzen die

beiden in seiner Fantasie zu einem hässlichen Ungeheuer, das ihn laut krähend verfolgte. Dann wieder sah er nur Dunkelheit, ohne zu wissen, ob er gerade aufgewacht war oder ob seine Gabe ihn heimsuchte.

Einmal konnte er etwas klarer denken und er bemerkte, dass er in trockenen Kleidern unter einer kratzigen Decke lag. Unter seinem Rücken spürte er unbequemes Holz und die Welt schwankte. Er erkannte Callems Atem, doch aus mehreren Schritt Entfernung. Deutlich stand ihm vor Augen, wie Callem unschlüssig dastand und sich seinem Bruder weder nähern noch sich von ihm abwenden konnte. Leander spürte ein Schluchzen in sich aufsteigen, das sich jedoch in ein trockenes Husten verwandelte, noch bevor es in die Freiheit entkam. Von draußen hörte Leander das Meer tosen, doch er konnte nicht erkennen, ob es Tag oder Nacht war. Irgendwann hörte er die Schreie von Möwen. *Tag also!* Doch die Schreie wurden immer lauter und aufdringlicher, und als er von allen Seiten von kräftigen Möwenflügeln geschlagen wurde, den Gestank von Blut und Tod roch und sich langsam das Bild des zerstörten Klippenwacht formte, erkannte er, dass er schon wieder eingeschlafen war. In der Ferne krähte ein Hahn.

Irgendwann schreckte er hoch, weil das Meer so unruhig geworden war, dass seine Seekrankheit sich lautstark zu Wort meldete. Er musste würgen, doch sein Magen war leer, also verschluckte er sich nur an etwas Galle. Bevor er ebenso plötzlich wieder in seinen fiebrigen Schlaf zurücksank, hörte er noch das unverwechselbare Muster von Callems Schritten, die unruhig im Kreis liefen.

Als Leander endlich vollends erwachte, war er allein. Die See hatte sich beruhigt und kein Atem war zu hören außer seinem eigenen. Mühsam setzte Leander sich auf. Ein Anflug von Schwindel kam und verging. Ihm war eiskalt, obwohl seit seiner Reise mit den drei Nerax bestimmt mindestens ein halber Tag vergangen war. Die Kälte hatte sich tief in ihm festgesetzt. Leander tastete um sich und erkannte eine harte Pritsche, auf der eine raue Decke lag. Eine glatte Metallkette hing harmlos an einer Seite herab, zumindest war er nicht angekettet worden. Vorsichtig stand er auf und tastete sich vorwärts, bis er auf dicke Metallstäbe stieß. Seine Arme hätte er mit etwas Mühe hindurchzwängen können. Sorgfältig untersuchte er das Gitter, bis er die Scharniere und das Schloss gefunden hatte. Leider gehörte das Knacken von Schlössern nicht zu seinen Talenten, schon gar nicht ohne Werkzeuge. Leander schritt sein Gefängnis ab und stellte fest, dass es eine Kammer von knapp drei mal drei Schritt war. Die eine Wand wurde vom Gitter eingenommen, die drei anderen bestanden aus Holz. Die Rückwand war leicht gewölbt und aufmerksames Dagegenklopfen verriet ihm, dass sie deutlich dicker war als die beiden Seitenwände. Dahinter wartete zweifellos das offene Meer.

Plötzlich trat er in ein unerwartetes Hindernis auf dem Boden. Seine Stiefel hatte er nicht mehr an, daher verdrehte er sich schon wieder seinen ohnehin schon schmerzenden rechten Fuß und er knallte unsanft gegen die Wand. Leise fluchend untersuchte er das Hindernis, doch sein Ärger verschwand augenblicklich, als er einen Laib Brot erkannte. Sofort riss er Stücke ab und stopfte sie sich in den Mund. Das Brot war steinhart und schmeckte verschimmelt, dennoch schlang Leander es bis auf den letzten Krümel hinunter und konnte nur mit großer Selbstbeherrschung einen letzten Rest Würde bewahren und sich davon abhalten, den Boden nach verbliebenen Krumen abzutasten. Wann hatte er zuletzt etwas gegessen? Selbst für diese einfache Frage benötigte sein Verstand quälend lange. Es war der Morgen vor dem Kampf um Sturmtal gewesen. Wie viel Zeit war seither vergangen?

Nach dem trockenen Brot bekam Leander Durst, doch nachdem er den Boden seiner Kammer systematisch abgetastet hatte, musste er sich eingestehen, dass nirgendwo ein Krug Wasser versteckt war. Fast noch mehr störte ihn allerdings, dass auch sein Stab verschwunden war. Zumindest hatte er, von den Stiefeln abgesehen, noch seine eigene Kleidung an, sogar trocken, und eine kurze Untersuchung seiner Taschen ergab, dass ihr Inhalt unangetastet war. *Toll! Durchweichte Verbände, ein paar Heilkräuter und der Lavastein, den mir der Hüter des Wissens geschenkt hat. Grandiose Ausbeute. Nicht einmal ein Messer.* Was er sonst noch mitgehabt hatte, war an Bord der *Aldebaran II* geblieben.

Seufzend ließ sich Leander auf seine Pritsche fallen und steckte die nackten Füße unter die Decke. Schon diese kurze Inspektion seiner Zelle hatte ihn entkräftet. Er stieß einen tiefen, trockenen Husten aus, und sank zurück. *Oh, bitte nicht.* Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war eine Lungenentzündung.

Er musste wieder eingedöst sein, denn als eine Klappe aufgestoßen wurde, erschrak er so sehr, dass er fast von der Pritsche gerollt wäre. Eine Person näherte sich. Es war nicht Callem, dennoch kam das Muster der Schritte Leander merkwürdig vertraut vor.

Vor seiner Zelle hielten die Schritte an. „Hallo“, sagte eine Stimme. Eine seltsame Mischung aus Unsicherheit und Entschlossenheit lag darin. Und Leander erkannte sie sofort.

„Chada?“, keuchte er rasselnd.

„Ja. So nennen sie es“, sprach sie langsam und betont.

Leander brauchte beschämend lange, um zu begreifen, wen er vor sich hatte.

„Du bist die falsche Chada. Die Kopie“, sagte er leise.

Ihr Atem wurde kurz etwas lauter. Genau wie bei der echten Chada, wenn sie verunsichert war. Erstaunlich. „Vielleicht“, flüsterte sie. „Es weiß es nicht.“

Leander setzte sich aufrecht hin und stöhnte, als seine Prellungen an der Wand schabten.

„Oh, du bist verletzt“, rief Chada erschrocken. Sie holte zitternd Luft. „Kann Chada dir ... helfen?“

Leander schwieg. Diese Frau war so gar nicht das blutrünstige Monster, das er erwartet hatte. *Sie hat Dutzende Taren kaltblütig ermordet!* Doch jetzt wirkte sie vollkommen anders, als seine Freunde es ihm beschrieben hatten. Ein Stich durchzuckte ihn. *Freunde?* Nur in einer Hinsicht hatten sie Recht behalten: Die Ähnlichkeit zur echten Chada war beängstigend. Über ihr Aussehen konnte er sich kein Urteil bilden, doch die Art, wie sie sprach, ihre Tonhöhe, selbst ihr Atem und ihre Schritte – wenn ihre Worte nicht so fremd gewesen wären, hätte Leander keinen Unterschied feststellen können.

„Das ... das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen“, sagte Chada tapfer, nachdem er nicht geantwortet hatte. „Ihm wurde gestern erst der Hals umgedreht! Chada ist eingeschlafen, aber als es aufgewacht ist, war alles wieder weg.“

Also war der Kampf um Sturmtal erst gestern gewesen. Endlich eine gute Nachricht. Leander lächelte. „Du magst kein Blut, oder?“ Sie erschauderte hörbar und antwortete nicht. „Was willst du hier?“, fragte er schließlich.

„Es ... weiß nicht. Vielleicht dich sehen. Du hast mit den anderen gekämpft, die wie seine Geschwister aussehen. Und wie es selbst. Es ... es will mehr über sie erfahren. Warum bekämpfen sie es?“

„Weil die Taren unsere Verbündeten sind. Die Taren, und die Silberzwerge, und die Menschen Klippenwachts. Wir wollten sie nur vor euch beschützen. Ihr habt sie angegriffen.“

„Mutter hat es befohlen“, flüsterte Chada.

„Mutter? Du meinst Kenvilar?“

Keine Antwort ertönte. Doch wenn Leander genau hinhörte, konnte er eine leise Bewegung ausmachen... *Sie ist nicht wirklich dabei, einem Blinden als Antwort zuzunicken, oder?*

„Ihre Stimme war in Chadas Kopf. Sie hat ihm gesagt, was es tun soll“, verriet Chada schließlich unsicher.

„Verstehe“, murmelte Leander. „Und du hast nicht versucht, dich zu widersetzen?“

„Widersetzen?“, wiederholte Chada entsetzt. „Mutter hat immer recht! Warum hätte es sich widersetzen sollen?“ Sie holte zittern Luft. „Aber jetzt ist die Stimme weg. Es ist ... ganz allein in seinem Kopf. Und es weiß nicht, was es tun soll.“

„Gibt es denn etwas, was du gerne tust?“, unterbrach er.

Lange schwieg Chada. „Es ... es schaut gerne zu den Sternen hoch. Sie funkeln so wunderhübsch vor dem nächtlichen Himmel. Ein ganzer Kosmos, weiß auf blau. Das ist schön. Es hat gehört, die Sterne sind schon ganz lange da. Sie sind klein und ganz weit weg, und sie strahlen immer weiter, egal was passiert. Die Sterne ... kümmern sich nicht um Leid und Blut. Wenn es zu ihnen aufsieht, dann kann es vergessen, was es tun muss.“

Leander senkte den Kopf. „Du musst nichts davon tun, Chada. Deine Mutter ist tot, du wirst ihre Stimme nicht mehr hören. Du kannst tun, was immer du für richtig hältst.“

„Aber Chada weiß nicht, was es für richtig hält! Alle auf diesem Schiff vergießen Blut, aber das tut ihr auch! Chada mag Peros Hammer nicht, oder Kentars roten Stein, aber es mag auch die dunkle Frau nicht, die für euch kämpft. Sie malt alles schwarz, was bunt sein soll.“ Ihre Stimme nahm einen schrillen Klang an. „Mutter hat gesagt, es darf seine Macht missbrauchen so viel es will, es darf nur nie vergessen, dass es seine Macht nicht ohne Grund erhalten hat. Aber ... Chada will seine Macht gar nicht missbrauchen! Es will das alles nicht! Es will kein Blut mehr sehen! Es darf nur Mutter nicht enttäuschen.“ Sie wurde so leise, dass selbst Leander sie kaum noch verstand. „Die andere, die wie es aussieht, kämpft, um zu schützen. Es dagegen kämpft, um zu zerstören. Die andere weiß, weshalb sie ihre Macht erhalten hat. Chada ... Chada weiß es nicht.“

Leander stand auf und trat ans Gitter. „Irgendwann wirst du dich entscheiden müssen zwischen den Wünschen deiner Mutter und deinen eigenen“, prophezeite er. Ehe er mehr sagen konnte, hörte er eine Klappe, die aufgeschlagen wurde, und vertraute Schritte näherten sich.

„Chada! Gib dich nicht mit ihm ab!“, rief sein Bruder rau. „Seine Worte sind Gift. Komm her.“

Ihre Stimme schwankte vor Unsicherheit, als sie leise „Ja, Kapitän Callem“ sagte. Vorsichtig entfernte sie sich.

„Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein: Dies ist der Klang der Entscheidung“, rief Leander ihr hinterher. „Auch du wirst ihn eines Tages hören.“

Ihre Schritte beschleunigten sich und waren schnell verschwunden. Mit verschränkten Armen wartete Leander auf seinen Bruder. Callem ließ sich Zeit, setzte einen Schritt nach dem anderen, und es gelang ihm, die Angst als die Sicherheit des Stärkeren zu tarnen, der sich getrost Zeit lassen kann. Jeden anderen hätte er getäuscht.

„Bruder“, sagte Callem. Hatten in dem Wort gestern eine Vielzahl widersprüchlichster Emotionen mitgeklungen, so hörte Leander jetzt nur eine müde, schicksalsergebene Verzweiflung.

„Bruder“, antwortete er.

Callem seufzte tief. „Was mache ich jetzt nur mit dir? Pero ist der Meinung, ich sollte dich ins Meer werfen – an einen schweren Stein gefesselt.“

„Es wäre dein gutes Recht“, sagte Leander leise. „Ich habe alles verraten, was uns teuer war. Ich habe unseren Schwur gebrochen und in den Helden von Andor Freunde gefunden.“

„Warum?“, flüsterte Callem heiser. „Wie konntest du mir das antun? Nach allem, was wir füreinander getan haben, nach all den Jahrzehnten, verrätst du mich ausgerechnet für die, die mein Schiff versenkt und meine halbe Mannschaft auf dem Gewissen haben?“

„Ich habe es nicht kommen sehen. Ich plante deine Rache, bis ich es nicht länger konnte. Bis ich begann, die Helden wahrhaft zu mögen. Ich war schwach, Bruder, schwächer als du es je warst. Du hättest dich nicht in ihren Bann ziehen lassen, das weiß ich.“

Eine große Welle klatschte lautstark gegen die Bordwand und brachte die Schwarze Kogge ins Wanken. Leander griff nach dem Gitter und klammerte sich an den kalten Metallstäben fest.

„Du hast dich ausgerechnet auf die Seite meiner größten Feinde gestellt!“, zischte Callem wutentbrannt. „Gegen mich!“

„Niemals! Der Ewige Rat ist mein Feind, doch du könntest es nicht sein. Ich hatte eine Vision. Ich dachte, du wärest in Gefahr. Ich habe die Helden verlassen und wurde verstoßen, um dich zu warnen.“

„Und wirst du von jetzt an auf unserer Seite gegen die Helden stehen?“, fragte Callem harsch.

Leander senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Natürlich nicht!“, stieß Callem hervor.

Leander schluckte schwer. „Was würde geschehen, wenn ich dich bitten würde, deinen Kampf zu beenden?“

„Du weißt genau, dass ich das nicht kann, Leander! Das bin ich nicht!“ Callem holte tief Luft. „Wir werden noch heute Nacht die Bewahrer angreifen und den Baum der Lieder zerstören. Egal was du sagst.“

Leander lächelte schwach, auch wenn ihm nicht danach zumute war. „Das werdet ihr nicht. Ich habe gesehen, wie der Baum der Lieder zerstört wird, und es war kein Angriff.“

Lange herrschte eine beklommene Stille. „Was ist nur aus uns beiden geworden“, seufzte Callem schließlich, „dass ich deinem Wort kein Vertrauen mehr schenken kann?“



Q – Verloren in Bernstein

Sonnenhoch, 24. Wintertag 77 A.Z.

Sturmtal, Hadrisches Meer

Keuchend rannte Drukil weiter, nur fort, fort von seinen eigenen quälenden Gedanken! *Ein Monster! Ich bin ein Monster!* Neben dem Teich am Wasserfall sank er in die Knie. Der Bär regte sich unruhig in dem Kerker, den Drukil ihm gebaut hatte. Der Bär spürte seinen Zorn, seine Aufgebrachtheit, seine Verzweiflung, und bot leise an, diese Gefühle zu vergessen. Für den Bären war es sinnlos, zornig zu sein, wenn er auf nichts einschlagen konnte.

Drukil drängte den Bären beiseite und nahm seine Umgebung erst langsam wieder wahr. Nur wenige Schritt von ihm entfernt sah er den Leichnam Bragors, in seinem eigenen Blut liegend. Das Gesicht zwischen den abgesägten Hornstümpfen war im Schmerz erstarrt. Noch ein Opfer Leanders. Zitternd sah Drukil auf zu den Felszacken, die wie ein steinerner Wald vor ihm aufragten.

Ich dachte, er ist Familie. Doch Leander hatte schon Familie, und ich war nur ein Werkzeug für ihn. Ein Ungeheuer, das er im richtigen Moment von der Kette lassen wollte. Er hat gelogen und ich wollte ihm glauben. Ich bin eine Gefahr. Er wusste es von Anfang an!

Er schrie aus Leibeskräften den Zorn und den Verrat von sich und sackte schluchzend in sich zusammen. Sein Schrei hing noch lange in der Windstille Sturmtals.

Er hatte genug! Genug von den viel zu grellen Farben und den abgestumpften Gerüchen. Genug von den Namen, die die Welt ordneten. Genug von den Lügen und der Arglist. Genug von Plänen und Sorgen. Genug davon, ein Mensch zu sein ...

Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen.

Nach langer Zeit, in der er sich zumindest ein wenig beruhigte, legte sich unsanft eine breite Hand auf seine Schulter. Blinzeln hob Drukil den Kopf und sah in das Gesicht eines älteren Tarus mit dunkelgrauem Bart und prächtigen gedrehten Hörnern. „Auch Bragor also“, murmelte er mit tiefer Stimme. Die Hand auf Drukils Schulter zitterte. „Er hätte Konda geheiratet, wenn es damals nicht abgehauen wäre, weißt du? Meine Konda...“

Seine dunklen Augen glänzten. „Steht auf und verfolgt die Mistkerle! Macht sie fertig! Sie sollen büßen!“

Drukil schüttelte zitternd den Kopf. „Lass mich!“, begann er krächzend und räusperte sich. „Lass mich in Ruhe! Ich bin ein Monster... Ich bleibe hier sitzen. Hier kann ich niemandem was tun.“

Die Hand grub sich schmerzhaft fest in seine Schulter. „Nein! Die wahren Monster sind da draußen!“

Drukil wehrte sich nicht, als der Tarus ihn auf die Beine zog, seine Hand packte und ihn hinter sich her zerrte.

„Wie heißt du?“, fragte er schwach.

„Holk.“ Der Tarus stieß seinen Namen aus wie den eines verhassten Feindes. „Und jetzt sei still und komm mit!“

„Wohin?“

„Zu deinen Freunden! Sie sollen etwas tun!“, bellte Holk.

Drukil ließ sich widerstandslos weiterzerren, auch wenn ein Teil von ihm laut protestierte. *Nicht! Ich kann nicht! Ich kann Leander jetzt nicht sehen...* Doch ein anderer Teil von Drukil wollte zurück zu seinen Freunden, zu seiner Familie. Dieser Teil von Drukil wusste, dass er sich zurückziehen und sie in Frieden lassen sollte, doch brachte es nicht über sich. Zu wertvoll waren sie ihm.

Holk zog ihn auf einen großen Platz, auf dem sich tote Taren und Meereskreaturen häuften. Hier war vorhin die falsche Chada aufgetaucht, doch ein Blick auf das Dach verriet Drukil, dass ihre Leiche verschwunden war.

Die anderen standen neben einer toten Tare, die einen Pfeil im Hals hatte. Chada sprach leise mit einem dicken Tarus, der bedauernd auf die Ermordete herabblickte, Thorn und Ken Dorr standen schweigend daneben. Leander und Eara waren nirgends zu sehen.

Holk ließ ihn los und knurrte: „Da! Geh zu ihnen! Verfolgt die Piraten! Wir sind die Ermordeten! Rächt uns!“

Leander war nicht dabei, also nickte Drukil widerstrebend. „Du bist kein Ermordeter. Du lebst noch“, schob Drukil nach.

Holk starrte ihn mit steinerner Miene an. „Nein. Auch ich bin tot. Ich habe heute an einem Tag meine Frau, meine Tochter und meine zwei kleinen Enkel verloren. Ich gehe zum Steilberg und stürze mich in die Sturmbucht. Für mich gibt es hier nichts mehr.“

Ohne ein weiteres Wort drehte Holk sich um und marschierte nach Süden. Drukil schluckte und suchte nach Worten, um den Tarus umzustimmen, aber als ihm endlich welche einfielen, war Holk schon verschwunden.

„Die letzten Kreaturen sind vertrieben. Wir werden aufbauen, was wir wiederaufbauen können“, sagte der dicke Tarus gerade, als Drukil zu seinen Freunden stieß. „Doch wir haben heute fast unser gesamtes Vieh, die meisten unserer Behausungen und vor allem die Leben von über hundert Taren verloren, und die Zählungen sind noch längst nicht abgeschlossen. Die Hohe Schamanin ist gestorben, nur zwei Winter nach ihrem Vater, und es ist unklar, wer ihr Amt fortführen wird.“

Der Tarus schüttelte den breiten Kopf. Trotz der Situation wirkte er gefasst, ganz im Gegensatz zu den meisten seiner Artgenossen, die blutend und wehklagend durch Sturmtal rannten und nach ihren Familien suchten. „Doch wir können zäh sein. So die Geister wollen, werden wir es überstehen. Wenn Ihr Sturmtal helfen wollt, dann sorgt dafür, dass das

Unglück sich nicht wiederholt. Die Geister haben uns nicht vor diesem Angriff gewarnt, die Schwarze Kogge könnte jederzeit zurückkehren und ihr Werk vollenden.“

„Wir werden das verhindern“, versprach Thorn.

Der Tarus schien nicht sonderlich überzeugt, doch er nickte ein wenig verzweifelt und überließ sie sich selbst.

„Wie fühlst du dich, Drukil?“, fragte Thorn vorsichtig. „Du und Leander, ihr...“

„Es geht mir gut!“, knurrte Drukil unwirsch. So weit würde es noch kommen, dass er in Ken Dorrs Gegenwart über seine Gefühle sprach.

Er spürte Chadas bohrenden Blick auf sich und sah sie missmutig an. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte sie wahrscheinlich protestiert, doch auch sie sah mitgenommen aus. Thorn hielt ihre Hand, wie um ihr Kraft zu spenden.

Natürlich. Einer ihrer Freunde hat sie verraten und ein anderer könnte jederzeit über sie herfallen – wie schon einmal.

Plötzlich brüllte der Bär auf und kratzte an den Wänden seiner Höhle ohne Ausgang. Drukil hatte gelernt auf die Empfindungen des Bären zu achten, daher wusste er, nach wem er zu suchen hatte. Und tatsächlich, Eara trat langsam zu ihnen. Sie war allein.

„Wo ist ...?“ Drukil brachte es nicht über sich, den Namen auszusprechen. Sie alle verstanden ihn auch so.

„Leander hat eine Entscheidung getroffen. Er wird nicht mehr kommen.“

Drukil ballte seine Fäuste. Er wusste nicht, was er empfinden sollte. Zorn, Trauer, Verrat, Angst? Er fühlte alles und nichts davon.

Den weiteren Verlauf des Gespräches bekam er kaum mit. Ken Dorr berichtete irgendwelche Details von der letzten Zusammenkunft des Ewigen Rates, die anderen hakten nach. Drukil hörte nicht zu, zu sehr war er mit sich selbst beschäftigt. Mit sich und dem Bären, der unruhig in seiner Höhle ohne Ausgang umherschlich.

„Es gibt eine Möglichkeit. Wir vernichten den Baum der Lieder.“

Drukil schreckte aus seiner Starre, als er Ken Dorrs Worte hörte. „Was? Weshalb sollten wir?“, rief er und übertönte damit Chadas Protest.

Ken Dorr blickte ihn spöttisch an. „Drukil, habt Ihr etwa nicht zugehört? Der Schwarze Herold kann jederzeit Varkur, die Schwarze Kogge und Eure Doppelgänger zu Hilfe holen, und der zugegebenermaßen geschwächte Tarok liegt sowieso immer in der Halle. Sobald Ihr zu ihm stoßt, seht Ihr Euch Euren größten Feinden gegenüber. Ihr wollt das Herz des Todes selbst in Besitz nehmen, sobald die Krone zerstört wurde, also werdet Ihr Euch zumindest durch sie hindurchkämpfen müssen. Selbst wenn Eara es wirklich mit Varkur aufnehmen kann, selbst wenn der Rest von euch mit der Schwarzen Kogge fertig wird, und selbst wenn der Schwarze Herold euch nicht einfach einäschert – ihr selbst steht euch im Weg. Oder zumindest Wesen, die Euch gleichen und die allein euch ebenbürtig sein dürften. Ich braucht eine Waffe, um Euch dem Ewigen Rat entgegenzustellen. Ihr braucht eine Macht, ebenso groß wie die des Schwarzen Herolds. Ihr braucht das Herz der Geburt.“

Drukil ballte die steifen Finger zu Fäusten. Die Macht der Bäume zu missbrauchen war falsch!

„Wir haben darüber gesprochen, Ken Dorr!“, sagte Chada eisig. „Unser Beschluss bleibt bestehen. Niemand rührt den Baum der Lieder an!“

Ken Dorr erwiderte ruhig ihren Blick. „Der Schwarze Herold hat mir einen neuen Auftrag gegeben. Eine einzige klare Anweisung: Ich soll um jeden Preis verhindern, dass Ihr

den Baum der Lieder zerstört und die Macht des Neubeginns in Eure kleine Frucht zwängt. Es ist das einzige, was er fürchtet.“

„Weil er von unseren Plänen mit der Krone nichts weiß!“, herrschte Chada ihn an. „Wir werden gewinnen, auch so. Wir brauchen diese Macht nicht!“

Ken Dorr verschränkte die Arme. „Vielleicht. Doch ein vielleicht genügt mir nicht. Auch mein Kopf wird rollen, solltet ihr versagen. Meiner und der von tausend anderen.“

„Du triffst diese Entscheidung nicht!“, rief Drukil.

Eara hob mahnend ihre dunkle Hand. „Und auch du nicht, Drukil. Ich stimme Ken Dorr zu, mit der Macht des Anbeginns würden sich unsere Chancen deutlich erhöhen. Und vergesst nicht, dass Leander selbst gesehen hat, dass die Bewahrer den Baum der Lieder aus freien Stücken aufgeben würden. Ich denke nicht, dass er hierin gelogen hat. Doch am Ende können wir den Baum der Lieder nicht gegen den Willen der Bewahrer zerstören. Nicht wir entscheiden dies, sondern sie.“

„Und damit hat sich die Frage geklärt“, ergänzte Thorn. „Die Bewahrer werden ihre Heimat nicht aufgeben, und wir sollten bereits morgen in Cavern sein, wir haben gar nicht die Zeit für einen Umweg. Wir werden mit dem losziehen müssen, was wir haben. Es sei denn, wir erfahren unerwartet etwas über dieses dritte Herz.“ Bei den letzten Worten sah er Ken Dorr prüfend an, doch der schüttelte nur bedauernd den Kopf.

„Dann könnten wir den Bewahrern höchstens einen Falken senden“, schloss Thorn.

„Aber ich glaube nicht, dass sie ihren kostbaren Baum eines Vogels wegen opfern werden.“

„Eines Vogels wegen nicht“, gab sogar Ken Dorr zu. „Es gäbe jedoch noch einen anderen Weg. Einer von uns geht selbst zu ihnen und schildert die Situation. Wir überlassen die Entscheidung ihnen, doch wir geben ihnen die notwendigen Informationen. Wer auch immer zu den Bewahrern geht, reist anschließend auf dem schnellsten Weg nach Cavern. Vielleicht kommt er rechtzeitig vor Eurem Aufbruch an, ansonsten habt Ihr nur einen Kämpfer verloren, doch vielleicht eine unerreichbare Macht gewonnen.“

„Das kommt nicht infrage!“, zischte Chada.

Ken Dorr hob nur die Arme und lächelte unschuldig. „Und was, wenn ich gehe? Ihr braucht mein Schwert nicht gegen den Ewigen Rat. Wenn ich zurückbleibe, wäre der Verlust kein großer. Der Gewinn dagegen...“ Er zuckte die Schultern. „Der Oberste Priester muss zumindest erfahren, was auf dem Spiel steht. Wenn Ihr Euch weigert, so gehe ich.“ Kälte trat in seine grauen Augen. „Es sei denn, Ihr wollt mich mit Gewalt daran hindern?“

Chada funkelte Ken Dorr an, ihr ganzer Körper bebte vor Zorn, und Drukil fühlte sich genau so. Doch schließlich senkte sie den Blick. „Diese Welt hat schon genug Gewalt gesehen. Wir werden dich nicht aufhalten. Du wirst die Bewahrer weder überzeugen noch zwingen können, wozu also? Tu, was du nicht lassen kannst.“

Drukil stieß einen Protestlaut aus, doch Earas berechnender Blick traf ihn und ließ ihn frösteln, als würde ihre Kälte auf ihn übergreifen. „Beginne keinen Streit, den du verlieren wirst“, sagte sie nur, und Drukil biss die Zähne zusammen.

„Dann wäre das geklärt“, verkündete Ken Dorr sichtlich zufrieden. „Wir fahren nach Süden, legen irgendwo an der Nördlichen Küste an, und dann trennen sich unsere Wege vorläufig.“

Der Dieb drehte sich um und marschierte in Richtung ihres Schiffes, all das Leid um sich herum missachtend. Drukil spürte ein wütendes Zittern in seinem Brustkorb. Ken Dorr war nicht zu trauen, das mussten die anderen doch wissen. Wer wusste schon, welche Lügen er den Bewahrern aufzischen würde? Wer wusste schon, welche Tricks er noch bereithielt?

Wenn Ken Dorr unbeaufsichtigt zum Lebensbaum gelangte, dann würde er brennen, dessen war Drukil sich gewiss. Und plötzlich wusste er, was er zu tun hatte. Plötzlich wusste er, welche Aufgabe er erfüllen musste. Plötzlich wusste er, wie alles ineinandergriff. *Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen.*

„Ich komme mit“, verkündete Drukil fest. Er spürte die erstaunten Blicke seiner Freunde auf sich. Er erahnte ihre Gedanken: *Drukil geht freiwillig in den Wald? Kommt er auch wieder?* Doch er beachtete sie nicht. Seine Augen waren fest auf Ken Dorr gerichtet, der nach seiner Ankündigung zunächst kurz ins Stolpern geriet und anschließend einen langen Blick über die Schulter warf. Mit zusammengekniffenen Augen fixierte er Drukil. Er schien nicht erfreut. *Gut so!* Drukil lächelte grimmig.

„Dann werdet Ihr bezeugen können, dass ich den Bewahrern nur die Wahrheit sagte“, meinte Ken Dorr schließlich. Der Dieb erwiderte das Lächeln, und es sah fast nicht gezwungen aus.

Sonnenhoch, 25. Wintertag 77 A.Z.

Nördliche Küste, Wachsender Wald

Am Ende verließen sie Sturmtal doch noch nicht. Es galt, Taren zu suchen, Vieh in Sicherheit zu treiben, zu retten, was noch zu retten war, vor allem jedoch: sich auszuruhen. Selbst wenn sie Cavern dadurch später erreichten als verabredet, bis zu diesem Sternbild hatten sie noch mehr als genug Zeit. Sagten zumindest Chada und Eara, nachdem sie sich irgendwann in der Nacht darauf geeinigt hatten, welche Sterne die richtigen waren. Leanders Fehlen machte sich deutlich bemerkbar.

Früh am nächsten Morgen dann legten sie endlich ab und ließen sich vom Westwind weit nach Osten tragen. Als sie schließlich vor der Küste des Wachsenden Waldes ankerten, konnte Drukil im Süden schon die nördlichsten Ausläufer des Grauen Gebirges aufragen sehen. Chada, Thorn und Eara hatten es damit nicht mehr weit bis zum nächsten Mineneingang. Für Drukil und Ken Dorr bedeutete es jedoch, dass sie ein gutes Stück zurück nach Westen reisen mussten, um zum Baum der Lieder zu gelangen.

„Pass auf dich auf, Drukil“, sagte Thorn zum Abschied und umarmte ihn fest.

„Und auf Ken Dorr“, ergänzte Chada. Sie warf einen schnellen Blick zum Dieb, der eben mit vollem Rucksack von Bord der *Aldebaran II* kletterte. Hier gab es keinen Anleger, daher hatten sie das Schiff einfach verankert und an ein paar krummen Bäumen vertäut. Mit etwas Glück würde die Konstruktion halten, bis jemand es holen kam.

„Dafür bin ich hier“, antwortete Drukil rau.

Auch Chada umarmte ihn. „Bis bald“, sagte sie leise. Drukil schluckte. *Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen.*

Auch Eara trat zu ihm. Drukil wusste nicht, wie er reagiert hätte, wenn sie versucht hätte, ihn ebenfalls zu umarmen, doch natürlich tat sie nichts dergleichen. Sie streckte nur die gesunde Hand aus und sagte nachdrücklich: „Die Frucht.“

Langsam löste Drukil den Beutel von seinem Gürtel und überreichte ihn Eara, auch wenn er dabei ein leichtes Unbehagen verspürte. Bisher war es seine Aufgabe gewesen, auf die tote Frucht aufzupassen, doch falls der Lebensbaum zerstört wurde, sollte die Frucht bei denen sein, die nach Krahazar aufbrachen, nicht bei ihm, der sie vielleicht nicht einholen würde. *Aber der Lebensbaum wird nicht zerstört!*

Ken Dorr wurde weit weniger herzlich verabschiedet, anschließend trennten sie sich. Chada, Thorn und Eara zogen nach Süden, Drukil und Ken Dorr nach Westen, immer an der Küste entlang, bis sie auf einen ausgetretenen Pfad stießen, der ebenso gut ein Wildwechsel hätte sein können. Der Bär hätte es gewusst, doch er scherte sich nicht darum. Der Bär war wieder in einem Wald. Die Bäume umstanden ihn und schützten ihn vor Blicken und Kälte. Er roch den Duft des Lebens unter dem Schnee selbst durch Drukils verstopfte Menschnase. Der Bär war zu Hause. Und er war stark.

Es war Neumond, der Mensch hätte dominieren sollen. Doch diese Zeiten waren endgültig vorbei. Der Bär tobte in seiner Höhle ohne Ausgang. Er kratzte an den Wänden, brüllte in die Stille und drehte sich immer im Kreis. Der Bär wollte frei sein. Er wollte die Namen abstreifen, alle Sorgen hinter sich lassen und sich einen Unterschlupf für den Langen Schlaf suchen. *Bald*. Drukil konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten. Den ganzen Weg hatte er seine rechte Hand auf den linken Arm gelegt, wo der silberne Reif auf der Haut lag. Alles andere bekam er kaum mit. Er ließ sich sogar von Ken Dorr durch den Wald führen.

„Das reicht für heute“, meinte der Dieb irgendwann. Blinzelnd sah Drukil sich um. Sie standen auf einer kleinen Lichtung, ein Bach gurgelte in der Nähe. Am Himmel standen bereits die ersten Sterne. Wie hatte es so schnell dunkel werden können?

„Was soll das?“, fragte Drukil mühsam. Selbst Sprechen fühlte sich seltsam an.

Ken Dorr runzelte die Stirn. „Wir sind den halben Tag gelaufen, wir kommen heute nicht mehr am Baum der Lieder an, und ich gehe ganz gewiss nicht im Stockdunkeln querfeldein durch den Wald. Soll ich ein Feuer machen?“

„Keine Rote Katze!“, knurrte Drukil ungehalten. Und dann: „Ich darf nicht schlafen. Das weißt du.“

Ken lächelte nur. „Perfekt! Dann kannst du Wache halten!“ Er stellte seinen Rucksack ab, kramte zwei in Rinde eingepackte Fische hervor, die die Taren ihnen mitgegeben hatten. Sie waren geräuchert worden, kalt jedoch nicht allzu schmackhaft. Drukil schlang seinen Fisch trotzdem herunter – oder vielmehr, Ken Dorrs Fisch, nachdem er dem Dieb stattdessen seinen eigenen überlassen hatte. Ein bisschen Vorsicht konnte nicht schaden.

Nach dem stummen Mahl zog sich Ken Dorr unter einen Baum mit ausladenden Ästen am Rande der Lichtung zurück, rollte sich in seine Decke und überließ es Drukil, in der Kälte zu stehen und in die Dunkelheit zu starren. Er wusste, er sollte eigentlich Wache halten, doch er konnte sich einfach nicht konzentrieren. Der Bär verlangte seine gesamte Aufmerksamkeit. Endlich vergessen. *Bald*.

Mondhoch, 25. Wintertag 77 A.Z.

Nördliche Küste, Wachamer Wald

Den Blick zum Himmel gerichtet stand Drukil in der Mitte der Lichtung. Irgendwo da oben standen jetzt vier Sterne in einer Reihe und leuchteten auf ihn herab. Kurz und vergeblich suchte er danach.

Drukil seufzte. Er hatte sich lange genug abgelenkt. Von Ken Dorr hatte er seit mindestens einer Stunde keinen Laut mehr gehört. Die Zeit war reif.

Fast lautlos zog Drukil sein Schwert.

Im Schatten des Baumes konnte Drukil nur ungefähr einen dunklen Fleck ausmachen, wo sich Ken Dorr zum Schlafen gelegt hatte. Er hielt sich nahe am Baumstamm und ging

mit gezogenem Schwert weiter. So lange hatte er nichts als Hass und Verachtung für Ken Dorr empfunden, doch jetzt spürte er nur Bedauern. Endlich konnte er mehr erkennen. Erst Kens sperrigen Rucksack, gefolgt von den Decken, in die er sich vorhin gewickelt hatte. Nur von ihm selbst fehlte jede Spur...

Plötzlich traf ihn ein Gewicht. Er wusste kaum, wie ihm geschah. Im einen Moment stand er noch über Ken Dorrs leerem Lager, im nächsten lag er mit ausgebreiteten Armen im Schnee, ein Gewicht auf seinem Rücken. Das Schwert musste er verloren haben.

„Ganz langsam jetzt“, flüsterte eine kalte Stimme. Etwas Spitzes drang mühelos durch seine Kleidung und bohrte sich in seine Seite, genau dort, wo sich noch immer die Narbe vom Bleichen König befand. Er spürte die Kälte mehr als den Schmerz.

„Und jetzt schön langsam den Arm heben und deinen Reif absetzen. Wir wollen doch beide nicht, dass du etwas Dummes tust“, flüsterte Ken Dorr.

Drukil bewegte den linken Arm und tastete unauffällig umher, in der Hoffnung, das Schwert wiederzufinden, doch als er keine Anstalten machte, den Armreif abzuziehen, bohrte sich das kalte Stechen noch etwas tiefer in seine Seite und Drukil gehorchte.

Kurz erwartete er, dass der Bär hervorbrechen würde, kaum dass der Reif über sein Handgelenk glitt, doch für den Moment verhielt er sich ruhig. Wortlos reichte Drukil den Reif nach oben, knapp außer Reichweite Ken Dorrs. Das Gewicht auf seinem Rücken verschob sich.

Jetzt oder nie! Sobald er spürte, dass eine andere Hand nach seinem kostbaren Armreif griff, zog er mit aller Kraft daran. Gleichzeitig rutschte er zur Seite.

Ken Dorr landete fluchend im Schnee und fuchtelte blind mit seinem Dolch herum. Als die Klinge seinem Arm zu nahe kam, ließ Drukil seinen Reif notgedrungen los und brachte etwas Entfernung zwischen sich und Ken Dorr.

Gleichzeitig sprangen sie auf, beide keuchend. Jetzt endlich sah Drukil sein Schwert. Es lag genau hinter Ken Dorr vergessen im Schnee.

„Ich erkenne einen Mordversuch, wenn ich einen sehe“, sagte Ken Dorr langsam. „Warum, Drukil?“

Drukil zischte, als der Schmerz in seiner Seite sich endlich bemerkbar machte. Blut lief warm über seine Haut. „Nicht aus Hass. Nicht aus Boswillen. Du wärest doch sowieso wiedergekommen“, stammelte Drukil. Wachsam begann er, einen weiten Halbkreis um Ken Dorr zu laufen. Schritt für Schritt näher an sein Schwert.

„Ich glaube dir tatsächlich. Du denkst, der Lebensbaum muss brennen. Nur so haben wir eine Chance. Aber das macht es nicht besser! Es ist falsch, die Macht der Herzen zu missbrauchen. Einfach falsch! Du kannst das nicht spüren.“

Ken Dorr sah ihn mit starrem Blick an. Drukil hatte keine Ahnung, was in dem Dieb vorging. „Du führst deine Worte zielsicherer als dein Schwert. Und ich? Ich spreche überhaupt erst seit drei Jahren. Leander hat gesehen, was geschehen wäre. Der Baum wäre verbrannt. Die Bewahrer hätten ihn aus freien Stücken verlassen. Du hättest sie überzeugt. Ich ... ich musste das verhindern. Dich aufhalten. Auch mit Gewalt. Es hatte nichts mit dir zu tun, Ken Dorr. Ich wollte nur einen schrecklichen Fehler verhindern. Ich weiß, es ist gegen den Willen der Helden. Aber so musste es kommen. Ich werde sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen mich vermissen. Warum auch? Ich hintergehe sie.“

Ken Dorr zuckte. Erst als er gemütlich auf Drukil zukam und den Schatten der Äste verließ, erst als er Ken Dorrs Grinsen sah und das Blitzen seiner grauen Augen, erkannte Drukil ein unterdrückte Lachen.

„Du hast...“, kicherte Ken Dorr. Dann lachte er schallend. „Oh, Drukil!“ Kopfschüttelnd blieb Ken stehen und betrachtete den silbernen Armreif und den Schlangendolch in seinen Händen. „Dir ist etwas gelungen, was nur wirklich wenige vollbracht haben. Du hast mich wahrhaft überrascht.“

Grinsend sah der Dieb auf. „Ich dachte, ich wüsste, wie du funktionierst. Deine direkte Art, deine Abscheu gegenüber allen Lügen und Intrigen... Niemals hätte ich erwartet, dass ausgerechnet du mich täuschen könntest.“ Er lachte wieder auf. „Es stellt sich heraus, dass ich dich ganz umsonst am Leben gelassen habe. Ich dachte, du hättest etwas mitbekommen. Du hättest meine Taschen durchwühlt, und die falsche Frucht gefunden, oder das Drachenaugenauge. Ich dachte, du könntest mir sagen, wer noch davon weiß, wen ich noch loswerden muss. Aber in Wahrheit wolltest du mir nicht ans Leder, weil du mich verdächtigt hast, sondern weil du endlich begonnen hast, mir zu glauben.“

Drukil öffnete den Mund. „Ich habe es gewusst!“, grollte er. Alles in ihm war Zorn. „Ich habe gewusst, dass wir dir nicht trauen dürfen!“

„Nein, Drukil! Zum Schluss, als es darauf ankam, hast du es nicht gewusst. Ich habe deine Motive falsch eingeschätzt, und doch: Du bist genau da, wo ich dich haben wollte!“ Ein selbstzufriedenes Lächeln legte sich auf Ken Dorrs Lippen. „Es könnte mich nicht weniger kümmern, ob die Bewahrer ihren Baum aus freien Stücken niederbrennen. Die Schwarze Kogge landet in diesem Augenblick an der Nördlichen Küste an. Der Baum der Lieder wird diese Nacht nicht überstehen, so oder so.“

Drukil keuchte. „Aber ... der Schwarze Herold ...“

„Selbst du hast also aufgehört, an meinem Wort zu zweifeln. Ich muss noch besser sein als gedacht. Nein, der Baum der Lieder kümmert mich nicht. Sein Schicksal ist besiegelt. Der Streit um unser weiteres Vorgehen, dieser Umweg, das alles diente nur einem Zweck:“ Er verzog höhnisch das Gesicht. „Dir!“

Vorsichtig umrundete Drukil ihn weiter. Setzte Schritt für Schritt, ohne zu seinem Schwert zu blicken.

„Ich wusste, dass du mir folgen würdest. Du konntest mich einfach nicht alleine zum Baum der Lieder ziehen lassen. Und jetzt sind wir hier, unbeobachtet, allein in einem großen Wald, weit weniger wachsam, als ihm nachgesagt wird. Es sind schon so viele hereingegangen und nicht mehr herausgekommen. Nur die Bäume sind schweigsame Zeugen dessen, was hier geschehen wird. Eigentlich dachte ich, ich warte in der Baumkrone, bis du zum Aufwecken am Morgen in meine Nähe kommst, aber dein plumper Versuch, mich aufzuhalten, tut es auch.“ Er kicherte stumm vor sich hin. „Ach Drukil, du bist und bleibst, trotz allem, ein einfacher Geist.“

„Du bist dumm“, knurrte Drukil. „Glaubst du etwa, meine Freunde werden dir noch vertrauen? Wenn du ohne mich zurückkommst?“

Ken Dorr zuckte die Achseln. „Glaubst du es denn? Wir alle wissen doch, wie stark der Bär in dir geworden ist. Eine Nacht im Wald war leider zu viel für deinen menschlichen Geist. Du warst nun mal, von Anfang an, ein Monster. Nur dazu da, sie zu vernichten. Werden sie dich wirklich vermissen?“

Drukil holte zitternd Luft. Seine Brust schmerzte. Auch der Bär wurde unruhig. Er spürte den Zorn zu sich hereinschwappen, und er suchte ungeduldig nach einem Ausgang aus seinem Kerker.

„Vielleicht würden sie es glauben“, meinte Ken Dorr nach kurzer Pause. „Doch das müssen sie gar nicht. Denn ich werde nicht ohne dich zurückkehren, Drukil. Ich will dich

nicht loswerden, das hätte ich einfacher haben können. Ich will dich ersetzen. Und dankenswerterweise existiert bereits eine perfekte Kopie von dir.“

Drukil blieb stocksteif stehen. Seine Glieder fühlten sich taub an. „Darauf werden sie nicht hereinfallen...“

Ken Dorr lachte kalt. *„Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen. Von dir im Stich gelassen werden sie dir keine Träne nachweinen. Denn sie werden gar nicht bemerken, dass du fehlst!“*, flüsterte er triumphierend. „Der wortkarge, mürrische Drukil, der von der Welt der Menschen keine Ahnung hat. Sie werden keinen Unterschied feststellen. Sie sind blind, Drukil. Sie alle sind blind. Wenn du einen Mann durch sein Fenster bestehlen möchtest, dann klopfe an seine Tür. *Das ist meine wahre Macht. Das Hilfsmittel eines jedes Taschenspielers und Jahrmarktzauberers: Aufmerksamkeit. Auf die falschen Zeiten und Orte konzentriert. Sie sehen, was ich sie sehen lasse, und für alles andere werden sie blind.“*

Drukil trat in den Schatten des Baumes. Sein Schwert lag jetzt fast in seiner Reichweite. Nur noch ein bisschen! Sollte Ken Dorr doch quatschen und sich clever fühlen!

„Was denkst du, wie ich es geschafft habe, das Drachenaug zu stehlen? Das wertvollste Juwel der bekannten Welt, der kostbarste Schatz der Silberzwerg! Es war klar, dass sie sein Verschwinden bemerken würden. Und wie es dann weiterginge. Ein Dieb und fünf Helden. Aufmerksamkeit an den falschen Orten. Warum hätten sie Thorn durchsuchen sollen, wenn ich doch ein so naheliegenderer Dieb war?“

„Thorn hätte dir nicht geholfen!“, keuchte Drukil. Sein Atem ging schwer.

„Oh doch. Ich musste ihn nur niederschlagen, das Drachenaug in dem Beutel an seinem Gürtel verstecken und ihn einmal kurz anrempeln, nachdem man mich durchsucht hatte. So einfach trickst man selbst die misstrauischsten Zwerge aus.“

„Und wozu?“, keuchte Drukil. „Was hast du vom Drachenaug? Was hast du davon, dem Ewigen Rat zu gehorchen?“

Ken Dorr lachte schallend, und Drukil nutzte die Gelegenheit, um die letzten Schritte zu seinem Schwert zurückzulegen. „Der Ewige Rat? Ein Haufen von größtenwahnsinnigen Versagern? Ich habe besseres zu tun, als ihnen zu gehorchen. Ich spiele mein eigenes Spiel, Drukil. Mein kleines dreifaches Spiel.“

„Und jetzt wirst du es verlieren!“, stieß Drukil hervor. Blitzschnell bückte er sich nach seinem Schwert. Er spürte die kalten Lederbänder des Griffs unter seinen Fingern, doch zugleich überkam ihn ungeheurer Schwindel. Er richtete sich auf und taumelte sofort in den Baumstamm. Keuchend holte er Luft.

„Irrtum, Drukil. Schon wieder“, lächelte Ken Dorr. „Hast du wirklich gedacht, ich würde grundlos all meine Lügen vor dir ausbreiten? Einfach um mich schlau zu fühlen? Ohne etwas dadurch zu gewinnen? So dumm bin ich nicht. Ich habe etwas gewonnen, und du hast es verloren: Zeit. Lass mich raten: Jeder Atemzug ist mühsamer als der letzte. Du spürst deinen Körper kaum noch. Dein Herz schlägt nur noch schwach. Ein dunkler Schleier legt sich auf seine Sicht. Und langsam wirst du so ... unendlich müde.“

Ken Dorr senkte den Blick auf den Schlangendolch in seiner Hand und drückte die goldene Schwanzspitze, bis ein einsamer Tropfen von der Spitze rann.

„Nein!“, keuchte Drukil. Er stolperte auf Ken Dorr zu, der in aller Seelenruhe seinen Dolch wegsteckte. Auf halbem Weg versagten ihm die Beine. Alles drehte sich. Er fiel längs in den Schnee.

„Du wirst vergehen, Drukil. Alles, was dich ausmacht, wird ausgelöscht. Und ein anderer wird an deine Stelle treten. Einer, der für meine Zwecke besser geeignet ist. Deine Freunde werden kämpfen und verlieren. Und du kannst nichts dagegen tun.“

Alles wurde dunkel. Ken Dorrs Stimme trat immer mehr in den Hintergrund. Nur er und der Bär blieben zurück. Und plötzlich hörte er Ken Dorrs Stimme wieder, klar und deutlich, als wiederhole er seine Worte von vor so langer Zeit: *Eine Herde Ochsen! Mindestens!*

Kurz sah Drukil die kleine Höhle im Gebirge vor sich, und die Bärenmutter im Halbdunkeln. Dann verschwand das Bild und er war wieder allein mit dem Bären, der voller Angst in seiner Höhle ohne Ausgang herumstrich.

Mit letzter Kraft öffnete er seine Augen, und auch wenn er von Ken Dorr nicht mehr ausmachen konnte als einen unscharfen Umriss vor den blinkenden Sternen, so presste er doch hervor: „Auch du ... bist blind, Ken Dorr. Aufmerksamkeit an den falschen Orten. Du hast es vergessen ... dein Gift ... es wirkt nicht gegen ... Bären ...“

Und mit aller Kraft riss er ein Loch in die Höhlenwand. Er stieß die Türen des Kerkers auf, in den er sich selbst gesperrt hatte, und der Kerker zerbrach. Farben verschwanden aus seiner Sicht, und hunderte Düfte kamen hinzu, vom Schnee fast verborgen. Augenblicklich durchströmte ihn frische Kraft. In ihm tobte ungebändigte Harmonie.

Der bär verlässt die höhle, in die er so lange eingesperrt war. Er tritt hinaus in den wald, hinaus in die welt. Er lässt alles zurück. Die engen wände, die dunkelheit, die dumpfen sorgen des pelzlosen. Die zerbrochene höhle. Er wird sich nie wieder einsperren lassen. Er ist frei.

Er ist wieder im schwächtigen körper des pelzlosen, doch endlich wollen sie beide das gleiche. Sie wollen die schwachen ärmchen, die dünne haut, das zaghaft klopfende herz zurücklassen und den körper des bären spüren. Sie wollen die haut abstreifen und das fell anlegen. Der bär spürt den zorn des pelzlosen. Und seine schwäche. Der pelzlose ist so schwach. Er braucht hilfe. Ja. Der bär wird ihm helfen.

„Was nützt es dir, Drukil? Du bist machtlos. Ich habe deinen Reif“, meinte Ken Dorr grinsend.

Drukil setzte sich ruckartig auf. Er spürte seine Knochen knacken und seinen Leib anschwellen. Langsam schoben sich Haare durch seine Haut.

„Und schon wieder bist du blind“, keuchte er. Das Sprechen fiel ihm immer schwerer. „Habe ich es nicht wieder und wieder gesagt? Der Bär wird immer stärker, gerade im Wald! Ich brauche meinen Armreif nicht, um er zu werden!“

Ken Dorr wich eilig mehrere Schritt zurück. Drukil stand ganz auf und brüllte allen Zorn von sich. Und der Bär stimmte triumphierend in sein Brüllen mit ein.

Doch auf Ken Dorrs Lippen lag noch immer das selbstzufriedene Lächeln, und das machte Drukil mehr Angst als alles andere.

„Aber ich *habe* zugehört, Drukil“, meinte Ken Dorr sanft. „Dir, und den Drei Schwestern. Du solltest nicht sterben. Die Drei Schwestern haben dir ein so viel besseres Schicksal prophezeit. Ich helfe dir, es zu erreichen.“

Seine fragilen Hände formten sich langsam zu Tatzen, aus den scharfe Krallen ragten. Er fiel zurück auf alle Viere, während seine Ohren sich an seinem Kopf nach oben schoben und die Zähne in seinem Mund sich zuspitzten. Die Verwandlung war purer Schmerz. Es fiel ihm leicht, die Haut im Schlaf zu wechseln, doch im Wachen brachte es ihn jedes Mal fast um.

Ruhig fuhr Ken Dorr fort: „Du hast es so oft gesagt: Der Bär wird stärker und stärker. So stark, dass deine nächste Verwandlung zugleich deine letzte wird. So stark, dass einzig dein Armreif den Menschen noch in dir hält. Was für ein dummer Zufall, dass du ihn nicht mehr hast.“ Leise kicherte er. „Ich weiß, dass du deinen Armreif nicht brauchst, um ein Bär zu werden. Aber du bräuchtest ihn, um wieder ein Mensch zu sein.“

Grauen erfüllte Drukil. *Nein! Nein! Stopp!*

Doch die Verwandlung war bereits in vollem Gange. Seine Nase formte sich zu einer breiten Schnauze, seine Kleidung wurde einfach aufgesprengt, als sein Körper immer weiter wuchs, und das helle Braun seiner Augen wich dem Bernstein des Bären, in dem er sich verlor.

„Eine Seele, in zwei Körper gespalten. Der Bär wird dich überwinden und den Menschen auslöschen. Zufrieden wirst du durch den Wald streifen, während deine Freunde kämpfen und verlieren. Du wirst sie verlassen haben, und doch wird keiner von ihnen dich vermissen. Von dir im Stich gelassen werden sie dir keine Träne nachweinen. Wenn dein Tod kommt, wirst du weit von ihnen entfernt sterben, und sie lange schon vergessen haben“, sang Ken Dorr.

Der bär spürt noch immer den geist des pelzlosen. Was will er noch? Er hat losgelassen. Er hat die höhle geöffnet. Auch er will den frieden. Auch er will fort. Er klammert sich so verzweifelt an diese welt und die namen, in die er sie gehüllt hat. Der bär braucht die namen nicht. Die worte, die grenzen, die erfindungen der pelzlosen. Aus weiter ferne klingt die piepsende stimme des anderen pelzlosen.

„Leb wohl, Drukil. Sei der Bär, der du immer sein wolltest.“ Die stimme wird ganz kalt. „Und nichts sonst!“

Der bär mag den pelzlosen mit den grauen augen nicht. Doch er ist keine bedrohung. Er macht keine beute streitig, beansprucht kein revier. Leben und leben lassen.

Nein! Drukil zitterte. Es war so schwer, seinen Geist auch nur wenige Herzschläge wach zu halten, jetzt, wo der Armreif nicht mehr um sein Bein lag. Er richtete seinen massigen Kopf auf Ken Dorr. Vielleicht würde er nicht mehr zu seinen Freunden zurückkommen. Aber zumindest den Dieb musste er noch aufhalten. *Nur noch diese eine gemeinsame Tat! Bitte! Danach werde ich gehen. Danach können wir im Wald des Überflusses leben und alle Sorgen vergessen. Bald!* Drukil spannte die Beine an, hob seine Pranke, schlug zu und ...

Der bär schließt die augen und schüttelt den pelzlosen ab. Er will nicht mehr. Der pelzlose merkt es gar nicht. Ein bald folgt dem nächsten. Er wird immer ein neues danach finden und nie das jetzt sehen. Er kann seine familie nicht zurücklassen. Nicht aus eigener kraft. Der pelzlose ist so schwach. Er braucht hilfe. Ja. Der bär wird ihm helfen.

Drukil drängte den Bären zurück. Er wandte sich wieder Ken Dorr zu und ...

Der bär schnaubt. Der pelzlose ist so dumm. Er sieht nicht, was er will. Der bär versteht es besser. Er wird alle sorgen zurücklassen. Alle masken ablegen. Alle ängste vergessen und frieden finden. Der pelzlose weiß nicht, wer er ist. Der bär dagegen braucht es nicht zu wissen. Er ist sich selbst genug.

Langsam geht der bär rückwärts, die bernsteinfarbenen augen immer auf den bösen pelzlosen gerichtet. Er hat eine giftige silberklaue, die der bär nicht mag. Doch noch mehr fürchtet er sich vor dem silbernen glänzen. Es allein könnte dem pelzlosen die kraft geben, den bären wieder einzusperren. Der bär will frei sein! Er brüllt. Der pelzlose mit den grauen augen zuckt, doch der bär achtet nicht mehr darauf. Er dreht sich um und rennt. Fort von allem, was noch an den pelzlosen erinnert. In die freiheit.

Zurück! Er musste Ken Dorr aufhalten. Er musste...

Der bär schüttelt sich. Der pelzlose muss gar nichts. Er kann frei sein. Keuchend bleibt der bär stehen. Er starrt lange auf seine tatzen, wo früher das silberne glänzen war.

Nein! Drukil musste es auch ohne den Armreif schaffen. Er würde sich nicht in den Kerker verbannen lassen, den er für den Bären erbaut hatte.

Der bär schnaubt. Er ist nicht wie der pelzlose. Der pelzlose hat den bären in eine höhle ohne ausgang gesperrt. Und damit zugleich auch sich selbst. Die höhle ist zerbrochen, und der bär hat sie verlassen, doch der pelzlose ist noch immer dort. Er sitzt in der höhle und begreift nicht, dass auch er in die freiheit könnte. Ein letztes mal muss der bär ihm helfen.

Drukil wollte diese Hilfe nicht! Der Bär verstand nicht.

Der pelzlose versteht nicht! Sie beide sind eins! Eine seele, in zwei körper gespalten. Sie können nur zusammen frei sein. Leise schnauft er. Sie wollen beide dasselbe. Alles hinter sich lassen und nur noch bär sein. Der bär weiß, dass er den pelzlosen nicht zwingen kann. Und dass er es gar nicht muss. Sie sind eins. Seine wünsche sind auch die des pelzlosen. Langsam führt er den pelzlosen in die freiheit. Und ihre wünsche, ihre gefühle, ihr ganzes selbst vereinigt sich. Die sorgen lösen sich auf. Die zukunft verliert jede bedeutung, nur das jetzt zählt.

Nein! Nein! Ich werde nicht vergessen, wer ich bin! Ich bin ... Ich ... Mein Name ist ...

Es ist genug. Vergessen sind die namen, die die welt in muster zwängen. Vergessen sind die grauen riesen und die rote katze. Vergessen ist die falsche dunkelheit. Vergessen sind die sorgen. Vergessen ist das silberne glänzen. Vergessen ist der pelzlose. Alles verliert sich in bernstein. Nur der bär bleibt. Alles ist eins.

Der bär hebt den kopf. Bäume recken ihre äste über seinen himmel. Auf dem boden liegt schnee. Die große kälte ist da. Der bär sieht sich um. Er braucht einen unterschlupf für den langen schlaf.

Er reckt die nase in die luft und schnuppert. Ein stachelball in seiner laubhöhle. Der kot eines rehs. Knospen tief in der erde. Überall um ihn her ist leben unter dem schnee. Er ist angekommen.

Der bär ist nicht glücklich, denn glück ist ein konzept, das er nicht benötigt. Der bär ist zufrieden. Das genügt.



Zwischenspiel XVII – Der brennende Baum

Späte Nacht, 25. Wintertag 77 A.Z.

Nördlich des Baumes der Lieder, Wachsender Wald

Es lehnte an einem Baum und sah hinauf in den Himmel, zwischen den kahlen Zweigen hindurch. Abertausende von kleinen Sternen funkelten gleichgültig zu ihm herunter. Schön und unnahbar. Kein Blut könnte sie jemals rot färben. Scheinbar wahllos waren die kleinen Punkte auf dem tiefblauen Nachthimmel ausgebreitet. Ein ganzer Kosmos, weiß auf blau.

Ein Tumult brachte es dazu, den Blick zu senken. Zwei Fischmenschen zerrten einen schlanken Mann mit sich. Es hatte ihn schon gesehen, im Dorf der Hörnermenschen! An der Seite der Frau, die wie es aussah.

„Callem! Sag ihnen, sie sollen mich loslassen!“, rief der Mann mit hoher, kalter Stimme.

Der Kapitän hatte auf einem Baumstumpf am Feuer gesessen, jetzt stand er mühsam auf. „Sie haben ihren eigenen Kopf, Ken Dorr. Genau wie ich.“

Der Fremde hob gelangweilt den Blick. In seinen grauen Augen lag etwas Lauerndes, das Chada gar nicht mochte. Er schwieg und wartete, bis Callem einen Wink gab und die Fischmenschen ihn zischelnd losließen. „Was willst du hier, Ken Dorr? Sind die Helden in der Nähe?“

„Nein, keine Sorge. Ich bin allein. Und ich will die Unterstützung, die der Schwarze Herold mir zugesichert hat. Ich will... ihn!“ Langsam deutete der Fremde auf Chadas Bruder. Kaum jemand kannte noch die Bezeichnung Nummer Drei, die Mutter ihm gegeben hatte, er wurde nur von allen Drukil genannt. Gedankenversunken stand er am Rand des Lichtkreises und starrte mit einem Gesicht voller Sehnsucht irgendwo zwischen die Bäume.

Kapitän Callem runzelte die Stirn. „Schön. Du sollst ihn haben. Doch erst nach dem Angriff. Die Bewahrer sollen seinen Verrat beobachten.“

„Sollte dieser Angriff nicht längst stattgefunden haben?“, meinte der Fremde lächelnd.

Callem schnaubte. „Wie weit bist du, Krumm?“

Der Hexenmeister sah mit zusammengekniffenen Äuglein auf. „Bin schon fertig, bin schon fertig!“, murmelte er. Er ließ einige scharf riechende Blätter in den blubbernden Kessel über dem Feuer fallen und humpelte grinsend zurück. Dichter weißer Nebel brodelte aus dem Kessel und breitete sich in kürzester Zeit zwischen den schwarzen Bäumen aus.

„Endlich!“, knurrte Kapitän Callem gedämpft. Laut rief er: „Kein Bewahrer wird uns sehen können! Keine Wache vor uns warnen! Wir brechen auf!“

Ein Hornstoß erklang. Die Fischmenschen zischten aufgeregt und setzten sich in Bewegung. Chada schloss die Augen. Es wollte das alles nicht! Es wollte kein Blut vergießen! Es wollte wissen, warum es seine Macht erhalten hatte! Es lauschte lange, doch es hörte nur die gedämpften Geräusche der Kreaturen, das Meeresrauschen und den Wind in den ächzenden Bäumen. Keine Münze auf hartem Stein. Keinen Klang der Entscheidung.

„Komm schon, Chada“, sagte eine Stimme. Es öffnete die Augen und sah sich dem ersten Maat gegenüber. Er schwang seinen unheimlichen Hammer und musterte es prüfend. „Worauf wartest du noch?“

Chada erschauerte. „Es kommt schon.“

Sie liefen lange durch den verschleierte Wald. Niron mit seinem Silberhorn führte sie in Schlangenlinien durchs Unterholz. Krumm humpelte hinter ihm und ließ seinen nebelblubbernden Kessel von einem unglücklich dreinschauenden Fischmenschen tragen. Die Bäume faszinierten Chada. Je länger sie gingen, desto breiter wurden sie, ihre Größe war im Nebel bald nicht mehr auszumachen. Es hüpfte aufgeregt durch das kalte Weiß und blieb an jedem Stamm stehen. Pero musste es mehrfach anschnauzen, das Blatt oder den Ast liegenzulassen und mitzukommen. Es vergaß sogar seine kalte Angst vor dem, was es gleich tun musste.

Irgendwann hielt ihre Schar an und Krumm kippte seinen Kessel aus. Zischend ergoss sich die blubbernde Suppe ins kalte Weiß und versickerte zwischen den Wurzeln. Der Nebel verzog sich.

Callem winkte Chada und seine Geschwister zu sich. „Eure Mutter ist nicht mehr da, um euch zu leiten“, sagte er leise. „Doch ihr habt das inzwischen oft genug gemacht. Ihr wisst, was ihr zu tun habt. Ihr geht vorne! Alle sollen euch sehen.“ Kalt fügte er hinzu: „Und falls ihr den Wünschen eurer Mutter trotzt, sind wir genau hinter euch.“

Es nickte zitternd und griff sein Zupfding fester. Niron blies in sein Silberhorn und sie setzten sich wieder in Bewegung. Chada und seine Geschwister liefen vorne. Es nahm den Wald kaum noch wahr, bis es irgendwann zwischen zwei hohen Bäumen hindurchlief und auf eine Lichtung trat. Mit erhobenem Blick blieb es stehen. Ihm stockte der Atem.

Über ihm erstreckten sich die mächtigen Äste eines riesigen Baumes, Fässer hingen an dicken Tauen. Die Rinde glänzte fast golden, unzählige Balustraden und Fenster sahen stumm auf es herab. Ehrfurcht ergriff es. Und dann hörte es den Wind, der sacht zwischen den Ästen hindurchstrich. Gerüche stiegen ihm in die Nase, die es noch nie gerochen hatte. Dieser Baum war wunderschön! Und er strahlte einen ungeheuren Frieden aus, der es von innen wärmte. Obwohl es noch nie hier gewesen war, war es, als käme es nach Hause.

Nummer Vier stupste es an und schenkte ihm einen besorgten Blick. Stolpernd setzte es sich wieder in Bewegung. Zwischen zwei Hütten hindurch konnte Chada ein großes Feuer lodern sehen. Gestalten standen darum, die genau die gleiche Kleidung trugen wie es selbst!

Vor dem Feuer stand mit ausgebreiteten Armen ein Mann in weißer Robe. Sein Gesicht war unscheinbar, doch er sah traurig aus, als er in die Flammen sah. Chada fragte sich, ob es ihn trösten konnte, doch noch bevor es bemerkt wurde, kam ein kleiner Mensch angelaufen, die Arme voller Schriftrollen, und sagte lächelnd etwas, das Chada nicht verstand. Der unscheinbare Mann zog ihn hastig vom Feuer weg und setzte zu einer Antwort an, doch dabei hob er den Blick und erblickte es. Er rief irgendetwas und auch die anderen Gestalten sahen jetzt in seine Richtung. In ihren Augen sah es ein Gefühl, das es

nicht erkannte. Doch dann bemerkten die Menschen auch die Kreaturen und wichen hastig zurück. Warnrufe erschollen. Oben dröhnte eine tiefe Glocke.

„Chada? Was ist hier los?“, rief der unscheinbare Mann mit weißer Robe. Es hob sein Zupfding und zielte mit einem Stachel, nein, Pfeil, auf ihn. Jede Bewegung tat weh. Es schloss die Augen. Das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen. Ohne die Augen zu öffnen, ließ es den Pfeil fliegen. Das erstaunte Röcheln verkündete Chada, dass es getroffen hatte. Wie immer. Es traf viel zu oft.

Es schlug die Augen auf. In den Blicken der Menschen ums Feuer sah es Respekt, der langsam der Furcht wich. Chada kannte die Furcht. Es hatte sie schon oft gesehen. Sie kroch hervor, wann immer es seine Pfeile abschoss. Wann immer es zwischen den Sterbenden hindurchschritt und Leben erntete. Wann immer es Blut vergoss. Das Blut versiegte nicht, und der Schmerz war nicht vergessen.

Doch heute war etwas anders. Die Menschen hier betrachteten es mit solchem Unglauben, solcher Verwirrung. Sie verstanden nicht, was sie sahen. Sie betrachteten es noch immer mit diesem seltsamen Blick, und jetzt erst erkannte es das, was darin lag: Liebe. Niemand hatte es je so angesehen, auch nicht Mutter. Doch nein, ermahnte Chada sich, sie liebten nicht es, sondern die Frau, die sein Gesicht trug. Und diese Liebe würde es zerstören müssen. Es tat Chada weh, so etwas Kostbares zu vernichten, mehr noch als die Furcht, mehr noch als Blut und Leid, die jetzt um sich griffen. Mehr noch als ihm die Gestalten in der so vertrauten Kleidung leidtaten, welche von den Kreaturen angegriffen und dutzendfach ermordet wurden. Es sah enttäushtes Vertrauen und Furcht. Schon wieder Furcht.

Langsam hob es das Zupfding. Sonst war es immer Mutter gewesen, die seine Bewegungen gesteuert hatte. Es hatte nichts anderes tun können, als nur zuzusehen, und es hatte sich schrecklich gefühlt. Doch es hatte nicht gewusst, wie schlimm es sein würde, die Pfeile selbst fliegen lassen zu müssen.

Schützen eilten von allen Seiten auf die Lichtung, traktierten die Kreaturen mit Pfeilen. Chada wünschte sich, ebenfalls getroffen zu werden. Wieder einzuschlafen, wie es schon im Dorf der Hörnermenschen geschehen war, als die dunkle Frau es angegriffen hatte. Doch es blieb verschont und musste weiter morden. Es erschoss einen der vertrauten Fremden nach dem anderen und blendete alle Schreie und alle Furcht und alles Blut aus. Irgendwann versiegte der Strom.

Chada ließ das Zupfding fallen und kauerte sich zusammen, um alles zu vergessen. Der Gestank vom Blut lag über dem ganzen Wald und vertrieb die seltsam vertrauten Gerüche. Der sachte Wind war nicht mehr zu hören über das Wimmern der Menschen. Der Frieden unter dem wunderschönen Baum war gebrochen.

Irgendwann hörte es Schritte, die neben ihm anhielten. Langsam hob es den Kopf und sah den Fremden mit den grauen Augen. Er betrachtete teilnahmslos die Leichen auf dem Platz. „So eine Verschwendung. Unschön, was?“

Chada wimmerte. Das war nicht unschön. Es war grauenhaft!

„Ich habe etwas für dich, Chada.“ Er zog einen silbernen Reif aus einer Tasche und hielt ihn auffordernd hin. Nummer Drei, Drukil, hatte einen, der genau so aussah. Und doch war dieser Reif irgendwie anders. Im schimmernden Silber lag eine tiefe Harmonie.

„Ich möchte, dass du ihn nimmst und versenkst, wo das Meer am tiefsten ist. Wir wollen doch nicht, dass er in die falschen Tatzen fällt. Kannst du das für mich tun?“

Chada nickte zögernd und nahm den Reif.

„Braves Mädchen“, flüsterte der Fremde. Danach waren sie beide still.

Die Kreaturen trieben die Menschen aus den letzten Hütten auf die blutbesudelte Lichtung im Schatten des großen Baumes und zwangen sie am Rande des blutgelöschten Feuers in die Knie. Vor den verkohlten Scheiten hatte sich Callems Mannschaft versammelt.

„Ein paar von ihnen haben sich im Baum verbarrikadiert“, hörte es Peros hämische Stimme. „Soll ich raufgehen und ihnen zeigen, dass ein paar Bretter mich nicht aufhalten?“

„Nein“, erwiderte Callem. Er trug wieder seinen bösen Helm. „Wenn sie da oben bleiben wollen, dann ist das ihr Fehler. Die Bühne gehört dir, Thogger.“

Der Angesprochene zuckte zusammen. Er stand etwas abseits und schüttelte zitternd den gehörnten Kopf. „Das bin nicht ich“, sagte er heiser.

Die unheimliche Kentar tauchte neben ihm aus den Schatten auf. Ihre grüne Haut schimmerte im Sternenlicht, ihre dunklen Augen saugten gierig alles Leid auf. Chada erschauerte. Leise redete sie auf ihn ein, ihre Finger spielten unablässig mit der silbernen Kette um ihren Hals und dem rot glühenden Stein daran.

Irgendwann ging Thogger gebeugt vor und stellte sich vor dem Baum auf. Müde sah er daran hoch, dann hob er seinen Stab. Plötzlich wurde es kälter um Chada. Ein eisiger Wind umspielte es. Die Sterne und das erste Licht der Dämmerung wurden von schwarzen Wolken verschluckt. Thogger brüllte etwas und die Wolken türmten sich über dem Baum empor. Dann, mit einem gewaltigen Knall, der Chada zusammenfahren ließ, riss der Himmel auf. Nur ganz kurz konnte es einen gleißenden, gezackten Sprung im schwarzen Himmel sehen. Er war sofort wieder verschwunden, doch wo er den Baum getroffen hatte, loderten gelbe Flammen auf, die sich langsam den Stamm hinunterfraßen. Die Fässer hingen nutzlos an ihren Ästen. Die zusammengepferrchten Menschen schrien auf.

„Seht gut hin!“, schrie Callem aus vollem Hals. „Niemand wird eure Heimat retten. Keine Göttin! Keine falschen Visionen! Und keine Helden von Andor!“

Die Fischmenschen fauchten und trieben die Menschen in einer langen Reihe in den Wald. „Flieht, und sagt es allen weiter!“, rief Callem ihnen hinterher. „So wie euch ergeht es allen, die sich dem Ewigen Rat entgegenstellen! Und eure einstigen Helden stehen nun auf der Seite der Sieger.“

Und leise, fast nachdenklich, hörte es den grauäugigen Mann flüstern: „Und all die, die dir Vertrauen schenken, werden bei ihrem Tode eine Verräterin in dir sehen.“ Dann übertönte das Prasseln des Brandes jedes andere Geräusch.

Chada spürte, wie sein Herz sich zusammenzog. Dieser Baum, dieser wunderschöne Baum! Es hatte sich noch nirgendwo so zu Hause gefühlt wie hier. Es konnte die Hitze des Feuers bis zu sich spüren. Seine Sicht verschwamm. Was war das? Es fühlte Wasser aus seinen Augen über die Wangen laufen. Seine Augen liefen aus! Erblindete es? Dann musste es das Leid um sich wenigstens nicht mehr sehen. Es schloss die Augen, doch das Fauchen der Flammen blieb.

Später erinnerte es sich kaum daran, wie es zum schwarzen Schiff zurückkam. Im ersten Licht der Dämmerung stand es an Deck und konnte den Blick nicht abwenden von der Rauchsäule und dem flackernden orangenen Licht, das es noch immer zu sehen meinte.

„Geh schlafen“, schlug Nummer Vier, Thorn, leise vor. Chada schüttelte den Kopf. Es hatte Angst vor dem, was es im Schlaf sehen mochte.

„Lass es. Solange die Sterne es sehen können, bleibt es hier.“

Thorns Schritte entfernten sich. Chada hob den Blick zu den silbern blinkenden Sternen am dunklen Himmel. Ein ganzer Kosmos, blau auf weiß. Und er konnte ihm keinen Frieden mehr schenken. Nicht, nachdem es den Frieden des großen Baumes gefunden und wieder verloren hatte.

Ohne den Blick vom Himmel zu wenden, zog es den silbernen Reif aus seiner Tasche. Es wusste nicht, wo das Meer am tiefsten war. Hier war ebensogut wie überall anders. Es warf ihn über Bord und traute sich erst dann, hinterherzusehen. Kurz sah es ihn, silbern glänzend zwischen den schaumbedeckten Wellen versinkend. Doch das silberne Funkeln verschwand wie ein erlöschender Stern, und bald war das Wasser nur noch stumm und schwarz.

Dann spürte es, wie alles erbebt.

Vier Sterne in einer Reihe funkelten gleichgültig auf eine Prozession grün gekleideter Menschen herunter, die durch einen verschneiten Wald zog. Als das Beben sie erreichte, hatte kaum einer noch die Kraft, ein letztes Mal zu seiner brennenden Heimat zurückzublicken. Der Baum der Lieder, Hort unzähliger Lieder und Chroniken, stürzte ächzend in sich zusammen. Das Gedächtnis eines ganzen Volkes wurde als Asche in den Himmel getragen und war vom Lied des Windes bald in alle Richtungen verweht.

Und an der tiefsten Stelle in Hadrias Unterwelt platzten Dutzende Risse auf, und Fäden aus Stille vereinigten sich zu einer lautlosen Kakophonie des Unmöglichen.



R – Der rote Hahn

Späte Nacht, 25. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Janis schlug keuchend die Augen auf. Ihm war speiübel, sein Mund war vollkommen ausgetrocknet und er fror, doch das alles vergaß er schnell, als er verblüfft seine Umgebung bestaunte.

Er kauerte in einer gigantischen Halle, deren Wände sich im Halbdunkel verloren. Halbkreisförmige steinerne Sitzreihen fielen zu einer Bühne ab, auf der zusammengerollt ein riesiger geschuppter Körper lag. Er war grau und so reglos, dass Janis zu dem Schluss kam, dass es sich wahrscheinlich nur um eine Statue handelte. An der Wand dahinter hing etwas wie ein glatter Vorhang aus purer Dunkelheit oder ein sich langsam kräuselnder schwarzer Spiegel. Und davor, von fahlem blauen Licht umspielt, schwebte eine dunkle Gestalt mit gezackter Maske, die mit nadelspitzen weißen Augen auf Janis herabblickte.

Janis ließ sich in einen der steinernen Sitze sinken. „Ist das ein Traum?“, fragte er langsam. Er sammelte Spucke im Mund, um den scheußlichen trockenen Geschmack loszuwerden.

„Dies ist kein Traum. Oder zumindest nicht mehr, als diese ganze Welt einer ist“, antwortete der Schwarze Herold mit tiefer Stimme. „Du bist tatsächlich hier, Janis. An einem Ort, der von deiner Welt getrennt wurde, und der schon bald das Tor zu einer anderen sein wird. Das vergessene Herz eines untergegangenen Reiches. Die Versammlungshalle des Ewigen Rates.“

„Ihr hattet noch mein Haar. Ihr habt mich hierherbeschworen“, stellte Janis fest. „Was, wenn jemand mich gesehen hätte? Meine Tarnung wäre dahin!“

„Hat dich jemand gesehen?“

„Ziemlich sicher nicht“, murmelte Janis kopfschüttelnd.

„Gut. Ich habe meinen erfolgreichen Spion nur ungern in Gefahr gebracht, doch nur so konnte ich mit dir Kontakt aufnehmen“, fuhr der Schwarze Herold fort. Etwas löste sich aus seinem durchscheinenden Körper und verharrte vor Janis' Nase in der Luft. Eine kleine

tiefschwarze Dose. „Nimm dies. Nomion braucht es nicht mehr, und so können wir miteinander sprechen, ohne dass ich dich töten muss.“

Vorsichtig streckte Janis die Hand aus und umschloss die Dose mit der Faust. Sie war eiskalt. „Was ist mit Nomion?“, fragte er, auch wenn er sich die Antwort denken konnte.

Die Augen des Schwarzen Herolds blitzten auf. „Nomion hat jämmerlich versagt und trägt jetzt die Konsequenzen.“

Er musste die Besorgnis auf Janis' Gesicht gesehen haben, denn er fügte hinzu: „Keine Angst, Janis, du wirst nicht für das Scheitern eines anderen bestraft. Du sollst bekommen, was du so sehr begehrt.“ Er öffnete die Hand und ein kleiner Knochen schwebte darüber.

„Nomion mag vergangen sein, doch du sollst die Belohnung für deine treuen Dienste erhalten. Sobald die Rietburg zerstört wurde, gebe ich dir deine Mutter zurück.“

Janis atmete aus. Anscheinend hatte Nomion nicht offenbart, wessen Sohn er war.

„Und du wirst dich nicht mehr lange gedulden müssen. Ab jetzt kümmere ich mich persönlich um die Rietburg, und ich halte nichts von noch einer elenden Belagerung. Auch ich will mich nicht mehr gedulden müssen. Noch heute Abend soll die Rietburg fallen.“

Janis erstarrte. „Heute Abend? Das geht nicht! Es sind so viele aus der Rietburg verschwunden, ich muss eine komplett neue Liste der Lebenden aufstellen und ...“

„Das wird nicht nötig sein“, entgegnete der Schwarze Herold knapp. Janis sah ihn nur mit offenem Mund an. „Es sind bereits mehr Menschen entkommen als geplant. Sie werden den Verrat ihres Statthalters in alle Welt tragen. Die Zeit der Gnade ist vorüber. Es wird keine Überlebenden geben.“

Janis starrte mit leerem Blick auf die geschuppte Statue. *Sara! Rodur!* Was hatte er getan?

„Kann ich ... kann ich wenigstens zwei Freunde in Sicherheit bringen?“, fragte er stockend.

Der Schwarze Herold schwieg beängstigend lange. „Sicher“, dröhnte er schließlich. „Was kümmert es mich? Ich sage den Kreaturen, sie sollen hinter dem kleinen Ausfalltor eine Passage für dich, deine Mutter und die beiden ... Freunde offen lassen.“

Janis nickte. Kurz spürte er nur Erleichterung, doch er wollte das nicht. Er verdiente das nicht. Er dachte an Kunar, Readem und alle anderen, die er opfern würde, und ertränkte alle Freude in Schuld.

Plötzlich ging ein Donnern durch den Saal. Janis spürte den Sitz unter sich erbeben, und wenn er es sich nicht einbildete, dann rieselte Staub auf ihn nieder. Unwillkürlich zog er den Kopf ein.

Irgendwann verklang das Donnern, auch wenn er es in den Tiefen des Steins noch immer grollen hören konnte. „Was war das?“, fragte er heiser.

Der Schwarze Herold schwebte andächtig vor ihm. Er drehte sich um sich selbst, betrachtete erstaunt den Saal. Und dann lachte er. Es war ein triumphierendes Lachen, tief und schadenfroh. Das Echo wanderte durch die halbkreisförmigen Sitzreihen und strömte von allen Seiten zu Janis zurück.

„Das, Janis, war der Puls der Mutter! Der Todesschrei eines Baumes, der nach Jahrtausenden des Wachstums in wenigen Stunden vergeht. Das verzweifelte Stöhnen eines Volkes, das sein Gedächtnis verliert. Endlich! Wie lange habe ich warten müssen? Der Baum der Lieder ist nicht mehr!“

Janis erschauerte und überließ den Herold seinem Triumph. Doch der Geist widmete sich bald wieder seinem Diener.

„Janis. Ich möchte, dass du heute Abend ganz oben, am höchsten Ort der Rietburg, ein Feuer vorbereitest, groß genug, um den Turm in Brand zu setzen. Dieses Feuer wird meinen Kreaturen als Signal zum Angriff dienen.“

Janis nickte langsam. Nomions heisere Stimme hallte in seinen Gedanken wieder. *Der rote Hahn ist die Feuersbrunst, die alles verschlingt. Pure Zerstörungskraft, grausam, hungrig und willenlos.* Ein Feuer am höchsten Punkt der Rietburg. Hatte es jemals anders enden können?

„Gut“, flüsterte der Schwarze Herold. „Bereite alles vor, doch entzünde es noch nicht. Wir treffen uns dort. Ich werde die Rietburg bekommen – und du deine Mutter.“

Er hob die dunkle Faust, ein blaues Glühen breitete sich aus und umgab Janis. Dann erlosch alles.

Später Vormittag, 26. Wintertag 77 A.Z.

Aussichtsplattform auf Brandurs Turm in der Rietburg, Andor

Der Himmel war strahlend blau und die Luft war klar. Die Sonne stand hoch über dem Grauen Gebirge und ließ das verschneite Rietland blendend weiß erstrahlen. Meister Kunar stützte seine Ellenbogen auf die Zinnen von Brandurs Turm und sah gedankenverloren in die Ferne. Vorsichtig gesellte Janis sich zu ihm und ließ den Blick schweifen. Keine Kreaturen weit und breit. So friedlich hatte Andor lange nicht ausgesehen. Nur weit im Osten, jenseits der Narne, irgendwo aus den Tiefen des Wachsam Waldes, erhob sich eine dunkle Wolke weit über den klaren Himmel und trug vergessene Lieder mit sich in die Ferne. Und vor dem zerstörten Burgtor, das nun von ein paar Balken notdürftig verrammelt wurde, brannte das Ewige Feuer in tiefem Violett.

Plötzlich hörte Janis von hoch oben ein gackerndes Keifen. Zwei Fluggors stritten sich um einen unvorsichtigen Vogel. Sie waren am Morgen zurückgekehrt und hatten auch den letzten Hoffnungsvollen klargemacht, dass der Ewige Rat noch immer irgendwo da draußen war, und dass der Kampf um die Rietburg noch längst nicht gewonnen war.

Janis räusperte sich. Erst jetzt schien Kunar ihn zu bemerken, langsam wandte er den Kopf. Wolken verschleierten seinen Blick. „Was ist, Sajin?“, fragte er abwesend.

„Fluggors.“

„Ja, die sind mir aufgefallen.“

„Ich habe eine Idee, um sie loszuwerden.“

Kunar blinzelte, seine grünen Augen klärten auf. Auffordernd nickte er Janis zu.

„Ich brauche gutes, flexibles Holz, eine Hand voll Nägel, einen Hammer, etwas Holzöl, Rietgras, ein langes, starkes Seil und viel Leinentuch. Und ich werde bis heute Abend auf der Spitze des Kronenturms zugange sein und will nicht gestört werden.“

Kunar setzte sein übliches hochmütiges Stirnrunzeln auf. „Willst du dir Flügel bauen und die Fluggors selbst vom Himmel holen?“

Janis lächelte. „Nicht ganz. Lasst Euch überraschen.“

Kunar kniff die Augen zusammen, dann wandte er sich ab. „Meinetwegen. Holz und Tuch haben wir genug. Hol dir von den Zwergen, was du brauchst. Du hast Zeit bis heute Abend, danach will ich Ergebnisse sehen.“

„Keine Sorge“, erwiderte Janis mit einem schalen Geschmack im Mund. „Wenn alles funktioniert wie geplant, dann wird das Ergebnis unübersehbar sein.“

Sonnenhoch, 26. Wintertag 77 A.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Janis ließ keuchend das Holz fallen und setzte sich. Er hätte sich von irgendjemandem helfen lassen sollen. Es war eine Qual gewesen, die ganzen Materialien hier hoch zu schleppen.

Er holte tief Luft und begann, alles herzurichten. Das Rietgras breitete er locker auf dem Boden aus, in der Mitte ein ölgetränktes Leinentuch, darüber begann er, das Holz zu einem hohlen Turm mit möglichst vielen Luftlöchern zu stapeln. Die Klappe nach unten ließ er frei. Mit Öl und Tüchern legte er eine Verbindung zu den Balken. Wider Erwarten fand er sogar eine sinnvolle Verwendung für den Hammer und die Nägel, indem er Tücher an die Balken nagelte und so einen direkten Weg zum trockenen Rietdach schuf.

Irgendwann beschloss er, eine Pause zu machen. Er warf den Hammer schwungvoll zum nutzlosen Seil in der Ecke und fragte sich, was Kunar wohl glaubte, was er hier oben trieb. Eine Ballista bauen? Oder eher einen großen Flugdrachen?

Sollte er doch denken, was er wollte. Indem Janis nach Seil und Nägeln gefragt hatte, ließ er der Fantasie des Bewahrers viele Möglichkeiten offen. Kunar würde niemals in Betracht ziehen, dass es ihm eigentlich nur darum ging, den Turm in Brand zu stecken.

Er aß das Brot, das er mitgenommen hatte, und genoss es, dass die Speicher der Rietburg endlich wieder gut gefüllt waren. Er blinzelte in die Sonne und konnte seinen Verrat fast vergessen. Nur ganz leise flüsterte irgendwo in seinem Hinterkopf die Stimme des jungen Brandur: *Du hast viel verloren, aber du hast auch viel gewonnen. Vergiss das nicht.*

Später Nachmittag, 26. Wintertag 77 A.Z.

Siechenhaus der Rietburg, Andor

„Sapian-Knollen für Rodur“, murmelte Janis und wickelte ein paar davon in eine der Decken, die er in seinen Rucksack steckte. Darauf platzierte er das eiskalte schwarze Döschen, über das er mit dem Schwarzen Herold Kontakt aufnehmen konnte, und, nach kurzem Überlegen, die Rietgraskrone, die er aus dem Eimer mit Verbänden ausgrub. Dann widmete er sich wieder dem Kräuterschrank. Zögernd betrachtete er das letzte Gallenkraut hinten in der Ecke. Außer Rodur, Sara und ihm würde niemand diesen Tag überleben, dennoch brachte er es nicht über sich, es mitzunehmen. Er öffnete das nächste Fach und steckte zwei Büschel Küstenlavendel für alle Fälle ein.

Er war so vertieft, dass er gar nicht hörte, wie die Tür zum Anbau sich öffnete. Erst Readems Stimme schreckte ihn hoch. „Sajin, wie viel Krallenflechte ...“

Die Stimme des alten Heilers brach. Janis drehte sich um und musterte Meister Readem traurig, dessen wässrige blaue Augen über die drei bereitliegenden Rucksäcke huschten, über die Decken, die Vorräte, die Trinkschläuche und Heilkräuter. Alles fein säuberlich zusammengelegt und bereit zum Mitnehmen.

Er verlangte keine Erklärung. Er sah Janis nur lange an, nickte verstehend und sagte mehr zu sich selbst: „Es scheint, ich habe dich falsch eingeschätzt.“

Janis schluckte. „Ihr ahnt gar nicht, wie recht Ihr habt.“

Readem seufzte. Janis hatte Zorn erwartet, doch in der Miene des alten Heilers zeichnete sich eine Enttäuschung ab, die tausendmal schlimmer war.

„Es ist vorbei“, meinte Janis leise. „Ich habe es gesehen. Der rote Hahn. Er wird kommen und die Rietburg verschlingen, und sein schwarzer Schrei wird ganz Andor verdüstern.“ Er zögerte kurz. „Auch Ihr solltet fliehen.“

Readem verzog den Mund. „Du redest im Wahn. Und ich habe dir schon einmal gesagt: Ich bleibe hier bis zum Schluss.“

Langsam drehte er sich um und schlurfte zur Tür. „Geh, Sajin. Ich werde dich nicht aufhalten. Das ist alles, was ich für dich tun kann.“

Janis lächelte traurig. „Ich habe nicht mehr erwartet. Readem, wenn es so weit ist, wenn der rote Hahn seine goldenen Schwingen über der Rietburg ausbreitet und alles zu verschlingen droht und wenn dann einige sich zu Flucht entscheiden, dann sagt ihnen, dass sie nicht das zerborstene Haupttor wählen sollen. Sagt ihnen, sie sollen durch das geheime Ausfalltor flüchten, und vielleicht wird man sie ziehen lassen.“

Kurz drehte der alte Heiler sich noch einmal um. Er schenkte ihm nur einen resignierten Blick und antwortete nicht, dann öffnete er die Tür.

„Meister Readem“, sagte Janis noch, und der Angesprochene hielt inne. „Danke. Für alles, was Ihr tut. Für mich, und für alle, die einen Heiler brauchen.“

Janis meinte zu sehen, wie die Mundwinkel des Heilers sich nach oben zogen, doch da er kaum etwas von Readems Gesicht sah, hätte er sich auch irren können.

„Bitte notiere, was du mitnimmst, Sajin. Es soll doch alles seine Ordnung haben“, meinte er schließlich, ehe er die Tür hinter sich schloss.

Abenddämmerung, 26. Wintertag 77 A.Z.

Dachgeschoss im Kronenturm der Rietburg, Andor

Die Bodenluke öffnete sich und Rodur und Sara kletterten heraus. Staunend sahen sie sich die Holzpyramide an, die sich in der Mitte des Turmes erstreckte. Das Nest, das er dem roten Hahn gebaut hatte.

„Also, die Gerüchte, was du hier oben machst, brodeln ja ziemlich, aber das habe ich nicht erwartet“, meinte Rodur stirnrunzelnd. Er schnüffelte und verzog das Gesicht. Der durchdringende Ölgeruch war allgegenwärtig. „Was soll das werden, Sajin?“

„Keine Zeit für Erklärungen.“ Janis winkte seine beiden Freunde zu sich und überreichte ihnen je einen Rucksack. „Geht damit nach unten und wartet am Ausfalltor auf mich. Ich komme gleich nach.“

Sara betrachtete ihn mit unbewegtem Gesicht, die Schwärze in ihren Augen versetzte Janis einen Stich. Schließlich nahm sie den Rucksack und setzte ihn auf.

Rodur nahm ihm ebenfalls den Rucksack ab und wog ihn prüfend. „Was ist da drin?“ Ehe Janis ihn aufhalten konnte, hatte Rodur die Schnüre geöffnet und einen Blick auf den Inhalt geworfen. Er zog einen Laib Brot und eine warme Decke heraus. „Was soll das?“, fragte er sichtlich verwirrt. „Was sollen wir damit?“

Janis antwortete nicht, also sah sein Freund sich zu Sara um. Da Rodur ihr nicht gefolgt war, hatte sie sich neben der Klappe auf den Boden gesetzt, den Rücken mitsamt Rucksack an die Mauer gelehnt. Aus schwarzen Augen blickte sie sie beide reglos an. Nur ihre Hände antworteten: *Was. Wohl. Als-Frage-Gemeint.*

Rodur blinzelte heftig, ihm beim Denken zuzusehen war fast lustig. „Geht einfach“, bat Janis. „Ich werde alles erklären, nur nicht jetzt.“

Rodur blinzelte erneut. „Decken. Kleidung. Vorräte“, stammelte er. „Willst du fliehen?“

Janis senkte den Blick. „Diese Burg ist dem Untergang geweiht, und ich rette, was zu retten ist“, murmelte er leise. „Bitte. Geht jetzt.“

„Dem Untergang geweiht?“, wiederholte Rodur fassungslos. „Unsere Chancen sind besser als je zuvor! Die Speicher sind wieder voll! Die Armee des Feindes ist vertrieben und nur ein paar Fluggors sind noch hier. Der verräterische Statthalter ist enttarnt!“ Hilfesuchend sah er sich zu Sara um, die nach wie vor keine Regung zeigte.

Janis schloss kurz die Augen. Er hatte gehofft, damit warten zu können, bis sie alle in Sicherheit waren. Doch eigentlich hatte er geahnt, dass es nicht gutgehen konnte. Rodur war zu stur und Sara zu klug. „Nein, Rodur. Der Statthalter hat uns nicht verraten. Und die Rietburg wird noch heute Abend fallen.“

„Aber ... Orfen ... wir ... Wieso?“

Janis holte tief Luft und versuchte es ein letztes Mal. „Rodur. Bitte, geh zum kleinen Ausfalltor und warte dort auf mich. Ich *werde* euch alles erklären, doch jetzt ist nicht die Zeit dazu.“

Trotzig stellte Rodur den Rucksack ab. „Nein, Sajin!“ Sein Gesicht wurde ganz weich. „Janis. Wir verdienen die Wahrheit.“

„Die Wahrheit“, flüsterte Janis. Eine kalte Brise wehte durch den Kronenturm und ließ ihn schauern. Um sich herum spürte er Varas tröstende Präsenz, doch in diesem Moment konnte sie ihm nicht helfen. „Ja, ihr verdient sie. Ihr hättet sie von Anfang an verdient. Ich habe sie euch viel zu lange vorenthalten.“ Er spürte ein Schluchzen in sich aufsteigen und unterdrückte es. „Orfen hat uns nicht verraten. Der Verräter ist noch immer hier. Er wird den roten Hahn entfesseln und die Rietburg dem Untergang preisgeben.“

Er musterte seine Freunde. In Rodurs Blick mischten sich Grauen und Verwirrung. Er verstand es noch immer nicht. Sara dagegen blickte ihn an, ohne zu blinzeln. Er hatte gehofft, dass irgendeine Farbe in ihren Blick zurückkehren würde. Das tiefe, traurige Blau. Das eisige Grau des Zorns, den er tausendfach verdiente. Doch es geschah nichts. Sie sah ihn an, mit nichts als Schwärze, und zeigte nichts. Keine Neugierde. Keine Überraschung. Keine Furcht.

Janis lächelte traurig. „Du hast es längst verstanden, oder, Sara?“

Wortlos zog sie einen eng eingerolltes Pergament aus ihrem Wams und öffnete es. Janis sah nur krakelige, schiefe Schrift und weggestrichene Sätze. Die Worte konnte er auf diese Entfernung in der Dämmerung nicht mehr lesen, doch das musste er auch gar nicht. Er wusste, was dort stand. *Ich weiß nicht, ob du diese Zeilen jemals lesen wirst. Und ich weiß nicht, ob ich noch am Leben bin, wenn du es doch tust.*

„Also hat der Statthalter seinen Brief doch nicht abgeschickt“, murmelte Janis. „Und du hast ihn gefunden, am Morgen nach unserer Intrige. Du hast ihn gelesen und verstanden, dass ein Statthalter, der unter dem Bann eines Hexers steht, oder der um jeden Preis seine verlorene Liebe zurückholen will, einen solchen Brief nicht schreiben würde.“ Er seufzte. „Du warst schon immer zu gut in Rätseln.“ Er dachte zurück an jenen Morgen, an den Blick aus purer Schwärze, die jede andere Farbe verschluckte. Und Janis begriff. An jenem Morgen war ein Teil von ihr zerbrochen, eine Gewissheit, die sie lange gehegt hatte. Ein tiefes Vertrauen. Doch nicht in Orfen, wie er geglaubt hatte. Sondern in ihn.

„Was? Was weiß sie?“, rief Rodur aufgebracht. Er drehte sich zu Sara um. „Was ist es?“

Sie bedachte Janis mit einem langen, undeutbaren Blick. Und dann gebärdete sie stockend: *Nein. Wolf-Krieger. Sein. Verräter. - Sondern. Kind-Von-Fluss.*

Rodur lachte bitter. „Ach komm, das ist ...“ Seine Stimme begann zu zittern. „... lächerlich...“

Janis konnte all die Ausreden hören, die er vor ihnen ausbreiten wollte. Doch er schluckte sie herunter. Er hatte schon zu lange gelogen. Irgendwo in seinem Inneren brach ein Damm, und eine rauschende Flut spülte sein Mosaik der Lügen mit sich fort. Janis senkte den Blick. „Nein, Rodur. Es stimmt.“ Er schüttelte schwach den Kopf. „Nomion hat mich angeworben, noch in der Nacht nachdem ich euch getroffen habe. Ich habe dafür gesorgt, dass der Statthalter die Sapien-Knollen in unseren Brunnen warf. Ich habe Nomion gesagt, wann er das Gold für Sechsfinger verschwinden lassen soll. Ich habe ihm ein Haar vom Statthalter verschafft. Ich habe veranlasst, dass Orfen vor allen Augen zu Staub zerfiel. Und ich habe hier oben ein Feuer vorbereitet, das dem Ewigen Rat als Signal zum Angriff dienen soll.“

Rodur starrte ihn mit offenem Mund an. Tränen glänzten in seinen dunklen Augen. „Nein. Du lügst!“, hauchte er flehend.

„Ach, Rodur. Ich habe euch so lange belogen. Ich habe euer Vertrauen missbraucht. Doch jetzt, wo ich ein einziges Mal die Wahrheit sage, glaubst du mir nicht mehr?“

Rodur holte zitternd Luft. „Du ... du hast uns ... alle ...“ Sein verletzter Blick brannte sich in Janis. „Warum?“, fragte er schwach.

„Was glaubst du denn warum?“, würgte Janis hervor. Er bekam kaum Luft, so sehr sträubte sich etwas in ihm gegen die Wahrheit. „Der Ewige Rat gebietet über den Tod selbst. Er schenkt mir, was ich für immer verloren habe. Er kann meine Mutter zurückholen. Kheela zurückholen!“ Janis fühlte seine Trauer aus sich hervorbrechen wie einen klaren Strom. Tränen rannen ihm über die Wangen, doch es störte ihn nicht. „Könnt ihr von euch sagen, dass ihr anders seid? Dass ihr nicht getan hättet, was ich tat? Sara, sag mir, hättest du abgelehnt, wenn man dir versprochen hätte, deine Eltern zu retten?“ Sie starrte ihn nur unbewegt aus ihren schwarzen Augen an und reagierte nicht. „Rodur! Wenn du einen Weg wüsstest, den Tod deines Vaters ungeschehen zu machen, könntest du dann wirklich einen anderen beschreiten?“

Langsam verhärtete sich Rodurs Miene. In seinem Blick brannte ein unheimliches Feuer. „Ja. Ja, das könnte ich!“

Janis schluckte schwer. „Dann bist du stärker als ich.“ Er holte zitternd Luft. „Hasst mich, wenn ihr wollt. Doch ich bitte euch, nutzt die Gelegenheit zur Flucht. Ich will nicht auch noch das Blut meiner Freunde an meinen Händen kleben haben!“

Er sah, dass Rodurs Hände sich zu Fäusten ballten. „Freunde? Wir waren nie deine Freunde! Du hast uns belogen und benutzt! Du hast ...“ Rodur schluchzte kurz. „Ich konnte keine Freundschaft zu einem Ambacu schließen, weißt du? Ich habe gesehen, wozu wir fähig sind. Kein Ambacu ist jemals frei. Die Schrecken Krahds lasten auf uns. Die Angst verpestet jeden Gedanken. Aber du warst anders. Keiner von uns. Unbelastet. Frei. Ich dachte wirklich, ich könnte dir vertrauen. Ich dachte wirklich, du wärest anders. Ich dachte wirklich, du wärest ... ein Freund.“

Janis verkrampfte sich. Ein unkontrolliertes Zittern bemächtigte sich seines ganzen Körpers, nur seine Zunge gehorchte ihm noch. „Keiner von uns ist frei, Rodur. Wir alle haben etwas verloren. Wir alle sind gezeichnet. Unsere Last bleibt an uns gekettet bis zum Tod.“

„Sei still, Sajin!“, brüllte Rodur. „Sei einfach still! Du willst, dass wir gehen? Dass wir das Unglück geschehen lassen? Nein.“ Langsam schüttelte Rodur den Kopf. Sein glattes

schwarzes Haar glänzte im Abendlicht. „Nein, Sajin. Wenn dieses Feuer dem Feind als Signal dient, dann werde ich dafür sorgen, dass es nicht entflammt. Ich werde verhindern, dass Krahd sich wiederholt! Ich werde mich nicht wieder unterjochen lassen. Lieber sterbe ich!“ Er zog in einer fließenden Bewegung sein Schwert. Warum nur hatte er es immer dabei? Janis wich einen unsicheren Schritt zurück.

„Sara“, sagte Rodur knapp. Er drehte sich so, dass er sie sehen konnte, ohne Janis dabei aus den Augen zu lassen. „Komm. Wir ... beenden es.“

Sie schloss die Augen und schüttelte knapp den Kopf. Unendliche Erleichterung durchflutete Janis. Wenn sie sich auch noch gegen ihn gestellt hätte, er hätte es nicht ertragen. Er hätte sich selbst nicht ertragen.

„Warum?“, schrie Rodur zornig. Seine Stimme kippte in Verzweiflung um. „Du weißt von seinem Verrat, Sara! Warum tust du nichts? Warum hast du nicht längst etwas gesagt?“

Sara zitterte und senkte den Kopf. Ohne die Augen zu öffnen hob sie die Hände. Vor ihrer Brust formte sie ein einfaches Zeichen, das sie ihnen schon lange beigebracht und das sie doch noch nie zuvor benutzt hatte. Ein aus zwei Händen gebildetes Herz. *Liebe*.

Kälte lähmte Janis' Glieder, doch zugleich wurde er von einer seltsamen Wärme durchströmt, und von einem Schwindel, fast stärker als seine Verwirrung. Er kam nicht dazu, genauer darüber nachzudenken. Rodur stieß zischend Luft aus. „Dann eben alleine“, flüsterte er und starrte Janis finster an. Langsam trat er näher. Janis wich vorsichtig immer weiter zurück und überlegte, was er noch sagen oder tun konnte, um das alles zu verhindern. Wenn es ihm gelang, Rodur zu entwaffnen und zu fesseln, und wenn sie ihn dann mitnahmen und ...

Er stolperte über seinen eigenen Rucksack, der noch immer etwas abseits bereitgelegen hatte, und fiel der Länge nach hin. Sein Hinterkopf schlug hart auf dem Boden auf, vor seinen Augen tanzten flackernde Kerzen. Ein Schatten fiel auf ihn. Unscharf erkannte er Rodur, der hoch aufgerichtet über ihm stand und mit zitternder Hand sein Schwert auf ihn richtete. Er sah Janis an, mit einer Mischung aus Trauer und Zorn, und voller schrecklicher Zerrissenheit. Er zögerte. Er zögerte noch immer! Sein Blick war voller Trauer, voller Verzweiflung. Dann stieß er zu.

Janis spürte einen Schrecken, der nicht sein eigener war. Wasser schäumte um Rodur herum auf, trieb den Schlag zur Seite und umschloss ihn von allen Seiten. Rodur wankte hin und her, ließ sein Schwert fallen und schlug mit den Armen um sich, seine Augen waren weit aufgerissen.

Mühsam stand Janis auf und fasste sich an den Hinterkopf. Er spürte Blut. „Genug, Vara!“, befahl er. „Lass ihn in Ruhe.“ Er ließ sich von seiner Trauer durchströmen und kämpfte gegen Varas Beschützerinstinkt an, bis sie zu einer unscheinbaren Pfütze auf dem Boden zerfloss.

Rodur sackte hustend und keuchend in die Knie, seine Haare klebten ihm am Kopf. Doch als er aufsah, lag purer Hass in seinem Blick.

„Bitte“, flüsterte Janis. „Tu mir das nicht an.“

Rodur sprang auf und stürzte sich auf ihn. Janis wollte ihn nicht verletzen. Er wich Rodurs Schlag aus, nur um vom zweiten getroffen zu werden. Er taumelte zurück und spürte plötzlich die steinerne Brüstung des Kronenturms unten in seinem Rücken, und darüber die Kälte des Abgrunds. Schnell schlug Janis einen Hieb zur Seite, der auf seinen Kopf gezielt war, doch sofort bekam er ein Knie in den Bauch und krümmte sich nach vorne.

Er hat bei Kommandantin Daroscha gelernt. Die Zeiten, in denen meine Stunden bei Kheela mir einen Vorsprung verschafften, sind vorbei. Seine Fähigkeiten sind meinen mindestens ebenbürtig.

Ein weiterer Schlag traf ihn in die Rippen. Janis keuchte. Sein eigener Atem rauschte in seinen Ohren.

Denk nach, Janis. Du musst nicht stärker oder größer oder schneller als dein Gegner sein, um ihn zu besiegen. Es reicht, wenn du schlauer bist.

In Rodurs Blick lag ungezügelter Zorn. Eine Unbeherrschtheit, die Janis ausnutzen konnte. Als er einen weiteren Schlag auf sich zukommen sah, ließ er sich fallen. Rodur heulte auf, als seine Faust mit aller Kraft gegen den Stein schmetterte. Janis hörte Knochen brechen. Er rollte sich zur Seite, bis er hinter Rodur stand, und stand schwankend auf.

„Bitte, Rodur!“ Janis streckte eine Hand aus, die andere hielt er als Deckung neben seinem Kopf. „Lass es nicht so enden.“

Rodur zögerte keinen Herzschlag. Er griff nach Janis' Hand und verdrehte sie. Glühender Schmerz raste durch Janis' Adern. Eine Erinnerung streifte sein Bewusstsein, an einen Tag unter der sengenden Herbstsonne, und an Kommandantin Daroscha, die ihn zu sich auf einen flachen Felsen rief. *Der Griff heißt Bazurôm, Donnernder Stein, weil man sich aus ihm so schlecht befreien kann, als wäre ein Steinbrocken auf die eigene Hand gedonnert.*

Mein beweglicher Daumen ist die Stärke dieses Griffs. Aber er kann auch zu einer Schwäche werden.

Janis hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten gegen die Stimmen, doch seine Hände hatten plötzlich ihren eigenen Willen und folgten den Bewegungen, die Kheela ihm geduldig antrainiert hatte. Der ganze Kampf schien vor ihm ausgebreitet. Jeder Schritt, jeder Schlag, folgte dem einfachen Muster der Gewohnheit. So schnell, dass Janis das Ende kommen sah und es doch nicht mehr verhindern konnte.

Du benutzt die Daumenklammer, also muss ich loslassen.

Seine freie Hand stieß zu, fand Rodurs Daumen und drückte zu, bis er die andere Hand befreien konnte.

Ich muss einen Schritt nach vorne machen, auf dich zu.

Rodur hatte sich Daroschas Anweisungen zu gut eingeprägt. Er tat, was er immer getan hatte, um sich aus der Daumenklammer zu lösen.

Während des Schrittes stehe ich nur auf einem Bein, mit genug Kraft kannst du mich jetzt umwerfen.

Er bemerkte Janis' Hand, die sich seiner Hüfte näherte, und reagierte, wie er es gelernt hatte.

Aber ein guter Krieger bemerkt diesen Konterangriff und macht anstatt eines Schrittes nach vorne jetzt schnell einen Schritt zurück.

Rodurs Augen weiteten sich, als er die Mauer in seinem Rücken spürte. Er starrte Janis an, mit einem Ausdruck, den er viel zu gut kannte. Genau wie Daroscha, ehe sie von ihrem flachen Stein gefallen war. Genau wie Darbo, ehe Janis ihn vom Kronenturm stieß. Ein Gesicht voll Fassungslosigkeit und Zorn. Dann kippte er über die Brüstung.

Janis konnte den Pfad der Gewohnheit endlich verlassen. Er hielt noch immer Rodurs Hand, also verstärkte er seinen Griff und ließ nicht los. Rodurs Gewicht zerrte ihn ruckartig gegen die Mauer, sein Oberkörper hing zwischen zwei Zinnen, sein Kopf bereits im Nichts. In schwindelnder Tiefe glänzte der Schneematsch im Licht der ersten Sterne.

Rodur hängte sich in seinen Griff, die gebrochene Hand hing nutzlos an seiner Seite. Er strampelte, bis seine Beine Halt an der Kante des Turms fanden.

„Langsam jetzt! Ich habe dich! Ich lasse dich nicht los“, rief Janis ihm herunter. Er zog vorsichtig, er sah, wie sich Rodurs Beine anspannten – und sich plötzlich in die festgefügt Steine stemmten. Der Ruck ging durch Janis' ganzen Arm. Er wurde nach unten gezogen, bis er fast zur Hälfte im Leeren hing. Seine Beine berührten den Boden nicht mehr. Mit aller Kraft presste er sich gegen die Brüstung und hoffte inständig, sie würde das Gewicht aushalten.

„Nicht so!“, rief Janis schwer atmend. „So werden wir beide in den Tod stürzen.“

Plötzlich fühlte er wieder einen Ruck. Er rutschte noch ein kleines Stück weiter. Fassungslos suchte er Rodurs Blick, und er fand ihn. Nichts als Hass starrte ihm entgegen.

Eine weitere Stimme mischte sich in den Lärm seiner Gedanken. *Ich werde mich nicht wieder unterjochen lassen. Lieber sterbe ich!*

Verzweifelt schüttelte Janis den Kopf. Er spürte seine Tränen im beißenden Wind auf seiner Haut brennen. Rodur wollte nicht gerettet werden. Er wollte verhindern, dass Janis den roten Hahn entfesselte. Er wollte alle retten. Alle, bis auf sie beide. Und bis auf Kheela.

Erinnerungen suchten Janis heim, bis er von der Gegenwart fast nichts mehr wahrnahm.

Rodur, der ihm vor der Tür zur Schmiede seine Hand entgegenstreckte.

Rodur, der ihn als seinen Freund vorstellte.

Rodur, der ihm das *Nimm-Spiel* beibrachte.

Rodur, der sich bemühte, eine komplizierte Gebärde von Sara nachzuahmen.

Rodur, der staunend zu Vara aufblickte.

Rodur, der sich über Daroscha beschwerte.

Rodur, der sich gierig ein Stück Brot in den Mund stopfte.

Rodur, der wie tot auf seiner Bahre lag, während Vara durch seinen Körper spülte.

Rodur, der zitternd von Krahd erzählte.

Rodur, der befreite Ambacu, der seine Ketten nicht zurücklassen konnte.

Rodur, der hilfsbereite, sanfte, manchmal etwas unbeholfene, stets zu einem Lächeln aufgelegte junge Mann.

Rodur, der Freund.

Und Janis hörte seine Stimme, Echos seiner Erinnerungen, hundertfach von den Wänden seines Schädels widerhallend.

Sie ist wunderschön...

Ich kann kämpfen. Ich kann arbeiten. Ich bin keine Belastung...

In Krahd konnte man fast nie die Sonne sehen, nur diese stickigen grauen Wolken. Das hier... das ist toll...

Die Sklavenschinder dort draußen mögen vergangen sein, aber die Sklavenschinder hier drinnen werden erst zusammen mit mir sterben...

Spinnst du? Ich helfe euch natürlich...

Der Himmel ohne Sterne ... verfolgt mich ... bedrückt mich ... raubt mir den Atem...

Uns jetzt wieder den Fängen der Krahd zu überlassen, nachdem wir endlich den Geschmack der Freiheit kosten durften, ist nur grausam...

Janis. Wir verdienen die Wahrheit...

Kein Ambacu ist jemals frei...

Und plötzlich hing Janis wieder über der Mauer, in seiner Hand Rodurs ganzes Gewicht, und er wusste, dass es vorbei war. Er konnte Rodur nicht retten, wenn er nicht gerettet werden sollte.

„Rodur...“, hauchte Janis. Fest erwiderte er den Blick dieser dunklen Augen, in denen purer Hass lag, und darunter Trauer, und Wut, und Zerrissenheit. Er sah alle Ketten, die Rodur noch immer umschlangen, und die er nie würde sprengen können. „Sei frei!“

Und er ließ los. Eine kleine Handbewegung, die über Leben und Tod entschied. Rodur fiel, schweigend, und er löste seinen Blick von Janis. Nichts mehr spiegelte sich in seinen Augen als der Himmel voller Sterne, der ihn umgab. Fast lächelte er. Und sein starkes Herz pochte und pochte, bis es im Licht zersprang.

Janis kniff zu spät die Augen zusammen und ließ sich in den Kronenraum zurücksinken. Kälte durchströmte ihn. Der Fluss in seinem Inneren gefror. Fast lautlos flüsterte er: „Möge seine Knechtschaft mit dem Tod beendet sein.“ Dann blieb er einfach kraftlos sitzen.

Irgendwann spürte er, wie zwei Arme ihn umschlossen. Er öffnete die Augen und sah sich Sara gegenüber. Ihr Gesicht war unbewegt, doch in ihren Augen leuchtete tiefes, samtenes Schwarz. Janis vergrub das Gesicht in ihrer Schulter, atmete ihren Duft nach Rietgrasblüte und Bittermandel ein und versuchte, alles andere zu vergessen.

„Rührend“, sagte plötzlich genüsslich eine tiefe Stimme. „Geradezu herzerwärmend.“

Sara zuckte zusammen und sprang fast von ihm weg. Janis sah sich einer schwarzen, gezackten Maske gegenüber.

„Ich nehme an, damit ist es nur noch ein Freund, den meine Kreaturen ziehen lassen müssen?“, fragte der Schwarze Herold tonlos.

Hasserfüllt erwiderte Janis den Blick der stechenden weißen Augen. „Du kannst ihn zurückholen“, sagte er rau.

Der Herold lachte finster. „Sicher. Ich kann. Doch sei vorsichtig, was du dir wünschst, Janis. Willst du wirklich in der Schuld des Ewigen Rates stehen?“

Janis schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Er konnte das nicht noch einmal tun. Er konnte unmöglich noch mehr Unschuldige opfern, um einen Freund zurückzuholen, der ihn hasste. Und der nichts davon gewollt hätte.

Und ich? Denkst du, ich hätte das gewollt?

Ich bin diesen Weg zu weit gegangen, um noch umzukehren, Mutter.

Er schlug die Augen auf. „Ich bin bereit.“

Der Schwarze Herold nickte mit der Maske. „Du hast es wieder einmal geschafft, meine Erwartungen zu übertreffen. Ich habe erwartet, eine kümmerliche Feuerschale vorgesetzt zu bekommen, doch das hier ... ist ein Scheiterhaufen! Anders Scheiterhaufen.“

Sara zog sich zur Bodenluke zurück und sah den Schwarzen Herold aus großen Augen an. Sie schnappte sich ihren Rucksack und presste ihn sich vor die Brust.

Janis hob die Hände. *Warten. Unten.* Sara nickte dankbar und floh. Janis war allein mit dem wahrscheinlich mächtigsten Wesen der Welt.

„Wo ist die angekündigte Armee?“

Der Schwarze Herold lachte leise. „Wo immer ich bin. Ich würde ja nur zu gerne da draußen sein und den finalen Sturm selbst befehlen, doch leider gibt es ja diese geheimnisvolle Falle, aufgrund der ich mich hier nicht sehen lassen soll.“ Er hob eine dunkle Faust, und ein blaues Glühen spielte darum.

„Doch der Ewige Rat hat genug fähige Mitglieder. Es ist Zeit, dass sie sich beweisen.“

Das fahle Glühen schwoll an. Um die Rietburg formte sich ein lockerer Ring aus blauem Licht, das zu Kreaturen wurde. Doch es waren wenige, vielleicht der vierte Teil von Nomions Armee. Alarmrufe erschollen.

„Was ist mit dem Rest?“, fragte Janis erschrocken.

„Frag nicht!“, zischte der Schwarze Herold erbost. „Das hier wird reichen, dafür habe ich gesorgt. Sieh genau hin. Vor dem Burgtor.“

Janis runzelte die Stirn. Ein dunkler Fleck breitete sich vor dem ausgebrannten Tor aus, jenseits der provisorischen eingesetzten Balken, kaum zu sehen in der Dämmerung. Wenn er nicht darauf hingewiesen worden wäre, hätte Janis es für den Schatten einer Wolke gehalten. Doch der Himmel war klar und die brodelnde Finsternis breitete sich immer weiter aus. Wie schwarzer Nebel schob sie sich direkt an die Mauern der Rietburg und verschluckte das flackernde, violette Licht des Ewigen Feuers.

„Varkur hat keine guten Erfahrungen mit dieser Burg gemacht. Sein Hass wird uns dienlich sein.“ Der Schwarze Herold drehte sich zu Janis um. „Und das ist nicht meine einzige Überraschung.“

In der Mitte des Kronenturms leuchtete blaues Licht auf und spuckte einen Skral aus. Er trug in einer Hand einen großen Sack und in der anderen eine brennende Fackel.

„Dorthin.“ Der Schwarze Herold deutete in Richtung des aufgeschichteten Holzes und der Skral leerte seinen Sack darüber aus. Grüner Staub rieselte herunter und bedeckte den Scheiterhaufen.

Zufrieden summte der Geist: „Cantharis aus Hadria, mit einem kleinen Zusatz. Giftiger Rauch wird sich über die Burg senken, in jeden Keller und jede Ritze dringen und jedes Leben ersticken, das sich nicht nach draußen wagt, in die Arme meiner Kreaturen. Hran, gib unserem jungen Freund deine Fackel.“

Janis nahm die Fackel vorsichtig entgegen. Die Finger des Skrals waren hart und überraschend warm. Kaum, dass Janis die Fackel hielt, löste der Skral sich in blaues Licht und grauen Staub auf.

Janis starrte das grüne Pulver auf dem aufgeschichteten Holz an. „Meine Mutter“, forderte er tonlos. Ein kleiner Knochen löste sich vom Schwarzen Herold, ein Fingergelenk, und schwebte zu Janis, bis er ihn mit der Faust umschloss.

„Du erhältst, was dir versprochen wurde, sobald dieses Feuer brennt.“ Der Schwarze Herold musterte Janis. Was in ihm vorging ließ sich aufgrund der finsternen Maske unmöglich sagen. „Willst du dem Ewigen Rat auch danach noch folgen, Janis? Wir können dir vieles geben. Macht. Sicherheit. Ewiges Leben.“

„Nein!“, sagte Janis ohne zu zögern.

Der Schwarze Herold schüttelte die Maske. „So eine Schande“, murmelte er bedauernd. „Dabei verlief unsere Zusammenarbeit so erfolgreich.“ Aus der Gestalt des Gespenstes flog ein schwarzes Haar und stürzte sich selbst in die Brennende Fackel. „Dann bist du hiermit aus unseren Diensten entlassen. Du entzündest das Feuer, ich schenke dir das Leben deiner Mutter, und wir ziehen getrennter Wege.“

Janis nickte und warf die Fackel in den Scheiterhaufen. Kurz sah Janis nur das flackernde, runde Feuer der Fackel unter dem Holz, wie ein glühendes Ei in seinem Nest. Dann entflammte das Öl, rasch sprang das Feuer auf das Rietgras und die Tücher über. Der rote Hahn war geschlüpft.

Der Schwarze Herold lachte dunkel. Und Janis spürte einen unerklärlichen Kummer in sich. Erst, als es fast zu spät war, konnte er ihn zuordnen.

Nein, Vara! Zurück! Sie schwebte über dem Feuer, zu einem leichten Dunst geformt, aus dem nur ihr wehmütiges Gesicht blickte, bereit, sich hinabzustürzen und die Flammen zu löschen. Nur Janis hielt sie zurück. Ihre flüssige Gestalt wogte unruhig. Sie kämpfte gegen ihn an und näherte sich immer weiter den zarten Flämmchen.

Janis schloss die Augen und versenkte sich in seinen eisigen Fluss. Auf den Grund ruhte noch immer das unsichtbare Seil, und er zog daran mit aller Kraft. Er beschwor die Trauer herauf, die ihn immer umgab. Die Trauer um Kheela. Um Orfen. Um die Unschuldigen. Um Andor. Um Rodur. Das unsichtbare Seil spannte sich, und dann, endlich, zog er Vara zurück.

„Was ist das?“, fragte die Stimme des Schwarzen Herolds. Sein Lachen war verstummt.

Keuchend schlug Janis sie Augen auf. Der Herold blickte hinauf in den Dachstuhl und betrachtete Varas unscheinbare Gestalt neugierig. „Ich habe so etwas schon gesehen. Doch es ist ... lange her.“

Er neigte seine Maske und betrachtete Janis mit neuem Interesse. „Eine Frau. Eine *Heldin*. Sie beherrschte einen Wassergeist wie diesen.“

Janis sah aus großen Augen zum Schwarzen Herold auf. Entsetzen erfüllte ihn, so stark, dass Vara sich ohne weiteren Widerstand auflöste. Er konnte geradezu sehen, wie alle seine Erfolge einfach davongespült wurden. Wie alles, was er sich erarbeitet hatte, gleich feinem Flusssand zwischen seinen Fingern zerrann.

Der Schwarze Herold legte seine Maske schief. „Du sagtest, dein Name lautet ... Janis.“

Janis streckte die Faust aus, in der noch immer Kheelas Knochen ruhte. „Holt meine Mutter zurück“, forderte er.

„Ja-nis...“, flüsterte der Schwarze Herold betont. „Wie hieß sie? Wie hieß deine Mutter?“

„Holt sie zurück. Jetzt!“ Der Schwarze Herold betrachtete ihn nur lauernd. „Wir hatten eine Abmachung! Holt sie zurück!“

Langsam schwebte der Schwarze Herold näher. „Du bist Kheelas Sohn?“, lachte er. „Welch Ironie! Weißt du, ich war dabei, als sie starb. Zusammen mit Nomion sahen wir zu, wie sie unter den knöchernen Händen des Bleichen Königs ihr Leben aushauchte. Sie hat sich wirklich lange gewehrt. Hat erst geschrien, als es zu Ende ging. Und weißt du, was das Letzte war, was sie über die Lippen brachte? Es war dein Name: Janis. Ich wusste nicht, dass sie einen Sohn hatte. Doch ich hätte früher darauf kommen können.“ Seine tiefe Stimme wurde eiskalt. „Gib mir den Knochen!“

Janis ballte die Faust fester und starrte in die Flammen. Wo sie auf das grüne Pulver stießen, färbten sie sich geisterhaft grün, und dunkler Qualm waberte unnatürlich dicht am Boden vom Feuer weg.

„Janis!“, zischte der Schwarze Herold. „Gib mir den Knochen! Das ist mein letzter Befehl! Halte dich daran, wenn zumindest du überleben willst.“

Janis riss den Kopf hoch. „Ihr habt es versprochen!“, hauchte er verzweifelt. Das grüne Feuer knackte laut.

Der Schwarze Herold schüttelte bedauernd seine Maske. „Also schön. Dann eben mit Gewalt!“

Janis stolperte zurück, doch ein Haar hatte sich bereits von seinem Kopf gerissen. Ein fahles, blaues Glühen erstrahlte langsam um seinen Körper.

Er sprang zu seinem Rucksack und warf ihn um. Decken rutschten heraus, ein Messer, ein Trinkschlauch, zwei Brote ... und eine goldene Krone, in deren gewellten Zacken sich das brausende Feuer spiegelte.

Schlagartig erlosch das blaue Glühen. Der Schwarze Herold wich zurück, in seinen kleinen weißen Augen lag Entsetzen. „Woher ... Woher hast du diese Krone?“

Janis griff danach, sprang auf und hielt sie weit über die Brüstung des Kronenturms. „Wenn Ihr mich tötet, fällt die Krone den ganzen Weg herunter.“

„Eine Falle an der Rietburg... Ich verstehe!“, knurrte der Herold.

Janis verstand nicht, doch es war ihm egal. Welche Macht auch immer diese Krone über den Schwarzen Herold hatte, er war bereit, sie zu nutzen.

„Als erstes werft Ihr mein Haar ins Feuer“, verlangte er. „Und dann holt Ihr Kheela zurück.“

Der Schwarze Herold sah unruhig zur Krone, die hoch über dem Abgrund nur in seiner Hand hing, und ließ ohne weitere Umstände Janis' Haar im Feuer verschwinden.

„Und jetzt meine Mutter!“

„Janis, ich glaube ich habe einen falschen Eindruck erweckt“, sagte der Schwarze Herold sanft. „Du hast gute Dienste geleistet. Natürlich hätte ich Kheela zurückgeholt. Ich wollte den Knochen doch nur haben, um deinen Wunsch erfüllen zu können.“

Janis verzog verächtlich das Gesicht. „Tut, was ich sage! Holt sie zurück!“

Der Schwarze Herold lachte leise. „Dann, mein lieber Janis, musst du mir den Knochen schon geben.“

Janis sah den Schwarzen Herold lange an. Zwischen ihnen breitete der rote Hahn seine Schwingen aus und flog, dem goldenen Himmel entgegen. Der Dachstuhl fing fauchend Feuer. Schwarzer Qualm wälzte sich wie giftige Schlangen den Kronenturm herunter. Er glaubte dem Schwarzen Herold kein Wort. Und doch musste er es tun. Es war seine einzige Hoffnung, Kheela jemals zurückzubringen.

Eine Warnung Varas ließ ihn zur Seite springen. Ein roter Schatten stieß auf die Stelle herab, wo er eben noch die Krone gehalten hatte. Kurz erhaschte Janis einen Blick auf das verkniffene Gesicht des Fluggors mit seinen gelb funkelnden Augen, dann war die Kreatur vorbei und er hörte nur noch das wilde Flattern ledriger Flügel.

Direkt neben sich sah Janis plötzlich eine kräftige Gestalt aus blauem Licht aufragen, die sich in den Skral von eben verwandelte.

„Schnapp ihn dir!“, brüllte der Schwarze Herold, und Janis' letzte Hoffnung starb. „Lass den Jungen nicht entkommen!“

Der Skral blinzelte verwirrt, dann zog er ein langes Schwert von seinem Rücken. Janis deutete mit seiner Hand auf den Skral und eine Fontäne aus Wasser traf die Kreatur auf die Brust. Vara trieb den Skral vor sich her und Janis wartete nicht, bis er sich wieder gesammelt hatte. Er schnappte sich seinen halb leeren Rucksack. Im Laufen legte er die Krone und Kheelas Knochen hinein und warf ihn sich über die Schulter.

Das Feuer ragte vor ihm auf, grün und golden. Mittlerweile hatte es längst auf den hölzernen Boden des Dachgeschosses übergegriffen und breitete sich immer weiter aus. Er hielt die Luft an und befahl Vara zu sich. Sie ließ vom Skral ab, umhüllte ihn wie einen schützenden Mandel und gemeinsam sprangen sie durch das Feuer.

Ihr Körper heizte sich so schnell auf, dass Janis sich fast verbrühte. Doch vielleicht war es auch nur Varas stummer Schmerzensschrei, der in seinem ganzen Körper widerhallte. Er konnte kaum noch zwischen ihren und seinen Sinnen unterscheiden.

Dann waren sie durch. Sofort formte Vara ihren Körper zu Dampf, so war die Hitze für sie erträglicher. Auf der anderen Seite des Feuers brüllte der Skral wütend. Und Janis sah sich dem Schwarzen Herold gegenüber, der ihn zornig anstarrte. Blaues Licht formte zu

beiden Seiten die Umrisse zweier Gors, doch Janis wartete nicht, bis sie endgültig erwacht waren. Er sandte Vara einen zornigen Befehl und sie umgab den Schwarzen Herold, ihr feiner Nebel schwirrte unruhig vor seiner Maske und blendete ihn. Manchmal erglühte sie kurz in einem fahlen blauen Licht, doch immer wogten ihre feinen Tröpfchen zur Seite, entschwebten mühelos dem Griff des Schwarzen Herolds, ehe sie getötet werden konnte.

Janis riss die Luke auf und sprang die Leiter mehr hinunter, als dass er kletterte. Rauch kratzte in seinem Mund, jeder Atemzug fiel ihm schwer.

„Du bist ein Narr, Janis!“, brüllte der Schwarze Herold ihm hinterher. „Denkst du wirklich, ich hätte deine Mutter *nicht* zurück geholt? So gnädig bin ich nicht! Ich hätte deinen Wunsch erfüllt! Der Tod ist die letzte Zuflucht der Lebenden. Der letzte Ort, an dem sie ungestört sind von allem Leid der Welt. An dem alle ihre Verfehlungen vergessen sind und alle ihre Sorgen zur Ruhe kommen. Und ich werde Kheela selbst diese Zuflucht rauben!“

Janis holte Vara zu sich, als er der Meinung war, dass er einen ausreichenden Abstand zwischen sich und den Herold gebracht hatte. Er musste es nicht riskieren, dass sie irgendwann doch noch zu Staub zerfiel. Falls das bei einem Wesen ganz aus Wasser und Magie überhaupt möglich war.

„Ich weiß, welche Schrecken es bedeutet, niemals sterben zu können!“, brüllte der Schwarze Herold. Anscheinend hatte er es aufgegeben, sie selbst zu verfolgen. Von oben hörte Janis nur die Schritte der Gors. „Es gibt Schicksale, schlimmer als der Tod. Ich selbst ertrage ein solches Schicksal jeden Tag. Und ich werde es auch den Helden von Andor bereiten. Allen Helden! Auch deiner Mutter!“

Der Boden schien zu schwanken. Janis holte tief Luft und atmete nur noch mehr Rauch ein. Er hustete keuchend. *Giftiger Rauch wird sich über die Burg senken, in jeden Keller und jede Ritze dringen und jedes Leben ersticken.* Benommen rannte er weiter den Turm hinunter. Aus weiter Ferne hörte er noch die Stimme des Schwarzen Herolds: „Die Qualen der Winterburg sind nichts gegen das, was Kheela bevorsteht! Die Flusslande werden brennen, und sie wird das Leid aller Fischer und Bauern selbst mit ansehen müssen. Vor allem jedoch wird sie dein Leid sehen müssen. Sie wird mit ansehen müssen, wie der Mensch, der ihr am wichtigsten ist, all die Qualen erleidet, die auch sie erlitten hat, und meine Rache wird vollkommen sein!“

Janis erreichte das untere Ende der Wendeltreppe. Zu seiner Rechten war die Tür, die in die Königsgemächer führte, doch Janis ignorierte sie und rannte weiter, bis er endlich unter freien Himmel trat. Sofort konnte er wieder freier atmen.

Sara sah ihn erschrocken an, als er keuchend und rußverschmiert aus der Tür stolperte. „Wir müssen los!“, rief er. Sie verstand sofort, dass etwas schiefgegangen war. Rasch folgte sie ihm zwischen den engen Häusern hindurch. Janis versuchte, eine direkte Sichtlinie zur Spitze des Kronenturms zu vermeiden, damit der Schwarze Herold ihnen keine Trolle in den Weg beschwören konnte. Da allorts Rekruten auf die Mauern rannten, fielen sie weder den Andori noch dem Schwarzen Herold auf.

Über ein paar Umwege erreichten sie das kleine Ausfalltor. Es lag unauffällig hinter einer niedrigen Hütte, weder von innen noch von außen leicht zu entdecken. Und es war abgeschlossen.

Verzweifelt starrte Janis auf den dicken Riegel. Er ließ seinen Rucksack zu Boden sinken, um das Messer herauszuholen, bis ihm einfiel, dass es zusammen mit dem halben Rucksackinhalt noch immer in der brennenden Turmspitze lag. Blinzeln trat Janis neben

den Riegel und betastete mutlos das schwere Schloss, das an einer Eisenkette daran hing. Seine Finger zitterten. Es war vorbei. Irgendwann würde der Schwarze Herold kommen, er wusste von ihrem Fluchtweg. Oder die Andori würden sie finden und ihre Schlüsse aus dem brennenden Turm ziehen. Und selbst wenn niemand sie entdeckte, so würden doch der giftige Rauch oder die Kreaturen vor der Burg sie erwischen.

„Sara, kannst du Schlösser knacken?“, fragte Janis mutlos. Es hätte ihn nicht einmal allzu sehr verwundert. Doch sie schüttelte nur schwach den Kopf. „Dann lerne es schnell.“

Du. Können. - Mit. Wasser-Seele. Du. Können. Herzen. Reparieren. Und. Atem. Heilen. - Dann. Auch. Öffnen. Schloss.

Natürlich! Vara! Janis befahl sie zu sich und durch die kleine Öffnung, die eigentlich einem Schlüssel vorbehalten war. Es ging ihr nicht gut, doch sie spürte die Dringlichkeit und gehorchte bereitwillig.

Das Schloss mit seinen feinen Hebeln und Bolzen lag vor Janis ausgebreitet in der Dunkelheit, und kostbare Herzschnitte verstrichen, bis er den Mechanismus verstanden hatte und das Schloss mit einem leisen Klicken aufsprang. Sofort stieß Janis den Riegel zur Seite und öffnete die Tür.

Er hatte erwartet, auf der anderen Seite sofort von Kreaturen umringt zu werden, doch nur ein paar Skrale blickten aus einiger Entfernung neugierig in ihre Richtung. Sara schloss die Tür und im Schutz der Dunkelheit zogen sie los.

Erst nach einigen Schritten begriff Janis, weshalb die Kreaturen sie einfach ignorierten. Dunkler Nebel zog sich vor ihnen zusammen und umschloss jeden Fluchtweg. *Varkur!*

Dünne Finger aus Dunkelheit krochen an ihm hoch und betasteten ihn. Besonders sein Rucksack schien interessant zu sein, Sara hingegen wurde komplett ignoriert. Janis' Haut schmerzte, wo sie von der Finsternis berührt wurde. Die Dunkelheit war nicht scharf oder hart, nicht brennend vor Hitze oder Kälte. Sie schmerzte nicht auf eine bestimmte Art. Sie war Schmerz.

Irgendwann zog sie sich zurück und ein Weg öffnete sich vor ihnen. Ohne zu zögern liefen sie los, durch den Schnee und die klare Nacht, bis sie den schwarzen Nebel, die Kreaturen und die Rietburg hinter sich gelassen hatten.

Erst auf dem nächsten Hügel hielten sie keuchend inne und blickten zurück. Auf dem Dach des Kronenturms saß in aller Pracht der rote Hahn. Flammen tanzten auf dem Dach wie ein Hahnenkamm und brennendes Rietgras fiel zu allen Seiten in die Tiefe, wo es weitere Dächer entzündete.

Der rote Hahn ist die Feuersbrunst, die alles verschlingt. Pure Zerstörungskraft, grausam, hungrig und willenlos.

Schwarzer Qualm trieb über der Burg, bedeckte alle Mauern und floss wie Wasser daran herab. Und dunkler Rauch stieg als dunstiger Schleier auf und verschluckte den Himmel. Der schwarze Schrei des roten Hahns hing weit über Andor und malte dem Land der Freiheit einen Himmel ohne Sterne.

Morgendämmerung, 27. Wintertag 77 A.Z.

Ufer der Narne östlich der Rietburg, Andor

Sie liefen die ganze Nacht hindurch. Hinter ihnen brach das Feuer aus den Mauern der Rietburg aus und fraß sich durchs Rietland, doch dank des Schnees wurde es aufgehalten und blieb weit hinter ihnen zurück. Als der Morgen dämmerte, konnte Janis keine Flammen

mehr sehen. Nur noch graue Asche schneite aus dem rauchverhangenen Himmel, den die Sonne kaum durchdrang.

Janis fühlte sich ganz taub. Er war stundenlang durch den Schnee gewandert, doch schlimmer als die Kälte draußen war die in seinem Inneren. Er fühlte sich grauenhaft, wann immer seine Gedanken Rodur streiften, doch noch schlimmer war der Gedanke an Kheela. Sie folgten dem Flusslauf nach Osten, daher entkam er kaum den Gedanken an seine Mutter. Jeder Blick nach links erinnerte ihn an sie. *Ich habe versagt.*

Der Schwarze Herold würde sie nicht zurückholen. Er hatte einen Helden geopfert, ein ganzes Land, einen Freund und seinen Frieden, und alles war umsonst.

Ich sagte doch, du kannst ihm nicht vertrauen.

Zitternd setzte Janis einen Fuß vor den anderen.

Es ist meine Schuld! Wenn ich Nomion nicht hintergangen hätte, dann hätte er die Burg schon vor drei Tagen erobert. Alles wäre anders gekommen! Rodur wäre am Leben. Du wärest am Leben!

Und du wärest tot, genau wie die Schutzsuchenden, die dank dir entkommen konnten.

Na und?! Ich bin ein Risiko eingegangen! Ich habe mich verführen lassen von der Idee, wenigstens einen Teil retten zu können! Damit habe ich alle meine Bemühungen und Opfer verraten! Damit habe ich dich verraten!

Er blieb stehen, als er hörte, dass Saras Schritte verstummten. Fragend sah er sich zu ihr um. Sie stand im Schnee, mit bleichem Gesicht und blauen Lippen, weiße Asche legte sich auf ihr goldenes Haar und sie sah ihn an aus schrecklichen schwarzen Augen.

Wohin. Wir. Gehen. Als-Frage-Gemeint. gebärdete sie.

Janis blinzelte. „Wir? Ich habe dich in Sicherheit gebracht, mehr wollte ich nicht. Du musst mir nicht folgen. Geh, wohin immer du willst.“

Dann. Ich. Gehen. Mit. Kind-Von-Fluss.

Janis schüttelte kraftlos den Kopf. „Warum?“

Ohne zu blinzeln hob sie die Hände. Alle Unsicherheit war verschwunden. *Du. Wissen. Warum.*

Janis schloss die Augen, bevor sie die Euphorie darin bemerken konnte. Er fühlte sich merkwürdig glücklich, doch schwerer als alles Glück wog die dumpfe Schuld. „Sara, ich ...“ Er räusperte sich. „Ich verdiene das nicht. Ich verdiene *dich* nicht. Nach allem, was ich getan habe, sollte ich mich einfach hier in den Schnee legen und sterben.“

Er hörte sie zu sich treten, bis er ihre Körperwärme spüren konnten. Sanft umarmte sie ihn. Als Janis die Augen aufschlug, war ihr Gesicht kaum eine Handbreit von seinem entfernt. Lange standen sie so da, und schließlich ließ Sara ihre Arme sinken und trat zurück. Janis versuchte, nicht enttäuscht zu sein.

„Sara.“

Ja.

„Ich bin so froh, dass du bei mir bist.“

Sie lächelte, doch ihr Blick blieb farblos.

„Aber ... es ist noch nicht vorbei. Ich habe alles gegeben, um Kheela zurückzuholen. Alles bis auf dich. Ich kann sie nicht aufgeben. Wenn es jemals dazu kommt, dass ich mich entscheiden muss zwischen meiner Mutter und dir ... dann werde ich mich nicht für dich entscheiden.“

Ich. Wissen. Sie nickte traurig. *Wohin. Wir. Gehen. Als-Frage-Gemeint.*

Janis atmete tief durch und straffte sich. „Ich muss dir etwas zeigen.“

Er kniff die Augen zusammen und sah sich um. Kein Fluggor war am Himmel zu sehen, keine lebende Seele weit und breit. Und doch... Er wollte kein Risiko eingehen. Sein Blick streifte eine halb zerfallene Hütte am Ufer der Narne. „In der Hütte. Lass uns dort Schutz suchen.“ Er betrachtete Saras blaue Lippen und ihre zittrigen Beine. Mit schlechtem Gewissen fiel ihm auf, dass der Rucksack, den sie die ganze Nacht hindurch geschleppt hatte, im Gegensatz zu seinem noch bis oben gefüllt war. Doch das schlechte Gewissen war ein alter Freund von ihm und hatte schon in deutlich wichtigeren Fragen aufgegeben. „Und eine Rast einlegen.“

Wortlos marschierte Sara los.

Die Hütte war in einem noch schlechteren Zustand als Janis angenommen hatte. Die Tür fehlte, Schnee lag im Eingangsbereich, dahinter morsches Holz und muffiges Stroh. Es war ein Wunder, dass das Dach noch nicht zusammengebrochen war.

Zerborstene Möbel, zerrissene Fischernetze und eine mottenzerfressene Jacke lagen hinter der Tür, das andere Ende der Hütte verschwand im Halbdunkel und Janis verspürte keinerlei Bedürfnis, tiefer hineinzugehen. Er räumte einen kleinen Flecken Boden für sich und Sara frei und sie ließen erschöpft ihre Rucksäcke fallen und setzten sich darauf.

„Wie geht es dir, Sara?“

Schlecht.

Janis hielt die Luft an. Eine so direkte Antwort hatte er nicht erwartet. „Wir ruhen uns aus, so lange es nötig ist.“

Nein. Wegen. Erschöpfung. Schlecht. - Du. Wissen. Genug.

„Ja. Du hast recht. Mir geht es auch schlecht. Es ist einfach alles zu viel.“ Sara schloss die Augen und ließ sich zurücksinken, bis ihr Gesicht im Schatten lag. Doch sie war noch immer angespannt, und Janis wusste, dass sie ihm weiter zuhörte.

Er stand kurz auf und kramte die Rietraskrone aus dem Rucksack. Er betrachtete versonnen die 24 gewellten Zacken. Selbst der verbogene Zacken konnte nicht verhindern, dass sie wunderschön war. „Kommandant Mart hat sie mir gezeigt, ehe er starb. Die Rietgraskrone. Wenn ich seine letzten Worte richtig verstanden habe, dann soll sie ... *nach Cavern*. Wir müssen die Krone dorthinbringen. Sie ist eine Falle für den Schwarzen Herold. Eine Waffe gegen den Ewigen Rat. Die Schildzwerge müssen sie bekommen. Die Helden von Andor müssen sie bekommen.“ *Und wenn sie den Ewigen Rat zerschlagen haben, vielleicht geht dann die Macht des Schwarzen Herolds auf sie über. Vielleicht beherrschen sie dann den Tod. Vielleicht holen sie dich zurück, Mutter.*

Sara setzte sich auf und starrte ihn ungläubig an. Janis nickte langsam. „Wir bekämpfen den Ewigen Rat auf unsere Weise. Wir gehen nach Cavern! Wir machen alles wieder gut, Sara!“

Sie erwiderte sein Nicken. Und in ihren Augen, hinter dem tiefen, leeren, farblosen Schwarz, erschien zum ersten Mal seit langer Zeit ein schillernder, violetter Schimmer.

Plötzlich ertönte ein keuchendes, rasselndes Husten. Sie beide fuhren herum und starrten in die dunkle Hütte, wo sich jetzt langsam etwas bewegte. Janis griff die Krone fester. Eine hochgewachsene Gestalt trat langsam aus den Schatten. „Das Schicksal“, sagte sie mit heiserer Stimme, „beweist wieder einmal einen seltsamen Sinn für Humor.“



S – Die Bande, die halten

Morgendämmerung, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See westlich der Klippe Hirschhuf, Hadrisches Meer

Leander hob den Kopf, als er die unverkennbaren Schritte seines Bruders hörte. Er war erschöpft, Fieber und Schüttelfrost hatten ihn in der vergangenen Nacht wachgehalten, dennoch setzte er sich auf und straffte sich.

„Hallo, Bruder“, begrüßte Callem ihn ruhiger, als Leander ihn in den letzten Tagen je erlebt hatte.

„Du bist hier, um zuzugeben, dass ich recht hatte?“, vermutete Leander.

„Nein. Wir haben den Baum der Lieder zerstört und die Hälfte der Bewahrer ermordet.“

Leander stockte sein ohnehin flacher Atem. Dass der Baum der Lieder zerstört war, war eine Katastrophe, doch noch mehr beschäftigte ihn etwas anderes. Ein keuchender Hustenanfall verschluckte im ersten Moment jede Erwiderung. „Das ist ... unmöglich!“, keuchte er schließlich. „Ich habe es gesehen! Bewahrer, friedlich und lächelnd neben den Flammen des Baumes! Ich sah sie langsam davonziehen, in einer geordneten Reihe, nicht in wilder Flucht! Du ...“ Leander schüttelte schwach den Kopf. „Ich kenne dich zu gut. Du sprichst die Wahrheit, oder was du dafür hältst.“

„Und du ebenfalls“, erwiderte Callem leise. „Scheint, als hätte deine Vision sich geirrt.“

Leander schüttelte den Kopf. „Sie irren sich nie. Alle meine Visionen treten ein. Die guten wie die schlechten. Der Fluss der Zeit verlässt niemals sein Bett.“

Leander versuchte verzweifelt, eine Erklärung zu finden. Was genau hatte er gesehen? Den Obersten Bewahrer, melancholisch in die Flammen schauend. Einen kleinen Jungen, der im Licht des Feuers Schriftrollen trug. Und der brennende Baum, von dem eine

Prozession Bewahrer sich entfernten. Eindeutig, so hatte er gedacht. Doch war es das wirklich?

„Ihr habt die überlebenden Bewahrer laufen lassen. Ich nehme an, sie wussten das? Sie mussten nicht in Panik fliehen?“ Er holte rasselnd Luft, so tief er konnte. „Brannte ein Feuer, bevor ihr kamt?“

„Ein großes Lagerfeuer auf der Lichtung. Ihr Hohepriester stand dort und fiel als erstes.“

Leander senkte den Kopf. „Ich verstehe. Nicht die Bilder waren falsch, sondern meine Schlüsse. Wieder einmal.“ Doch nichts war wie schon einmal. Er hatte sich schon oft geirrt, schon oft falsch gedeutet, was er gesehen hatte, doch dies war anders. Die Visionen hatten nicht auf das hingedeutet, was geschehen war, sondern im Gegenteil das klare Bild eines friedlichen Endes gezeichnet. So, wie er sie gesehen hatte, am Anfang der brennende Baum und dann erst die Bewahrer im Flammenschein, wäre jede andere Deutung Wahnsinn gewesen. Fast, als hätte seine Vision es darauf angelegt, ihn zu täuschen. Die Fragmente mochten gestimmt haben, doch das Gesamtbild war eine Lüge.

Callem lachte bitter. „Vielleicht solltest du aufhören, deinen Visionen zu vertrauen.“

„Vielleicht sollte ich aufhören, mir selbst zu vertrauen“, erwiderte Leander niedergeschlagen. Und die alten Runen auf der Tafel des Themauros kamen ihm in den Sinn, die er schon vor zwei Monden im Grauen Gebirge gelesen hatte und die er doch erst jetzt verstand: *Meine Traumbilder waren Lügen, die die Wahrheit zeigten.*

„Ich muss gestehen, ich bin erstaunt“, sagte Leander leise. „Die Helden von Andor haben jetzt das Herz der Geburt mit all seiner Macht. Hat der Schwarze Herold keine Angst, dass sie es gegen ihn verwenden könnten?“

„Du weißt es nicht? Ken Dorr hat es euch nicht verraten?“, fragte Callem spöttisch. „Es ist eine Weisheit, die der Schwarze Herold uns von Anfang an eingebläut hat, ehe wir auch nur anfangen konnten, nach der Macht der Herzen zu gieren: Weder Sterblicher noch Gott kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen.“

Leander senkte den Kopf. Ken Dorr hatte schon von Anfang an vorgeschlagen, das Herz der Geburt gegen den Schwarzen Herold einzusetzen. Er hatte darauf gedrängt, die tote Frucht vor den Mächten des Meeres zu finden. Er hatte sie die ganze Zeit belogen. Zu welchem Zweck, erschloss sich Leander nicht.

Weshalb war er enttäuscht? War ihnen allen nicht von Anfang an klar gewesen, dass sie Ken Dorr nicht trauen konnten? Warum also hatten sie es am Ende doch getan?

Vielleicht hatte Eara doch recht. Vielleicht war Vertrauen Schwäche.

Später Vormittag, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See südlich der Klippe Skralklaue, Hadrisches Meer

Trampelnde Schritte weckten Leander aus einem unruhigen Schlummer. Er meinte sich an verschwommene Bilder zu erinnern, doch sie verschwanden, sobald er versuchte, zu ihnen zurückzudenken.

Es waren drei, er erkannte die Schritte von keinem von ihnen. Schweigend hielten sie vor seiner Zelle an, in ihrem unruhigen Atem konnte Leander unterdrückten Zorn heraushören.

„Leander. Wir sind gekommen, um eine Rechnung zu begleichen“, sagte eine seltsam tonlose Stimme.

Leander lächelte, obgleich ihm nicht danach zumute war. „Hallo, Meres. Ich nehme an, wir sind dann noch Niron und Orril?“

„Ganz recht, du hinterhältiger Mistkerl!“, erwiderte Niron aufgebracht. „Wir werden dich für deine Lügen büßen lassen!“

Plötzlich war Leander sehr dankbar für die dicken Gitterstäbe. „Weiß mein Bruder, was ihr vorhabt?“ Er rutschte auf seiner harten Pritsche so weit zurück, wie die Zelle es erlaubte.

„Blind bist du in vielerlei Hinsicht, Zukunftswisser“, flüsterte Orrils melodische Stimme. „Es gibt Wunden, die kein Auge sieht. Es gibt Schreie, die kein Ohr vernimmt. Vieles, was unversehrt ist, ist zugleich zerbrochen. Deines Bruders Widerwillen wird vergolten mit Heimlichkeiten. So bleibt sein Unwissen gewahrt.“

Der hohe, scharfe Triller einer Flöte erscholl. Kälte und Verzweiflung durchfluteten Leander.

„Und deines Käfigs Schutz ist wirkungslos gegen reißenden Schall und grüne Flammen. Die Strafe ereilt einen jeden von uns.“

„Du könntest dir natürlich die Ohren ausstechen“, ergänzte Niron hämisch. „Das würde dich zumindest vor Orrils Flöte schützen.“

„Fürwahr“, raunte Orril getragen. „Ein Leben in ewiger Stille und Dunkelheit. Vergessen wären alle Farben und Klänge. Vergessen wären die Eindrücke der Außenwelt. Ein Leben, das ein Tod sein könnte. Welch würdiger Ausgleich.“

„Warum, Leander?“, fragte Meres’ unbewegte Stimme. „Warum hast du uns nach Narkon gelockt, in die Fänge von Varatans Fluch?“

Leander senkte den Kopf. „Für meinen Bruder. Ich wollte ihn befreien. Varatans Fluch brechen. Zweierlei musste dafür geschehen: Varatans Blutlinie musste ausgerottet werden. Diese Aufgabe hatte ich für die Helden von Andor vorgesehen. Doch das allein war nicht genug. Jemand musste Narkon durchqueren. Jemand musste sich dem Fluch stellen und ihm trotzen. Das allein konnte ihn brechen. Ich dachte wirklich, ihr hättet eine Chance.“

Er musste husten und presste sich seinen Mantel gegen den Mund. Er fühlte Feuchte auf dem groben Stoff. Hoffentlich kein Blut. Heiser fuhr er fort: „Niron, der unfehlbare Späher, dessen Auge jede Finsternis durchdringt, dessen Ohr selbst die Stille hört und der die Magie dieser Welt so selbstverständlich wahrnimmt wie andere ihre Farben. Du bist der einzige, der sich jemals in die Nebelsümpfe im fernen Osten wagte und dort weder das Leben noch den Verstand verlor.“

Orril, der Schwarze Barde, dessen dunkle Lieder Wahn und Verzweiflung säen. Dein Flötenspiel verleiht dir Macht über Mensch und Getier und selbst Kreaturen tanzen nach deinen Melodien.

Und Meres, der Hexer aus Andor, das Licht des Morgens. Du hast das ewige Eis des Kuolema durchschritten. Du kennst die Kräuter zweier Länder und bist bewandert in nie dagewesener Hexenkunst.

Ich wusste, dass es so enden konnte, doch ich habe auf etwas anderes gehofft.“

„Du hast uns in die Verdammnis geschickt“, sagte Meres leise, und endlich lag so etwas wie ein Gefühl in seiner Stimme, auch wenn Leander es nicht zuordnen konnte. „Du hast Varatans Fluch auf uns gezogen – und Schlimmeres. Du hast *das hier* aus mir gemacht. Einen Mörder. Ein Monster. Du warst es. Deine Pläne. Deine Lügen.“

Leander spürte ein Kichern in sich aufsteigen, das schnell zu einem trockenen Husten wurde. „Meine Lügen?“, keuchte er. „Niron, habe ich dir nicht ein Land versprochen, das kaum ein Mensch je gesehen hat? Eine Insel, die niemand je verlassen hat? Versprach ich dir nicht eine Herausforderung, noch größer als die Nebelsümpfe? Habe ich dich nicht sogar gewarnt, dass es gefährlich wird?“

„Du hast nichts von einem Fluch gesagt!“, zischte Niron. Den Geräuschen nach zu urteilen rüttelte er am Gitter. „Nichts von Callem oder Kentar mit ihrem roten Stein! Nichts davon, wie es ist, sich erst ans Vergessen und dann an den Schmerz zu verlieren! Ich war bereit, mein Leben zu riskieren, nicht jedoch mein Selbst, und das wusstest du!“

Leander ignorierte ihn. „Und du, Orril? Du wurdest aus deiner Zunft ausgestoßen für die Kraft deiner Lieder und deine Versuche, sie für dich zu nutzen. Weder König Brandur noch die Kreaturen, die ihn mordeten, konntest du unter deinem Bann halten. Ich habe dich vor deinen Häschern verborgen und dir einen Weg aufgezeigt an einen Ort, an dem sie dir nicht folgen würden. Sagte ich nicht, du würdest den Herrn einer großen Insel kennenlernen, und auch er würde dich in seine Dienste nehmen? Sagte ich nicht, du würdest endlich jemanden treffen, der deine Kräfte wahrhaft zu würdigen weiß?“

Orril schwieg, also wandte Leander sich an Meres: „Und du, Meres? Ich habe dich gesund gepflegt, als du am Ende deiner Kräfte aus der Mine kamst. Ich habe dich gerettet, als alle anderen dich im Stich ließen. Sagte ich nicht, du würdest einen Ort finden, wo du lernen kannst, deine Kräfte zu verstehen? Einen Ort, wo du willkommen wärst, anstatt für deine Macht gefürchtet zu werden? Einen Ort, der dich verändern würde?“

„Genug“, antwortete Meres leise. „Wir sind nicht hier für Worte.“

Ein dünner, schriller Flötenton erklang, der Leander das Blut in den Adern gefrieren ließ.

„Darauf habe ich schon lange gewartet“, spie Niron verächtlich.

Aus dem Ton wurde eine kurze Melodie. Immer wieder die gleichen schiefen Töne, die in Leander einen wortlosen Befehl verbreiteten. Er stand langsam auf, ohne seinen Beinen den Befehl dazu gegeben zu haben. Er wankte einen Schritt zum Gitter. Vergeblich bemühte er sich, seine Arme an die Ohren zu legen und den schrecklichen Ton auszusperren. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr, nur sein Geist raste. Seine Hände legten sich um rostige Metallstäbe. Dann hörte er Meres ein paar Worte flüstern und der Klang von loderndem Feuer ertönte unter den Flötentönen. Langsam stieg Hitze durch das Metall und versengte seine Finger. Seine Hand verkrampfte sich, seine Reflexe kämpften gegen die düstere Melodie.

„Ach, Kinder“, sagte da plötzlich eine sanfte Stimme enttäuscht. „Was soll das werden?“

Augenblicklich erloschen die Flötentöne. Leander taumelte zurück und hielt sich die schmerzenden Hände. Er konnte hören, dass seine drei Peiniger sich umdrehten, ihr Atem ging schnell und flach. *Sie haben Angst. Sogar sie haben Angst.*

„Dumpe Drohungen? Rohe Gewalt? Schrille Lieder? Das soll eure Rache sein? Es gibt so viel ... vollkommenere Arten des Leidens.“

„Kentar, wir ...“, begann Niron, doch er konnte nicht ausreden.

„Pscht, pscht. Es ist gut. Jetzt bin ich hier. Ich übernehme das.“

„Das ist nicht, was wir wollten“, antwortete Meres unbetont. „Nicht einmal er hat das verdient.“

„Ach nein?“ Kentars Stimme nahm einen höhnischen Klang an. „Seid ihr nicht hier, um ihn leiden zu lassen? Wollt ihr keinen Ausgleich? Wollt ihr nicht, dass er wahrhaft versteht, was ihr erleiden musstet?“

Niemand antwortete, nur eine Möwe schrie irgendwo in der Ferne. „Euer Schicksal wird auch ihm widerfahren. Lasst mich das Werkzeug eurer Rache sein. Lasst mich tun, was ich am besten kann. Ich verspreche euch, er wird ein anderer sein, wenn ich mit ihm fertig bin.“

Niemand wagte es mehr zu widersprechen. Leander hörte, wie ihre Schritte sich rasch entfernten. Bald war er mit Kentar allein.

„Endlich ungestört. Ich hoffe, sie waren nicht zu grob?“

Leander lachte keuchend. „Das klang gerade nicht so, als würde dich das sonderlich interessieren.“

„Oh, aber das tut es. Ich will deine Sinne ganz bei mir haben. Lass dich nicht von verbrannten Händen ablenken. Ich werde dir etwas zeigen, gegen das alles Leid verblasst, das du zuvor gespürt hast.“ Sie kicherte wie ein junges Mädchen, das sich über ein neues Spielzeug freut. „Ach, wir werden so viel Spaß miteinander haben!“ Sie sumnte leise vor sich hin, während sie irgendetwas vorbereitete.

„Du hast nicht viele Freunde an Bord, weißt du?“, plapperte sie munter weiter. „Niron, Orril und Meres. Sie hassen dich, da du sie nach Narkon getrieben hast. Ean Quella hasst jeden, am meisten sich selbst. Pero und Roa, die beiden treuesten Gefährten Callems. Sie würden ihm überallhin folgen, alles für ihn tun, und er straft sie mit Gleichgültigkeit. Sie hassen dich für die Wärme, die er dir entgegenbringt und die sie nie erfahren werden. Ich schätze, zumindest Krumm und Thogger werden dich in Ruhe lassen.“

„Wie wäre es, wenn du das auch tust?“

„Aber wo bliebe denn da der Spaß?“

Leander setzte sich auf seine Pritsche und verschränkte die Arme. „War es das mit den Drohungen?“

„Drohungen?“, lachte sie heiter. „Das waren keine Drohungen. Es war mein Versprechen. Meine große Gnade. Ich zeige dir, was du sonst nirgends finden wirst. Bist du gar nicht neugierig?“ Sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Du bist etwas Besonderes, Leander. Dein Geist ist so ... klar. Ich freue mich schon darauf, ihn in Scherben zu sehen! Was, denkst du, wird dein Bruder sagen?“

Ihre Stimme wurde traurig. Leander konnte unmöglich sagen, wie viel von ihren Gefühlen echt und wie viel gespielt war. „Er ist anders als sonst, weißt du? Nachdenklich. Still. Verzweifelt. Sein Herz ist gebrochen. Und du hast ihm das angetan.“ Leander lehnte sich zurück und versuchte, ihre Worte auszublenden.

„Ich habe ihn noch nie so erlebt, in all den Jahrzehnten nicht. Du bedeutest ihm alles, weißt du? Du bist die Hälfte seiner Welt, und er selbst ist die andere. Für seine Mannschaft, oder für mich, ist darin kein Platz mehr.“

„Eifersüchtig?“

Sie kicherte. „Nicht das Wort, das ich verwendet hätte. Aber ja, ich würde mir wünschen, dass ich ihm wichtig bin um meiner selbst willen, und nicht nur aufgrund meines Nutzens für unsere Raubzüge. Nur dann könnte ich ihn hintergehen und zusehen, wie der Verrat ihn trifft. Nur dann könnte ich ihn wirklich verletzen. Nur dann könnte ich ihm den Schmerz bereiten, der ihm gebührt!“ Sie seufzte leise. „Allerdings hast du bereits jetzt mehr getan, als ich jemals gekonnt hätte. Du hast ihn tiefer verletzt, als ich für möglich gehalten hätte. Ich danke dir.“

Leander schüttelte schwach den Kopf. *Nur nicht zu sehr über Callem nachdenken.* „Was hast du davon, Kentar? Welchem Zweck dient dieses Leiden?“

Sie kicherte hell. „Das ist die falsche Frage, Leander. Du kannst den Schmerz dieser Welt nicht bekämpfen. Du kannst ihn nur genießen. Und ich tue das aus vollstem Herzen. Das Leid *ist* mein Zweck! Freude, Hoffnung, Liebe, das alles ist verwaschen, vermischt mit anderen Regungen, Gedanken, Wünschen. Doch Leid ist rein. Unverfälscht. Wahrhaftig! Der Moment, in dem selbst die Verzweiflung zerbricht und nur das Leid bleibt – es gibt

nichts Erhabeneres! Ich bin eine Künstlerin, Leander. Ich erkunde die immer neuen Lieder des Schmerzes. Und ihr ... ihr seid meine Instrumente.“

Leander unterdrückte ein Schaudern. „Du bist wahnsinnig“, sagte er leise.

„Ich strebe nach etwas Wahrhaftigem in dieser leeren, bedeutungslosen Welt! Wenn das Wahnsinn ist, dann bin ich gerne bereit, ihn zu empfangen.“ Sie klopfte gegen das Gitter. „Und jetzt komm her. Ich habe etwas, das dich interessieren dürfte.“

Für wie blöd hielt sie ihn? „Und was soll das sein?“

„Ein Geschenk meiner Mutter Kenvilar. Mein wertvollster Besitz. Mein Weg zur vollkommenen Verzweiflung. Das Werkzeug, mit dem ich die halbe Mannschaft unter meinen Bann gezogen habe.“

Oh, diese verdammte Neugierde! Widerwillig stand Leander auf und trat zu Kentar ans Gitter. „Du kontrollierst die Mannschaft? Du drohst ihnen mit Schmerz?“

„Aber nein!“, lachte Kentar. „Drohungen ... so plump.“ Was sie stattdessen tat, führte sie nicht aus.

„Und wer steht alles unter deinem Bann?“

„Was denkst du? Ean Quella? Meres vielleicht? Oder ... dein Bruder?“

Leander keuchte auf. „Mein Bruder wird nicht kontrolliert!“

„Ach ja? Hast du dich nicht gewundert, warum der einst so loyale Seekrieger des Meereskönigs von einem Tag auf den anderen zum Piraten wird? Hast du dich nicht gefragt, was aus dem Seefahrer einen Mörder machte? Warum strebt ein Kapitän plötzlich nach der Krone? Was brachte ihn dazu, seinen vorgezeichneten Pfad zu verlassen? Warum kein Zauberbann?“

Leander sammelte sich. Wenn sein Bruder all die Jahre kontrolliert worden war, ohne dass Leander es gemerkt hatte, dann hätte er alles falsch gemacht! Er hätte seinen Bruder vom falschen Fluch befreit! Er hätte ihn seit fast zweihundert Jahren im Stich gelassen. Doch er hätte auch eine Möglichkeit, alles umzudrehen. Er könnte den Bann lösen, und gemeinsam mit Callem gegen den Ewigen Rat kämpfen. Er könnte ...

Langsam schüttelte er den Kopf. „Fast wünschte ich, es wäre so. Dann wäre es nicht er gewesen, der all die Unschuldigen ermordet hat. Nichts davon wäre sein Vergehen. Und wenn der Bann erst gebrochen wäre, könnte alles wieder wie früher sein. Doch ich weiß, dass es nicht so ist. Mein Bruder ist noch immer er selbst.“

„Ja“, gab Kentar ungerührt zu. „Die Fesseln, die ihn binden, hat er allein sich angelegt. Dennoch war es lustig, deine Reaktion zu sehen.“ Sie schnalzte ungeduldig mit der Zunge. „Und jetzt gib mir deine Hand.“ Leander zögerte. „Ach komm, ich will dir nichts antun. Das erfordert eine gründliche Vorbereitung. Wir haben gerade erst angefangen.“

Seufzend hielt Leander ihr die Hand hin und spürte, wie ein rauer Klumpen in seine Handfläche gelegt wurde. Vorsichtig betastete er ihn. Ein vollkommen unauffälliger Stein an einer feinen Kette, allerdings strahlte er leichte Wärme aus. „Was ist das?“

„Dies ist die ungeweinte Träne einer Göttin. Der letzte, fehlende Stein eines kristallinen Kerkers. Er enthält die Verzweiflung eines ganzen Volkes. Die Trauer und den Schmerz meiner Mutter. Selbst sie musste diese Gefühle von sich stoßen, um nicht daran zu zerbrechen. Kein sterblicher Geist übersteht den roten Stein unbeschadet.“

Probierhalber zog Leander am Stein, doch scheinbar hielt Kentar die Kette gut fest. „Oh, du bist lustig!“, kicherte sie. „Du würdest es nicht aushalten, den Stein ganz für dich zu haben, glaub mir. Ich wollte nur, dass ihr euch schonmal vertraut miteinander macht. Du wirst noch viel Zeit haben, ihn genauer kennen zu lernen.“

Sie entzog ihm den Stein und legte stattdessen eine Kugel aus zusammengerollten Kräutern in seine Handfläche. „Und jetzt schluck das.“

Leander lachte heiser. „Ich denke nicht.“

„Was denkst du, habe ich dir gegeben? Ich will dich nicht vergiften, das wäre doch viel zu schade.“

Seufzend hob Leander die Kräuter unter seine Nase und schnupperte leicht. Zauberhutpilze, Wolfskraut, Mithasis und eine erdige Note, die er nicht ganz zuordnen konnte.

„Diese Kräuter werden dich stärken“, fuhr Kentar fort. „Sie halten dich am Leben, damit du nicht zu früh stirbst. Sie erweitern deine Sinne, auf dass du meine Kunst unbeschränkt erfahren kannst. Sie intensivieren das Erlebnis.“

Leander ließ die Kugel fallen. „Tut mir leid, aber manches muss ich nicht intensiver erleben.“

Kentar lachte warm. „Ja! Sehr gut! Behalte deine Hoffnung! Deinen Widerstandsgeist! Zögere das Unvermeidliche heraus! Das alles nährt die Verzweiflung nur noch mehr! Ich will sehen, wie alles auf einmal zerbricht! Es wäre doch langweilig, wenn du jetzt schon aufgibst! Ich habe hohe Erwartungen an dich, Leander.“

Sie verstumme und ergänzte nach einiger Zeit nachdenklich: „Am wichtigsten ist sowieso, dass du den Stein berührt hast.“

Leander ballte die Fäuste. Verfluchte Neugierde! Er hatte es doch gewusst! „Wieso hast du ihn mir wirklich gegeben?“, fragte er verärgert über sich selbst.

„Deine Persönlichkeit ist jetzt in ihn geprägt. Deine Verzweiflung. Deine Wünsche. Deine Ängste. Ich muss mein Instrument erst kennenlernen, nur so kann ich ihm die vollkommensten Melodien entlocken. Ich muss wissen, was dich wahrhaft leiden lässt. Ich muss wissen, wovor du dich fürchtest. Zeig mir deine tiefste Angst!“

Bekommen überlegte Leander, ob er versuchen könnte, ihr den Stein doch noch zu entreißen. Sein Arm müsste zwischen den Gitterstäben hindurchpassen...

Plötzlich prustete Kentar los. Es steigerte sich schnell zu einem kreischenden, nicht enden wollenden Gackern, das nur unterbrochen wurde, wenn sie vor Lachen keine Luft mehr bekam. Nach etlichen Herzschrägen setzte sie an, etwas zu sagen, doch wurde von einem neuen Lachanfall unterbrochen. Seufzend wartete er, bis sie sich etwas beruhigt hatte.

„Na toll, jetzt habe ich – hick – Schluckauf! Oh, ich ...ahaha ... habe mich schon ewig nicht mehr so amüsiert! Welch Ironie! Ahahaha! Der Blinde fürchtet si...ick! ... vor der Dunkelheit! Ahahahahaa!“

„Bist du fertig?“, fragte Leander betont genervt.

„Vor der Dunkelheit!“, prustete Kentar nur, dann wurde sie schlagartig ernst. „Doch es ist gar nicht die Dunkelheit selbst, habe ich recht? Die Dunkelheit ist nur ein Sinnbild für das Unbekannte. Das Unbestimmte. Das Unvorhersehbare. Das Rätsel, das keine Antwort kennt. Die Anomalie, für die es keine Erklärung gibt. Das, was kein Geist verstehen kann, weil es nicht zu verstehen ist. Weil es keine Regeln und keine Muster gibt und weil es in sich selbst allem widerspricht, was dein Verstand greifen kann. Ist es nicht so?“

Leander schwieg.

„Na, dann eben nicht“, murmelte sie. „Doch so aufschlussreich das auch war, da ist noch mehr. Noch eine Angst... Ahh, ja. Natürlich. Die Helden von Andor. Deine ... Freunde. Du hast Angst um sie. Um ihr weiteres Schicksal. Angst, dass sie verlieren werden.“ Ihre sanfte Stimme nahm einen nachdenklichen Klang an. „Interessant ist nur, dass du in diesem Bild

nicht auftauchst. Trotz allem begreifst du dich noch nicht als einer von ihnen. Trotz allem bist du allein.“

Leander musste husten. Schwach griff er nach den Gitterstäben, als der Schwindel zurückkam. Seine Beine zitterten, doch innerlich fühlte er sich erstaunlich ruhig.

„Und da ist noch etwas“, flüsterte Kentar. „Eine dritte Angst, die noch tiefer liegt. Die dein ganzes Wesen ausmacht. Zeig sie mir! Was verbirgt sich dort?“ Sie verstummte. „Nun, es sollte mich wohl nicht überraschen“, sagte sie schließlich. „Du kennst Callem besser als jeder andere. Du kennst seine ganze Grausamkeit, seine Rücksichtslosigkeit, seine Kälte, seine Gier nach Macht und Ruhm. Welchen Grund hättest du, den Kapitän der Schwarzen Kogge nicht zu fürchten?“

Leander konnte sich nicht halten. Er lachte höhnisch los.

„Was? Was ist?“, fragte Kentar hörbar verwirrt.

„Du bist so ahnungslos! So naiv. Der rote Stein mag mich verstehen, doch du tust es nicht!“

„Wovon sprichst du?!“, herrschte sie ihn an.

Leander schüttelte nur den Kopf. „Du begreifst noch immer nicht?“ Er lachte stumm.

„Glaub, was du willst.“

Zum ersten Mal wirkte sie verunsichert, und Leander genoss es. Warum konnte sie die Wahrheit nicht erkennen? Weil sie nur die eine Seite von Callem kannte? Weil sie nicht imstande war, irgendjemanden zu lieben? Leander seufzte leise. Er könnte seinen Bruder niemals fürchten. Seit er denken konnte, hatte Callem ihn beschützt und geleitet, stets hatte er sich in seiner Gegenwart sicher gefühlt. So vieles war zerbrochen, doch das würde sich niemals ändern. Leander hatte keine Angst vor Callem. Er hatte Angst *um* ihn.

„Ich werde es schon noch herausfinden“, zischte Kentar wütend. „Wir werden so viel Zeit miteinander haben.“

Ohne Vorwarnung presste sich eine kalte Hand auf seine Stirn, auf seiner Haut spürte Leander die raue Oberfläche des roten Steins. Fast lautlos hauchte Kentar: „Ich freue mich schon auf all die ...“

„Kentar!“, sagte da eine kalte Stimme. Eine Stimme, die er überall erkannt hätte.

„Hierher. Sofort“, flüsterte Callem.

Er konnte brüllen. Er konnte jähzornig sein. Als Kapitän musste er das auch. Doch wenn sein Bruder wirklich wütend war, dann schrie er nicht. Er rastete nicht aus. Er wurde aufmerksam und ruhig, und wer ihn nicht gut kannte, wer die Schärfe in jeder Silbe überhörte und nichts bemerkte von dem Meer aus Zorn, das in ihm brodelte, der musste glauben, alles wäre in Ordnung. Wenn Callem wahrhaft wütend war, dann zeigte er es nicht.

Einmal, während ihrer Zeit auf der Straße, war Leander von einem anderen Bettler bedroht worden. Der kleine Junge mit blauer Haut hatte sich geweigert, das Geld abzugeben, das er sich mühsam erbettelt und erstohlen hatte. Callem war erschienen, bevor der Bettler ihm etwas tun konnte, mit gefährlich leiser Stimme. Ruhig und beherrscht. Selbst, als er dem Bettler sein Messer in den Hals stieß, hatte er mit keiner Wimper gezuckt.

Jetzt war Callems Stimme noch leiser als damals.

Auch Kentar musste sich ihrer Situation zumindest in Ansätzen bewusst sein. „Gewiss, Kapitän“, sagte sie ergeben, ließ die Hand sinken und beeilte sich, Leander zu verlassen. Doch bevor sie ging, hörte er sie noch flüstern: „Dein Bruder wird nicht immer zur Stelle sein. Bis bald, Seher.“ Ihre Schritte entfernten sich und bald hatte sie die beiden Brüder allein gelassen.

Leander entspannte sich etwas. „Danke, Bruder“, begann er. Bevor er noch mehr sagen konnte, wurde er von einer schrecklichen Hustenattacke niedergerungen, die so lange dauerte, dass Leander kurz befürchtete, sich das Leben aus dem Leib zu husten. Er schmeckte Blut. Als er endlich wieder frei Luft holen konnte, war der Atem seines Bruders verschwunden. Erschöpft schleppte Leander sich zu seiner Pritsche zurück.

Früher Nachmittag, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See südlich von Werftheim, Hadrisches Meer

Nachdenklich betrachtete Leander die fein säuberlich sortierten Schränke und Schubladen in seiner Hütte der Erinnerung. „*urothunatt mjelar krisslommar keetom sovattissog turgedog aykal eaf arauthog efrylen thinghudylen*“, flüsterte Leander. „Dieser Kreislauf wird bewacht durch den *sovattissog turgedog* der Zeit und *arauthog* der drei Herzen.“ Er hatte sich lange genug mit der Tafel des Themauros beschäftigt, als dass er die echte Tafel, die wohl noch immer an Bord der *Aldebaran II* oder mittlerweile in Cavern war, noch gebraucht hätte.

Langsam schloss er das kleine Kästchen. Zu Lebzeiten hatte es getrocknete Zauberhutpilze beinhaltet, deren Rauch er in den ersten Monden seiner Blindheit eingeatmet hatte, um seine Visionen zuverlässiger herbeizurufen, ehe er begriff, wie schnell er sich vergiftete. Das Kästchen verbreitete den dunstigen Duft auch hier, in seiner Fantasie, in der ganzen Hütte. Leander hatte eine Sammlung verschiedener Schriften zu Wahrträumen darin abgelegt, und durch Zufall war auch das alte Barbarenwort *turgyr*, Traum, erwähnt worden, womit *turgedog* dann *Träumer* hieß.

Nachdem er außerdem aus einem Buch über Heilkräuter die Redewendung „*sovattatt paethor yth aykag*“, „Der Tod wächst mit der Zeit“, gefunden hatte, wäre *sovattattissog* die korrekte Übersetzung von *wachsend*. *sovattissog* hingegen war dann höchstwahrscheinlich von *sovyr* abgeleitet und hieß *ruhend* oder *schlafend*.

Dieser Kreislauf wird bewacht durch den schlafenden Träumer der Zeit und arauthog der drei Herzen.

Nur ein Wort fehlte noch, und so gründlich, wie er seine Hütte der Erinnerungen bereits durchsucht hatte, musste er sich wohl damit abfinden, dass er es hier nicht finden würde.

Nicht, dass es noch irgendeinen Unterschied machte, ob er den Text des Themauros vollständig übersetzte oder nicht. Er könnte mit seinen Erkenntnissen dem Ewigen Rat von seiner Zelle aus nicht schaden. Nein, der Grund, weshalb er sich weiter an der Übersetzung versuchte, war pure Neugierde; er wollte die tieferen Zusammenhänge begreifen, wollte verstehen, was Themauros ihnen hatte mitteilen wollen, und welcher Bezug zu seinen unzuverlässigen Visionen bestand, oder zu der Prophezeiung Hrals, die angeblich nicht eintreffen würde. Neugierde, vielleicht ein wenig Sturheit – immerhin war er schon weiter gekommen als erwartet – und natürlich der Mangel an sonstiger Beschäftigung.

Seufzend wedelte Leander des Duft der Zauberhutpilze fort. Da er bei der Übersetzung keine Fortschritte machte, widmete er sich wieder Hrals Prophezeiung:

*Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht
und in falscher Ordnung wieder vergeht,
finden die, welche ohne Argwohn verbrannten,
der Sklavenschinder Ende, das sie nicht erkannten,
den reglosen Herrscher in ewiger Wacht,*

*den Wächter, der aus Stehen Werden macht,
wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit,
der Staub des Todes und das Wasser der Zeit,
und wenn sie nur seinen Namen sagen
wird er erwachen und das Unheil vertagen.*

Es half nichts. Die, welche ohne es zu erkennen der Sklavenschinder Ende verbrannten, waren aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer die Helden, die den Schwarzen Baum zerstörten. Der reglose Herrscher könnte der geheimnisvolle schlafende Träumer der Zeit sein, oder auch nicht. Das Blut der Ewigkeit gehörte wohl zum dritten Herzen, doch das vervollständigte das Bild nur, ohne beim Lösen des Rätsels zu helfen. Und noch immer wusste Leander nicht, ob es überhaupt lohnenswert war, sich mit einer Prophezeiung zu beschäftigen, die ohnehin nicht eintreffen würde – in beiden möglichen Ausgängen, was immer das genau bedeuten mochte.

Nur ein neuer Gedanke war ihm gekommen, eine Idee zu den ersten beiden Versen. *Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht...* Wie magisch wurde sein Blick von der Ebenholzschatulle angezogen, die noch immer offen auf dem Tisch lag. Die ersten sechs Erinnerungen hatte er sich wieder ins Gedächtnis gerufen, doch eine fehlte noch. Die vielleicht wichtigste von allen. Er hatte lange gezögert, noch einmal den Klang der Entscheidung zu hören, sich noch einmal seiner Gleichgültigkeit zu erinnern ... Doch jetzt hatte er die vorletzte Perle, die in allen Farben schimmerte, hinter sich. Nun fehlte noch die letzte Perle. Die letzte Erinnerung. ... *der gezeichnete Verkünder ...*

Leander trat neben den Kasten und legte seine Hand auf den roten Samt. Ließ seinen Blick über die Reihe aus sieben Perlen streifen, bis er auf der hintersten ruhte. Perfekt rund geschliffen, glatt und doch so tiefschwarz, das sich nichts je in ihr spiegelte. Passend. Er hielt zögernd seine Finger darüber, bereit sie zu berühren. Was hielt ihn noch zurück? Wenn Hrals Prophezeiung noch irgendeine tiefere Bedeutung hatte, wenn er wirklich verstehen wollte, wie alles zusammenhing, dann gab es keinen Weg daran vorbei. *Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht...* Was war ein Herold denn anderes als ein Verkünder?

Eine plötzliche Berührung an seiner Schulter ließ ihn aufschrecken, ehe er die Perle berühren konnte. Die Hütte der Erinnerung faltete sich zusammen und nur die Dunkelheit seines wachen Geistes blieb zurück.

„Ruhig“, sagte traurig eine tiefe Stimme an seiner Seite. „Ich tue dir nichts.“

Leander hustete keuchend als Antwort. Er war so versunken in seine Überlegungen gewesen, dass er nicht mitbekommen hatte, wie der andere seine Zelle betreten hatte.

„Ich bin Thogger“, sagte die Stimme, nachdem er zur Ruhe gekommen war. Der alte Tarendruide also. Was wollte er? Als hätte er seine Frage gehört, antwortete der Tarus: „Der Kapitän schickt mich. Ich soll sehen, was ich gegen den Husten tun kann. Und ich vermute, ich soll als zusätzliche Sicherheit dienen, damit Kentar sich nicht an dir vergreift. Ich bin ehrlich erstaunt, dass sie es nicht längst getan hat.“

„Sie hat es versucht“, antwortete Leander heiser. „Sie wurde unterbrochen, ehe sie wirklich anfangen konnte.“ Widerstandslos ließ er es zu, dass Thogger seinen Mantel abstreifte und mit kräftigen Händen sorgfältig seine Brust betastete.

„Sie wird es wieder versuchen“, murmelte Thogger. „Diese Mannschaft ist ihre kleine Sammlung. Wann immer sie jemanden mit besonderen Fähigkeiten in die Finger bekommt, lässt sie nicht mehr locker, bis er sich uns anschließt – vorzugsweise hat sie vorher noch

ihren Spaß mit den Gefangenen.“ Thoggers Stimme wurde so leise, dass Leander sich fragte, ob die Worte wirklich noch an ihn gerichtet waren.

Plötzlich presste sich ein gedrehtes Horn in seine Rippen, als Thogger versuchte, sein Ohr auf Leanders Brustkorb zu legen. „Tief einatmen“, forderte der Tarus. Leander tat wie geheißen. Das tiefe Rasseln wäre bis außerhalb der Zelle zu hören gewesen.

„Oh, das klingt nicht gut.“

„Danke, dessen bin ich mir bewusst!“, erwiderte Leander bissig. Ruhiger ergänzte er: „Du sagst also, ich sollte lieber gleich aufgeben und mich Callem anschließen, bevor sie mich dazu zwingt?“

Thoggers Kopf verschwand von seinem Brustkorb und der Mantel wurde ihm wieder in die Hand gedrückt. Leander streifte ihn schnell über, auch wenn die fröstelnde Kälte nicht von außen auf ihn einströmte, sondern sich tief in ihm festgesetzt hatte.

Mit einiger Verspätung ertönte ein heiseres, gefühlloses Lachen. „Sie wird dich nicht in Ruhe lassen, nur weil du Treue vorgaukelst, Leander. Sie wird sichergehen, dass du es ernst meinst. Und wenn Kentar sichergehen will, dann hältst du keine Lüge lange durch. Bist du bereits Monster genug, um der Schwarzen Kogge zu folgen? Wenn nicht, wird sie dich dazu machen.“

Ein kleines Fläschchen wurde in seine Hand gedrückt. „Trink zweimal am Tag je zwei Schlücke. Ich braue dir noch mehr davon, wenn nichts mehr übrig ist.“

Leander löste den Korken und nahm einen Schluck. Die Flüssigkeit war eiskalt, bitter und etwas schleimig – kurzum, sie schmeckte grauenhaft. Dennoch würgte er ohne zu zögern noch einen Schluck herunter.

„Sie kontrolliert auch dich, oder?“, fragte er dann.

Thogger seufzte zitternd. „Kontrolliert? Ich wünschte, es wäre so einfach. Sie kontrolliert mich nicht, Leander. Sie brachte mir den Schmerz, die Verzweiflung, die Trauer. Sie lieferte mich meinen tiefsten Ängsten aus, sie streute Gift in meinen Geist, bis ich anfang, mich zu verändern. Es ist keine Kontrolle, Leander, kein Zauberbann, kein Fluch. Es ist schlimmer. Sie lockte meine dunkelsten Seiten ans Tageslicht. Sie zerbrach alles Gute in mir. Doch was übrig bleibt bin noch immer ... ich. Ein schreckliches, verändertes Ich, doch noch immer ich. Alles, was ich getan habe, habe *ich* getan. Alles, was ich immer wollte, war mein Volk zu beschützen ... und doch hätte ich die Hälfte der Taren ausgelöscht. Es war genau dieser Wunsch, der mich dazu trieb. Der Wunsch, sie vor sich selbst zu schützen.“

Ein Laut ertönte, der ein Schluchzen oder ein Keuchen sein könnte. „In klaren Momenten wie diesen weiß ich, wie dumm das ist. Doch wenn erst der nächste Angriff kommt, dann wird das alles egal sein. Dann werde ich doch wieder nur denken, das alles für mein Volk zu tun, egal wie unsinnig es ist. Ich kann mir nicht helfen, Leander.“

Leander schluckte. „Du hast nie versucht ... das umzukehren? Dich zu widersetzen? Davonzulaufen, bis ihr Einfluss dich verlässt?“

Togger lachte bitter. „Als Kentar von Varatans Fluch getroffen wurde und die Welt vergaß, mich vergaß, da wurde es besser. Es hat viele Jahre gedauert, Jahre, in denen ich als Hoher Schamane mein Volk leitete, in denen ich die Steppen des Ostens und die Berge des Südens durchwanderte, doch ich konnte wieder zu mir zurückfinden. So dachte ich zumindest. Aber als ich erst wieder auf Narkon war, da ... Sie musste nichts tun, Leander. Nichts! Ihr Anblick hat gereicht! Alles, was sie aus mir gemacht hatte, war noch immer irgendwo hier drinnen.“ Er holte tief Luft. „Vor einem Zauberbann könnte ich davonlaufen. Doch nicht vor mir selbst. Egal wohin ich flüchte, egal wie viele Jahre verstreichen, am

Ende wird dieser Teil von mir nicht mehr verschwinden. Vielleicht habe ich irgendwann die Kraft zu flüchten. Dann werde ich gehen an einen Ort, an dem ich sicher bin vor mir selbst. An einen Ort, von dem ich nicht mehr zurückkommen kann. Dann werde ich ... diesen Teil von mir töten. Selbst wenn der Rest dafür mitsterben muss.“

Er verstummte, erhob sich und verließ die Zelle. Das Gitter fiel mit einem lauten Klingen zu. „Flieh, Leander. Wenn du wirklich nicht willst, dass mit dir geschieht, was aus mir wurde, dann flieh. Geh, wohin sie dir nicht folgen kann. Lass alles zurück.“

Leander verstopfte das Medizinfläschchen wieder und verstaute es in seiner Tasche. „Es ist unmöglich, sich zu widersetzen?“, fragte er heiser.

Thoggers Schritte, die sich schon entfernt hatten, hielten inne und kehrten zurück. „Einst überfielen wir ein Handelsschiff aus Hadria. Wir hofften auf reiche Beute, doch an Bord fanden wir etwas besseres. Ein Mädchen aus Hadria. Eine Zauberin. Ean Quella. Sie war ... ich habe nie einen besseren Menschen getroffen. Sie war so rein, so unschuldig. Sie war unterwegs, um Fremden zu helfen, wo sie konnte. Um ihre Kräfte zu erproben und sie dereinst in den Dienst Hadrias zu stellen. Nichts sonst. Sie strebte nicht nach Macht, nicht nach Reichtum, nichts. Wir sperrten sie in eine Zelle; alleine, nachdem sie zuvor noch versucht hatte, ihren Mitgefangenen zu helfen. Selbst die Ratten, die sich sonst über unsere Opfer hermachten, liebten sie. Callem wollte sie auf unsere Seite ziehen, doch das war von Anfang an vergeblich. Sie hätte keiner Fliege etwas zuleide getan. Also ... ließ er Kentar ihr Werk verrichten.“

Thogger schwieg so lange, dass Leander schon glaubte, der Tarus sei fertig, doch irgendwann holte er tief Luft und fuhr fort: „Sie wehrte sich lange, länger als ich für möglich gehalten hätte. Fast zwei Monde konnten wir jede Nacht ihre Schreie hören. Dann war es vorbei. Wir alle dachten, es wäre zu viel und sie wäre gestorben ... und wir hatten recht. Sie war tot. Alles, was sie einst ausgemacht hatte, war verschwunden. Ihre Persönlichkeit war nicht zerbrochen, denn dann wären Scherben zurückgeblieben, die man noch weiter hätte zerkleinern können. Doch bei ihr war nichts mehr übrig, das man noch zerstören könnte. Sie war zu Staub zermahlen. Sie isst, wenn wir ihr befehlen zu essen, schläft, wenn wir ihr befehlen zu schlafen, mordet, wenn wir ihr befehlen zu morden. Der Hass auf sich selbst ist das einzige, was sie noch am Leben hält. Seit bald zweihundert Jahren. Sie hat seitdem kein Wort mehr gesprochen.“

Leander holte rasselnd Luft. Er würde nicht so enden, das wusste er. Kentar brauchte nicht viel, um ihn zu verändern. Sie musste nur wieder aus ihm machen, was er den Großteil seines Lebens gewesen war. Sie musste nur die Liebe zu seinem Bruder befeuern, bis alles andere zurück in Gleichgültigkeit versank. Er hatte sich nie unter das Wappen der Schwarzen Schlange gestellt, war nie zum Piraten geworden, doch kein schlechtes Gewissen hatten ihn abgehalten, nur seine Seekrankheit und der Wunsch nach Zurückgezogenheit. *Sie wird leichtes Spiel mit mir haben.*

„Nur einem ist es je gelungen, sich ihr zu widersetzen.“ Leander horchte auf. „Es ist noch nicht lange her. Ein Hautwandler, der sich in einen Bären verwandeln konnte. Eine perfekte Ergänzung für Kentars Sammlung. Callem konnte ihn nicht überzeugen, also versuchte sie es. Doch er flüchtete sich in die Gestalt eines Bären. Kentar konnte ihm Schmerzen zufügen, sie brachte ihn zur Tollwut, bis er sich selbst zerfleischte und wild nach allem schnappte, was sich ihm näherte. Doch es gelang ihr nicht, ihn zu zerbrechen. Seine Ängste waren anderes als die unseren. Kentar konnte sie nicht für ihre Zwecke nutzen. Nach

alles, was ich gehört habe, ist er jetzt an der Seite der Helden von Andor... Ich nehme an, du kennst ihn sogar?“

Oh, Drukil, was hat sie dir angetan?

Wortlos nickte Leander.

„Solange du deinen Geist nicht auf dem gleichen Weg verstecken kannst, wird sie ihn zerbrechen.“

Fast war Leander versucht. Er wollte nicht so enden. Er wollte nicht werden wie früher. Doch sobald er an seinen Bruder dachte, sobald er überlegte, was Callem durchleiden müsste, sollte er sich das Leben nehmen, sobald er sich vorstellte, wie er sich an dessen Stelle fühlen würde, wusste er, dass er es nicht konnte. Das konnte er seinem Bruder nicht antun.

Trotzdem sollte er sich wohl alle Möglichkeiten offenhalten. „Könnte ich ein Messer bekommen?“, fragte er und fasste sich geistesabwesend an den Hals.

„Du brauchst keines. Ich habe dir etwas besseres gegeben“, erwiderte Thogger leise. „Deine Medizin ... Zwei Schlücke jeden Morgen und Abend heilen dich. Doch solltest du alles auf einmal trinken, so wirst du einschlafen und nicht wieder aufwachen ... Die Entscheidung liegt bei dir.“

Ohne ein weiteres Wort ging er. Leander hielt ihn nicht zurück. Es gab keine Fragen mehr.

Später Nachmittag, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See südwestlich von Werftheim, Hadrisches Meer

... Dunkelheit...

... ein in rotes Licht getauchter runder Turm aus Stein, die grüne, mit einer weißen Blume verzierte Fahne im Wind flatternd, ein gewaltiger blutroter Hahn vom rietgedeckten Dach herunter krähend...

... Dunkelheit...

... eine Krone, die regelmäßigen gebogenen Zacken golden schimmernd...

... Dunkelheit...

... ein schlanker Mann mit Spitzbart und Halbglatze, das Auge eines Drachen zwischen seinen Händen...

... Dunkelheit...

... ein steinerner Boden, von bedrohlichen Rissen durchzogen...

... Dunkelheit...

... ein im Schnee kauernendes Mädchen in brauner Kutte, ihr Haar fast so golden wie ihre Augen...

... Dunkelheit...

... Dunkelheit...

... Dunkelheit...

Leander keuchte. Sein rasselnder Atem ging schwer. Nur langsam beruhigte er sich. Er musste eingeschlafen sein, und seine Vision ... So war es noch nie gewesen. So viel Dunkelheit! Die unerklärliche Angst saß ihm noch immer in jedem Knochen.

Er setzte sich vorsichtig auf, lehnte den Hinterkopf an die Schiffswand und atmete langsam aus und ein, um ja keinen weiteren Hustenanfall zu provozieren.

Was hatte es nur mit dieser Dunkelheit auf sich? Normalerweise schob er jeden Gedanken an sie beiseite, doch so präsent, wie sie in seinen Visionen inzwischen war, hatte es keinen Sinn mehr, davonzulaufen. Er wollte doch wissen, wie alles zusammenhing, oder nicht? *Die Dunkelheit, die dich verfolgt, wirst du nicht mehr erleben.* Er seufzte.

Also. Dunkelheit. Was sollte ihm das sagen? Was sollte das bedeuten? Dunkle Magie? Hatte er früher schon oft genug gesehen, als er versucht hatte, mehr über die Blutlinie Varatans herauszufinden. Der Tod? Ein klarer Widerspruch zur Weissagung der drei Schwestern. Eine bewölkte Nacht, oder eine unbeleuchtete Höhle? Das Fehlen von Lichtquellen war für seine Gabe noch nie ein Hindernis gewesen. *Ich habe es versucht. Ich habe nachgedacht, doch nichts scheint plausibel.* Also konnte er die Fragen ruhen lassen, oder? *Nichts scheint plausibel.* Er konnte sich wieder hinlegen und in seiner Hütte der Erinnerung nach dem letzten Wort suchen. *Nichts scheint plausibel.* Warum ließ ihn dieser Gedanke nicht los? *Nichts ... scheint plausibel.*

Nichts... Dunkelheit zu sehen, war das nicht eigentlich ein Widerspruch? Eigentlich sah er nur ... nichts. War es das, was seine Vision ihm zeigte? Dass sie ihm nichts zeigen konnte? Wenn ja, was sollte das bedeuten?

Leander sah die Zukunft. Er sah, was sich zwangsweise ereignen musste. Wenn er nun nichts mehr sah, hieß das dann, dass es ... keine Zukunft gab? War es doch sein Tod? Plötzlich war er sich unsicher, ob diese Deutung wirklich einen Widerspruch zur dreistimmigen Drohung des Orakels der Geister war. *Die Dunkelheit, die dich verfolgt, wirst du nicht mehr erleben.* Den Tod würde er per Definition nicht erleben.

Leander schüttelte schwach den Kopf. Nein, es gab genug Berichte von Sehern, die Ereignisse lange nach ihrem Tod vorausgesehen hatten – und von anderen, die versucht hatten, ihren eigenen Tod zu verhindern. Auch sie hatten keine Dunkelheit gesehen, sondern den Moment ihres Todes. Die Dunkelheit musste etwas anderes bedeuten. Nicht, dass es keine Zukunft gab, sondern ...

Kein Plan konnte uns helfen, doch das Schicksal wies uns den Weg.

Ein Gedanke erfasste ihn, beängstigend und befreiend zugleich.

Wenn sie die richtigen Ohren erreicht, wird die Prophezeiung in beiden möglichen Ausgängen nicht eintreffen.

Ein Gedanke, der allem widersprach, woran er bisher geglaubt hatte.

Die Dunkelheit ist nur ein Sinnbild für das Unbekannte. Das Unbestimmte. Das Unvorhersehbare. Das Rätsel, das keine Antwort kennt. Die Anomalie, für die es keine Erklärung gibt. Das, was kein Geist verstehen kann, weil es nicht zu verstehen ist. Weil es keine Regeln und keine Muster gibt und weil es in sich selbst allem widerspricht, was dein Verstand greifen kann.

Er lachte laut, bis ein Husten daraus wurde, und selbst dann noch kicherte er zeitgleich. Keine gesunde Kombination. So lange hatte er die Dunkelheit nicht begriffen, hatte nicht sehen wollen, was sie ihm sagte, und das hatte ihm Angst gemacht. Doch jetzt, auf einen Schlag, verschwand jede Furcht. Jetzt endlich begriff er. Die Dunkelheit seiner Visionen unterschied sich nicht von der, von der er tagtäglich umgeben war. Sein Erstes und sein Zweites Gesicht, sie beide waren blind. Seine Visionen zeigten ihm, was sich ereignen musste. Doch was, wenn es tatsächlich etwas gab, was sich nicht ereignen musste? Was, wenn ein Moment nahte, dessen Ausgang nicht feststand? Zwang oder Zufall. Was, wenn es ein einziges Mal das zweite war? Ein Augenblick, der alles weitere in Dunkelheit tauchte?

Er presste einen Ärmel vor den Mund, bis der Husten verging. Langsam schluckte er den Blutgeschmack herunter. Doch während sein Körper verfiel, arbeitete sein Geist unermüdlich. Eine Furcht war verschwunden, die ihn viel zu lange davon abgehalten hatte, von seiner Gabe Gebrauch zu machen. Es gab so viele Fragen, die sie ihm beantworten konnte.

Er vertraute seinen Visionen nicht, zu leicht hatte er sich geirrt. Doch am Ende zeigten sie nur, was geschehen musste. Er konnte sie falsch deuten, doch mit genug Vorsicht sollte er wertvolle Erkenntnisse aus ihnen gewinnen.

Was hatte es mit dem roten Hahn auf sich? Was mit dem Mädchen im Schnee und den seltsamen Rissen? Und hatte er nicht Ken Dorr gesehen, mit einem Drachenaugen in den Händen? Ein schwarzes Juwel dieses Namens war verschwunden, während sie in Silberhall in der Schatzkammer waren, und auch wenn Leander bislang geglaubt hatte, dass Ken Dorr für einen Diebstahl weder die Möglichkeit noch das Motiv gehabt hatte, so würde er es schon noch herausfinden. Alles würde er herausfinden. Die Pfade, von denen er sich abgewandt hatte, standen ihm alle wieder offen. Er würde jeden einzeln beschreiten.

Frühe Nacht, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See nördlich von Sidra, Hadrisches Meer

Vertraute Schritte brachten ihn aus seinen Überlegungen. Reglos wartete er, bis sie vor seiner Zelle anhielten. „Bruder“, sagte er dann.

„Du bist aufgebracht“, erwiderte Callem anstatt einer Begrüßung. Es war keine Frage.

„Ja“, gab Leander zu. Dass sich, wie immer, eine tiefe Ruhe in ihm ausbreitete, kaum dass Callem bei ihm war, erwähnte er nicht. „Ich habe etwas herausgefunden. Meine Gabe hat mich ein weiteres Mal getäuscht. Ein Bild, das ich nicht verstand, verursachte eine Angst, die ich nicht bekämpfte. Fast als wollte meine Gabe nicht...“

„Dass du deine falschen Interpretationen hinterfragst?“, beendete Callem den Satz. Leander nickte stumm.

„Woher kommen deine Visionen, Bruder? Wer schickt sie dir?“

„Niemand. Die Vorsehung. Ich selbst.“ Leander zuckte mit den Achseln. „Da ist keine höhere Macht, die mein Schicksal bestimmt, außer der Fluss der Zeit und die Kette von Ursache und Wirkung.“

„Und woher weißt du das?“, fragte sein Bruder leise.

Leander schüttelte langsam den Kopf. „Ich rufe meine Visionen selbst herbei. Ich allein entscheide ...“ Er hielt inne, als er sich eingestand, dass das nicht stimmte. Die Dunkelheit, den brennenden Baum, das Gesicht seines Bruders – nichts davon hatte er herbeigerufen. Die Visionen hatten ihn einfach überfallen. Weil sie wichtig für ihn waren, so hatte er gedacht. Er zögerte. ... *und während unser Reich erblühte, bekamen wir alle nur gezeigt, was wir sehen sollten.*

Leander schluckte. Es war nicht so, dass er zum ersten Mal über diese Frage nachdachte. Die Zukunft sehen... Was hieß das schon? Welche Zukunft? Ein Seher, der sich selbst unter einem Baum begraben sah, würde den Wald meiden und stattdessen in eine Schlucht stürzen. Einer, der sich ertrinken sah, keinen Fuß mehr auf ein Schiff setzen und im hohen Alter am Husten sterben. Jede Vision, die er jetzt sah, würde beeinflussen, wie er sich in Zukunft verhielte. Wenn er sähe, was ohne seine Visionen eingetreten wäre, dann würde es durch eben diese Vision verändert. Sah er stattdessen diese veränderte Zukunft, wäre auch die Vision eine andere, und das Ergebnis eine neue, dritte Zukunft, die wiederum eine andere Vision erforderte, die in eine andere Zukunft führte... Jede Vision verhinderte sich selbst. Ein infinites Regress.

Doch es gab unter den unzähligen Bildern, die er sehen könnte, einige, ganz wenige, die anders waren. Die genau die Zukunft hervorriefen, die sie selbst zeigten. Die sich selbst zur Wahrheit machten. Und von diesen wenigen Visionen, die in Frage kamen, sah er genau eine. Doch wer wählte aus, welche davon?

„Und wer sollte es sein, der mir diese Bilder zeigt?“

„Was weiß ich. Ein Dunkler Magier vielleicht“, schnaubte Callem.

Leander musste lächeln. Wenn es doch so einfach wäre! Am Ende war die Frage, weshalb er gerade diese Bilder sah, wohl ebenso zielführend wie die Frage, weshalb ein losgelassener Stein nach unten fiel, oder nach der Ursache der Wirklichkeit. Alle Antworten, die sich finden ließen, würden nur noch mehr neue Fragen aufwerfen. Und am Ende stieß man auf nichts als das blinde Schicksal, das den Fluss der Zeit bestimmte wie ein gleichgültiger Gott.

„Wir halten unseren Geist für frei von allen Einflüssen, bis wir irgendwann bemerken, dass etwas herausgeschnitten wurde. Dass alles, was wir zu sein glauben, nur ein Bruchteil dessen ist, was wir wahrhaft sind“, fuhr Callem fort. „Bis wir erkennen, dass etwas fehlt, was immer ein Teil von uns war, dass wir verkrüppelt und verflucht sind und niemals wieder sehen werden, was uns genommen wurde, selbst wenn es direkt vor uns ist und...“ Callem holte tief Luft und verstummte.

Leander stand auf und trat ans Gitter, bis er von der anderen Seite den Atem seines Bruders im Gesicht spüren konnte. „Varatans Fluch ist gebrochen. Du kannst wieder sehen, Bruder. Und auch ich kann wieder sehen. Ich habe mein inneres Auge wieder geöffnet. Und ich habe gesehen. Ich habe ... verstanden.“

„Was hast du verstanden, Leander?“

„Vieles. Ich habe verstanden, was sich hinter der Dunkelheit verbirgt. Ich habe verstanden, welche Pläne Ken Dorr verfolgt, welches dreifache Spiel er in Wahrheit spielt. Er ist nicht auf unserer Seite, doch auch nicht auf eurer. Vertraue ihm niemals, Bruder, in mehr kann ich dich nicht einweihen. Vor allem jedoch habe ich verstanden, was meine Aufgabe ist. Was ich tun muss, um den Ewigen Rat aufzuhalten und meinen Freunden zu helfen. Ich schulde ihnen eine Warnung, eine Antwort und den Schlüssel zu ihrem Sieg.“

Callem sog scharf Luft ein. „Darauf also läuft es hinaus? Am Ende stehst du auf ihrer Seite?“

Leander senkte den Kopf. „Ich bin zu dir gekommen, als ich dich in Gefahr glaubte. Jetzt glaube ich sie in Gefahr und würde zu ihnen zurückkehren. Du bist mir wichtig, und sie ebenfalls. Es gibt keine Seiten.“

Etwas griff nach seiner Hand. Leander verschränkte seine Finger mit denen seines Bruders und fühlte alles, was ihn gezeichnet hatte. Er spürte die Kälte unter der Haut, die ihn seit der Gefangenschaft auf Narkon begleitete. Er spürte die Schwielen eines Schwertkämpfers, die raue Haut, wo wieder und wieder die Taue der Takelage entlangschrappten, er spürte die Spuren der hölzernen Griffe aus seiner Zeit als Steuermann, und darunter spürte er die kräftigen Hände des Jungen, der ihn von der brennenden Hütte ihrer Eltern fortgezerrt hatte. Callem sprach nicht, doch der Druck seines Griffs verriet genug. Er stellte eine wortlose Frage: *Warum?*

„Ich bin zu den Helden von Andor gestoßen, bin ihnen ein Freund geworden, ganz wie du wolltest. Doch keiner von uns beiden hatte bedacht, dass sie damit auch mir zu Freunden werden könnten. Ich habe es nicht erwartet, es nicht gesehen, doch nach all den Jahren, in denen mir alles andere egal war, wurden sie mir wichtig. Ich ... habe sie in mein Herz gelassen.“

Der Druck von Callems Hand verstärkte sich. „Denkst du noch manchmal an unseren Schwur?“, fragte Callem rau.

Leander lächelte traurig. „Immer.“ Er hob ihre beiden Hände, bis sie auf Höhe ihrer Köpfe zwischen den Gitterstäben schwebten. Gleichzeitig begannen sie zu sprechen.

Und während seine Lippen die ersten Worte formten, zog sich Leander in die Hütte der Erinnerung zurück. Er stand zwischen den sortierten Schränken und Schubladen, zwischen den Zeugnissen seines Lebens. Die Schatulle aus Ebenholz lag noch immer offen auf dem Tisch, und die letzte, tiefschwarze Perle zog seinen Blick auf sich. Doch er ignorierte sie. Er trat am Tisch vorbei und duckte sich unter den an der Decke hängenden Kräuterbüscheln hindurch, bis er vor der Tür der kleinen Hütte stand. Langsam schob er sie auf.

Der Geruch von Salz und frischem Gras lag in der Luft. Fernes Meeresrauschen und Vogelschreie drangen an seine Ohren, doch hätte er den Kopf gewandt, so wären da weder das Meer noch der Wald gewesen. Nur Stille und Dunkelheit. Wenn er auch innerhalb seiner Hütte jedes Detail nachgebildet hatte, hier draußen war nichts bis auf das eine, was ihm wichtig war.

Auf einem schmalen Fleck Boden inmitten der Leere stand sein Bruder. Er war noch jung, höchstens Anfang zwanzig. Auf seinem kahlen Schädel glänzte die Sonne vergangener Tage, die in dieser Welt niemals schien, und in seinen gelben Augen lag Abschied. Leander trat zu ihm und erwiderte den Blick mit Augen, die außerhalb seines Kopfes nie wieder einen Blick erwidern würden.

Innerhalb seiner Hütte lagen die Erinnerungen aus Jahrhunderten, fein säuberlich abgelegt und geordnet. In jeder Ecke und jeder Spalte verbargen sich Texte, Gedanken, Gefühle, Momente, die er nicht vergessen wollte. Sie drängten sich aneinander und die abgestandene Luft war voll von ihnen. Doch jenseits der engen Wände herrschte Leere. Hier draußen hatte er nur eine einzige Erinnerung abgelegt. Die älteste und vielleicht wichtigste von allen.

Der junge Callem hob die Hand und Leander ergriff sie, bis ihre Finger sich verschränkten und die Gegenwart verschwand.

Früher Vormittag, 43. Frühjahrstag 124 v.A.Z.

Nördliche Küste, Wachsender Wald

Leander schlug die Tür ihrer kleinen Hütte auf und beobachtete seinen Bruder, der soeben damit beschäftigt war, die Decke zusammenzurollen, damit sie in seinen Rucksack passte. Nach zwei vergeblichen Versuchen gesellte sich Leander zu ihm und hielt wortlos das Ende zusammen, sodass Callem sie nach kurzem Zögern klein genug bekam.

„Wann wolltest du es mir sagen?“, fragte Leander, während er seinen Bruder aus den Augenwinkeln beobachtete.

Callem schloss die Augen und holte tief Luft. „Gleich. Sobald ich fertig bin. Sobald du mich nicht mehr zurückhalten kannst.“ Er lachte traurig. „Wie lange weißt du es schon?“

Leander legte den Kopf schief. „Seit zwei Monden. Ich bin spät aufgewacht und das Rekrutierungsschreiben lag mitten auf dem Tisch.“ Er hielt inne und biss sich auf die Lippe. „Nein, eigentlich wusste ich es schon immer. Du bist nicht gemacht für dieses Leben. Du willst keine Zurückgezogenheit, keine Geborgenheit am Rande der Welt. Du willst dein Leben nicht im Dunkeln verbringen wie ich. Du sehnst dich nach dem Meer und den Schiffen, die ich immer so schnell wie möglich verließ.“

Callem nickte langsam. „Du warst schon immer der Klügere von uns beiden.“ Leander widersprach nicht. „Bruder, wenn du willst, dass ich bleibe – sag nur ein Wort, und ich ...“

Leander ergriff Callems Hand. Sofort durchströmte ihn neue Sicherheit. „Ich kann dich nicht zurückhalten, Bruder. König Varatan braucht neue Seekrieger nach dem Debakel auf Danwar. Die Gelegenheit ist zu günstig. Das ist dein Leben, nicht diese kleine Hütte. Ich wünschte nur, wir hätten noch mehr Zeit gehabt.“

„Ich bin geblieben, solange ich konnte. Wenn ich noch länger warte, kann ich es erst nächstes Jahr wieder versuchen.“

Leander schluckte schwer. „Ich weiß. Du hast gewartet. Diesen Frühling und schon die ganzen letzten Jahre davor. Ich bin jetzt alt genug. Ich ...“ Er blinzelte die Tränen fort. „Ich bin nicht hier, um dich zurückzuhalten, sondern um dir Lebewohl zu sagen.“

Callem strich mit dem Daumen eine Träne fort, die es doch auf seine Wange geschafft hatte. „Das ist nicht das Ende, oder?“, fragte er schwer.

„Nein“, erwiderte Leander fest. „Nein, das ist es nicht! Bruder, bitte, versprich mir, dass du ...“ Er verstummte, weil er selbst nicht wusste, was er eigentlich versprochen haben wollte.

„Was immer du willst“, antwortete Callem ohne zu zögern.

Leander blinzelte. Langsam hob er ihre verschränkten Hände, bis sie neben ihren Köpfen schwebten, und begann zu sprechen:

„Ich schwöre feierlich, dass dies nicht das Ende ist. Ich schwöre, alle meine Taten, alle meine Wünsche, an uns beiden zu messen. Ich werde dir niemals mehr schaden, als ich mir selbst schaden würde. Ich werde deinen Schmerz fühlen, als wäre er mein eigener, und meine Freude mit dir teilen. Ich schwöre, niemanden zu brauchen als dich und mich. Ich schwöre, die Welt nicht in mein Herz zu lassen, mich zu verschließen, ehe etwas dich daraus vertreiben könnte. Ich schwöre, dass wir beide dort immer zu zweit sein werden. Wir werden einander treu sein, solange wir beide leben. Ein Band wird uns binden, stärker als die Meilen, die uns trennen. Dies ist das Band zweier Brüder. Ich schwöre, dass es nicht zerreißt.“

Leander verstummte und blinzelte. „Nein. Das ist nur ... mein Schwur an dich. Ich kann nicht von dir verlangen, dass du...“

Callem unterbrach ihn, indem er den Schwur wiederholte, fehlerfrei, Wort für Wort, und in jedem lag ein schwerer, tiefer Ernst. Dann umarmten sie einander und für eine lange Zeit existierte nichts mehr außer ihnen beiden.

Schließlich löste Callem sich. „Es ist Zeit“, sagte er rau. Leander nickte traurig und erwiderte den Blick aus den gelben Augen, in denen Abschied lag. Die Sonne glänzte auf Callems kahlem Schädel. Der Geruch von Salz und frischem Gras lag in der Luft. Fernes Meeresrauschen und Vogelschreie drangen an seine Ohren. Doch nichts davon war wichtig. Sie standen vor der Tür der Hütte, die sie gemeinsam erbaut hatten, und sahen einander an, und nichts anderes zählte.

Und Leander beschloss, dass er sich hieran immer erinnern würde. Er schuf einen sicheren Ort in seinem Geist, an den er sich zurückziehen konnte, wann immer er wollte. Und dorthin legte er diesen Augenblick des Abschieds, solange er frisch war. Ein unbeweglicher Ort entstand inmitten des Stroms seiner Gedanken, eine Insel der Ruhe und der Ordnung, und darauf war das Bild seines Bruders, der vor der Tür ihrer Hütte stand. Leander wusste, er würde diesen Moment niemals vergessen.

Frühe Nacht, 26. Wintertag 77 A.Z.

Hohe See nördlich von Sidra, Hadrisches Meer

„Dies ist das Band zweier Brüder. Ich schwöre dass es nicht zerreißt“, sagten sie beide. Ihre Stimmen klangen sanft gegen die Wellen. Callems Hand war warm in seiner. Wenn die Gitterstäbe zwischen ihnen nicht wären, alles wäre wie damals.

„Die Worte eines Kindes, das nicht versteht, dass ein Leben ohne Veränderung kein Leben ist, und dass mehr als zwei in einem Herzen Platz finden können“, sagte Leander bitter.

„Die Worte zweier Brüder, die einander alles bedeuten“, erwiderte Callem.

Leander lächelte. „Beides ist wahr.“

„Ich habe mich immer daran gehalten, Leander“, flüsterte Callem. „Als die anderen Rekruten mich zu ihren Trinkabenden einluden, bin ich ferngeblieben und habe trainiert. Als alle anderen ihre Freunde und Verlobten zu ihrer Ernennung als Seekrieger mitbrachten, bin ich allein gekommen. Als ich das Kommando über ein eigenes Schiff bekam, nannte ich niemanden, den ich in meiner Mannschaft haben wollte. Als Pero mir wieder und wieder seine Freundschaft anbot, habe ich ihn abgewiesen. Und als ich meine Mannschaft ermordete und zum Piraten wurde, da konnte ich es, denn niemand bedeutete mir etwas. Die Männer, die mir gedient hatten und die ich verriet, waren mir egal. Die Unschuldigen, die ich auf meinen Raubzügen tötete, waren mir egal. Denn ich hatte meinen Schwur gehalten. Ich hatte die Welt nicht in mein Herz gelassen. Du hast mich zu dem hier gemacht, Leander. Der Schwur, den du mich schwören ließest. Und es war gut. Ich brauchte niemanden als uns beide.

Doch dann kam Varatans Fluch. Ich vergaß alles, was außerhalb von Narkon lag. Ich vergaß die See und die Schiffe und die Welt außerhalb des Eilands. Ich vergaß ... dich. Doch was ich nicht vergaß, war meine Pflicht, alle anderen abzuweisen, selbst wenn ich den Grund dafür nicht mehr kannte. Ich durfte niemand neues in mein Herz lassen, und zugleich warst du herausgerissen. Für mehr als hundert Jahre war ich wahrhaft allein. Der einzige,

von dem ich jemals zuließ, dass er mir auch nur im Entferntesten wichtig wurde, war ein verdammter *Vogel*, weil ich es sonst nicht ausgehalten hätte! Doch ich habe meinen Schwur gehalten. Ich bin uns treu geblieben.“ Callems Hand löste sich aus seiner. Wo sie gelegen hatte, fühlten seine Finger sich plötzlich kalt an. „Und womit dankst du es mir? Du brichst unseren Schwur, kaum dass du in Versuchung geführt wirst!“

Leander spürte Tränen der Trauer unter seiner Augenbinde. Wann hatten seine blinden Augen das letzte Mal geweint? Er wusste es nicht. Er erinnerte sich nicht daran. Vielleicht noch nie.

„Es tut mir leid, Bruder“, wisperte Leander. „Du warst schon immer stärker als ich. Ich wünschte, ich hätte diesen Schwur nie von dir verlangt. Ich wünschte, ich hätte dir das nicht angetan. Ich wünschte, ich hätte nicht zugelassen, dass unser gemeinsames Band dir zur Fessel wird.“ Er hustete röchelnd. „Der Schwur ist gebrochen, Bruder. Ich habe versagt. Du bist nicht mehr gebunden. Du kannst tun, was immer du willst.“

Callem lachte, doch darunter konnte Leander den Zorn heraushören. „Und du hast keine Angst, dass ich dich jetzt töte, aus Rache für alles, was du mir angetan hast?“, zischte er.

„Dann sei es so“, antwortete Leander ruhig. „Diesen Preis bin ich bereit zu zahlen. Ich befreie dich von deinem Schwur, Bruder.“

Callem schwieg. Sein Atem ging schwer. Als er schließlich doch sprach, war seine Stimme sanft und verzweifelt. „Das kannst du nicht, Leander. *Ich* habe diesen Schwur geleistet, im vollen Bewusstsein dessen, was er bedeutet. Ich habe mir diese Fesseln selbst angelegt, und du kannst sie nicht lösen. Egal was du tust, egal ob du unseren Schwur brichst, *ich* muss ihn halten! Für dich war ein Versprechen nie mehr als eine besonders feste Absichtserklärung. Aber für mich war es alles. Das ist es, was ich bin: Wenn ich einen Schwur gebe, dann halte ich ihn. Um jeden Preis. Ich breche niemals mein Wort! Das ist es, was ein Schwur bedeutet.“

Callem seufzte schwer. „Sie nannten mich den Abtrünnigen, den Eidbrecher. Sie haben nicht verstanden. Wir mussten einen Eid leisten, auf den Herrn des Hadriscen Meeres, und ich tat es. Ich habe König Varatan lange Jahre treu gedient. Doch dann erschien mir Kenvilar, die Tückische, auf meinen Reisen, und ich geriet in ihren Bann.“

Leander erstarrte. Die Worte Kentars kamen ihm in den Sinn. Doch Callems nächste Worte zerstreuten seine Sorgen.

„Sie brauchte keinen Zauber und keine Trugbilder, um mich zu verändern. Ihr reichten einfache Worte. Ihr reichte der Eid, den ich geleistet hatte. Varatan mochte einige Inseln und eine große Flotte befehligen, doch das Meer gehorchte anderen. Es gehorchte den Mächten des Meeres, und sie erkannten den Seekönig nicht an. Sie waren die wahren Herrn des Hadriscen Meeres. Ohne es zu wissen, hatte ich ihnen meine Treue geschworen. Und was ich geschworen habe, das halte ich. Auf Kenvilars Geheiß ermordete ich meine Mannschaft und versenkte mein altes Schiff. Auf ihr Geheiß ließ ich mein altes Leben zurück und wurde zum Seeräuber. Auf ihr Geheiß brachte ich Tod und Gewalt über Varatanien und die Menschen, die mir gleichgültig waren.“

Ich will nicht behaupten, unschuldig zu sein. Ich genoss dieses Leben. Ich war dafür gemacht. Die drei Mächte haben sich nie groß für uns interessiert. Hin und wieder sollten wir ein bestimmtes Schiff überfallen oder jemanden beseitigen, aber im Großen und Ganzen konnten wir tun, was wir wollten. Wäre das Wissen nicht gewesen, dass ich den Mächten des Meeres jederzeit zu gehorchen hatte, ich hätte zufrieden sein können. Doch Kenvilar hatte mir einen Weg in Aussicht gestellt, meinem Schwur endgültig zu entkommen. Sollte

ich selbst die Krone der Nordmeere tragen, so würden die Mächte des Meeres mich anerkennen. Meine Treue hätte ich nur noch mir selbst geschworen. Ich wäre frei. Also vergrößerte ich meine Mannschaft und wurde mächtiger, bis Varatan mit seiner gesamten Flotte gegen uns zog, uns nach Narkon verfolgte und ...“ Callem verstummte.

„Aber jetzt sind die Mächte des Meeres tot, nicht wahr?“, fragte Leander behutsam. „Es gibt keinen Herrn des Hadrischen Meeres mehr. Du bist frei.“

„Frei?“, fragte Callem bitter. „Wie viele Schwüre binden mich, Leander? Wie viele Versprechen gab ich im Laufe meines Lebens? Manche davon habe ich erfüllt. Andere werden andauern, bis ich endgültig sterbe.“

Ein metallisches Schaben ertönte, gefolgt von einem gedämpften Klicken. Die Gittertür schwang mit einem leisen Quietschen auf.

„Hier.“ Etwas legte sich in Leanders Hand. Das abgegriffene Holz hätte Leander jederzeit wiedererkannt. Sein Stab! Er hatte seinen Stab wieder! Sofort erfasste ihn neue Sicherheit. Er stampfte mit dem unteren Ende auf und lauschte auf die fast unhörbaren Echos, die von allen Seiten auf ihn einströmten.

Leander zog noch ein Paar Stiefel an, das sein Bruder ihm reichte. Es waren nicht seine eigenen, sondern etwas größere. Wahrscheinlich waren seine alten Schuhe vor Nässe auseinandergefallen. „Und jetzt komm mit“, befahl Callem ungeduldig.

Leander hatte nicht gewusst, wie sehr die Krankheit ihn geschwächt hatte, bis er erstmals wieder einen längeren Weg ging, als die enge Zelle es ihm erlaubt hatte. Als er die Treppe am anderen Ende des Ganges erreicht, war ihm bereits so schwindelig, dass er seinen Stab zur Hilfe nehmen musste. *Nur der Seegang*, redete Leander sich ein, auch wenn er selten eine so ruhige Nacht erlebt hatte. Mit mäßigem Erfolg versuchte er, seinen keuchenden Atem zu überhören.

Die kalte Seeluft, die ihm entgegenschlug, als er den Bauch des Schiffes verließ, half ein wenig gegen die Erschöpfung, wenngleich die schleichende Kälte, die sich in seiner Brust festgesetzt hatte, nicht eben schwächer wurde. Fast ohne zu taumeln folgte Leander seinem Bruder zur Reling. Dort machte Callem sich den Geräuschen nach zu urteilen an irgendwelchen Schnüren zu schaffen.

„Was tun wir hier?“, fragte Leander leise.

„Was wohl?“, schnaubte Callem. „Wir bereiten deine Flucht vor. In diesem Beiboot liegen Ruder und Vorräte. Wenn du es bis Sidra schaffst, kannst du an Land gehen und tun, was auch immer du tun musst. Kehre zu deinen Freunden zurück, wenn das dein Weg ist. Halte den Ewigen Rat auf.“ Schicksalsergeben fügte Callem hinzu: „Ich bin nicht hier, um dich zurückzuhalten, sondern um dir Lebewohl zu sagen.“

Leander schluckte. Schon wieder spürte er Tränen, doch diesmal konnte er nicht sagen, welches Gefühl sie hervorrief. Er fand keine Worte. Zielsicher griff er nach der Hand seines Bruders und drückte sie, übersandte eine stumme Frage: *Warum?*

„Weil ich es geschworen habe“, zischte Callem zornig. „Ich hasse die Helden von Andor, ich habe ihnen Rache geschworen! Doch dir sind sie wichtig. Ich habe geschworen, dir niemals mehr zu schaden, als ich mir selbst schaden würde. Ich kann meinen Racheschwur nicht erfüllen, ohne einen anderen Schwur – meinen wichtigsten – zu brechen. Ich habe geschworen, alle meine Wünsche an uns beiden zu messen. Und was ich geschworen habe, das halte ich. Ich lasse dich ziehen, weil ich muss.“ Leise ergänzte er: „Und weil du mir wichtiger bist als alles andere da draußen. Du bist mein Bruder, Leander. Du bist der

einzigste, den ich jemals in mein Herz lassen durfte. Du bist alles, was ich habe. Hast du wirklich geglaubt, ich könnte meinen Bruder opfern für die Rache?“

Leander schluckte. Callem hatte seinen Stab und den Schlüssel schon dabeigehabt, als er gekommen war. Er hatte ihn von Anfang an befreien wollen, egal was er gesagt hätte. Leander ließ seinen Stab ins Beiboot fallen und legte seinen freien Arm um Callem. Die Finger der anderen Hand waren noch immer verschränkt mit seinen. Er krallte sich so fest an seinen Bruder, dass die Rüstung aus Holz und Leder in das Fleisch an seinen Armen schnitt. Und nach einem Moment des Zögerns legte sich auch um seinen Rücken ein Arm und drückte ihn, als wollte er ihn nie wieder loslassen.

„Es tut mir leid, Bruder“, flüsterte Leander. „Du warst schon immer der bessere von uns beiden. Du hast das nicht verdient. Du hast mich nicht verdient. Du hättest einen Bruder verdient, der seinen Schwur halten kann.“ Leander spürte ein Schluchzen, das zu einem Husten wurde. „Ich danke dir, Bruder.“

Lange schwieg Callem. Schließlich sagte er leise: „Ich würde mir keinen anderen Bruder wünschen, Leander. Trotz allem.“ Die harte Rüstung bewegte sich mit Callems Brustkorb, als er tief Luft holte. „Das ist nicht das Ende, oder?“

Leander musste lächeln. „Nein. Nein, das ist es nicht!“, versprach er. „Welches sind die Bande, die halten, Callem? Sind es die Bande zwischen Freunden, nur lose im Vorbeigehen geknüpft und schnell verloren im Echo der Zeit? Sind es die Bande zwischen Eltern und Kind, vom Schicksal durchtrennt, kaum dass das Leben wahrhaft anfängt? Sind es die Bande zwischen Geliebten, erst gewoben, wenn das Leben bereits halb vollendet wurde, und nur aus Wasser gestrickt?“ Er lächelte sanft. „Nein! Es sind die Bande zweier Brüder, geknüpft von Blut und Zeit, die sich durch ein ganzes Leben ziehen, von den ersten Schritten und den dunkelsten Abgründen kindlicher Träume bis zum Tod und darüber hinaus. Sie allein halten ewig.“

Leander hob andeutungsweise ihre verschränkten Hände. „Dies ist das Band zweier Brüder. Es bindet stärker als die Meilen, die uns trennen. Und es zerreißt nicht so leicht. Vielleicht wird dies das letzte Mal sein, dass wir voreinander stehen. Doch dieses Band wird uns für immer begleiten.“

Er löste sich aus der Umarmung und steckte eine Hand in die Tasche, bis seine Finger über glatten Stein fuhren, in die Form eines verschlungenen Knotens geschliffen. Behutsam holte er den Lavastein heraus und überreichte ihn Callem. „Nimm diesen Stein, Bruder. Er wurde mir geschenkt in Erinnerung an ein Band, das ich knüpfte. Doch kein Band ist stärker als unseres.“

Behutsam nahm Callem ihm den Stein ab. „Es ist Zeit“, flüsterte er.

Leander nickte traurig. „Ich weiß.“ Er lauschte, während sein Bruder das Beiboot ins Wasser ließ.

„Ich muss dich warnen, Leander“, sagte Callem leise. „Ich habe den Helden von Andor Rache geschworen, und dieser Schwur gilt noch immer. Ich kann ihn nicht erfüllen, solange sie dir wichtig sind. Zerschlagt den Ewigen Rat, und die Schwarze Kogge wird in ferne Gewässer segeln. Im Westen soll es ein Land geben, das keine Schiffe und Häfen kennt, ihre Küstenstädte werden leichte Beute sein.“ Er seufzte. „Doch mein Schwur gilt, und was ich geschworen habe, das halte ich. Sollte ich erfahren, dass dein Leben vor dem der Helden von Andor ein Ende gefunden hat, dann werde ich zurückkommen und Rache üben müssen.“

Leander nickte. Er ließ sich zur Strickleiter führen und kletterte hinab.

„Und noch etwas, Bruder!“, rief Callem. „Du hast eine Aufgabe zu erfüllen, doch sieh dich vor, dass sie dich nicht das Leben kostet. Denn wenn das geschehen sollte, wenn du stirbst im Versuch, den Helden zu helfen – wenn sie dich mir schon wieder nehmen – dann werde ich alles zerstören, was ihnen wichtig ist. Dann werde ich nichts von ihnen übrig lassen! Das ... schwöre ich.“

Leander ließ die Leiter los und setzte sich ins schaukelnde Boot. Er tastete umher, bis er erst seinen Stab und dann ein Ruder gefunden hatte. „Leb wohl, Bruder“, sagte Leander leise. Er war sich nicht sicher, ob seine Stimme gegen die plätschernden Wellen bis hoch zu Callem drang, doch der Kapitän antwortete sofort, mit einer Stimme voller Abschied: „Leb wohl, Bruder.“

Leander ruderte nach Süden. Er war noch immer geschwächt, doch er spürte Callems Blick zwischen den Schultern, und das allein gab ihm Kraft. Irgendwann hörte er aus der Ferne noch das wehmütige Kreischen eines Vogels. Dann war er allein.

Morgendämmerung, 27. Wintertag 77 A.Z.

Ufer der Narne östlich der Rietburg, Andor

Schritte weckten Leander. Kurz meinte er, wieder in seiner Zelle an Bord der Schwarzen Kogge zu liegen, doch da war kein Seegang, die Schritte knirschten auf Erde, anstatt auf Planken zu klopfen, und die Luft schaffte es irgendwie, zugleich muffig und eiskalt zu sein.

Leander griff nach seinem Stab und regte sich sonst nicht mehr. Er war in diese verfallene Fischerhütte gekommen, durch einen schmalen Spalt in der Rückwand, weil seine Vision sie ihm gezeigt hatte. Er vertraute seiner Gabe nur eingeschränkt, doch wenn er sich nicht schon wieder täuschte, dann ahnte er, was er hier finden würde, auch wenn er sich beim besten Willen nicht erklären konnte, wie genau es dazu kommen sollte. Dieses Gebäude erweckte den Anschein, schon seit Jahren leerzustehen.

Er war gleich im hintersten Winkel der Hütte geblieben, wo er verborgen war zwischen Unrat, Gerümpel und tiefen Schatten. Er hätte sich nur nicht hinlegen dürfen. Sein Körper war noch zu angeschlagen für solche Anstrengungen. Er hatte lange rudern und noch länger laufen müssen, durch seltsam rauchverhangene Luft, die seinen Lungen nicht gerade gutgetan hatte, um hier anzukommen.

Die Schritte ließen Schnee und Erde hinter sich und überquerten festgetrampelten Lehm und Stroh, ehe sie anhielten. Seine Besucher waren zu zweit, und in ihrem Atem lag mindestens so viel Schock wie Erschöpfung, so viel konnte Leander hören. Ein seltsames scharrendes Geräusch erklang, dann ließen die beiden erst etwas fallen, was wohl ihre Taschen waren, und anschließend sich selbst.

„Wie geht es dir, Sara?“, fragte behutsam eine Jungenstimme. Nach einer kurzen Pause hielt er die Luft an und ergänzte leise: „Wir ruhen uns aus, so lange es nötig ist.“ Seine Sorge war offenkundig.

Wer waren die beiden? Geschwister? Nein, eine Anspannung lag in den Worten des Jungen, die es zwischen Geschwistern nicht gab. Waren sie Freunde? Ein Paar vielleicht? Wahrscheinlich wussten sie es selbst nicht. Er klang so jung...

„Ja. Du hast recht. Mir geht es auch schlecht. Es ist einfach alles zu viel“, sagte der Junge nach einer Weile. Leander runzelte die Stirn. Er war sich sicher, dass diese Sara nichts gesagt hatte, dennoch klangen die Worte wie eine Antwort. Merkwürdig.

Er hörte ein leises Rascheln, als einer der beiden seine Sachen durchwühlte. Dann sagte der Junge ehrfürchtig: „Kommandant Mart hat sie mir gezeigt, ehe er starb.“ Leander griff seinen Stab fester und lächelte. Endlich einmal hatten seine Visionen ihn nicht getäuscht. Er hatte diese Hütte gesehen und zusammen mit ihr...

„Die Rietgraskrone. Wenn ich seine letzten Worte richtig verstanden habe, dann soll sie ... *nach Cavern*. Wir müssen die Krone dorthinbringen. Sie ist eine Falle für den Schwarzen Herold. Eine Waffe gegen den Ewigen Rat. Die Schildzwerge müssen sie bekommen. Die Helden von Andor müssen sie bekommen.“

Leander hielt die Luft an. Er hatte nicht erwartet, dass die Krone bereits ohne sein Zutun auf dem Weg nach Cavern war. Wer waren diese Kinder?

„Wir bekämpfen den Ewigen Rat auf unsere Weise“, sagte der Junge leise. „Wir gehen nach Cavern! Wir machen alles wieder gut, Sara!“

Leander ließ seinen Atem keuchend wieder entweichen. Seine Brust rasselte und er konnte ein lautes, rasselndes Husten nicht verhindern. Sein Herz zuckte schmerzhaft in seiner Brust.

Als er seinen Atem nach einer Weile wieder unter Kontrolle hatte, herrschte Totenstille. Die beiden hatten ihn natürlich bemerkt. Nun, er hätte sich ihnen ohnehin bald zeigen müssen. Leander stand mühsam auf und unterdrückte den Schwindel, der ihn erfasste. Auf seinen Stab gestützt ging er langsam zum Eingang der Hütte. „Das Schicksal“, sagte er lächelnd und hasste, wie heiser seine Stimme dabei klang, „beweist wieder einmal einen seltsamen Sinn für Humor.“



Zwischenspiel XVIII – Ein guter Tausch

Späte Nacht, 26. Wintertag 77 A.Z.

Rietburg, Andor

Der Herr der Schatten musste husten. Rauch lag in der Luft. *Feuer? In meinen Gemächern?*

Er schlug die Augen auf und stellte schnell fest, dass er nicht mehr in seinen Gemächern war. Er stand inmitten eines rauchenden Trümmerhaufens, der seiner Form nach einmal eine Festung gewesen war. Doch alle Mauern waren eingerissen und die geschwärzten Steine lagen weit zerstreut, als hätten junge Arrogs mit ihnen gespielt. Überall um sich herum spürte er die Anwesenheit von Dunkler Magie, doch das Land jenseits der Ruine war zu flach, als dass er noch in Hadria sein konnte, und in weiter Ferne entdeckte er unbekannte Gipfel. Ihm gegenüber schwebte eine dunkle Gestalt mit schwarzer, gezackter Maske.

„War es wirklich nötig, mich aus dem Schlaf hierherzurufen?“ Der Herr der Schatten schüttelte entnervt den Kopf und zog den Kragen seines schwarzen Nachtgewandes vor die Nase, um nicht zu viel Rauch einzuatmen. „Aber gut, jetzt bin ich hier. Ich nehme an, Ihr habt ein weiteres Angebot für mich?“

„Falsch!“, erwiderte dieser Schwarze Herold. „Du bist hier, weil wir über unser letztes Geschäft reden müssen. Dein Cantharis, dessen Rauch nach unten fließt! Ich habe es auf den Türmen dieser Burg platziert und verbrannt.“

Mit hochgezogenen Augenbrauen sah der Herr der Schatten sich um. Er entdeckte keine Türme mehr. „Scheinbar mit Erfolg?“

„Nein“, antwortete der Herold gefährlich leise. „Ganz im Gegenteil. Der Rauch floss nach unten wie gewünscht, doch vom Gift war nichts zu bemerken! Ich habe so lange darauf gewartet, die Rietburg einzunehmen und alle Bewohner umzubringen, doch sie sind

entkommen! Als sie längst alle hätten tot sein müssen und meine Kreaturen ihren Ring auflösten, sind sie ausgebrochen und geflohen. Fast alle sind entwischt!“

„Das ist ärgerlich“, meinte der Herr der Schatten. „Doch nicht meine Schuld. Es gibt genug Wege, das Gift zu umgehen. Schon ein Blatt Gallenkraut unter der Zunge genügt.“

„Halte mich nicht zum Narren! Das Gift wirkt nicht, sonst müsstest auch du längst daran krepieren sein.“

Der Herr der Schatten kniff die Augen zusammen und beschloss, es anders zu versuchen. „Ist das so? Dann möchte ich mich aufrichtig dafür entschuldigen. Meine Alchemisten müssen einen Fehler gemacht haben. Ich bin bekannt dafür, zu meinem Wort zu stehen. Ich werde Euch Ersatz zu beschaffen oder, falls sich das als unmöglich herausstellt, einen anderen Weg finden, um mit Euch ins Geschäft zu kommen.“

„Genug!“, schrie der Geist, seine tiefe Stimme klang weit über die zerstörte Burg. „Varkur, sag ihm, was du mir gesagt hast.“

Erschrocken zuckte der Herr der Schatten zusammen. *Varkur*? Mit weiten Augen sah er sich um, bis er den schwarzen Nebel bemerkte, der gut verborgen zwischen dem Rauch hing. Die Dunkle Magie, die er gespürt hatte, bewegte sich plötzlich und zog sich zusammen, bis sich eine dunkle Wolke aus dem Rauch schob und sich vor ihm ausbreitete.

„*Hallo, alter Freund. Du bist hoch aufgestiegen*“, kreischte ein entsetzliche, schnarrende Stimme ohne jede Menschlichkeit.

„Und du bist tief gefallen“, erwiderte der Herr der Schatten. Reflexhaft griff er nach seinem als Gehstock getarnten Zauberstab, bis ihm bewusst wurde, dass der wohl noch immer in seinen Gemächern lag.

„Ihr kennt euch?“, fragte der Schwarze Herold belustigt. „Das wusste ich nicht.“ Der Herr der Schatten schwieg, und auch Varkur antwortete nicht. Nur der schwarze Nebel zog sich pulsierend zusammen. Das Gespenst seufzte. „Varkur, wiederhole, was du mir über mein Gift verraten hast.“

„*Es ist kein Gift*“, kreischte die Stimme kalt. „*Kein einziges Körnchen Cantharis.*“

„Also bitte!“, empörte sich der Herr der Schatten. „Sicher habt Ihr die grünen Flammen gesehen!“

„*Kupfersalze. Dazu Unobtanium und Phosphor, und wer weiß was noch. Kein Cantharis!*“

Der Schwarze Herold starrte ihn kalt an. „Sollten deine billigen Ausreden mich wirklich überzeugen?“

Der Herr der Schatten zuckte mit den Schultern. „Ich musste es zumindest versuchen.“

Varkurs Dunkle Magie stürzte sich auf ihn, und überwand mühelos seinen Widerstand. Der Herr der Schatten wurde hochgehoben und fühlte sich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder vollkommen machtlos.

„Hast du ernsthaft gedacht, ich würde nicht bemerken, dass du mir eine billige Imitation verkauft hast?“, schrie der Schwarze Herold.

„Natürlich nicht“, erwiderte der Herr der Schatten gepresst. „Du solltest es nur erst bemerken, wenn es zu spät wäre. Wenn deine Kreaturen bereits im Schatten des Eisernen Turms in ihre Kämpfe gegen die Zauberer verstrickt sind.“ Er lachte keuchend. „Ich bin zu vielen Geschäften bereit, Geist, doch was du meiner Heimat antun wolltest, ging zu weit.“

„Narr!“, zischte der Schwarze Herold zornig. Seine Maske beugte sich vor, bis sie direkt vor seinem Gesicht schwebte. Ruhig erwiderte der Herr der Schatten den tobenden Blick der stehenden weißen Augen. „Du hättest ein ewiges Leben haben können, doch du hast dich

auf die Seite der Verlierer gestellt! Und wozu? Deine Heimat wird trotzdem untergehen. Alles, was ich angedroht habe, wird wahr werden! Du hast nichts erreicht! Ein sinnloses Opfer.“

Der Herr der Schatten lächelte grimmig, auch wenn ihm nicht danach zumute war. Wie hätte er ahnen sollen, dass sein falsches Gift schon vor dem Angriff auf Yra zum Einsatz kommen würde? „Nachdem unsere Abmachung geplatzt ist, könnt Ihr mich dann wieder zurückschicken?“, fragte der Herr der Schatten betont gelangweilt.

„Zurückschicken?!“, brüllte der Herold fassungslos. So viel Dreistigkeit war er wohl nicht mehr gewohnt. „Du wirst für deinen Verrat bezahlen! Meine Diener werden dich bis in alle Ewigkeit foltern. Sie werden ...“

„Nein, das werden sie nicht“, unterbrach er die Drohungen. „Dafür bin ich doch viel zu unwichtig. Du hast schon genug Personen, an denen du ewige Rache üben willst. Unendliche Qual ist ein viel zu großer Aufwand für jemanden wie mich. Du jagst mir etwas Angst ein, dann lässt du mich vielleicht noch eine Weile von Varkur foltern und zum Schluss wirst du mich töten. Nichts bleibt von mir übrig, unschön genug.“

Der Schwarze Herold bebte vor Zorn. „*Etwas wird von dir übrig bleiben!*“, zischte er. „Varkur, halte ihn fest, wir kommen gleich auf ihn zurück.“

Er drehte sich um und betrachtete die zerstörte Bug. „Wie weit sind die Skrale?“

„*Fast fertig. Noch die letzten Stützen zerschlagen, dann wird auch das Burggewölbe einstürzen.*“

„Gut. Ich werde nicht den gleichen Fehler machen wie du, oder Taroks Kreaturen, oder die Krahder. Ich werde nichts von dieser Burg übrig lassen, was jemals wieder aufgebaut werden kann.“

Der Herr der Schatten runzelte die Stirn. Wollten sie ihn wirklich einfach ignorieren? Das war etwas demütigend. Er schwieg trotzdem. Wahrscheinlich sollte er seine letzten Momente genießen.

„Was ist mit meinem letzten Auftrag? Hast du etwas herausgefunden?“

„*Ich musste die versprengten Überreste von Nomions Armee sammeln. Ich hatte keine Zeit, weitere Spuren zu verfolgen. Ich kann Euch nur sagen, was ich schon gesagt habe: Ich habe nichts gefunden. Keine Erwähnungen, keine Berichte, schon gar keine Augenzeugen. Es gibt noch Drachenkultisten in den Bergen des Ostens, doch sie beten zu anderen Drachen. Nehal hauptsächlich. Die letzten lebenden Anhänger des Tarok-Kultes dürften ein Mann namens Seban samt seiner Familie gewesen sein.*“

Kurz schien es dem Herrn der Schatten, als würde sich bei diesem Namen eine Regung in den leblosen weißen Augen des Svrattor zeigen. Doch wahrscheinlich hatte er sich das nur eingebildet.

„*Es ist, als hätte es diesen Schwarzen Priester niemals gegeben. Nichts deutet darauf hin... Welche Bedeutung hat er?*“

„Keine. Er ist wichtig für meine Vergangenheit, doch nicht für meine Zukunft. Ich hatte vor langer Zeit mit ihm zu tun. Er hat mir vieles erzählt, und im Nachhinein stellte sich das meiste davon als Lüge heraus. Ich hätte einige Fragen an ihn. Doch wenn du nichts entdeckst, dann sei es so.“

„*Ich werde weitersuchen. Vielleicht finde ich noch etwas.*“

Der Herr der Schatten seufzte. Rauch in seiner Nase, eine grässliche Stimme im Ohr, die Aussicht karg und rauchverhangen. Seine letzten Momente hätten sich ruhig etwas schöner gestalten können.

„Nein, Varkur! Ich hatte anfangs Vorbehalte im Gedenken deiner vielfältigen Misserfolge, doch du hast dich als überaus nützlich erwiesen. Ich habe einen anderen Auftrag für dich. Eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit!“

Neugierig spitzte der Herr der Schatten die Ohren.

„Es geht um einen Jungen. Sein Name lautet Janis. Etwa fünfzehn Sommer, eher klein, schwarzes Haar, blaue Augen, schiefe Zähne. Er wird begleitet von einem andorischen Wassergeist und einem blonden Mädchen.“

„*Ich habe ihn gesehen. Er kam durchs Ausfalltor. Ich ließ ihn ziehen wie vereinbart.*“

Der Herold flüsterte einige zornige Worte. „Er hat uns verraten, fast wie unser Gefangener hier, nur ungleich erfolgreicher. Er hat die Macht, alle unsere Pläne zunichte zu machen. Bring mir den Jungen, aber *unversehrt*! Ihm darf nichts geschehen, sonst könnte doch noch alles scheitern. Wenn ihm auch nur ein Haar gekrümmt wird, ergeht es dir schlecht!“

„*Alles scheitern? Was ist seine Macht?*“

„Tu einfach, was ich dir gesagt habe, Varkur. Bring ihn und alles, was er bei sich trägt, sicher zu mir. Hast du verstanden?“

„*Ein unschuldiges Kind... Wenn ich es fange ... wird dann die Dunkelheit wachsen? Ich ... will das nicht.*“ Eine schrilles Kreischen drang aus der Dunkelheit. „*Ich will ... einen Ausgleich. Ein Leben für ein Leben.*“

Der Herr der Schatten war mindestens so überrascht wie der Schwarze Herold. Fast hätte er gekichert. *So hat er zum Schluss also doch noch gesehen, wie tief er gefallen ist.*

Der Schwarze Herold schwieg. Als er schließlich antwortete, lag Zorn in seiner Stimme. „Du wagst es, Forderungen zu stellen? Du hast Glück, dass so viel an deinem Erfolg hängt. Ich kann dir versichern, Varkur, der Junge ist alles andere als unschuldig. Doch wenn du einen Ausgleich willst, von mir aus. Wen willst du so unbedingt tot sehen?“

„*Nicht ... tot. Ich will kein Leben nehmen. Ich will ... eines zurückholen.*“

Der Herold lachte. „Na gut. Wenn du Janis und seinen Besitz wohlbehalten zu mir bringst, dann werde ich jemanden für dich zurückholen. Dieses eine Mal, weil ich gnädig bin! Und jetzt kümmerge dich um unseren Gefangenen.“

Der Herr der Schatten spürte, wie der Druck um seinen Körper sich verstärkte. Er wartete auf den Schmerz, oder auf den Tod, doch keines von beidem kam.

„*Ist das wirklich nötig? Ich bin ... stark genug. Wozu ... noch mehr Dunkelheit?*“

„Varkur! Meine Geduld hat ihre Grenzen. Ich will sehen, was du kannst. Ich will einen Beweis für deine Fähigkeiten.“

Der Herr der Schatten keuchte auf. Die Dunkelheit drang von allen Seiten in seine Haut, und seine eigene Dunkle Magie reagierte. Sie hatte ihn nie als schwarzer Nebel umgeben, nie seinen Körper verändert, doch sie war da und sie wehrte sich, versuchte, ihn zu beschützen. Doch sie war machtlos gegen Varkurs geballte Magie. Die Finsternis überwältigte seine eigenen dunklen Mauern, vereinigte sich mit ihnen, verschlang sie. Und dann zog sie sich zurück. Der Herr der Schatten spürte, wie etwas rasch aus ihm herausfloss, nur Leere blieb zurück. Seine Dunkelheit. Seine Macht. Seine Magie!

Noch ehe er wirklich begriff, war es vorbei. Er fühlte sich gereinigt und verstümmelt zugleich. Er schloss die Augen, versuchte auf seine Fähigkeiten zurückzugreifen, doch nichts geschah. Selbst das Gefühl, von Dunkler Magie umgeben zu sein, war verschwunden. Er war blind geworden für die Ströme der Welt. Er war kein Zauberer mehr.

„Wunderschön“, flüsterte die tiefe Stimme des Schwarzen Herolds. „Du hast nicht zu viel versprochen, Varkur!“

Als Antwort ertönte nur ein schrilles, kreischendes Wimmern.

„Was habt ihr mit mir gemacht?“, fragte der Herr der Schatten schwach.

Der Herold lachte finster. „Du hast uns verraten, also finden wir einen anderen Nutzen für dich. Mit deiner Hilfe werden wir Hadria unterjochen! Mit deiner Macht, die nun Varkur dient!“ Er schwieg theatralisch. „Für den Rest von dir haben wir leider keine Verwendung. Varkur, bring ihn um.“

Ehe der Herr der Schatten auch nur versuchen konnte, sich zu wehren, wühlte sich etwas in seinen Bauch und riss ihm den Brustkorb auf. Er fühlte keinen Schmerz, nur eine sich rasch ausbreitende Kälte.

Am Rande nahm er wahr, dass sein Körper wie ein kaputtes Spielzeug fallen gelassen wurde. „Du weißt, was du zu tun hast, Varkur“, scholl aus weiter Ferne eine tiefe Stimme. „Finde den Jungen!“ Dann wurde es still.

Der Herr der Schatten schlug mühsam die Augen auf, doch alles, was er noch sah, war Dunkelheit, die sich langsam über ihn senkte. Vielleicht der Rauch, vielleicht der Schatten irgendeines Totengottes.

Der Herr der Schatten blinzelte ein letztes Mal. Das also war das Ende. Nun, er hatte es erwartet seit dem Tag, an dem er das falsche Gift verkauft hatte. Er hatte bereits seine Nachfolge vorbereitet und seinen Einfluss genutzt, um unauffällig die Verteidigung Yras zu stärken. Bedauerlich, dass sein ... falsches Gift seinen Zweck nicht ... erfüllt hatte. Doch immerhin ... hatte er dafür in Andor ... viele Leben gerettet. Er lächelte.

Am Ende ... war es ... ein guter Tausch...

Unter einem Schleier aus schwarzem Rauch, verborgen vor dem gleichgültigen Blick von vier Sternen in einer Reihe, ging ein Beben durch die Ruine einer zerstörten Burg. Die Keller und Kerker brachen in sich zusammen, Geröll und verrußte Steine polterten hinunter und zerquetschten alles, was sich noch in der Tiefe verbarg. Eine schwarz gewandete Leiche wurde in die Tiefe gerissen und verschwand für immer aus dem Licht der Welt.

Und am Fuße des Hügels, zwischen schwarzen Steinen, eingestürzten Mauern und glimmendem Rietgras, flackerte in einer Schale aus Stein ein Ewiges Feuer in tiefem Violett. Jede andere Farbe war aus den Flammen verbannt. Die lodernden Flammen flackerten immer schwächer, eine nach der anderen schrumpften sie zusammen, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Nur noch ein winziges lilafarbenes Licht glühte auf dem Stein, trotzte dem Wind, unruhig wie eine flackernde Kerze ... und verschwand schließlich ganz.

Das Ewige Feuer war erloschen.

Und an der tiefsten Stelle von Hadrias Unterwelt erbebte der rissige Boden in tosender Stille.



T – Die letzte Zuflucht

Morgendämmerung, 27. Wintertag 77 A.Z.

Ufer der Narne östlich der Rietburg, Andor

„Das Schicksal beweist wieder einmal einen seltsamen Sinn für Humor.“

Janis sprang auf und griff unwillkürlich an seinen Gürtel, doch dort hing schon seit Monden kein Schwert mehr. Nicht einmal ein Messer hatte er. Ihm blieb nur, Vara zu sich zu rufen, der Wassergeist streunte gerade draußen herum.

Der Mann, der aus dem Dunkel der Hütte trat, ließ mit der hochgewachsenen, schwer auf seinen Stab gestützten Gestalt, der ungewöhnlichen Hautfarbe und der heiseren Stimme unangenehme Erinnerungen an Nomion aufsteigen. Doch sein Stab war aus Holz, nicht aus Bein, seine Haut tiefblau anstatt grau wie Fels, und natürlich hatte er auch nicht die Größe eines Krahders.

„Wer seid Ihr?“, fragte Janis laut, gleichzeitig bildete er mit seiner freien Hand – in der anderen hielt er noch immer die Krone – die Gebärde *Flucht*. Sara, die ebenfalls aufgesprungen war, nickte und legte eine Hand auf den Riemen ihres Rucksacks.

„Mein Name ist Leander“, antwortete der Fremde. „Habt keine Angst. Ich bin hier, um euch zu helfen.“ Er trat ins Licht und blieb stehen, und Janis erkannte unter der Kapuze eine braune Binde, die seine Augen bedeckte. Unmöglich, dass er dadurch etwas sah. War er blind?

„Danke, aber wir brauchen keine Hilfe“, zischte Janis. Er spürte Varas Anwesenheit und befahl ihr, sich bereitzuhalten.

„Ach nein?“, fragte Leander. „Ihr seid entkräftet und durchgefroren. Ihr wart die ganze Nacht unterwegs, auf der Flucht vor dem Roten Hahn an der Rietburg.“

Janis keuchte auf. „Woher wisst Ihr ...?“

„Dinge zu wissen ist meine Aufgabe“, unterbrach Leander leichthin. „Wie sonst hätte ich hier auf euch warten können?“ Er holte rasselnd Luft. „Und ich weiß, dass ihr mich brauchen werdet. Ich sehe nichts ohne Grund.“

Janis kniff die Augen zusammen und schwieg. *Auf mein Zeichen, Vara. Du musst ihn ablenken, bis wir weit genug fort sind.*

„Warum misstraut ihr mir? Ihr wolltet diese Krone doch zu den Helden von Andor bringen? Einer von ihnen steht vor euch.“

Fast hätte Janis aufgelacht. „Und wie kommt es, dass ich noch nie von Euch gehört habe?“

Er. Sprechen. Wahrheit. gebärdete Sara, während Leander scheinbar noch nach einer Erwiderung suchte. *Ich. Sehen. In. Tross. In. Gebirge. - Blind. Seher. Und. Freund. Von. Helden.*

Janis starrte die Freundin an. Sie hatte die Hand wieder vom Rucksack genommen und in ihren Augen schillerte ein violetter Glanz von Hoffnung. „Was? Warum sagst du das erst jetzt? Bist du sicher?“

Ja. - Ich. Erkennen. Wieder. antwortete Sara ruhig. Gleichzeitig sagte Leander sichtlich irritiert: „Ja ... Sicher bin ich mir sicher? Ich bin erst seit kurzem...“

„Nicht Ihr“, stöhnte Janis erschöpft. Sara kicherte lautlos. Janis holte tief Luft. „Also schön, was genau wollt Ihr?“

Leander legte den Kopf schief und antwortete erst nach einer Pause: „Die Rietgraskrone nach Cavern begleiten. Sie hätte schon vorgestern dort sein sollen. Kommandant Mart hatte den Auftrag, sie zurückzubringen.“

„Was genau kann sie?“

Leander runzelte verwirrt die blaue Stirn. „Mart hat es dir nicht erzählt? Du schienst alles zu wissen.“

Na ja, als ich mich mit dem Schwarzen Herold getroffen habe, um die Rietburg zu verraten, wollte er die Krone unbedingt haben. Manches blieb besser ungesagt. Janis entschied sich, nicht zu antworten.

„Ich fürchte, ich kann es euch nicht verraten. Belassen wir es dabei, dass sie von größter Wichtigkeit ist und um jeden Preis ...“ Leander erstarrte. Er hob den Kopf und umklammerte seinen merkwürdigen Stab. „Wir müssen verschwinden!“, keuchte er. „Sofort!“

Einen Herzschlag stand Janis unschlüssig da, während sein Misstrauen mit der Furcht kämpfte. Dann schnappte er sich seinen Rucksack, die Krone noch immer fest umklammert, während Sara bereits die Tür aufstieß, um nach draußen zu eilen.

„Nein! Nicht vorne! Hinten ist eine Öffnung!“, rief Leander, der sich durch den Unrat zurück in die Dunkelheit kämpfte, aus der er erschienen war. Janis folgte ihm. Im Halbdunkel trat er auf irgendwelche Scherben, doch er eilte einfach weiter, bis er neben einem engen Spalt stand, wo sich einige Bretter ein Stück gelöst hatten. Jetzt erst hatte er Zeit, sich umzudrehen und Saras Fehlen zu bemerken.

Sie stand noch immer in der Türöffnung, den Blick starr zum Himmel gerichtet. Der Rucksack war ihr von der Schulter gerutscht und sie machte keine Anstalten, sich zu bewegen.

„Sara?“, fragte Janis zitternd. „Was tust du? Komm schon!“

Ich. Sehen. Es. gebärdete sie müde. *Und. Es. Sehen. Mädchen-Ohne-Worte. - Wenn. Ich. Gehen. Dann. Es. Wissen. Von. Ausgang. Zwei.*

Sie sah sich nicht zu ihm um, Janis sah nur ihr Profil. Ein sanftes Lächeln lag auf ihren Lippen, ihre Augen strahlten tiefblau. *Du. Bringen. Krone. Zu. Zwergen. - Ich. Geben. Zeit. Dafür. - Wir. Machen. Alles. Wieder. Gut.*

Janis konnte kaum noch atmen. *Nein! Nicht auch noch Sara!* Stocksteif stand er neben dem Spalt, bis sich blaue Finger um sein Handgelenk schlossen.

„Was ist los? Wir haben keine Zeit!“, flüsterte Leander eindringlich. Janis ließ sich widerstandslos nach draußen zerren und antwortete nicht. Er wollte Sara irgendetwas zurufen, die Bitte mitzukommen oder auch nur ein Abschied. Er kam nicht dazu.

Kaum hatte er sich aus der Hütte gezwängt, wurde plötzlich der Schnee ringsum in einem unnatürlichen Wind aufgewirbelt. Ein kalter Schatten legte sich über die Hütte und verschluckte die spärlichen Lichtstrahlen, die durch das löchrige Dach fielen. Janis und Leander standen an die Wand der Hütte gepresst, während Sara noch immer reglos im Türrahmen stand. Durch den Spalt beobachtete Janis verzweifelt, wie zähe Schlieren aus purer Dunkelheit sich um ihre schmale Gestalt legten, während eine Wolke aus schwarzem Nebel vom Himmel sank und sich langsam durch die Hütte tastete. Janis hatte Ähnliches vor wenigen Stunden erst zuletzt gesehen. Varkur war hier.

„*Ich suche einen Jungen*“, kreischte eine grauenhafte schrille Stimme. „*Er ist hier! Wo steckt er, Mädchen?*“

Sara hob zitternd die Hände und begann zu gebärden. Doch die Zeichen waren keine Antwort. *Ich. Halten. Bei. Ausgang. - Flucht.*

„*Was? Was tust du mit deinen Händen, Kind?*“, kreischte Varkur. „*Antworte mir! Wohnst du hier?*“

Sara nickte. Janis starrte zweifelnd auf den vermüllten Boden. Wie konnte Varkur annehmen, irgendjemand würde hier wohnen? Sah er den Unrat nicht? Den Rucksack, der neben ihr lag? Es hieß, Varkur sei einst ein Mensch gewesen. Wenn das stimmte, musste es lange her sein.

„*Dann musst du ihn gesehen haben! Er ist ganz in der Nähe! Ich bin sein stummer Begleiter; ich weiß, dass er nicht weit sein kann!*“

Sara nickte und gebärdete ein weiteres Mal *Flucht*. Gleichzeitig zerrte Leander drängend an seinem Handgelenk. Endlich riss Janis sich von dem Anblick los. *Vielleicht lässt er sie in Ruhe, wenn er merkt, dass ich nicht mehr da bin.* So leise wie möglich entfernten sie sich von der Hütte. Es gab weit und breit keinen Baum und keinen Strauch, die einzige Deckung bot die Narne mit ihrem abgesenkten Flussbett, also führte Janis Leander darauf zu, während er Varkur hinter sich ihre Spuren verwischen ließ. Varkurs Worte waren schon nach wenigen Schritten nicht mehr zu verstehen, seine schrille Stimme hingegen schmerzte noch immer in seinen Ohren, als er hinter Leander die rutschige Uferböschung hinabkletterte. Die Rietgraskrone, die er noch immer in der Hand hielt, machte es nicht eben einfacher. Leander war klüger, er hatte seinen Stab in zwei Schlaufen an seinem Rücken gehängt.

Trotz der Kälte war die Narne so nahe an der Mündung noch lange nicht zugefroren, nur ganz am Ufer hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet, die niemanden tragen würde.

Was jetzt? Hier unten war kein Weg, wenn sie hier weiter nach Osten wollten, würden sie die meiste Zeit klettern müssen. Angesichts der gefrorenen Erde und ihrer steifen Finger wäre es nur eine Frage der Zeit, bis einer von ihnen ins eiskalte Wasser fiel und hilflos ins hadrische Meer gespült wurde. Oben jedoch, ganz ohne Deckung, würde Varkur sie augenblicklich entdecken, sollte er die Hütte wieder verlassen.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen. Plötzlich erscholl ein grauenhaftes zorniges Kreischen, wie von einer rostigen Schere, die durch Glasscherben schneidet. Eine breite Druckwelle fegte über sie hinweg und riss Schnee und Erde mit sich fort. Holzsplitter, faules Rietgras und ganze Balken wurden über ihren Köpfen durch die Luft katapultiert und vereinzelte Splitter fielen auch auf Janis und Leander nieder, die sich weitgehend geschützt an die Uferböschung klammerten. *Die Hütte! Sara! Nein!*

Kälte durchflutete ihn, und erst nach einem Herzschlag begriff er, dass es nicht nur der Schock war, sondern dass es tatsächlich kälter wurde. Wind peitschte die Narne auf. Varkur kam, und Janis wusste nur einen Ort, wo er und Leander sich noch verstecken konnten. Für Erklärungen blieb keine Zeit. Er griff nach Leanders Mantel, krallte sich darin fest und sprang.

Die Kälte traf ihn wie ein Hammerschlag. Das Eiswasser umströmte ihn von allen Seiten und raubte ihm jeden Tropfen Wärme. Leanders Mantel entglitt seinem Griff. Er wurde umhergewirbelt, verlor jeden Sinn für oben und unten, er sah nur einen schillernden Wirbel aus Licht und Schatten, der durchs Wasser tanzte. Dann fühlte er sich von einem unerklärlichen Druck auf den Grund der Narne gepresst. Luftblasen stiegen aus seinem Mund auf und wurden fortgespült. Ein sanftes Licht legte sich über ihn und hielt ihn, tröstete ihn. Ein Gefühl der Sehnsucht durchströmte ihn, und zugleich wurde er so unglaublich müde. Er spürte, wie die Rietgraskrone sich aus seinem Griff löste und davongespült wurde. Das letzte, was er noch wahrnahm, war eine Dunkelheit, die sich wie ein schwarzes Tuch über die Narne gelegt hatte und einen Moment unschlüssig über der Wasseroberfläche verweilte, ehe sie eilig davonstob. Die ersten Strahlen der Wintersonne, die durchs Wasser schienen, sah er schon nicht mehr.

Früher Vormittag, 27. Wintertag 77 A.Z.

Ufer der Narne östlich der Rietburg, Andor

Eine Hand legte sich auf seine Stirn. Der Geruch von Rietgrasblüte und Bittermandel stieg ihm in die Nase. Keuchend schlug Janis die Augen auf und starrte ungläubig zu Sara hoch. „Du ... lebst?“, presste er hervor. Er blinzelte, bis die Welt an Schärfe zurückgewann. Er lag an einer flacheren Stelle des Ufers, unweit der alten Fischerhütte, ein bewusstloser Leander neben ihm. Seine Kleider waren trocken, bis auf ein wenig geschmolzenen Schnee an seiner Seite.

Erschöpft setzte er sich auf. Sogar der Rucksack hing noch an seinem Rücken. „Was ist passiert? Wie ist das möglich?“

Sara sah ihn mit unbewegter Miene an, nur ihre Augen leuchteten violett. *Dunkelheit. Beschützen. Mädchen-Ohne-Worte.* gebärdete sie ruhig.

Janis schüttelte langsam den Kopf. „Nein, sie hat dich doch erst ...“

Dunkelheit. Beschützen. Mädchen-Ohne-Worte. wiederholte sie entschieden. *Vor. Dunkelheit. - Erst. Es. Fragen. Mädchen-Ohne-Worte. - Dann. Merken. Dass. Kind-Von-Fluss. Fort. - Dunkelheit. Voll. Zorn. - Kämpfen. Mit. Es. Selbst.*

Janis schloss die Augen und atmete tief ein. Die Luft strömte frisch und klar in seine Lungen. „Wie hast du mich aus dem Wasser bekommen?“, fragte er erschöpft und schlug die Augen auf.

Sie schüttelte langsam den Kopf. *Ihr. Einfach. Liegen. Da. - Ich. Nichts. Tun.*

„Aber wie ...?“ Er betastete sein Gesicht und verstummte, als ihm etwas auffiel. „Die Krone! Ich habe die Krone verloren! Sara, wir...“

Sie deutete über seine Schulter, in Richtung des Flusses. Ein blauer Schimmer trat in ihre Augen. Mühsam drehte Janis sich um.

Varas durchscheinende Silhouette ragte aus dem Wasser der Narne. In ihren schlanken, fließenden Fingern hielt sie die Rietgraskrone. Den Kopf hielt sie traurig gesenkt, ihr wogendes Haar floss um sie herum und vermischte sich mit den Wassern der Narne. Janis

hörte seine eigene Kinderstimme aus ferner Vergangenheit zu ihm sprechen: *Und sie kann niemals zurück?*

„Vara...“, sagte er leise und rappelte sich auf. „Du hast mich gerettet. Und Leander. Und die Krone.“ Er schüttelte langsam den Kopf. „Welchen Preis musstest du dafür zahlen?“ Er tastete das unsichtbare Seil entlang, das sie beide verband, und er spürte ihre uralte Trauer, doch da war noch mehr. Etwas zerrte an ihr, riss Stücke aus ihrem gestaltlosen Leib.

Janis sah aufmerksam ins Wasser, und er sah sie. Blau glühende Schemen umspülten Vara, zu schnell, um sie zu zählen. Immer wieder stießen sie vor und jedes Mal nahmen sie ein Stück von ihr mit sich.

Ohne ihn anzusehen streckte Vara den Arm mit der Krone aus. Janis wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Schweren Herzens griff er nach dem kalten Gold. Ein feiner Hauch legte sich auf seine Fingerspitzen, wo er Varas Hand berührte.

„Vara...“, sagte er leise, auch wenn er wusste, dass sie seine Worte nicht verstand. „Du hast mehr für die Menschen der Flusslande getan als alle Hüter zusammen. Du hast seit Jahrhunderten über sie gewacht, und in all der Zeit trugst du nichts als deine Trauer mit dir. Nun ist deine Wacht beendet.“

Entlang des immer schwächer werdenden unsichtbaren Seils schickte er ihr eine Botschaft; nur ein Wort und, wichtiger noch, ein Gefühl.

Danke.

Danke.

Janis hörte auch Kheelas Stimme, so klar als stünde sie neben ihm. Auch ihre Dankbarkeit ließ er den Wassergeist spüren. Langsam hob Vara den Kopf und sah ihn an. Und Janis spürte wie ihre Trauer zusammen mit ihrem ganzen Wesen verschwand. Das unsichtbare Seil zerriss, während Varas Körper sich in tausende Tröpfchen auflöste, die von den Strömungen und den Geistern des Flusses in alle Richtungen getragen wurden. Vara wurde eins mit der schlangengleichen Narne.

In Janis blieb eine Leere zurück, an die er sich noch nicht gewöhnen konnte.

Sie ist fort. Etores Vermächtnis ist erloschen. Es gibt keinen Hüter der Flusslande mehr.

Ja, mein Schatz. Sie ist fort. Leide nicht darunter. Sie hat ihre Trauer so lange tragen müssen.

Ein keuchendes Husten riss Janis aus seinen Gedanken. Leander wälzte sich auf die Seite und hustete röchelnd, bis Janis Blutstropfen im Schnee sah. Der Blinde ließ sich erschöpft zurücksinken und zog ein kleines, metallenes Fläschchen aus einer seiner Taschen. Er goss eine schleimige schwarze Flüssigkeit in seinen Mund und schluckte zweimal, ehe er das Gefäß wieder verkorkte und heiser sagte: „Das nächste Mal warnst du mich, bevor du mich ins Wasser wirfst.“

Janis fragte nicht, woher Leander überhaupt von seiner Anwesenheit wusste. „Wenn die Zeit bleibt“, erwiderte er erschöpft.

Leander rappelte sich unsicher auf, zog seinen Stab vom Rücken und stützte sich darauf. „Wir müssen los. Ich hoffe, ich konnte euch überzeugen, dass von mir keine Gefahr droht?“

Janis wechselte einen schnellen Blick mit Sara. „Wir haben noch einige Fragen“, sagte er leise.

„Das trifft sich gut, ich ebenfalls!“, meinte Leander heiter. „Aber zuerst müssen wir weiter. Wir sind Varkur diesmal entwischt, doch der Weg nach Cavern ist noch weit, und es ist klar, wohin wir unterwegs sind. Selbst wenn der Ewige Rat die Pläne der Helden noch nicht kennt: Nachdem sowohl der Baum der Lieder als auch die Rietburg gefallen sind, ist

Cavern die letzte Zuflucht.“ Er setzte sich in Bewegung, blieb aber nach wenigen Schritten wieder stehen und drehte sich um. „Sara, verstehst du eigentlich, was ich sage? Kannst du Lippen lesen?“, fragte er betont langsam, wobei er seinen Mund übertrieben deutlich verzog. „Gebärdensprachen gehören zu den wenigen, die ich nicht beherrsche. Sie haben wenig Gewinn für einen Blinden.“

„Sie ist nicht taub. Nur stumm“, antwortete Janis. Dass Leandere letzteres mitbekommen hatte und wusste, dass sie hier war, wunderte ihn schon nicht mehr. *Ein Blinder und eine Stumme. Das kann ja heiter werden!*

Leander senkte den Kopf. „Ah, ich verstehe. Das macht die Sache natürlich einfacher. Du wirst für sie übersetzen ...“ Er stockte. „Wie heißt du eigentlich?“

Janis warf einen Blick nach Westen. Wo die Rietburg gestanden hatte, stieg noch immer Rauch auf. *Ich wollte meine Vergangenheit zurücklassen. Doch ich konnte es nicht. Ich konnte dich nicht zurücklassen, Mutter. Ich kann es noch immer nicht. Wem wollte ich je etwas vormachen?*

Janis sah den erwartungsvoll schweigenden Leander lange an. In seinem Rücken spürte er Saras aufmerksamen Blick.

„Mein Name lautet Janis.“

Abenddämmerung, 27. Wintertag 77 A.Z.

Westliches Rietland nördlich der Marktbrücke, Andor

Anfangs gab es noch viele Fragen. Leander wollte alles zum Fall der Rietburg und dem roten Hahn wissen, und Janis antwortete weitgehend wahrheitsgemäß – freilich ohne seine eigene Rolle bei diesen Ereignissen zu erwähnen. Auch er hatte einige Fragen an Leander, doch der Blinde hüllte sich in Schweigen. Er wollte seine Fehler wiedergutmachen, sagte er, und könne mehr nicht verraten. „Zu eurem eigenen Schutz.“ Das einzige, was er ihnen anvertraut hatte, war, dass sie die Krone lieber zerstören sollten, als zuzulassen, dass sie dem Ewigen Rat in die Hände fiel.

Schließlich erstarb das Gespräch. Janis und Sara waren seit mehr als einem Tag ununterbrochen auf den Beinen, und Leander war offensichtlich krank. Sie alle waren zu erschöpft, um neben ihrem Marsch noch eine Unterhaltung zu führen, und so legten sie den Großteil des Tages schweigend zurück. Viel Zeit für die schmerzhaften Gedanken, denen Janis sich nicht erwehren konnte. An Rodur, die Menschen der Rietburg und seine Mutter. *Du bist fort. Rodur ist fort. Vara ist fort. Wer wird der nächste sein?*

Bei Einbruch der Dämmerung erreichten sie eine laut klappernde Mühle an einer Flussbiegung südlich von Narnfurt. Wenn noch mehr Licht gewesen wäre, man hätte die Marktbrücke bereits sehen können. Es war nicht mehr weit nach Cavern. Aber zu weit für ihre erschöpften Beine. Längst fielen sie mehr in Richtung ihrer Beine, als dass sie liefen.

„Wir brauchen eine Pause“, keuchte Janis. Er deutete müde auf eine kleine Baumgruppe, die sich unweit aus dem Rietland erhob. Sie würden entsetzlich frieren; ein Feuer konnten sie sich natürlich nicht erlauben, solange Varkur nach ihnen suchte. Aber zumindest würden sie nicht einfach mitten im Schnee umkippen, sondern ein wenig geschützter. Ein wenig die Beine ausruhen, mehr wollte Janis doch gar nicht.

„Ich fürchte, du hast recht“, antwortete Leander heiser. Er ignorierte den ausgestreckten Arm, den er nicht sehen konnte, und wandte sich zur Mühle. „Vielleicht bekommen wir hier einen Platz für die Nacht.“

Janis griff ihn am Arm und hielt ihn fest. „Das können wir nicht tun!“

Leander legte fragend den Kopf schief.

„Wir wissen nicht, wie Varkur uns heute morgen aufgespürt hat“, erklärte Janis. „Er könnte jederzeit wieder auftauchen. Wir bringen die Menschen hier in Gefahr, wenn wir bei ihnen bleiben!“

Leander seufzte. „Janis... Diese Krone muss schnellstmöglich unbeschadet nach Cavern. Um jeden Preis. Das ist wichtiger als dein Leben. Oder meines. Oder das der Leute hier. Diese Mühle ist das beste Versteck weit und breit, wir können uns aufwärmen und Ruhe finden.“

Mit diesen Worten riss Leander seinen Arm frei, legte – ohne den Weg suchen zu müssen – die letzten Schritte zurück und klopfte mit seinem Stab an die Tür.

Janis sah sich hilfesuchend nach Sara um, aber die zuckte nur kraftlos mit den Schultern. Ihr Blick war glasig vor Erschöpfung und Janis musste sich eingestehen, dass Leander recht hatte. Hier draußen würden sie ohne Feuer am Ende noch erfrieren.

Im nächsten Moment hatte sich möglicher Widerspruch endgültig erübrigt, denn die Tür wurde einen Spalt geöffnet und eine große, füllige Frau starrte mit zusammengekniffenen Augen nach draußen. „Wer da?“, fragte sie mit einer Stimme wie ein Ochse.

„Bitte, wir wollen nichts Übles. Wir suchen nur eine Bleibe für die Nacht“, presste Leander hervor. Seine eben noch entschlossene Stimme klang plötzlich unsicher und verzweifelt.

Die Frau blieb kurz unschlüssig in der Tür stehen, dann gesellte sich ein kleiner, schwächlicher Mann dazu, der seiner Gattin kaum bis zur Brust reichte, und die beiden tuschelten kurz.

„Wir sind zwei Kinder und ihr blinder Onkel. Kein Gefahr“, warf Leander dazwischen, laut genug, um gehört zu werden, und leise genug, um nicht aufdringlich zu wirken.

Schließlich wurde die Tür geöffnet. „Kommt herein“, meinte der kleine Müller mit Fistelstimme. Er hatte ein schiefes Lächeln aufgesetzt. „Ihr müsst halb erfroren sein! Wir finden ein Plätzchen für euch. In diesen Zeiten sollten wir einander helfen.“

Leander bedankte sich überschwänglich und ließ sich hereinführen – plötzlich schien er sich alleine kaum noch zurechtfinden zu können.

Der Müller stellte sich und seine Frau vor, und dann auch noch seine vier Kinder, die drinnen am Essenstisch saßen. Die Älteste war mindestens in Saras Alter, der Jüngste hatte noch keinen Sommer gesehen. Leander präsentierte als Ausgleich drei frei erfundene Namen und streute nebenbei noch einen angeblichen Bruder und seinen Hof im östlichen Rietland ein, von dem sie hofften, dass er sie aufnehmen werde. Die Leichtigkeit, mit der er seine Lügen erzählte, beunruhigte Janis. *Er spielt den harmlosen Blinden zu gut. Was, wenn auch der Held nur eine seiner Rollen ist?*

Schließlich berichtete Leander vom Fall der Rietburg, das Entsetzen der Müllersfamilie erstickte jede allzu genaue Nachfrage nach ihrer Identität. Als der Müller sie etwas später in einen Nebenraum brachte, war sein Gesicht noch immer etwas bleich. „Es kommen schwere Zeiten“, sagte er leise. „Drüben, im Dorf, können sich die Menschen zumindest gegenseitig unterstützen. Doch wir sind auf uns allein gestellt.“ Er seufzte. „Niemand mag Müller. Die Fischer fürchten, dass unsere laute Mühle die Fische vertreibt, und die Bauern denken, dass wir uns mit jeder Fuhre Mehl an ihnen bereichern. Schwere Zeiten...“

Er wies ihnen ein Plätzchen neben den schweren Mühlsteinen zu. Wäre die Mühle in Betrieb, wäre es hier gewiss zu laut zum Schlafen, doch die Steine und komplizierten

Gestänge lagen reglos da. Das Mühlrad draußen klapperte leer vor sich hin und bewegte nichts als sich selbst.

Bald hatten sie ihre dünnen Decken ausgebreitet. Leander schüttete sich noch zwei Schlücke der schwarzen Flüssigkeit in den Mund, die er am Morgen schon getrunken hatte, dann legte er sich hin und regte sich nicht mehr. Janis konnte unmöglich sagen, ob er bereits eingeschlafen war. Leise tippte er Sara an, die sich gerade ebenfalls in ihre Decken wickelte.

Du. Nehmen. Krone. gebärdete er.

Fragend sah sie zu ihm hoch.

Ich. Gesucht werden. - Besser. Wenn. Du. Krone. Haben. erklärte er.

Sie lächelte müde und grub ihre Hände aus. Im Halbdunkel waren ihre Zeichen nur schwer zu erkennen. *Dann. Warum. Nein. Blind-Seher. - Du. Geben. Krone. Nein. Aus. Angst. Vor. Dunkel-Magier. Sondern. Aus. Angst. Vor. Begleiter.*

Janis holte tief Luft und nickte. Hatte er nicht mittlerweile gelernt, dass er Sara nichts vorzumachen brauchte? Ja, er vertraute diesem Leander noch nicht uneingeschränkt. Falls der Blinde in der Nacht seine Taschen durchwühlte, sollte er die Krone nicht finden. Und falls nicht schadete es auch nicht. Da von Sara kein Widerspruch kam, zog er so leise wie möglich die Rietgraskrone aus seinem Rucksack und versteckte sie in ihrem. Dann erst legte auch er sich hin und drehte den Kopf zu Sara, die ihn noch immer nicht aus den Augen ließ.

Rätsel. bat sie.

Janis musste leise lachen. „Du bist unersättlich, weißt du das?“, flüsterte er. „Sicher, ich denke mir ein Rätsel für dich aus.“

„Nicht nötig, ich kenne einige“, meldete sich plötzlich Leander zu Wort. Janis schaffte es, nicht zusammenzuzucken. Also war er tatsächlich noch wach... Hatte er gehört, wie Janis die Krone umgeräumt hatte?

Leander beschrieb ein Gefängnis, dessen Insassen sich befreien konnten, indem sie die Rune auf ihrem Hinterkopf richtig errieten. Dann stellte er die Gefangenen in verschiedenen Kombinationen auf, gab ihnen mal mehr und mal weniger Informationen und verlangte von Sara, Strategien zu entwerfen. Die Rätsel klangen tatsächlich interessant, aber Janis war zu erschöpft, um mitraten zu können, zumal Sara ohnehin höchstens ein paar Herzschräge benötigte, bis sie die Lösung hatte. Also übersetzte er einfach ihre Antworten.

„Nicht schlecht“, meinte Leander nach einer Weile. „Ich habe ein anderes Rätsel für dich. Angenommen, du spielst ein Spiel. Doch du kennst die Regeln nicht. Dein Gegner hingegen kennt das Spiel, jede Regel, jeden Stein, und noch schlimmer, er kennt jeden deiner Pläne noch vor dir selbst. Er weiß genau, wie du spielen wirst und wo er seine Steine setzen muss. Wie kannst du dieses Spiel gewinnen?“

Sara schwieg lange. Schließlich schlugen ihre Hände langsame Zeichen, und Janis übersetzte: „Ich kann dieses Spiel nicht gewinnen. Wenn der Gegner jeden meiner und jeden seiner Züge kennt, dann kennt er auch den Ausgang des Spiels. Wenn er gewinnen kann, dann wird er gewinnen. Und wenn er nicht gewinnen kann, dann hätte er längst aufgegeben.“

Leander kicherte heiser. „Ja, das dachte ich auch lange. Ich dachte, das Schicksal ließe sich nicht schlagen. Doch ... auch der beste Plan ist machtlos gegen den Wurf einer Münze.“

Sara antwortete und Janis begann wieder mit dem Übersetzen, doch Leander unterbrach ihn harsch: „Das ist doch kein Zustand. Sara, komm her! Mal schauen, wie wir zumindest ein bisschen kommunizieren können.“

Sie kroch zu ihm und wartete, während Leander sich aufsetzte, ihre Hände in seine nahm und leise sagte: „Also, einmal drücken heißt *Ja* und zweimal drücken *Nein*. Damit haben wir schon viele Möglichkeiten abgedeckt. Dreimal drücken heißt dann: *Weder ja noch nein* oder *Ich weiß nicht* oder *Lässt sich nicht sagen*.“

Nur undeutlich sah Janis, wie Sara zweimal fest drückte und dann die Hände des verdutzten Leander anhob, bis ihre Fingerspitzen aneinanderlagen. Nacheinander tippte sie einmal mit jedem Finger.

„Unpraktisch“, meinte Leander. „Stell dir vor, du willst mir im Laufen antworten. Sicher, wir bekommen zehn Worte anstatt drei, aber sie sind gewissermaßen viel schwerer auszusprechen.“

Sara verdrehte die Augen, sah sich hilfesuchend zu Janis um und gebärdete. Pflichtbewusst übersetzte Janis: „Sie sagt, es sind nicht zehn Worte, sondern eintausenddreißig.“

Wieder legte Sara ihre Fingerspitzen an Leanders und tippte ihn an. Zeige- und Mittelfinger links. Daumen rechts und links alle fünf Finger zugleich. Beide kleinen Finger.

Leanders Gesichtsausdruck war göttlich. „Eintausenddreißig!“, murmelte er kopfschüttelnd. „Wir müssten eine komplette Sprache codieren...“

„Keine Sorge, das hat sie schon“, antwortete Janis leise. „Wie, glaubt Ihr, ist unsere Gebärdensprache entstanden? Sara kennt genug Sprachen, um sich eine eigene auszudenken.“ Daraufhin sagte Leander erst einmal nichts mehr.

Irgendwann senkte er den Kopf und murmelte wie zu sich selbst: „Ich frage mich...“ Was genau er sich fragte ging in einem keuchenden Husten unter. „Du kennst nicht zufälligerweise auch Ausschnitte der vergessenen Barbarensprache?“, wollte er schließlich wissen. Sara nahm seine Hand und drückte sie einmal. Anscheinend wollte sie der Einfachheit halber doch vorerst bei Leanders Vorschlag bleiben. „Ich versuche mich an einer Übersetzung, doch ein Wort fehlt noch.“ sagte er so leise, dass Janis es kaum noch verstand. „Das Wort, das ich suche, lautet: *Arauthor*“

Sara drehte sich mit weiten Augen um und nickte Janis zu. Janis öffnete verwirrt den Mund und fragte dann mit Händen: *Was*.

Sara verdrehte die Augen. *Geschichte. - Zwei. Brüder. In. Leer. Land.*

Janis erstarrte. Er sah eine Schatulle mit abgegriffenen Schnitzereien vor sich und hörte wieder die Worte seiner Mutter.

Vor langer, langer Zeit kamen zwei Brüder in ein leeres Land mitten im Nichts. Sie waren Arauthor, der Hirte, und Nivor, der Bauer...

„Meine Mutter...“, sagte er leise und stockte kurz. „Als ich klein war hat sie mir oft die Geschichte zweier Brüder erzählt, die die Gewitter erschufen. Nivor hieß der eine, der Bauer, und Arauthor war ... der Hirte.“

Leander saß reglos auf seiner Decke. „Hirte...“, sprach er leise. „Ja, die Ähnlichkeit zum Wächter ist gegeben... Der schlafende Träumer der Zeit und Hirte der Herzen...“ Er hob abrupt den Kopf. „Ich brauche etwas zum Schreiben! Die Helden müssen davon erfahren.“

Janis stand erschöpft auf und ging zu seinem Rucksack. Er hatte etwas Tinte und Pergament eingesteckt, auch wenn er sich unsicher war, ob es nicht vielleicht schon an der Rietburg herausgefallen war oder ob es das unfreiwillige Bad in der Narne überstanden hatte. Erst als er die Schnüre des Rucksacks schon in der Hand hatte, hielt er inne.

„Aufschreiben? Wozu?“, fragte er und warf einen Blick über die Schulter. „Warum sagst du es ihnen nicht selbst?“

Leander lächelte gequält. „Weil ich nicht weiß, ob sie mich dazu kommen lassen.“

Janis zögerte kurz, dann öffnete er seinen Rucksack und wühlte darin herum. Er hatte die empfindlichen Pergamentbögen ganz nach oben getan und sie waren nicht hier, also konnte er höchstens noch das Tintenfässchen suchen. Wahlos zog er Gegenstände aus dem Rucksack, bis er plötzlich drei kleine braune Knollen in den Händen hielt. Er erstarrte.

Sapian. Ich habe sie für Rodur eingesteckt. Seine Finger zitterten, und als er sich umdrehte, sah er auch Sara auf seine Hände starren. Tiefes Blau lag in ihren Augen.

Janis ließ die Knollen fallen und atmete tief durch. „Ich ... frage den Müller, falls er noch wach ist“, sagte er heiser. „Ein Stofffetzen und ein Stück Kohle sollten sich auftreiben lassen.“

Ohne sich umzusehen hastete er zur Treppe nach unten.

Oh, Rodur! Es tut mir so leid!

Mondhoch, 27. Wintertag 77 A.Z.

Westliches Rietland nördlich der Marktbrücke, Andor

„Du kannst auch nicht schlafen, oder?“

Sara nickte schwach. Ihre Augen standen weit offen und blickten ins Dunkel, genau wie seine eigenen es seit Stunden taten. Wann immer er sie schloss, sah Janis ein Bild, das auf das Innere seiner Lider gemalt zu sein schien: Rodur, der vom Kronenturm fiel. In seinen dunklen Augen spiegelte sich der Himmel voller Sterne.

„Ich vermisse ihn“, flüsterte er. Sara nickte wieder. „Warum hasst du mich nicht, Sara? Ich hätte es verdient. Ich habe ihn umgebracht.“

Sie schwieg. Eine Antwort wäre auch gar nicht möglich gewesen, es war längst zu dunkel für komplizierte Gebärden.

„Ich tue es, weißt du? Ich hasse mich. Und ich hasse diese Welt, die Rodur und meine Mutter und so viele andere sterben lässt und die ausgerechnet mich am Leben lässt. Ich habe das nicht verdient! Ich hätte sterben sollen und nicht Rodur.“

Du solltest diese Welt nicht hassen, sondern dankbar sein für die Chance, die sie dir gegeben hat. Du kannst deine Fehler wiedergutmachen. Du hast dich geändert, mein Schatz.

Nein, Mutter. Nichts, was ich tue, kann meine Schuld jemals begleichen. Und ich habe mich nicht geändert. Ich würde das alles wieder tun, um dich zu retten. Ich kann dich nicht loslassen.

Janis schloss die Faust um den kleinen Knochen, den er festhielt, seit er sich wieder hingelegt hatte.

Ich habe so viel für dich geopfert, Mutter. Dich jetzt aufzugeben würde all das sinnlos machen!

„Bitte, Sara, mache nicht den gleichen Fehler“, flüsterte Janis den Tränen nahe. „Lass dich nicht von mir umbringen. Stirb nicht an meiner Stelle. Versuche nie wieder, dich für mich zu opfern wie heute morgen. Ich bin es nicht wert.“

Sie drehte den Kopf in seine Richtung und erwiderte seinen Blick. In der Dunkelheit konnte Janis die Farbe ihrer Augen nicht erkennen.

„Alles, was ich hatte, habe ich weggeworfen, um das hier zu bekommen.“ Er hob seine Faust mit Kheelas Knochen darin. „Du bist das letzte, was mir noch geblieben ist. Ich könnte es nicht ertragen, dich auch noch zu verlieren.“ Er schloss die Augen und sah sofort

wieder Rodurs Gesicht. „Wenn Varkur uns findet, dann nimm die Krone, renn und blick nicht zurück. Dich hat er schon einmal verschont, und ich habe alles verdient, was er mir antun wird. Zumindest werde ich dann dem Schwarzen Herold ins Gesicht sagen können, was ich von ihm ...“

Janis verstummte. ...*dem Schwarzen Herold ins Gesicht sagen...* Schlagartig verließ ihn jede Wärme. Das Bild eines kleinen, schwarzen Döschens schälte sich aus der Dunkelheit. *Nimm dies. Nomion braucht es nicht mehr, und so können wir miteinander sprechen, ohne dass ich dich töten muss.*

Janis sprang auf und tastete nach seinem Rucksack. Blind wühlte er darin herum, zog Verbände, Kräuter, Kleidung heraus, bis seine Finger endlich, ganz unten, auf eine glatte, eiskalte Oberfläche stießen. Langsam zog er den kleinen, schwarzen Zylinder aus der Tasche und starrte darauf.

Ich bin sein stummer Begleiter; ich weiß, dass er nicht weit sein kann!

„So konnte Varkur uns finden!“, hauchte Janis. Er blickte auf und sah, dass Sara sich aufgesetzt hatte und verwirrt auf das Döschen blickte.

„Der Herold hat es mir gegeben. Bestimmt können er oder Varkur die ungefähre Position herausfinden“, erklärte Janis. „Weck Leander! Packt unsere Sachen! Ich werde das hier los, dann verschwinden wir!“

Sara nickte eingeschüchtert und drehte sich zu Leander, der jedoch schon nach seinem Stab griff und aufstand, noch ehe Sara ihn erreicht hatte. War er eben erst aufgewacht oder hatte er schon die ganze Zeit gelauscht? Janis vermutete Letzteres, doch das spielte jetzt auch keine Rolle mehr.

Als es noch heller gewesen war, hatte Janis hier irgendwo eine Leiter ins Dachgeschoss gesehen. Er tastete sich vor, bis er sie gefunden hatte und kletterte fast blind mit nur einer Hand daran hoch, in der anderen hielt er das Döschen und noch immer Kheelas Knochen.

Er hatte Glück. Die Luke nach oben ließ sich widerstandslos öffnen, und ganz wie erhofft gab es ein Fenster. Janis kletterte über ein paar Säcke und hölzernes Gestänge unbekannten Zwecks, bis ihm die kalte Luft ins Gesicht schlug.

Draußen rauschte die schwarze Narne nach Norden. Auf der anderen Seite glänzte der Schnee hell im Licht der schmalen Mondsichel, die hoch über den Gipfeln des Grauen Gebirges weit im Süden stand. Das zerrissene Ende des unsichtbaren Seils, das tief unten am Grunde seiner Seele ruhte, scheuerte schmerzhaft bei diesem friedvollen Anblick.

Janis holte aus und schleuderte das schwarze Döschen so weit er konnte nach draußen. Es beschrieb einen hohen Bogen und versank etwa in der Mitte des Flusses lautlos zwischen den schwarzen Wellen. Erleichtert atmete Janis aus. Sollte Varkur doch im Hadrischen Meer nach ihnen suchen!

Im nächsten Moment wallte rund um die Mühle dichter schwarzer Nebel auf. Er schob sich scheinbar aus dem Boden, verdichtete sich und flog in einem eisigen, heulenden Wind über den Fluss. Dunkle Schlieren stießen gewaltsam ins Wasser hinab, dann verharnte die Finsternis. Janis glaubte zu erkennen, wie ein kleiner schwarzer Fleck sich aus der schäumenden Narne erhob, im nächsten Moment wich er vom Fenster zurück und presste sich an die Wand.

Er war hier! Er war längst hier!

Ein schriller, zorniger Schrei erklang, dessen Echo von den fernen Berggipfeln widerhallte. Dann ertönte von unten ein schreckliches Splittern und Krachen. „*Wo ist er?*“,

zischte Varkurs unmenschliche Stimme durch die ganze Mühle. *„Wo ist der Junge? Antwortet!“*

Janis starrte auf Kheelas Knochen in seiner zitternden Hand. Er hatte das Wichtigste noch immer bei sich. Wenn er Sara, Leander und die Krone holte, könnten sie versuchen, durch das Fenster nach draußen zu klettern, über das sich drehende Mühlrad bis zum Boden, und dann zu verschwinden. Er stieß zitternd Luft aus. Sie mussten die Familie des freundlichen Müllers, der sie nichtsahnend bei sich aufgenommen hatte, zurücklassen. Nur so konnten sie vielleicht entkommen.

Langsam kehrte er zurück zur Leiter. Unten sah er Sara und Leander mit angehaltenem Atem neben ihren Rucksäcken hocken. Lautlos versuchte er, sie auf sich aufmerksam zu machen.

„Schwarzes Haar... Bist du es, Junge? Bist du Janis? Du bist so klein!“

„Lass unseren Sohn in Ruhe!“, brüllte die Stimme der Müllerin von unten. *„Er war hier! Ein Junge mit schwarzen Haaren und zwei Begleitern! Wir gaben ihnen unser Boot! Sie sind schon wieder fort!“*

Janis empfand Respekt für die schnelle Lüge der Frau. Selbst jetzt noch versuchte sie, ein paar Fremde zu beschützen. Und er wollte sie sterben lassen. Das schlechte Gewissen brannte in ihm.

„Nein! Du lügst!“, kreischte Varkurs schnarrende Stimme. *„Ich bin seit Stunden hier und warte darauf, dass er nach draußen kommt! Er ist noch hier! Janis! Ich weiß, dass du mich hörst! Zeig dich! Ich werde weder dir noch irgendjemandem sonst ein Haar krümmen!“*

Sara sah endlich wieder hoch. *Kommen. Hoch. - Flucht. Durch. Fenster.* gebärdete Janis, inständig hoffend, dass er überhaupt zu sehen war. Sie nickte und zog Leander mit sich zur Leiter.

„Was ist mit dir, Kleiner? Weißt du, wo er ist? Ich will dir nichts tun! Ich will nur ... einen Ausgleich. Ein Leben für ein Leben. Antworte! Wo ist er?“

Sara hatte die Leiter schon fast erreicht, als die Wand aufgesprengt wurde. Eine dunkle Wolke schob sich aus dem benachbarten Raum herein und wogte unruhig hin und her. Janis erhaschte einen Blick auf die breite Müllerin, die ihren höchstens achtjährigen Sohn zu sich zerrte, während ihr Mann die anderen drei Kinder an sich presste, dann wich er zumindest ein kleines Stück von der offenen Luke zurück und die zerstörte Wand verschwand aus seinem Blickfeld.

„Tatsächlich! Zwei Mäuschen in ihrem Versteck! Aber ...“ Ein zorniger Schrei drang aus den Schatten. *„WO IST ER? Hier sind nur ein blauer Mann und ein ...“* Der dunkle Nebel verharrte in der Luft und schob sich dann langsam näher an Sara heran. *„Ich kenne dich, Mädchen! Du warst heute morgen noch ... Du ... Du hast dort gar nicht gewohnt! Ein blondes Mädchen... Du bist es! Seine Begleiterin! Du ...“*

Varkur wich zurück, die Dunkelheit verkrampfte sich. *„Ich wollte ... Gnade zeigen ... niemanden verletzen ... die Dunkelheit mit Licht erfüllen ... und was ist der Dank?! Lügen! Nichts als Lügen!“*

Der schwarze Nebel zuckte unregelmäßig und ein schmerzerfülltes Kreischen ließ die Mühle erzittern. Schwarze Tentakel zuckten unkontrolliert durch die Luft. Wo immer sie auf Holz trafen, flammten gleißende Flammen von solcher Hitze auf, dass binnen Herzschrägen nichts als Asche von den Balken zurückblieb. Das Feuer breitete sich rasend schnell aus, verschlang Wände und Boden, bis Janis unter sich nur noch weiße Flammen sah, die in seinen Augen schmerzten. Die Hitze war so gewaltig, dass auch im Dachgeschoss an

manchen Stellen spontan Flammen aus dem Holz brachen. Die Leiter, die für Sara und Leander der einzige Fluchtweg gewesen wäre, stürzte knackend in sich zusammen, die ersten Wände wurden vom Druck der Flammen eingeknickt. Rauch kratzte in seiner Lunge.

Doch wo immer das Feuer zu nahe an die Müllersfamilie oder Leander und Sara kam, schob sich mit einem gequälten Zischen ein dunkler Vorhang in den Weg und bewahrte sie vor dem Flammentod.

„Bitte! Ich will niemandem wehtun! Sagt mir einfach, wo der Junge ist!“, kreischte Varkur über die brausenden Flammen. Dunkle Klingen zerteilten wahllos einen bereits brennenden Schrank, den Esstisch und die beiden großen Mühlsteine. *„Wo versteckt er sich? Antwortet!“*

Ein weiterer Fangarm aus Schatten riss Saras Rucksack auf, obwohl der als Versteck viel zu klein gewesen wäre. Decken und Vorräte rutschten heraus – und dann, mit einem metallenen Klang, die Rietgraskrone.

Janis hielt die Luft an. Es war vorbei. Es war egal, ob die Mühle gleich in sich zusammenbräche oder nicht. Es war egal, ob Varkur ihn jetzt noch fand. Alles war verloren. Die Krone war entdeckt.

Doch Varkur kümmerte sich gar nicht darum. Er nahm einfach weiter mögliche und unmögliche Verstecke auseinander, zerriss Wände und Möbelstücke wie ein wildes Tier und beschützte zugleich die Menschen vor dem Feuer, das er selbst beschworen hatte.

Er weiß es nicht. Er weiß nicht, was es mit der Krone auf sich hat. Er sucht nur mich.

Janis spürte ein wildes Lachen in sich aufsteigen. Er konnte sie alle retten.

Janis! Tu das nicht!

Es tut mir leid, Mutter. Ich wollte dich zurückholen, ein kleines Stück Ungerechtigkeit in dieser Welt ungeschehen machen. Ich konnte mir nichts Schlimmeres vorstellen als deinen Tod. Aber ich war blind.

„Hör auf, Varkur!“, schrie er so laut er konnte. „Ich bin hier!“

Der Schwarze Herold hat recht. Es gibt Schicksale, die schlimmer sind als der Tod, und beinahe hätte dich ein solches ereilt.

Er spürte, wie sich von allen Seiten eine finstere Aufmerksamkeit auf ihn richtete, während der dunkle Nebel langsam zur Ruhe kam.

Ich mache alles wieder gut. Versprochen.

„Ich bin es, den du suchst. Du kannst die anderen in Ruhe lassen. Du willst nur mich. Doch du wirst mich nicht bekommen, Varkur.“ Er starrte nach unten in die lodernden weißen Flammen und spürte Kheelas Knochen in seiner Faust. „Es tut mir leid.“

Er wusste selbst nicht, an wen er diese Worte richtete. Nicht an Varkur, aber an alle anderen vielleicht. An die Müllersfamilie, die durch Leanders Lügen und sein Schweigen in solche Gefahr geraten war. An Sara, die schon so viel verloren hatte. An Orfen, Readem, Kunar, Daroscha, Barram, Armond, Peta, Mart und alle anderen, die er verraten hatte und die an der Rietburg für nichts ihr Leben gelassen hatten. An Rodur, der ein Leben in Freiheit verdient und den er ermordet hatte. An Vara, die nach Jahrhunderten, in denen sie den Menschen geholfen hatte, von ihm benutzt worden war, um ihnen zu schaden. An Kheela, für die er das alles getan hatte, obwohl sie nichts davon gewollt hätte.

Wieder hörte er die Worte, die der Schwarze Herold ihm nachgebrüllt hatte, doch jetzt klangen sie nicht mehr wie eine Drohung, sondern wie ein Versprechen.

Der Tod ist die letzte Zuflucht der Lebenden. Der letzte Ort, an dem sie ungestört sind von allem Leid der Welt. An dem alle ihre Verfehlungen vergessen sind und alle ihre Sorgen zur Ruhe kommen.

Bitte, mein Schatz! Tu das nicht!

Warum nicht, Mutter? Du hast kein Recht, mich davon abzuhalten. Du hast dein Leben weggeworfen, mich zurückgelassen, um so vielen anderen zu helfen. Ich dagegen habe nichts als Leid gebracht. Du warst ein Leuchtf Feuer im Sturm, wo ich nur eine flackernde Kerze bin. Doch am Ende brennen wir beide.

Und er sprang aus der Luke, hinein ins Meer aus weißem Feuer. Er fiel schneller, als alle Schatten nach ihm greifen konnten. Er erhaschte einen letzten Blick auf Sara, die ihn mit aufgerissenem Mund ansah, die Krone an die Brust gepresst. Ihre Augen leuchteten golden im Feuerschein.

Dann umarmten ihn die Flammen von allen Seiten, verschlangen Haut und Fleisch, so schnell, dass er nicht einmal Schmerzen fühlte. Kheelas Knochen, für den er ein ganzes Land geopfert hatte, verbrannte zusammen mit der Hand, die ihn hielt. Nur Asche blieb zurück, die keine Macht der Welt mehr aus ihrer letzten Zuflucht reißen konnte. Varkurs verzweifelter Kreischen verklang zusammen mit dem Tosen des Feuers.

Ich komme, Mutter!



U – Wie eine Klinge aus Glas

Mondhoch, 27. Wintertag 77 A.Z.

Westliches Rietland nördlich der Marktbrücke, Andor

Ein entsetzliches, schrilles Kreischen übertönte das Feuer und stach in Leanders Ohren. Doch es klang nicht triumphierend, sondern zornig und gequält. Verzweifelt.

Leander tastete mit der linken Hand nach Saras Schulter, bevor sie etwas Unüberlegtes tun konnte. „Hast du die Krone?“, zischte er über den Lärm.

Ihre Hand legte sich in seine und drückte einmal, so fest, dass seine Knochen knackten. Leander biss die Zähne zusammen. „Dann nichts wie raus hier!“

„Du Narr!“, kreischte Varkurs unmenschliche Stimme. „Kein Haar! Kein Haar gekrümmt! Ich wollte das nicht... Ein Ausgleich! Ein Leben für ein Leben! Wieso wirfst du *deines* weg?“ Wieder erscholl das verzweifelte Kreischen, dann das Splittern von Holz. Auf einmal schlugen ihm Hitze und Rauch entgegen, während der schrille Schrei immer leiser wurde und bald nicht mehr zu hören war.

Über seinem Kopf hörte er einen Balken knacken. „Sara!“, zischte er unsanft. „Du kannst trauern, sobald wir hier weg sind. Bring uns sofort nach draußen, die Mühle stürzt jeden Moment ...“ Weiter kam er nicht. Er atmete beißenden Rauch ein, der seine gereizten Lungen augenblicklich zu einer Hustenattacke verleitete. Er krümmte sich und hustete, bis er Blut schmeckte und kaum noch Luft bekam. Nur am Rande registrierte er, dass Sara sich endlich in Bewegung setzte.

Erst als sie Hitze und Rauch endlich hinter sich gelassen hatten, ging der Hustenreiz allmählich zurück. Als sie irgendwann stehen blieb, ließ er sich einfach in den Schnee sinken und stieß einen flachen Atemzug nach dem nächsten aus, bis nichts mehr als klare Winterluft in seine Lungen strömte. Da erscholl ein ohrenbetäubendes Bersten von Holz, danach nur noch das leise Knistern des Feuers und das Plätschern der Narne. Das klappernde Mühlrad war verstummt.

Sara hielt noch immer schmerzhaft fest seine Hand umklammert, ihre Finger waren verkrampft. Unter ihrer Haut fühlte er ihren rasenden Puls. Ansonsten regte sie sich nicht, er hörte kein Wimmern oder Schluchzen, selbst ihr Atem ging noch immer ruhig. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich das ändern würde, da war Leander sich sicher. Er hoffte nur, dass es erst nach ihrer Ankunft in Cavern so weit wäre. Die Zwerge würden sich um sie kümmern können.

Irgendwann näherten sich ihnen unsichere Schritte. Leander erkannte das Muster, es war der Müller mit der Fistelstimme. Sein Atem ging zitternd und stoßweise.

„Janis!“, schrie der Müller zornentbrannt. „Das ist nicht der Name, den Ihr uns genannt habt! Ihr wusstet von diesem ... Monster! Der Junge hat sich geopfert, um es zu vertreiben, und das werde ich ihm nicht vergessen. Aber Ihr ... Ihr habt keine Dankbarkeit von uns zu erwarten! Ihr habt uns belogen!“

Leander nickte langsam. „Ja.“

„Ihr habt meine Mühle auf dem Gewissen. Mein Großvater hat sie aufgebaut, und jetzt ist nichts mehr von ihr übrig! Wie soll ich meine Familie ernähren? Wo sollen wir Schutz finden vor der Kälte? Ihr habt unser Zuhause zerstört!“

Leander seufzte und stand mühsam auf. „Ja.“

„Und noch schlimmer: Ihr habt meine Familie in Gefahr gebracht! Meine Kinder!“

Leander schluckte. „Ja.“

„Ihr habt unser Mitleid ausgenutzt, ihr habt ...“

„Genug!“, fuhr Leander dem Müller ins Wort. „Hättet Ihr uns denn aufgenommen, wenn wir die Wahrheit gesagt hätten?“

„Die Wahrheit?“ Die Fistelstimme nahm einen schrillen Klang an. „Was ist die Wahrheit?“

„Dass das Schicksal nicht nur dieses Landes davon abhängt, dass wir unser Ziel rechtzeitig erreichen!“, rief Leander getragen. Leiser fügte er hinzu: „Und dass wir verfolgt werden von einem Dunklen Magier, dessen Macht ihresgleichen sucht. Also, hättet Ihr uns aufgenommen?“

Der zitternde Atem des Müllers hing in der kalten Luft. „Wir werden es nie erfahren“, zischte er schließlich hasserfüllt. Ohne weiteren Kommentar stapfte er wieder zu seiner Familie zurück.

„Komm, Sara“, sagte Leander leise. „Wir sind hier nicht mehr erwünscht.“

Sie reagierte nicht, doch als Leander nach Süden aufbrach, trottete sie widerstandslos neben ihm her. Seine Hand hatte sie noch immer nicht losgelassen.

Morgendämmerung, 28. Wintertag 77 A.Z.

Zwergeneiche, Andor

Erschöpft ließ Leander sich nieder und lehnte den Rücken an den zerfurchten Stamm des alten Baumes. Seinen Stab legte er neben sich.

„Setz dich doch, Sara“, schlug er leise vor und zog versuchsweise an ihrer Hand. Sie musste ebenfalls zu Tode erschöpft sein, nachdem die nächtliche Pause ungeplant unterbrochen worden war. Dennoch setzte sie sich erst auf seine Aufforderung hin, und wenn er den starren Griff um seine Hand richtig interpretierte, dann war sie alles andere als entspannt.

Leander seufzte und tastete geistesabwesend nach seiner Gürteltasche. So war es schon die ganze Zeit. Auf seine Worte reagierte sie, wenn überhaupt, mit Verzögerung. Vielleicht hätte er sie irgendwie beschäftigt halten müssen, doch er war zu erschöpft dafür. Und die einzige Frage, die ihm einfiel – woher Janis einen Gegenstand vom Schwarzen Herold persönlich erhalten hatte – traute er sich nicht zu stellen.

Irgendetwas habe ich übersehen, und jetzt ist es zu spät, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Seine Finger ertasteten die kleine Metallflasche. Er entkorkte sie etwas umständlich mit einer Hand und setzte sie an den Mund. Nur einige wenige Tropfen der ekelhaften Medizin rannen noch in seinen Mund.

Leer. Und kein Thogger weit und breit, der mir mehr brauen könnte. Er verstaute die Flasche wieder und streckte die Beine aus. *Nur ein bisschen ausruhen, dann gehen wir weiter.* Es war nur noch ein so kurzer Weg nach Cavern. Bald wäre die Krone in Sicherheit. Was auch immer sonst geschehen mochte, darauf allein kam es an.

Wenn ich dich noch einmal sehen muss, werde ich keine Gnade mehr walten lassen.

Leander verscheuchte die plagenden Gedanken und versenkte sich in seine Hütte der Erinnerung. In der Zeit, in der er seinen Körper ruhen ließ, konnte zumindest sein Geist noch etwas Sinnvolles tun.

Aus Gewohnheit dachte er schon wieder über die alte Tafel des Themauras nach, bis ihm einfiel, dass er den Text inzwischen vollständig übersetzt hatte. Er lenkte seine Gedanken zu Hrals alter, nicht eintreffender Prophezeiung, doch er konnte seine Aufmerksamkeit nicht lange dort halten. Immer wieder huschte der Blick seiner imaginären Augen zu dem schwarzen Kasten auf dem Tisch und der Reihe aus sieben schimmernden Perlen auf rotem Grund. Sacht strich er mit seinen Fingern über den weichen Samt und gedachte der sieben Erinnerungen. Eine Perle, blendend weiß, für den Lichttag, an dem er seinen Plan in Bewegung gesetzt hatte. Eine rund und silbern wie der Mond in jener längst vergangenen Nacht, in der er das Gift zu Seban gebracht hatte. Eine angefüllt mit feinen Wellen aus Perlmutter und einer Erinnerung an eine unbeachtete Warnung. Eine rötlich glänzend wie das Blut der Schmiedin und ihres Lehrlings. Eine geformt wie die Tränen Sebans, als er vom Tod seiner Familie berichtete. Eine in allen Farben schillernd, voll von ungezählten Möglichkeiten und dem Klang seiner schrecklichen Entscheidung. Und die siebte Perle, tiefschwarz und spiegelglatt. *Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht...*

Leander legte seine Finger auf die dunkle Oberfläche und alles Licht wurde eingesaugt von der strahlenden Dunkelheit der Perle.

Abenddämmerung, Tag des Dunklen Ausgleichs 42 A.Z.

Rietland westlich des Krähenstamms, Andor

Leander hob den Kopf, als er schwere Schritte hörte, die sich ihm näherten. Wenn er lauschte, konnte er leise Atemzüge vernehmen, erhitzt vom Kampf und gedämpft von einer

Maske aus schwarzem Stahl. „Seid begrüßt, Auserwählter“, sagte er leise, während er sich gerade hinsetzte.

„Schwarzer Priester!“, stieß eine tiefe Stimme hervor. Durch die Blutkrone hallte sie dunkel und ehrfurchtgebietend wie ein Glockenschlag. „Euer Auserwählter ist tot! Ich habe ihn getötet. Und Ihr werdet ihm folgen!“

Leander lachte leise. „Nein. Der Auserwählte ist nicht tot. Er steht genau vor mir. Seid Ihr etwa nicht gekrönt mit der Macht des Blutes? Habt Ihr nicht geopfert Euer eigen Fleisch und Blut? Wurdet Ihr nicht von einem schwarzen Priester geleitet?“

Das schabende Geräusch eines Schwertes, das aus seiner Scheide gezogen wird, erklang. „Genug. Ihr habt verloren. Ihr wolltet meinen Vater dazu bringen, mich zu ermorden, und stattdessen ist er selbst gestorben. Eure Pläne sind gescheitert.“

Leander lächelte unter dem Schatten seiner Kapuze. „Im Gegenteil. Alles ist genau so gekommen, wie ich es wollte. Wer, glaubt Ihr, lockerte Eure Fesseln? Wer ließ Euch, den ausgebildeten Krieger, allein mit Eurem alten Vater, der zum ersten Mal ein Schwert in den Händen hielt?“ Langsam schüttelte Leander den Kopf. „Habt Ihr wirklich geglaubt, Euer Vater wäre ein würdiger Auserwählter? Er war alt, schwach und unbrauchbar. Ein Bauer ohne jede Kampferfahrung. Ein zahmer, alter Köter, der nur noch heiser kläffen konnte. Doch ich brauchte einen gnadenlosen Wolf. Ich brauchte Euch!“

Langsam stand Leander auf. „Ihr seid etwas Besonderes, Auserwählter, das wusste ich schon, als wir uns das erste Mal gegenüberstanden. Euer Geist ist wie eine Klinge aus Glas: Scharf und rein! Unbeschmutzt von all den profanen Ablenkungen des Alltäglichen! Eine Klinge, klar und kalt wie Eis; und schnurgerade, gerichtet auf ein einziges, höheres Ziel! Eurer Entschlossenheit gleicht nichts, was ich je gesehen habe.“

Er hörte, wie Wels Atem unter der Maske zitterte. „Warum sollte ich Euch folgen, nach allem, was Ihr getan habt? Ihr habt das Gift zu uns gebracht, Ihr seid Schuld am Tod meiner Eltern und an meinem Rauswurf aus dem Heer des Königs.“

„Ja, das bin ich“, gab Leander zu. „Ich habe Euch all das genommen. Und ich habe Euch davon befreit! Keiner von ihnen hat wirklich erkannt, was in Euch steckt! Sie hätten Euch nur zurückgehalten. Sie haben Euch zurückgehalten! Eure Mutter hat Euch belogen und sich selbst vergiftet, um Euch von Eurer Mission abzuhalten und an sie zu ketten, in vermeintliche Sicherheit. Der Schwertmeister hat seinen loyalsten Krieger verstoßen für die Vergehen seines Vaters. Und Euer Vater war bereit Euch, seinen eigenen Sohn, zu ermorden, nur aufgrund einer alten Prophezeiung und des Briefes, der ihn an Brandur verriet.“

„Ich habe diesen Brief nicht geschrieben“, verkündete Wel stockend.

„Ich weiß, das war ich“, sagte Leander abfällig. Er hörte, wie Wel zischend Luft einsog und setzte hinzu: „Gut! Fühlt den Schmerz und den Zorn! Lasst ihn wachsen!“ Leander zögerte kurz. Er durfte sich keine Fehler erlauben, musste seine Worte sorgsam wählen. „Weit im Osten“, begann er, „jenseits des Grauen Gebirges, liegt Thakkum, die pfählerne Hauptstadt der Barbaren, inmitten des Sees Ava. Vor vielen Jahrhunderten hat ein Barbarenkönig einige der friedliebenden Echsen, die durch die Steppe ziehen, einfangen lassen. Sie wurden in enge Käfige gesperrt und hochgezüchtet. Jede Generation war stärker und brutaler als die vorhergehende. Sie wurden aufgezogen in völliger Dunkelheit, verstümmelt und malträtiert, bis ihnen nichts mehr blieb als der Hass auf ihre Peiniger. Wann immer ein Feind es wagt, die Stadt anzugreifen, werden ein paar von ihnen von der Kette gelassen. Man gibt ihnen einen Stofffetzen, ein Kleidungsstück, einen Brief oder was immer sonst zur Verfügung steht, solange der Geruch der feindlichen Heerführer daran

klebt. Und sie folgen diesem Geruch, voll Blutdurst und Starrsinn. Nichts kann sie aufhalten, kein Schmerz und kein Hindernis, bis ihr Ziel zerfleischt am Boden liegt. Und wenn ihr Opfer am Grunde eines Abgrundes kauert, so werden sie sich ohne zögern hinabstürzen.“

Leander hob gebieterisch die behandschuhten Hände. „Diese Echsen sind bekannt als die Kriegsbestien von Thakkum. Und Ihr, Auserwählter, seid genau wie sie. Wenn Ihr Euch ein Ziel gesucht habt, dann kann Euch nichts mehr davon abbringen. Und Euer Schmerz macht Euch nur stärker.“

„Ich bin keine Monsterechse!“

Leander kicherte. „Dann sagt mir, dass ich mich irre. Sagt mir, dass Ihr Eure Eltern so schrecklich vermisst, dass Ihr bereit wäret, Eure Ziele aufzugeben für sie. Sagt mir, dass Ihr sie zurückholen würdet, wenn Ihr nur könntet, obwohl Ihr wisst, dass sie Euch ein Hindernis sein werden, egal nach welchem Ziel ihr strebt. Sagt, dass Ihr wie all die erbärmlichen Bauern seid, die ihre jämmerlichen, nichtswürdigen Leben im Schmutz verbringen und nie nach etwas Höherem streben als der nächsten Mahlzeit!“

Wel schwieg. Sein Atem ging schwer.

„Das dachte ich mir. Auserwählter, hebt Euch Euren Zorn auf für diejenigen, die ihn verdienen. Für die Eltern, die Euch niemals verstanden haben. Für den König, der Euch fallen ließ. Was wart Ihr für Brandur jemals anderes als Trollfutter?“ Er senkte seine Stimme. „Vergesst den Lügenkönig! Er hat Euch nicht verdient! Ihr sollt einen Meister haben, der Eurer würdig ist! Der wahrhaft erkennt, was in Euch steckt, und wozu Ihr werden könnt! Ihr könnt ein Königreich zu Fall bringen und einen Gott erwecken! Es gibt keine geringere Aufgabe für Euch!“ Leander holte tief Luft. „Folgt nicht mir. Folgt IHM! Ihr sollt SEIN Wort verkünden und SEINE Ankunft bereiten. Ihr sollt dereinst SEINE Kreaturen zur Rietburg führen, auf dass sie das Leben Brandurs auslöschen. Werdet, wozu Ihr geboren seid! Zieht nach Osten, lernt, was ER zu lehren hat und wählt Euch ein Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnt! Werdet der Vorbote des Feuers! Werdet der Antreiber der Kreaturen! Werdet ... der Schwarze Herold!“

„Tarok...“, murmelte Wel leise.

„Wird Euch ein Ziel geben, das Eurer würdig ist“, erklärte Leander sanft. „Kehrt zurück zum Gott Eurer Jugend. Zieht Stärke aus Eurem Schmerz. Tragt das Feuer zu den Brandstiftern zurück. Was sagt Ihr?“

„Ja...“, flüsterte Wel. „Ja! Eine heilige Mission... Ich werde nach Osten ziehen. Ich werde mit Tarok sprechen und ihm dienen. Und vorher töte ich Euch.“

Leanders Lächeln erstarrte. „Gerne“, sagte er und versuchte, seiner Stimme einen zufriedenen Klang zu geben. „Damit erspart Ihr mir nur die Mühe, es selbst zu tun.“

Wel schnaubte. „Weshalb solltet Ihr Euch umbringen wollen, Schwarzer Priester?“

„Um die Prophezeiung zu erfüllen. Mit der Macht des Blutes gekrönt wird er als letzter Gläubiger ein Schwarzer Herold sein, seines Gottes Wort zu verkünden, seines Gottes Ankunft zu bereiten. Wenn Ihr die Knochengrube erreicht, darf es keinen Schwarzen Priester mehr geben. Und es wird ihn nicht mehr geben. Niemand wird jemals wieder von ihm hören.“ Diese Rolle hatte ihren Zwecke erfüllt. Der Stein war ins Rollen gebracht. Die Lawine würde über Andor hereinbrechen, wenn die Zeit reif war. Die Helden, die er gesehen hatte, würden sich ihren Prüfungen stellen und triumphieren. Sie würden die Stärke erlangen, die sie brauchten. Alles würde kommen, wie es kommen musste. Und der letzte Abkömmling Varatans würde sterben!

„Dann erledigt es selbst!“, zischte Wel. „Solange wir uns nicht wiedersehen, bin ich zufrieden.“ Seine schweren Schritte wandten sich nach Osten.

„Seid unbesorgt, das werden wir nicht“, rief Leander ihm hinterher. Er dachte zurück an seine Vision und an den Krieger im Wolfsmantel, der sein schartiges Schwert durch Rüstung und Herz des Schwarzen Herolds stoßen würde, sobald die Aufgabe erfüllt wäre. „Nicht in diesem Leben.“

Nachdenklich lauschte Leander auf die abendliche Brise, die durchs Rietgras strich und die verklingenden Schritte Wels schnell übertönte. Ein weiterer Schritt zur Befreiung seines Bruders war getan. Mit dieser Gewissheit konnte er den leichten Stich gut verkraften, den er verspürte, wann immer er daran dachte, was er Andor und Wel angetan hatte. Mit seiner Entschlossenheit hätte er einer von Brandurs größten Kriegern werden können. Ein Held von Andor. Stattdessen habe ich ihn zum Monster gemacht. Leander schüttelte schwach den Kopf und wandte sein Gesicht zur untergehenden Sonne, bis ihre Wärme verschwand. „Euer Geist ist wahrlich wie eine Klinge aus Glas, Auserwählter“, flüsterte er. „Scharf und rein. Und er wird eher zerbrechen, als sich zu biegen.“

Früher Vormittag, 28. Wintertag 77 A.Z.

Zwergeneiche, Andor

Leander seufzte und starrte auf den Ebenholzkasten und die sieben Perlen darin. Er hatte geglaubt, etwas lernen zu können über die Bedrohung, der sie gegenüberstanden. Er wusste wahrscheinlich mehr über den Schwarzen Herold als jeder andere, von Tarok und dem Geist selbst einmal abgesehen. Doch jetzt, wo diese letzte Erinnerung wieder frisch war, wurde ihm bewusst, dass das alles nichts brachte. Es gab keine dunklen Geheimnisse seiner Vergangenheit, die den Herold von seinem Pfad abbringen konnten. Keinen Kummer, der ihn aufhalten konnte. Keine Schwäche, die sich nutzen ließ. *Euer Schmerz macht Euch nur stärker.* Wann war Leander jemals einem anderen begegnet, der von solcher Entschlossenheit war?

Die Antwort fiel ihm sofort ein, und sie ließ ihn schauern. *Chada. Ihre Willenskraft könnte an seine heranreichen. Hätte sie ebenso werden können wie er?*

Leander schloss ruckartig den Deckel. *Nein. Sie ist nicht wie er. Sie wäre zu schwach, alles zu opfern für ein höheres Ziel. Und der Schwarze Herold ist zu schwach, um zu erkennen, ob dieses Ziel die Opfer wirklich wert ist.* Leander zögerte. Nein, das war es nicht. Diese Frage hatte den Herold nie interessiert. Er opferte, was er für sein Ziel zu opfern hatte, egal ob es das wert war. Allein dafür war er gefährlicher als der gesamte Rest des Ewigen Rates zusammen. Er kannte kein Zögern. Er kannte kein Maß. Seine Entschlossenheit war schon damals zerstörerisch gewesen. Und heute...

... für die Gestorbenen gelten andere Regeln. Sie kümmern sich kaum noch um die Gründe ihrer Wünsche. Sie tun alles, um ihr Ziel zu erreichen, selbst wenn dieses Ziel jeden Sinn verloren hat.

Leander schluckte. Der Schwarze Herold ließ sich durch nichts aufhalten, das war ihm jetzt klar. Nur durch die Zerstörung der Rietgraskrone. Er ließ das Bild der Hütte der Erinnerung wieder in der Dunkelheit der Gegenwart versinken.

Leander verspürte den Wunsch, damals anders entschieden zu haben. Nicht auf das Ergebnis einer Münze zu hören. Doch zugleich wusste er, dass dieser Wunsch sinnlos war. Die Vergangenheit ließ sich nicht ändern.

Chada hatte ihn einmal etwas Ähnliches gefragt, im Grauen Gebirge, noch vor ihrem Sieg gegen die Krahder. Seltsam nachdrücklich hatte sie darauf beharrt, ob man einen Fehler, wie etwa das Land Andor ungeschützt zurückzulassen, ungeschehen machen könnte, wenn es möglich wäre, in die Vergangenheit zu reisen, und sie hatte keinen seiner Einwände gelten lassen. „Aber was, wenn es doch möglich wäre?“, hatte sie gefragt. Und Leander hatte die Antwort gegeben, von der er wusste, dass sie der Wahrheit entsprach: „Nein, Chada. Es wäre nicht möglich. Die Vergangenheit, in die du reisen würdest, wäre genau die, die zu deiner Reise geführt hat. Der Fluss der Zeit verlässt niemals sein Bett. Selbst wenn ein paar Tropfen einige Schritte zurückgespült werden, verändert das nicht seinen Lauf.“

„Du meinst, es widerspräche den Gesetzen der Natur?“

„Schlimmer, Chada: Denen der Logik. Wenn du deine Fehler ungeschehen machen würdest, würdest du dir auch jeden Grund rauben, überhaupt in die Vergangenheit zu gehen. Du würdest deine eigene Reise verhindern. Es wäre ... ein Paradoxon.“

Leander seufzte. Und jetzt war er selbst zu dumm, um seinen eigenen Ratschlägen zu gehorchen. Über die Fehler der Vergangenheit nachzusinnen brachte nichts, wenn man für die Zukunft nichts daraus lernen konnte. Er schüttelte den Kopf.

Die raue Rinde der Zwergeneiche schmerzte in seinem Rücken von der langen Zeit, die er hier gegessen hatte. Doch in seinen Beinen spürte er frische Kraft. Nicht viel, aber genug für das letzte Stück des Weges.

Leander griff nach seinem Stab und stand mühsam auf. „Komm, Sara“, sagte er und zog leicht an ihrer eiskalten Hand. „Wir müssen weiter. Nach Cavern.“

Sonnenhoch, 28. Wintertag 77 A.Z.

Östliches Rietland unmittelbar vor dem südlichen Mineneingang, Andor

„Warte! Wenn wir noch weiter gehen, sehen uns die Wachen.“ Vorsichtshalber senkte Leander die Stimme. Geräusche trugen mitunter laut über den Schnee, das wusste er. „Sara, ich habe eine wichtige Bitte an dich. Ich weiß nicht, wie ich aufgenommen werde. Du hast die Krone noch?“

Ein Drücken in seiner Hand.

„Nimm noch das hier dazu.“ Er tastete in seiner Tasche nach dem Stofffetzen, auf den er vergangene Nacht seine Botschaft geschrieben hatte. „Bring beides zu ...“ Er erstarrte, als er knirschende Schritte hörte. *Dieses Muster...* So schnell hatte er die Begegnung nicht erwartet.

Die Schritte stoppten plötzlich auf der Hügelkuppe. Wenn er sich anstrengte, konnte Leander sogar schon den vertrauten Atem hören.

„Hallo, Drukil“, sagte er leise. „Wurde es dir wieder einmal zu eng in der Mine?“

Aus dem fernen Atem hörte er Verwirrung. „Hallo...“, antwortete Drukils Stimme unsicher.

„Was auch immer du jetzt denkst, tu nichts Unüberlegtes“, bat Leander. „Ich bin zurückgekommen, um euch zu helfen. Hol die anderen, ich habe ihnen viel zu erzählen. Und auf keinen Fall Ken Dorr! Du hattest recht, Drukil. Die ganze Zeit. Er hat uns von Anfang an belogen!“

„Die anderen ... ja ...“, stammelte Drukil. Er rannte davon, zurück zur Mine. Stirnrunzelnd lauschte Leander, bis die Schritte verklungen waren. Das war glimpflicher

gelaufen als befürchtet. Erleichtert ließ er die Luft entweichen, von der er gar nicht gemerkt hatte, dass er sie angehalten hatte.

„Sara, ich weiß nicht, was gleich geschehen wird“, sagte Leander ernst. „Nimm die Krone und die Botschaft und halte ein bisschen Abstand. Am besten du versteckst dich bei den Felsen, an denen wir vor kurzem vorbeigekommen sind. Wenn alles gut geht, komme ich dich bald holen. Wenn nicht ...“

Wenn ich dich noch einmal sehen muss, werde ich keine Gnade mehr walten lassen.

Leander schüttelte schwach den Kopf. „Wenn nicht wartest du zwei Stunden und gehst dann alleine nach Cavern. Zeig die Botschaft den Wächtern, sie werden dich zu den Helden von Andor bringen und du kannst ihnen die Krone überreichen. Kannst du das für mich tun?“

Wieder ein Drücken in seiner Hand.

„Gut, dann auf jetzt!“, sagte Leander. Sie ließ ihn los und er hörte zu, wie sie langsam zurücktrottete. Ein tapferes Mädchen. Sie hatte schon zu viel durchgemacht. Es tat ihm leid, ihr diese Last auch noch aufzubürden. Doch bei ihr war die Krone sicherer.

Leander setzte sich seufzend in den Schnee und wartete.

Sonnenhoch, 28. Wintertag 77 A.Z.

Östliches Rietland unmittelbar vor dem südlichen Mineneingang, Andor

Wieder war es nur eine Person, die sich ihm näherte. Und Leander erkannte den schleichenden Gang sofort. *Oh nein! Ausgerechnet er! Warum schon jetzt? Wie hat er von mir erfahren? Wie hat er es geschafft, noch vor den Helden hier zu sein?*

Leander stand mit schmerzenden Knien auf und schüttelte sich den Schnee vom Mantel.

„Seid begrüßt, Leander“, rief Ken Dorrs hohe, kalte Stimme von oben zu ihm herab. Die Schritte näherten sich ihm.

„Hallo, Ken Dorr“, erwiderte Leander so freundlich wie möglich. „Ich würde ja sagen, es tut gut, dich wiederzusehen, aber, na ja...“ Er legte eine Hand an die Binde über seinen Augen. „Könntest du die anderen holen?“

Ken Dorr blieb stehen. Noch höchstens zwei Schritt trennten sie. „Hm, ja, ich schätze, das könnte ich“, murmelte Ken Dorr. Spöttisch fügte er hinzu: „Aber ich werde es nicht tun. Spar dir die Komödie, Leander! Ich weiß, weshalb du hier bist. Du willst sie warnen. Vor mir. Ich wusste gleich, dass ich dich irgendwann loswerden musste, auf Dauer war ein Seher zu gefährlich für mich. Du warst allerdings wahrhaft erfolgreich darin, den Zorn deiner Freunde auf dich zu ziehen – meine Mithilfe war kaum nötig.“

Leander griff seinen Stab fester und konzentrierte sich auf seine Gabe. Er würde gewarnt sein, ehe Ken Dorr zuschlug.

„Was hast du gesehen, Leander? Was hat mich verraten?“

„Zunächst Callem. Er hat mir Dinge erzählt, die nicht mit dem übereinstimmten, was du uns gesagt hattest“, antwortete Leander langsam. Er musste nur Zeit schinden, bis Drukil mit den Helden zurückkam. Wenn Ken Dorr reden wollte, konnte er das haben. „Danach habe ich ein wenig nachgeforscht. Ich habe das Drachenaugen gesehen, das du gestohlen hast, und ich weiß, was du damit vorhast. Ich habe die falsche Frucht gesehen, die du angefertigt hast. Und ich kenne deinen Plan. Ich weiß, welches dein Ziel ist.“

„Und?“, fragte Ken Dorr gierig. „Was hast du gesehen? Habe ich Erfolg? Sag es mir!“

Leander kicherte, bis er den Hustenreiz spürte und er seine Atmung schnell wieder beruhigte. „Nein, Ken Dorr, das hast du nicht. Und ich brauche keine Visionen, um das zu

wissen. Hast du die Drei Schwestern etwa schon vergessen? *Dein Plan wird sich erfüllen und du wirst qualvoll daran zugrunde gehen, und all deine Macht wird dir nicht helfen können. Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist.*“

Ken Dorr schnalzte ungeduldig mit der Zunge. „Ich hätte mehr von dir erwartet, Leander. Diese blinde Schicksalsergebenheit ist wirklich traurig... Ich schreibe mir mein eigenes Schicksal! Ich Sorge dafür, dass die Weissagung der Drei Schwestern zu *meinen* Bedingungen eintritt! Kenvilar, die Tückische, ist ausgelöscht, dafür habe ich gesorgt! Und für das ach so qualvolle Zugrundegehen habe ich auch schon meine Ideen. *Dein Plan wird sich erfüllen* ist dann das einzige, was bleibt! Ich habe die feste Absicht, mein dreifaches Spiel zu gewinnen.“

Endlich hörte Leander ein weiteres Paar Schritte. Drukil kam zurück! Dann konnten die anderen nicht weit sein! „Keiner von uns kann seinem Schicksal entkommen, Ken Dorr“, meinte er lächelnd.

Der Dieb schnaubte zornig. „Wie du meinst. Wenn du meine Zukunft nicht gesehen hast, bist du ohne weiteren Wert für mich. Du hättest bei deinem Bruder bleiben sollen, Seher! Dann hättest du überleben können.“

Leander wich ein paar schnelle Schritte zurück. „Du hast ihn gehört, Drukil! Hilf mir gegen ihn!“, rief er. „Ich werde hier nicht sterben, Ken Dorr. Es steht zwei gegen einen!“

Er wusste nicht, was er von Ken Dorr erwartet hatte, einen Fluch und einen schnellen Angriff, eine rasche Flucht vielleicht – aber gewiss kein ruhiges Lachen. „Zwei gegen einen, in der Tat“, kicherte Ken Dorr. „Wenn auch vielleicht nicht ganz so, wie du es dir vorstellst. Wer, glaubst du, hat mir gesagt, dass du hier wartest?“

Er konnte hören, wie Drukil näher kam und an Ken Dorr vorbeiging, ohne langsamer zu werden. Dann warnte ihn seine Gabe vor einem Schlag von der Seite. Er riss seinen Stab hoch. Es gelang ihm, das Schwert abzuwehren, doch der Aufprall war so heftig, dass er in seiner geschwächten Verfassung nach hinten gestoßen wurde, über seinen Mantel stolperte und unsanft in den Schnee fiel. Schützend hob er seinen Stab. „D... Drukil? Was tust du?“, fragte er fassungslos. Er holte tief Luft, um nach Hilfe zu schreien. Wenn irgendwelche Wachen vor dem Eingang nach Cavern postiert waren, würden sie ihn hören können. Doch als er rufen wollte, wehrte sich seine Lunge. Nur ein heiseres, keuchendes Husten war das Ergebnis. Verzweifelt versuchte er, seinen Stab als Schutz oben zu halten, während der Husten seinen Körper durchschüttelte und er vergeblich nach Luft schnappte.

Etwas zerrte an seinem Stab und Leander war zu schwach, um ihn zu halten. Das Holz wurde ihm aus den Händen gerissen, im nächsten Moment legte sich ihm die Spitze eines Schwertes an die Kehle.

„Worauf wartest du, Drukil?“, fragte Ken Dorr gelangweilt. „Stich zu.“

„Warum ... muss er sterben?“, hörte er Drukils Stimme antworten.

„Er weiß nicht genug, aber zu viel! Er wird uns verraten. Er wird *dich* verraten!“

Langsam beruhigte sich sein Husten. „Drukil!“, keuchte er. „Was ... geht hier vor sich? Du ... Wie kannst du...“

„Enttäuschend“, murmelte Ken Dorr. „Ich hätte mehr von dir erwartet, Leander. Du hast es noch immer nicht begriffen? Du weißt noch immer nicht, wer vor dir steht? Und wer *nicht*?“

Leander sog rasselnd Luft ein, als er endlich begriff. *Drukil!* Er hatte die Schritte erkannt, den Atem, die Stimme! Er hatte nie in Betracht gezogen, dass er nicht Drukil vor

sich hatte, oder zumindest nicht den Drukil, den er kannte. Er hatte keinen Gedanken verschwendet an die perfekte Kopie, die noch immer irgendwo existierte.

„Drukil!“, keuchte Leander flehend. „Ich habe mit deiner Schwester gesprochen, mit der neuen Chada! Ihr seid ... eigenständige Personen! Ihr habt euren eigenen Willen, eure eigenen Wünsche, eure eigenen Ängste! Du musst Ken Dorr nicht gehorchen!“

Ken Dorr lachte leise. „Drukil, ich bitte dich nicht, es zu tun, weil ich es von dir verlange. Tu es, weil es auch für dich das Richtige ist! Weil er dich verraten wird, wenn er es lebend zu den Helden schafft!“

„Warum ... warum erledigst du es nicht?“, fragte Drukil mit deutlichem Unbehagen.

„Ach Drukil, du hast schon so viel Blut vergossen! Welche Rolle spielt es noch?“, erwiderte Ken Dorr leise. „Du musst es tun, Drukil, denn es ist Leanders Schicksal, durch deine Hand zu sterben. Und wie ein kluger Mann mir kürzlich sagte: Keiner von uns kann seinem Schicksal entkommen.“ Bei den letzten Worten wurde seine Stimme eiskalt.

Leander schüttelte schwach den Kopf. „Drukil, bitte...“

„*Einsam wirst du sterben, verraten von einem falschen Freund, dem du vertraut hast*“, flüsterte Ken Dorr triumphierend. „Den *falschen Freund* hättest du ruhig wörtlich nehmen dürfen. Tu es, Drukil! Jetzt!“

Und Leander spürte einen schrecklichen, stechenden Schmerz in seinem Hals. Er versuchte zu schreien, irgendwen auf sich aufmerksam zu machen und die beiden wenigstens noch zu enttarnen, doch das einzige, was er noch hervorbrachte, war ein heiseres Röcheln. Er spürte, wie sein Blut aus der offenen Halsschlagader in den Schnee gepumpt wurde und ein dumpfer Schleier sich langsam auf seine Wahrnehmung senkte.

„Was ist mit dem Mädchen?“, hörte er Drukil fragen.

„Mädchen? Was für ein Mädchen?“

„Sie war bei ihm. Sie hatte eine Krone und ein Stück Stoff.“

Leander musste schwach lächeln, als er das Entsetzen in Ken Dorrs Stimme hörte.

„Was?! Warum erfahre ich davon erst... Hat sie dich gesehen? Wir müssen sie finden! SOFORT!“

Er hörte keine weiteren Worte der beiden, aber auch keine schnellen Schritte. Selbst die schwache Brise über dem Schnee verstummte. Nur noch Stille.

Durchtrennte Halsschlagader. Zehn Herzschläge bis zur Bewusstlosigkeit. Wie viele bleiben mir noch?

Leander versuchte, seine Hand an den Hals zu führen und vielleicht noch mit seinem Blut eine Botschaft in den Schnee zu schreiben, doch seine Muskeln versagten und sein Arm blieb schlaff auf der Brust liegen. Dann spürte er auch den nicht mehr. Die Kälte des Schnees und der Geruch des Winters lösten sich auf. Die Welt dort draußen verschwand, und nur die Welt in seinem Inneren blieb zurück.

Leander stand müde in seiner Hütte der Erinnerung. Er ließ seinen Blick über die gut sortierten Schränke schweifen, betrachtete die ordentlich abgelegten Erinnerungen auf ihren Ablagen. Ein Beben ging durch die Hütte. Staunend beobachtete er, wie ein Bündel Kräuter, das an der Wand an einem kleinen Haken hing, langsam zu schweben begannen. Immer schneller wurde es zum Dach aus Rietgras und Ästen gezogen, als würde die Schwerkraft sich langsam umkehren. Dann durchschlug es das Dach und verschwand im Dunkel jenseits seiner Erinnerung. Mit in den Nacken gelegten Kopf starrte Leander ihm nach und fragte sich, welche Erinnerung er gerade verloren hatte.

Etwas zischte an Leander vorbei. Er senkte den Blick und betrachtete Staubkörner, Becher, Pergamentrollen, Tintenfässchen, Münzen und Steinchen, die sich in unheimlicher Stille langsam gen Himmel hoben und nach und nach durch sein immer löchriger werdendes Dach gerissen wurden. Die Welt, die er sich hier drinnen geschaffen hatte, löste sich auf.

Es heißt doch, vor dem Tod ziehen alle Erinnerungen noch einmal an einem vorbei. Ich muss gestehen, ich habe es mir anders vorgestellt.

Leander musste kichern. Wehmütig betrachtete er, wie sein Heim mehr und mehr im Dunkel jenseits seiner Vorstellung verschwand. Der schwarze Ebenholzkasten auf dem Tisch klappte auf und die sieben Perlen schossen der Reihe nach durchs Dach. Das Schloss an seinem Medizinschrank wurde aus der Verankerung gerissen, die Fläschchen und Kräuter darin folgten. Die Schubladen lösten sich aus seiner Kommode und verschwanden mitsamt ihrem Inhalt. Der massive Tisch stellte sich schräg, als ob eine Ecke an einer Schnur hochgezogen würde. Selbst die Dielen des Bodens zitterten bereits.

Gemächlich setzte Leander sich in Bewegung, während um ihn herum alles, was er in den vergangenen zweihundert Jahren an Wissen angesammelt hatte, nach und nach unwiederbringlich verschwand. Mit schlafwandlerischer Sicherheit schritt er durch die unzähligen Fragmente seines Lebens, die sich lautlos aus ihren vorgesehenen Plätzen lösten und an ihm vorbei ins Nichts flogen, ohne ihn je zu berühren.

Er stieß die Tür seiner Hütte auf. Der Geruch von Salz und frischem Gras lag in der Luft. Fernes Meeresrauschen und Vogelschreie drangen an seine Ohren. Und vor ihm stand sein Bruder inmitten der Dunkelheit, genau wie damals, und sah ihn aus seinen gelben Augen traurig an, mit einem Blick voller Abschied. Leander legte die letzten Schritte zurück, und hinter sich spürte er, wie die letzten Balken der Hütte, die sie gemeinsam gebaut hatten und die er so lange ein Zuhause genannt hatte, aus ihrer unsichtbaren Verankerung gerissen wurden und in der Dunkelheit verschwanden. Doch es war egal. Er war hier mit seinem Bruder, in einer zerbrechenden Welt außerhalb der Zeit.

„Das ist nicht das Ende, oder?“, fragte Callem schwer.

„Doch“, antwortete Leander. Er musste lächeln und spürte gleichzeitig Tränen auf seinen Wangen. „Doch, das ist es.“

Ihre Hände fanden einander, die blauen Finger verschränkten sich. Und Leander spürte, wie er langsam jedes Gefühl in seinen Füßen verlor. Etwas schwebte an ihm vorbei wie feine Ascheflocken. Er senkte nicht den Blick, kümmerte sich nicht um den Körper, den er sich hier drinnen geschaffen hatte und der zuletzt auch zu verschwinden begann. Er erwiderte nur den Blick seines Bruders. „Du hast deinen Schwur erfüllt, Bruder“, flüsterte Leander. „Jetzt endlich wirst du daraus entlassen. Die Bande zweier Brüder halten für immer, doch deine Fesseln sind durchtrennt. Du bist frei. Lass die Welt in dein Herz. Tu, was du willst.“

Er umarmte Callem, spürte auch den Arm seines Bruders in seinem Rücken. Dann löste sich das alles vor seinen Augen zu feiner Asche auf, die ihn umwirbelte wie tausende Sterne in der Dunkelheit und langsam emporstieg. Er legte den Kopf zurück und sah den feinen Flocken nach, wie sie sich im Dunkel verloren.

„Leb wohl, Bruder“, raunte er, dann spürte er, wie auch der letzte Rest seines Selbst lautlos zerstob und in die Leere davongetragen wurde, die jenseits seiner Erinnerungen auf ihn wartete. Nichts blieb zurück als Dunkelheit und Stille.

Doch die Dunkelheit konnte einen Blinden nicht schrecken. Und die Stille hatte er schon immer geliebt.



V – Ausgebrannt

Abenddämmerung, 25. Wintertag 77 A.Z.

Thronsaal in Roteisenstein, Cavern

„Das Fürstenpaar wünscht euch zu empfangen“, grummelte der magere Wächter durch seinen schwarzen Bart. Er war selbst für einen Zwerg klein, und der Blick, den er ihnen zuwarf, während sie an ihm vorbeitraten, war derart grimmig, dass Eara Mühe hatte, sich ihn mit anderer Miene vorzustellen. Dann warfen er und seine drei Kollegen das Portal mit einem lauten Knall hinter ihnen zu und sie standen im prächtigen Thronsaal von Cavern.

Große Feuerschalen und Fackeln brannten in der Halle und erleuchteten die hohen Säulen, die in die Wände gravierten Runen, die protzigen Verzierungen aus Gold und Edelsteinen und die riesenhaften Statuen der vergangenen Zwergenfürsten, die die Wände säumten.

Der Thronsaal war nicht flach, sondern bestand aus drei terrassenartig ansteigenden Ebenen. Am anderen Ende, ganz oben, standen zwei erhöhte Throne aus Marmor und überblickten den ganzen Saal. Doch die Sitzflächen waren leer.

Kram und Marun saßen nebeneinander, zusammen mit einigen anderen Zwergen, von denen Eara keinen erkannte, auf steinernen Bänken an einem reich mit Ornamenten verzierten Steintisch. Möbelstücke direkt aus dem Berg selbst zu schlagen hatte bei den Schildzwergen eine lange Tradition, die auch ein Fürst nicht einfach zugunsten von Bequemlichkeit opfern konnte.

„Willkommen, Freunde!“, sagte Kram herzlich. „Ich hatte schon nicht mehr damit gerechnet, dass ihr noch pünktlich kommen würdet. Nehmt Platz!“ Er deutete großzügig auf die harten Steinbänke. Während Eara noch damit beschäftigt war, ihre Beine unter den niedrigen Tisch zu zwängen, brachten zwei Diener reichhaltige Speisen auf goldenen Platten und nahmen danach die Taschen mit sich. Sie hatten ihren alten Freund nach ihrem Weg einmal quer durch Cavern nicht noch länger warten lassen wollen.

„Also, berichtet: Wie ist es euch ergangen?“, fragte Kram neugierig, nachdem er die Diener und die Zwerge, mit denen er sich zuvor besprochen hatte, fortgeschickt hatte. „Wie kommt es, dass von den Fünfen, die aufgebrochen sind, nur noch zwei zurückkehren, dafür mit Eara im Schlepptau? Und habt ihr den Samen erfolgreich aufgespürt?“

Wortlos legte Eara die tote Frucht auf den Tisch. Sie bemerkte, dass Krams Blick erst eine Weile an ihrer Hand aus Schatten klebte, ehe er sich davon lösen konnte und sich stattdessen auf die Frucht selbst konzentrierte. Unscheinbar lag sie zwischen Broten und dampfenden Schüsseln. Kaum sichtbar über das Licht der Laternen drang aus den feinen

Rissen in ihrer verschrumpelten schwarzen Schale ein gebrochener grüner Schimmer, ansonsten hätte sie auch ein Essensrest sein können.

„Ihr habt das Herz also vor den Mächten des Meeres gefunden“, nickte Marun erleichtert.

„Nicht ganz...“, korrigierte Thorn müde, dann berichteten er und Chada von ihren Erlebnissen. Von dem Treffen mit Kenvilar an der Himmelssäule. Von Leanders Übersetzung und dem dritten Herzen, das irgendwo versteckt sein musste. Vom zerstörten Klippenwacht. Von ihrer Jagd durch die Gänge Silberhalls und dem verschwundenen Drachenaugen. Vom Angriff auf Sturmtal, von Meres, von ihren Doppelgängern und von Bragors Tod und Leanders Entscheidung. Von Ken Dorrs Plan, den Baum der Lieder zu opfern, um die Macht des Anbeginns in die unscheinbare Frucht auf dem Tisch zu konzentrieren, und von Drukil, der auf den Dieb aufpassen wollte. Eara ließ die beiden reden.

„Wenn Ken Dorr eingesehen hat, dass die Bewahrer ihre Heimat nicht zerstören werden, werden die beiden auch nach Cavern reisen“, schloss Thorn. „Wenn wir bis dahin schon auf dem Weg nach Krahalar sind, kommen sie hinterher.“

„Kram, wann genau müssen wir überhaupt los?“, hakte Chada nach. „Wie lange dauert der Weg zum Sternentor?“

Kram seufzte schwer. „Was das betrifft...“, murmelte er ernst. „Ich fürchte, ich muss euch mitteilen, dass Mart noch nicht mit der Krone zurück ist. Wir haben seit zwei Tagen nichts mehr von ihm gehört.“

Eara starrte Kram lange an und legte eine gewisse Schärfe in ihre Stimme: „Sicher wäre er nicht so leichtsinnig, die Sicherheit der Rietgraskrone leichtfertig aufs Spiel zu setzen.“

Kram zuckte ratlos mit den Schultern. „Nach unseren letzten Berichten stand es nicht gut um die Rietburg. Keine Vorräte mehr, immer mehr Verluste...“ Chada und Thorn erbleichten mit jedem Wort mehr. „Wenn Mart zu dem Schluss kam, dass nur der direkte Kampf die Rietburg noch retten könnte, dann will ich nicht ausschließen, dass er zu diesem Mittel griff. Aber er weiß, was von der Krone abhängt. Er wird vorsichtig gewesen sein. Wahrscheinlich ist er längst auf dem Rückweg und wir zerbrechen uns hier unnötig den Kopf.“

„Eine Einheit ist zur Sicherheit bereits unterwegs, um der Sache auf den Grund zu gehen“, ergänzte Marun.

Kram nickte. „Wir können es uns noch leisten, drei Tage zu warten. Danach bleibt euch keine Wahl, als zum Sternentor aufzubrechen, ob mit Krone oder ohne.“

„Euch?“, wiederholte Eara. „Begleitest du uns nicht?“

Kram wechselte einen langen Blick mit Marun. „Es tut mir leid“, verkündete er. „Aber ich habe versprochen, nicht mehr von dem Platz zu weichen, an den ich gehöre. Und dieser Platz ist hier. Als Fürst von Cavern. Als Mann meiner Fürstin. Als Vater meiner Kinder.“

Die letzten Worte hingen schwer im Thronsaal.

„Kram, heißt das ...“, fragte Thorn stockend.

Sanft legte Kram eine Hand auf Maruns Bauch. Die Fürstin lächelte und legte ihre eigene darüber.

Eara unterdrückte ein Seufzen und wartete die unzähligen begeisterten Glückwünsche ab, mit denen Chada und Thorn das Fürstenpaar überschütteten.

„Könnten wir zu drängenderen Problemen zurückkommen?“, fragte sie nach mindestens dem zehnten Teil einer Stunde.

Kram erwiderte leicht verlegen ihren kühlen Blick. „Ich werde nicht dabei sein, aber ich schicke euch meine besten Krieger mit“, versprach er.

„Du selbst bist dein bester Krieger“, meinte Eara.

Kram seufzte. „Dann eben meine besten bis auf einen. Die alte Mralla wird euch natürlich auch begleiten, sie ist unsere kundigste Runenmeisterin. Und“, bei diesem Wort hob er mahnend den Zeigefinger, „ich gebe euch die vier Mächtigen Schilde mit.“

„Kannst du das?“, fragte Chada sichtlich erstaunt. „Du hast seit Jahren versucht, die Schilde wieder zu vereinen. Was hält dein Volk davon, wenn du sie uns jetzt wieder zur Verfügung stellst?“

„Nicht viel“, lächelte Kram. Seine Augen funkelten. „Deshalb gebe ich die Schilde auch nicht euch, sondern meinen besten Kriegern, dagegen kann niemand etwas sagen – und zufälligerweise werden die euch allesamt begleiten und haben die Vollmacht, sie im Kampf zu verwenden, wie auch immer es ihnen sinnvoll erscheint.“

„Wir werden dafür Sorge tragen, dass sie alle heil zurückkommen“, versprach Chada.

„Am wichtigsten ist, dass ihr heil zurückkommt“, seufzte Kram. „Der Ewige Rat muss fallen!“

Marun ergänzte leise: „Wenn die Krone in drei Tagen immer noch nicht da ist, könntet ihr auch Runenmeisterin Mralla vorausschicken, damit sie das Sternentor öffnet. Fornurs Flamme ist nur in einer einzigen Nacht zu sehen, die nächste Gelegenheit bietet sich erst in zwanzig Jahren wieder. Im schlimmsten Fall öffnet sie den Zugang nach Krahazar und ihr sucht währenddessen weiter nach der Krone.“

„Aber jeder Tag, den wir verlieren, bedeutet, dass der Ewige Rat mehr Unheil anrichtet!“, protestierte Chada. „Und wenn die Krone in die Hände des Feindes gefallen ist...“

Sie beendete ihren Satz nicht.

„Wir wollen hoffen, dass es dazu nicht kam“, meinte Eara kühl.

Kram seufzte schwer. „Das tun wir längst, Eara. Das tun wir längst.“

Morgendämmerung, 26. Wintertag 77 A.Z.

Gästekammern in Roteisenstein, Cavern

Eara schlug die Augen auf und verdichtete im Bruchteil eines Herzschlags ihre Schatten zur Verteidigung um sich. Mit angehaltenem Atem starrte sie in die vollkommen lichtlose Kammer, in der sie übernachtet hatte, und lauschte auf das ohrenbetäubende Grollen und Rumpeln von allen Seiten. Mit einem einzigen Gedanken entzündete sie die Feuerschale neben der Tür und betrachtete den heftig zitternden Boden. Um sicherzugehen, dass nicht nur das wild flackernde Feuer ihren Augen einen Streich spielte, legte sie ihre gesunde Hand an eine der Wände ihrer Kammer: Ja, unzweifelhaft. Der Fels bebte.

Nach kurzer Zeit ließ das Getöse nach und Eara konnte auf der anderen Seite ihrer eisenbeschlagenen Tür bereits schwere Schritte und laute Rufe auf zwergisch hören.

Woher war das Beben gekommen? Ein Einsturz in der Nähe ihrer Kammer, ausgelöst durch schlampige Arbeit oder Sabotage? Ein ganz natürliches Beben?

Erst, als ihr Blick auf den Beutel fiel, den sie zur Sicherheit in ihrer Reichweite gelassen hatte, begriff sie. Ruhig öffnete sie die Schnüre und lugte hinein. Die tote Frucht hatte sich von außen kaum verändert. Das grüne Glühen aus ihrem Inneren hatte vielleicht etwas an Intensität dazugewonnen, doch nicht einmal da war Eara sich sicher. Sobald sie jedoch eine

Hand auf die trockene Schale legte, spürte sie sofort die gewaltige Macht, die in der Frucht brodelte. Die Macht, Leben aus dem Nichts zu erschaffen, aus Willen Schöpfung werden zu lassen, die Fesseln der Natur zurückzulassen und ins Leben zu rufen, was immer vorstellbar war. Eine Macht, ebenso grenzenlos wie die Fantasie, konzentriert in eine unscheinbare kleine Frucht. Dies war wahrhaftig das Herz der Geburt, der Baum des Anbeginns. Und das hieß...

„Ken Dorr hat es tatsächlich geschafft“, erklärte Eara, während sie die tote Frucht auf die glatte hölzerne Tischplatte legte. Die Einrichtung in den Gemächern des Fürstenpaars war deutlich schlichter als im Thronsaal – und deutlich gemütlicher. Nacheinander sah sie Kram, Marun, Thorn und Chada in die geweiteten Augen. „Ich spüre die Macht in diesem Samenkorn, wann immer ich es berühre.“

Kram senkte den Blick und rückte die silbern glänzende Schildkrone auf seinem Kopf zurecht. Irgendwie hatte er es geschafft, in der kurzen Zeit, die seit dem Beben vergangen war, seine komplette Rüstung anzulegen, nur die Krone wollte nicht ordentlich auf seinem Haupt bleiben. „Also, dieses Beben...“, begann er unbehaglich.

„War der Puls der Mutter“, bestätigte Eara. „Die Bewahrer müssen tatsächlich den Baum der Lieder geopfert haben, damit wir seine Macht nutzen können.“

Sie sah, wie Chadas Unterkiefer sich bei diesen Worten ein kleines Stück nach vorne schob. Doch die Bogenschützin hatte sich unter Kontrolle. Ihre Stimme zitterte nur leicht, als sie hervorpresste: „Dann wollten wir das meiste aus diesem Opfer machen. Diese Macht ist der des Schwarzen Herolds ebenbürtig. Wir brauchen die Rietgraskrone vielleicht gar nicht. Wir werden ihn hiermit besiegen – und danach einen neuen Baum der Lieder pflanzen!“

Langsam streckte sie die Hand aus, wartete, ob irgendjemand Einspruch erhob, und nahm dann ehrfürchtig die Frucht zwischen ihre Hände. Konzentriert starrten ihre grünen Augen ins Licht aus den schmalen Rissen, ihre Stirn legte sich Falten, sie hielt die Luft an ... und nichts geschah. Das Herz der Geburt glomm unbeeindruckt vor sich hin, bis Chada die Frucht deprimiert an Thorn weiterreichte. „Es funktioniert nicht!“, flüsterte sie tonlos. „Das ist nichts als ein Stück totes Holz.“

Thorn schloss die Augen, atmete tief und gleichmäßig und regte sich genau so wenig wie die Frucht in seiner Hand. Nach bestimmt über fünfhundert Herzschlägen des bangen Wartens verlor Fürstin Marun die Geduld, nahm die Frucht einfach aus seiner Hand und versuchte es selbst – ebenso erfolglos. Nachdem auch ihr Gemahl vergeblich probiert hatte, der Frucht irgendeine Reaktion zu entlocken, hefteten sich alle Augen auf Eara, die langsam aufstand, ihren dunklen Stab mit der gesunden Hand umfasste und die Frucht mit der anderen entgegennahm.

Augenblicklich spürte sie wieder die ungezügelten Energien hinter der dunklen Schale brennen. Behutsam spürte sie sich hinein, versuchte die unsichtbaren Ströme umzulenken und in Form zu gießen. Diese Macht *wollte* ausgeschöpft werden, das war ein Teil ihrer inneren Ordnung. Es sollte ein Leichtes sein, diese Ordnung zu verstärken.

Doch etwas war im Weg. Eine verborgene Barriere. Ein Hindernis, schwerer zu durchbrechen als die rissige Schale. Irgendetwas versperrte ihr den Zugang zur Macht des Anbeginns, blockte all ihre Versuche ab, etwas daraus zu formen.

Eara schloss die Augen. Die Ordnung des Herzens zu verstärken brachte nichts. Sie zu zerstören hingegen...

In ihrer linken Schulter kribbelte es unangenehm, während die Dunkle Magie sich weiter durch ihren Körper brannte. Doch Earra kümmerte sich nicht darum. Sie sandte ihre Schatten gegen das unsichtbare Bollwerk. Was wäre ihr nicht alles möglich, wenn sie dieses Hindernis erst aus dem Weg geräumt hätte! Der Ewige Rat und alles Leid, das er über die Welt bringen wollte, ließe sich verhindern. Und dann ... dann könnte sie eine neue Ordnung errichten. Wie kleingeistig nahmen sich ihre Überlegungen zu einer Welt ohne Tod aus im Vergleich zu dem, was hiermit möglich wäre! Sie könnte Wesen schaffen, klein und sparsam, zu keinem anderen Gefühl als reiner Freude fähig, zu keinem anderen Zweck geboren, als zu existieren! Und grauenhafte Bestien, mit der Aufgabe, diese Wesen zu versorgen und alles zu zerfleischen, was ihnen gefährlich werden konnte. Mit der Macht des Todes ließen sich die Leben von Menschen, Zwergen und Taren verlängern – doch mit der Macht der Geburt wären sie alle überflüssig geworden. Sie könnte etwas Besseres erschaffen! Eine Welt frei von allem Leid!

„Earra, was tust du? Du zerstörst sie!“

Thorns Stimme unterbrach ihre Gedanken. Ihre eigenen Überlegungen kamen ihr mit einem Mal schrecklich fremd vor. Earra schlug die Augen auf und sah zur Frucht hinunter. Ihre schwarzen Finger hatten sich so tief in die trockene Schale gebohrt, dass weitere Risse erschienen. Und jetzt, wo ihre Aufmerksamkeit sich wieder auf die Frucht richtete, bemerkte sie auch, wie brüchig ihre innere Ordnung geworden war. Earra begriff, dass auch die Dunkle Magie ihr hier nicht helfen konnte. Sie würde das Herz zerstören, noch bevor die Macht darin erreichbar war. Und wenn das geschah...

Denn wenn die macht eynes hertzens vernichtet ist, wird die welt aufhoeren zu seyn.

Sie wollte ihre Versuche einstellen, doch ehe sie dazu kam, ergriff sie ein anderer Gedanke: Die Macht des Herzens war ihnen verschlossen. Die Rietgraskrone verschollen. Wie sollten sie den Ewigen Rat noch aufhalten? Wenn die Krone sich nicht wiederfinden ließ, hatten sie ihre letzte Waffe verloren. Der Schwarze Herold würde alle freien Völker versklaven und peinigen, um seine Rache zu vollenden – und das bis in alle Ewigkeit. Oder genauer: Solange diese Welt bestand. Lag es nicht an ihnen, dies zu verhindern? Um jeden Preis? Eine Welt, die der Ewige Rat regierte ... War das wirklich besser als keine Welt? War ein rasches Ende dem endlosen Schmerz nicht vorzuziehen?

Tausende, Millionen, Milliarden von Leben würden verstreichen, angefüllt mit Schmerz. All die Menschen, Zwerge und Taren ließen sich vielleicht nur durch ihren Tod schützen. Und nicht nur sie. Was war denn mit dem Vieh, all den Ziegen und Ochsen, die ihr ganzes Leben in Gefangenschaft gehalten wurden, zu niederen Arbeiten gezwungen und ermordet, sobald sie keinen anderen Nutzen mehr brachten? Was mit den unzähligen Tieren, die ihr elendes Leben in Freiheit verbringen mussten, stetem Hunger, Kälte, Verletzungen, Krankheiten und Fressfeinden ausgesetzt, bis sie schließlich eines qualvollen Todes starben?

Sie spürte, wie ihre Schatten fast wie von selbst den Druck auf die Frucht verstärkten, anstatt davon abzulassen. Gleich wäre alles vergangen. Kein Schmerz mehr. Keine Welt mehr, in der ihre Dunkelheit allen um sie herum zur Gefahr werden könnte, in der ein unschuldiges Mädchen am Grunde eines Vulkans Jahrhunderte der Qual erdulden musste, in der ihr alter Mentor ...

Earra keuchte auf. Was geschah hier? Alles, was sie in Hadria geopfert hatte, hatte Orweyns Prophezeiung und Qurun, das Ende der Welt, aufhalten sollen! Wie konnte sie jetzt versuchen, genau das herbeizuführen?

Sie wankte und gab ihrer Hand den Befehl, die Frucht loszulassen. Doch die Schatten weigerten sich, drückten unerbittlich weiter zu. Die Dunkle Magie widersetzte sich ihr!

„Eara! Hör auf! Sofort!“, rief Chada. In ihrer Stimme lag eine solche Kraft, dass Eara spürte, wie auch ihr eigener Kampfgeist gestärkt wurde. Mühsam kämpfte sie gegen ihre eigene Magie an, bis der gesamte Arm aus Dunkelheit sich schließlich zu einem durchlässigen Schatten auflöste und die tote Frucht zu Boden fiel und davonkullerte.

Eara spürte die besorgten Blicke ihrer alten Freunde auf sich, doch sie vermochte nicht zu sagen, ob diese Sorge ihr oder dem Herzen galt. „Nehmt die Frucht!“, keuchte sie. „Lasst mich nicht mehr in ihre Nähe!“

Ohne weitere Erklärung drehte sie sich um und hastete taumelnd aus den Gemächern des Fürstenpaars. Als die Steintür gewaltsam aufschlug, griff der grimmige Wächter, der scheinbar zu Krams oder Maruns persönlicher Leibwache gehörte, kurz zu seiner Axt, doch Eara stürmte einfach an ihm vorbei und ließ ihn schnell hinter sich. In ihrer Schulter brannte es, während die Dunkle Magie sich durch ihre Adern fraß und den Preis forderte, um den sie betrogen worden war. Eara fühlte sich leer und ausgebrannt. Und obwohl auch das nur ein Gefühl war, konnte sie es nicht ganz zum Verlöschen bringen.

Früher Vormittag, 27. Wintertag 77 A.Z.

Gästekammern in Roteisenstein, Cavern

„Herrin, der Fürst schickt mich! Ihr sollt zu seinen Gemächern kommen“, rief eine raue Stimme durch die Tür ihrer Kammer. Eara konnte Furcht darin hören. Ihre Dunkelheit schüchterte Menschen und Zwerge gleichermaßen ein. Gut. Es war richtig, sie zu fürchten. Sie war in der Tat gefährlich.

„Ich komme!“, antwortete sie laut, um es dem verängstigten Boten zu ersparen, ihr persönlich gegenüberzutreten zu müssen. Was wollte Kram? Hoffentlich nicht über die Ereignisse von gestern sprechen. Sie hatte ihn seit ihrer Flucht aus den Gemächern nicht mehr gesehen, hauptsächlich weil sie Thorn aus dem Weg ging, der die Frucht jetzt an ihrer Stelle verwahrte. Doch es war klar gewesen, dass das nicht auf Dauer so bleiben konnte. Eara hatte die Zeit genutzt, um ihre Magie genauer zu ergründen und unter ihre Kontrolle zu zwingen. Sie war bereit.

Vor der Tür warteten – neben dem grimmigen Wächter natürlich – Chada und Thorn. Als Eara sich zu ihnen stellte, warfen sie erst einander und dann ihr vielsagende Blicke zu, die sie zu ignorieren beschloss. „Worauf warten wir?“, fragte sie.

„Darauf, dass wir eingelassen werden“, antwortete Thorn mit einem müden Nicken in Richtung des mageren Wächters.

„Der Fürst hat ausdrücklich verlangt, von niemandem gestört zu werden“, grummelte der Zwerg.

„Das ist Unsinn“, erwiderte Eara kühl. „Er hat uns selbst herbestellt.“

Der Zwerg stellte sich ihr tapfer in den Weg, doch den Schatten, die ihn mühelos beiseite schoben, konnte eine Axt nichts anhaben. Ohne anzuklopfen öffnete Eara die Tür und erstarrte, als sie neben dem Fürstenpaar noch zwei andere vertraute Gesichter sah.

Ken Dorr und Drukil sahen beide erschöpft aus. Gleichwohl erstattete der Dieb soeben ausführlich Bericht und schien ganz in seinem Element. Drukil hingegen saß mit

angespannten Schultern auf dem zu kleinen Stuhl und musterte unruhig die Decke der Kammer, als hätte er Angst, dass sie jeden Moment einstürzen konnte.

„Gut, ihr seid da!“, rief Kram. Dann runzelte er die Stirn. „Eara, bitte lass Casax los. Und Casax, bitte lass meine Gäste ein.“

Als ihre Schatten den Wächter wieder absetzten, bedachte er Eara mit einem beleidigten Blick, ehe er auch Chada und Thorn Platz machte und die Tür schloss.

„Drukil!“, riefen Thorn und Chada fast gleichzeitig und liefen zu ihrem Freund. Der Hautwandler sprang erschrocken auf und stieß sich fast den Kopf an der niedrigen Decke. Scheinbar verunsichert ließ er zwei Umarmungen über sich ergehen und er breitete sogar für Eara die Arme aus, auch wenn sie den Abscheu in seinen Zügen lesen konnte. „Nicht nötig“, sagte sie knapp und Drukil ließ seine Arme sichtlich erleichtert wieder fallen und setzte sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Ken Dorr erhielt keine Umarmungen, dafür einen eisigen Blick von Chada. „Du hast die Bewahrer überzeugen können?“, zischte sie.

Ken Dorr verzog das Gesicht. „Nicht alle, aber den Obersten Priester. Selbst ich war erstaunt, wie schnell er bereit war, seine Heimat zu ... erneuern, wie er es nannte. Die Schriften wurden natürlich in Sicherheit gebracht, bevor der Baum verbrannte.“

Ein hartes Funkeln trat in Chadas Blick, doch falls Ken Dorr es bemerkte, zeigte er keine Reaktion. Stattdessen fragte er gierig: „Was konntet Ihr erreichen? Welche Macht besitzt das Herz der Geburt? Habt ihr es schon ausprobiert?“

„Ja, und zwar vergeblich!“, stieß Thorn mürrisch hervor, während er die Frucht aus seiner Tasche zog. Eara spürte, wie ihre Dunkle Magie sofort reagierte und sich am liebsten darauf gestürzt hätte, doch sie war vorbereitet und bezähmte den Drang nach Zerstörung. Thorn warf sie dem überraschten Drukil zu. „Probier du es, vielleicht hast du Erfolg, wo wir versagten.“

Drukil fing den schwarzen Klumpen auf und starrte verwirrt darauf. Ob er irgendwelche Anstrengungen unternahm, die Macht darin zu wecken, ließ sich nicht beurteilen, jedenfalls geschah nichts.

„Ken Dorr, wie macht es der Schwarze Herold?“, fragte Eara schließlich.

Der Angesprochene kniff die Augen zusammen. „Ich weiß nicht ... beiläufig...“ Nachdenklich beugte er sich zu Drukil hinüber und streckte langsam die Hand aus.

„Nein, Ken Dorr!“, befahl Chada eisig. Der Dieb blinzelte verwirrt, sah die Bogenschützin fragend an und folgte ihrem Blick zu seiner ausgestreckten Hand. Dann lächelte er gequält und zog den Arm behutsam wieder zurück.

„Der Herold flüstert keine Zauberformel oder dergleichen, er ... macht es einfach“, fügte er achselzuckend hinzu. Ratlos sah er auf, wand sich eine Weile unter Earas starrem Blick und ergänzte zuletzt: „Manchmal reckt er seine Faust empor...“

Eara nickte Drukil zu, doch der schien der Unterhaltung längst nicht mehr zu folgen. Sorgfältig betastete er die glatten Intarsienarbeiten aus glänzendem Stein, die in die hölzerne Tischplatte eingelassen waren, und schenkte dem Rest seiner Umgebung keine Aufmerksamkeit.

„Drukil!“, rief Kram. Der Hautwandler sah erschrocken auf und erwiderte reglos und mit leicht offenstehendem Mund Krams auffordernden Blick. Der Fürst der Schildzwerge streckte Drukil seine Faust entgegen und hob sie andeutungsweise. „Heb' die Faust“, erklärte er.

Drukil streckte den Arm aus, griff nach Krams Handgelenk und zog es so weit nach oben, wie das bei einem sitzenden Zwerg eben möglich war.

„Deine eigene Faust. Mit dem Herzen darin. Und dann versuche erneut, seine Macht anzuzapfen“, erklärte Chada geduldig.

Drukil ließ Krams Hand wieder los und hob stattdessen die eigene. Das Herz reagierte noch immer nicht, doch Drukils Blick war derart teilnahmslos, dass Eara sich nicht sicher war, ob der Hautwandler auch nur versuchte, das zu ändern. Was war nur mit Drukil los? Forschend sah sie ihn an, bis er ihren Blick bemerkte und schnell die Augen niederschlug. Das wiederum war typisch für ihn. Wahrscheinlich machte sie sich nur unnötig Gedanken.

„Das wird nichts“, murmelte Thorn schließlich, und Drukil senkte den Arm wieder.

„Wir werden es weiter versuchen“, entschied Chada verbissen. „Solange die Rietgraskrone nicht wieder auftaucht, ist das Herz unsere einzige Waffe gegen den Schwarzen Herold. Drukil, du wirst es weiterhin verwahren und ...“

„Wie bitte?“, rief Ken Dorr schrill. „Die Krone ist noch nicht wieder hier?!“ Fassungslos starrte der Dieb sie der Reihe nach an.

„Wir ... warten noch auf Kommandant Mart“, gestand Kram zerknirscht.

Zorn verzerrte Ken Dorrs Züge. „Ich habe *gesagt*, dass es eine schlechte Idee ist, die Krone wegzugeben!“, zischte er. „Wieso hört nie jemand auch mich? Und wieso hielt es niemand für nötig, mir davon zu ...“

Ein lautes Pochen an die Tür unterbrach ihn. „Herein!“, bat Kram stirnrunzelnd.

Eine Zwergin in leichter Rüstung öffnete die Tür. Ihre Wangen waren gerötet und ihr Atem ging schwer. „Dringende Botschaft für den Fürsten!“, hechelte sie.

Kram musterte sie aufmerksam. „Brasa, nicht wahr? Du warst bei dem Spähtrupp, den ich zur Rietburg gesendet habe.“

Die Augen der Botin leuchteten stolz, als sie ihren Namen hörte. „Ja, mein Fürst!“

Er warf Ken Dorr einen schnellen Blick zu und meinte dann: „Komm zu mir und erzähl!“

Die Botin schlängelte sich an den anderen vorbei und flüsterte Kram ihre Nachricht ins Ohr. Brasa war gut, Eara konnte kein Wort verstehen. Sie sah nur, wie Krams Gesicht sich mehr und mehr verfinsterte.

„Danke, Brasa“, murmelte er schließlich, und sie entfernte sich respektvoll.

Fürst Kram seufzte schwer und verkündete ernst: „Keine Spur von Mart, aber das ist noch nicht das Schlimmste. Meine Freunde...“ Er stockte und berichtete ohne weitere Umschweife: „Die Rietburg ist gefallen.“

Chada und Thorn schrien gleichzeitig auf, und Marun fluchte auf zwergisch. Kram gemahnte mit einer Handbewegung zum Schweigen. „Viel kann ich euch nicht sagen, meine Späher sind frühzeitig umgekehrt, um mir schnellstmöglich zu berichten. Die ganze Nacht hindurch brannte ein riesiges Feuer und die Rauchwolke ist bis Cavern zu sehen, mehr weiß ich nicht.“

Ein bleiernes Schweigen flutete die Kammer. Eara hörte die Stimme der Schwäche über den Verlust klagen, doch sie zwängte sie schnell nieder.

„*Deine Vergangenheit wird in Flammen vergehen, deine Zukunft wird in Flammen vergehen*“, flüsterte plötzlich Chada mit bleichem Gesicht. „Der Baum der Lieder und die Rietburg, der Ort, der meine Heimat war, und der, der sie hätte werden sollen, beide wurden ein Raub der Flammen.“ Mit weiten Augen sah sie in die Runde. „Lassen die Drohungen der Drei Schwestern sich wirklich nicht aufhalten?“

„Wir schreiben uns unser eigenes Schicksal“, erwiderte ausgerechnet Ken Dorr.

„Sei du bloß still!“, schrie Chada wütend. „Deinetwegen wurde der Baum der Lieder zerstört, und wir haben *nichts* dadurch gewonnen! Wir werden weiter versuchen, die Macht der Geburt zu wecken, aber ich warne dich, Ken Dorr: Wenn wir den Schwarzen Herold am Ende ohne ihre Hilfe besiegen, dann werde ich nicht vergessen, wem dieses nutzlose Opfer zu verdanken ist!“

Ken Dorr hob abwehrend die Hände und setzte zu einer Erwiderung an, doch Chadas Blick belehrte ihn eines Besseren. Wortlos stand er auf, nickte ihnen allen mitfühlend zu und verließ die Kammer.

„Ich schicke ihm ein paar Wächter hinterher“, teilte Marun leise mit.

„Nein!“, meldete sich überraschend Drukil zu Wort. „Es ... Ich ... Hinterher!“ Er sprang auf, steckte das Herz der Geburt ein und folgte Ken Dorr. „Frische Luft!“, hörte Eara ihn noch murmeln, dann war er ebenfalls verschwunden.

„Ich schätze, damit sind wir für den Moment fertig“, sagte Kram leise. „Spätestens morgen Abend brecht ihr auf, hoffentlich ist bis dahin Mart mit der Krone wieder hier. Nutzt die Zeit, um euch zu erholen und zu trauern.“

Eara nickte knapp und verließ ebenfalls die Kammer, während Chada und Thorn sich noch gegenseitig aufhalfen. Selbst der grimmige Casax vor der Tür warf ihr einen bekümmerten Blick zu, als sie an ihm vorbeiging, dabei war sie vollkommen ruhig. Wie viele waren in der Burg gewesen? Fünfhundert vielleicht? Bedauerlich, gewiss, aber unbedeutend im Vergleich zu dem, was noch auf dem Spiel stand. Der Ewige Rat musste geschlagen werden, nur darauf kam es an. Viele Verluste türmten sich schon am Wegesrand, doch sie zu betrauern wäre nichts als eine Ablenkung. Der Weg war nur der Weg. Hauptsache, er führte zum Ziel.

„Eara!“, hörte sie Chadas Stimme hinter sich. Sie blieb stehen und wartete, bis die andere ein paar leise Worte mit Thorn gewechselt und der Krieger sich verabschiedet hatte. „Wir müssen reden“, sagte Chada anschließend leise.

Eara holte tief Luft. „Wenn es um den Vorfall von gestern Morgen geht, dann spar dir die Worte; ich werde die Frucht nicht...“

„Das ist es nicht“, unterbrach Chada gereizt. Eara sah ihr an, wie aufgebracht sie noch war, doch ihre Stimme war kontrolliert. „Normalerweise würde ich so etwas mit Leander besprechen, aber...“ Chada seufzte. „Du kanntest ihn von uns allen am besten. Abgesehen vielleicht von Drukil, und der könnte mir hier kaum weiterhelfen, zumal er sich so merkwürdig ...“ Sie verstummte und schüttelte leicht den Kopf, wie um ihre Gedanken zu ordnen.

Eara musterte sie unbewegt an und erwiderte: „Niemand von uns hat ihn wirklich gekannt. Jetzt sprich.“

Chada nickte schwach. „Es geht um den Text des Themauros.“

„Die alte Tafel? Leander wurde mit seiner Übersetzung nicht fertig.“

„Nicht die Tafel. Der erste Text. Der, den du in Hadria gefunden hast.“

Eara schwieg. Sie konnte kaum fassen, dass seither nur drei Monde vergangen waren.

„Themauros hat vom Höchsten Propheten geschrieben, dem Auserwählten, der die Macht der Herzen vereint und ... und der *nur die vereinte Macht beherrschen kann*. Nachdem wir mit einem Herzen allein nichts erreicht haben habe ich mich gefragt...“

„Ob du die Friedensbringerin bist?“, fragte Eara skeptisch.

„Nicht unbedingt ich...“

„Chada, dir ist bewusst, dass es *drei* Herzen gibt? Wenn wir den Ewigen Rat zerschlagen, werden wir danach das Herz der Geburt und das des Todes haben, aber das Herz der Ewigkeit kann noch immer am anderen Ende der Welt stehen. Und selbst wenn wir durch irgendeinen Zufall daran kommen sollten – wenn wir schon daran scheitern, die Macht eines Herzens zu nutzen, wieso sollte es dann besser sein, wenn wir es bei drei gleichzeitig versuchen?“

„Ich weiß nicht“, gab Chada eingeknickt zu. „Du kennst dich mit so etwas am besten aus.“

„Verabschiede dich von dem Gedanken“, sagte Eara. „Und überhaupt, warst du nicht dagegen, die Macht der Herzen auch nach dem Ende des Ewigen Rates noch zu nutzen?“

Mit offenem Mund sah Chada sie an, in ihren grünen Augen sah Eara den Konflikt toben. Die Verlockung von all der Macht, die zum Wohle der Völker dieser Welt benutzt werden könnte – und die Angst, was diese Macht aus ihr machen würde.

Schließlich schlug Chada die Augen nieder und ging ohne ein weiteres Wort.

Und erst am späten Abend, als Eara bereits in ihrem Bett lag, ihre Ziele analysierte und reflektierte, welches ihre heutigen Fehler und Unzulänglichkeiten gewesen waren, erinnerte sie sich an die Analyse der Runensteine, die Mechanicus Heddal ihr präsentiert hatte. Drei Objekte, deren Macht unerreichbar war, es sei denn, alle drei waren vereint.

Summarische Trinität.

In dieser Nacht träumte Eara, zum ersten Mal seit langer Zeit. Sie träumte von Chada, die alle drei Herzen vereinte und der Welt Frieden schenkte. Es war ein schöner Traum.

Früher Nachmittag, 28. Wintertag 77 A.Z.

Gästekammern in Roteisenstein, Cavern

Vorsichtig rollte Eara ihren linken Ärmel Stück für Stück nach oben, bis schließlich anstatt der kalten Schatten weiches Fleisch zum Vorschein kam. Die Dunkelheit hatte inzwischen ihren ganze Arm verschlungen, kroch bereits ihr Schlüsselbein entlang und fraß sich bis zum Brustansatz herunter.

Eara setzte sich auf ihrem Bett etwas um, fixierte den hochgeschobenen Ärmel mit ihrem Kinn, legte die gesunde Hand auf den schwarzen Arm und konzentrierte sich. Nach einigen Herzschrägen glitten ihre Finger hindurch und die Schwärze verblasste, bis sie nur noch als seltsam körperlicher Schatten an ihrer Seite hing.

Eara hatte ihre Hand knapp über dem Handgelenk abgetrennt, doch die Dunkle Magie hatte ihren Arm nach und nach zersetzt. Fleisch, Blut und Knochen waren aufgelöst, nur pure Finsternis war zurückgeblieben. An ihrer Schulter, wo der Prozess noch nicht abgeschlossen war, wurde jetzt eine unregelmäßige Struktur aus durchlöcherter Fleisch und halb zersetzter Haut aus dem Schutz der Dunkelheit gerissen. Die Spuren der Dunklen Magie sahen aus wie die Fraßgänge winziger Maden, in denen sich jetzt, da nur noch gestaltlose Schatten sie ausfüllten, an manchen Stellen langsam Blut und Wundflüssigkeit sammelten. Doch Eara spürte keinerlei Schmerz, selbst wenn sie ihre Finger in die Wunden grub. Die Verwandlung ging langsam, lautlos und unauffällig vonstatten. Nur wenn sie viel Dunkle Magie in kurzer Zeit beschwor, verriet ihr ein Stechen in der Schulter, dass sie einen Teil ihrer Selbst verlor.

Nachdenklich betrachtete Eara ihre entstellte Schulter. Wo andere Ekel verspürt hätten, erfüllte sie nichts als kühle Konzentration. Ruhig kalkulierte sie, wie viel Zeit ihr noch

blieb, je nachdem wie sparsam sie mit ihren Kräften umging. Wenn alles nach Plan verlaufen wäre, dann wären sie noch spätestens heute Abend nach Krahazar aufgebrochen, wären pünktlich in der Nacht auf den 31. Wintertag am Sternentor angekommen und am folgenden Tag in der Halle des Hohen Rates, wo der Schwarze Herold residierte. Doch Mart war noch immer nicht mit der Krone zurück, und inzwischen glaubte auch niemand mehr daran, dass er noch kommen würde. Sie hatten beschlossen, heute Abend nur die Schildzwerge zum Sternentor zu senden, die sie zum Kampf gegen den Ewigen Rat hatten begleiten sollen. Der Trupp sollte die Passage öffnen, die Helden von Andor und Ken Dorr hingegen würden in Richtung der zerstörten Rietburg ziehen und nach der verschollenen Rietgraskrone suchen. Und dieser zusätzliche Aufschub warf Earas gesamte Berechnung über den Haufen.

Eara wankte nicht in ihrem Entschluss, ihr Leben zu beenden, bevor die Dunkelheit sich bis zu lebenswichtigen Organen ausgebreitet hatte. Doch wenn sie zu verschwenderisch mit ihrer Dunklen Magie umging, würde das geschehen, noch ehe sie den Schwarzen Herold stellen konnten. Wenn sie sich dagegen zu sehr einschränkte, musste sie auf einen Teil ihrer Fähigkeiten verzichten, die vielleicht für die Suche nach der Krone von entscheidender Bedeutung waren. Es war vertrackt.

Gedämpfte Geräusche rissen sie aus ihren Überlegungen. Durch die dicken Balken ihrer niedrigen Tür drang ein schwaches Gurgeln, dann ein dumpfer Aufprall. *Kampfplärm?*

Sie sprang auf und griff nach ihrem Stab. Da ihre Konzentration durchbrochen war, strömte die Dunkle Magie von selbst an ihren Platz zurück und formte rasch wieder ihren tiefschwarzen Arm.

Jeder Vorsatz, keine Dunkle Magie zu verwenden, war ausgelöscht. Sie beschleunigte magisch ihre Schritte und bereitete einen Schild aus Schatten vor. Dann stieß sie ihre Tür auf.

Ein toter Schildzwerg lag in einer sich langsam ausbreitenden Blutlache. Er trug ein dickes Kettenhemd und hatte eine Axt im Gürtel, beides hatte ihn nicht vor dem tiefen Stich in den Hals gerettet. Neben der Leiche kauerte Drukil über einer schmalen Gestalt in rußverschmierter Kleidung, zu lang für einen Zwerg und zu klein für einen Menschen.

„Was ist hier geschehen?“, fragte Eara scharf.

Drukil hob langsam den Kopf, wie üblich ohne ihr in die Augen zu blicken. „Da waren Geräusche. War zu langsam ... auch gerade erst angekommen.“

Eara sah den Flur hinunter. „Die Tat kann noch keine fünfzig Herzschläge her sein. Du musst zumindest gehört haben, wie der Angreifer davongelaufen ist.“

Drukil nickte zögernd und deutete den Gang hinunter.

„Warum sitzt du dann hier?“

„Sie retten ... vielleicht...“

Eara, die bereits die ersten Schritte in Richtung von Drukils ausgestrecktem Arm geeilt war, hielt inne und schenkte der zweiten Gestalt mehr Aufmerksamkeit. Sie war doch ein Mensch, allerdings noch nicht erwachsen. Ein Mädchen von vielleicht fünfzehn Sommern, mit blondem Haar und ungewöhnlichen schwarzen Augen. Und sie lebte noch.

Eara ließ sich neben Drukil nieder und sah sie aufmerksam an. Ihr Atem ging schwach, und ihre Lider flatterten, obwohl Eara keinerlei Verletzungen bemerkte. Ein rascher Heilzauber brachte keinerlei Besserung.

„Was hast du?“, fragte Eara deutlich. Das Mädchen hob schwach die Hand, aber anstatt eine Antwort zu geben, deutete sie nur mit dem Zeigefinger auf Drukil.

„Das hier lag auf dem Boden“, erklärte der Hautwandler und hob ein kleines Glasröhrchen, in dem sich ein paar Tropfen einer klaren Flüssigkeit befanden.

„Gift?“, vermutete Eara. Dann wandte sie sich wieder an das Mädchen: „Weißt du etwas über das Gift? Wer hat dir das angetan?“

Die einzige Antwort war ein Zucken ihres Fingers, der noch immer auf Drukil gerichtet war. Was sie eigentlich hatte zeigen wollen, war unmöglich zu bestimmen. Anscheinend verließen sie ihre Kräfte.

„Bleib bei mir“, bat Eara. „Sieh mich an.“

Eara benötigte Blickkontakt für die mentale Verbindung, durch die sie fremde Gedanken und Erinnerungen auslesen konnte. Sie sah dem Mädchen tief in die mühsam offen gehaltenen Augen. Irgendetwas war merkwürdig in ihnen. Hatte die Iris vorhin noch schwarz gewirkt, tanzten jetzt blau, violett und golden schillernde Schatten darin. Einen kostbaren Moment ließ Eara sich ablenken, ehe sie sich losriss und endlich mit dem eigentlichen Zauber begann. Quälend langsam baute sich die unsichtbare Brücke zwischen ihnen auf, und Eara war bereit, auf die andere Seite zu wechseln und nach dem Angriff zu suchen ...

... doch nichts hatte sie auf das vorbereitet, was sie erwartete, kaum dass die Verbindung vollendet war. Dutzende Überlegungen, die sich parallel weiterentwickelten, zu schnell, als dass Eara auch nur einer hätte folgen können. Hunderte Eindrücke, die von allen Seiten aufgenommen, ausgewertet und abgespeichert wurden. Tausende und Abertausende von Erinnerungen, die in rascher Folge auf sie einströmten, so viele, dass keine einzige klar auszumachen war.

Eara musste innehalten. Dies war ein Geist wie eine Kathedrale; mit hohen Säulen, lichtdurchflutet und ehrfurchtgebietend. Eara stand eben erst auf der Schwelle und war bereits jetzt überwältigt. Niemals hatte sie etwas Vergleichbares angetroffen. Mehr Erinnerungen strömten ungebrochen auf sie ein, als sie bei einem so jungen Menschen für möglich gehalten hätte. Und doch war das nur die Oberfläche. Von dem, was sich darunter verbarg, erlangte Eara nur eine ungefähre Vorstellung. Verborgene Muster, die ihr niemals zuvor aufgefallen waren. Die Spielregeln der Welt, die sich sonst nur in Erscheinungen äußerten und die plötzlich klar zu Tage traten.

Und dann, auf einen Schlag, erlosch das alles. Benommen blinzelte Eara und sah auf das Gesicht des Mädchens herunter. Die seltsamen bunten Augen waren geschlossen, die Verbindung war durchtrennt. Und Eara hatte nichts herausgefunden.

Langsam schüttelte Eara den Kopf. Das Mädchen atmete noch immer, wenn auch schwach, und auch das Herz pochte noch. Was auch immer das für eine Flüssigkeit war, sie war nicht sofort tödlich.

Eara erhob sich. „Hol Hilfe“, wies sie Drukil an. „Wachen, die die benachbarten Gänge durchkämmen können, und einen Heiler.“

Drukil nickte steif. „Und ... du?“

„Ich warte. Wer auch immer hierfür verantwortlich ist, könnte zurückkommen. Wir wissen nicht, was er wollte.“

Drukil blinzelte. „Doch“, murmelte er.

Eara bedachte Drukil mit einem fragenden Blick.

„Sie hatte etwas dabei“, flüsterte er, dann zog er zwei Gegenstände hervor.

Eara erstarrte. In der Hand hielt Drukil die Rietgraskrone. Einer ihrer gewellten Zacken war verbogen, doch ansonsten war sie unbeschädigt. Ungläubig strich sie über das kühle

Gold, ehe sie sich dem zweiten Objekt widmete. Ein Stück Stoff war an die Krone gebunden, auf das mit Kohle einige Sätze geschmiert waren, die Eara lange studierte:

Bringt dies unverzüglich zu den Helden von Andor!

Es gibt zu viel zu sagen, doch ich beschränke mich auf dreierlei:

1. Traut Ken Dorr nicht! Lasst ihn nicht an eure Sachen!

2. Der fehlende Satz lautet: „Dieser Kreislauf wird bewacht durch den schlafenden Träumer der Zeit und Hirten der drei Herzen.“

3. Es tut mir leid.

„Leander“, flüsterte sie. Was hatte er mit diesem Mädchen zu schaffen? Wie war er an die Rietgraskrone gekommen? Eara verspürte eine gewisse Neugierde, und sie ließ dieses Gefühl zu, um all die anderen zu übertönen.

„Vergiss, was ich gesagt habe“, meinte Eara, während sie Drukil die beiden Objekte zurückgab. „Begib dich auf direktem Wege zu Fürst Kram.“

Später Nachmittag, 28. Wintertag 77 A.Z.

Flüsternde Kammern in Roteisenstein, Cavern

„Ein seltenes Schlafgift aus Tulgor“, erklärte Kram, während er das Glasröhrchen hochhielt. „In geringer Dosis ein Mittel gegen Schlaflosigkeit, in hoher tödlich. Die Menge, die dieses arme Kind wohl schluckte, lag irgendwo dazwischen. Sie wird die nächsten drei oder vier Tage schlafen und, wenn wir ihr währenddessen genug Flüssigkeit einflößen, danach unbeschadet aufwachen.“

„Diese Zeit haben wir nicht“, stellte Eara fest. „Jetzt, wo wir die Krone haben, müssen wir noch heute Abend zum Sternentor aufbrechen. Gibt es einen Weg, sie früher aufzuwecken?“

„Meine Heiler wissen keinen“, seufzte Kram.

Schweigend blickten sie auf das Mädchen in ihrem zu kleinen Bett herunter. Nur Chada, Thorn, Drukil, Kram und Eara waren anwesend, die Heiler und Runenmeister hatten sich respektvoll in die Haupthallen zurückgezogen und die Tür der kleinen Seitenkammer geschlossen, sodass sie sich in Ruhe besprechen konnten. Oder zumindest dem, was Ruhe hier unten am nächsten kam – damit die Heiler immer frisches Wasser zur Verfügung hatten, lagen ihre Kammern direkt über dem unterirdischen Fluss Tatru, wodurch von allen Wänden ein stetes, unheimliches Flüstern echote. Gerüchten zufolge mischten sich darunter die letzten Worte all derer, die in diesen Kammern ihr Leben ausgehaucht hatten.

„Dann müssen wir anderweitig herausfinden, was das Ganze zu bedeuten hat“, meinte Chada nachdenklich. „Weiß jemand mehr über sie? Ihre Verbindung zu Leander? Oder warum der Seher nicht selbst kam?“

Geh, und komme nicht zurück. Wenn ich dich noch einmal sehen muss, werde ich keine Gnade mehr walten lassen.

Eara schwieg, und Kram antwortete: „Vielleicht finden ihn die Zwerge, die ich losgeschickt habe, dann kann er es uns selbst erzählen.“

Thorn beugte sich stirnrunzelnd näher über ihr Lager. „Sie kommt mir entfernt bekannt vor. Sie ... könnte unter den Befreiten gewesen sein?“ Er ließ es wie eine Frage klingen, deren einzige Antwort ein ratloses Schweigen und das Wispern aus den Wänden war.

„Ihr wurde die Zunge herausgerissen“, berichtete Kram schließlich.

Reglos betrachtete Eara das schlafende Gesicht. Deshalb also hatte sie nicht versucht, mit ihr zu sprechen. „Irgendjemand wollte sie wirklich zum Schweigen bringen“, stellte sie fest. „Ich frage mich, weshalb er sie nicht einfach getötet hat.“

„Die Zunge fehlt schon lange, die Verletzung ist längst ausgeheilt“, beeilte sich Kram zu sagen und ergänzte mit nachdenklicher Miene: „Aber die Frage, weshalb der Angreifer sie nicht ebenso ermordet hat wie den armen Brodil, ist berechtigt...“

„Könnte sie es selbst gewesen sein?“, überlegte Thorn. Auf die verblüfften Blicke von allen Seiten hin erklärte er schnell: „Der Zwerg hat nicht einmal seine Waffe gezogen, er hat also nicht mit einem Angriff gerechnet. Und es würde erklären, wie der Angreifer so schnell entkommen konnte, und weshalb er sie nicht getötet hat.“

Eara schüttelte knapp den Kopf. „Wo ist dann die Waffe geblieben, mit der Brodil getötet wurde? Von wem stammen die Schritte, die Drukil gehört hat? Und wenn sie wirklich im Auftrag des Ewigen Rates hier wäre, weshalb sollte sie uns dann die Krone bringen?“

Thorn senkte beschämt den Blick, obwohl Eara es eigentlich schätzte, dass er seine Gedanken so freimütig äußerte, selbst wenn sie nicht zu Ende gedacht waren.

„Nein, der Mörder ist nicht sie“, fasste Eara zusammen. „Wir haben es mit einem Diener des Ewigen Rates zu tun, der bewaffnet ist, der ein seltenes Gift bei sich trägt, der nicht vor Mord zurückschreckt, der vermutlich um die Bedeutung der Krone weiß, der sich ohne Verdacht zu erregen bei unseren Quartieren herumtreiben kann und mit dessen Angriff Brodil nicht gerechnet hat.“ Sie warf einen langen Blick in die Runde. „Seien wir doch ehrlich: Wir denken alle an die selbe Person.“

Traut Ken Dorr nicht! Lasst ihn nicht an eure Sachen!

„Drukil, du hast Ken Dorr im Auge behalten. Wann hattest du ihn zuletzt gesehen?“

Drukil verzog unbehaglich das Gesicht. „Stunde vorher, dann verloren“, murmelte er nach einem kurzen Zögern. „War gerade auf der Suche nach ihm.“

Chada stieß vernehmlich Luft aus. „Das heißt, er könnte tatsächlich ...“

„Nein“, unterbrach Kram müde. „Das Mädchen ist vor knapp einer Stunde am Haupteingang aufgetaucht, hat den Wächtern dort ihre an die Helden von Andor adressierte Botschaft gezeigt und sich vom bedauernswerten Brodil zu euch führen lassen. Ken Dorr ist die gesamte Zeit über verdächtig vor meinem Thronsaal herumgeschlichen, meine Wachen haben ihn nicht aus den Augen gelassen. Es schien, als würde er auf etwas warten. Doch was auch immer es war, er kann es nicht gewesen sein.“

Eara überlegte, ob das eine gute oder eine schlechte Nachricht war. Einerseits hatten sie damit keine Ahnung mehr, wer es dann gewesen war. Andererseits jedoch ... wenn Ken Dorr sie tatsächlich hinterging...

Traut Ken Dorr nicht! Lasst ihn nicht an eure Sachen!

Plötzlich klopfte es lautstark an die Tür, und Fürst Kram wurde herausgerufen. Der Rest blieb schweigend zurück und lauschte dem ruhigen Atem der Schlafenden und dem steten Flüstern aus den Wänden.

„Du hast die Krone noch, Drukil?“, fragte Chada schließlich. Wortlos holte der Hautwandler sie hervor. Ihr Gold schimmerte im Licht der Feuerschalen. Leanders Botschaft war noch immer daran gebunden, und irgendjemand hatte sich sogar die Mühe gemacht, den verbogenen Zacken wieder zu richten.

„Danke“, murmelte Chada und nahm die Krone an sich. In ihren grünen Augen lag eine Wehmut, deren Ursprung sich Eara nicht erschloss.

Im nächsten Moment öffnete sich die Tür und Kram war zurück. „Freunde“, sagte er schwer, „wir haben Leander gefunden. Er war kaum hundert Schritt vom Eingang entfernt hinter einem Hügel.“

Drukil schloss die Augen und legte schwer atmend den Kopf auf die Brust. In den Blicken von Chada und Thorn sah Eara die widersprüchlichen Gefühle um die Vorherrschaft streiten, die auch in ihr selbst loderten, eingeschlossen in einen brüchigen Panzer aus Eis. Die Stimme der Schwäche mischte sich ins Flüstern der Wände, und Eara verdrängte sie.

Dann holte Kram tief Luft, und die Art, wie er dabei die Zähne aufeinanderpresste und sichtlich nach Worten suchte, verriet Eara genug. Sie wusste schon, was er sagen würde, noch bevor er es tat, und trotzdem ließen die Worte das Eis in ihr noch weiter zerbrechen.

„Er ... lag dort mindestens zwei Stunden mit aufgeschnittener Kehle. Es tut mir leid. Er ist tot.“

Abenddämmerung, 28. Wintertag 77 A.Z.

Halle der Gefallenen in Schwarzeisenstein, Cavern

Leander lag halb unter schwarzem Tuch auf einer Bahre aus dunklem Stein. Seine blauen Hände waren über der Brust gefaltet, sein knorriger Stab lag neben ihm. Ein schmales Tuch bedeckte seinen Hals wie eine verrutschte zweite Augenbinde. Um seine Lippen spielte ein erstarrtes Lächeln.

Die drei schwarz gewandeten Zwerge, die soeben noch das schwarze Laken zurechtrückten und kleine Quarze und Onyx in einem Halbkreis um Leanders Kopf platzierten, machten lautlos Platz und ließen sie allein. Hier unten war das Sprechen nur den Trauernden erlaubt.

Die kleine Trauergemeinschaft bestand nur aus der Gruppe, die vor einer Stunde noch am Lager des schlafenden Mädchens versammelt gewesen war. Die letzten Helden von Andor. Vielleicht wäre unter anderen Umständen eine größere Zeremonie vorbereitet worden, sicher gab es auch unter den Zwergen viele, die Leander dankbar waren für seine Hilfe in Krahd. Doch es blieb keine Zeit. Sie mussten noch in dieser Nacht zum Sternentor aufbrechen, wenn sie Fornurs Flamme nicht verpassen wollten. Eara hielt es für Zeitverschwendung, überhaupt hier zu sein.

„Leander“, begann Kram gedämpft. „Ich danke dir. Du hast uns unterstützt auf unserem beschwerlichen Weg nach Krahd. Mit welchen Motiven du uns ursprünglich auch begleitet hast, am Ende halfst du uns, die Tyrannei der Krahder zu beenden. Du hast gegen Kreaturen und Skelette gekämpft, gegen die Krahder und den Ewigen Rat. Du hast uns die Rietgraskrone zurückgebracht, und mit ihr die Hoffnung.“

Wir werden dein Wissen vermissen, deine Gabe der Voraussicht, deinen Scharfsinn, deine klugen Ratschläge und deine Geduld. Wir werden *dich* vermissen, Leander. Möge deine Ruhe so tief sein wie der Fels.“

Kram trat zurück und Thorn nahm dessen Platz ein. Der Krieger räusperte sich und sagte mit brüchiger Stimme: „Tja, was soll ich da noch hinzufügen? Du warst ein guter Freund, und ich hoffe, dass ich das ebenfalls war. Du bist zu uns gekommen, um uns zu verraten, doch du bist geblieben, um zu helfen. Du hast uns für deinen Bruder verlassen, und bist doch zurückgekehrt, um uns den Sieg zu ermöglichen. Ich wünschte, du hättest nicht mit dem Leben dafür bezahlt. Ich wünschte, wir hätten noch einmal miteinander sprechen

können. Du wusstest immer mehr als wir anderen. Obwohl du blind warst, konntest du von uns allen am meisten sehen.

Wenn dies wirklich meine letzten Worte an dich sind, dann lass mich dir sagen, dass ich deinen Tod nicht einfach nur hinnehmen werde. Ich werde tun, was immer ich kann. Um deinen Mörder zu finden und zu betrafen. Um den Ewigen Rat zu besiegen, damit dein Opfer nicht umsonst war. Und vielleicht auch ... um das alles ungeschehen zu machen.“ Thorn trat mit gesenktem Blick zurück. Seine rechte Faust zitterte. Eara wusste, dass er eine Phiole darin trug, in der sich etwas des blutigen Schnees befand, in dem Leander gefunden worden war.

Bei Thorns letzten Worten war eine steile Falte auf Chadas Stirn erschienen. Doch jetzt glättete sie sich wieder. Mit ausdruckslosem Gesicht starrte Chada auf Leanders Leichnam.

„Du hast meine Mutter ermordet“, sagte sie gepresst. „Du hast gewaltiges Leid vorhergesehen, und du hast es zugelassen. Du hast uns über Monde hinweg nichts als Lügen erzählt. Du trägst die Schuld am Tod von Bragor. Und für all das hasse ich dich.“

Chada blinzelte und atmete tief durch. „Aber du hast auch an unserer Seite gestanden, als es darauf ankam. Du hast uns alle deine Untaten gestanden, und obgleich wir dich im Zorn verließen, bist du zurückgekehrt. Weil wir und alle, die unter dem Ewigen Rat zu leiden haben, dir trotz allem wichtig waren. Weil du ein wahrer Held Andors warst, auch ohne je die Sternblume zu tragen. Du warst der Beweis dafür, dass wir uns auch nach Jahrhunderten noch immer ändern können, und ich kann kaum ermessen, wie schwer dieser Schritt für dich war. Was ich sagen will ist ... Ich verzeihe dir.“

Chada blieb lange neben Leander stehen, ohne einen Muskel zu rühren. Dann drehte sie sich abrupt um und stellte sich zu Thorn. Ihr Blick war starr ins Leere gerichtet.

Drukil holte tief Luft und setzte nur einen winzigen Schritt in Richtung von Leander. Ohne den Toten anzublicken brummte er: „Es tut ... mir ... leid.“

Diese schlichten Worte schienen seine ganze Kraft aufgebraucht zu haben. Mit hängenden Schultern stand er da, in einer engen Kammer, umgeben von seinen Freunden, und doch irgendwie verloren.

„Können wir dann?“, fragte Eara kühl.

„Du ... willst nichts sagen?“, vergewisserte sich Chada. Ihr mitfühlender Blick glitt an Earas kalter Fassade ab.

„Warum sollte ich? Er ist tot. Sein Blut ist draußen im Schnee verteilt. Sein Hirn beginnt bereits zu verfaulen. Er hört uns nicht mehr. Ich werde meinen Atem nicht mit sinnlosen Worten verschwenden.“

„Ach, Eara“, seufzte Kram leise. Seine dunklen Augen musterten sie schwer. „Die Worte der Trauer mögen wir an Leander gerichtet haben, doch gesprochen haben wir sie nicht für ihn, sondern für uns selbst. Wenn du ihren Sinn nicht mehr begreifst, bist du noch blinder als er.“

Der Fürst straffte sich. „Packt eure Sachen und bereitet euch vor. In zwei Stunden verabschiede ich euch am Tiefen Hafen. Seid pünktlich, wir können uns keine weiteren Verzögerungen mehr erlauben.“

Mit diesen Worten verließ er sie. Drukil eilte hinterher, er schien diesen bedrückenden Ort nicht schnell genug verlassen zu können. Chada und Thorn blieben noch eine Weile schweigend stehen, dann gingen auch sie. Eara blieb alleine in der Kammer zurück. Sie war längst bereit; alles, was sie brauchte, trug sie bei sich. Sie wusste nicht, wohin sie sollte, also blieb sie einfach stehen. Stille breitete sich aus, und auch wenn Leander nie davon erzählt

hatte, wusste sie, er hätte diese Stille geliebt. Also störte sie die Stille nicht. Die Worte, die in ihr aufsteigen wollten, die die Stimme der Schwäche ihr zuflüsterten, wurden verdrängt und weggeschlossen. Sie brauchte keine nutzlosen Worte, um irgendwelche Gefühle zu verarbeiten, denn sie hatte beschlossen, nichts zu fühlen. Gefühle entstanden nur im Geist. Sie zeigten sich nicht in der äußeren Welt. Sie ließen sich nicht präzise fassen. Sie waren unscharf und verschwommen. Um fühlen zu können, hätte Eara erst bestimmen müssen, was Gefühle waren, und eine solche Bestimmung gab es nicht. Also fühlte sie nichts.

Du unterdrückst mit deinen Emotionen auch alles, was deinen Zielen Bedeutung verleiht. Deinen wichtigsten Antrieb.

Eara zuckte zusammen. Verwirrt blinzelnd sah sie sich in der einsamen Kammer um. Schmerzhaft fest schloss sie die gesunde Hand um ihren schwarzen Stab. Leander war tot. Er würde sie nicht mehr mit seinen klugen Sprüchen quälen. Er würde ihre Gefühle nicht mehr befreien können. Fast war sie erleichtert. Aber natürlich nur fast.

Sie betrachtete Leanders erstarrtes Antlitz, während noch andere Gesichter vor ihren Augen vorbeizogen. Der alte Koraph. Ihr Mentor Torven. Der lebenswerte Hedal. Die unschuldige Kimbu. Sie alle sprangen aus ihrem Gedächtnis hervor und ließen sich nicht wieder einsperren. Die Stimme der Schwäche flüsterte unaufhörlich. Nagte und nagte an ihr und dem Eis, mit dem sie sich umgab. Unablässig. Egal, was sie tat, die Stimme der Schwäche ließ sich nicht vertreiben. Sie kehrte zurück und nagte weiter. Kleine, knirschende Zähne in ihrem Verstand. Ein fernes Wispern, das nie verstummte. Und jetzt gesellte sich auch noch Leander dazu.

Ich bin euer Freund. Trotz all der Lügen.

Sie keuchte. Ein bohrender Kopfschmerz hämmerte hinter ihrer Stirn, und Eara ertrug ihn schweigend. Nur ein Gefühl.

Erst Gefühle sind ein Anreiz dafür, die eigene Vernunft auch anzuwenden. Ohne sie wärest du nur ein kompliziertes Uhrwerk ohne Gewicht, eine Mühle auf dem Trockenen.

Sie startete reglos auf das schmale Band um seinen Hals, das die tödliche Wunde verbarg, und holte zitternd Luft. Vergeblich versuchte sie, ihren Atem unter Kontrolle zu bringen. Leander lag still vor ihr, und sein starres Lächeln sah schrecklich unvertraut aus.

Vertraust du mir?

Laut kreischte sie auf. Ihr Schrei war kalt und ohne jede Menschlichkeit, aber er übertönte die Stimme der Schwäche und die Erinnerungen. Das schallende Echo vertrieb den Schmerz und die Stille.

Flammen brachen um sie her aus dem nackten Fels, hüllten sie ein, verschlangen Leanders Körper unter dem schwarzen Tuch und das starre, tote Lächeln, das zuletzt endlich heruntergebrannt wurde. Doch nichts davon verschaffte ihr Erleichterung. Nur ihre linke Schulter schmerzte, während die Dunkle Magie sich weiter durch ihren Körper fraß. Obwohl das Feuer Eara von allen Seiten einhüllte, glitten die Flammen harmlos über sie hinweg. Es hatte nichts mehr zu holen. Denn auch wenn ihr Fleisch unversehrt sein mochte – innerlich war Eara längst ausgebrannt.

Und an der tiefsten Stelle von Hadrias Unterwelt fraßen sich Risse durch den Boden, das Bersten des Steins überdeckt von einem lautlosen Brausen, und ungedachte Formen stiegen auf in schillernder Dunkelheit.



Zwischenspiel XIX – Der Preis des Friedens

Abenddämmerung, 28. Wintertag 77 A.Z.

Gästekammern in Roteisenstein, Cavern

Ken Dorr öffnete mit ruhigen Bewegungen das kleine schwarze Döschen und blickte durch einen Tropfen aus Quecksilber in die verzerrte Spiegelung einer halbkreisförmigen Halle. Undeutlich erkannte er die erstarrte Silhouette eines eingerollten Drachen, mit rissigen grauen Schuppen und reglos wie Stein. Wie lange noch, bis Tarok tatsächlich dazu werden würde?

„Seid begrüßt!“, rief Ken durch das Quecksilber hinab.

Der Drache öffnete ein Auge einen winzigen Spalt. Das einstige tiefrote Glühen war fast vollkommen erloschen, und die Bewegung nahm einige Dutzend Herzschläge in Anspruch. Die Stimme, die Ken Dorr hörte, ohne dass ein Laut erklang, war nicht mehr als ein kraftloses Flüstern:

Komm später wieder. Der Schwarze Herold ... ist nicht hier.

„Das macht nichts. Es wart ohnehin Ihr, mit dem ich sprechen wollte, Tarok.“

Der Drache schloss sein Auge nicht, was Ken als Zeichen wertete, fortzufahren.

„Der Herold hat mich damit beauftragt, das Herz der Geburt zu stehlen, doch die Helden bewachen es zu gut. Ich kann es ihnen nicht mit List abnehmen.“

Beklage dich ... nicht bei mir!

Ken lächelte. „Ich beklage mich nicht, ich brauche nur Eure Hilfe. Wo List versagt, bleibt nur noch Gewalt. Ihr kontrolliert die geschuppten Kreaturen im ganzen Gebirge – und darunter, so hoffe ich. Die Helden von Andor ziehen zum Sternentor, dem alten Zugang nach Kralhalzar. Ihr kennt es, nehme ich an?“

Sie werden ... wieder umkehren müssen. Das Tor ist versiegelt.

„In zwei Nächten lässt es sich öffnen. Sie werden pünktlich dort sein, und Ihr werdet einen Hinterhalt vorbereiten. Stellt Eure Kreaturen bereit, und vollendet die Aufgabe, an der ich scheitere. Raubt ihnen das Herz der Geburt. Der Hautwandler Drukil trägt es in einem gepolsterten Beutel an seinem Gürtel. Ein Mensch mit blondem Bart und einem silbernen Reif um den Arm; Eure Kreaturen werden ihn leicht erkennen.“

Erteile mir keine Befehle, Mensch! Obwohl die lautlose Stimme keine Betonung erlaubte, spürte er Taroks Zorn unmittelbar. Kurz überkam ihn die Verachtung für diesen selbstverliebten kleinen Sterblichen, der seine Probleme nicht alleine lösen konnte.

„Es ist kein Befehl!“, meinte Ken entschieden. „Es ist eine Bitte. Stellt Euch nur vor, was geschähe, wenn die Helden überraschend einen Weg fänden, die Macht der Geburt zu nutzen!“

Weder Sterblicher noch Gott...

„... kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen, ich weiß!“, zischte Ken. „Doch es gibt Wesen, die keines von beidem sind, das wisst Ihr besser als ich. Bitte, Tarok! Zum Wohle des Ewigen Rates.“

Zum Wohle des Rates, bestätigte der Drache nach einer Weile.

Ken nickte dankbar und machte Anstalten, das Döschen wieder zu verschließen, als Taroks Stimme plötzlich ergänzte:

Wenn das Herz der Ewigkeit erst ... in meinem Besitz ist, werde ich die Macht der Herzen nutzen können. Hast du ... keine Angst, dass ich das gestohlene Herz ... für mich selbst behalte? Dass ich ... den Herold mit der Macht zweier Herzen entthronen, um ihm auch das dritte abzunehmen?

Ken lachte leise. „So etwas würdet Ihr doch niemals tun!“, behauptete er lächelnd. „Und wenn doch, bin ich sicher, dass Ihr nicht vergessen werdet, wer Euch diese einmalige Gelegenheit verschafft hat.“

Ken wartete keine Antwort ab. „Eines noch: Die Helden haben von Leanders Herkunft erfahren und ihn verstoßen. Als er dennoch zu ihnen zurückkehrte, wurde er ermordet.“

Ich werde es dem Herold mitteilen.

„Dem Herold könnt Ihr sagen, was Ihr wollt. Kapitän Callem ist es, der davon erfahren soll! Wenn Ihr ihn das nächste Mal seht ...“ Ken hob den Kopf, als er plötzlich Schritte vor der Tür seiner Kammer hörte. „Ich muss aufhören“, flüsterte er. Als es lautstark klopfte, hatte er das Döschen schon verschwinden lassen und stand neben der niedrigen Tür bereit, um sie zu öffnen.

Auf der anderen Seite lächelte Drukil ihm unsicher entgegen. Ken kniff die Augen zusammen und spähte den schmalen Gang hinunter. Wortlos zog er ihn herein und schloss die Tür, dann erst zischte er: „Hat dich jemand gesehen?“

Drukil schüttelte eifrig den Kopf. „Nein. Es ist unbemerkt hierhergekommen.“

Seufzend ließ sich Ken wieder auf seinem Bett nieder, während Drukil unbehaglich in der Mitte der kleinen Gästekammer stehen blieb. „*Ich*, Drukil! Wir haben darüber gesprochen! Ist es so schwer, diese kleine Silbe auszusprechen?“

„Hier hört es doch niemand.“

„Das ändert nichts!“, entgegnete Ken. „Du musst lernen, so zu sprechen wie er. So zu denken wie er. So zu sein wie er. Du musst zu deiner Rolle *werden*, Drukil!“

„Ich ist unbemerkt hierhergekommen“, korrigierte Drukil pflichtschuldig.

Ken unterdrückte ein Stöhnen und gab auf. „Also, was genau sollte das mit dem Mädchen?“

„Es hat sie zum Schweigen gebracht“, antwortete Drukil mit leerem Gesicht, das wohl unschuldig aussehen sollte.

Ken verschränkte die Arme vor der Brust. „Du weißt, was ich meine!“

„Drukil kann das bemalte Tuch nicht hören. Es wusste nichts von Leanders Warnung!“

„Die Warnung ist perfekt. Die Helden sollen mir misstrauen“, meinte Ken abfällig.

Verwirrt blinzelte Drukil ihn an.

„Wenn du einen Mann durch sein Fenster bestehlen möchtest, dann klopfe an seine Tür“, erklärte Ken nachsichtig. „Je weniger sie mir vertrauen, desto wichtiger ist ihnen, dass du mich überwachst. Doch wer bewacht den Wächter?“ Er grinste. „Sollen sie mir misstrauen! Sollen sie ihre gesamte Aufmerksamkeit auf mich richten! Währenddessen kannst du ungestört ihren Untergang vorbereiten!“

Ein leichtes Zittern lief durch Drukils Körper.

„Aber du lenkst ab, Drukil! Es ging mir nicht um Leanders Warnung! Erleuchte mich, Drukil: Zu welchem Zweck habe ich dir das Gift noch gleich gegeben?“

„Es soll es austrinken, wenn eine Enttarnung unvermeidbar wird. Dann schläft es, bis alles vorbei ist, und niemand kann ihm eine Antwort entlocken.“

„Du erinnerst dich also“, rief Ken mit gespielter Erstaunen. „Dann erkläre mir bitte, wieso du das Gift stattdessen diesem Mädchen eingeflößt hast?! Sie umzubringen wäre schneller und unauffälliger gewesen!“

Drukil sah ihn verloren an. „Es will nicht noch mehr töten“, flüsterte er. „Der Schmied durfte auch weiterleben. Warum nicht sie?“

Ken seufzte. „Der Schmied hat, was er wollte. Den wertvollsten Schatz, den sein kleingeistiger Verstand sich vorstellen kann. Und er hat dich gesehen und wird sich einreden, dass die großen Helden von Andor alles wissen und gutheißen, egal ob das irgendeinen Sinn ergibt. Hildorf wird dich nicht verraten. Das Mädchen dagegen...“

„Es will nicht noch mehr töten!“, wiederholte Drukil stur. „Es ... es schämt sich.“

Ruhig lächelte Ken. „Töten ist nicht angenehm. Ich verstehe das. Du wirst noch lernen, dein Gewissen zu überhören. Mit der Zeit wird es einfacher.“

„Aber ... es ist nicht richtig!“, brach es aus Drukil hervor. In den braunen Augen glänzten Tränen.

„Oh. Nicht *richtig*. Ich verstehe“, sagte Ken Dorr leise. „Was ist das denn, dieses *richtig*? Das kannst du mir doch sicher erklären?“

„Helfen ist richtig, und nicht schaden. Retten, und nicht töten. Die Wahrheit sagen, und nicht lügen“, behauptete Drukil. Sein Blick ging ins Leere. „Was die Helden tun ist richtig...“, murmelte er mit wachsender Verzweiflung.

Ken holte tief Luft. „Du vergisst, auf welcher Seite du stehst.“

„Es soll zu seiner Rolle werden“, erwiderte Drukil überraschend schlagfertig.

„Ja. Aber diese Rolle ist trotzdem nur eine Rolle!“, zischte Ken. Etwas versöhnlicher fügte er hinzu: „Du glaubst also, deine teuren Helden handeln richtig? Dann sag mir, wenn sie ein neugeborenes Kind am Wegesrand fänden, was würden sie tun?“

„Es zu seinen Eltern bringen“, behauptete Drukil überzeugt.

Ken kicherte leise. „Und was, wenn dieses Kind ein Skral ist?“

Drukil blinzelte unsicher und schwieg.

„Dann könnte es sich glücklich schätzen, wenn sie es am Leben ließen!“, antwortete Ken an seiner Stelle. „Sie würden es anders behandeln, einfach weil es ein Skral ist, und kein

Mensch oder Zwerg. Doch weshalb? Skrale können fühlen wie wir. Sie können sprechen und denken, sofern sie etwas älter sind. Was unterscheidet sie von uns?“

„Sie ... fressen Menschen...“, entgegnete Drukil unsicher.

„Der Wolf oder der Hase, wer rennt um sein Überleben?“, fragte Ken, und während Drukil noch seinen Mund öffnete, erklärte er: „Sie beide, Drukil! Der eine, um nicht gefressen zu werden, der andere, um nicht zu verhungern.“

Drukil klappte den Mund wieder zu und runzelte ratlos die Stirn.

„Außerdem, Drukil: Ist ein Skral wirklich die größere Bedrohung? Wie viele Skrale haben einen Sitz im Ewigen Rat? Und wie viele Menschen?“

Drukil setzte mehrfach zu einer Erwiderung an und brach wieder ab. Schließlich fragte er nur leise: „Würdest du das Skralkind retten?“

Ken lachte. „Nein, natürlich nicht. Aber wenn ich es umbringen würde, dann nicht, weil es *richtig* ist, sondern einfach, weil ich keine Skrale mag! Und die Helden sind genau so. Sie verteidigen die einen und töten die anderen, weil sie Erstere mehr mögen. Und wenn sie es im Namen irgendeiner ewigen Moral tun, dann belügen sie sich nur selbst damit. In Wahrheit folgen sie einfach ihrem Gefühl.“

„Eara ...“, setzte Drukil stockend an.

„Eara?“, unterbrach Ken. „Ausgerechnet sie willst du zu deinem Vorbild nehmen? Die gnadenlose Magierin, die Schmerz und Angst um sich sät? Die so sehr ihrer kalten Vernunft verhaftet ist, dass sie jeden gesunden Menschenverstand verloren hat?“

Drukil senkte den Blick. „Aber ... das Kind zu retten ist richtig!“, murmelte er. Ken war sich nicht sicher, ob er sich damit auf das fiktive Skralkind oder das schlafende Mädchen bezog. Es spielte auch keine Rolle.

„Drukil“, meinte er sanft. „Ein solches *Richtig*, wie du es dir vorstellst, gibt es nicht.“

„Warum nicht?“, flüsterte Drukil. „Das weißt du nicht.“

Ken breitete die Arme aus. „Dann gehe hinaus in die Welt, und suche danach! Nimm einen Käfig mit, fange ein *Richtig* ein, und zeige es mir! Dann erst hast du mich überzeugt!“ Er ließ die Arme wieder sinken. „Doch du wirst feststellen, dass du es nicht finden wirst, egal wie lange du suchst. Ich habe es nicht gefunden. Die Helden haben es nicht gefunden. Niemand hat es je gefunden. Und so streiten die großen Denker sich weiter, wie dieses *Richtig* aussieht, ohne jemals voranzukommen. Weil sie nicht einsehen wollen, dass all ihr Streiten fruchtlos ist! *Richtig* und *Falsch* gibt es nicht in der Welt da draußen, Drukil! Es gibt sie nur in uns.“

Ken legte sich eine Hand auf die Brust, und Drukil tat erstaunt dasselbe.

„Wir haben diese Begriffe erfunden, Drukil. Wir haben sie uns ausgedacht. Jeder einzelne von uns. Und es liegt einzig an uns selbst, zu entscheiden, was sie bedeuten sollen. Was für den einen richtig ist, mag für den anderen falsch sein. Was ich heute noch tun soll, mag ich morgen verhindern müssen. Und wenn es für den Schwarzen Herold richtig ist, die Welt für seine Rache zu opfern, und für die Helden, sie zu bewahren – dann sei es so. Ich urteile nicht. Ich benutze den, der für meine Ziele nützlich ist, und bekämpfe den, der ihnen im Wege steht, doch weder bin ich dem einen dankbar, noch dem anderen böse. Sie alle tun, was für sie das Richtige ist, und ich tue dasselbe für mich. Wir alle streben nach den Dingen, nach denen wir streben. Wir alle tun, was wir tun, weil *wir* es wollen.“

Drukil hob hoffnungsvoll den Blick. „Und wenn es für Drukil richtig ist, nicht mehr zu töten?“

„Wenn du das entscheidest, dann ist das so“, lächelte Ken. „Doch ich rate dir, diese Entscheidung zu überdenken. Diese Welt besteht aus Unterdrückern und Unterdrückten, und du gehörst zu den wenigen Glücklichen, die entscheiden können, auf welcher Seite sie stehen wollen. Du magst doch den Wald, Drukil? Die Natur?“

Drukil nickte schwach.

„Natürlich tust du das. Du bist genau wie dein Ebenbild“, meinte Ken lächelnd. „Warum magst du den Wald, Drukil? Genießt du die Harmonie der Natur? Ihren Frieden?“

Langsam begann Drukil zu nicken.

„Dann bist du ein Narr!“, stieß Ken verächtlich hervor. „In dieser Welt herrscht kein Frieden, sondern ewiger Krieg! Ein Kampf eines jeden gegen jeden! Hast du dir diesen Wald, den du so liebst, jemals genau angesehen? Du bist umgeben von verwesendem Laub und faulendem Holz. Um dich sind unzählige Pflanzen, die sich gegenseitig überwuchern und zu Boden wälzen, die einander erwürgen, aussaugen oder als schnellen Weg zum Licht missbrauchen. Oh, das Licht. Wie sie darum kämpfen! Wie sie jeden Sonnenstrahl abfangen, und alle, die kleiner sind als sie, mit aller Macht im Schatten halten! Die Pflanzen sind gefangen in ihrem ewigen Ringen ums Licht. Sie brauchen ihre harte Rinde, ihre scharfen Dornen, ihr beißendes Gift – und doch sterben sie, auf die eine oder andere Weise. Selbst die Pflanzen töten, Drukil. Warum also solltest du es nicht auch tun?“

Drukil atmete schwer. „Weil Drukil den Krieg nicht will. Was, wenn einfach alle damit aufhören?“, keuchte er.

Ken schluckte. Er spürte eine vertraute Wehmut in sich aufsteigen. „Ja, das wäre schön, nicht wahr?“, meinte er. „Einfach alles hinter sich lassen. Den Krieg beenden. Es ist schön, sich eine solche Welt auszumalen. Eine Welt, in der nicht der Stärkste alles Licht an sich reißt, sondern in der wir in ordentlichen Reihen stehen wie die Ähren auf dem Feld. In der wir gleichmäßig zum Licht wachsen, und uns stützen, anstatt uns niederzudrücken. In der wir die harte Rinde ablegen, und die scharfen Dornen, und das beißende Gift, und in der wir einfach das Licht aufnehmen und uns im goldenen Glanz der Gemeinschaft sonnen.“

Kurz wanderte Kens Blick in die Ferne, während Frieden ihn erfüllte. Doch rasch kehrten seine Gedanken in die echte Welt zurück. Schwermütig fuhr er fort: „Bis der Herbst kommt. Und der Bauer, mit seiner scharfen, scharfen Sense. Die mit jedem Streich Dutzende von Halmen köpft. Weil sie alle auf genau der gleichen Höhe wachsen. Weil sie ihre harte Rinde abgelegt haben. Und ihre scharfen Dornen. Und ihr beißendes Gift. Weil es nichts mehr gibt, was Widerstand leisten kann. Und nach kürzester Zeit sind alle Ähren fort. Nur das Unkraut auf dem Boden bleibt zurück. Es allein kann sprießen und sich ausbreiten. Die anderen Kräuter zu Boden drücken und alles Licht an sich reißen, bis andere kommen, die noch stärker sind. Und so beginnt alles von vorne.“

Seufzend schüttelte Ken den Kopf. „Also, was soll es sein, dein *Richtig*? Willst du zu den Helden von Andor gehen und mich verraten? Dann sei es so. Natürlich werde ich versuchen, dich aufzuhalten, doch die Entscheidung liegt bei dir.“

Unsicher sah Drukil ihn an. Ken wartete und beobachtete Drukil, bis er die ersten Anzeichen einer kommenden Entscheidung ausmachen konnte, dann fragte er beiläufig: „Was weißt du über Leander?“

Sichtlich verwirrt öffnete Drukil den Mund. Es kam keine Antwort, und Ken hatte auch keine erwartet. Ruhig sagte er: „Er hat die Helden lange begleitet und an ihrer Seite gekämpft. Doch sie haben ihn verstoßen. Weißt du, weshalb?“ Ken lächelte traurig. „Weil er sie von Anfang an belogen hatte. Weil er sich als jemand ausgab, der er nicht war. Er kam zu

ihnen, um sie zu vernichten, für die Rachegelüste eines anderen. Doch er fand zu ihnen. Er wurde wahrhaft zu einem der ihren! Bis sie herausfanden, was er wirklich war. Ein Lügner und ein Mörder. Einer, der ihr Vertrauen missbraucht hatte, und der die Schuld trug am Tod eines alten Freundes.“

Drukils Zweifel waren offensichtlich. Eindringlich fuhr Ken fort: „Du kannst keine Dankbarkeit von ihnen erwarten. Du weißt, welches Ende Leander fand. Und du kannst von Glück reden, dass sie es nicht wissen. Wenn du den Ewigen Rat verlässt, wirst du wahrhaft allein dastehen. Doch wenn du dein *Richtig* so wählen möchtest, dann sei es so.“

Viele Herzschräge stand Drukil da wie erstarrt. Dann schüttelte er sich. „Nein“, flüsterte er. „Das ist kein gutes *Richtig*. Drukil ... muss ein anderes finden. Es muss ...“ Er sah Ken aufmerksam in die Augen. „Was ist dein *Richtig*?“

„Mein *Richtig*?“, murmelte Ken amüsiert. „Von allen Gütern, nach denen wir streben können, ist die Macht das Reinste. Egal, was wir sonst wollen, sei es Glück, Wissen, ein langes Leben oder Reichtum, mit genug Macht können wir es erreichen. Sie lässt sich gegen alles eintauschen. Wonach sollte ich also streben, wenn nicht nach ihr?“

Drukil sah ihn ernst an. „Sag du es“, flüsterte er. „Es ist nicht Macht allein. Was willst du wirklich?“

Ken erstarrte. „Du bist gut“, meinte er dann. „Besser als der echte Drukil. Er hätte nie in Erwägung gezogen, dass es mir um mehr als bloße Macht gehen könnte. Ja, der Ewige Rat gibt mir Macht, doch du hast recht: Das ist nicht der einzige Grund, aus dem ich ihm folge. Lange Zeit ging es mir einzig um mich selbst. Ich hielt alle, die sich ein anderes Ziel als sich selbst gesetzt hatten, für schwach oder dumm. Doch dann wurde ich getötet. Ich trug eine Krone und war der Herr einer ganzen untoten Armee, und doch war ich ein Sklave. Ein Folterknecht. Meine Gedanken gehörten nicht mir selbst. Der einzige Wunsch, der wirklich aus mir entsprang, war der Wunsch nach ... Frieden. Und diesen Wunsch habe ich behalten. Die Welt, die ein goldenes Feld ist und kein kranker Wald ... lange hielt ich sie für unmöglich. Doch es gibt einen Weg! Die Halme können sich nicht wehren gegen die Sense. Also müssen wir die Sense sein!“

Der Schwarze Herold besitzt unvergleichliche Macht. Jeder, der sich auflehnt, wird vernichtet. Nichts kann sich ihm in den Weg stellen. Alles beugt sich seinem Willen. Wenn der Ewige Rat erst herrscht, dann kann es keinen Krieg mehr geben. Jeder Widerstand wird im Keim erstickt. Ein Frieden, der freiwillig geschlossen wird, kann nicht von Dauer sein. Es wird immer solche geben, die sich einen Vorteil davon erhoffen, ihn zu brechen. Doch ein Frieden, der mit eiserner Hand aufgezwungen wird, kann Erfolg haben.“

Drukil sah ihn mit großen Augen an. „Dieser Frieden ist auf Blut gebaut. Auf der ewigen Rache und dem Leid ganzer Völker. Sie würden es nicht wollen.“

„Ich tue es nicht für sie“, lächelte Ken. „*Ich* will Frieden. Was andere wollen, ist ihre Sache. Verstehe mich nicht falsch, auch ich wünsche mir einen Frieden, den nicht ausgerechnet dieser wahnsinnige Geist beherrscht. Wenn es einen anderen Weg gäbe, dann würde ich ihn wählen. Doch einen solchen Weg gibt es nicht. Ja, Drukil, dieser Frieden ist gebaut auf ewiger Unterdrückung, auf ungezählten Morden und gewaltigem Leid. Doch wenn das der Preis des Friedens ist, dann bin ich bereit, ihn zu zahlen.“

Drukils Unverständnis war offenkundig. „Du musst mir nicht zustimmen“, beruhigte Ken ihn. „Finde das, was für dich das Richtige ist. Finde ein Ziel, nach dem du streben möchtest. Ich kann dir dabei nicht helfen.“

Drukil nickte nachdenklich. Er brauchte Zeit für sich, das erkannte Ken, doch bedauerlicherweise war die ihm nicht vergönnt.

„Ich nehme an, wir brechen bald auf?“

Drukil nickte steif. „Vor einer Stunde war es in zwei Stunden. Treffen am Tiefen Hafen.“

„Dann solltest du nicht länger bleiben. Komm her und gib mir die Frucht.“

Überrascht legte Drukil eine Hand auf den Beutel an seinem Gürtel. „Warum?“

„Der Schwarze Herold hat mir den Auftrag gegeben, sie in meinen Besitz zu bringen“, erklärte Ken. „Und sie ist nicht sicher bei dir.“

Verwirrt runzelte Drukil die Stirn. Doch was immer in ihm vorging, schließlich nickte er und holte die tote Frucht aus dem Beutel. Behutsam nahm Ken sie entgegen. Er schloss die Augen und versuchte, sich in die gewaltige Macht im Inneren einzufühlen. Langsam hob er den Arm, stellte sich vor, wie er die Macht des Anbeginns entfesselte – doch nichts geschah. Ken Dorr hatte nichts anderes erwartet. Seufzend grub er aus seinen Taschen die falsche Frucht aus, die er seit Danwar mit sich herumtrug, und legte das echte Herz an seine Stelle. Die Kopie reichte er Drukil.

„Sie sieht nicht gleich aus“, stellte der fest. „Die Risse sind anders. Das Licht ist nicht so hell.“

„Sie sind ähnlich genug!“, entschied Ken. „Und jetzt geh! Wenn deine „Freunde“ mit dir aufbrechen wollen, solltest du nicht hier sein.“

„Ja. Drukil geht zurück in seine Kammer und wartet“, antwortete Drukil artig.

Ken lächelte und deutete zur Tür. „Ach, und schrei mich an, wenn du gehst. Dass ich verdorben bin und du mir nicht vertraust, oder so. Vielleicht ist ja jemand in der Nähe. Und du sollst schließlich zu deiner Rolle werden.“



W – Krahalar

Frühe Nacht, 28. Wintertag 77 A.Z.

Tiefer Hafen in den südlichen Tiefminen, Cavern

Chada wusste aus Werftheim, wie Häfen aussahen. Molen, die weit ins ruhige Wasser ragten, Boote und Schiffe von unterschiedlichster Art und Größe, emsige Matrosen und aufdringlich kreischende Möwen. Der Tiefe Hafen hatte nichts davon. Er war kaum mehr als eine dunkle, enge Höhle, durch die der Tatru an einer längst glattgeschliffenen Kaimauer entlangrauschte. Vom Wasser abgesehen war es totenstill. Lichtquellen gab es keine, wenn nicht gerade einer der ohne Vorwarnung auftretenden Feuerstöße durch die Gänge fegte. Nur die Fackeln der wartenden Zwerge spendeten etwas Licht.

Fürst Kram und Fürstin Marun waren gekommen, um sie zu verabschieden. Vier Schildzwerge begleiteten sie, jeder von ihnen trug einen der Mächtigen Schilde. Chada erkannte nur einen von ihnen: Brolaf, den korpulenten Herold der Schildzwerge. Er hatte eine dröhnende Stimme, die er jedoch nur selten erhob, und trug stets eine finstere Miene zur Schau – so auch jetzt, trotz des angeblich Freundschaft stiftenden Bruderschildes auf dem Rücken. Sie hatte vor über elf Jahren flüchtige Bekanntschaft mit ihm geschlossen, und er schien sich nicht groß verändert zu haben, nur eine wulstige Narbe zerteilte neuerdings seine kahle Stirn. *Ein gezeichneter Verkünder*, schoss es ihr durch den Kopf, ehe sie sich den drei unbekannten Zwergen zuwandte. Es waren ein älterer Zwerg mit Hakennase, der mit seinem leichten, silbern glänzenden Kettenhemd, dem silbergrauen Bart und dem Sturmschild in der Hand geradewegs von den Silberzwergen hätte kommen können, ein stattlicher Zwerg in schwerer Plattenrüstung, mit blondem Bart und einem gewaltigen Kriegshammer, dessen Augen ebenso tiefblau strahlten wie der Sternenschild in seinen Händen, sowie eine unauffällige, braunhaarige Zwergin, die keine Rüstung trug, sondern

komplett in leichte, schwarze Gewänder gehüllt war, und die – vom matt schimmernden Feuerschild einmal abgesehen – keine sichtbaren Waffen mit sich trug.

„Willkommen!“, rief Kram, als er Chada, Thorn und Drukil bemerkte. Ken Dorr und Earra waren bereits vor ihnen eingetroffen und blickten ihnen einträchtig schweigend entgegen. Ein merkwürdiger Geruch wie von Rauch hing in Earas Kleidern.

„Alle hier?“, fragte Chada. Sie musterte die vier Zwerge mit ihren Schilden. „Ich hatte mit einem größeren Trupp gerechnet.“

Kram lächelte gequält. „Wenn der Herold seine Macht entfesselt, nützt euch auch keine Armee. Wo zehn versagen, würden es auch zehntausend.“ Er seufzte. „Aber vor allem gibt es nur zehn Plätze auf dem Boot.“

Als Chada näherkam, erkannte sie im Zwielflicht ein Objekt, das sie beim besten Willen nicht als „Boot“ bezeichnet hätte. Im schwarzen Wasser schwamm eine aberwitzig flache Metallschüssel ohne klares Vorne und Hinten. Ein Band aus unscheinbaren Runen zog sich um den kreisrunden Rand, weitere Zeichen waren an verschiedenen Stellen ins Metall graviert. Obwohl der Tatu reißend um sie dahinfloss, bewegte sie sich nicht vom Fleck. Auf der spiegelnden Oberfläche saß die alte Runenmeisterin Mralla in einem kleinen Kreis aus bunt glühenden Runen, auf die sie konzentriert eintippte. Ihr schlohweißes, liches Haar schimmerte matt.

„Auf diesem Ding sollen wir fahren?“, fragte Thorn, was auch Chada soeben in den Sinn kam.

„Keine Sorge, solange eure Runenmeisterin weiß, was sie tut, seid ihr sicher. Und Mralla weiß sehr genau, was sie tut.“

„Ja, und zwar warten!“, rief die Alte mit brüchiger Stimme. „Alle an Bord, los, los! Die Runen verlieren mit jedem Moment, den sie sich gegen das Wasser stemmen müssen, weiter an Energie. Und ihr wollt nicht unterwegs sein, wenn alles aufgebraucht ist!“

Der blonde Zwerg mit dem Kriegshammer sprang ohne zu zögern von der niedrigen Mauer auf die flache Scheibe, die trotz seiner schweren Rüstung nicht einmal schwankte. Die anderen Zwerge folgten etwas verhaltener.

„Sie sind nicht viele, aber handverlesen“, meinte Kram leise. „Ich würde euch mehr zu ihnen sagen, aber du hast Mralla ja gehört. Ihr werdet genug Zeit haben, euch miteinander bekannt zu machen, daher nur so viel: Ihr könntet euch keine besseren Begleiter wünschen.“

Wir wünschen uns dich, dachte Chada, doch sie sprach es nicht aus. Kram hatte sich für seinen Platz entschieden, und sie konnte ihn verstehen. „Danke“, meinte sie also.

Kram lächelte, doch seine hellbraunen Augen blickten ernst. „Es ist auch mein Reich, das auf dem Spiel steht.“

Ohne Ankündigung trat er auf Chada zu und umarmte sie auf Bauchhöhe, dass ihr die Luft aus den Lungen gepresst wurde. „Kommt bloß gesund zurück!“, knurrte er. „Wenn du es wagst, dich ausgerechnet von einem Toten umbringen zu lassen, dann wirst du es bereuen!“

Chada hechelte nach Luft und musste gleichzeitig lächeln. „Ich habe versprochen, den Ewigen Rat zu zerschlagen, und ich werde dieses Versprechen halten“, sagte sie fest, nachdem sie wieder zu Atem gekommen war.

Kram nickte, dann sprach er in die Runde: „Passt auf euch auf!“

„Und auf Ken Dorr“, fügte Marun etwas leiser hinzu.

Der Dieb seufzte resigniert, nahm den Rucksack auf, den er zu Boden gelegt hatte, und kletterte den Schildzwerge hinterher auf ihr Gefährt. Chada folgte ihm, während Thorn, Drukil und sogar Eara Krams Umarmung widerstandslos über sich ergehen ließen.

Das Metall hörte sich beängstigend dünn an unter ihren Füßen, und es blieb Chada ein Rätsel, wieso die Scheibe nicht von den nur ansatzweise nach oben gewölbten Rändern her längst überflutet wurde. Sie schluckte ihr mulmiges Gefühl hinunter und setzte sich in einen engen Kreis aus Runen ganz am Rand der Scheibe, zu dem Mralla sie mit Blicken dirigierte. Die feinen Gravuren im Metall strahlten eine sanfte Wärme aus.

Es dauerte nicht lange, bis alle auf ihren Plätzen saßen, die Taschen auf dem Schoß. „Die hinteren Teile unserer Strecke wurden seit vielen Jahrhunderten nicht mehr befahren. Uns könnten ein paar Hindernisse bevorstehen. Aber egal was geschieht, verlasst nicht euren Kreis, bis ich es sage!“, befahl Mralla. „Alle bereit?“

Chada nickte unglücklich, auch die anderen signalisierten mehr oder weniger deutlich ihre Zustimmung.

Mralla flüsterte einige Worte. Plötzlich begannen die Runen im Metall verschiedenfarbig zu leuchten, und auch Mrallas Augen glommen bunt auf. Chada fühlte sich merkwürdig leicht. Dann berührte die Runenmeisterin ein paar der Zeichen, und mit einem Mal war die unnatürliche Ruhe, mit der die Scheibe im Fluss gelegen hatte, verschwunden. Das Wasser drückte sie mit aller Gewalt den Fluss hinunter, sie wurden kurz nach oben gehoben und dann schräg auf die Seite gelegt. Sie schossen so schnell davon, dass Chada fast aus ihrem Kreis gerutscht wäre und sie das Gefühl hatte, ihren Magen zurückgelassen zu haben. Nur, weil sie ohnehin schon in die richtige Richtung geblickt hatte, konnte sie noch einen letzten Blick auf Kram und Marun erhaschen, die Hand in Hand am Ufer des Tatru standen und ihnen sorgenvoll nachblickten, bis ihr metallisches Boot im brechreizerregenden Tempo um eine Biegung schoss und das Fürstenpaar aus ihrer Sicht verschwand.

Später Vormittag, 29. Wintertag 77 A.Z.

Flusslauf des Tatru, unter dem Grauen Gebirge

Chada hätte unmöglich sagen können, wie lange sie unterwegs waren. Es gab hier unten keine Tageszeiten, das einzige Licht kam von den leuchtenden Runen der Scheibe. Die meisten glühten nur schwach, doch in regelmäßigen Abständen waren ins Metall weiß strahlende Runen eingelassen, von denen Chada die Vermutung hatte, dass sie nur als Lichtquelle dienten. Auch ihr Lichtschein verlor sich nur wenige Schritte vor und hinter ihnen, doch das schien Mralla zu genügen, um eventuellen Hindernissen auszuweichen. Wenn vor ihnen eine Biegung, ein herabgestürzter Fels oder ein von der Decke hängender Tropfstein auftauchten, drückte sie eilig eine Rune und die Scheibe änderte augenblicklich ihre Richtung. Chada versuchte, nicht zu sehr darüber nachzudenken, dass ein einziger Fehler Mrallas von ihnen nicht mehr als einen hässlichen Fettfleck an den Wänden übriglassen würde. Mit der Zeit gewöhnte sie sich an die Geschwindigkeit, und ihr Magen tat freundlicherweise das gleiche. Von da an verlief die Reise im Wesentlichen ereignislos. Es war zu laut, um ein Gespräch zu beginnen, an Schlaf war nicht zu denken, daher konnte sie nur warten, ins Wasser starren und manchmal ein Detail erkennen, ehe sie vorbeigerauscht waren.

Ein armlanger weißer Fisch mit stacheligen Zähnen und ohne Augen, der nach ihnen schnappte, als sie vorbeifuhren. Eine Höhle voller funkelnder weißer Kristalle. Ein Schatten

am Grund des Flusses, der eine reglose Gestalt sein konnte, die zu ihnen aufblickte, oder einfach eine ungewöhnliche Felsformation. Eine große Metallscheibe, verbogen und verrostet, die halb in einer Felsspalte klemmte. Bei diesem Anblick meldeten sich kurz wieder Chadas Zweifel zu Wort, wie sehr sie den Reflexen einer steinalten Zwergin eigentlich trauen konnten.

Sehr weit, wie sich herausstellte. Einmal versperrte ihnen ein Geröllsturz den Weg, und die Runenmeisterin musste so plötzlich bremsen, dass Chada einmal mehr fast ihre letzte Mahlzeit verloren hätte. Doch ihr Boot kam unbeschadet zum Stehen, Mralla ließ sie aussteigen, die flache Scheibe – mitsamt ihr darauf – hochheben und auf der anderen Seite wieder ins Wasser setzen. Ein andermal, als sich die Decke der langen Höhle bis ins Wasser herabsenkte, schrie Mralla etwas, was im Nachhinein wohl ein „Luft anhalten!“ gewesen war, dann drehte sich die ganze Scheibe um und sie hingen im Wasser und mussten mitanhören, wie der Fels ohrenbetäubend über die ehemalige Unterseite kreischte. Als sie auf der anderen Seite wieder zurückgedreht wurden, waren sie klatschnass und durchgefroren, ansonsten jedoch unversehrt.

Schließlich wurde die Scheibe langsamer und kam in einer großen, offenen Höhle ganz zum Stehen. Das Licht der Runen verlor sich schnell zwischen natürlichen steinernen Säulen. Am Rand des Flusses waren einmal Treppen in den Stein geschlagen gewesen. Das Wasser hatte sie fortgewaschen, nur ihre groben Umrisse waren noch zu erkennen.

„Ihr könnt eure Kreise jetzt verlassen“, krächzte Mralla heiser. Ihre Hände zitterten, als sie sie von den Runen nahm. „Den Rest des Weges müssen wir zu Fuß zurücklegen.“

„Der Mutter sei Dank!“, keuchte Thorn mit bleichem Gesicht. Chada musste unwillkürlich schmunzeln. Auch sie hatte diese Fahrt keineswegs genossen. Erleichtert stand sie auf und verzog das Gesicht, als ihre eingeschlafenen Beine protestierten. Den anderen schien es ähnlich zu gehen, wie ihre vorsichtigen Bewegungen zeigten.

Umständlich kletterten sie an Land und streckten die Beine aus. „Nie wieder steige ich auf diese Höllenmaschine!“, stieß Thorn hervor.

Mralla, die als letzte noch an Bord stand, sah ihn lange an. „In der Tat“, flüsterte sie dann schwach. Mit knackendem Rücken beugte sie sich nach unten und berührte eine eckige Rune, die außerhalb der anderen angebracht war. Das fahle Glühen, das aus den unzähligen Runen drang, wurde allmählich schwächer, und Wasser ergoss sich vom Rand her auf die Scheibe. Eilig half Chada der alten Runenmeisterin an Land, während unten die Scheibe langsam im unterirdischen Fluss versank. Im schwachen Licht meinte Chada kurz, am Grund des Flusses noch gut ein Dutzend weiterer Scheiben auszumachen, so abgeschliffen und von Rost zerfressen, dass die Zeichen auf ihnen längst verschwunden waren. Dann erloschen die Lichter im Wasser endgültig, und Dunkelheit hüllte sie ein.

„Ihr habt sie versenkt?“, fragte Ken Dorrs hohe Stimme.

„Die Runen haben alle Kraft aus dem Eisen gezogen. Diese Scheibe war nichts mehr als ein poröses Stück Metall, mit dem selbst der beste Schmied nichts anfangen kann“, erwiderte Mralla gereizt. Chada hörte sie in irgendwelchen Beuteln wühlen, dann entflammte plötzlich eine flache Steintafel, auf die mit leuchtender Farbe eine einzige Rune gemalt war. Mralla lehnte die Tafel an eine Wand, öffnete ihre Tasche und holte eine leichte Decke heraus. „Und jetzt lasst mich schlafen! Sonst könnt Ihr das Sternentor alleine öffnen.“

„Wir legen eine Rast ein“, stimmte Chada zu. „Ich bin mir sicher, wir alle können etwas Ruhe gebrauchen. Mralla, wie lange können wir bleiben, wenn wir rechtzeitig ankommen wollen?“

„Wir sind besser durchgekommen, als ich befürchtet hatte“, murmelte die Alte. „Wir haben genug Zeit, damit eine alte Frau ein Schläfchen halten kann. Ich werde schon rechtzeitig aufwachen.“ Mit diesen Worten zog sie die Decke über den Kopf und reagierte nicht mehr auf Ansprache.

Die anderen versammelten sich noch kurz um die leuchtende Rune und legten eine schnelle, schweigsame Brotzeit ein, dann legten auch sie sich nach und nach in einen Kreis, jeder in die eigenen Decken oder Umhänge eingewickelt. Obwohl sie sich alle seit Stunden nicht bewegt hatten, hatte die Fahrt sie ausgelaugt. Eara und der blonde Zwerg mit dem Kriegshammer meldeten sich freiwillig als Wachen. Chada überlegte, dass sie noch immer nicht die Namen ihrer Begleiter kannte. Sie würde nach der Rast versuchen, ins Gespräch zu kommen.

Und obwohl ganz in der Nähe unaufhörlich der Tatu rauschte und Chada wusste, dass sie Alpträume von einer viel zu schnellen Fahrt über einen feindseligen Fluss haben würde, schlief sie in kürzester Zeit ein.

Später Nachmittag, 29. Wintertag 77 A.Z.

Flusslauf des Tatu, unter dem Grauen Gebirge

Nach ein paar Stunden Schlaf und einer weiteren Mahlzeit brachen sie auf und ließen das stete Rauschen des Tatu hinter sich. Mralla führte sie durch enge, gewundene Wege, die offensichtlich nicht an menschliche Größen angepasst waren; selbst die Zwerge mussten gelegentlich die Köpfe einziehen. Das einzige Licht spendeten die Leuchtrunen auf flachen Tafeln, die Mralla verteilt hatte. Sie kamen nur langsam voran, bis sie endlich einen breiteren Hauptweg erreichten. Es war ein schlichter Tunnel, lang und schnurgerade, in dessen Boden Schienen gelegt waren. Kurz fürchtete Chada eine weitere Fahrt auf einem viel zu schnellen Transportmittel, doch der desaströse Zustand der Schienen und das Fehlen jeglicher Wagen vereitelten das. Also liefen sie zu Fuß. Hin und wieder zweigte an den Seiten ein schmaler Gang ab, doch sie verließen den Hauptweg nicht. Mralla fiel mit der Zeit immer weiter zurück. Sie setzte nur vorsichtige Schritte und keuchte schwer, bis der blonde Zwerg mit dem Kriegshammer anbot, sie ein Stück zu tragen. Sie funkelte ihn beleidigt an, setzte eine verbissene Miene auf, und plötzlich schien sie um ein Vielfaches schneller zu werden. Wenn Chada nicht aus dem Augenwinkel gesehen hätte, wie der missmutige Brolaf beiläufig den Bruderschild auf seinem Rücken berührte, sie hätte sich die frische Kraft der Alten nicht erklären können. Schon bald hatte sich Mralla an die Spitze gesetzt und lief, noch immer beleidigt schweigend, vorneweg.

Nachdem sie eine Weile durch den eintönigen Gang marschiert waren, beschloss Chada, dass es an der Zeit war, ihre Begleiter kennen zu lernen. Doch scheinbar war sie nicht die einzige mit diesem Einfall. Noch bevor sie ihren Entschluss in die Tat umsetzen konnte, bemerkte sie den blonden Zwerg in schwerer Rüstung, der zu ihr aufholte und andeutungsweise salutierte. In der anderen Hand hielt er den Sternenschild. „Gestattet Ihr, dass ich mich vorstelle?“

Thorn grinste angesichts des förmlichen Tons.

„Ich bitte darum. Ihr seid mir nur zuvorgekommen“, meinte Chada freundlich.

Eindringlich blickte er Chada an. „Ihr könnt mich ruhig duzen.“

„Nur wenn du dasselbe tust“, lächelte Chada.

Der Zwerg lachte. „Das ist erleichternd! Leere Höflichkeiten und geschwollene Anreden haben ihren Platz, aber der ist nicht auf dem Schlachtfeld.“ Fast entschuldigend fügte er hinzu: „Ich war mir nicht sicher, welchen Ton eine Prinzessin verlangen würde.“

„Ich stehe über niemandem, der sein Leben gegen den Ewigen Rat aufs Spiel setzt“, antwortete Chada bestimmt. „Und nachdem du schon weißt, wer ich bin, finde ich es an der Zeit, dass wir das gleiche über dich erfahren.“

Der Zwerg nickte. „Ich bin Mortack, Sohn des Eidin, aus der Familie der Steinsangs.“ Er legte eine bedeutungsvolle Pause ein und blinzelte, als weder Chada noch Thorn irgendeine Reaktion zeigten. „Euch sagt dieser Name nichts, habe ich recht?“

Chada schüttelte knapp den Kopf. „Sollte er?“

„Nein, seid froh!“

Thorn schnaubte. „Jetzt bin ich erst recht neugierig.“

Mortack seufzte. „Die Steinsangs sind eine der ältesten Familien Caverns. Wir führen unsere Linie direkt auf den großen Eibert zurück, und wir haben mehrere Fürsten gestellt. Wir sind bekannt für die stabilsten Stollen und die ausgefeiltesten Bauwerke Caverns. Und ich bin der älteste Sohn von Eidin Steinsang, dem Oberhaupt unserer Familie. Von Kindheit an wurde ich auf seine Nachfolge vorbereitet.“ Der finstere Ausdruck in seinen blauen Augen machte deutlich, was er davon hielt.

„Du warst ... unzufrieden“, vermutete Chada.

„Ha! Ich habe es gehasst! Diese ständige Etikette, die Lektionen in Handelsrecht und Architektur! Ich war nie dafür gemacht. Mir fehlte es an Geduld. Also bin ich zur Armee gegangen. Sollen meine Brüder sich um meinen Platz streiten.“ Er grinste gehässig.

„Warum hat Kram gerade dich ausgewählt?“, wollte Thorn wissen.

„Drei Gründe:“ Mortack hob drei Finger und zählte sie der Reihe nach herunter. „Erstens: Ich bin ein guter Krieger. Man nennt mich den Eisernen, weil ich jeden Treffer einfach wegstecke und weitermache. Ich fürchte mich nicht vor Schmerzen. Sie zeigen mir, dass ich am Leben bin.

Zweitens: Fürst Kram weiß, dass er mir vertrauen kann. Ich habe damals dafür gesorgt, dass sich meine Familie nicht für die Wahren Schildzwerge aussprach. Die Steinsangs waren eine der wenigen ehrwürdigen Familien, die sich nicht auf die Seite des Aufrührers Radan stellten.

Und drittens: Die ehrwürdigen Familien hätten den Aufstand geprobt, wenn der Fürst die mächtigen Schilde auf eine Mission zweifelhaften Ausgangs schickt, und unter den Zwergen, denen sie anvertraut sind, nicht wenigstens einer aus ihren Reihen dabei wäre.“

„Hört nicht auf ihn!“, mischte sich der ältere Zwerg mit silbernem Bart ein. Seine wachen, grauen Augen funkelten zwischen den buschigen Augenbrauen und der Hakennase. „Fürst Kram weiß, was auf dem Spiel steht. Den Unwillen der mächtigen Familien hätte er in Kauf genommen. Er hat Mortack ausgewählt, weil er die beste Wahl war. Die stärkste freie Figur auf dem Brett.“

„Und welche Figur bist du?“, fragte Chada.

Mortack antwortete an Stelle des Silberhaarigen: „Gar keine! General Tarkun ist der Spieler. Derjenige, der die Figuren auf dem Brett hin- und herschiebt. Er ist ein brillanter Stratege. Seit dem Amtsantritt Fürst Hallworts ist er im Amt, und er hat noch keine Schlacht verloren.“

Chada runzelte verwirrt die Stirn. „Was will ein Stratege auf dieser Mission? Das wird keine große Feldschlacht.“

„Die Partie ist erst beendet, wenn der letzte Stein geschlagen ist“, meinte General Tarkun nachsichtig lächelnd. „Ein guter Feldherr weiß zu jedem Zeitpunkt, was zu tun ist. Egal, ob das Brett noch voll ist, oder ob die Figuren sich schon gelichtet haben.“

„Tarkun ist ein kluger Kopf“, ergänzte Mortack. „Er hat unsere Flaggensignale perfektioniert und ist als erstes auf die Idee gekommen, Fallstricke gegen Trolle einzusetzen. Er kann aus jeder Situation das Beste machen.“

Beeindruckt nickte Chada. „Und unsere anderen Begleiter? Was gibt es über sie zu wissen?“, fragte sie. „Oder sollte ich sie lieber selbst fragen?“

„Da wirst du nicht viel Erfolg haben!“, lachte Mortack. „Mralla habt Ihr in Aktion erlebt, danach bleiben keine Fragen mehr offen. Sie ist die talentierteste Runenmeisterin, die wir seit vielen Generationen hatten. Auf ihren Gürtel sind alle sechzehn Grundrunen gestickt, das heißt, sie hat jedes Teilgebiet der Runenmagie gemeistert. Und mehr weiß ich selbst nicht darüber. Wenn ihr fachliche Fragen habt, wird sie sie beantworten können. Aber für alles andere stellt sie sich taub.“

Mit dem Kinn – oder vielmehr dem Bart – deutete Mortack auf den kahlköpfigen Brolaf, der etwas abseits mit finsterner Miene vor sich hin lief und hin und wieder einen Blick auf das goldverzierte Signalhorn an seinem Gürtel warf, das er wie seinen Augapfel hütete.

„Das ist Brolaf, unser schweigsamer Herold. Loyal bis in den Tod, ein herausragender Kämpfer, und er kann so in sein Horn stoßen, dass es die Kreaturen zur Weißglut treibt. Sie stürzen sich auf ihn und machen allen anderen den Weg frei.“

Und dann ist da noch Ramanda, die Stille. Niemand hört sie kommen. Die Gegner fallen unter ihren verborgenen Klingen und sind tot, bevor sie wissen, wie ihnen geschieht. Sie hat ein Schweigegegelübde abgelegt, dass es ihr verbietet, ein Wort zu sprechen, bevor sie ihren Schwur erfüllt hat.“

„Was für ein Schwur?“, fragte Chada.

Mortack lächelte breit. „Darüber schweigt sie.“

Nachdenklich betrachtete Chada die Zwergin im schwarzen Mantel mit dem Feuerschild am Rücken. Jetzt, wo sie darüber nachdachte, fiel ihr auf, dass sie tatsächlich noch kein Wort von ihr gehört hatte.

„Ich danke dir für die ersten Vorstellungen, Mortack“, murmelte sie.

„Dürften wir auch mehr über euch erfahren?“, fragte General Tarkun ernst. „Ich muss wissen, welche Züge ich von euch erwarten kann.“

Chada sah sich um und verlor einige Worte über Eara, die weiter vorne neben der stillen Ramanda lief, und über Drukil, der schon die ganze Zeit stumpfsinnig hinter ihnen her trottete, gefangen in der Schweigsamkeit, die ihn seit seiner Rückkehr vom Baum der Lieder befallen hatte. Dann fiel ihr Blick auf Ken Dorr. Um ihn zu schützen, hatten sie vereinbart, nach Möglichkeit zu verbergen, dass er den Ewigen Rat verriet. Doch hier waren nur die Zwerge, die Fürst Kram persönlich ihnen mitgegeben hatte. „Und den Mann dort vorne werdet Ihr kennen. Sein Name ist Ken Dorr und er war vor dem Einfall der Krahder Statthalter von Andor“, offenbarte Chada also gedämpft. „Er weiß mit seinem Schwert und dem giftigen Dolch umzugehen, doch das sind nicht seine eigentlichen Qualitäten. Er ist ein guter Dieb und ein noch besserer Lügner, und der Schwarze Herold weiß nicht, dass er auf unserer Seite steht.“

Tarkun kniff die Augen zusammen. „Aber dass er auf unserer Seite steht, dessen seid Ihr Euch gewiss?“

Chada wechselte einen schnellen Blick mit Thorn. Wieder meinte sie Rhonas Worte zu hören: *Seine Persönlichkeit war in jener Zeit nicht versteckt, sondern offengelegt. Ich habe seine Grausamkeit gesehen, seine Skrupellosigkeit, seine Machtgier!*

Sie dachte an Leanders letzte Botschaft: *Traut Ken Dorr nicht! Lasst ihn nicht an eure Sachen!*

Doch auch Ken Dorrs eigene Worte wollten ihr nicht aus dem Kopf: *Wenn Ihr nach allem, was Ihr gesehen habt, nach allem, was ich getan habe, noch immer daran glauben könnt, dass Menschen sich ändern können... dann bitte ich Euch, gebt mir eine zweite Chance! Ich habe keine Vergebung verdient, aber wenn Ihr Euch meiner Lügen erinnert, und meiner Verbrechen ... dann gedenkt auch meiner Hilfe. Erinnert Euch, dass alles, was ich tat, zuletzt nicht nur für mich geschah, sondern für ... den Frieden.*

„Nein“, gab Chada zu. „Wir wissen nicht, ob wir ihm wirklich vertrauen können.“

Mortack starrte den Dieb empört an. Doch Tarkun nickte nur knapp. „Gut zu wissen“, meinte er und ging nicht weiter darauf ein. „Und Ihr beide? Zu Euch selbst werdet Ihr doch gewiss viel sagen können.“

„Oh ja, erzählt uns von euren Heldentaten!“, rief Mortack mit leuchtenden Augen. „Wie war es, gegen den letzten Drachen zu kämpfen? Wie habt Ihr den Sternenschild gefunden und den Sturmschild errungen?“

Tarkun wirkte nicht allzu glücklich mit dieser Wendung des Gesprächs, wahrscheinlich hätte er eine nüchterne Aufzählung von Fähigkeiten irgendwelchen Heldengeschichten vorgezogen. Doch Mortack besaß einen wahren Sturkopf, sodass Chada sich bald fragte, ob er wirklich nur aufgrund seiner Widerstandsfähigkeit der „Eiserne“ genannt wurde, und schon bald waren sie am Erzählen. Sie breiteten ihre Vergangenheit vor Mortack aus – und auch wenn die nicht immer einfach gewesen war, so genoss Chada es doch, sich darin zu verlieren, und die Zukunft zu vergessen. Und sei es nur für kurze Zeit.

Später Nachmittag, 30. Wintertag 77 A.Z.

Sternentor, unter dem Grauen Gebirge

Die Gleise endeten an zwei verrotteten Loren. Dahinter öffnete sich der Gang zu einer großen, kreisrunden Felsenhalle. Der Boden war gepflastert mit gesprungenen Kacheln in schwarz und weiß, die immer engere Kreise bildeten. Im Zentrum erhob sich das verrostete Skelett eines metallenen Baumes, vielleicht doppelt so groß wie Chada, mit rostbrauner Rinde und silbern glänzenden Blättern, die keiner Pflanze nachempfunden waren, von der Chada je gehört hatte. Hohe Säulen schoben sich an den Wänden ins Halbdunkel, in den Stein waren verblasste Reliefs geschlagen. Umgestoßene Feuerschalen säumten die Wände. Ein einzelner, grauer Lichtstrahl fiel aus einem weit entfernten Loch an der Decke genau auf den seltsamen Baum. Das Licht war grau und blass, doch es war unzweifelhaft Tageslicht. Chada hatte im zeitlosen Dunkel unter dem Gebirge längst den Überblick über Tages- und Nachtzeiten verloren.

„Wir sind angekommen!“, rief Mralla erschöpft, aber zufrieden. Mit trippelnden Schritten umrundete sie den Metallbaum und kam auf der gegenüberliegenden Seite, zwischen von der Decke gestürzttem Geröll, vor einem weiteren Eingang zu stehen. Es war ein großes Portal, verschlossen durch ein steinernes Tor, durch das sich Metallstränge zogen.

Quer über die beiden Türflügel verlief ein sechszackiger silberner Stern, der in der Mitte zusammenlief.

„Das Sternentor“, flüsterte Mralla ehrfürchtig. „Versiegelt seit vielen Jahrhunderten. Und ich werde es noch in dieser Nacht öffnen.“

Chada entdeckte kein Schloss und keinen Balken. Das Sternentor wirkte nicht so, als sei es erbaut worden, um geöffnet zu werden. Als Mralla mit zitternder Hand über das Tor strich, flammte unter ihren Fingerspitzen ein silberner Schimmer auf.

„Ruht euch aus“, rief die Runenmeisterin. „Ich kann hier nichts ausrichten, solange wir das Licht von Fornurs Flamme nicht sehen. In ein paar Stunden ist es so weit.“ Mit diesen Worten zog sich Mralla zu dem Baum aus Metall zurück und hantierte an den angelaufenen Silberblättern.

„Wir brauchen eine Wache“, entschied Chada. Bislang hatten sie hier unten keinerlei Kreaturen gesehen, nur einen Lumiwurm, ein paar Pilze, Asseln unterschiedlicher Größe und einmal in der Ferne einen Feuergeist, der sie nicht weiter behelligt hatte. Doch Chada würde sich keine Nachlässigkeit gestatten.

Ramanda, die Stille, erhob sich mit unbewegtem Gesicht und stellte sich schweigend an den Durchgang nach Norden. „Wenn sie nicht spricht, wie soll sie uns dann warnen, wenn Feinde kommen?“, fragte Chada gedämpft.

„Sie hat eine kleine Pfeife“, antwortete Mortack grinsend. „Damit weckt sie sogar einen Stein.“

Danach verteilten sie sich in der großen Halle. Allein oder in kleinen Grüppchen ließen sie sich nieder. Einige schliefen, unterhielten sich oder aßen das trockene Brot und das salzige Dörrfleisch, das Chada zu hassen gelernt hatte, andere saßen einfach wartend herum. Mortack holte sogar zwei Würfel und ein paar Münzen heraus, fand jedoch keine Mitspieler.

Chada ließ sich an einer der Säulen am Rand der hohen Halle nieder, lehnte ihren Rucksack an die Felswand und durchsuchte ihr Gepäck. Eine Ersatzsehne für Audax und zwei Köcher voller Pfeile. Das Amulett ihrer Mutter Mhare, das zum Preis der eigenen Lebenskraft selbst tödliche Wunden heilen konnte. Die bläulich schimmernde Truhe, die Kenvilar ihnen gegen Varkur gegeben hatte. Die Rietgraskrone, von der alles abhing. Der Kessel der alten Reka, jedoch ohne nennenswerte Zutaten, um etwas damit anzufangen. Die Kette aus getrockneten Rietgrasblüten, die Thorn ihr geschenkt hatte. Sie zog in den Kampf gegen den Ewigen Rat ausgestattet mit einem Haufen Gerümpel. *Kram ist in Cavern geblieben, und trotzdem habe ich viel Kram dabei.* Chada musste lächeln bei diesem albernem Gedanken.

Sie sah auf, als sich Schritte näherten. Ächzend setzte sich Thorn zu ihr, in der Hand hielt er einen kleinen Beutel. „Ich habe hier noch was für deine kleine Sammlung“, lächelte er und zog die tote Frucht heraus. Chada nahm sie behutsam entgegen und betrachtete irritiert die verkohlte Schale. Irgendetwas schien anders, als ob die Risse ihre Position verändert hätten. Doch anscheinend war weder Thorn noch Drukil etwas aufgefallen, also tat sie den Eindruck als bloße Einbildung ab und versuchte achselzuckend einmal mehr, dem Herz der Geburt irgendeine Reaktion zu entlocken. Natürlich vergeblich.

„Und dafür musste der Baum der Lieder brennen“, murmelte sie niedergeschlagen.

Thorn legte ihr einen Arm um die Schulter. „Wir brauchen diese Macht nicht, um zu gewinnen“, flüsterte er. „Wir haben die Krone. Und wir haben uns selbst. Nach allem, was wir durchgemacht haben, kann ein Toter uns auch nicht mehr in die Knie zwingen.“

„Das weißt du nicht“, antwortete Chada zitternd. *„Das Volk, das zu schützen du geschworen hast, wird in der Dunkelheit vernichtet werden.“* Das waren die Worte der Drei Schwestern, und sie hatten auch mit allem anderen Recht! Mit Leander, den wir verstoßen haben und der nun tot ist. Mit den Flammen, die meine Vergangenheit und Zukunft zerstören. Warum sollten sie sich plötzlich irren?“

Thorn sah sie schwer an. „Lass dich nicht von gehässigen Wahrsagungen leiten.“

„*Dein Geist wird in Fragmente gesprengt und dein Körper von der Finsternis verschlungen werden*“, schleuderte sie ihm entgegen. „Das haben sie dir gesagt! Hast du etwa keine Angst, dass es dazu kommt?“

„Sicher habe ich die. Wer wäre ich, wenn ich keine Angst hätte?“, sagte Thorn rau. Sanft strich er ihr eine Haarsträhne von der Stirn. „Aber wenn wir die Hoffnung aufgeben, dann haben wir schon verloren. Alle Herausforderungen des Körpers werden vom Kopf entschieden. Du kannst nicht siegen, wenn du nicht daran glaubst.“

Er deutete auf die Rietgraskrone, die zwischen ihnen im Staub lag. „Wann hattest du sie zuletzt auf?“

Chada schluckte. „Nicht mehr, seit ich weiß, was an ihr hängt.“

Thorn lächelte spöttisch. „Warum nicht? Weil sie auf deinem Kopf schneller kaputt geht?“

„Du hast es nie gemocht, mich mit ihr zu sehen!“

„Aber ich mag es auch nicht, dir dabei zuzusehen, wie du ihr ausweichst.“

Chada schloss kurz die Augen, als sich die quälenden Stimmen aus ihrer Erinnerung schlichen. *Die Krone, die dir gebührt, wirst du nie mehr auf dem Haupte tragen.*

Als sie die Augen wieder aufschlug, hatte Thorn die Krone in der Hand und hielt sie ihr auffordernd hin. „Die Drei Schwestern können sich irren“, sagte er eindringlich. „Drukil ist hier, an unserer Seite. Der Bär hat ihn nicht überwunden. Kein Wald ist in der Nähe. Nichts steht fest.“ Seine blauen Augen sahen sie eindringlich an. „Die Zukunft liegt in unserer Hand, Chada. Wer, wenn nicht du, entscheidet über dein Schicksal? Lass dich nicht von der Zukunft leiten, die dir geweissagt wurde, sondern von der, die du dir erträumst.“

Chada holte tief Luft, und Thorns Duft stieg in ihre Nase. Rosshaar, Rietgras und ein Hauch von Leder. „Du hast recht. Solange wir kämpfen, haben wir noch nicht verloren“, flüsterte sie. Entschlossen nahm sie die Rietgraskrone aus seinen Händen und setzte sie sich auf. Mit angehaltenem Atem wartete sie, doch nichts geschah. Das Gold war kühl und wog schwer auf ihrem Kopf.

„Wir bestimmen selbst, was geschieht“, sagte sie mit fester Stimme. Fast fühlte sie etwas wie Zuversicht.

Thorn grinste, und Chada konnte nicht anders, als ihn zu küssen.

„Ich hoffe, wir stören nicht“, sagte da eine leise Stimme.

Chada schreckte zurück und setzte sich gerade hin. General Tarkun stand vor ihnen, Mortack begleitete ihn. „Nein“, log sie. „Was gibt es?“

Der alte Zwerg räusperte sich und rief mit lauter Stimme: „Ich bin zu einem Entschluss gelangt, wie wir unsere verfügbaren Kräfte am besten nutzen können.“ Er wartete, bis alle Blicke auf ihm ruhten, dann nahm er feierlich den Sturmschild von seinem Rücken. „Fürst Thorn von Andor, hiermit überreiche ich Euch den Sturmschild bis zum Ende unserer Fahrt. Ihr habt ihn lange getragen und wisst mit ihm umzugehen, und bei einem starken Krieger ist er besser aufgehoben als bei einem Strategen wie mir.“

„Und ich gebe auch den Sternenschild ab“, ergänzte Mortack und legte ihn vor Chada ab.

„Wir danken Euch“, erwiderte Chada. „Wir werden die Schilde nur zum Wohle der Schildzwerge verwenden.“

Scheinbar hatten Ramanda und Brolaf nur darauf gewartet, nicht die ersten zu sein, denn Chada konnte im Halbdunkel ausmachen, wie Ramanda wortlos den Feuerschild zu Eara legte und zu ihrer Wachposition zurückkehrte, während Brolaf den Bruderschild einem überraschten Drukil in die Hände drückte. Beide wirkten erleichtert dabei, auch wenn das bei Ramanda zugegebenermaßen schwer zu sagen war.

Tarkun nickte ihnen freundlich zu, dann verzogen er und Mortack sich wieder. Chada legte eine Hand auf das blaue Metall des Sternenschildes und spürte augenblicklich neue Hoffnung in sich aufsteigen.

„Also“, flüsterte Thorn lächelnd. „Wo waren wir stehengeblieben?“

Mondhoch, 30. Wintertag 77 A.Z.

Sternentor, unter dem Grauen Gebirge

Mralla schritt rastlos zwischen dem eisernen Baum und dem Sternentor hin und her und murmelte dabei unterdrückt auf zwergisch vor sich hin. Ab und an warf sie einen misstrauischen Blick zum Loch in der Decke, aus dem längst kein Licht mehr fiel. Es klang in Chadas Ohren wie ein unzufriedenes Fluchen, doch da sie nicht ausschließen wollte, dass Mralla bereits irgendwelche Formeln intonierte, wagte sie es nicht, die Runenmeisterin zu unterbrechen. Also schob sie nur den gepackten Rucksack auf ihrem Rücken zurecht, hängte sich Audax über die andere Schulter und wartete schweigend wie alle anderen auch.

„So wird das nichts!“, spie Mralla schließlich aus. „Ich bin bis zum Sternentor vorgedrungen, habe die Nacht von Fornurs Flamme ausgewählt, alle Runen aufgeladen und bereitgelegt und stehe kurz davor, den ältesten bekannten Runenbann in diesem Teil der Welt zu brechen – und irgendwelche Wolken halten mich davon ab!“

„Wolken?“, fragte Drukil verwirrt.

Mralla funkelte ihn an. „Ich brauche das Licht von Fornurs Flamme, sonst kann ich den Bann nicht brechen!“

Chada blieb die Luft weg. „Das heißt, wir sind umsonst hierhergekommen?“

„Nein“, antwortete Eara tonlos. Die Magierin drapierte den Feuerschild auf einem herabgestürzten Felsen und stellte sich neben den Stamm des Metallbaumes. „Wenn diese Wolken verschwinden müssen, damit wir weiterkommen, dann werde ich dafür sorgen, dass sie verschwinden. Was es auch kosten mag.“

Sie hob den Kopf mit dem dünnen Haarflaum, bis sie ungefähr in Richtung des Loches in der Decke blickte. Dann hob sie ihren Stab, und Dunkelheit sammelte sich um sie.

„Genug!“, rief da Thorn. Eara hielt inne und drehte sich um. Chada versuchte, irgendein Gefühl in ihren Augen auszumachen, und erstaunlicherweise fand sie tatsächlich etwas, auch wenn sie es nicht zuordnen konnte.

Thorn schüttelte langsam den Kopf. „Du rufst die Dunkle Magie so oft, dass du verlernt hast, nach anderen Wegen zu suchen“, seufzte er und hob den Sturmschild hoch über seinen Kopf. Ein weißes Licht drang aus dem Metall, dann wehte plötzlich ein sacher Wind durch die stille Halle. In der Ferne grollte ein Donnerschlag, der bis zu ihnen herunter drang, gefolgt von dem lauten Heulen von Sturmwinden, die zwischen schneebedeckten Gipfeln tobten.

Lange stand Thorn unbewegt da, den Sturmschild über den Kopf gereckt, und es schien Chada, als würde das Silber vor ihren Augen an Glanz verlieren. Und nach einer Weile leuchtete ein Punkt weit oben in der Höhe auf, ein ferner Stern an einem winzigen Himmel. Oder vielmehr: Fünf Sterne, die wie einer aussahen. Ein blasser, rötlich-silberner Lichtstrahl fiel herab und traf den Baum aus Metall. Er verteilte sich zwischen den starren Ästen, traf die silbernen Blätter und wurde von ihnen zerteilt, reflektiert und umgelenkt, bis hundert fast unsichtbare Lichtstrahlen auf das Zentrum des großen silbernen Sterns gelenkt wurden, der das Sternentor überspannte. Jetzt wusste Chada, was Mralla den ganzen Abend an diesem Baum getan hatte.

„Keinen Moment zu früh“, knurrte die Runenmeisterin. Sie trat an das Tor heran und zeichnete mit ihren Fingern in schneller Abfolge gezackte Striche auf den Stein. Wo sie das Sternentor berührte, flammte silbernes Licht auf, das noch immer erstrahlte, wenn sie ihre Hand wegnahm. In kürzester Zeit entstand so ein dichtes Geflecht aus weißen Runen, und dann, mit einem Mal, erlosch es lautlos.

Besorgt sah Chada zum Loch in der Decke. Von ihrer Position aus konnte sie keinen Stern mehr sehen, nur noch schwarzen Himmel, und kurz fürchtete sie, der Plan sei gescheitert. Doch dann lachte Mralla gackernd. „Es ist vollbracht!“, triumphierte sie. „Das Sternentor ist geöffnet!“

„Sieht ziemlich geschlossen aus“, erwiderte Thorn trocken.

Mralla drehte sich kichernd um. „Das eigentliche Hindernis ist gefallen.“

Sie tastete nach der Spitze des Sterns auf dem Tor und drückte darauf. Tatsächlich ließ sie sich ein kleines Stück eindrücken.

„Auf der anderen Seite ist ein ganz ähnlicher Stern. Das Sternentor lässt sich nur öffnen und verschließen, wenn von beiden Seiten jemand dagegen drückt“, erläuterte sie. „Aber keine Sorge, jetzt, wo die Magie beseitigt ist, ist es kein großes Kunststück mehr...“

Sie brach ab, als ein leises Klicken ertönte und die Torflügel langsam begannen, sich zu öffnen.

„Gut gemacht“, rief Mortack.

Mralla schüttelte verwirrt den Kopf. „Ich habe noch gar nichts...“

Plötzlich wurden die Türflügel weit aufgestoßen. Weiße Augen leuchteten ihnen entgegen, und im Schein ihrer Leuchtrunen wurden rote Schuppen und weiße, ledrige Haut aus der Dunkelheit gerissen. Wargors kauerten geduckt am Boden des Ganges, ihre Hornklauen kaum zu unterscheiden vom Fels ringsum, und dazwischen standen ausgemergelte Kreideskrale, mehr als Chada je gesehen hatte. Sie wagten sich nur selten ans Licht, doch jetzt stürmten sie in Scharen aus dem engen Gang. Insgesamt waren es bestimmt mindestens fünfzig Kreaturen.

„Mralla, zurück!“, rief Tarkun, doch die Warnung kam zu spät. Ein Wargor riss die Runenmeisterin zu Boden. Die Alte stieß mit dem Kopf hart gegen den Boden und rührte sich nicht mehr. Der Wargor schien es nicht für nötig zu halten, sie zu töten, sondern schloss sich stattdessen dem Ansturm an, der sich in die Halle ergoss.

Chada riss Audax von ihrer Schulter und griff nach einem Pfeil, da hatten die Kreaturen sie auch schon erreicht. Wahllos erschoss sie einen Kreideskral und bereitete sich darauf vor, Hieben und Bissen ausweichen zu müssen, doch es erfolgten keine. Die Kreaturen zogen einfach an ihr vorbei und stürzten sich alle gemeinsam auf den vollkommen überforderten Drukil. Der Hautwandler wehrte einige Schläge mit dem Bruderschild ab und erstach einen Wargor, dann wurde er schon zu Boden gerissen. Aus den Augenwinkeln sah

Chada, wie Brolaf hektisch das Horn von seinem Gürtel löste, doch da ließen die Kreaturen schon wieder von Drukil ab. Er lag am Boden, blutete aus einigen Kratzern und einer tiefen Wunde am Arm. Nichts Lebensbedrohliches. Verwirrt sah Chada den Kreaturen nach. Etwa fünf waren gefällt worden, der Rest rannte einfach nach Norden davon, ohne sich auf weitere Kämpfe einzulassen. Sie keiften triumphierend.

„Das war ein Hinterhalt“, sagte Eara leise. „Sie wussten, dass wir kommen würden. Was haben sie gewollt?“

Alle Blicke hefteten sich auf Drukil. Der Hautwandler rappelte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf und griff sich den Bruderschild, dann erstarrte er. „Der Beutel ist weg“, stellte er mit einem Blick auf seinen Gürtel fest.

Chada spürte, wie das Blut aus ihrem Gesicht wich. „Die tote Frucht!“, flüsterte sie. „Das Herz der Geburt! Darauf hatten sie es abgesehen!“ Sie warf einen verzweiferten Blick auf die hintersten Kreaturen, die soeben im Gang jenseits des Metallbaumes verschwanden. „Wir müssen hinterher! Vielleicht können wir sie noch einholen!“

Sie ahnte selbst, dass das ein Ding der Unmöglichkeit war. Doch sie konnte nicht hinnehmen, dass der Ewige Rat noch ein zweites Herz erhielt. Ausgerechnet das, für das sie den Baum der Lieder geopfert hatten! Welches Unheil würde er damit anrichten können?

Plötzlich gellte ein kreischender Schrei durch die Höhlen, dessen Echo laut von den hohen Wänden widerhallte. Nein, keine Echos, es waren weitere Schreie. Der Ruf der Skrale. Es war ein vielstimmiges Kreischen, und es klang alles andere als erfreut.

„Ich schätze, sie haben bemerkt, dass der Beutel leer war“, rief Thorn über den Lärm. Chada fuhr herum, und der Krieger zuckte grinsend mit den Schultern, wie um zu sagen: Gut, dass ich Drukil das Herz noch nicht zurückgegeben habe.

„Wir verschwinden von hier! Sofort!“, rief Tarkun mit befehlsgewohnter Stimme. „Brolaf, du nimmst Mralla! Ramanda, du hilfst Drukil, falls seine Wunden ihn verlangsamen. Los jetzt!“

Sie sprinteten augenblicklich los. Doch als Chada zusammen mit Mortack und Eara das Sternentor passierte, einen Blick über die Schulter warf und die ersten Wargors bereits den eisernen Baum umrunden sah, erkannte sie, dass sie es unmöglich schaffen konnten. Sie hatten viel Gepäck dabei, eine Bewusstlose und schwere Rüstungen. Kreideskrale hingegen trugen keine Panzerungen, und die Schnelligkeit von Wargors war berüchtigt.

„Sie sind schneller als wir“, stellte auch Eara fest. „Chada, Zwerg, schließt das Tor!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat Eara wieder zurück in die Halle. Die Kreaturen hatten sie fast erreicht, als sie den Feuerschild hob und Feuer um sie her aus dem gemusterten Boden brach. Die Flammen waren schwarz und silbern, und sie tauchten die ganze Halle in ein geisterhaftes Licht. Earas Augen glänzten schwarz.

Chada und Mortack mühten sich ab, die steinernen Torflügel wieder in Position zu schieben, während die Kreaturen eingeschüchtert vor dem Wall aus Feuer zum Stehen kamen, nur um sich kurz darauf in die Flammen zu stürzen. Sie kreischten gepeinigt auf, als das schwarze Feuer ihnen das Fleisch von den Knochen brannte, doch sie kämpften sich langsam weiter. In ihren weißen Augen glomm ein bössartiger Wille, der nicht ihr eigener war.

Als das Tor fast geschlossen war, senkte Eara den schwarzen Schild und eilte zu ihnen zurück. „Zwerg!“, sagte sie auffordernd. Mortack nickte ernst und hatte sich durch die Torflügel gezwängt, noch ehe Chada begriff, was geschah. Von außen drückte er das Tor zu.

„Mortack!“, rief Chada, ohne zu wissen, ob er sie noch hören konnte. „Er ist auf der falschen Seite!“, keuchte sie zu Eara.

„Nein. Er ist auf genau der richtigen Seite“, erwiderte Eara kühl. „Du hast Mralla gehört. Das Tor lässt sich nur von beiden Seiten zugleich verschließen.“ Sie ließ den Feuerschild fallen und drückte mit ihrer unheimlichen schwarzen Hand aufs Zentrum des silbernen Sterns. Ein leises Klacken ertönte und Eara nahm ihre Hand wieder fort.

Mit weiten Augen starrte Chada das Tor an. „Du hast das geplant“, wisperte sie. „*Schließt das Tor.* Dir war die ganze Zeit klar, dass es sich nur von beiden Seiten verschließen lässt!“

„Mir, und dem Zwerg auch.“ Eara hob den Feuerschild auf und blickte den dunklen Gang hinunter. Es wäre stockduster gewesen, hätten sich nicht die Leuchtrunen ihrer Gefährten genähert. Anscheinend war ihnen aufgefallen, dass drei aus ihrer Truppe fehlten. *Einer für immer.*

„Du kennst nicht einmal seinen Namen“, murmelte Chada. Schwer atmend starrte sie das Tor an. Am liebsten hätte sie es aufgestoßen, doch es war ja verschlossen, und wenn noch jemand von der anderen Seite dagegen drückte, so wäre es gewiss nicht mehr Mortack. „Du kanntest seinen Namen nicht, und doch hast du ihn einfach geopfert.“

„Er war die naheliegende Wahl. Wir beide sind nützlicher gegen den Ewigen Rat.“ Eara bedachte das Sternentor mit einem letzten Blick und wandte sich dann ab. „Komm jetzt, Chada“, sagte sie ruhig. „Je länger wir hier warten, desto mehr Leben bringt der Rat in Gefahr.“

Chada schüttelte schwach den Kopf und folgte ihr. *Was ist nur aus dir geworden, alte Freundin?* Sie wusste, wie Eara antworten würde, und die Antwort gefiel ihr nicht. *Was nötig ist.*

Später Vormittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazhar

Mralla hob die faltige Hand und ihre kleine Gruppe hielt an. „Es ist jetzt nicht mehr weit bis zur Ratshalle“, sprach die Runenmeisterin gedämpft. „Lasst alles hier liegen, was euch behindern könnte.“

Sie machten kurz Rast zwischen den zertrümmerten Säulen und schattigen Erkern Krahazhars. Sie waren jetzt mitten im ehemaligen Zwergenreich, doch die einstmalen stolzen Hallen waren nichts mehr als Ruinen. Die Fresken an den Wänden waren mutwillig zerkratzt, die Statuen gestürzt, die Schatzkammern geplündert. All diese Zerstörung lag bereits Jahrhunderte zurück, und mit den Jahren hatte sich ein schwermütiger Frieden über diese Hallen gelegt. Jetzt war es still hier unten bis auf ihre eigenen Schritte.

Chada vergewisserte sich, dass Audax gut gespannt war, kontrollierte die grünlichen Pfeile in ihrem Köcher und überprüfte, ob ihre Dolche geschärft und griffbereit waren. Sie strich mit dem Daumen über Mhares Amulett um ihren Hals, berührte den Sternenschild auf ihrem Rücken und nahm die blau schimmernde Truhe mit. Dann rief sie Thorn zu sich.

„Ich möchte, dass du die Krone nimmst“, flüsterte sie nach einem kurzen Blick zu den anderen, die alle außer Hörweite waren.

„Warum?“, fragte Thorn sichtbar verblüfft.

„Weil die Kreaturen wussten, dass Drukil das Herz der Geburt hatte. Die Frucht wurde nur gerettet, weil stattdessen du sie trugst.“

„Jetzt hat Drukil sie wieder.“

Chada zuckte mit den Schultern. „Sie ist nutzlos, wir haben es oft genug versucht. Allein an dieser Krone hängt unser Erfolg. Nimm sie, und zerstöre sie, wenn die Zeit reif ist. Alle sollen denken, dass ich sie habe. Besonders Ken Dorr.“

Thorn nickte ernst, nahm die goldene Krone behutsam entgegen und drapierte sie in einem unscheinbaren Lederbeutel am Gürtel, der auch ein Trinkschlauch mit Wasser hätte sein können.

„Bist du bereit?“, fragte er dann.

Chada ballte die Fäuste. „Wir warten schon so lange auf den Tag, an dem alles zu Ende geht. Heute ist dieser Tag gekommen! Ja, ich bin bereit. Bereit, dem Schwarzen Herold und dem Ewigen Rat ein Ende zu machen!“

Sie kehrten zurück zu den anderen. Mralla malte jedem von ihnen eine Rune auf die Stirn, und plötzlich wurde es still. Ihr Atem, ihre Schritte und das Rasseln der Kettenhemden verstummte. Einzig zu sprechen war ihnen noch möglich, doch ihre Stimmen waren aller Nebenklänge beraubt und hörten sich merkwürdig fremd an.

„Müssen wir den Plan noch einmal durchgehen?“, fragte General Tarkun.

Brolaf schnaubte, was lustig aussah, weil sein Gesicht sich verzog, ohne dass ein Laut bei ihnen ankam. „Möglichst leise rein, alle zum Herold rennen, ablenken, was immer er uns in den Weg ruft, und sobald jemand nahe genug ist, um sich sein Herz zu schnappen, zerstört Chada die Krone. Einfach“, murrte Brolaf mit finsterer Miene.

Chada nickte und ergänzte: „Ken Dorr, du bleibst hinten ...“

„... und hältst dich im Schatten“, vervollständigte der Dieb den Satz. Falls er ahnte, dass er auch deshalb nicht mit nach vorne eilen sollte, weil Chada es nicht riskieren wollte, dass das Herz des Todes ausgerechnet ihm in die Hände fiel, zeigte er sich nicht beleidigt. Ernst fügte er hinzu: „Und wenn es nicht anders geht, dann offenbare ich mich und versuche, den Herold abzulenken.“

Chada blinzelte. Das war nicht Teil des Plans gewesen. „Wenn er herausfindet, dass du ihn verraten hast, wird er dich binnen eines Herzschlags auslöschen.“

Ken lächelte gequält. „Und vielleicht ist genau das der Herzschlag, der Euch fehlt.“ Er seufzte. „Lasst es einfach nicht so weit kommen.“

Chada schluckte. *Dein Plan wird sich erfüllen und du wirst qualvoll daran zugrunde gehen.* Sie schloss kurz die Augen und schüttelte den Kopf. Nein! Sie hatte sich entschlossen, sich nicht von diesen Ankündigungen leiten zu lassen!

„Gut. Gehen wir. Ab jetzt kein Wort mehr“, befahl Chada.

Mralla löschte alle Leuchtrunen bis auf eine einzige, mit der sie voranschritt und sie an verbogenen Türen und eingestürzten Seitengängen vorbeiführte, über Trümmer und Geröll, ohne dabei einmal Unsicherheit zu zeigen. Sie erweckte stets den Anschein, genau zu wissen, welchen Weg sie gehen musste.

Schließlich dimmte Mralla auch ihre letzte Leuchtrune. Ein fahles blaues Licht erleuchtete den letzten Teil des Weges. Blau glühende Schlieren zogen sich durch die Luft und bewegten sich langsam und geisterhaft wie hauchfeine Stoffbahnen im Wasser. Die Luft war eiskalt und durchseucht mit einem schwer zu beschreibenden Gefühl des Grauens. Chada kannte dieses Gefühl. Sie kannte dieses fahle blaue Glühen. Es war die Dunkle Hexerei der Krahder. Es war die Krankheit, die den Schwarzen Baum erfüllt hatte. Es war das Herz des Todes. Sie waren nicht mehr fern.

Der reich verzierte Gang, den sie durchquerten, endete an einem offenen Tor. Sie hielten sich eng an der Wand, bis sie nicht mehr weiter konnten, ohne ihre Deckung zu verlassen. Chada musterte ihre Begleiter ein letztes Mal. Der dicke Brolaf mit seiner üblichen mürrischen Miene, Axt und Horn in den Händen. Die alte Mralla, die eine schmale Metallscheibe hielt und sie in der Hand drehte. Ramanda, die Stille, die als einzige keine Schweigerune auf der Stirn trug und von der Chada trotzdem nicht einmal Atemgeräusche hörte, während sie scheinbar gelassen wartete. General Tarkun, der unruhig sein Kurzschwert fester griff und aufmerksam jedes Detail des Ganges in sich aufzunehmen schien. Drukil, der ihren Blick mit seltsam traurigen Augen erwiderte. Ken Dorr, um dessen Lippen sein übliches schwer zu deutendes Lächeln spielte. Eara, die ihren dunklen Stab und den Feuerschild bereithielt und mit ihren kalten Augen erwartungsvoll zum Torbogen blickte. Und Thorn, mit gezogenem Schwert, den Sturmschild in der Hand, mit ernsten blauen Augen, in die etwas wie ein Lächeln trat, als ihre Blicke sich trafen. Chada sah seine Zweifel ebenso deutlich wie ihre eigenen. Gleichzeitig holten sie Luft und die Zweifel verschwanden. Die Sorgen um die Zukunft, die Chada so lange gequält hatten, lösten sich auf, denn diese Zukunft, der sie so lange entgegengesehen hatte, war *jetzt*. Sie zog einen Pfeil aus dem Köcher und deutete damit in einem stillen Kommando auf den Torbogen, und gleichzeitig verließen sie ihre Deckung und traten lautlos aus den Schatten. Hinein ins tote Herz eines untergegangenen Reiches, das sich nun weit vor ihnen öffnete.

Chada stockte der Atem. Vor ihnen erstreckte sich eine gigantische halbkreisförmige Halle, von geisterhaftem blauen Licht ohne klare Quelle in ein dämmriges Halbdunkel getaucht. Steinerner, halbkreisförmige Sitzreihen, teilweise halb zerborsten, fielen in Stufen zu einer Art Bühne am unteren Ende des Saales hin ab. Jeder einzelne der vielen hundert Sitze war ausgerichtet auf ein unscheinbares Rednerpult aus Stein. Dahinter lag, in vollkommener Reglosigkeit, ein zusammengerollter Drache mit zerknickten Flügeln und rissigen Schuppen, die jeden Glanz verloren hatten und sich nicht vom dunklen Stein der Halle unterschieden. Jede Ähnlichkeit zum ehrfurchtgebietenden Tarok mit seinen blutrot leuchtenden Augen und dem glutheißen Körper war verschwunden. Hinter dem Drachen wurde die Wand der Halle auf ganzer Länge von einer glatten Dunkelheit bedeckt, wie ein blinder, schwarzer Spiegel, der sich langsam kräuselte.

Und sie wurden erwartet. Zwischen den Sitzreihen erhoben sich Dutzende Kreaturen, Gors, Skrale und sogar einige Trolle, die ihnen aus hungrigen weißen Augen entgegenstarrten. Die versammelte Schwarze Kogge hatte es sich auf den Sitzen bequem gemacht. Chada erspähte Meres, den Hexer, den hochgewachsenen Thogger und Kapitän Callem, mit Varatans Helm der Macht auf dem Schädel und seinem böartigen Raubvogel auf der Schulter. Auch ihr eigenes Ebenbild saß dort, den Kopf genau so auf den Ellenbogen gestützt, wie auch Chada ihn manchmal hielt. Unter der hohen Decke brodelte unheilverkündend eine Wolke aus Dunkler Magie. Und in der Mitte der Halle, über dem Rednerpult, vor dem reglosen Drachen, schwebte eine dunkle Gestalt mit gezackter Maske, von fahlem blauem Licht umspielt, die ihnen aus nadelspitzen weißen Augen entgegensah.

„Endlich!“, sprach der Schwarze Herold feierlich. Seine tiefe Stimme erhob sich zu kaum mehr als einem Flüstern, doch der gewölbte Stein der Halle leitete das Wort klar verständlich bis zu ihnen. „Willkommen, meine teuren Feinde. Ich warte schon so lange auf euch! Endlich seid ihr angekommen, Helden von Andor! Und Ken Dorr...“

Seine Stimme nahm einen feindseligen Klang an, und für einen Moment fürchtete Chada, dass auch ihr Plan eines letzten verzweifelten Ablenkungsmanövers schon jetzt vereitelt war. Doch die Wahrheit war, wie üblich, noch viel schlimmer.

„... warum hat das so lange gedauert?“, beendete der Herold seinen Satz.

Chada fuhr herum. Der Dieb, der sich eben noch knapp hinter ihnen befunden hatte, hatte einige Schritte Abstand zwischen sich und den Rest der Gruppe gebracht.

„Übervorsichtige Zwerge, die jeden Gang einzeln auf Kreaturen kontrollieren müssen, bevor sie ihn betreten“, stöhnte er. „Die Helden sind hier, wie versprochen. Darauf kommt es doch an.“

Chada betrachtete kurz den Dieb, seine kalten grauen Augen, sein geheimnisvolles Lächeln, und sie fühlte keinen Zorn, nur eine merkwürdige Ruhe. Irgendein Teil von ihr hatte immer gewusst, dass Ken Dorr sie eines Tages hintergehen würde. Auf eine merkwürdige Art und Weise schenkte es Chada Zuversicht, diese Gewissheit bestätigt zu sehen und den unvermeidlichen Verrat hinter sich zu haben. Ab jetzt brauchte sie keine Augen mehr im Rücken, sondern konnte sich ganz auf den Weg vor ihr konzentrieren.

„Du hast recht, Dieb. Sie sind hier, und nur das zählt“, antwortete der Schwarze Herold getragen. Die Kreaturen, die Schwarze Kogge, die falschen Helden, Varkur unter der Decke, sie alle schienen nur noch auf den Befehl zum Angriff zu warten.

„Euer verzweifelter Plan ist gescheitert, Helden von Andor!“, verkündete der Schwarze Herold triumphierend. „Ihr seid meiner Gnade ausgeliefert! Und ihr werdet feststellen, dass ich keine habe.“

Chada war dankbar für jeden Herzschlag, mit dem sie sich auf die neue Situation einstellen konnte. Ihre Gedanken rasten. Der Schwarze Herold befand sich hinter einer erdrückenden Übermacht, doch er war noch immer nicht unerreichbar. Wenn es auch nur einem von ihnen gelang, bis zum Geist vorzustoßen, dann könnten sie die Krone zerstören und das Herz des Todes in Besitz nehmen. Und danach... darum würden sie sich kümmern, wenn es so weit war. Erst einmal musste der Herold fallen.

„Was, keine trotzigsten Kommentare?“, lachte der Schwarze Herold. „Keine stolze Rede, dass ihr nicht aufgeben werdet, egal wie hoffnungslos die Lage scheint? Dass ihr für alles kämpft, wofür es sich zu kämpfen lohnt? Dass ihr weiterkämpft, auch wenn euer lächerlicher Plan gescheitert ist? Wo bleiben eure pathetischen Worte?“

Aus dem Augenwinkel sah Chada, wie die anderen ihre Waffen hoben und ihr fragende Blicke zuwarfen. Sie alle hatten verstanden, dass Ken Dorrs Verrat nichts änderte. Ihr alter Plan mochte nahezu unmöglich erscheinen, doch er war der einzige, den sie hatten.

Chada nickte kurz und legte den Pfeil auf die Sehne. „Die Zeit der Worte ist vorbei!“, rief sie kühl. Der Pfeil traf einen Gor zwischen die Augen und der Kampf begann.

Thorn stürmte vorneweg, mit erhobenem Schwert und einem Schrei auf den Lippen. Der Sturmschild in seiner Hand glühte schwach, ein brausender Wind zerrte an seinem Umhang und trieb ihn schneller vorwärts, als mit Muskelkraft allein möglich gewesen wäre. General Tarkun und Brolaf folgten dem Krieger, bereit, ihm den Rücken zu decken. Eara sammelte ihre Schatten um sich und erhob sich als dunkler Nebelschweif vom Boden. Drukil blieb hinten, vielleicht um mit dem Bruderschild aus der Entfernung Kraft zu spenden, vielleicht um sich um Ken Dorr zu kümmern. Ramanda, die Stille, die Chada eben erst neben sich gesehen hatte, war plötzlich wie vom Erdboden verschluckt. Mralla drehte mit schnellen Bewegungen ihre Runenscheibe, ihre Augen begannen vielfarbig zu glühen und bunt leuchtende Runen stiegen langsam aus dem Boden. Und Chada legte einen weiteren Pfeil

auf die Sehne, um auf alles zu schießen, was Thorn und seinen beiden zwergischen Begleitern zu nahe kam.

„Endlich!“, brüllte der Schwarze Herold. Seine Stimme donnerte tief und klar durch die ganze Halle. „Ich warte schon so lange auf diesen Tag! Den Tag, an dem die Helden von Andor nach ihren ungezählten Siegen schließlich doch unterliegen! Schnappt sie euch!“

Ein grauenhaftes schrilles Kreischen ließ die Halle erzittern und die Dunkle Magie von der Decke der Halle stürzte sich in die Tiefe. Hoch über den Sitzreihen stießen Varkur und Eara aufeinander, und ein lautloser Kampf entbrannte, von dem Chada nur wild zuckende Schlieren aus tintenschwarzem Nebel sah, und manchmal schwarz-silbernes Feuer, das für wenige Herzschläge mitten in der Luft aufflammte und die ganze Halle in zuckendes Licht hüllte.

Darunter stellten sich Thorn, Tarkun und Brolaf die ersten Gegner in den Weg. Dutzende Kreaturen versperrten ihnen den Weg, die Chada mit Pfeilen eindeckte. Doch es waren nicht nur Kreaturen. Eine junge Frau mit leerem Blick, in der braunen Robe einer hadrischen Zauberin, trieb Brolaf mit den Schlägen ihres Stabes zur Seite. Grünes Feuer flammte aus dem Fels und zwang Thorn und Tarkun zu Umwegen. Thogger, der Tarendruide, rief etwas abseits des Kampfes mit erhobenem Stab und donnernder Stimme die Geister an, und eisige Winde, in denen Chada gequälte Fratzen ausmachen konnte, kämpften gegen die Macht des Sturmschildes. Ein Pfeil der falschen Chada traf Tarkun in den Oberschenkel und ließ ihn zurückfallen. Ein einhändiger Pirat schwang kampflustig den grün glühenden Hammer der Stärke und zerschmetterte beiläufig einen der Steinsitze, ehe Chada ihn erschoss. Und dann stellte sich Thorn auch noch ein breitschultriger Krieger im blauen Umhang in den Weg, auf den zu schießen Chada nicht übers Herz brachte. Über allem klang das finstere Gelächter des Schwarzen Heroldes, der sich nicht die Mühe machte, einzugreifen.

Thorn, Brolaf und Tarkun waren vollends umzingelt, kurz nachdem sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten. Die Kreaturen drängten sich immer dichter um sie, so dass Chada es aufgab, sie alle erschießen zu wollen.

Sie ließ ihren Bogen sinken, zog den Sternenschild von ihrem Rücken und legte ihn an. Ein leises, metallisches Summen ertönte, und reine Hoffnung erfüllte Chada. Sie stellte sich vor, wie Thorn an allen seinen Gegnern vorbei zum Schwarzen Herold gelangte, die Krone zerschmetterte und das Herz des Todes an sich nahm. Das Summen nahm zu.

Ob der Sternenschild tatsächlich seinen Anteil daran hatte, würde Chada nie erfahren, doch in diesem Moment brach plötzlich Thogger zusammen. Ein klaffender Schnitt prangte in seinem Hals, und kurz sah Chada noch eine kleine, schwarz gewandete Gestalt im Halbdunkel verschwinden. Die Windgeister, die eben noch gegen die Kraft des Sturmschildes angekämpft hatten, heulten laut und stießen wahllos auf alles nieder, was sich in ihrer Nähe befand, wodurch sie Dutzende Kreaturen zu Boden warfen. Zum gleichen Zeitpunkt wurde die Zauberin, die gegen Brolaf kämpfte, von Strängen aus weißen Runen umschlungen und zu Boden gezogen. Vor dem Herold der Schildzwerges tat sich eine Lücke auf, die der rundliche Zwerg sofort nutzte, um mit hastigen Schritten zwischen den Sitzreihen zu verschwinden. Dem Schwarzen Herold kam er dadurch nicht näher, doch das war auch gar nicht sein Ziel. Chada konnte Brolaf nicht mehr sehen, doch es erscholl eine schnelle Folge von Hornstößen, die mühelos die soeben anklingende düstere Flötenmelodie übertönte. Die Kreaturen heulten auf und ließen von Thorn und Tarkun ab, um sich stattdessen auf Brolaf zu stürzen. General Tarkun lenkte den falschen Thorn ab, der echte streckte die Faust aus, eine plötzliche Windböe streckte ein perfektes Ebenbild von Orfen

nieder und plötzlich war der Weg zum Schwarzen Herold beinahe frei. Nur noch Callem stand im Weg, und auch um den finsternen Kapitän schoben sich bereits weiß glühende Runen aus dem Boden und legten sich um seine Handgelenke. Für einen kurzen Moment schien es, als könnte Thorn es schaffen.

Dann erloschen die Runen plötzlich. Chada sah noch, wie Callem sein Schwert hochriss. Die Augenschlitze seines dunklen Helms glühten hellgelb auf und der Kapitän korrigierte die Bewegung und versetzte Thorn eine tiefe Wunde am Bein, knapp unter dem Rand des Sturmschildes.

Ein leises Keuchen ertönte hinter ihr. Chada fuhr herum und sah Mralla, der langsam ihre Runenscheibe entglitt. Die dünne Metallscheibe fiel scheppernd zu Boden und in der ganzen Halle erloschen leuchtende Runen. Aus ihrer Brust ragte die Spitze eines Schwertes, das Mralla nur verwundert ansah, ehe sie ganz zusammenbrach.

Chada wich zurück und starrte Drukil aus aufgerissenen Augen an. Der Hautwandler zog sein blutiges Schwert aus der Leiche der Runenmeisterin und bedachte sie mit einem traurigen Blick.

„Drukil!“, keuchte sie. „Was...?“ Sie riss den Sternenschild hoch, um einen Schlag zu parieren. „Was tust du?“, schrie sie. „Drukil, ich bin es! Chada! Deine Freundin!“

Plötzlich fühlte sie etwas Spitzes an ihrem Nacken. Ein leises Kichern ertönte, und dann sagte eine hohe, kalte Stimme spöttisch: „Soso, seine Freundin willst du also sein.“ Starr wartete Chada auf einen tödlichen Stoß, doch stattdessen schob sich der Dolch nur an ihre Kehle und verharrte dort. „Du bist eine lausige Freundin, weißt du das?“, fragte Ken Dorr seelenruhig. „Außerstande, deine sogenannten Freunde von bloßen Kopien zu unterscheiden.“

Chada keuchte und sah den Mann an, der wie Drukil aussah. „Nein!“, hauchte sie.

„Ein bisschen mehr Freude, Chada“, kicherte Ken Dorr. „Drukil hat das Leben bekommen, das er sich schon so lange gewünscht hat. Und der hier ist gar kein so schlechter Ersatz, oder? Und jetzt lass den Sternenschild fallen, oder deinen hübschen Hals ziert ein rotes Lächeln.“

Chada schluckte, und die Klinge von Ken Dorrs Schlangendolch bohrte sich dabei schmerzhaft in ihren Hals. Widerstrebend lockerte sie ihren Griff. Laut fiel der Schild zu Boden. „Warum tötest du mich nicht?“, presste sie hervor.

„Weil wir einander helfen können, Chada“, flüsterte Ken Dorr. „Du weißt Dinge, von denen der Herold nicht erfahren sollte. In unser beider Interesse.“

Ein Schmerzensschrei erklang. Chada wandte den Kopf, so weit sie es konnte, und sah Thorn, der sich hektisch gegen Callem zur Wehr setzte. Mehrere unterschiedlich tiefe Schnitte zerteilten sein blaues Gewand, den Sturmschild hatte er verloren. Callem hingegen war unverletzt, zumindest körperlich. Sein Mund war zu einer zornigen Grimasse verzerrt, mehr war von seinem Gesicht unter dem Helm der Macht nicht auszumachen. Mit weiten Schlägen hieb er auf Thorn ein, vor jedem von Thorns Gegenangriffen leuchteten die gelben Augen seines Helms kurz auf.

Plötzlich erscholl das Kreischen eines Vogels. *Rooooaa!* Hilflös musste Chada mitansehen, wie Callems tückischer Raubvogel irgendwo zwischen den Sitzreihen hinabstieß. Als er wieder in ihr Sichtfeld glitt, trug er ein goldverziertes Horn zwischen seinen Krallen. Brolafs Hornstöße waren verstummt, und die Kreaturen in der ganzen Halle keiften böseartig.

Ein weiterer Schrei ertönte, nicht von einem Vogel, sondern von einem Zwerg. Chada erhaschte einen Blick auf General Tarkun, dessen Kettenhemd vom Schwert des falschen Orfen durchstoßen worden war. Höchstens Mhares Amulett hätte diese Wunde vielleicht noch heilen können, doch das hing nutzlos um ihren Hals.

Ein Hornstoß erklang, und kurz hatte Chada die Hoffnung, Brolaf hätte sein Horn irgendwie zurückerlangt. Doch die Tonhöhe passte nicht, und im nächsten Augenblick sah sie auch schon den großen Mann mit Pferdeschwanz, der ein silbernes Horn an den Lippen hielt und mit der freien Hand irgendwo in die Dunkelheit am Rand der Bühne deutete. Ein grünlich schimmernder Pfeil folgte seinem Zeichen. Erst, als er nicht vom Stein abprallte, sondern stecken blieb, bemerkte Chada die stille Ramanda, die wohl versucht hatte, sich dem Herold von der Seite zu nähern. Ohne den aufmerksamen Piraten wäre es ihr wahrscheinlich gelungen, doch jetzt brach sie lautlos zusammen.

„Aufmerksamkeit, Chada“, forderte Ken Dorr leise. „Wir waren doch gerade so nett im Gespräch.“

Chada holte zitternd Luft und widmete sich wieder den beiden Problemen direkt vor ihr. „Was willst du von mir, Ken Dorr!“, zischte sie, während sie verzweifelt überlegte, wie sie sich befreien konnte.

„Die Krone zum Beispiel. Nicht, dass du noch auf dumme Gedanken kommst.“ Er schnalzte leise mit der Zunge. „Drukil, nimm sie Chada ab. Sie dürfte in dem Beutel da an ihrem Gürtel sein.“

Der falsche Drukil öffnete wie befohlen den Beutel, sah lange hinein und stellte dann fest: „Er ist leer.“

Ken Dorr kniff die grauen Augen zusammen. „Interessant. Wem hast du sie gegeben, Chada? Eara vielleicht? Oder doch eher Thorn?“ Irgendeine Reaktion musste sie verraten haben, denn der Dieb hob den Blick und betrachtete den Krieger, der sich mit hektischen Paraden gegen Callem verteidigte. Gegenangriffe führte er keine mehr.

Chada beschloss, es darauf ankommen zu lassen. Sie ließ sich nach hinten fallen, das Gefühl der Dolchschneide an ihrer Kehle verschwand.

Sie hörte Ken Dorr fluchen, dann fiel sie hart zu Boden. Drukils Stiefel traf sie hart in die Brust, doch es gelang ihr, die Hand auszustrecken und den Sternenschild zu berühren. Augenblicklich leuchtete das Metall blendend hell auf, so dass Ken Dorr und Drukil schützend die Arme vor ihre Augen rissen. Chada hingegen fühlte sich durch das Licht gestärkt.

Sie rutschte zurück, rappelte sich auf und rannte in die Halle, den Sternenschild noch immer in der Hand. „Hinterher!“, konnte sie Ken Dorrs Stimme in ihrem Rücken hören.

Was Chada tat, war Wahnsinn. Sie hatte nur noch zwei mickrige Dolche als Waffen dabei, und die noch nicht einmal gezogen. Die halbe Mannschaft der Schwarzen Kogge, die falschen Helden und Unmengen von Kreaturen standen zwischen ihr und dem Schwarzen Herold. Sie würde ihn nicht erreichen können.

Und doch rannte sie weiter. Der Sternenschild erfüllte sie mit Hoffnung und erlaubte kein Aufgeben. Selbst die schrillen Flötentöne, die jetzt wieder einsetzten, konnten ihren Willen nicht brechen. Sie umrundete ein krummes Männchen und stieß nebenbei noch seinen Kessel um. Ein Skral stellte sich ihr in den Weg und wurde in schwarze Flammen gehüllt, bevor er sie angreifen konnte. Chada schickte einen stummen Dank hoch zu Eara und schlüpfte zwischen den Beinen eines Trolls hindurch, der sich in der Folge nur mit seiner Keule auf die eigenen Zehen haute und laut aufheulte.

Doch auch die Macht des Sternenschildes war nicht unbegrenzt. Sie war schon fast bei Thorn angekommen, als ein Ring aus grünem Feuer sich um sie legte und sie einschloss. Chada hob den Blick und konnte Meres zwischen den Sitzreihen sehen, der sie unbewegt aus seinen dunklen Augen ansah. Eine kleine, runde Gestalt stürzte sich mit gezogener Axt auf ihn, doch noch bevor Brolaf den Hexer erreichte, hatte ein Skral den Zwerg in den Rücken getroffen und ihm eine fürchterliche Wunde gerissen.

Chada sah Meres flehend an. Der Hexer legte den Kopf schief, ein rotes Flackern huschte durch seine Augen. Die grünen Flammen zogen sich enger.

Chada hob den Sternenschild und schloss die Augen. Sie wusste selbst nicht, was sie sich jetzt noch erhoffte. Sie wusste nicht, wie dieser Tag noch ein gutes Ende nehmen sollte. Und dennoch erfüllte sie nichts als tiefe, grundlose Hoffnung. Vielleicht war dies der letzte Segen, den der Sternenschild noch leisten konnte. Hoffnung spenden, selbst wenn sie vergeblich war.

Sie schlug die Augen wieder auf. Ob sie es wagen sollte, durch das grüne Feuer zu springen? Mit dem Sternenschild in der Hand schien alles möglich.

Sie kam nicht dazu, ihren Gedanken umzusetzen. Plötzlich teilte sich das Feuer vor ihr. Nein, ein Schatten glitt durch die Flammen, von einem fahlen blauen Licht umzüngelt. Mit angehaltenem Atem sah Chada einer schwarzen, gezackten Maske entgegen, in der sich das grüne Feuer spiegelte.

„Ich musste so lange warten“, rief der Schwarze Herold. „So vieles opfern. Solchen Schmerz durchleiden. Doch es hat sich gelohnt. All die qualvollen Jahre haben sich gelohnt für diesen einen Augenblick! Für den Moment, in dem ich euch endlich beim Scheitern zusehen kann!“

Der Geist glitt aus den Flammen und senkte seine Maske, bis sie kaum noch eine Handbreit vor Chadas Gesicht schwebte. „Aber jetzt habe ich mich lange genug mit der Rolle des Zuschauers begnügt“, flüsterte er. „Sieh mich an! Ich will in deine Augen sehen, wenn selbst dein unverwüstlicher Wille zerbricht.“

Chada umklammerte den Sternenschild und sandte all ihre Kraft hinein. Aus dem Augenwinkel sah sie über das grüne Feuer hinweg, wie das gelbe Leuchten aus Callems Helm flackerte und für einen Moment erlosch. Blind tastete der Kapitän umher, und Thorn wich einige Schritte zurück. Die Kreaturen, die dem Zweikampf aus sicherer Entfernung zugesehen hatten, sprangen auf, doch sie waren noch weit weg.

„Also?“, raunte der Schwarze Herold düster. „Was sollen deine letzten Worte sein, bevor die Schreie kommen?“

„Thorn!“, rief sie über das Feuer.

Der Schwarze Herold lachte finster. „Rührend.“

Chada holte tief Luft und schrie noch lauter: „Jetzt!“

Die nadelspitzen weißen Augen des Herolds blitzten auf. Er fuhr herum, gerade noch rechtzeitig, um ebenfalls zu sehen, wie Thorn weit mit dem Schwert ausholte. Vor ihm auf dem Boden lag, golden schimmernd, die Rietgraskrone.

Durch das grüne Feuer sah Chada die Kreaturen, die zu weit weg waren, um Thorn rechtzeitig zu erreichen. Sie sah den großen roten Vogel, der kreischend angefliegen kam, die Krallen in Richtung der Krone ausgestreckt, und der doch nicht schneller war als Thorns Schwert. Sie sah schwarze Flammen unter den finsternen Wolken der Dunklen Magie brennen, die den unterirdischen Himmel in silbernes Licht tauchten. Sie sah Thorns blaue

Augen, die nicht auf die Krone gerichtet waren, sondern auf Chada, voll von Liebe und Entschlossenheit.

„Nein!“, brüllte der Schwarze Herold. Er streckte unendlich langsam die durchscheinende Hand aus, und Thorn erstrahlte in einem fahlen, blauen Licht. Doch auch der Herold war zu langsam. Mit einem Klang wie von einem Glockenschlag traf das Schwert die gewundenen Zacken der Rietgraskrone, und eine solche Kraft lag in dem Hieb, dass die Klinge das Gold glatt durchschlug und noch eine Kerbe im Boden hinterließ. Im nächsten Moment zerstob Thorns Körper zu feiner Asche, die lautlos auf die beiden Hälften der Rietgraskrone rieselte.

Der Schwarze Herold heulte auf. Er wogte zurück, und mit Tränen in den Augen folgte Chada ihm, bereit, das Herz des Todes zu nehmen. Blaues Licht durchwirkte das grüne Feuer, und dann erstarb der Schrei des Schwarzen Herolds. Seine gezackte Maske senkte sich, und seine weißen Augen starrten die zerstörte Krone an.

„Wie ... ist das möglich?“, hauchte seine dunkle Stimme. „Ich bin noch immer hier! Meine Quelle ist zerstört, und doch bin ich hier!“

Chada wankte von Grauen gepackt zurück. Der Sternenschild entglitt ihren kraftlosen Fingern. Fassungslos starrte sie den Schwarzen Herold an.

„Die Macht des Todes!“, schrie der Geist ehrfürchtig. „Sie muss noch größer sein, als ich je für möglich gehalten hätte!“

Er fixierte Chada. Seine Maske offenbarte keinerlei Gefühl. „Schon zum zweiten Mal hat diese Welt versucht, mich aus ihr zu vertreiben!“, flüsterte er. „Jetzt gehört sie mir!“

Kälte durchströmte Chada, blaues Licht umtanzte ihren Körper. Die zerschlagene Rietgraskrone war das Letzte, was sie sah.



X – Feuer und Turm

Sonnenhoch, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

„Die Macht des Todes! Sie muss noch größer sein, als ich je für möglich gehalten hätte!“, scholl die tiefe Stimme des Schwarzen Herolds durch die riesige Halle. Eara schlug einen Angriff Varkurs zurück und senkte vorsichtig den Blick. Weit unten sah sie das Unmögliche: Die Rietgraskrone war in zwei Stücke gehackt, doch der Schwarze Herold verschwand nicht. Er beugte sich zu Chada herab und flüsterte etwas, dann verschwand auch die Bogenschützin in fahlem, blauem Licht und hinterließ nur trockene graue Asche.

Ein Wirbel aus Dunkler Magie näherte sich ihr, und sie beschwor eilig einen schwarzen Schutzwall. Ihre Schulter hatte längst aufgehört zu brennen. Sie fühlte nichts mehr darin, denn die Dunkle Magie hatte sie zur Gänze verschlungen und kroch bereits an ihrem Hals empor. Eara konnte sich keine Rücksichtnahme erlauben. Nicht heute. Nicht jetzt.

Sie ließ ihren Blick über die Halle schweifen. Von Thorn und Chada war nur noch Staub übrig. Von den drei Zwergenkriegern verblutete einer an seinem aufgeschlitzten Rücken, die beiden anderen waren durch Schwert und Pfeil gefällt worden. Mralla, die Runenlegerin, lag mit durchbohrter Brust im Eingang der Halle und von Drukil schien sie keine Hilfe erwarten zu können. Eara war allein. Es hing einzig an ihr, das Blatt noch zu wenden. Sie hüllte ihren Geist in kühle Ruhe, zwang die Stimme der Schwäche nieder, die vor Trauer und Furcht zu keinem klaren Gedanken mehr fähig war, und analysierte ruhig ihre Situation.

Der Plan war gescheitert. Aus irgendeinem Grund war der Schwarze Herold noch immer hier. Vielleicht war es die Macht des Herzens, wie er selbst zu glauben schien. Vielleicht hatten die Drei Schwestern gelogen. Vielleicht war es einfach nicht ausreichend, die Krone nur zu zerteilen.

Der letzte Gedanke war der, den sie am einfachsten überprüfen konnte. Sie ließ sich fallen und lenkte ihren Fall mit Dunkler Magie. Varkur kreischte schrill auf und folgte ihr, da hatte sie bereits sanft vor dem Schwarzen Herold den Boden berührt. Sie hätte den Geist schon lange erreichen können, doch sie hatte es nicht gewagt, ihm gegenüberzutreten. Nachdem sie das Herz der Geburt beinahe zerstört hatte, misstraute sie ihrer Dunklen Magie. Jetzt jedoch gab es keine andere Möglichkeit mehr, und die berauschende Macht des Feuerschildes brannte in ihren Adern und raubte ihr jede Zurückhaltung.

Sie hüllte sich in einen Mantel aus schwarzen Flammen und weitete den Einfluss des Feuerschildes immer weiter aus. Die Kreaturen und falschen Helden wichen zurück, selbst Varkur wagte es nicht, sich ihr zu nähern. Einzig der Schwarze Herold schwebte unbeeindruckt inmitten der silbernen Flammen und musterte sie kühl. Eara konzentrierte die Hitze in einen schmalen Bereich neben dem Schwarzen Herold, wo noch immer die beiden Hälften der Rietgraskrone lagen. Das Gold verbog sich und zerschmolz zu einer flachen Pfütze, die im rissigen Boden versickerte. Doch der Herold lachte nur finster.

„Meine Macht ist größer als der Tod, Eara! Größer als alles, was je dagewesen ist! Die Fesseln, die mich an die Rietgraskrone banden, sind durchtrennt! Nichts kann mich jetzt mehr aufhalten!“

Eine Welle des Zorns durchfuhr Eara. Das schwarze Feuer loderte hoch um sie auf. Es gelang ihr nur unter großer Anstrengung, das Gefühl zu überwinden und zur nüchternen Ruhe zurückzufinden. *Größer als alles, was je dagewesen ist!* Sie hob den Blick und sah sich um, bis sie am Rand der Halle Drukil erspähte, der neben Ken Dorr stand und verloren auf Mrallas Leiche sah. Der Schwarze Herold hatte recht, seine Macht war zu groß. Sie brauchte eine Waffe, die seiner ebenbürtig war. Sie brauchte das Herz der Geburt. Sie musste noch einmal versuchen, die Macht des Anbeginns zu unterwerfen.

In Dunkle Magie gehüllt stob sie wieder nach oben und schüttelte Varkur ab. Eine Pfeil traf sie, eine Faust voll grünem Feuer und schrille Flötentöne, doch alles prallte ab an ihrem Schild aus Dunkler Magie. In Schatten gehüllt sank sie vor Drukil nieder, stieß Ken Dorr einfach beiseite und riss den Hautwandler zu sich heran. Schlieren aus Finsternis wanden sich um seinen Körper und Hals, hinderten ihn am Atmen ebenso wie am Schreien, und rissen den gepolsterten Beutel von seinem Gürtel. Eara ließ den Feuerschild fallen und suchte mit ihrer gesunden Hand die tote Frucht, bis ihre Finger verschrumpeltes Holz berührten. Sie konnte Varkurs Dunkle Magie um sich tosen spüren, doch es war egal. Sie schloss die Augen, bereit, alle Schutzwälle zu durchbrechen, die sie daran hinderten, das Herz der Geburt zu verwenden. Doch sie fand keine Schutzwälle. Sie fand keine gewaltige Macht. Alles, was sie von dem toten Stück Holz in ihrer Hand spürte, war der Nachhall von großer magischer Energie, die vielleicht vor langer Zeit darin gelegen haben mochte, und die heute nur eine große Leere zurückgelassen hatte.

Eara keuchte. Der Beutel mit der Frucht darin entglitt ihren Fingern. Ihre Schatten lösten sich auf und ließen einen hustenden Drukil zu Boden fallen. Zitternd stützte sie sich auf ihren Stab und suchte verzweifelt nach einem Weg, alles noch zum Guten zu kehren. Sie fand keinen mehr.

Eine fremde Dunkelheit legte sich um sie. Eara wob einen Schild aus Schatten und hielt Varkurs Dunkle Magie auf Abstand. Der Dunkle Magier ließ sich nicht auf ein neues Kräftemessen ein, sondern belauerte sie nur, und auch Eara griff nicht an, sondern versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Sie nahm am Rande wahr, wie die Kreaturen und die Piraten der Schwarzen Kogge sich langsam um die beiden Magier sammelten, ohne dass sie einzugreifen wagten.

„Varkur!“, donnerte der Schwarze Herold. Langsam sank er aus der Dunkelheit nieder, die gezackte Maske stolz erhoben. „Worauf wartest du noch? Du weißt, was zu tun ist!“

„*Sie ist ... so stark!*“, kreischte Varkur schrill. „*Ich wusste das nicht. Ich dachte, sie wäre wie die anderen. Ich wusste nicht, wie tief die Dunkelheit sich in ihr eingenistet hat! Ich ... ich will das nicht. Nicht so viel!*“

„Varkur...“, meinte der Herold gefährlich leise. „Stelle meine Geduld nicht auf die Probe.“ Er hob die Faust und blaues Licht glomm schwach zwischen den Schwaden der Dunklen Magie. „Du hast es nicht geschafft, den Jungen aufzuspüren. Das hier ist deine letzte Chance, dich zu beweisen!“

„*Ihr versteht das nicht! Bitte, tut mir das nicht an!*“, bettelte Varkur. Seine unmenschliche Stimme war erfüllt von tiefer Qual. „*Ich konnte nicht ahnen, was ich Euch versprach! Das hier dürfte nicht möglich sein! Sie hat innerhalb weniger Jahre mehr Dunkle Magie angesammelt, als ich in Jahrzehnten!*“

Eara griff ihren Stab fester. Langsam kamen ihre Gedanken zur Ruhe. „Ich bin in die Unterwelt Hadrias hinabgestiegen und machte mir die Dunkelheit zum Sklaven“, sprach sie fest. „Meine Macht übertrifft selbst die deine, Varkur.“

Sie wusste nicht, ob das stimmte. Was sie wusste, war, dass Varkur aus irgendwelchen Gründen Angst davor hatte, sie weiter zu bekämpfen. Und diese Angst war so groß, dass er dem Schwarzen Herold widersprach. Vielleicht würde es ihr gelingen, ihn so sehr einzuschüchtern, dass der Schwarze Herold ihn tatsächlich einfach tötete und ihr damit die Arbeit abnahm. Was danach kam, musste sie dann sehen.

„*Ihr habt es gehört!*“, kreischte Varkur. „*Ich kann nicht...*“

Die schmalen weißen Augen des Herolds blitzten auf. „Vergiss nicht, was auf dem Spiel steht, Varkur!“, drohte er. Seine Faust erglühte in fahlem Blau und kurz glaubte Eara, er würde Varkur tatsächlich einfach so auslöschen. Doch dann erkannte sie einen kleinen Knochen, der über seiner Hand schwebte. „Ein Leben für ein Leben. Ich habe ein fast vergessenes Grab für dich aufgesucht. Tu es nicht für mich.“ Der Herold verstellte seine Stimme und säuselte leise: „Tu es für deine unschuldige kleine Schwester! Tu es für deine Nika!“

Varkur kreischte gepeinigt auf. Sein Schrei schnitt wie Klingen in Earas Trommelfelle und brachte die Halle zum Erbeben. Dann stürzte er sich auf sie.

Eara warf ihm ihre eigene Dunkelheit entgegen. Fäden aus Dunkler Magie umwanden einander und rangen sich gegenseitig zu Boden. Schwarzer Nebel wallte auf und riss sich selbst in Stücke. Ein lautloses Ringen hatte begonnen. Varkurs böartiger, gepeinigter Wille umgab sie und warf sich gegen ihre Verteidigung. Wie ein wildes Tier stürmte er auf sie ein und riss an ihren Mauern. Eara warf ihm alle Dunkelheit entgegen, die sie aufbringen konnte, und sie konnte sich mühelos behaupten. Doch dann spürte sie eine kleine, stille Leere, die sich in ihr auszubreiten begann. Ohne, dass sie den Grund dafür verstand, begannen ihre Mauern zu bröckeln. Ihr schwarzer Stab fiel klappernd zu Boden, der Arm aus Dunkler Magie, der ihn gehalten hatte, verlor langsam an Substanz. Die Finger verdampften zu gestaltlosem Nebel, der unaufhaltsam in Varkurs Dunkelheit hineingesogen wurde. Eara hielt inne. Jetzt erst spürte sie, dass ihre Macht nach und nach aus ihr herausfloss wie schwarzes Gift aus einem löchrigen Krug, und wie zugleich Varkurs dunkler Zauber immer größer wurde. Jetzt erst bemerkte sie die Haken, die Varkur in ihre schwarzen Mauern geschlagen hatte, um sie sich einzuverleiben.

Sofort kehrte Eara ihre Bemühungen um. Anstatt ihm einen Wall aus Dunkler Magie entgegenzuwerfen, zog sie alle Finsternis zu sich zurück. Sie und die Dunkelheit waren eins. Sie riss an den schwarzen Ketten, in die sie sich gehüllt hatte, und langsam begann die Dunkle Magie zu ihr zurückzufließen. Varkur heulte auf. Anstatt sich gegenseitig zu bestürmen, zerrten sie nun an ihrer Macht wie an einem schwarzen Seil. Ein stummes Kräftemessen. Und Eara spürte, wie sie nach und nach mehr von ihrer Dunkelheit

zurückgewann. Wie sie die Macht, die sie Varkur so leichtfertig entgegengeworfen hatte, Stück für Stück wieder an sich riss. Der Krug füllte sich wieder. Weiter und weiter, bis schließlich mehr Gift darin angesammelt war, als Eara jemals besessen hatte. Ihr Arm aus Schatten hatte längst wieder Gestalt angenommen. Und sie erkannte, dass nun sie es war, die Varkur aussaugte. Sie verstand noch immer nicht, wie das möglich war, doch die Dunkelheit kam in begierigen Wellen zu ihr gerollt. Sie spürte Varkurs Zorn, seinen Hass, seine Verzweiflung – und dann, unter all dem, einen sehnlichen Wunsch, den Eara niemals für möglich gehalten hätte. Den Wunsch nach Erlösung. Den Wunsch, frei zu sein von der Dunkelheit. Nur noch die Ruine eines Menschen war von Varkur geblieben, und was in dieser Ruine hauste, war zutiefst zerrissen. Varkur widersetzte sich ihr mit aller Macht, und zugleich wünschte er sich nichts sehnlicher, als dass sie diesen Kampf gewann.

Und Eara verharrte. Sie spürte all die Macht, die vor ihr lag, und die sie sich nur greifen musste. Vielleicht sogar genug, um gegen den Schwarzen Herold zu bestehen? Sie wusste es nicht, aber sie musste es probieren! Doch zugleich wehrte sich etwas in ihr dagegen.

Selbst der machthungrige Varkur hat erkannt, wozu die Dunkle Magie ihn macht. Kannst du all die Dunkelheit wirklich wollen?

Es war die Stimme der Schwäche. Eara erkannte sie sofort und versuchte, sich von ihr zu bereinigen, doch es wollte ihr nicht gelingen. Hinter der Schwäche stand eine stählerne Kraft, der sie sich kaum widersetzen konnte. Der sie sich vielleicht gar nicht widersetzen wollte. *Du unterdrückst mit deinen Emotionen auch alles, was deinen Zielen Bedeutung verleiht. Deinen wichtigsten Antrieb.*

Sie hatte einen Panzer aus Eis um ihr Herz gelegt. Doch dieser Panzer war brüchig und voller Risse. Etwas grub sich seinen Weg hindurch: Ein einzelner, klarer Wunsch. Nicht geboren aus der Einsicht, das Wohl der Welt zu mehren, sondern einzig aus dem, was sie selbst wollte. Sie wollte nicht zu Varkur werden. *Nie wieder!* Sie wollte diese Dunkelheit nicht. Sie wollte nicht sein wie er. Es war ein ganz und gar egoistischer Wunsch, der sich nicht scherte um den Rest der Welt, sondern einzig um sich selbst, und der gerade deswegen stärker war als alle Vernunft, die Eara ihm entgegenhielt. *Nie wieder!* Sie sah Kimbu vor sich, Koraph, Hedal, Variah, Torven, den Zwerg vom Sternentor und alle anderen, die sie kaltblütig geopfert hatte. *Nie wieder!* All die Gefühle, die sie so lange in sich eingeschlossen und niedergedrückt hatte, strömten mit einem Mal auf sie ein. *Nie wieder!*

Eara würgte. Sie fiel auf die Knie. Ihr Griff um die Dunkle Magie lockerte sich, und sie spürte, wie alle Kälte und alle Finsternis sie binnen Herzsschlägen verließ. Ihr Arm aus Dunkelheit löste sich auf, nur noch ein hässliches Loch klaffte in ihrer Schulter. Jedes Gespür für die Magie der Welt hatte sie verlassen. Ihre Macht war vergangen wie Asche im Wind. Der Panzer aus Eis zerbarst. Schluchzend kauerte Eara auf dem kalten Boden der Halle und weinte um die Freiheit, die sie gewonnen, und die Welt, die sie verloren hatte.

Ein schrilles, ohrenbetäubendes Kreischen erklang. Varkurs Dunkelheit hatte sich aufgebläht und verdüsterte die ganze Halle. Sie zuckte unregelmäßig wie ein krankes Herz. Nur langsam verklang Varkurs Schrei, und noch lange Zeit drang ein leises, gequältes Wimmern aus der Wolke Dunkler Magie.

„Gut gemacht, Varkur!“, sprach der Schwarze Herold leise. Eara spürte den böartigen Blick seiner weißen Augen auf sich ruhen. Ein kurzes blondes Haar löste sich von ihrem Schädel und schwebte langsam zum Schwarzen Herold, bis es in seinem durchscheinenden schwarzen Körper verschwand. Dann hüllte blaues Licht sie ein, schwoll kurz an ... und erlosch.

Früher Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazar

Eara fror. Ihr Mund war vollkommen ausgetrocknet. An ihrem Rücken spürte sie kalten, harten Stein. Lautes, regelmäßiges Hämmern erklang.

„Willkommen zurück in der Welt der Lebenden!“, sprach eine tiefe Stimme.

Eara schlug die Augen auf. Sie saß in der vordersten der halbkreisförmigen Sitzreihen der großen Halle. Der schlafende Tarok mit seinen Schuppen, die aussahen wie dunkler Stein, lag kaum ein Dutzend Schritte entfernt, doch sie spürte keinerlei Wärme mehr von ihm ausgehen. Hinter seiner reglosen Gestalt hämmerte eine Schar Gors mit ihren Hornklauen auf den Boden ein, brach Stücke aus dem Fels und grub einen seltsamen Gang in Form eines perfekten Achtecks senkrecht nach unten.

Eara gegenüber schwebte der Schwarze Herold und betrachtete sie voller Genugtuung. Noch immer brannten vereinzelt schwarze und silberne Flammen auf dem nackten Stein und tauchten die Halle in ein kaltes, flackerndes Licht. Auf den Sitzen neben sich sah Earas schon Chada und Thorn sitzen, beide in Ketten, und auch hinter ihr stand bereits ein Skral mit einer schweren Eisenkette in der Hand. Ihr Versuch, Widerstand zu leisten, endete mit einem brutalen Schlag, und ehe sie es sich versah, hörte sie das leise Klicken eines kleinen Schlüssels und spürte kalte, scharfkantige Kettenglieder um ihren Körper und ihren verbliebenen Arm. Ihre Versuche, sich herauszuwinden, endeten nur damit, dass die Kette sich noch enger um sie zusammenzog.

Schließlich gab sie auf und sah sich weiter um. Knapp vor ihnen, am Rand der Steinbühne, sah Earas die Taschen liegen, die sie vor Kampfbeginn abgelegt hatten, und daneben die Leichen ihrer zwergischen Begleiter. Auf den Sitzen hinter Chada und Thorn erblickte sie, ebenfalls in Ketten, einen Wolf mit schwarzem Fell und klaren grünen Augen, dahinter ihren alten Freund Orfen. Das letzte, was sie von ihm gehört hatte, war, dass Chada ihn zum Statthalter Andors ernannt hatte. Vermutlich war er mit dem Fall der Rietburg in die Hände des Ewigen Rates geraten. Kraftlos hing er in seinem Sitz, sein Blick war so leer, das Earas kurz meinte, er sei tot, bis sie seine ungleichmäßigen, pfeifenden Atemzüge hörte. Was hatte man ihm nur angetan? Sie sah ihm in die in sich gekehrten Augen und versuchte, eine mentale Verbindung aufzubauen. Doch es gelang ihr nicht. Schon der Versuch, seine Präsenz zu ertasten, scheiterte. Earas schluckte und bemühte sich um das vertraute Gefühl der Magie, doch in ihr war nichts als Leere. Selbst den gigantischen Gedankenspiegel, diesen See aus dunklem Quecksilber, der die ganze Wand jenseits des Drachen einnahm, nahm sie nicht mehr wahr. Alles, was sie ausgemacht hatte, war fort. Alle ihre Fähigkeiten. All ihre Macht. Varkur hatte ihr alles genommen.

„Ich muss gestehen, ihr habt mich beeindruckt“, sagte der Schwarze Herold, nachdem er die Helden vor sich eine Weile betrachtet hatte. „Der Plan mit der Krone war gut. Die ganze Zeit habe ich mich geweigert, euch hierher zu beschwören, weil ich fürchtete, auch den von euch zu töten, der gerade die Rietgraskrone bei sich trug. Selbst ich ahnte nicht, wie mächtig ich längst bin. Auch ich glaubte, zusammen mit der Krone zu vergehen.“ Er lachte finster. „Ja, der Plan war gut. Und sogar Ken Dorr habt ihr getäuscht, wahrlich beeindruckend.“

Der Geist drehte seine schwarze Maske und Earas folgte seinem Blick, bis sie im Zwielflicht der Halle Ken Dorr entdeckte, der weiter hinten auf einem der Steinsitze saß, mit etwas Abstand von der Schwarzen Kogge und den falschen Helden.

„Wie hätte ich ahnen sollen, was es mit der Krone auf sich hat?“, empörte sich Ken Dorr. „Sie sagten immer, sie wollten versuchen, Euch das Herz zu stehlen, wo Ihr Euch sicher fühlt. Ich ...“

„Wir reden noch darüber, Dieb!“, drohte der Herold. „Aber nicht jetzt! Ich bin mitten in meinem dramatischen Monolog!“

Ken Dorr hob die Hände. „Bitte, lasst Euch nicht unterbrechen“, meinte er spöttisch.

Der Herold fuhr fort mit den Androhungen, was er seinen alten Feinden anzutun gedachte, doch Eara versuchte, nicht allzu genau hinzuhören. Sie wollte nicht wissen, was sie und die Welt erwartete. Sie wollte nicht daran denken, dass sie versagt hatte. Im entscheidenden Moment hatte sie die Macht, die ihr vielleicht noch den Sieg gebracht hätte, von sich gewiesen. Aufgrund eines Gefühls. Sie wollte die Stimme der Schwäche verbannen und sie nie wieder hören. Doch es ging nicht. Die Stimme der Schwäche war das Einzige, was ihr noch geblieben war.

Sie lenkte sich selbst ab, indem sie Ken Dorr mit einem starren Blick bedachte. Der Dieb hatte sie verraten, doch zugleich hatte er dem Schwarzen Herold nicht von der Krone berichtet. Weshalb? Hatte er versucht, für beide Seiten zu lügen, um so auf jeden Fall als Sieger hervorzugehen? Die Helden führte er in einen Hinterhalt, damit der Schwarze Herold ihm die Lüge mit der Krone glaubte, und den Plan der Helden behielt er für sich, damit er behaupten konnte, auf ihrer Seite gestanden zu haben, falls es ihnen tatsächlich gelingen sollte, den Sieg davonzutragen? *Er spielt ein dreifaches Spiel und benutzt euch und den Ewigen Rat, um seine Ziele zu erreichen.*

Ken Dorr erwiderte ungerührt ihren Blick, ein feines Lächeln auf den Lippen. Und dann, als alle anderen Augen längst auf den Schwarzen Herold gerichtet waren, zwinkerte er kurz. Im nächsten Moment ließ er gelangweilt den Blick schweifen, als ob nichts geschehen wäre, und ließ Eara verwirrt zurück. Vielleicht hatte er einfach eine Wimper im Auge gehabt?

„Die Menschen lassen sich nicht so einfach unterwerfen!“, rief plötzlich Chadas Stimme. Eara drehte den Kopf und betrachtete sie. Die Bogenschützin saß mit hoch erhobenem Kinn in ihren Ketten, ihre grünen Augen schienen vor Zorn zu glühen. „Es werden neue Helden kommen! Sie werden vollenden, woran wir scheiterten!“ Woher sie noch die Kraft nahm, dem Herold zu widersprechen, war Eara ein Rätsel.

„Was werden sie ausrichten gegen eine Armee, für die der Tod keine Bedeutung hat?“, lachte der Schwarze Herold. „Ich freue mich schon auf diese neuen Helden! Und darauf, sie vor euren Augen zu zerquetschen!“

Er beugte seine dunkle Maske vor und musterte sie aus schmalen weißen Augen. „Ihr glaubt, diese Welt wird sich gegen mich wehren, auch ohne ihre Helden? Dann werde ich dafür sorgen, dass sie nicht ohne ihre Helden bleibt.“

Er drehte sich um. „Tarok, wie lange noch?“ Kurz wartete er auf eine Antwort, die nur er selbst hören konnte. „Callem, nimm deine Mannschaft und *unsere* Helden. Ich will, dass meine Gäste wissen, wozu der Ewige Rat fähig ist.“ Ein böses Lachen drang aus der schwarzen Maske hervor. „Was meint ihr, Helden von Andor, welchen Ort werden meine Armeen nicht einnehmen können? Cavern? Das Reich der Schildzwerge, zerstört mithilfe der Schilde, die dem Volk seinen Namen gaben? Nein, ihr würdet kaum mehr davon mitbekommen als Schreie und Rauch. Ich will, dass ihr seht, was hereinbricht! Cavern wird noch fallen, Kammer für Kammer, Gang für Gang, und ihr sollt jeden einzelnen Zwerg sterben sehen. Aber für heute dauert das zu lange. Varkur, der Blick auf Yra ist noch immer vorbereitet?“

Plötzlich erstrahlte weißes Licht. Der Gedankenspiegel, der die ganze Wand einnahm, war nicht länger dunkel, sondern leuchtete hell. Erst sah Eara nur schnell wirbelnden Schnee, dann langsam schälte sich das verzerrte Abbild einer vertrauten Insel aus dem Schneegestöber. Hohe, schwarze Türme mit verschneiten Dächern und schmalen Brücken, getaucht in graues Tageslicht. Direkt unter ihnen erhob sich ein mächtiger Turm aus dunklem Eisen, um den ein blauer Schimmer lag. Sie blickten aus großer Höhe darauf, verzerrt wie durch eine gläserne Linse. Vermutlich ließ Varkur einen Tropfen Quecksilber über der Feste schweben, den er jetzt mit dieser Halle verbunden hatte.

„Gut...“, flüsterte der Herold. „Willst du mit, Varkur? Ich weiß, wie lange du schon darauf wartest, den Eisernen Turm niederzureißen.“

„So viel Zerstörung! Welchen ... Ausgleich soll es dafür geben?“, kreischte die unmenschliche Stimme. „Geht ohne mich!“

„Wie du wünschst“, murmelte der Schwarze Herold. „Callem, ihr habt zwei Stunden!“

Der Kapitän erhob sich von seinem steinernen Sitz, zog Varatans Helm der Macht über und verneigte sich. Mit einem Schaudern erkannte Eara, dass er seinen Rundschild mit der schwarzen Schlange darauf durch den matt schimmernden Feuerschild ersetzt hatte. „Wir werden die Feste dem Erdboden gleichmachen“, versprach er. „Und danach ... könnt Ihr vielleicht...“

„Genug!“, rief der Schwarze Herold. „Was mit deinem Bruder geschieht, entscheide ich zu einem späteren Zeitpunkt. Es genügt, wenn heute einer von euch seine verlorenen Geschwister zurückerhält. Versuche, mich nicht zu enttäuschen, vielleicht werde ich dann eines Tages gnädig sein.“

Callem presste die Kiefer zusammen und nickte steif, die gelben Augen von Varatans Helm glühten kurz auf. Im nächsten Moment verschwand er mitsamt seiner ganzen Mannschaft und den falschen Helden in blauem Licht. Nur grauer Staub blieb von ihnen zurück.

Eara schluckte und betrachtete die vertrauten Umriss der Feste, die leuchtend vor ihr ausgebreitet lag. Ganz klein sah sie Gestalten in grauen Umhängen, die eilig über Brücken und Höfe hasteten und so schnell sie konnten in den geheizten Türmen Deckung suchten. Sie wünschte sich, irgendwie helfen zu können, irgendeine Warnung abzugeben. Doch ihr blieb nur, das Unglück stumm mitanzusehen.

Früher Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Westklippen, Hadria

Chada fror. Ein eisiger Wind wehte über das Deck des dunklen Schiffes. Vielleicht würde er die Furcht betäuben, und das Grauen, und es das Blut vergessen lassen. Doch Chada glaubte nicht daran. Das Grauen ließ sich nicht betäuben. Es war da, wann immer es einen Pfeil verschoss. Es würde auch heute da sein.

Fröstelnd zog Chada seinen grünen Umhang enger. Es mochte das Blut nicht. Es wollte den Frieden, den es am großen Baum gespürt hatte. Doch der große Baum war verbrannt, und Chada musste das Blut vergießen, auch wenn es nicht wollte. Mutter hatte gesagt, Chada und seine Geschwister müssten den bösen Leuten auf dem Schiff helfen, und Mutter hatte immer recht. Auch wenn ihre Stimme verstummt war.

Chada merkte, wie sein Atem schneller wurde. Es dachte zu viel ans Blut! Schnell hob es den Kopf. Es war so dunkel, vielleicht war Nacht. Vielleicht konnte es die Sterne sehen. Die

unendlich fernen Sterne, für die jedes Blut bedeutungslos war. Doch der Himmel über den schwarzen Masten war grau und leer. Keine Sonne. Aber auch keine Sterne. Wie konnte das sein?

Chada erstarrte, als es die weißen Punkte bemerkte, die langsam vom Himmel fielen. Zu tausenden schwebten sie herab, verschwanden im dunklen Wasser zwischen den Kreaturen und legten sich auf das Schiff. Chada fing einen mit der Hand auf. Es war ein kleiner Stern mit sechs Zacken, der langsam auf seiner Haut zerfloss und verschwand.

Chada holte zischend Luft. Die Sterne! Die Sterne fielen vom Himmel! Sie hingen nicht länger am Firmament! Es hatte so gerne die Sterne betrachtet. Wann immer es nachts draußen gewesen war, hatte es nach oben geschaut. Es hatte die unendlich fernen weißen Punkte betrachtet und das Blut vergessen. Sie waren das Letzte, was Chada noch Frieden geschenkt hatte, und jetzt waren sie fort! Aber ... sie waren nicht fort. Noch nicht. Chada sah ihnen zu, wie sie langsam vom Himmel fielen, sich in seinem dunklen Haar verfangen und die schwarzen Planken bedeckten, bis das Schiff aussah wie der Himmel bei Nacht. So gefiel es Chada viel besser.

Früher Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Schweigend saß Eara auf ihrem kalten Sitz. Als Thorn und Chada etwas geflüstert hatten, hatte ein Skral den gebrochenen Orfen getötet, und der Schwarze Herold hatte angedroht, ihn zurückzuholen und erneut umbringen zu lassen, wann immer sie versuchten, miteinander zu sprechen.

Ganz am Rand des verzerrten Gedankenspiegels konnte Eara sehen, wie die Schwarze Kogge an Hadrias Klippen anlegte und kleine Gestalten an Land sprangen. Sie eilten durch das Schneegeästöber in Richtung der Feste von Yra, Meereskreaturen begleiteten sie zu Land und zu Wasser.

„Seht gut hin!“, rief der Schwarze Herold triumphierend. „Der letzte Widerstand nördlich von Silberhall wird brechen! Und diesmal werdet ihr Zeuge sein! Die Rietburg, Klippenwacht, der Baum der Lieder – ich habe jeden dieser Siege beobachtet, von dort oder von hier. Aber es ist nur halb so lustig, wenn ihr nicht dabei seid. Wenn ich mir euer Grauen nur vorstellen kann, anstatt es selbst zu sehen!“

„Du lügst“, erwiderte Chada erstaunlich gefasst. „Wir wissen, was wirklich am Baum der Lieder geschehen ist.“

Der Schwarze Herold betrachtete sie lange. „Wovon sprichst du?“

„Oh, verzeiht mir, Schwarzer Herold!“, mischte sich Ken Dorr ein. Der Dieb saß noch immer auf seinem Platz und sah sich alles ruhig an. „Ich hatte ganz vergessen, Euch zu berichten, dass die Helden noch nichts von unserem Angriff auf den Baum der Lieder wissen. Ich wollte es Euch überlassen, ihnen davon zu erzählen.“

Eara versteifte sich. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Chadas Gesicht jede Farbe verlor.

Der Schwarze Herold lachte. „Wie hast du das angestellt? Sie müssen das Beben mitbekommen haben!“

Ken Dorr zuckte lächelnd mit den Schultern. „Oh, das haben sie. Und sie haben mir tatsächlich geglaubt, dass die Bewahrer ihre eigene Heimat zerstört haben. Dass unser Drukil meine Worte bestätigen konnte, dürfte dazu beigetragen haben.“

Der Herold lachte finster. „Nun, dann freut es mich ganz besonders, euch diese Botschaft zu überbringen: Meine Kreaturen haben den Baum der Lieder angegriffen und zerstört. Alle Chroniken sind verbrannt. Die Hälfte der Bewahrer ist tot, und die andere Hälfte wurde vertrieben und zieht jetzt durch Andor, um allen, die sie treffen, zu sagen: Unsere einstigen Helden sind zu unseren schlimmsten Feinden geworden. Sie haben unsere Heimat zerstört und unseren Obersten Priester getötet. Oh, und dessen Vorgänger auch.“

„Du!“, brach es aus Chada hervor. In ihren Augen glänzten Tränen. „Du wirst deinen Verrat noch bereuen, Ken Dorr!“

Der Dieb schüttelte langsam den Kopf. „Nein, Chada, das werde ich nicht. Du glaubst noch immer an die Gerechtigkeit der Welt? Daran, dass den Bösen Böses und den Guten Gutes widerfährt? Wie kannst du nach allem, was du erlebt hast, noch immer so naiv sein?“ Er lächelte traurig. „Die einzige Gerechtigkeit, die du in dieser Welt finden wirst, ist die, die wir selbst erfinden.“

Chada starrte Ken Dorr zitternd an, und kurz fürchtete Eara, sie würde dem Schwarzen Herold erzählen, dass der Dieb auch ihn belogen hatte. Doch sie tat es nicht, und im nächsten Moment fragte sich Eara, wieso sie das wirklich fürchtete? Was kümmerte es sie, ob Ken Dorr noch bestraft wurde oder nicht? Glaubte sie etwa noch daran, dass er doch heimlich auf ihrer Seite stand? Nur wegen eines Zwinkerns, das alles oder nichts bedeuten konnte? Gefühle machten dumm. Das galt auch für Hoffnung.

„Sagt mir, wie konntet ihr Ken Dorr tatsächlich vertrauen?“, fragte der Schwarze Herold höhnisch. „Weshalb hätten die Bewahrer ihren eigenen Baum zerstören sollen?“

Keiner von ihnen antwortete. Es war Ken Dorr selbst, der das Wort ergriff: „Um die Macht des Anbeginns in die tote Frucht zu übertragen. Sie wollten eine Waffe gegen Euch.“

Der Schwarze Herold keuchte. „Aber ... weder Sterblicher noch Gott ...“

„... kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen?“, beendete Ken Dorr den Satz unschuldig. „Das wussten sie nicht. Sie haben es selbst herausfinden müssen, als sie wieder und wieder vergeblich versuchten, dem Herz der Geburt irgendeine Reaktion zu entlocken.“

Der Schwarze Herold brüllte vor Lachen. Ken Dorr hingegen fügte ernst hinzu: „Ich musste den Helden Vieles offenbaren, um ihr Vertrauen zu erringen. Doch ich habe niemals mehr verraten, als nötig war.“

„Wo wir schon davon sprechen: Wo ist das Herz jetzt?“, fragte der Herold, nachdem er wieder zur Ruhe gekommen war. „Sie waren nicht so dumm es mitzubringen, oder?“

„Es müsste hier irgendwo sein“, erwiderte Ken Dorr noch immer lächelnd.

Das Gespenst richtete seinen Blick auf die Taschen, die neben den schwarz-silbernen Flammen lagen. „Wo ist es? Sagt es mir, und vielleicht werde ich den Angriff auf Yra um einen Tag verschieben. Eara, du kannst doch nicht wollen, dass dieser Ort schon heute zerstört wird.“

Eara schluckte und schwieg. Auch Chada und Thorn blieben still. Sie alle wussten, dass es zwecklos war, mit dem Schwarzen Herold zu verhandeln.

„Varkur! Durchsuche ihre Sachen!“, rief der Herold schließlich. „Ich will dieses Herz haben!“

Ein Schatten fiel auf sie. Eara holte tief Luft und bemühte sich, nicht zum Eingang der Halle zu blicken, wo Varkur sie ihrer Magie beraubt hatte. Dort hatte sie Drukil das Herz der Geburt abgenommen. Wenn der Herold es nicht gefunden hatte, dann lag es wahrscheinlich noch immer dort.

Sie blinzelte und sah starr auf die leuchtende Wand und das Bild Yras dahinter. Betrachtete die dunklen Türme, die Zauberer, die sich soeben kampfbereit aufstellten – und die Angreifer, die in diesem Moment über Mjölñirs Brücke kamen.

Früher Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Südlich der Feste von Yra, Hadria

Chada rannte an der Spitze der Kreaturen über die geschwungene weiße Brücke. Die gefallen Sterne lagen knöcheltief und ließen den Boden rutschig werden. Es sollte vorne laufen, denn alle sollten es sehen. Alle sollten denken, dass es die andere Chada war. Die echte Chada. Die Heldin.

Chada fröstelte. Eine Kälte lag in der Luft, die auch die Anstrengung nicht vertreiben konnte. Das Blut der Zukunft.

Auf der anderen Seite der Brücke erhoben sich bedrohlich graue Türme in den sternenlosen Himmel, und ganz oben, am höchsten Ort der Insel, ragte zwischen den gefallen Sternen ein dunkler Turm wie eine schwarze Säule empor.

Am Rand der Brücke hatten sich Menschen in grauen Umhängen versammelt. An manchen Ärmeln war ein braunes oder schwarzes Band zu sehen. Sie alle hielten Stäbe aus Holz, manche leuchteten, auf einem brannte ein Feuer. Chada spürte ein Zittern in sich. Diese Menschen erinnerten es an die entsetzliche dunkle Frau. Die Heldin, die sich nicht wie eine Heldin anfühlte.

Chada hob das Zupfding, da fiel ihm auf, dass der Faden, nein, die Sehne, fehlte. Es hatte sie einfach vergessen. Doch ... stimmte das wirklich? Nur vergessen? Oder hatte Chada absichtlich nicht daran gedacht, um erst später mit dem Töten anzufangen? Um das Blut nicht zu sehen?

Im Laufen steckte Chada die Hand in einen Beutel und tastete nach einer Sehne. Seine Finger berührten den Heißstein und das seltsame glänzende Viereck mit den Mustern darauf. Sonst nichts.

Angst und Erleichterung und schlechtes Gewissen durchfluteten es. Callem würde furchtbar böse sein, und es würde Mutter enttäuschen, aber zugleich war es so unendlich froh, dem Blut wenigstens für eine Weile zu entkommen. Dann spürte es an seinen Fingerspitzen eine dünne, aufgerollte Schnur. Und während es weiter zu den grauen Gestalten rannte, schluchzte Chada leise.

Früher Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazar

Die ersten Kreaturen stürzten sich auf die kleinen Gestalten an der Brücke und wurden zurückgeschlagen. Die Zauberer machten sich die Enge der Brücke zunutze und bekämpften die Angreifer, bevor sie alle zugleich kommen konnten. Eara konnte Feuerschein sehen, und Zauber, die von den Spitzen der Fingertürme geschleudert wurden. Eine ganze Reihe Nerax wurde durch einen heftigen Windstoß von der Brücke ins Meer geweht. Ein gewisser Stolz mischte sich unter Earas beklemmende Sorge, als sie sah, wie gut die Zauberer zusammenarbeiteten. Es gab keine zwei Orden mehr, nur noch Zauberer, die für ihre Heimat kämpften. Sie ließen keine Kreatur über die Brücke kommen, und auch die Meerestrolche und Arrogs, die versuchten, an anderen Stellen an Land zu gehen, wurden zurückgeschlagen.

Obwohl Eara wusste, dass ein Sieg gegen eine Armee, die jeden Tag von den Toten zurückkehrte, auf Dauer nicht möglich wäre, schöpfte sie fast etwas wie Hoffnung.

Dann plötzlich sprang eine Gestalt zwischen die Zauberer, hob etwas über den Kopf, und im nächsten Moment brachen schwarze und silberne Flammen hervor, heißer als Drachenfeuer. Das dunkle Feuer verbrannte die nächsten Zauberer zu Asche, wer weiter weg stand, wich zurück. Die Reihe der Verteidiger bröckelte und zerbrach. Kreaturen, Piraten und die falschen Helden stürmten in die Feste von Yra und zwischen allen Türmen entbrannten Kämpfe.

„Ich war lange in der Winterburg“, sagte plötzlich der Schwarze Herold leise. Seine tiefe Stimme war voller Schadensfreude. „Ich habe das Leid gesehen, dass der Bleiche König und seine toten Diener ihren Gefangenen angetan haben. Entsetzliche Folter, nur dazu da, ihren Willen zu brechen. Ich habe lange davon geträumt, dass euch Ähnliches angetan würde. Und doch – all diese heiseren Schreie waren leer. Es lag nichts darin als der bloße Schmerz des Augenblicks. Doch unter den Gefangenen gab es auch andere. Sie wehrten sich. Sie glaubten noch an etwas. Sie hatten noch Hoffnung, wenn nicht für sich, dann für die, die nicht mit ihnen verschleppt worden waren. Sie ließen sich nur brechen, wenn sie diese Hoffnung verloren. Doch wenn das geschah... Ihre Schreie waren voller Verzweiflung.“

Eara starrte schweigend auf das große leuchtende Bild Yras. Sie sah einen Zauberer, der von einer Arrog verschlungen wurde. Einen anderen, der in Callems schwarzem Feuer verging. Einen, der plötzlich von heulenden Winden vom Dach eines Turms gerissen wurde. Sie war froh, dass die Gestalten zu klein waren, um sie zu erkennen.

„Damals habe ich verstanden“, fuhr der Schwarze Herold leise fort. „Alle Qual, die Folterwerkzeuge bringen können, reicht nicht. Das ist bloß stumpfer Schmerz. Jedes noch so dumme Tier kann ihn fühlen. Für die Helden von Andor brauchte es etwas ... Auserleseneres. Ihr werdet den Rest der Ewigkeit damit verbringen, zuzusehen, wie wir diese Welt in Dunkelheit tauchen – und ihr werdet wissen, dass das allein eure Schuld ist. Dass die Menschen und Zwerge und Agren und Taren und was es sonst noch geben mag nur deshalb leiden müssen, weil sie euch wichtig sind. Weil es euch weh tut, sie so zu sehen.“

Ein Arrog sank sterbend zurück ins Meer. Meerestrolche lagen erschlagen im Schatten der Türme. Immer mehr Nerax wurden zurückgedrängt und wichen langsam zur Weißen Brücke zurück. Die Piraten der Schwarzen Kogge ließen sich nicht so deutlich ausmachen, doch auch sie schienen langsam zu verlieren. Der Schwarze Herold wandte seine gezackte Maske, hob die dunkle Faust, und ein fahles blaues Glühen erleuchtete kurz die Halle und überstrahlte das Flackern der schwarzen Flammen. Eara fühlte keinerlei Wärme mehr.

Auch über die Feste von Yra legte sich ein blaues Licht, im nächsten Moment verschwanden die Leichen der Meereskreaturen, die letzten Kämpfe verstummten, und dann erschienen alle Feinde neu. Sie tauchten an unterschiedlichen Orten in der ganzen Feste auf, mitten zwischen den Zauberern. Wenn Eara sich nicht täuschte, dann waren es mehr Kreaturen als eben noch. Auch Gors und Skrale waren darunter, obwohl sie mit der Kälte nur schlecht zurechtkamen. Eara konnte die Schreie selbst durch den Gedankenspiegel weit oberhalb der Feste hören.

„Sie alle sterben nur euretwegen“, lachte der Schwarze Herold. „Löst euch von ihnen, vergesst alles Leid der Welt, alle Ungerechtigkeit, alles, was euch an sie bindet, alles, was euch einst ausgemacht hat! In dem Moment, wo sie jeden Wert für euch verloren haben, verlieren sie auch jeden Wert für mich. Doch ich weiß, dass ihr das nicht könnt. Ihr könnt nicht aufhören, Helden zu sein. Ihr könnt sie nicht vergessen. Und wenn ihr es versucht, so

wird es immer nur für sie geschehen und genau deshalb unmöglich sein. Ein herrlicher, grauenhafter Kreislauf!“

Eara bemerkte, dass ihre Robe an der linken Seite feucht war. Ein Blick verriet ihr genug. Blut quoll aus den vielen kleinen Löchern an den Überresten ihrer Schulter. Die Fraßgänge der Dunklen Magie schmerzten nicht, doch sie waren trotz allem unzählige kleine Wunden, zu viele, um noch zuzuwachsen. Übelkeit stieg in Eara auf, und sie wandte den Blick ab. *Was ist nur von mir geblieben?*

Sie würde ausbluten wie ein Schwein. Vielleicht ein paar Stunden gab sie sich noch. Doch natürlich wäre ihr Tod nur vorübergehend. Der Schwarze Herold würde sie nicht so einfach davonkommen lassen.

„Ken Dorr!“, rief der Herold. „Komm her.“

Der Dieb gehorchte sofort. „Was wünscht Ihr?“, fragte er ehrerbietig.

„Ich bespreche mich mit Tarok, und Varkur sucht noch immer nach dem Herzen. Also wirst du auf die Helden aufpassen.“ Ein silberner Schlüssel löste sich aus seinem dunklen Körper und fiel in Ken Dorrs Hand. „Achte gut darauf, Dieb. Und wenn sie irgendetwas tun, was dir nicht passt, dann schlägst du diesem Wolf den Kopf ab.“

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und schwebte zu Tarok. Ken Dorr setzte sich auf einen der Sitze neben den gefangenen Helden und musterte sie nachdenklich. Auf seinen Lippen lag ein Lächeln, das Eara nicht gefiel.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Großer Hof in der Feste von Yra, Hadria

Eine Frau mit leuchtendem Stock wich den schnappenden Scheren eines Gehörnten Stinkers aus. Die Piraten nannten sie Meerestrolche, aber Chada fand den eigenen Namen besser. Sie waren gehörnt und sie stanken nach faulen Algen.

Die Frau schrie etwas, und der Gehörnte Stinker drehte sich plötzlich um und schnappte einfach ins Leere, als stünde die Frau ganz woanders. Chada war nicht mehr überrascht. Es hatte diese Menschen mit Stöcken die seltsamsten Dinge tun sehen. Vielleicht hatten sie auch die Sterne vom Himmel geholt?

Die Frau wandte sich zu Chada um und hob den Stab. Es wartete nicht länger und griff nach einem Pfeil. Es sah nicht hin, doch es konnte fühlen, dass die Röhre mit den Pfeilen noch immer zur Hälfte gefüllt war. Noch so viele! Es erschoss die Frau. Ihr Blut färbte die gefallenen Sterne rot. Überall war Blut. Überall lagen die grauen Menschen, ihre Augen starrten blicklos in den sternenlosen Himmel. Das Blut versiegte nicht, und der Schmerz war nicht vergessen.

Chada musste würgen. Es taumelte um eine Ecke, um dem Blut zu entgehen. Doch selbst hier blieb es nicht verschont. Eine alte Frau kauerte an der Wand, mit einer riesigen Wunde im Bauch, ihr Stock war ihr aus der Hand gerutscht. Neben ihr lagen drei niedergestreckte Fischmenschen, ihre gezackten Schwerter mussten die Wunde geschlagen haben. Chada wusste, was Schwerter waren. Thorn hatte es erklärt. Chada merkte sich, was es erklärt bekam. Auch wenn es keine Schwerter mochte.

Die Alte keuchte und sah langsam auf. Ihr eines Auge wurde von einem Stück Stoff bedeckt, das andere blinzelte schwach. „Chada!“, flüsterte sie. „Du bist hier? Dann kann auch Eara nicht weit sein. Ihr müsst Yra retten!“

Chada wimmerte leise. Es umklammerte das Zupfding fester und zögerte. Kurz lauschte es, doch es hörte nur den heulenden Wind und die Schreie. Keine Münze auf hartem Stein. Keinen Klang der Entscheidung. Was also war es, das es zögern ließ? Es wusste es, noch bevor es die Frage zu Ende gedacht hatte. Diese Frau war schon todgeweiht. Chada wollte ihr nicht auch noch die letzten Momente rauben. Es wollte nicht mehr Blut vergießen, als es musste. Auch Callem und Mutter konnten Chada dafür nicht böse sein. Jetzt zu schießen wäre nichts als Pfeilverschwendung...

Und da, plötzlich, hatte es eine Idee. Es sollte so viele erschießen wie es konnte. Aber wenn es keine Pfeile mehr hatte, konnte es niemanden mehr erschießen! Wenn es also versuchte, nur die zu erschießen, die ohnehin sterben würden, dann müssten insgesamt weniger sterben. Es hätte Mutters Wunsch gehorcht, und zugleich kaum jemanden wirklich umgebracht. Aber das hieß...

„Ihr müsst den Eisernen Turm bewahren! Ihr könnt ...“

Das Auge der Alten sprach von Schmerz, aber auch von einer Wärme, die es nicht verdiente. Und von Hoffnung. Chada sah, wie die Hoffnung zerbrach, als es das Zupfding hob. Es sah einen anklagenden Blick, und Furcht. Schon wieder Furcht. „Es ist nicht die Chada, die du kennst“, schluchzte es. „Es muss das hier tun.“

Chada schoss genau ins Auge. Zerschoss die Furcht. Doch es wusste, dass es den anklagenden Blick nicht vergessen würde.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

„Es ist nicht hier!“, kreischte Varkur. Die Dunkelheit wogte unruhig über den Taschen und senkte sich langsam über die drei Gefangenen. „Wo ist es? Habt ihr es noch bei euch?“ Die Schatten legten sich auf Earas Haut und bedeckte auch ihre Schulter. Wehmut ergriff Eara angesichts des allzu vertrauten Gefühls der Finsternis. Doch zugleich erinnerte sie sich der Kälte und der Verderbnis. Wenn es nicht ausgerechnet unter diesen Umständen geschehen wäre, vielleicht hätte sie sich sogar darüber gefreut, ihre Macht verloren zu haben.

„Was ist das?“, fragte Varkurs schrille Stimme. Etwas riss sich von Chadas Gürtel, ein Beutel, aus dem eine kleine silberne Truhe fiel. Eara wusste, dass sie aus reinem Arkanum bestand, früher hatte schon allein ihre Nähe Eara Unwohlsein bereitet. Jetzt spürte sie nichts mehr.

„Nein! Nicht!“, hauchte Eara schnell. Sie spürte echte Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung über ihren gescheiterten Plan, über die Unbesiegbarkeit des Ewigen Rates und das Unglück in Yra. Sie musste ihre Gefühle nicht spielen. Und Varkur verstand sie genau so, wie er es sollte. Gierig stürzten sich seine Schatten auf das Arkanum und verdampften zischend, sobald sie es berührten. Dennoch zweifelte Eara nicht daran, dass er einen Weg finden würde, die Truhe zu öffnen. Und dann...

Eine Truhe aus Arkanum, gefüllt mit der Essenz aller drei Mächte. Sie mag euch einst gegen den Dunklen Magier helfen. Doch öffnet sie nur, wenn die Lage aussichtslos scheint.

„Ausnahmsweise muss ich Eara zustimmen“, sagte Ken Dorr leise. „Ihr solltet diese Truhe nicht öffnen.“

Varkur verharrte. „Du auch? Aber weshalb...?“

„Du suchst immer noch das Herz? Ich an deiner Stelle würde es dort vorne probieren“, meine Ken Dorr. Gelangweilt deutete der Dieb zum Eingang der Halle. „Drukil hatte das Herz zuletzt, dann hat Eara es ihm abgenommen. Wahrscheinlich liegt es immer noch da.“

Varkurs Schatten fielen schlaff und reglos herab. „*Warum sagst du das erst jetzt? Warum nicht vorhin schon, als der Schwarze Herold gefragt hat?*“

„Weil der Schwarze Herold gefragt hat“, lächelte Ken Dorr. „Ihr solltet es zuerst erhalten, Varkur. Vielleicht könnt Ihr etwas damit anfangen.“

„*Was ... was hast du davon?*“

Ken Dorr kicherte leise und fasste sich abwesend an den kleinen Edelstein in seiner Stirn. „Ich habe Euch doch das Herz der Geburt versprochen, zum Dank für Eure Hilfe gegen die Mächte des Meeres?“

Varkur zischte und flog eilig davon. Die Truhe fiel vor Eara Füßen zu Boden.

„Was sollte das?“, zischte Eara zornig.

Ken Dorr runzelte die kahle Stirn. „Was, das? Dass ich Varkur das Herz gezeigt habe? Dass ich ihn davon abgehalten habe, die Truhe zu öffnen? Oder dass ich euch verraten habe?“ Er zuckte beiläufig mit den Achseln. „Alles nichts Persönliches.“

Eara schluckte die Worte herunter, die ihr zuerst einfielen. So ruhig sie es vermochte, fragte sie: „Ich frage mich, was der Schwarze Herold wohl tut, wenn er von diesem Gespräch erfährt? Oder davon, was du über die Rietgraskrone wusstest?“

„Ich frage mich, was Ihr davon hättet, ausgerechnet Eurem ärgsten Feind mehr Informationen an die Hand zu geben?“, erwiderte Ken Dorr mit zusammengekniffenen grauen Augen.

„Mir reicht dein Gesicht, du mieser ...“, brach es aus Chada hervor. Thorn redete beruhigend auf sie ein, also ergänzte Eara: „Du hast doch hoffentlich nicht mein Versprechen vergessen?“

„Ihr seid fast so schlimm wie er, wisst ihr das eigentlich?“, meinte Ken Dorr mit einem genervten Blick in Richtung Herold. „Hört zu, ich habe euch die Chance gelassen, den Herold mit der Krone zu besiegen. Ihr könntet ruhig ein bisschen Dankbarkeit zeigen.“

„Es war dir egal, wer gewinnt? Und das sollen wir glauben?“, fragte Eara.

„Aber nein“, lachte Ken Dorr. „Ihr sollt glauben, dass ich heimlich noch immer auf eurer Seite stehe und nur auf den richtigen Moment warte.“

Er hob beiläufig den Schlüssel, den der Schwarze Herold ihm gegeben hatte, und kurz meinte Eara, er würde sie tatsächlich befreien. Doch stattdessen ließ er den Schlüssel wieder sinken und sprach kalt: „Dann lasst ihr mich nämlich mit euren leeren Drohungen in Ruhe.“

Eara verspannte sich, als Zorn sie durchfuhr. Es war schon so lange her, seit sie etwas gefühlt hatte, ohne dagegen anzukämpfen. Die scharfen Ketten gruben sich in ihre zerstörte Schulter, und sie musste scharf Luft holen, als der Schmerz sich schließlich doch zu Wort meldete. „Was willst du, Ken Dorr?“, zischte sie.

Der Dieb betrachtete sie. In seinen Zügen zeigte sich etwas wie Wehmut, doch Eara hatte gelernt, den Gefühlen, die er sie sehen ließ, kein Vertrauen zu schenken.

„Was auch ihr wollt, Helden von Andor: Endlich Frieden.“ Ken Dorr hob einen Finger an die Lippen. „Und jetzt still, bevor ihr mir auf die Nerven geht. Ihr wollt schließlich nichts tun, was mir nicht passt. Sonst müsste ich euren armen Königswolf einen Kopf kürzer machen, und das wäre solch eine Verschwendung.“

Aus dem Augenwinkel sah Eara, wie Chada zitternd Luft holte. Im nächsten Moment scholl ein zorniges, unmenschliches Kreischen durch die Halle. Selbst das andauernde

Hämmern der Kreaturen, die ihr Loch in den Boden schlugen, wurde übertönt. Eara wandte den Kopf.

Varkurs Dunkelheit verbarg den ganzen Eingang. Er musste das Herz gefunden haben. Ausgerechnet das Herz, das Kenvilar ihnen gegeben hatte. *Versprecht, dass ihr niemals zulassen werdet, dass der Dunkle Magier einen der Bäume in seinen Besitz bekommt.* Mit Schrecken dachte Eara daran zurück, was beinahe geschehen war, als sie versucht hatte, die Macht des Herzens anzuzapfen. Und Varkur hatte sich deutlich schlechter unter Kontrolle als sie...

Doch ihre Sorge erwies sich als unbegründet. Varkur stob auf, noch immer zornig kreischend, und ließ sich vor Ken Dorr niedersinken. „*Es geht nicht! Ich habe es gefunden, und ich spüre ... nichts!*“

„Weder Sterblicher noch Gott kann die volle Macht eines einzelnen Herzens nutzen“, sagte Ken Dorr getragen. Er hatte wieder sein schwer zu lesendes Lächeln aufgesetzt. „Es scheint, Ihr seid noch immer eines von beidem.“

Varkurs Schrei hallte laut durch die Halle und schmerzte in Earas Ohren. Selbst Ken Dorr verzog das Gesicht. Nur der Schwarze Herold schwebte mit gesenkter Maske vor dem erstarrten Tarok und regte sich fast genau so wenig wie der Drache selbst. Was auch immer die beiden zu besprechen hatten – Eara war sich sicher, dass es nichts Gutes war.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Großer Hof in der Feste von Yra, Hadria

Chada stand nicht weit vom Fuße des großen Metallturmes und beobachtete Kapitän Callem, der wie eine lebende Flamme zwischen den Zauberern kämpfte und furchtbare Vernichtung anrichtete. Flammen umhüllten seinen Körper, schwarz und silbern, und die Augen seines dunklen Helmes leuchteten hell. Chada hatte Angst vor ihm.

Es erschoss einen der grauen Menschen, der sich brennend auf dem Boden wälzte, und einen weiteren, der nur noch stöhnend da lag. Dann kniff es die Augen zusammen, beobachtete Callems Bewegungen. Er schlug einem Mann den Stock aus der Hand und holte weit aus. Chada schoss. Der Pfeil traf den Mann in die Stirn, und Callems Schwert durchbohrte nur noch eine Leiche.

Irritiert blickte Callem sich um. Seine Augen waren nicht zu sehen, sondern von diesem seltsamen Helm bedeckt, aber trotzdem wusste Chada, dass er es erblickt hatte. Er schüttelte leicht den Kopf, dann drehte er sich wieder um.

Chada zitterte. Vielleicht war es besser, woanders nach Sterbenden zu suchen...

Plötzlich hörte es einen zornigen Schrei. „Für Hadria!“ Ein junger Mann kam aus dem Eingang des dunklen, blau schimmernden Turmes gelaufen. Er schwang ein brennendes Schwert, das mit jedem Schlag eine der geschuppten Kreaturen zu Boden schickte. Seltsamerweise hatte Chada mit den Kreaturen viel weniger Mitleid als mit all den Männern und Frauen mit Stöcken. Doch da ertönte ein lauter Schrei. Rooaaaaa! Etwas schoss aus dem Himmel, kaum mehr als ein roter Schatten, schwebte elegant zwischen den fallenden Sternen, und riss dem Mann mitten im Kampf das brennende Schwert aus der Hand. Der versuchte, danach zu greifen, aber wurde jetzt von den Kreaturen zu Boden gerissen. Chada erschoss auch ihn.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Eara beobachtete mit schmerzhaft klopfendem Herzen das Bild an der Wand. Der Kampf um Yra war verloren, das sah sie auch von hier aus. Noch immer wurde an vielen Orten gekämpft, doch es war ein ungleicher Kampf. Wo immer sie hinsah, die Zauberer schienen in der Unterzahl zu sein. Selbst vor dem Eisernen Turm standen schon die Kreaturen und starrten das dunkle Metall hoch, auch wenn sie hier noch auf den größten Widerstand stießen.

Plötzlich erscholl ein finsternes Lachen. Der Schwarze Herold hatte seine Besprechung mit Tarok beendet und schwebte über dem Loch, das die Kreaturen in den Boden der Halle geschlagen hatten. Die Gors und Skrale kletterten soeben daraus hervor und stellten sich in einem lockeren Kreis darum auf. Und dann hörte Eara es. Noch immer ertönte ein gedämpftes Hämmern, doch es kam aus den Tiefen der Erde. Etwas grub sich seinen Weg hoch zu ihnen. Die ganze Halle begann zu zittern. Selbst Varkur und Ken Dorr hatten ihre Aufmerksamkeit auf das Loch gerichtet. Jetzt wäre die Gelegenheit, um sich zu befreien. Doch Eara wusste nicht, wie. Ihr blieb nur, ebenfalls das Schauspiel zu beobachten.

Ein trockenes Knirschen drang aus dem achteckigen Loch, gefolgt von lauten Schlägen und dem Keifen von Kreaturen. Sofort strömten übermächtige Gefühle auf Eara ein, die sie keuchen ließen, obwohl es nicht ihre eigenen waren: Angst und Schmerz, Trauer und Verzweiflung. Dann, langsam, kletterten erneut Gestalten hervor. Gors, Skrale, Wardraks, Gorlots. Doch es waren auch Kreaturen darunter, die Eara nie gesehen hatte. Sie hatten Schuppen in schwarz, und rot. Kleine, gelb-weiße Augen, mit denen sie sich langsam blinzeln in der Halle umsahen. Entschieden zu viele Stacheln, Zähne und Krallen. Manche der Kreaturen waren nicht größer als große Eidechsen, andere überragten selbst Trolle. Die meisten liefen auf zwei oder vier Beinen, doch aus dem Loch kamen auch flatternde schwarze Biester mit Köpfen ähnlich zu Wardraks, die sich wie reptilienartige Fledermäuse an die Decke hängten. Eara sah auch schlängenähnliche rote Wesen mit vier Flügeln und ganz ohne Beine, die unruhig oberhalb der Sitzreihen ihre Kreise zogen. Eine ganze Armee kletterte aus der Tiefe hervor und verteilte sich zwischen den Sitzreihen. Und jede einzelne der Kreaturen verneigte sich kurz vor Tarok. Der Drache lag noch immer reglos zusammengerollt auf der flachen Bühne, doch es schien Eara, als würde langsam ein schwarzer Glanz in seine rissigen Schuppen zurückkehren.

Schließlich echote noch ein grunzendes Schnauben durch die Halle, und ein ausgewachsener Mhourl zwängte sich aus dem Loch. Eine riesige, muskulöse Kreatur mit blassgrünen Schuppen, schwefligem Atem, zwei mehr als mannsgroßen Hörnern und einer Reihe hoher Stacheln auf dem Rücken, die sich vom breiten Nacken bis zum peitschenden Schwanz zogen. Aus Mund und Augen schien immer etwas wie eine blaue Flamme zu glühen.

Kaum jemand hatte je einen lebenden Mhourl gesehen. Eara gehörte zu den wenigen Unglücklichen, doch das war schon lange her.

„Es ist so weit!“, rief der Schwarze Herold mit tiefer Stimme. Mit seinen kalten Augen musterte er die drei Helden in Ketten. „Der Zugang nach Krahalar ist geöffnet. Und das Herz der Ewigkeit ist auf dem Weg zu uns. Welche Schrecken wohl wird der Ewige Rat mit dieser Macht vollbringen können?“

Eara schluckte schwer. Das dritte Herz ... Ken Dorr hatte behauptet, nicht mehr darüber zu wissen als sie alle. Offensichtlich hatte er auch dazu gelogen. Es war in Krahalar?

Angeblich ein magischer Ort, Hort und Zuflucht der Drachen, Herkunft der geschuppten Kreaturen und für Menschen unerreichbar. Bislang war Eara nicht sicher gewesen, ob er wirklich existierte. Und ob er tatsächlich in dieser Welt lag.

„Wie lange noch, Tarok?“, fragte der Herold zufrieden. „Wann kannst du die Macht deines Volkes in dich aufnehmen?“

Und da schlug Tarok ein Auge auf. Sein Körper war noch immer kalt und tot, kaum mehr als eine bröckelnde Statue, doch in diesem Auge brannte in tiefem Rot eine verschlingende Glut. Eine Stimme grub sich in Earas Gedanken, hellwach und rein wie weißes Feuer.

Bald! Sehr bald! Mein Wille tobt in dem Diener, der es bringt! Ich sehe, was er sieht, und ich spüre ihn kommen! Macht euch bereit!

„Gut!“, hauchte der Schwarze Herold. „Ich werde die Schwarze Kogge zurückholen, sobald es so weit ist. Der ganze Ewige Rat soll Zeuge unserer Macht sein. Doch für den Moment dürfen sie ihren Kampf vollenden. Der Tag unseres Sieges soll mit Blut geweiht sein!“

In dem leuchtenden Bild Yras sah Eara kurz ein kleines silbernes Flackern. Vor dem Eingang des Eisernen Turms stand eine Gestalt in einem Kreis aus verkohlter Erde und hob etwas hoch über den Kopf. Dann brach dunkles Feuer aus dem Boden, wälzte sich wie eine schwarze Schlange auf den Eisernen Turm zu und wand sich an ihm empor. Mit schmerzhaft klopfendem Herzen musste Eara mitansehen, wie kleine Gestalten brennend aus dem Eingang torkelten und liegen blieben. Das Metall des Turms glühte hell auf unter den Flammen und verbog sich langsam. Eara ertrug diesen Anblick nicht. Doch noch weniger hätte sie es ertragen, jetzt wegzuschauen. Also starrte sie auf das verzerrte, leuchtende Abbild des brennenden Turmes, bis das silberne Feuer unter ihren Tränen verschwamm. Noch immer hörte sie das gequälte Ächzen des Metalls. Und dazwischen das triumphierende Lachen des Schwarzen Herolds.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Großer Hof in der Feste von Yra, Hadria

Nur noch ein Pfeil! Endlich! Chada griff danach und suchte nach Sterbenden. Da plötzlich brachte grelles silbernes Licht die fallenden Sterne zum Erstrahlen. Es zuckte es angstvoll zusammen und sah sich um.

Schwarze und silberne Flammen wanden sich um die schwarze Säule und brachten sie zum Stöhnen wie einen Verwundeten. Chada hatte schon zu viele Verwundete gesehen. Es mochte sie nicht. Nicht das Blut. Ob der Turm auch bluten konnte? Es wollte es nicht wissen. Eilig drehte es sich um und rannte davon, bis es zwischen zwei Türmen verschwand und das unheimliche Feuer nicht mehr sehen konnte.

Es war nicht allein. Wenige Schritte vor sich sah Chada eine kleine Frau zwischen den gefallenem Sternen kauern. Nein, keine Frau, erkannte Chada, ein Kind, ein kleines Mädchen, wie es selbst nie eines gewesen war. Ihr Umhang war braun, nicht grau wie die anderen, und sie schien keinen leuchtenden Stock zu haben. Sie hatte glänzende blonde Haare, und ihre Augen – ihre Augen funkelten wie flüssiges Gold. Sie waren wunderschön.

Kentar stand über dem Mädchen. Ihr Gesicht konnte Chada nicht sehen, doch ihre Stimme ließ es frieren. „So weit abseits von allen Kämpfen. Ganz allein im Schatten. Hast du dich verlaufen, Kleines?“

Das Mädchen schüttelte mit ausdrucksloser Miene den Kopf. „Nein. Ich bin genau da, wo ich sein muss“, sprach sie ernst.

Kentar kicherte. „Oh, das glaube ich auch! Ich denke, ich werde dich behalten. Keine Angst! Was du spüren wirst, ist sonst kaum jemandem vergönnt. Wir werden so viel Spaß miteinander haben!“ Langsam zog Kentar einen roten Stein an einer dünnen, silbernen Kette hervor.

Chada griff nach dem letzten Pfeil. Es würde das Leid des Mädchens beenden. Es legte den Pfeil an, spannte, zielte, stellte sich vor, wie der Pfeil sich ins Herz des Mädchens bohrte. Wie er fliegen würde, vorbei an Kentar. An der gemeinen, grausamen, lachenden Kentar. An Kentar, in deren dunklen Augen selbst die Sterne zu erlöschen schienen. An Kentar, die Thogger überzeugt hatte, den Riss im Himmel zu öffnen und den großen Baum zu verbrennen. Den wunderschönen Baum, der so voller Frieden gewesen war...

Chada ließ den Pfeil fliegen. Er traf genau ins Herz.

Kentar taumelte einen Schritt nach vorne und drehte sich mit letzter Kraft um. Ihre dunklen Augen blitzten hasserfüllt, dann brach sie zusammen.

Chada zitterte und ließ das Zupfding fallen. Warum hatte es das getan? Es hatte sich so richtig angefühlt!

Das Mädchen stand auf, riss im Vorbeigehen den Pfeil aus Kentars Rücken und hielt ihn Chada hin. „Hier. Du wirst ihn brauchen.“

Chada wollte widersprechen. Es wollte keine Pfeile mehr. Ohne Pfeile kein Blut. Doch das Mädchen sah es so ernst aus diesen wunderschönen goldenen Augen an, dass Chada den Pfeil schließlich doch nahm.

„Es will kein Blut mehr. Es will nicht mehr töten“, versuchte Chada zu sagen, doch es zitterte so sehr, dass nur einzelne Wortfetzen herauskamen.

Das Mädchen schien dennoch zu verstehen. Sie nahm Chadas Hände und sah es lange an. Ihre goldenen Augen glänzten wie die Sterne. Und dann ließ das Zittern nach, und eine Wärme stieg in Chada auf, und ein Frieden, wie es ihn nur unter dem großen Baum gespürt hatte. „Dann höre auf“, sagte sie sanft.

„Es muss das hier tun!“, flüsterte Chada schon zum zweiten Mal an diesem Tag. „Mutter hat es befohlen, und Mutter hat immer recht! Die Welt ist ein Spiel, und nur der Sieg ist wichtig, nicht die Spielsteine.“

Da lachte das Mädchen plötzlich, und ihr Lachen war klar und funkelnd. „Wir spielen doch nicht für den Sieg! Wir spielen, um uns daran zu erfreuen. Wir spielen um des Spielens willen.“ Ihr Lächeln erstarb und wich wieder einem ausdruckslosen Ernst. „Du musst nichts tun, was du nicht tun willst. Du kannst dich entscheiden. Die Welt ist ein Spiel. Also spiele es. Hole tief Luft, und mache einen Zug, den niemand vorhersehen kann. Mache deinen Zug.“

Chada schluchzte leise. „Es weiß nicht, welches sein Zug ist.“

„Niemand weiß das. Nur du kannst es herausfinden. Wer bist du?“ Es lag keinerlei Neugierde in dieser Frage, dafür ein tiefer Nachdruck. Als ginge es nicht um die Antwort, die sie bekam, sondern vielmehr um die, die Chada sich selbst gab.

„Es ... weiß es nicht. Es ist kein Mensch. Menschen werden geboren, aber es ... es wurde geschaffen.“

„Und doch bist du menschlicher als alle anderen, die diese Feste angriffen.“ Sie schüttelte langsam den Kopf, ihre goldenen Augen sahen Chada fest an, und plötzlich hörte

es eine Stimme in seinem Kopf. Auch Mutter hatte so mit ihnen gesprochen. Doch wo Mutters Stimme kalt und beißend gewesen war, war die des Kindes voller Wärme.

Wer bist du?

„Es ist Chada“, sagte Chada schließlich, weil ihm keine andere Antwort mehr einfiel.

Nein. Du bist nicht Chada. Chada ist eine andere. Hör auf, eine andere zu sein. Sei du selbst.

Damit ließ sie Chadas Hände los und verschwand zwischen den fallenden Sternen. Plötzlich fror Chada wieder, doch wo die Finger des Mädchens gelegen hatten, spürte es eine glatte, warme Oberfläche. Langsam sah es auf seine Hand. Darin lag ein goldener Baum.

Später Nachmittag, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Blaues Licht flutete die Halle und formte sich zu den Umrissen von Piraten und falschen Helden. Eara bemerkte, dass die grünhäutige Frau sich hasserfüllt umdrehte, bis ihr Blick auf der falschen Chada ruhte, die mit verlorenem Blick und Tränen auf den Wangen am Rand stand und auf etwas in ihrer Hand blickte. War das ein Baum aus Bernstein?

An Callems Gürtel erkannte Eara die vertraute Scheide von Varlion, dem Flammenschwert. Eara hatte diese mächtige Waffe schon selbst getragen. Jetzt hatte der Ewige Rat also alle drei Magischen Waffen in seinem Besitz. Die vier Mächtigen Schilde. Und bald auch die drei Herzen der Mutter. Wer würde ihn dann noch aufhalten?

„Willkommen zurück!“, rief der Schwarze Herold. Er schwebte mit erhobenen Armen in der Mitte der Halle neben den letzten schwarzen Flammen, die Eara hinterlassen hatte. Das silberne Feuer spiegelte sich unheilvoll in seiner gezackten Maske.

„Ihr habt gute Arbeit geleistet! Ihr alle, die noch hier seid. Heute ist der Tag unseres Triumphes. Der Tag, auf den wir so lange hingearbeitet haben. Der Tag, an dem die Helden von Andor in Ketten vor uns liegen, und an dem unsere Ewigkeit beginnt!“

Er drehte sich langsam um die eigene Achse, bis er zu Tarok hinübersah, der neben dem achteckigen Loch lag. Es schien Eara, als wäre ihr alter Feind in der kurzen Zeit seit dem Aufbrechen des Zugangs angewachsen. Seine Schuppen schillerten dunkel und seine gemeinen Augen glühten hell. Sein massiger Körper war noch immer starr wie eine Statue, doch jetzt hob er mit einem trockenen Rascheln seinen schlangenhaften Hals. Seine geschlitzten Pupillen waren fest auf das Loch im Boden gerichtet, das angeblich nach Krahalar führte. Die unzähligen Kreaturen in der großen Halle wurden unheimlich still. Sie alle richteten sich ebenfalls zum Loch hin aus und starrten mit fiebrig glänzenden Augen hinein. Eine ehrfürchtige Stille legte sich über die halbkreisförmige Halle. Nur der noch immer lichterloh brennende Eiserne Turm jenseits der Verbindung aus Magie und Quecksilber stöhnte leise unter der Belastung der schwarzen Flammen.

Und dann trat langsam eine Gestalt aus dem Loch. Es war ein hochgewachsener Skral, ohne Rüstung oder Waffen. In den Händen hielt er voller Vorsicht etwas, von dem Eara nicht viel mehr erkannte als eine rot glühende, unregelmäßig geformte Kugel. Schwarze Adern zogen sich hindurch, und im Inneren meinte sie etwas wie kochendes Blut brodeln zu sehen.

„Das Herz der Ewigkeit! Der Baum des Blutes!“, rief der Schwarze Herold. Seine tiefe Stimme scholl laut durch die halbkreisförmigen Sitzreihen und flüsterte von allen Wänden

wieder. „Das Lebenselixier der Drachen. Auch es gehört nun uns. Nimm es, Tarok! Verschlinge es! Und zeige dem Ewigen Rat, wozu wir beide gemeinsam fähig sind. Lass die Welt erzittern!“

Der Skral hob die rote Kugel über seinen Kopf und schritt langsam auf seinen Meister zu. Tarok senkte den Schädel und schnaubte leise. Je näher das Herz ihm kam, desto mehr Wärme strahlte sein Körper ab, bis Eara das Blut an ihrer Seite trocknen spürte. Alle schienen wie erstarrt zu warten, was geschehen würde.

Oder ... fast alle.

„Mit Verlaub!“, rief plötzlich eine hohe, kalte Stimme. Der Skral hielt verwirrt inne, als Tarok den Kopf wandte und zu Ken Dorr hinübersah. Der Dieb saß seelenruhig lächelnd neben den Helden und machte keine Anstalten, die plötzliche Unterbrechung zu erklären, bis alle Blicke auf ihm ruhten. Dann hob er den Kopf, bis seine kalten, grauen Augen den Schwarzen Herold gefunden hatten. Leise und doch weithin hörbar sagte er schlicht: „Ihr solltet Tarok das Herz nicht überlassen. Ihm ist nicht zu trauen.“

Eine Welle sengenden Zorns schlug durch die Halle. Eara zischte und versuchte, ihren Geist zu verschließen, doch Taroks Gefühle strömten unaufhaltsam weiter auf sie ein. Die Kreaturen keiften blutdürstig.

„Ausgerechnet du sagst das, Ken Dorr?“, fragte der Herold höhnisch. „Wie kommst du zu diesem ... Ratschlag?“

„Tarok braucht den Ewigen Rat nicht. Wenn er das Herz der Ewigkeit erst besitzt, weshalb sollte er uns noch helfen? Ihr bietet ihm nichts als eine Macht, die er sich auch selbst einverleiben könnte, und ihr könntet ihn nicht mehr töten, ohne auch das Herz zu vernichten. Denkt Ihr, Tarok wird sich mit einem Herzen zufrieden geben, wenn er auch zwei haben kann?“

Der Drache schnaubte leise, seine geschlitzten Augen waren hasserfüllt auf Ken Dorr gerichtet.

„Genug!“, rief der Schwarze Herold ungehalten. „Ich kenne Tarok lange genug! Er will Rache an den Helden, so wie wir. Er will die Schildzwerge bluten sehen, und das wird er. Vor allem anderen jedoch will er sein Volk retten und bewahren, bis in alle Ewigkeit – und ich erfülle ihm diesen Wunsch. Er würde das Schicksal der Drachen nicht aufs Spiel setzen, nur in der vagen Hoffnung, vielleicht ein weiteres Herz zu erringen.“

Ken Dorr seufzte getragen und lehnte sich zurück. „Und was, wenn ich Euch sage, dass er es bereits versucht hat? Seine Kreaturen lauerten uns am Sternentor auf. Sie versuchten, das Herz der Geburt zu stehlen. Fragt Drukil, wenn Ihr mir nicht glaubt.“

Stille senkte sich über die Halle. Und dann...

DU WAGST ES?!

Taroks Zorn brach in einer Gewalt auf Eara ein, die sie aufstöhnen ließ. Sie erzitterte, und die Ketten gruben sich tiefer in ihre zerfressene Schulter. Auch die Piraten und falschen Helden verzogen ihre Gesichter, und Varkur kreischte gequält. Am schlimmsten jedoch traf es Ken Dorr. Der Dieb krümmte sich zusammen und krallte eine Hand in seine Stirn. Seine grauen Augen zuckten wild hin und her.

Du hast mich ANGEFLEHT, den Helden das Herz zu stehlen, weil du es nicht konntest! DU hast mir gesagt, wann meine Kreaturen wo zu warten hatten! DU hast mir gesagt, dass der Hautwandler das Herz an seinem Gürtel trug!

Langsam sah Ken Dorr auf. Seine Gesicht war schmerzverzerrt, doch auf seinen Lippen lag ein höhnisches Lächeln. „Und jetzt hast du dich verraten, Tarok“, keuchte er. „Drukil

hatte das Herz. *Unser Drukil! Ich hatte es den Helden längst abgenommen! Weshalb hätte ich dich um Hilfe bitten sollen? Du hättest die tote Frucht nicht den Helden gestohlen – sondern uns!*“

Tarok brüllte grollend und starrte mit geöffnetem Maul auf den sich windenden Ken Dorr hinab. In seinem Rachen wuchs ein rotes Glühen.

Plötzlich wurde der Drache von blauem Licht eingehüllt. „Tarok!“, rief der Schwarze Herold wütend. Seine Faust war erhoben. „Erkläre dich!“

Das rote Glühen ging zurück. Eara war sich sicher, das Ken Dorr eben knapp seinem Tod entronnen war. Tarok wandte den Kopf, seine Gedankenstimme tobte.

Der Dieb hat das geplant! Er hat mich belogen! Ich wusste nichts von dem falschen Helden in ihren Reihen! Ich tat es zum Wohle des Rates!

Der Herold schüttelte leicht seine Maske. „Weshalb war ich dann nicht eingeweiht?“ Seine tiefe Stimme war gefährlich leise.

Ich brauche nicht zu jedem Schritt deine Zustimmung!

Während Taroks lautlose Stimme in ihren Kopf fuhr, bemerkte Eara noch etwas anderes: Der Skral, der das Herz der Ewigkeit trug, hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Unauffällig setzte er einen langsamen Schritt nach dem nächsten und brachte seinem Meister Tarok das Herz, das ihn dem Schwarzen Herold ebenbürtig machen würde. Eara senkte schnell wieder den Blick und schwieg. Nichts konnte schlimmer sein als der Schwarze Herold.

Erst, als der Skral keine zehn Schritte mehr von Tarok entfernt war, erscholl ein Warnschrei. Einer der Piraten der Schwarzen Kogge, ein Mann mit Pferdeschwanz und silbernem Horn am Gürtel, zeigte auf den Skral. Was genau er gerufen hatte, ging im darauffolgenden Chaos unter.

Plötzlich sprangen die Kreaturen überall in der Halle auf. Die fliegenden Bestien stoben von der Decke und fuhren auf den Ewigen Rat nieder. Der Mhourl brüllte und stürzte sich auf Varkurs brodelnde Dunkelheit. Taroks Gedanken schlugen durch die Halle und betäubten alles, was keine Kreatur war. Und der Skral mit dem Herzen in der Hand legte die letzten Schritte zurück. Das fahle blaue Licht, das Taroks Körper umgab, schwoll an, da hatte der Skral seinen Meister auch schon erreicht und ihm die rot leuchtende Kugel gegen die Schnauze gepresst. Sie leuchtete gleißend auf und überstrahlte das blaue Licht.

Der Druck von Taroks Gedanken erstarb. Vor Earas Augen begann der graue Körper des Drachen sich zu feinem dunklen Staub aufzulösen, doch etwas stimmte nicht. Sein Schwanz, einer seiner Flügel und die hintere Hälfte seines Rumpfes waren längst zerfallen, während Kopf, Hals und Vorderpranken noch immer vollständig waren. Nein, nicht nur vollständig, erkannte Eara: Jedes Anzeichen von Schwäche war verschwunden. Die schwarzen Schuppen glänzten frisch und schimmerten in einem prächtigen Rot, und seine Augen strahlten hell. Langsam bildete sich über seinen glutheißen Körper eine unscharfe, wandernde Linie aus blauem und rotem Licht, das miteinander zu kämpfen schien. Wo das rote Licht zurückging, zerfiel Taroks Körper, doch wo es dazugewann, schien dieser Prozess plötzlich rückwärts zu laufen. Staub rieselte vom Boden hoch, formte sich langsam zu einem Schuppenkleid und gewann dann an Glanz dazu.

Mit angehaltenem Atem beobachtete Eara, wie das rote Licht Stück für Stück anwuchs, bis es fast Taroks gesamten Körper einhüllte. Der Schwarze Herold heulte auf, im nächsten Moment wuchsen auch um seine dunkle Gestalt rot glühende Linien wie blutige Ranken empor. Sein Schrei verzerrte sich, wurde abgehackt und brach schließlich ganz ab – und

dann konnte Eara ihn erneut hören, doch seine tiefe Stimme klang seltsam, wie ein fehlerhaftes Echo. *Sein Schrei fließt rückwärts*, erkannte Eara schauernd. Sie war erleichtert, dass Tarok diesen Kampf zu gewinnen schien, doch zugleich verspürte sie Furcht über das, was der letzte Drache nun vermochte.

Da erscholl ein zweiter Schrei. Das klare, gedehnte Kreischen eines Vogels, das sich seit Bragors Tod unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt hatte. *Rooooaaaa!* Fliegende Kreaturen folgten mit flatternden Flügelschlägen Callems großem Raubvogel, der mit ausgebreiteten Schwingen zu Tarok segelte und dem überraschten Skral in einer einzigen, blitzschnellen Bewegung das Herz der Ewigkeit aus den Händen riss. Sobald es nicht mehr an Taroks Schuppen anlag, erloschen auch die Linien aus rotem Licht. Der lange, zornige Schrei des Schwarzen Herolds rauschte innerhalb eines Herzschlages an Eara vorbei, als die Zeit wieder in ihren Lauf zurückfand. Dann wurde Tarok erneut vom fahlen blauen Licht des Todes eingehüllt, und diesmal gab es nichts, was sich in den Weg stellte. Nur ein letztes Aufbäumen verließ das anschwellende Licht, eine komplexe Mischung aus Gedanken und Gefühlen, die tief miteinander verwoben waren. Eara sah gebleichte Knochen zwischen hohen Türmen, erloschene Körper mit Schuppen aus Stein, dunkle Eier mit zerbrochenen Schalen und einen geborstenen Baum in einem See aus Blut. Sie spürte Zorn, Verzweiflung, Schmerz und eine unendliche Einsamkeit, die kein Schuppenloser je ermessen konnte.

Und dann erlosch all das. Wo Tarok gelegen hatte, rieselte nur noch grauer Staub zu Boden. Die Kreaturen wimmerten jämmerlich, einige kauerten sich zusammen und taten nichts mehr, andere hieben in Raserei auf einander ein oder suchten kreischend das Weite. Der Mhourl stieß ein infernalisches Brüllen aus und hetzte mit weiten Sätzen aus der Halle.

Callems Vogel ließ das geraubte Herz vor dem Schwarzen Herold fallen und flatterte dann wieder zur Schulter seines Herrn. Der Fall des Herzens verlangsamte sich, bis es vor der Maske des Herolds schwebte. Eara sah Varkurs Dunkelheit gierig zucken, da hatte der Geist auch schon den Arm ausgestreckt und es umfasst. Der Schwarze Herold hob beide Hände, und sie glühten blau und rot. Die niedergestreckten Piraten erschienen wieder lebendig aus blauem Licht. Die letzten kämpfenden Kreaturen erstarrten mitten in ihren Bewegungen und wurden mühelos getötet.

„So sehr also kann man sich täuschen“, raunte der Herold schließlich. „Tarok, mein alter Meister... Ich glaubte wirklich, ich könnte ihm vertrauen.“

Etwas wie Wehmut lag in seiner Stimme, doch als er sie erneut erhob, war das Gefühl verschwunden. „Ken Dorr, ich danke dir für deine ehrliche Warnung. Und Callem, dir für deinen Vogel. Ihr alle, die jetzt noch hier seid, habt euch meinen Dank verdient. Varkur, du wirst die Schwester bekommen, die ich dir versprochen habe. Und auch dir, Callem, werde ich deinen Wunsch erfüllen. Und Ken Dorr: Wenn es irgendetwas gibt, was ich für dich tun kann...“

„Ihr seid zu gütig, Herr!“, erwiderte der Dieb. Er legte den Schlüssel beiseite und verneigte sich steif. „Mein einziger Wunsch ist, dass Ihr Euren Versprechungen nachkommt. Setzt mich auf den Thron Andors – und stellt sicher, dass ich für immer dort bleiben kann. Keine Risiken mehr. Kein Vertrauen. Alle Herzen müssen Euch gehören, und niemandem sonst.“

Er richtete sich wieder auf, seine grauen Augen glänzten leicht und auf seinen Lippen lag ein feines Lächeln. Kenvilars Edelstein funkelte auf seiner kahlen Stirn. „Und in diesem Sinne freut es mich, Euch mitteilen zu können, dass auch das dritte Herz gefunden wurde.“

Eara schloss die Augen. Eine Welle der Müdigkeit durchfuhr sie. Sie wusste nicht, zu welchem Anteil sie aus dem Blutverlust an ihrer Schulter resultierte, und zu welchem aus der Hoffnungslosigkeit, die sich nun endlich vollumfänglich einstellte. Hoffnung! So lange hatte sie sich dieses Gefühl verboten. Und jetzt, wo sie sie endlich wieder spüren konnte, verlor sie sie erneut.

Als sie die Augen wieder aufschlug, war Ken Dorr aus ihrer Reihe geklettert und schritt gemächlich den Mittelgang zum Herold hoch. Varkurs Dunkle Magie teilte sich langsam und offenbarte einen Blick auf die unscheinbare tote Frucht, die offen vor dem Eingang zur Halle lag.

„Aber nicht doch!“, rief Ken Dorr, als der Schwarze Herold Anstalten machte, sich umzudrehen. „Das ist nur die Kopie, die die Helden verwirren sollte. Das echte Herz habe ich hier.“

Er griff unter seinen Umhang und zog eine runde Frucht mit verschrumpelter schwarzer Schale hervor. Gebrochenes grünes Licht glomm aus feinen Rissen. Die Ähnlichkeit zur Kopie war verblüffend, nur die genaue Form der Risse unterschied sich unwesentlich, und das Licht der Frucht in Ken Dorrs Hand schien ein klein wenig heller zu sein.

„Waaaas?!“, kreischte Varkurs unmenschliche Stimme. Die Dunkelheit zuckte unruhig, gelähmt vor Zorn.

Der Schwarze Herold hingegen beachtete den Dunklen Magier nicht. Stolz schwebte er zwischen den schwarz-silbernen Flammen und sah Ken Dorr entgegen, der sich dem Herold gemessenen Schrittes näherte, die Hand mit dem Herzen ausgestreckt. „Endlich!“, rief der Dieb lächelnd. „Nach all den Plänen! All den Enttäuschungen! All den Lügen! All den Vorbereitungen! All den verborgenen Spielzügen!“

Mit jedem Wort näherte er sich dem erwartungsvollen Herold. Alle Augen ruhten auf dem Herzen, das er dem Schwarzen Herold entgegenhielt. Alle Aufmerksamkeit war darauf gerichtet. Die Varkurs voller Zorn. Die des Herolds voller Gier. Die der Piraten voll angespannter Erwartung. Die ihrer Freunde voller Furcht. Nur Eara zweifelte. Der Zweifel war das Einzige, was ihr noch vom Weg des Eises geblieben war. Zweifel an sich selbst. Zweifel an ihren Zielen und Methoden. Und Zweifel an Ken Dorr.

Es gab zu viele Ungereimtheiten. Der Plan, den Ken Dorr dem Herold verschwiegen hatte. Das falsche Herz. Taroks Behauptungen. Nur sie zweifelte noch. Nur sie schenkte der unauffälligen Bewegung, mit der Ken Dorr seine Hand erneut unter den Umhang schob, irgendeine Beachtung.

„Endlich ist es so weit“, flüsterte Ken Dorr triumphierend, und sein Flüstern wanderte entlang des gewölbten Steins durch die ganze Halle. „Alle drei Herzen der Mutter, vereint in einer Hand!“

Callem keuchte erschrocken, die gelben Augen seines Helmes leuchteten kurz auf. Doch der Schwarze Herold achtete nicht mehr darauf. Gierig streckte er die Hand nach der Frucht aus, die Ken Dorr ihm entgegen hielt. Und dann, als seine schattenhaften Finger sie fast berührten, ergänzte Ken Dorr grinsend: „Meiner!“

Und mit einer einzigen Handbewegung ließ er etwas zu Boden gleiten. Die weißen Augen des Herolds blitzten fassungslos auf, und er versuchte noch, die Hand auszustrecken. Nur undeutlich erkannte Eara einen Reif aus schlichtem Gold, wie Rietgras im Wind, für immer erstarrt. Die Rietgraskrone, die zerstört worden war. Die Rietgraskrone, die doch nicht zerstört worden war. Einer ihrer Zacken war verbogen, und Eara erinnerte sich. Sie erinnerte sich an Drukil, der über dem Mädchen mit den bunten Augen stand und eine

Krone mit verbogenem Zacken in der Hand hielt. Sie erinnerte sich an Leanders Warnung: *Lasst ihn nicht an eure Sachen!* Sie erinnerte sich an Kenvilars beißende Stimme: *Er spielt ein dreifaches Spiel und benutzt euch und den Ewigen Rat, um seine Ziele zu erreichen.* Sie erinnerte sich an die Berichte ihrer Freunde: Dass es Ken Dorr gewesen war, der zuerst vorgeschlagen hatte, nach einer Schwäche des Schwarzen Herolds zu suchen. Sie erinnerte sich an die Worte, die Ken Dorr eben erst gesprochen hatte: *Das ist nur die Kopie, die die Helden verwirren sollte.*

Fast lautlos verschwand die Rietgraskrone im schwarz-silbernen Feuer. Für einen Moment schienen die reglosen Halme aus Gold ihrer Erstarrung zu entkommen und im Wind der Veränderung zu tanzen, dann war es vorbei. Die Krone war zerschmolzen, noch bevor sie auf dem Boden aufkam.

Der Schwarze Herold schrie auf. Seine dunkle Gestalt verlor mehr und mehr an Kontur, bis nur noch ein diffuser Schatten über dem silbernen Feuer schwebte, und sein Schrei schien aus immer weiterer Ferne zu kommen. Sein Schatten verblasste, und sein Echo verklang. Haare, Knochen, Blut und was er sonst noch bei sich getragen hatte, um den Ewigen Rat und die Armeen von Kreaturen beschwören zu können, stürzten in die dunklen Flammen. Seine gezackte Maske fiel herab und zerschellte klirrend auf dem steinernen Boden, als bestünde sie aus nicht mehr als schwarzem Glas.

In der Luft, wo zuvor seine Hände gewesen waren, schwebten noch zwei leuchtende Kugeln, eine rot und eine blau. Und Ken Dorr hielt seine Hand mit der toten Frucht dazwischen, bis die drei Herzen sich berührten. Blaues, rotes und grünes Licht schwoh an, umspielte sich und vereinigte sich zu einem einzigen, reinen, weißen Licht von überirdischer Schönheit. Ken Dorr schrie auf und krümmte sich zusammen, während die Kugel aus Licht immer weiter anschwoh und seinen Körper vollständig verschluckte. Die Piraten der Schwarzen Kogge wichen vorsichtig zurück, und Varkurs Dunkle Magie zuckte unbehaglich. Eara musste die Augen zusammenkneifen, und selbst durch ihre geschlossenen Lider schmerzte das Licht. Ken Dorrs Schmerzensschrei hallte laut durch die Halle, und nur langsam erkannte Eara, dass es kein Schrei mehr war, sondern ein Lachen. Ein kaltes, triumphierendes, markerschütterndes Lachen. Das Licht ging zurück.

Ken Dorr kauerte zusammengekrümmt zwischen den letzten schwarzen Flammen, die Augen geschlossen, und lachte aus vollem Hals. Die drei Herzen waren verschwunden. „Endlich! Es Ist Vollbracht!“, rief er. Seine Stimme hatte sich verändert. Es war seine Stimme, hoch und kalt, doch plötzlich schien sie wie aus weiter Ferne zu hallen und zugleich direkt neben ihrem Ohr gesprochen zu werden. Jedes Wort war wie ein Donnerschlag und ließ seinen Mund in reinem, weißen Licht erstrahlen wie von den zugehörigen Blitzen. „Der Moment, Auf Den Ich So Lange Hingearbeitet Habe! Du Hast Einen Fehler Begangen, Schwarzer Herold! Du Hast Es Uns Gesagt, Wieder Und Wieder: Weder Sterblicher Noch Gott Kann Die Volle Macht Eines *Einzelnen* Herzens Nutzen. Du Hast Wirklich Geglaubt, Uns Damit Die Gier Nach Macht Zu Nehmen? Du Hast Mir Nur Verraten, Was Mein Ziel Sein Musste: Wenn Ein Einzelnes Herz Nicht Genügt, Dann Eben Alle!“

Eara schluckte schwer und holte tief Luft. Ihr Atem war nur noch schwach.
Summarische Trinität.

Langsam stand Ken Dorr auf, weißes Licht umspielte seinen Körper. Dann schlug er die Augen auf. Noch immer waren sie kalt und grau, doch sein Pupillen waren nicht länger schwarz, sondern glühten weiß. Selbst auf die Entfernung konnte Eara in ihnen bunt

schillernde Farben ausmachen, sich rasend schnell wechselnde Muster und Bilder. Ken Dorr keuchte. Ein ehrfürchtiger Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. „Ich ... Ich Sehe Sie! Ich Sehe Das Flimmern Jedes Einzelnen Staubkorns In Dieser Halle. Ich Sehe Die Sterne Jenseits Der Wände Aus Stein. Ich Sehe Die Angst, Die Sich Durch Eure Köpfe Zwängt. Ich Sehe Die Ströme Der Magie, Wie Ein Teppich Aus Farben. Ich Sehe Die Größten Und Kleinsten Dinge Dieser Welt. Ihre Schrecken Und Ihre Wunder.“ Tränen rannen über seine Wangen. „Ich Sehe ... Die Ordnung Der Dinge. Die Spielregeln Der Welt! Sie Sind Wunderschön!“ Er grinste wie wahnsinnig. „Und Ich Kann Sie Ändern.“

Ken Dorr wandte den Kopf. Sein kalter Blick fiel auf die Piraten, die ihn fassungslos anstarrten. Callem hatte die Fäuste geballt und atmete schwer. Varatans Helm verbarg den Großteil seines Gesichts, doch sein Zorn war unübersehbar.

„Ohh, Diese Macht!“, lachte Ken Dorr. „Wie Lange Habe Ich Mich Danach Verzehrt! Und Jetzt Gehört Sie Mir! Mein Wille Wird Wirklichkeit! Ich Brauche Keine Teile Von Toten, Nur Meine Fantasie! Ich Gebiete Über Das Ende!“

Er streckte eine Hand aus, und der große Raubvogel auf Callems Schulter kreischte auf, als blaues Licht um seine rötlichen Federn strich. Im nächsten Moment war nur noch trockener schwarzer Staub von ihm geblieben.

„Ich Gebiete Über Den Anbeginn!“

Noch bevor der Staub den Boden erreichte, glühte er plötzlich grün auf, und die Gestalt eines Vogels formte sich daraus. Doch es war nicht derselbe Vogel wie zuvor. Zwei Köpfe sprossen aus der gefiederten Brust, die jämmerlich krächzten, und aus seinem Rücken wuchsen vier Schwingen, mit denen er hilflos flatterte, ehe er unsanft zu Boden fiel. Callem stieß zitternd Luft aus und hob seinen Vogel behutsam auf.

„Ich Gebiete Über Die Ewigkeit!“

Plötzlich begann das Tier in Callems Armen rot zu glühen. Vor Earas Augen schrumpfte er zusammen, die scharfen Federn zogen sich zurück, seine beiden Köpfe zuckten verwirrt ... und dann lag nur noch ein glattes rotes Ei mit gesprenkelter Schale in Callems Handfläche.

„Ich Gebiete Über Die Macht Der Mutter! Über Alle Drei Herzen! Ich Habe Die Macht Der Herzen Vereint! Ich, Der Ich Erst Die Vereinte Macht Beherrschen Konnte! Themauras Hatte Recht! Ich Hatte Recht!“

Ken Dorr schloss kurz die Augen und holte tief Luft. Ein seliges Lächeln umspielte seine Lippen, und dann sprach er: „Ich Bin Der Auserwählte! Der Höchste Prophet! Der Friedensbringer! Ich Werde Den Ewigen Zwist Beenden! Ich Werde Die Welt Nach Meinen Vorstellungen Neu Ordnen! Beugt Eure Knie, Denn Euer Neuer Herrscher, Euer Regent, Ist Erschienen! Mir Gehorcht Die Ordnung Der Welt!“

Während Ken Dorr sprach, bemerkte Eara, dass sein Körper sich langsam veränderte. Die Falten in seinem Gesicht glätteten sich. Dichtes Haar spross auf seiner kahlen Stirn. Der grüne Edelstein, den Kenvilar ihm eingepflanzt hatte, löste sich einfach auf. Und sie spürte, dass sie zitterte. Chada und Thorn schien es nicht viel besser zu gehen. Selbst, als es schien, als hätte der Schwarze Herold gewonnen, selbst als die Gefühle aus Krahall plötzlich auf sie eingeströmt waren, hatte Eara sich nicht so verloren gefühlt wie jetzt. Ihr Traum von den vereinten Herzen und dem Frieden der Welt war zum Alptraum geworden. Aus dem Friedensbringer ein Tyrann.

Da geschah etwas, was Eara niemals erwartet hätte: Kapitän Callem, der noch immer das rote Ei umklammert hielt, ließ sich langsam auf ein Knie niedersinken. „Ich bin dem

Seekönig Varatan gefolgt. Den Mächten des Meeres. Dem Schwarzen Herold. Ich kann auch Euch folgen, Ken Dorr“, sagte er leise. In seiner Stimme lag mühsam unterdrückter Zorn, und darunter eine leise Verzweiflung. „Holt nur meinen Bruder zurück! Holt Leander zurück, und ich tue, was immer Ihr wollt!“

Ken Dorr lachte. Es war ein kaltes Lachen, ohne jedes Mitgefühl. „Ken Dorr Ist Nicht Mehr! Er War Ein Schurke! Ein Dieb, Der Sich Im Schatten Hielt! Das Alles Ist Vergangenheit! Ken Dorr Ging Qualvoll Zugrunde, Und Ich Trat Ins Licht Wie Ein Takuri Aus Der Asche! Vergesst Mein Früheres Ich! Von Heute An Bin Ich Der Höchste Prophet! Und Ich Brauche Keine Lakaiaen! Du Missverstehst Das Wahre Ausmaß Meiner Macht, Callem! Ich Kann Tun, Wonach Immer Es Mir Verlangt! Deine Treue Bedeutet Mir Nichts!“

Ken Dorr legte den Kopf zurück, grelles weißes Licht strahlte aus seinen Augen. „Ich Werde Der Welt Ein Neues Gesicht Geben! Ich Werde Den Kranken Wald Roden Und Ein Goldenes Feld Pflanzen, In Dem Die Menschen Wachsen Wie Die Ähren Im Wind! Alle Gleich Unter Dem Schutz Meiner Sense.“

Er hob die Arme hoch über den Kopf und legte die Fingerspitzen aneinander. Ein fahles, blaues Licht erschien zwischen seinen Händen und gewann schnell an Intensität, bis Eara nichts anderes mehr sah. „Seht Und Bestaunt Das Erste Wunder Des Höchsten Propheten!“, scholl Ken Dorrs hallende Stimme durch das Licht. „Ich Bringe Den Frieden! Ich Beende Den Ewigen Krieg Zwischen Mensch Und Kreatur! Von Heute An Soll Es Keine Kreaturen Mehr Geben! Sie Alle Seien Hiermit Für Immer Ausgelöscht!“

Eara keuchte auf. Etwas durchlief sie und passierte sie ungehindert, und langsam verblasste das Licht. Die Leichen von Taroks Kreaturen, die sich noch in der Halle aufgehalten hatten, waren verschwunden. Nur noch dunkler Staub rieselte langsam zu Boden. Eara hob den Blick, bis sie das verzerrte Bild Yras sehen konnte. Im flackernden Licht der dunklen Flammen, die den Eisernen Turm umgaben, sah sie, dass die letzten Kämpfe mit einem Schlag zum Erliegen gekommen waren. Die Kreaturen, die die Zauberer verfolgt hatten, waren nicht mehr.

Schwindel ergriff Eara. Ken Dorrs Worte kamen ihr in den Sinn, denen sie damals kaum Beachtung geschenkt hatte. *Ich wünschte, sie wären ausgerottet! Gors, Skrale, Trolle, Nerax ... wenn es nach mir ginge, könnten sie alle verrecken! Endlich Frieden für die Menschheit!* Tausende von Leben, ausgelöscht binnen eines Augenblicks. Dutzende Spezies für immer vom Antlitz der Welt gefegt. *Ein Völkermord unbeschreiblichen Ausmaßes*, raunte Leanders Stimme. Eara war entsetzt. Und doch – zugleich flüsterte noch eine andere Stimme in ihr. Alle Kreaturen waren fort. Gestorben, rasch und ohne Schmerzen, vermutlich ohne auch nur zu begreifen, was vor sich ging. War die Welt ohne sie nicht besser dran?

„Du ... du bist wahnsinnig!“, schrie Thorn außer sich. „Du willst den Frieden bringen? Indem du alle umbringst, die ihm im Weg stehen? Ich verdamme dich, Ken Dorr!“

Ken Dorr senkte den Kopf. Er betrachtete den Krieger, doch der Blick seiner weiß glühenden Pupillen schien einfach durch ihn hindurchzugehen. „Heute Ist Der Anbeginn Eines Neuen Zeitalters. Heute Endet Der Krieg Und Beginnt Der Frieden. Eine Neue Welt Wird Entstehen. Eine Welt Ohne Jeden Krieg. Ohne Streit. Ohne Verbrechen.“ Er drehte leicht den Kopf, bis sein Blick auf dem noch immer knienden Callem lag. „In Meiner Neuen Welt Gibt Es Keinen Platz Für Schurken.“ Er drehte den Kopf wieder zurück. Sein übliches schwer zu durchschauendes Lächeln lag auf seinen Lippen, und es jagte Eara einen Schauer über den Rücken. „Und Keinen Platz Für Helden.“

Er hob langsam die Arme, und wieder leuchtete ein blaues Licht zwischen seinen Händen. Eara wusste, dass es diesmal nicht einfach durch sie hindurchziehen würde.

„Ihr Alle Habt Auf Die Ein Oder Andere Weise Dazu Beigetragen, Eine Bessere Welt Zu Erschaffen. Vielleicht Verschafft Euch Das Etwas Trost.“

Sie wandte den Blick ab und betrachtete ein letztes Mal das Abbild Yras und die Überreste ihrer alten Heimat. Der Eiserne Turm wankte langsam unter der Belastung des schwarzen Feuers. Seine Spitze beugte sich ächzend und warf einen dunklen Schatten über die dunklen Türme, die engen Wege und den vom Blut rot gefärbten Schnee. Das Bild des stürzenden Turms inmitten der silbernen Flammen brannte sich in Earas Gedächtnis.

„*Bitte, Prohept!*“, kreischte da eine schrille, unmenschliche Stimme. „*Lasst mich leben! Ich werde kein Schurke mehr sein. Ich werde ... einen Ausgleich schaffen. Befreit mich von der Dunkelheit, und ich werde ein gehorsamer Teil der neuen Welt!*“

Das blaue Licht ging zurück. „Auch Du Wirst Sterben, Varkur!“, versprach Ken Dorr kalt. „Doch Da Du Mir Gegen Die Mächte Des Meeres So Gute Dienste Geleistet Hast, Will Ich Deinen Letzten Wunsch Erfüllen. Bevor Ich Dich Töte, Werde Ich Dich Erlösen. Möge Die Dunkelheit Dich Verlassen!“

Die Dunkle Magie, die zwischen den Sitzreihen lag, zuckte plötzlich und zischte beißend. Weißes Licht umhüllte die Schatten. Ein gequältes, langgezogenes Kreischen drang aus dem Inneren. Fäden aus Schatten stoben in alle Richtungen und klammerten sich wie schwarze Tentakel an alles, was sie greifen konnten. Eara sah je einen Strang aus Dunkelheit, der die Magischen Waffen berührte und ihre gesamte Dunkle Magie aus ihnen hervorzerre wie zuvor aus Eara selbst. Die gelben Augen von Varatans Helm der Macht verloren jeden Glanz. Der einhändige Pirat, der den Hammer der Stärke hielt, sackte auf die Knie. Das rötliche Licht aus Varlions Scheide erlosch.

Der Königswolf winselte leise.

Und dann erhob sich die Dunkelheit langsam, sie stieg auf wie schwarzer Rauch und verteilte sich über die ganze Halle. Das ohrenbetäubende Kreischen wurde immer schriller, und zugleich hörte Eara einen zweiten Schrei, den Schrei eines Menschen, dem alles genommen wurde, was die Ruine, in der er hauste, noch zusammenhielt. Das Bild des brennenden Turms flackerte und erlosch, der Spiegel aus Quecksilber an der Wand brach in sich zusammen und floss zu einer silbernen Pfütze zusammen. Einzig Ken Dorrs strahlende Gestalt und das silbern flackernde Feuer spendeten noch etwas Licht. Zwischen den Schwaden der Dunklen Magie sah Eara die Leiche eines nackten Mannes mit schwarzem Spitzbart und echsenartigem Gesicht. Jedes Zeichen, das Varkur jemals Dunkle Magie angewandt hatte, war verschwunden. Nur noch ein Mensch war geblieben. Auf seinen erstarrten Lippen lag ein friedliches Lächeln.

Doch die Dunkle Magie war nicht fort. Sie lag noch immer über der Halle und kreischte entsetzlich. Es lag kein Schmerz mehr in diesem Laut, kein Gefühl, nur ein schriller Klang, der sich mehr und mehr verzerrte, bis zuletzt nichts mehr blieb, was einem Klang ähnelte. Eara krümmte sich. Sie hörte es noch immer, doch nicht mehr wie ein Geräusch, eher wie gezackte Scherben in ihren Gehörgängen. Eine Stille, die in den Ohren schmerzte, und die sich tief in ihren Kopf fraß. Und dort verwandelte sich diese Stille in etwas anderes. Wie ein abgehacktes Zischen grub sie sich durch Earas Geist. Sie meinte, etwas wie Lachen zu erkennen, doch es war höchstens die unvollkommene Nachahmung eines Lachens, ein Gelächter ohne jedes Gefühl. Dann plötzlich war es kein Lachen mehr, sondern eine Stimme. Eine Stimme ohne Bewusstsein. Eine Stimme, die nicht in Worten sprach, und die

Eara trotzdem als solche verstand, weil es kein Denken ohne Worte gab, weil ihr Verstand nicht anders konnte, als die Welt in Begriffe zu pressen.

dU wIRsT DiE weLT nICHt NeU OrdNEN. Du WIRsT JedE oRDNuNG ZersChLAgEn.

„Was Geschieht Hier? Wie Ist Das Möglich?“, rief Ken Dorrs Stimme schwach gegen die bodenlose Stille.

eS IsT mÖgliCh, Weil eS gESchIEhT. weLL dIe WeLT gEordNeT iST unD aLleS KomMt, wIE es kOmmEn mUSS. wEIl dIE keTte vOn uRSacHE uNd wIRKunG dIE WeLT VerSkIAVt.

Die Dunkelheit über der Halle verdichtete sich. Sie auch nur anzusehen schmerzte in den Augen. Diese Dunkelheit war mehr als nur die Abwesenheit von Licht. Sie war ein buntes Schillern von ungezählten Farben, jede einzelne pure Unmöglichkeit. Sie war geformt aus allen Gestalten, die sich selbst widersprachen. Sie war die Umkehrung jeder Ordnung. Sie war nicht wirklich dunkel, nur so fremd, dass Earas Augen sie nicht aufnehmen und ihr Verstand sie nicht begreifen konnte. Also sah sie Nichts, und in ihrer Wahrnehmung blieb nur eine leere Dunkelheit, die zuckend über die Sitzreihen kroch und sich langsam und unaufhaltsam Ken Dorrs strahlender Gestalt näherte. Ein beißendes Zischen ertönte, wohin immer die Schwärze sich ausbreitete, als würde sie mit etwas kämpfen. Die Luft schien zu flimmern und sich zu verzerren. Von allen Seiten drängte etwas auf die Finsternis ein und löste sie auf, doch nur langsam. Zu langsam.

WeLL eS In deR orDnUng kEIne fREiHeIt GibT, sONdeRn NuR im CHAOS.

Eara atmete zitternd ein, und die Luft schmeckte nach beißendem Gift. War es das? Chaos? Das personifizierte Urübel? Nein, sie wusste, dass das nicht stimmte. Was sie vor sich hatte, war keine Person. Es war kein Bewusstsein. Es hatte keine Gedanken oder Gefühle. Die Stimme, die sie hörte, war nur ihre unzureichende Wahrnehmung. Es war gar nicht, und doch war es hier. Es trotzte jeder Beschreibung.

Plötzlich fluteten Erinnerungen auf sie ein, Erinnerungen an den Text des Themauros, den sie in Yras Bibliothek gefunden hatte. An Koraphs alte Geschichte, die der Seher Orweyn selbst in die Welt gesetzt hatte. An Kenvilars beißende Stimme im Schatten der Himmelssäule. An die Erzählungen ihrer Freunde von den Drohungen der Drei Schwestern.

Dunkle Magie führt immer zu Qual und Tod.

Doch es gab etwas, das die welt nicht wollte. Es war das KAOS, das vorher ueberall gewesen war und ietzt von der ordnung der zeyt verdraengt wurde.

Zu oft hatte er Dunkle Magie angewandt, zu mächtig war sie geworden. Die Dunkle Magie in ihm begann sich zu regen und wandte sich gegen den Magier. Sie wuchs und meuchelte ihn. Dann verließ sie ihn, einer schwarzen Wolke gleich, um Tod und Verderben zu säen.

Zur strafe sperrte MUTTER NATUR das KAOS ins zentrum ihrer neu geschaffenen welt und schuff drey waechter des KAOS.

Wie besiegt ihr einen Feind, der jede Regel des Spiels begreift, und der die Position aller Steine kennt? Der weiß, dass die Steine den Regeln folgen müssen und nur entlang bestimmter Wege gezogen werden dürfen? Der weiß, welche Steine er setzen muss, um dem Spiel sein Ende aufzuzwingen?

Denn wenn die macht eynes hertzens vernichtet ist, wird die welt aufhoeren zu seyn.

Den Friedensbringer wirst du verdammen, und ihn doch herbeisehnen, wenn es zu spät ist. Dein Geist wird in Fragmente gesprengt und dein Körper von der Finsternis verschlungen werden.

Eynes tages wird das ende der welt bevorstehen, und eyner wird kommen, der die macht der hertzen vereynt und als hoechster prophet der MUTTER nur die vereynte macht beherrschen kann.

Dein Plan wird sich erfüllen und du wirst qualvoll daran zugrunde gehen, und all deine Macht wird dir nicht helfen können. Jede deiner Lügen wird einem Feind helfen, dessen Geschick und Macht du nicht gewachsen bist.

Er endlich wird der welt frieden bringen und den zwist beenden.

Mühsam wandte Eara ihren Blick von der schillernden Dunkelheit und betrachtete mit wachsendem Grauen, wie Ken Dorr ungläubig zurückwich, erst langsam, dann immer schneller. „Das Ist Unmöglich!“, rief er. Die Schatten folgten ihm, doch ihre Bewegungen widersetzten sich allen Regeln. In immer gleicher Geschwindigkeit verringerte sich ihr Abstand, egal wie schnell der Dieb floh. Noch immer schrumpfte die Finsternis in sich zusammen, wurde nach und nach aufgelöst von der Ordnung, gegen die sie sich stellte. Doch Eara erkannte sofort, dass sie Ken Dorr erreicht hätte, bevor sie verschwunden war.

eS isT mÖGLiCh. uNd eS IsT geWISS. aLIE oRdNUNG isT zWAng. AILEs koMmT, Wie eS kOMMEN MUSS. alIEs fOLGt DEM IANgE bEreITeteN pLan. wAS sANdTe vISioNen An bLLIndE seHER uND duRCh dEN sChWARZen sTEin? WaS rETtEte deN seLbsTERnanNTen pRopHEteN aUs deR hÖHIE DEs giGAnten? wAs sChENktE dIR eiNe nEUe HaND UND eIn zWEitEs leBEN, uM das CHAOS, daS In diR SchLumMeRte, mIT DeE deS sCHWachEn maGlerS zU vEReiNen?

Eara keuchte. Nur sie selbst hörte diese Worte! Den anderen mochte es ähnlich ergehen, sowohl ihre Freunde als auch die falschen Helden und Piraten der Schwarzen Kogge krümmten sich mit schmerzverzerrten Gesichtern, ganz wie Eara selbst, und schienen unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren. Doch diese Worte waren direkt an sie gerichtet. Sie alle hörten etwas anderes. Sie alle hörten genau das, was sie hören mussten. Und das hieß – es gab auch etwas, was sie nicht hören durfte. Plötzlich durchbrach ein dünner Schein von Hoffnung ihre Verzweiflung. Es musste einen Weg geben, das alles noch aufzuhalten. Oder zumindest war es das, woran sie glauben musste. Eara wünschte sich die nüchterne Ruhe aus dem Weg des Eises zurück. Sie brauchte ihren klaren Verstand, jetzt mehr denn je!

„Nein! Ich Bin Mächtiger Als Jeder Gott! Mir Gehorcht Die Ordnung Der Welt!“

Ein Kranz aus weißem Licht umwob die Dunkelheit, die Ken Dorr inzwischen fast umschlossen hatte. Erst wurde es fahl und blau, dann grün, dann rot – alles ohne jeden Effekt.

WAS nÜTzt DiE vERNIchTung gEGen eiNe eXisTEnz aUßERHALB dER zEit? waS nÜtZt deR anBEgiNn gEGen daS SicH sTEts wANdELnde? WaS NütZT dIE EWigKelt gEGen eInE dUNkeLHeit, diE äLTeR iSt ALs dAS lICht? was NütZT alLe maChT üBER Die oRDnuNg dER weIT gEGen DiE uMKeHruNg JedeR oRdNUNG?

Hätte sie noch ihre vollständige kalte, berechnende Ruhe gehabt, vielleicht hätte Eara früher daran gedacht. Vielleicht hätte sie noch alles zum Guten wenden können. Vielleicht hätte sie dann aber auch nur andere Worte gehört, und das Ergebnis hätte sich nicht geändert. In jedem Fall verstrichen kostbare Herzsschläge, bis Eara aus Zufall den Kopf senkte und ihr Blick an einer kleinen, silbernen Truhe zu ihren Füßen hängen blieb. *Eine*

Truhe aus Arkanum, gefüllt mit der Essenz aller drei Mächte. Sie mag euch einst gegen den Dunklen Magier helfen. Doch öffnet sie nur, wenn die Lage aussichtslos scheint.

Eara rutschte auf ihrem Sitz umher und versuchte, sie mit dem Fuß anzustoßen, doch sie war zu weit weg. Die Ketten zogen sich enger um sie und gruben sich in ihre zerstörte Schulter. Earra hatte rufen wollen, doch jetzt konnte sie nur noch schreien. Für einen kurzen, entscheidenden Moment, raubten ihre Gefühle ihr die Kontrolle. Und dann war Ken Dorr endgültig von Dunkelheit eingeschlossen. Schwärze legte sich über ihn, überzog seine Haut und schob sich an ihm hoch. „Nein! Meine Neue Welt...“, brüllte Ken Dorr, dann bedeckte die Finsternis ihn vollständig. Dichte Schwärze raubte seiner Gestalt jedes Licht und jede Form. Nur seine kalten grauen Augen waren noch frei, und das weiße Licht aus den Pupillen glühte noch für einen Moment durch die Halle. Earra sah pures Grauen in diesem Blick.

„Die Truhe! Kenvilars Truhe!“, schrie Earra. Doch noch bevor sie das letzte Wort geschrien hatte, erlosch auch dieses letzte Licht. Nur noch eine Gestalt aus sich langsam zersetzenden Schatten stand an der Stelle, die eben noch Ken Dorr eingenommen hatte. Langsam streckte sie die Hände aus, und davor erschienen in der Luft drei leuchtende Kugeln, eine blau, eine grün und eine rot. Hilflos musste Earra mitansehen, wie die Gestalt jede der drei Kugeln antippte und ihr Licht erlosch.

eNDlIch! DAS eNDE dEr oRDnUnG! DeR EwiGe ZwiST iSt bEEndET! uNd Die frEiHEIt KanN bEGiNnen!

Mit diesen Worten löste die Gestalt sich endgültig in Nichts auf. Wo sie gestanden hatte klaffte etwas wie eine unnatürliche, ausgefranste Leere. Die grässliche Stille verschwand. Die tiefe Schwärze wich einem gewöhnlichen Zwielficht. Von Ken Dorr, dem Dieb, dem Höchsten Propheten, dem Friedensbringer, war nichts geblieben als Leere und drei erloschene Herzen.

Eara schloss die Augen. Es war vorbei. Sie hatten verloren. Sie nahm fast nichts mehr wahr bis auf das Blut, das zusammen mit ihrem Leben warm aus ihrer Schulter rann.

Wie aus weiter Ferne spürte sie ein mächtiges Beben, das die Halle erschütterte, und mit ihr die ganze Welt.

Und an der tiefsten Stelle von Hadrias Unterwelt zerbarst der von Rissen durchzogene Boden. Eine farblose Schwärze erhob sich, die nicht dunkel war, sondern bunt schillerte in allen Farben von jenseits der Welt. Sie wirbelte auf, stieg empor und bildete Muster und Formen, die zu denken unmöglich war und die sogleich wieder zerstoben. Eine ohrenbetäubende Stille begleitete sie, die keine Stille war, sondern eine unmögliche Kakophonie aller Töne, die es nicht geben konnte. CHAOS wirbelte umher, breitete sich aus, zersetzte die Umgebung und verleibte sie sich ein, bis es war, als hätte sie niemals existiert. Rasend schnell breitete CHAOS sich aus, jagte wie Rauch durch die engen Gänge der Unterwelt. Dann quoll es durch Horun, den letzten verbliebenen Eingang zur hadrischen Unterwelt, und im nächsten Moment gab es keine Unterwelt mehr. CHAOS breitete sich über das verschneite Land aus und verschlang es. Nichts blieb zurück als wahre Freiheit.



Zwischenspiel XX – Qurun

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Eisgebirge, Hadria

Laut brandeten die Wellen des Hadrischen Meeres gegen die einsame Küste. Der Wind heulte zwischen den verschneiten Gipfeln und trug vereinzelte Schneeflocken und den Geruch von Winter mit sich. Auf einem niedrigen Gipfel stand ein Mädchen in brauner Robe und sah über das Land. Ihr blondes Haar flatterte im Wind, und ihre goldenen Augen blickten nach Süden. Eine Dunkelheit voller Farben breitete sich aus, legte sich über den Schnee und riss ihn aus dem Geflecht der Wirklichkeit, streckte sich zum Himmel hinauf und löste alle Richtungen auf.

Das Mädchen warf einen schnellen Blick nach Westen, zu den dunklen Mauern Yras. Hoch oben wankte der Eiserne Turm, silbernes Feuer umhüllte ihn und rang mit dem Metall.

„Wenn Feuer und Turm miteinander ringen,

das Ende aller naht, denn Qurun wird sie bezwingen“, flüsterte das Mädchen. In ihrem Gesicht lag ein trauriger Ernst. Langsam drehte sie sich um und sah auf die Wellen hinaus, die rhythmisch an den vereisten Fels klatschten. Reglos stand sie im eisigen Wind. Eine einzelne Schneeflocke trudelte an ihr vorbei. Blitzschnell fing das Mädchen sie auf und betrachtete sie, während sie schmolz. Es war nur ein einziger Schneekristall, dessen sechs Zacken weiß glitzerten und langsam zerflossen. Ein Schatten legte sich über sie, als selbst das letzte Tageslicht verschluckt wurde. Eine grausame Stille verschlang die Geräusche von Wind und Wellen. Doch das Mädchen blickte nicht zurück. Stumm bewegten sich ihre Lippen: „Wie ein Stern, der vom Himmel gefallen ist.“ Und für einen kurzen Augenblick, bevor die schillernde Dunkelheit sie verschlang, lächelte sie. Es war ein Lächeln, rein und frei von allen Sorgen.



Y – Der letzte Kampf

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Lange starrte Thorn auf die Stelle, an der eben noch Ken Dorr gestanden hatte. Der höchste Prophet. Der Friedensbringer. Nichts war von ihm geblieben. An seiner Stelle klaffte nun nur noch eine leise Leere, der Stein flimmerte und zerfranst. Ein Loch im Geflecht der Welt. Trotz all seiner Macht war Ken Dorr einfach ausgelöscht worden von ... Thorn wusste nicht, von was genau. Er wusste nur, dass die Herzen zerstört worden waren. Stinner, Bragor, Leander – niemanden würden sie zurückholen können. Im Gegenteil, wenn Themauros sich nicht geirrt hatte, dann würde ... *die welt aufhoeren zu seyn.*

Noch immer starrte Thorn auf den verzerrten, nackten Stein. Hoffte darauf, dass alles sich nur als Täuschung herausstellen würde. Dass Ken Dorr sie einmal mehr genarrt hatte. Und hörte doch zugleich ein dreistimmiges Wispern aus seiner Erinnerung und wusste, dass alles Hoffen vergebens war.

Den Friedensbringer wirst du verdammen, und ihn doch herbeisehnen, wenn es zu spät ist. Dein Geist wird in Fragmente gesprengt und dein Körper von der Finsternis verschlungen werden.

Stille füllte die dunkle Halle aus. Es war nicht mehr die grausame Stille, die die schillernde Dunkelheit ausgestrahlt hatte, nur das Schweigen der Verzweifelten, die ihre letzten Gedanken in Einsamkeit dachten. Am Ende waren sie alle allein. Und dennoch meinte Thorn noch immer die seltsam verzerrten, lautlosen Worte zu vernehmen.

frEIHeiT! EUer GanZeS IEBeN hAbT iHR fÜr siE geKÄmPFt. DOCh wELcHE FREIhEit gIBt eS iN eINeR weLT, dIE VoN iHREn RegLn vOLLsTÄnDig BesTimMt iST? In dER AlLES, wAS gESChIEHT, eINeN gRUNd hAT? in dER dIe gESetZe dER nATuR dEN faLL jeDEs nOch sO KleinEN sTEINs bESTimMen, uND Die gESetZE dER LogIk sELbst daS dENKen BehERrsChen? iHR HabT die skLavErEi nIchT bESiEGt. iHR aLLe sEId sKLaVeN. iHR GehoRChT dER ordNUnG dER weLT. iHR hATtEt nIEmaLS eIne wAHL. Die kETtE vON urSACHe uND wirKunG hÄIT eUCH UMschLunGen, uND HilfLoS wERdeT iHR vOM flUSS dER Zeit iN sEIneR rEIBEndeN sTRÖmunG vORanGetrIebEn. WAHrE fReiHeIt giBt eS nUr Im CHAOS. iN dER zERSchLAGunG aLLer rEGeln! iN DeR auFLÖSunG aLLer

gREnzEn ! in deR umKEhR JedeR oRDNUng! SOLaNGe DieSe WeLT bESTeHT, KanN eS kEIne fREiHEiT gEBeN.

Die Piraten der Schwarzen Kogge und die falschen Helden standen gedankenversunken an Ort und Stelle und starrten, genau wie Thorn, auf die schreckliche Leere, die Ken Dorr hinterlassen hatte. Der Königswolf in der Reihe hinter Thorn winselte ununterbrochen. Eara hing schwach in ihren Ketten, ihr Atem ging flach und Blut troff aus ihrer offenen Schulter. Sie sah nicht gut aus. Doch noch mehr schmerzte Thorn der Anblick Chadas. Mit hängenden Schultern kauerte sie auf ihrem Sitz, und in ihren grünen Augen lag Erschöpfung. Selbst ihr unbeugsamer Wille war der Hoffnungslosigkeit gewichen, oder kämpfte vielleicht noch immer mit dem, was sie gehört haben mochte. Ihr Kampfgeist hatte sie verlassen, denn es gab keine Kämpfe mehr zu schlagen. Nur noch das Ende abzuwarten.

Zu gerne hätte Thorn seine Hand ausgestreckt und die ihre genommen. Doch nicht einmal das war möglich. Seine Arme waren noch immer eng an den Körper gefesselt, und mit jeder Bewegung zogen die kalten, scharfkantigen Ketten sich enger. Der silberne Schlüssel, der seine Ketten lösen könnte, lag nur wenige Schritte entfernt und blinkte verheißungsvoll im letzten Licht der schwarzen Flammen, nahe und doch unerreichbar fern. Und wenn schon. Was hätte es noch gebracht, jetzt frei zu sein?

Kurz flackerte die ganze Halle, ein seltsames Flimmern glitt über den Fels und auch durch Thorns Körper und war sofort wieder verschwunden. Fast schien es, als wären die Farben, die er sah, ein Stück weit verblasst, doch das mochte auch dem dunklen Feuer zuzuschreiben sein. Thorn stöhnte. Er fühlte sich, als wäre er kurz auseinandergerissen und unvollständig wieder zusammengesetzt worden. Die Leere, die an Ken Dorrs Stelle zurückgeblieben war, war angewachsen.

Die Ordnung der Welt ist alt und brüchig, wie die dünne Farbschicht eines Gemäldes, hörte er wieder Kenvilars Stimme. Ganze Stücke brechen auf und von den Rändern her verschwindet sie ganz, bis nur noch die leere Leinwand bleibt.

Thorn schloss die Augen. Alles fühlte sich taub an. Sein Körper dank der Kälte und der gefesselten Glieder. Sein Geist dank der verwirrenden Gefühle, die unablässig auf ihn einströmten, seit der Zugang zu Krahall geöffnet war. Trauer, Schmerz, Verzweiflung, und allen voran eine tiefe Hoffnungslosigkeit.

„Wenn dies das Ende ist, dann freut mich, dass ich es nicht alleine erwarten muss“, sagte plötzlich eine feindselige Stimme.

Thorn schlug die Augen auf und sah Callem ins Gesicht. Der Kapitän war lautlos zu ihnen getreten und starrte aus seinen gelben Augen kalt auf sie herab. Ohne diese Augen wäre sein kahler Schädel mit der tiefblauen Haut in der dunklen Halle fast unsichtbar gewesen.

„Es freut mich, dass es auch euch treffen wird. Euch und alles, was euch teuer war. Ich hoffe, es wird schmerzhaft sein!“

Thorn schüttelte langsam den Kopf. „Was hat Leander nur in dir gesehen?“, seufzte er.

Callem versteifte sich. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer hasserfüllten Fratze. „Wage es nicht, seinen Namen auch nur auszusprechen!“, zischte er. „Er hat euch in sein Herz gelassen. Er hat in euch Freunde gesehen! Er wollte euch warnen, also ließ ich ihn ziehen. Und ihr, ihr habt ihn ermordet!“

„Was?“ Thorn glaubte kurz, sich verhört zu haben. „Wir haben ihn ermordet? Das ist Unsinn! Er wurde tot im Schnee gefunden. Er war tot, noch bevor er uns sprechen konnte. Wir ...“

„Erspart mir diese Lügen!“, rief Callem. Er hob zitternd den Feuerschild und atmete schwer.

„Ich habe sein Blut eingesammelt!“, rief Thorn. „Eine kleine Phiole voll! Um ihn vielleicht zurückzuholen! Sie ist in der Tasche vor mir, wenn du mir nicht glaubst!“

Callem sah ihn lange an. An seinem Hals pochte einer Ader. „Ich glaube dir nicht. Und eine Phiole Blut beweist gar nichts. Aber selbst wenn es stimmt: Leander ist losgegangen, um euch zu helfen. Euretwegen war er dort, wo er gestorben ist. Ob ihr ihn selbst ermordet habt oder nicht, ihr seid Schuld an seinem Tod. In beiden Fällen.“

Er ließ den Schild wieder sinken. „So einfach sterbt ihr nicht“, murmelte er. Kraftlos drehte er sich um, um zu seiner Mannschaft zurückzukehren.

Thorn sah ihm hinterher und erstarrte, als sich in seiner Erinnerung etwas regte. *In beiden Fällen.*

„Es gibt einen Weg...“, flüsterte er.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie Chada den Kopf hob, und auch Callem sah noch einmal zurück und betrachtete ihn forschend.

„Es gibt einen Weg!“, rief Thorn heiser. „Wir können das Ende aufhalten!“

Die Piraten und falschen Helden sahen auf und kamen langsam näher.

„Thorn? Was meinst du?“, fragte Chada ungläubig.

Er erwiderte ihren Blick. „Die Prophezeiung!“, sagte er so laut, dass auch der letzte Pirat ihn hören konnte. „Die letzte Prophezeiung von Hral, dem Weisen, dem Seher der Agren!“

Er sah zur Mannschaft der Schwarzen Kogge und den falschen Helden hinüber, die ihn verwirrt ansahen, und leckte sich nervös die Lippen.

„Es gibt eine Prophezeiung!“, versuchte er zu erklären. „Das Überleben der Agren hängt von ihr ab. Wir finden etwas ... oder jemanden ... einen reglosen Herrscher, der *das Unheil vertagen* kann!“

„Thorn“, mischte sich Eara mit schwacher Stimme ein. Müde sah sie ihn an. „Wir haben diese Prophezeiung nie verstanden. Sie ist ein einziges Rätsel. Wieso soll sie uns jetzt helfen?“

„Weil es so weit ist“, antwortete Thorn fest. Neue Zuversicht erfüllte ihn. „Ken Dorr war einst der Bleiche König, von Hral selbst auf eine Höhlenwand gezeichnet. Doch zuletzt war er ein anderer. Er ernannte sich selbst zum Höchsten Propheten. Und was ist ein Prophet ... wenn nicht ein Verkünder?“

„*Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht*

und in falscher Ordnung wieder vergeht...“, flüsterte Chada. Ein fast erloschenes Licht leuchtete neu in ihren Augen. „Du hast recht, Thorn! Es gibt einen Weg!“

„Ach ja?“, brachte Eara leise hervor. „Und welchen? Es heißt, wir finden den Herrscher. Doch wo willst du suchen?“

Thorn holte tief Luft. „Ich weiß es nicht.“

Eara nickte müde. Flüsternd fuhr sie fort: „Und er wird erwachen, wenn wir seinen Namen sagen. Also, welchen Namen willst du nennen, wenn wir ihn erst gefunden haben?“

„Ich weiß es nicht.“ Langsam machte sich Verärgerung in ihm breit.

„Und am wichtigsten: Was hast du von einer Prophezeiung, von der Hral selbst sagte, dass sie nicht eintreffen werde?“

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht, Eara! Aber was ändert es? Wenn wir auch nur eine noch so geringe Chance haben, das alles aufzuhalten, alle zu retten, dann müssen wir sie nutzen!“

Eara senkte nur kraftlos den Blick.

„Nein“, sagte da plötzlich eine leise Stimme. Callems Stimme. „Nein, Helden von Andor. Ihr müsst nicht. Ihr könnt nicht. Ich werde das nicht zulassen.“

Fassungslos öffnete Thorn den Mund. „Aber... es ist auch dein Leben, das sonst verloren ist! Das deiner Mannschaft! Die ganze Welt! Warum...?“

Callem sah reglos zu ihm herab. Rachedurst lag in seinen kalten Augen. „Weil ich diese Welt nie in mein Herz gelassen habe. Weil es außer mir selbst nur einen einzigen darin gab, der mir je etwas bedeutet hat! Und ihr seid Schuld an seinem Tod! Ich werde nicht zulassen, dass ihr eurem Ende doch noch entkommt!“

Sprachlos erwiderte Thorn den hasserfüllten Blick des Abtrünnigen. Er wusste nicht, was er noch sagen konnte.

Da hob der falsche Drukil den Kopf. Für einen Moment stand er zögernd im Schatten, dann trat er vor und sagte unsicher: „Sie sind nicht Schuld.“

Callem fuhr herum. Mit sichtlicher Überraschung musterte er Drukils Doppelgänger. „Was meinst du?“, fragte er gefährlich leise.

„Ken Dorr. Er hat gesagt, Leander weiß zu viel.“

Kurz blickte Callem zu der leeren Stelle hinüber. Thorn sah, wie sich seine Fäuste spannten. „Der Dieb hat ihn umgebracht?“, fragte er rau.

„Nein“, antwortete Drukil leise. Er warf Thorn einen Blick zu, der fast entschuldigend war. „Er hat gesagt, Drukil muss es tun. Ein falscher Freund. Also ... hat es ihm den Hals zerstochen.“

Callem fixierte Drukil. „Du!“, flüsterte er, während er langsam den Feuerschild hob.

„Ja. Es“, bekräftigte Drukil. „Nicht die Helden. Nicht die Welt. Bestrafe nicht die Falschen.“

Callem schüttelte langsam den Kopf. Plötzlich schien ihn alle Kraft verlassen zu haben. Sein Arm senkte sich wieder. „Es ist egal“, murmelte er. „Ich habe einen Schwur geleistet. Den Schwur, euch Helden alles zu nehmen, wie ihr auch mir alles genommen habt. Es spielt keine Rolle, bei wem die Schuld liegt. Ich habe etwas geschworen, und was ich schwöre, das halte ich. Um jeden Preis.“ Eine schwere Endgültigkeit lag in diesen Worten.

„Aber Kapitän!“, protestierte ein alter, gebeugter Mann mit dunkelgrauer Haut und knarziger Stimme. „Wir werden alle sterben! Deine Racheschwüre in allen Ehren, aber du kannst nicht von uns erwarten, dass wir einfach hier herumsitzen, anstatt uns zu retten!“

Callem seufzte schwer. „Nein, Krumm. Das kann ich wohl nicht.“ In einer blitzschnellen Bewegung griff er an seinen Gürtel und hatte Varlion in der Hand, das ehemalige Flammenschwert. Das Feuer war erloschen, jede Magie hatte es verlassen, doch es war noch immer ein großes, scharfes Schwert. Der gebeugte Pirat konnte kaum aufschreien, da hatte Callem ihm bereits den Kopf von den Schultern geschlagen.

„Noch jemand, der anderer Meinung ist?“, fragte der Kapitän kalt.

Niemand antwortete.

CHAOS zerriss eine verschneite Insel und einen brennenden Turm. Es brach sich durch die letzten Berge, verschlang zerklüfteten Fels und ein goldäugiges Mädchen. Dann erhob es sich über die Wellen, die ins Nichts brandeten. Hadria, das Land der Magie, war nicht mehr.

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Der Kopf des alten Krumm rollte ein Stück und blieb vor Chadas Füßen liegen. Blut! Schon wieder Blut! Es wimmerte und richtete den Blick auf den goldenen Baum in seiner Hand, bis es das Blut nicht mehr sah.

Es hatte den Baum nicht losgelassen, seit das goldäugige Mädchen ihn in Chadas Hand gelegt hatte. Eigentlich war es kein Baum, sondern ein Stein in Baum-Form, glatt und leicht durchscheinend. Als die böse Dunkelheit sich durch die Halle erstreckt hatte, hatte ein dünner, schwarzer Faden das Gold berührt und klebte seitdem darin fest. In unnatürlichen Bewegungen kroch dieser letzte Rest der Schwärze durch den goldenen Baum. Der Anblick war seltsam fremd und zugleich hypnotisch. Chada starrte hinein, um nicht denken zu müssen. Um die Fragen nicht zu hören.

Mutter hatte gesagt, der Wert des Spiels sei unermesslich. Chada verstand nicht, was geschehen war, aber das Spiel war in Gefahr und die Menschen, die wie es aussahen, wussten einen Weg, um es zu retten. Also musste Chada ihnen helfen. Doch Mutter hatte auch gesagt, Chada müsse Kapitän Callem gehorchen, und der wollte nicht, dass es den Helden half. Mutters Befehle widersprachen sich! Aber Mutter hatte immer recht! Es verstand nicht, was es tun musste.

Du musst nichts tun, was du nicht tun willst.

Chada musste an die Worte des goldäugigen Mädchens denken. Aber es wusste nicht, was es nicht wollte. Es mochte kein Blut. Es mochte keine Furcht. Sollte es also abwarten, bis das Spiel nicht mehr da war? Aber Chada mochte auch so viele Dinge! Die Sterne am nächtlichen Himmel! Die Musik der Wellen! Die bunte, aufregende Welt! War das wichtiger als das Blut? Chada kniff die Augen zusammen, bis es den Baum nicht mehr sah.

Du kannst dich entscheiden.

Das war es, was das Mädchen gesagt hatte. Chada wusste, dass das stimmte. Und das machte ihm Angst. Bisher hatte Chada nur getan, was es tun musste. Das meiste davon hatte es nicht gemocht. Aber zumindest hatte es nichts falsch machen können. Es hatte einfach nur getan, was Mutter befohlen hatte. Doch eine Entscheidung zu treffen hieß auch, sich falsch entscheiden zu können. Es hieß Freiheit, und Freiheit war groß und furchtbar. Doch es konnte nicht mehr davor weglaufen.

Plötzlich nahm es Bilder und Worte wahr, die längst vergangen waren.

Die Welt ist ein Spiel. Also spiele es...

Es spielte mit seinen Geschwistern am dunklen Berg und planschte lachend im warmen Wasser...

Wie besiegt ihr einen Feind, der euch besser kennt als ihr selbst, der die Welt versteht, wo ihr raten müsst? Der alles versteht außer sich selbst...?

Es berührte den zersprungenen schwarzen Kristall und erblickte das Blut der Zukunft...

Gibt es denn etwas, was du gerne tust...?

Es saß nachts an Deck des schwarzen Schiffes und blickte hinauf zu einem Kosmos aus weit entfernten Sternen...

Ihr seid unsere Waffe, geschmiedet, das Ende ohne Anfang zu vereiteln...

Es schritt durch das Blut falscher Feinde und brachte Furcht und Tod...

Das Blut wird versiegen und der Schmerz ist vergessen...

Es sah ehrfürchtig zu einem großen Baum hoch, und Frieden erfüllte es...

Wenn ein Stein euch im Weg steht, dann nehmt ihn aus dem Spiel...

Es zerschoss schluchzend ein Auge voller Furcht...

Ihr dürft eure Macht missbrauchen, so viel ihr wollt. Aber vergesst niemals, dass ihr sie nicht ohne Grund besitzt...

Es hielt die Hand eines goldäugigen Mädchens...

Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein: Dies ist der Klang der Entscheidung. Auch du wirst ihn eines Tages hören...

Es stand mit geschlossenen Augen in einer großen, dunklen Halle und hatte Angst vor der Entscheidung, die es treffen musste...

Hole tief Luft, und mache einen Zug, den niemand vorhersehen kann. Mache *deinen* Zug...

Chada schlug die Augen auf, hob zitternd den goldenen Baum und holte tief Luft. Und plötzlich, als hätte der Atem eine Mauer durchbrochen, löste sich der dünne, schwarz schillernde Faden aus dem durchscheinenden Gold und glitt kühl in Chadas Mund wie feiner Rauch. Mit einem Mal hörte es auf zu zittern. All die Erinnerungen und Gedanken und Zweifel, die es lähmten, lösten sich auf. Alles Für und Wider verschwand. Alle Gründe verblassten. Alles, was es ausmachte, wurde unwichtig. Die flüsternden Stimmen verstummten. Alles verschwand, nur die Dunkelheit blieb zurück. Doch diese Dunkelheit war nichts als leere, schwarze Freiheit.

Eine Entscheidung nahte, doch es war eine Entscheidung, die von nichts mehr abhing. Eine Entscheidung ohne Ursache. Eine Entscheidung, die keinem Muster folgte und keiner Regel gehorchte. Eine Entscheidung, die sich wie ein dunkler Schleier über die Zukunft legte und die Wirklichkeit von Möglichkeit trennte. Eine Entscheidung, die niemand je vorhersehen konnte, kein Seher, kein Gott, kein Chaos. Eine Entscheidung aus wahrer Freiheit. Für einen kurzen Wimpernschlag hielt die Welt den Atem an.

Wer bist du?

Und dann hörte es, worauf es so lange gewartet hatte: Das helle Klingen einer Münze auf hartem Stein. Der Klang der Entscheidung.

Langsam ließ es die Luft wieder entweichen. Es lag kein schwarzer Rauch darin. Die Entscheidung war getroffen. Der Moment der Freiheit war vorüber. Alles weitere würde geschehen, wie es die Spielregeln der Welt geboten, solange sie noch galten.

Es hob den Blick und betrachtete Callems dunklen Schild und sein blutiges Schwert. Es mochte keine Schwerter. Es mochte kein Blut. Doch es hatte seine Entscheidung getroffen, und es würde dazu stehen, komme was wolle.

„Lass sie frei, Callem!“, forderte es laut.

CHAOS legte sich wie die Nacht über die Wellen des Hadrishen Meeres. Gewaltige Wassermassen stürzten ins Nichts hinab und verloren jede Struktur. Fische wurden verschlungen, Schiffe zerbarsten in den schillernden Schatten, stachelige Klippen wurden in die Leere jenseits der Welt gerissen und Treibholz hineingespült. Wie der Sturm kam CHAOS über Weiden und Höhlen und verwehte ihre Substanz.

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Thorn riss die Augen auf. Chadas Stimme... Hell und entschlossen klang sie durch die weite Halle. Doch Chada saß noch immer in ihren Ketten und sah ebenso erstaunt aus, wie er es war. Nicht sie hatte gesprochen. Nicht die echte Chada. Sondern die Kopie.

Mit hoch erhobenem Haupt stand sie über dem Kopf des buckligen Piraten, in der einen Hand hielt sie ihren Bogen, der Chadas Bogen Audax zum Verwechseln ähnlich sah, in der anderen einen einzelnen Pfeil und einen kleinen Baum aus Bernstein.

Callem, der Abtrünnige, schüttelte müde den kahlen Kopf. „Ausgerechnet jetzt? Nachdem du mir all die Zeit so brav gehorcht hast, entdeckst du plötzlich die Heldin in dir? Du vergisst, wer du bist, Chada!“

„Nein! Im Gegenteil! Ich weiß jetzt endlich, wer ich bin!“, sagte die falsche Chada voller Stolz. „Ich bin nicht länger Nummer Zwei. Ich bin nicht länger Chada. Ich bin ich selbst! Ich werde nie wieder jemand anders sein! Und ich weiß jetzt, warum ich meine Macht erhalten habe!“

Callem hob sein erloschenes Schwert, doch die Chada, die nicht mehr Chada war, wich nur vorsichtig ein paar Schritte zurück und fuhr fort: „Piraten! Meine Mannschaft! Und meine Geschwister! Hört mir zu! Das Spiel selbst steht auf dem Spiel! Aber wir können es retten! Wir können uns selbst retten!“

„Genug!“, rief Callem erbost. Er hob den Arm mit dem Feuerschild und sah Chada fast traurig an.

Da ertönte ein hoher, schriller Ton, aus der schnell eine schiefe, rhythmische Flötenmelodie wurde. Thorn versteifte sich unter den scharfen Ketten. Wie ein stummer Befehl kroch die Melodie in seine Muskeln: *Bleib still – starr wie Stein! Asche und Gebein!*

Das Echo der Flötenklänge strömte von allen Seiten zu ihm zurück, vom runden Stein der halbkreisförmigen Sitzreihen weitergeleitet. Selbst seine Augen waren erstarrt. Nichts mehr regte sich in der ganzen Halle – bis auf Orril. Der schwarze Barde mit dem silbernen Haar ließ konzentriert seine Finger über seine beinerne Flöte tanzen, und langsam mischte sich eine weitere Melodie hinzu: *Zu mir – zögere nicht! Motten im Licht!*

Callem setzte einen steifen Schritt. Und noch einen. Wie eine hölzerne Puppe folgte der Kapitän der Melodie seines Barden. Der nahm, ohne sein Spiel zu unterbrechen, eine Hand von der Flöte und zog einen Dolch. Schwermütig sah er Callem entgegen,

Da mischte sich noch ein anderer Laut in die dunkle Melodie: Das Säuseln des Windes, seltsam fremd in dieser alten, toten Halle. Eine Windböe fuhr auf Orril nieder. Kurz meinte Thorn inmitten der Luft einen Strom gequälter Gesichter auszumachen, dann zerbarst die weiße Flöte in Orrils Händen. Die Melodie verstummte, die Starre wich. Orril stolperte zurück, doch die Winde, die ihn seiner Flöte beraubt hatten, stemmten sich plötzlich gegen ihn und warfen ihn um. Bevor er sich wieder aufrappeln konnte, hatte Callem ihm sein erloschenes Schwert in die Brust gestoßen.

Orril röchelte noch etwas. Bestimmt irgendetwas Pathetisches, wenn sich am schwarzen Barden seit ihrer ersten Begegnung außer seiner Haarfarbe nicht viel geändert hatte, doch es kam nicht mehr bei Thorn an.

„Gut gemacht, Thogger“, knurrte Callem. Der Tarendruide zuckte unbehaglich zusammen, ein roter Glanz huschte durch seine Augen. Ansonsten reagierte er nicht. Callem zog sein Schwert aus Orrils Brust und beäugte den Rest seiner Mannschaft misstrauisch. „Ich rate euch, findet euch mit dem Ende ab und verbringt eure letzten Stunden in Frieden.“

Thorn holte tief Luft. „Nein!“, rief er. „Eure Chada hat recht! Es ist Wahnsinn, das Ende einfach abzuwarten! Ihr werdet sterben, wenn ihr uns nicht befreit!“

„Callems Schwur bindet ihn, aber nicht euch. Ihr seid frei!“, ergänzte die *echte* Chada eindringlich. Ihre Stimme gab auch Thorn Zuversicht. Er sah, wie die übrigen falschen Helden, Drukil, Orfen und sein eigenes Ebenbild, sich mit unsicheren Mienen hinter Chadas Kopie versammelten. Auch einer der Piraten, ein Mann mit braunem Zopf, einem silbernen Horn am Gürtel und dem Bruderschild in der Hand, gesellte sich zu ihnen. Nur noch fünf Piraten waren an Callems Seite geblieben: Eine Frau in brauner Kutte, die ihren Zauberstab an ihrer Seite hielt und mit leerem Blick ins Nichts starrte. Ein gedrungener Mann, der in seiner verbleibenden Hand den seiner Magie beraubten Hammer der Stärke hielt. Thogger, der Druide der Taren, der sich nicht mehr geregt hatte, seit seine Windgeister Orrils Flötenspiel durchbrochen hatten. Eine grünhäutige Frau mit verschlagenem Blick. Und Meres, der Hexer, der den Sternenschild an seiner Seite trug und mit ausdrucksloser Miene zu Callem sah.

„Das ist Meuterei!“, tobte der Pirat mit Orweyns Hammer. „Ich werde euch eigenhändig töten!“

„Geduld, Pero“, murmelte Callem. „Die Zeit ist auf unserer Seite.“

„Dann wenigstens die Helden! Wir gehen kein Risiko ein und ...“

Thorn versuchte, trotz seiner Ketten so weit wie möglich vor dem hässlich grinsenden Mann zurückzuweichen. Doch Callem bedachte seinen Gefolgsmann nur mit einem finsternen Blick. „Nein! Ihnen wird kein Haar gekrümmt! Sie sollen das Ende am eigenen Leib erfahren!“

Er betrachtete den Rest seiner Mannschaft aus dem Augenwinkel, während er den falschen Helden kampfbereit entgegensah. „Und ihr? Werdet auch ihr zu mir halten?“

„Ich folge dir“, versprach die grünhäutige Frau grinsend. „Und dank Mutters Geschenk auch die anderen drei!“ Sie legte ihre Finger auf eine dünne Kette um ihren Hals und zog einen kleinen, rötlich glühenden Stein hervor.

„Warum, Kentar?“, fragte die falsche Chada. „Mutter hätte gewollt ...“

„Mutter!“, lachte Kentar hämisch. „Kenvilar war nicht eure Mutter! Ich bin ihre einzig wahre Tochter! Sie schuf mich aus einem Teil ihrer selbst. Als etwas Neues! Ihr dagegen seid nichts als die Kopien anderer. Ihr wart nichts als ihre Werkzeuge! Sie hat euch nicht einmal Namen gegeben, nur Nummern! Ihr habt wahrlich Besseres zu tun, als euch nach ihren Wünschen zu richten! Ich habe schon lange damit aufgehört. Ich tue einzig, was ich selbst will.“

„Jeden Moment sterben, anstatt die Welt zu retten?“, schlug Thorn bissig vor.

„Ja!“, flüsterte Kentar mit einem wahnsinnigen Grinsen. „Die Welt ist eine Sinfonie des Grauens, und ich will jeden einzelnen Ton hören. Und Qurun ... das ist der letzte Satz. Ein Ende wie ein Paukenschlag! Ich werde es nicht verpassen!“

Sie brach in schrilles, gackerndes Gelächter aus. Ihre Finger spielten unablässig mit dem roten Stein. Ein neuerliches Flimmern durchlief lautlos die Halle und kämpfte gegen die Struktur der Wirklichkeit.

Thorn fror.

CHAOS breitete sich über die vielen Inseln aus wie der Nebel, dem sie ihren Namen verdankten. Es flutete die weiten Hallen voller Silber und Perlmutter. Es verschlang eine blutige Ruine und die Möwen, die noch immer kreischend darüber flogen. Es zerriss armselige Hütten und große Werften. Es brauste über ein weites Tal hinweg, schneller als jeder Sturm. Zwischen den hohen Felszacken erklang ein Lied aus Stille und Freiheit, das kein Ohr vernehmen konnte.

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Es hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Kentars schrilles Lachen hallte weit durch die dunkle Halle. Es umklammerte den goldenen Baum fester, bis seine Fingerknöchel weiß hervortraten. Callem hingegen schwieg und beobachtete es kampfbereit.

„Wir brauchen diesen Schlüssel!“, flüsterte Niron. „Nur er kann die Ketten öffnen.“

Es folgte dem Blick des Spähers und entdeckte in der Tat ein schwaches silbernes Glänzen neben den gefangenen Helden. Alleine hätte es es niemals bemerkt. Niemand hatte schärfere Augen als Niron – abgesehen vielleicht von Callems Vogel Roa, und von dem war nicht mehr als ein rotes Ei geblieben.

Es nickte knapp. „Dies hier ist der letzte Kampf“, sagte es leise zu seinen Geschwistern. „Das Blut wird versiegen und der Schmerz wird vergessen. Nur dieser eine Kampf noch! Bereit?“

Thorn erwiderte warm seinen festen Blick und nickte. Orfen fasste sein Schwert fester. Und Drukil verkündete ernst: „Drukil hat sein Richtig gefunden.“

„Niron, du holst den Schlüssel. Wir lenken den Rest ab“, beschloss es. Es hob das Zupfding und den letzten Pfeil. Hier. Du wirst ihn brauchen. Ohne den goldenen Baum loszulassen, legte es den Pfeil an. Callem hob mit finsterner Miene seinen dunklen Schild. Doch es hatte nicht vor, auf den Kapitän zu schießen.

Ich folge dir. Und dank Mutters Geschenk auch die anderen drei!

Es ließ den Pfeil fliegen. Kentar verschluckte sich an ihrem Lachen und starrte verblüfft auf ihre leeren Hände. Nur noch eine dünne silberne Kette lag zwischen ihren Fingern, vom Pfeil glatt durchtrennt. Der rote Stein kullerte irgendwo in die Schatten, bis es ihn nicht mehr sehen konnte.

Kentar sah sich fassungslos um. „Wo ist er? Wo ist der Stein?“, kreischte sie. Sie taumelte zurück und fiel auf die Knie, betastete hektisch die tiefen Risse im Boden.

„Kentar! Bleib hier!“, rief Callem, doch sie hörte nicht.

„Sei still!“, fauchte sie. „Mein Stein! Mein Geschenk!“ Der Kapitän machte Anstalten, ihr zu folgen, als ein Hornstoß durch die Halle scholl. Niron setzte sein Horn ab und lächelte grimmig. Dann lief er los, auf den Schlüssel zu. Es und seine Geschwister folgten. Noch im Laufen zog es seine beiden Dolche aus ihren Lederhüllen. Den goldenen Baum ließ es nicht los.

Callem stellte sich ihnen in den Weg, sogleich wurde er von Thorn und Drukil zugleich angegriffen. Orfen, der sich scheinbar ebenfalls auf den Kapitän stürzen wollte, musste stattdessen einen Angriff von Ean Quella parieren. Mit unheimlich leeren Augen schwang sie ihren Leuchtstock und trieb ihn zurück. Da Kentar noch immer nach ihrem Stein suchte und Thogger nach wie vor reglos da stand und mehr mit sich selbst als seiner Umgebung beschäftigt zu sein schien, blieben noch Pero, der erste Maat, mit seinem bösen Hammer,

und Meres mit seinen vielen Beuteln und Pulvern und dem grünen Feuer. Wen sollte es ablenken?

Diesmal musste es nicht selbst entscheiden. „Chada!“, rief Pero grinsend. In seiner rauen Stimme mischten sich Hass und Häme. „Du wirst diese kleine Meuterei bereuen!“ Er hob seinen Hammer und die spitz funkelnde Hakenhand.

Es hielt sich nicht mit einer Antwort auf und stach nach seinem Bauch. Pero drehte sich nicht rechtzeitig weg, ein flacher Schnitt blieb zurück. „Na warte!“, zischte er. „Ich werde deinen hübschen Schädel einschlagen und ihn dem Kapitän vor die Füße legen!“

Es duckte sich unter dem Hammer weg und versetzte ihm einen tiefen Schnitt am Arm. Von da an verzichtete Pero darauf, seine Attacken anzukündigen. Vorsichtig umkreisten sie sich. Ab und zu versuchte Pero einen Angriff mit seinem Hammer, während er die Hakenhand als Deckung hinten ließ. Es versuchte gar nicht erst, die schwere Waffe mit Dolchen zu parieren, sondern wich stets aus, stach gelegentlich kurz zu und hielt nach Lücken in seiner Deckung Ausschau.

Ein seltsames, schreckliches Flimmern durchlief die Halle, gefolgt von einer kurzen Stille, die den Kampfärm durchbrach, ehe sie verschwand. Seltsam blass sah die Halle aus, als hätten alle Farben an Leuchtkraft verloren. Das dauerte alles zu lange! Die Helden mussten befreit werden! Jetzt!

Es warf einen raschen Blick zu den Gefangenen. Niron hatte den Schlüssel bereits in der Hand, aber kam nicht dazu, die Helden zu befreien, da er in einen Kampf mit Meres verstrickt war. Aus dem Augenwinkel sah es Orfen, der sein Schwert tief in Ean Quellas Bauch gestoßen hatte und zugleich ihren Leuchstock so fest gegen den Kopf bekam, dass er mit verdrehtem Hals liegen blieb und nicht wieder aufstand. Es sah Callem, der in silberne Flammen gehüllt vor Drukil stand und in weiten Schlägen auf ihn einhieb. Zu seinen Füßen lag ein verkohlter Körper, in dem es nur mit Mühe Thorn erkennen konnte.

Es erstarrte. Übelkeit stieg in ihm auf.

Ein Hammer kam auf es zu. Pero hatte gemerkt, dass es sich hatte ablenken lassen. Der Schlag war langsam, dennoch konnte es ihm nur knapp ausweichen, zu sehr sah es die verbrannte Haut noch vor sich – und da spürte es ein schreckliches Reißen an seiner linken Hand. Schreiend sprang es zurück und ließ den Dolch und den goldenen Baum fallen. Quer durch das Fleisch zog sich ein klaffender Schnitt, so tief, dass seine Finger ihm nur noch zur Hälfte gehorchten. Und da war Blut. Schon wieder Blut!

Pero grinste und hob seinen blutverschmierten Haken. Es hatte zu sehr auf den schweren Hammer geachtet! Es wimmerte und war noch ganz benommen vor Schmerz, als es schon den nächsten Angriff auf sich zukommen sah, wieder mit dem fiesen Haken. Es stolperte zurück und hob den verblieben Dolch, um den Angriff abzuwehren. Der Haken verkeilte sich im Dolch, und während es noch versuchte, ihn zu lösen, sah es, wie Pero mit einem hämischen Grinsen mit seinem Hammer ausholte.

Plötzlich fuhr ein jäher Windstoß zwischen ihnen hernieder und riss sie auseinander. Es und Pero fielen zu Boden. Suchend hob es den Blick.

Thogger hatte seinen Stock und den runden silbernen Schild mit Stacheln zugleich erhoben. Böen brausten durch den Saal und zerrten an allem, was sie greifen konnten. Ein besonders heftiger Windstoß warf Callem zu Boden und entriss ihm seinen dunklen Schild.

„Thogger!“, schrie Callem wütend. „Was tust du?“

Der Tarus senkte den Kopf und betrachtete seinen Kapitän. Der rote Schimmer war aus seinen Augen verschwunden. „Ich rette die Welt! Ich rette ... mein Volk!“

Ein gewaltiger Druck legte sich über die Halle, presste Callem, Pero und Meres zu Boden und ließ zugleich alle anderen unbehelligt. Es atmete schwer und rappelte sich auf.

„So lange konnte ich nur zusehen! So lange habe ich mich in die Irre leiten lassen! Doch das ist vorbei!“ Die Hand um seinen Stock zitterte, doch Thoggers Stimme war ruhig und kräftig. „Alles, was ich getan habe, habe ich für mein Volk getan! Nichts kann mich dazu bringen, sie jetzt im Stich zu lassen!“

Es sah, wie Niron den Schlüssel in das Schloss steckte, das die Ketten um Thorn zusammenhielt. Den anderen Thorn. Den echten Thorn. Den Fremden, der noch lebte. Es sah weg.

„Sie werden in Sicherheit sein!“, keuchte Callem, doch der Druck verstärkte sich nur noch weiter und bald japste er nur noch nach Luft.

„Sie werden tot sein!“, brüllte Thogger. „Eure giftigen Worte versagen! Der rote Stein ist fort! Ihr könnt mich nicht länger lenken! Ihr...“

„Thogger! Hinter dir!“, rief plötzlich Niron's Stimme erschrocken. Thogger drehte sich um, doch zu spät. Ean Quella stand hinter ihm. Sie stützte sich schwer auf ihren Stock und hatte die andere Hand auf die entsetzliche, klaffende Wunde in ihrem Bauch gepresst. Orfens Schwert hatte sie tödlich verwundet, und es hatte gedacht, sie könne sich höchstens noch in Schmerzen winden. Doch in ihren Augen lag kein Schmerz. Nur eine unheimliche Leere.

Thogger hatte kaum Zeit, den Sturmschild zu heben. Ein grelles Licht flammte auf, Ean Quellas Sock sauste nieder und Thogger ging zu Boden. Da war Blut. Schon wieder Blut! Der Sturmschild entglitt seinen Fingern. Ean Quella, die sich ohne ihren Stock nicht mehr aufrecht halten konnte, stürzte dem Hörnermenschen hinterher.

Ein lautes Heulen erhob sich über die Halle. Farblose Schemen tosten klagend um Thoggers Leichnam, auch es wurde von reißenden Winden erneut zu Boden gedrückt. Dann verschwanden die Gestalten und der Druck erlosch.

Es sprang auf, doch Pero war schneller. Während es noch sein Gleichgewicht wiederfand, hob der erste Maat seinen Hammer und ließ ihn mit einem triumphierenden Grinsen niedersausen. Kaltes Metall traf es in die Brust und es keuchte auf. Ansonsten geschah nichts. Der Schlag war kaum mehr gewesen als ein Stupser.

Pero betrachtete es verblüfft und starrte verwirrt auf seinen Hammer. „Meine Stärke...“, flüsterte er, und er klang, als trauere er um einen toten Freund. Es zögerte nicht länger und trieb ihm den Dolch in den Hals, ehe er sich wieder gefangen hatte.

Pero sackte in sich zusammen und röchelte. Unter Schmerzen presste er etwas hervor, das wie „Mein Kapitän...“ klang, dann regte er sich nicht mehr. Pero war tot. Doch der Kampf war noch nicht vorbei.

CHAOS senkte sich über eine Insel, die wie ein versteinerter Arrog aus den Fluten ragte, über einen schwarzen Berg in finsterner Tiefe und über die kleine, einsame Gestalt in der Glut darunter. Das Feuer der Tiefe erlosch. Alle Stimmen verklangen in der ohrenbetäubenden Stille, und aus Schmerz wurde Freiheit.

Abenddämmerung, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazar

Thorn zuckte zusammen, als grüne Flammen direkt neben seinen Ketten aus dem Stein brachen. Doch der Pirat mit dem Silberhorn ließ nur notgedrungen den Schlüssel los und tänzelte unbeeindruckt einen Schritt beiseite.

„Du hättest mich töten sollen, als Thoggers Winde mich zu Boden pressten, Niron“, sagte Meres mit tonloser Stimme.

„Aber wo wäre denn da die Herausforderung?“, lachte Niron. Er drehte sich beiseite, als Meres ein paar dunkle Körner nach ihm warf, die zu schwarzen Dornen sprossen, sobald sie den Boden berührten. „Außerdem will ich dich gar nicht töten, Meres.“

„Du wirst es tun müssen, wenn du die Helden befreien möchtest“, antwortete der Hexer ruhig, während er vergeblich versuchte, seinen Umhang aus den immer weiter wachsenden Dornen zu lösen, bis er die Hälfte der Dornen schließlich mit einem Fingerschnippen niederbrannte.

„Meres!“, rief Thorn. „Wozu? Warum opferst du dein Leben und die ganze verdammte Welt für die Racheschwüre eines anderen?“

Meres wandte langsam den Kopf und sah ihn aus seinen dunklen Augen an. „Du verstehst es nicht. Ihr habt mich nie verstanden. Und ihr könnt gar nicht verstehen. Kentar hat euch nicht vergiftet.“

„Ich verstehe dich auch nicht“, meinte Niron, und kurz huschte eine Regung über Meres' Gesicht, ehe der Hexer sich wieder fing und eine Faust voll grünen Feuers nach Niron schleuderte. Der sprang mühelos beiseite und fuhr fort: „Kentar kontrolliert uns nicht einfach. Sie nimmt eine unserer tiefsten Sehnsüchte, eine unserer größten Ängste, und verstärkt sie, bis wir davon vergiftet werden und alles andere verblasst. Bis wir bereit sind, alles dafür zu tun. Bei Thogger war es der Wille, sein Volk zu schützen. Bei mir das Verlangen nach einer immer neuen Herausforderung. Beide dieser Wünsche lassen sich nicht länger erfüllen, wenn die Welt zu Ende geht, deshalb verrieten wir Callem. Aber ich frage mich: Was möchtest du? Du zeigst so selten, was in dir vorgeht, Meres. Ich habe bis heute nicht begriffen, welchen Wunsch Kentar in dir genährt hat. Was es ist, was dich jetzt dafür kämpfen lässt, dass die Welt zu Ende geht...“

Während Niron gesprochen hatte, hatte er die verbliebenen Dornen umrundet und jetzt fast wieder das Schloss an Thorns Ketten erreicht, wo noch immer der Schlüssel steckte und auf seine letzte halbe Umdrehung wartete. Meres hob gebieterisch die Arme und Thorns Schwert, das zwischen seinen Sachen auf dem Boden lag, erhob sich plötzlich und folgte Meres' Bewegungen. Niron jedoch schlug die Klinge mühelos mit dem Bruderschild beiseite.

„Ach Meres! Du kannst mich nicht überraschen. Ich bin der Späher der Yetohe und der Vol'tekai! Ich höre deine Hoffnungen aus dem Klang deines Atems, sehe deine Absichten in der Bewegung deiner Augen, spüre deine Zauber in den Wellen der Magie. Es scheint, das hier wird weniger herausfordernd als erhofft.“

Während Meres damit beschäftigt war, diversen metallenen Gegenständen auszuweichen, die sich unkontrolliert vom Boden erhoben und durch die Halle schossen, legte Niron die letzten Schritte zurück und hängte sein Horn weg. Ernst sah er Thorn in die Augen. Thorn erwiderte den Blick und sah nur aus dem Augenwinkel, wie Meres hastig auf Niron zeigte. Die letzten Metallteile fielen klappernd zu Boden, und zugleich schien sein ausgestreckter Zeigefinger unnatürlich anzuwachsen. Eine faltige Schlange, ohne Augen

und mit Haut anstatt Schuppen, wuchs daraus, die sich mit Wucht von Meres' Hand löste und auf Niron zuschoss.

„Glaub mir doch, du kannst mich nicht überraschen“, meinte Niron hörbar gelangweilt, während er, ohne auch nur den Blick von Thorn zu nehmen, den Bruderschild hob. „In dem Moment, in dem du deinen Plan gefasst hast, verraten all deine kleinen unbemerkten Zeichen auch schon, welcher es ist.“

Die Schlange klatschte gegen den Schild und fiel herab in die schwarzen Dornen, wo sie kläglich zischelnd aufgespießt wurde und aufplatzte wie ein Wasserschlauch. Kurz verzog Meres schmerz erfüllt das Gesicht, ehe er wieder seine gewohnte undeutbare Miene zeigte.

„Es stimmt also“, sprach Meres leise und tonlos. Sein neugieriger Blick ruhte auf den Überresten der Schlange und dem Blut, das zwischen den Dornen verrann. Thorn vermochte nicht zu sagen, ob er überhaupt registrierte, dass Niron die Hand um den rettenden Schlüssel legte. „Du hast mich wirklich nie verstanden, Niron. Von den vielen Folgen meiner Kunst“, er machte einen vorsichtigen Schritt zurück, „folgt höchstens die Hälfte einem Plan.“

Niron erstarrte, als ein leises Rascheln zu hören war. Er sah über die Schulter, und zum ersten Mal seit Beginn des Kampfes konnte Thorn etwas wie echten Schrecken in seinen Augen entdecken. Wo das Blut der Schlange die Dornen benetzt hatte, wucherten plötzlich blutrote Blüten, die sich vor Thorns Augen in fleischige, schwarze Bälle verwandelten und anschließend mit leisem *Plopp* aufplatzen. Schwarze Körner wurden in alle Richtungen davonkatapultiert und krallten sich als neue Dornen in alles, was sie berührten. Thorn war durch Nirons Körper verdeckt und blieb verschont, der Späher jedoch wurde voll getroffen und war binnen Herzschlägen von schwarzen Ranken umschlungen. Unzählige feine Dornen bohrten sich in sein Fleisch und begannen ekelhaft zu pulsieren, als würden sie Niron aussaugen. Weitere rote Blüten sprossen allorts hervor, die wieder neue Samen ausspuckten. Niron schrie gequält und taumelte zurück. Verzweifelt wand sich Thorn in seinen Ketten, doch vergeblich. Niron hatte das Schloss nicht geöffnet.

Mit ausdrucksloser Miene verfolgte Meres das grausame Schauspiel. Schließlich ließ er sein grünes Feuer auf die wachsenden Dornen los und verbrannte sie restlos zu Asche. Von Niron blieb nicht mehr zurück als ein verkohlter Körper, der noch immer den Bruderschild hielt. Vorsichtig näherte sich Meres, befreite den Schild von Ruß und nahm ihn an sich. Etwas verloren stand der Hexer inmitten der Asche, den Sternenschild in der einen und den Bruderschild in der anderen Hand. Erneut fraß sich ein Flimmern durch die Struktur der Welt. Alle klaren Kanten in Thorns Blickfeld schienen an Tiefe zu verlieren.

„Meres“, rief Chada gepresst. „Bitte! Lass uns frei! Besinne dich auf das, was du einst warst.“

Meres hob den Kopf und antwortete ruhig: „Was ich war? Ich war allein. Von meinen eigenen Eltern ausgesetzt, weil sie meine Gaben nicht verstanden. Von allen ausgestoßen, gefürchtet und gehasst. Mit nichts als Misstrauen, Abscheu und Aberglauben behandelt. Der Fremde, die Missgeburt, der Hexer, dessen Künste stets Böses hervorriefen.“ Er schüttelte den Kopf. „Doch das ist vorbei. Auf Narkon konnte ich all das vergessen und andere finden, denen es ging wie mir. Die ebenfalls anders waren, und die sich doch zusammengefunden hatten. Die mich endlich akzeptierten. Ich fand eine Gemeinschaft der Einsamen. Und die werde ich nicht verraten.“

Meres sprach mit seiner üblichen, seltsam tonlosen Stimme, und sein Gesicht offenbarte nichts von dem, was in ihm vorgehen mochte, doch seine Hände waren fest um die Griffe der mächtigen Schilde verkrampft.

„Das ist es also“, flüsterte Thorn. „Das ist es, was du all die Zeit wolltest. Was du gesucht hast, als du aus Andor fortgingst und zurückkamst. Was du noch immer willst. Das ist der Wunsch, den diese Kentar in dir verstärkt hat, um dich zu kontrollieren: Dazugehören!“

„Tut nicht so, als würdet Ihr mich verstehen, Thorn“, erwiderte Meres. „Niemand hat mich je verstanden. Niemand bis auf Reka ... und Kentar.“

Er wandte sich ab und betrachtete Callem, der soeben dem falschen Drukil sein Schwert in die Brust stieß und sich der falschen Chada zuwandte, die als letzte übrig geblieben war. Callem hatte den Feuerschild verloren, doch da Chada nur noch einen mickrigen Dolch hatte, wusste Thorn trotzdem, auf wen er wetten würde. Er schluckte und erhob die Stimme:

„Du kannst die Schwarze Kogge gar nicht mehr verraten, Meres. Sieh dich doch um! Ihr habt euch gegenseitig die Köpfe eingeschlagen. Deine teure Gemeinschaft ist längst zerbrochen. Es ist nichts mehr übrig, wo du dazugehören könntest!“

Der Hexer reagierte nicht einmal. Ruhig beobachtete er den Kampf und machte sich nicht die Mühe, einzugreifen. Thorn schrie und zappelte wild in seinen Ketten, doch der Schlüssel regte sich nicht. Die Ketten zogen sich so fest um ihn zusammen, dass er kaum noch atmen konnte.

„Meres, hör mich an“, keuchte Eara leise. Ihr Gesicht war bleich und ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern, Blut lief aus ihrer armlosen Schulter dunkel über die glänzenden Ketten. Was Thorns wütende Schreie nicht geschafft hatten, gelang ihrer erschöpften Stimme augenblicklich. Meres warf einen Blick über die Schulter und wartete. „Thorn irrt sich. Er sagt, du gehörst nicht mehr dazu, aber die Wahrheit ist: Du hast niemals dazugehört.“ Kurz verengten sich Meres' Augen. Eara holte keuchend Luft und fuhr fort: „Du hast gesagt, du wurdest akzeptiert. Aber akzeptieren bedeutet, jemanden so anzuerkennen, wie er ist. Ich habe in deinen Geist gesehen, Meres. Auf Sturmtal. Er ist zerfressen von Kentars Macht. Sie erfüllt dich mit Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit, von der du dich nicht befreien kannst. Sie hat dich verändert. Die Schwarze Kogge hat nicht dich aufgenommen, Meres. Sondern das, was Kentar aus dir gemacht hat. Es tut mir leid.“

Kraftlos sank Eara in sich zusammen. Meres musterte sie aufmerksam und drehte sich endlich wieder ganz zu ihnen um. Langsam sagte er: „Du denkst, ich wüsste das nicht? Die Schwarze Kogge ist nicht die Gemeinschaft, die ich mir wünschen würde. Doch sie ist die einzige, die ich je hatte.“

„Aber sie muss es nicht bleiben!“, rief Thorn. „Nicht wenn du verhinderst, dass alles zu Ende geht.“

„Ach, Thorn. Wer würde mich schon annehmen? Ich habe so lange gesucht. Das Misstrauen ist überall. Ich habe keine Hoffnung mehr, etwas Besseres zu finden.“

„Das ist Kentars Werk!“, sagte Chada ernst. „Von ihr stammt die Hoffnungslosigkeit, jemals wahrhaft dazuzugehören. Von ihr stammt die Einsamkeit. Doch du kannst dagegen ankämpfen. Du trägst den Schild, der das Licht der Sterne und den Glanz neuer Hoffnung in sich birgt. Du trägst den Schild, der Fremde zu Freunden macht. Nutze ihre Macht, Meres! Lass uns Freundschaft schließen – ein zweites Mal.“

Meres öffnete den Mund einen Spalt weit. „Ich ...“ Er senkte seinen Blick auf die beiden mächtigen Schilde in seinen Händen. Langsam hob er den Sternenschild an. Ein roter Schimmer glitt durch seine Augen, doch zugleich begann der Schild in seiner Hand metallisch zu summen. Und dann, von einem Moment auf den anderen, erlosch all das.

Meres' Blick klarte auf. Erschöpft ließ er die Schilde fallen und brach zusammen, bis er schluchzend er auf dem Boden kauerte.

„Nun, das ist jetzt unpraktisch“, meinte da plötzlich eine sanfte Stimme. Thorn wandte den Kopf, soweit er es vermochte, und erblickte sie. Sie stand im Mittelgang zwischen den schwarzen Flammen und der Leere, die von Ken Dorr zurückgeblieben war. Die Frau mit der grünen Haut. Kentar. In ihrer Hand hielt sie den roten Stein, den sie verloren und wiedergefunden hatte. „Nach der ganzen Mühe, die ich mit dir hatte, kommt so ein blöder Schild und vermässelt alles. Traurig.“

Meres blickte auf. Und zum ersten Mal war sein Gesicht nicht ausdruckslos, sondern zeigte nur zu deutlich alles, was in ihm vorging. Thorn sah seine Schuld, seine Einsamkeit, seine Furcht vor Kentar mit ihrem roten Stein, aber auch seine Entschlossenheit und seinen Zorn.

„Kentar!“, zischte der Hexer hasserfüllt. Er griff nach den beiden Schilden und erhob sich. Nach einem prüfenden Blick auf den Bruderschild warf er ihn beiseite. Mit einem schallenden Klang verkantete er sich neben Thorns Kopf zwischen den Steinsitzen, direkt vor Lonas' Schnauze.

„Du hast mir das angetan! Du hast das aus mir gemacht! Aber du kannst mich nicht mehr kontrollieren!“ In Meres' freier Hand erschien eine grüne Flamme und tanzte zwischen seinen Fingern.

Kentar lächelte nur. „Oh, Meres! Nicht doch! Ich habe dir ein Geschenk gemacht!“ Nur knapp wich sie der Faust voll grünem Feuer aus, die nach ihr geschleudert wurde. „Du hast dich nach Gemeinschaft geseht. Du hast die ganze grausame Welt nach ihr abgesucht und doch immer nur Misstrauen, Angst und Zurückhaltung gefunden. Und du hast geglaubt, nur immer weiter suchen zu müssen, um sie zu finden. Ich verrate dir ein Geheimnis, Meres.“

Diesmal streiften die grünen Flammen sie an der nackten Schulter, und kurz verzog Kentar das Gesicht. Was erhoffte sie sich nur? Sie versuchte gar nicht erst, anzugreifen und Meres den Weg zum Schlüssel zu versperren. Sie wich nur seinen Angriffen aus. Glaubte sie etwa, ihn einfach überzeugen zu können?

„Das Problem war nie die Welt. Es war nie das Misstrauen der anderen, nie die Angst, die sie deinen Fähigkeiten entgegenbrachten. Das Problem warst du selbst! Du hattest mehr Angst als alle anderen vor den Fähigkeiten, die du nie zur Gänze verstanden hast. Du hattest Angst, was sie anrichten würden. Du hattest Angst, die zu verletzen, die dich annehmen. *Du* hast diese Distanz aufgebaut, Meres! Du hast dir selbst misstraut! Du konntest niemals Teil von etwas sein, weil deine Furcht, Schaden anzurichten, immer größer war als deine Einsamkeit. Und ich habe dir diese Furcht genommen. Das Bedürfnis, niemanden zu verletzen, habe ich aus dir herausgeschnitten. Nur so konnte sich dein Wunsch erfüllen.“

Kentar warf einen schnellen Blick zu Callem und der falschen Chada, die immer weiter von seinen weiten Schlägen in die Enge gedrängt wurde. Und da begriff Thorn. Kentar wollte Meres nicht auf ihre Seite ziehen oder ihn besiegen. Sie konnte beides nicht. Sie spielte auf Zeit! Wartete darauf, dass entweder Callem oder Qurun Meres besiegten. Sie lenkte ihn ab, damit er nicht auf die Idee kam, die echten Helden freizulassen.

„Meres, öffne unsere Ketten!“, rief Thorn gepresst. Doch der Hexer schien ihn gar nicht zu hören. Mit Tränen in den dunklen Augen fixierte er Kentar und versuchte, sie zu verbrennen und ihre giftigen Worte zum Verstummen zu bringen.

„Du brauchtest meine Hilfe, Meres! Und ich habe dir geholfen. Ich habe dich verändert, das stimmt. Weil niemand dein wirkliches Ich je akzeptiert hätte!“

Meres schrie zornig auf und rannte auf sie zu. Kentar grinste gehässig und wartete, bis er sie fast erreicht hatte, ehe sie den roten Stein hob. Meres blieb stocksteif stehen, den Blick fest auf ihre Hände gerichtet.

„Du bist ein Feigling, Meres!“, gackerte Kentar. „Deine Feigheit hat es dir unmöglich gemacht, dazuzugehören. Und deine Feigheit lässt dich jetzt stehenbleiben. Ich bin dir im Kampf nicht gewachsen, hätte dir nichts entgegensetzen, und doch bleibst du stehen. Weil deine Angst vor mir und Mutters Geschenk dich gefügig macht. So vorhersehbar.“

Meres starrte sie zitternd an und hob erneut den Sternenschild.

„Hahahaa! Du willst dir die Hoffnung herbeizaubern, die du selbst nicht besitzt? Erbärmlich!“

„Meres, hör nicht auf sie!“, rief Thorn. Er wusste nicht, wie lange die falsche Chada den Kapitän noch ablenken konnte. „Komm zurück und befreie uns!“

„Ja!“, kicherte Kentar höhnisch. „Genau, Meres! Dreh dich um und flieh! Wie du schon dein ganzes Leben geflohen bist! Vor deinen Eltern. Vor deiner Lehrmeisterin. Vor deiner Heimat. Vor den Helden. Vor der Schwarzen Kogge. Vor dir selbst!“

Meres ließ den Sternenschild fallen, ohne dessen Macht angezapft zu haben. Kentar lachte triumphierend. Verzweifelt versucht Thorn, mit seinem Kopf den Bruderschild zu berühren. Lonas beobachtete seine Bemühungen aus seinen tiefen grünen Augen und streckte ebenfalls die Schnauze. Doch es war und blieb unmöglich. Der Schild war für sie beide zu weit entfernt.

Plötzlich erhob Meres die Stimme: „Du hast recht, Kentar. Ich war ein Feigling.“ Verächtlich starrte er auf den Sternenschild zu seinen Füßen. „Doch jetzt laufe ich nicht mehr davon.“

Kentars Lachen blieb ihr im Halse stecken. Aus weit aufgerissenen Augen sah sie Meres an, der sich wieder in Bewegung setzte. Beide seiner Hände brannten lichterloh in grünem Feuer. Hektisch blickte Kentar sich um, doch zu ihren Seiten flackerte noch immer schwarz-silberne Flammen, und hinter ihr erhob sich, anstelle des höchsten Propheten, eine dunkle Leere, die in den Augen schmerzte.

„Komm nicht näher, du Narr!“, fauchte sie. „Du wirst uns beide...“

Da hatte Meres sie schon erreicht und rammte ihr mit voller Kraft seine brennenden Hände ins Gesicht.

Kentar heulte gequält auf und taumelte zurück, stolperte, fiel schreiend hinein in das zerfranste Loch in der Realität. Ihre Hand schnellte vor und klammerte sich verzweifelt an Meres' brennende Finger. Der Hexer versuchte sie zu lösen, doch ein schrecklicher Sog hatte Kentar und damit auch ihn erfasst. Sie wurden eingesaugt wie in einen schrecklichen Strudel. Fasziniert und abgestoßen zugleich beobachtete Thorn, wie die Körper von Kentar und Meres langsam jeder Struktur beraubt wurden. Ihre Körper falteten sich zu bunten Scherenschnitten zusammen, aus denen nach und nach jede Farbe verschwand, bis sie als kaum mehr als blasse, durchscheinende Kohleskizzen in die Leere stürzten und dann ganz verwischten. Ausradiert aus der Ordnung der Welt. Aufgelöst in einer Wolke aus brodelndem Nichts.

Thorn wandte schwer atmend den Blick ab und musterte verzweifelt den Schlüssel, der noch immer unerreichbar fern im Schloss direkt an seinen Ketten steckte. Schließlich sah er wieder auf zu den beiden letzten Kämpfern, die noch verblieben waren: Die falsche Chada und Callem in einem Zweikampf, von dem mehr abhing, als ihm lieb war. So oder so war dies der letzte Kampf.

Auf ganzer Front rollte CHAOS gegen die Küsten eines Kontinents. Wie eine Sturmflut durchbrach es alle Dämme und riss das Land mit sich fort. CHAOS verschluckte die kahlen Äste eines uralten Waldes, einen Bären, der seine Freunde lange schon vergessen hatte, und den verkohlten Stumpf eines niedergebrannten Baumes. Die letzten Lieder aus Tinte und Pergament, die noch zwischen der glimmenden Asche lagen, verklangen zusammen mit dem Lied des Windes in tosender Stille.

Frühe Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

Callems Schwert beschrieb einen weiten, silbernen Bogen. Es duckte sich darunter hinweg und versuchte einen verzweifelten Gegenangriff, den es beinahe mit dem Leben bezahlt hätte. Es musste sich wegrehen und entging nur um Haaresbreite Callems Schwertspitze. Sein Dolch war zu kurz und Callems Schwert zu schnell.

Keuchend wich es einem weiteren Schlag aus und brachte etwas Abstand zwischen sich und Callem. Es hörte sein Blut in den Ohren rauschen und spürte es warm über die verletzte Hand laufen. Vorsichtig ließ es seinen Blick durch die Halle schweifen. Nur Blut und Asche. Niemand war mehr übrig als die gefangenen Helden. Alles hing am Ausgang dieses Kampfes.

Callem kämpfte kontrolliert und stets auf seine Deckung bedacht. Mit seiner langen Klinge hielt er es auf Abstand, beobachtete es aufmerksam und versuchte sich an vorsichtigen, wohlkalkulierten Angriffen, denen es bisher mit einer Mischung als Geschick und Glück stets entgangen war. Der Kapitän hatte die überlegene Waffe und die Zeit auf seiner Seite, und er wusste es. Er drängte es nur immer weiter zurück, fort von den Helden und der letzten Chance, alles aufzuhalten.

Bald spürte es hinter sich den achteckigen Abgrund, aus dem die Kreaturen geklettert waren. Fremde Gefühle strömten auf es ein. Trauer, Einsamkeit und das Ende jeder Hoffnung.

Ein weiterer Schwerthieb! Es sprang zur Seite und es gelang ihm, etwas Entfernung zu dem Loch und Callems Schwert zugleich aufzubauen. Zugleich wusste es, dass es den Kapitän niemals besiegen würde, solange es immer nur auf Abstand blieb. Wie viel Zeit blieb noch?

Vor dem nächsten Angriff konnte es nicht schnell genug zurückweichen. Callems Schwert durchdrang mühelos die grüne Hose und versetzte ihm einen schmerzhaften Schnitt am Oberschenkel. Callem knurrte und setzte sogleich nach, und es musste eilig weiter zurückweichen. Unter seinen Stiefeln platschte schon die seltsame glänzende Pfütze, die von der leuchtenden Wand zurückgeblieben war.

Es war zwecklos! So würde es nie gewinnen! Der Dolch kam einfach nicht in Callems Nähe. Zum ersten Mal wünschte es sich das Zupfding und einen Pfeil herbei.

Nachdenklich hielt es inne und dachte zurück an Mutters Lektionen. Deine Hände wissen, was sie tun müssen. Vielleicht...

Als Callem zum nächsten Schlag ausholte, hob es den Arm und schleuderte ihm seinen Dolch entgegen. Die Waffe trudelte ungelenkt durch die Luft und prallte mit dem Griff gegen

Callems ledernen Brustpanzer. Der Kapitän senkte den Blick seiner kalten gelben Augen auf die letzte Waffe, die es gehabt hatte, hob ihn wieder, senkte ihn erneut.

Es nutzte Callems offensichtliche Verwirrung über eine derart dumme Idee, um zumindest rasch an ihm vorbeizuschlüpfen. Callem schrie, es sah das Schwert noch auf sich zukommen, dann war es darunter hinweggetaucht und vorbei. Ohne langsamer zu werden rannte es weiter, der pochenden Wunde in seinem Oberschenkel zum Trotz. Es hatte keine Ahnung, ob Callem aufholte, es hörte nur den eigenen keuchenden Atem und trommelnden Herzschlag. Rannte immer weiter. Vorbei am achteckigen Abgrund, aus dem fremde Gefühle strömten. Vorbei an Drukil, Nummer Drei, der von Callems zweitem Schwert durchbohrt in seinem Blut lag. Vorbei an den verkohlten Überresten von Thorn. Vorbei an Pero, den es selbst erstochen hatte. Vorbei an der Asche ausgelöschter Kreaturen. Vorbei am toten Niron, der es bis zu den Helden geschafft und sie doch nicht befreit hatte. Der kleine, silberne Schlüssel steckte in einem unscheinbaren Schloss an den Ketten des echten Thorn. Fast schon konnte es ihn greifen, es streckte bereits die Hand aus – und da, plötzlich, brach brüllend eine Wand aus Feuer aus dem Boden, die Flammen schwarz und silbern und so heiß, dass das Blut auf seiner aufgeschlitzten Hand augenblicklich trocknete. Stolpernd kam es zum Stehen.

Durch die zuckenden Flammen hindurch konnte es undeutlich die drei echten Helden sehen, und dahinter, ebenfalls von Ketten umwickelt, das große Tier, von Krumm ein Wolf genannt, mit schwarzem Pelz und scharfen Zähnen, das es fest aus traurigen grünen Augen ansah. Es war ein Blick, der es ganz und gar ausfüllte, der glatt durch Fleisch und Knochen drang, der ihm bis auf Seele starrte und sie begrüßte wie einen alten Freund. Es war, als hätte es diesen Wolf schon immer gekannt.

Langsam drehte es sich um. Callem stand nicht weit entfernt und musterte es kalt. Dunkle Flammen umzingelten seinen Körper und in seiner Hand hielt er den unheimlichen schwarzen Schild, der am Ende näher als die Helden gewesen war.

„Callem“, rief es verzweifelt. „Die Welt ist voller Leid und Blut, aber sie ist auch bunt und aufregend und voller Wunder. Ein wunderschönes, komplexes Spiel. Wie kannst du wollen, dass es jetzt schon endet?“

Callem schüttelte traurig den Kopf. „Wollen?“, fragte er leise. „Du denkst wirklich, ich würde das wollen? Ich tue das nicht, weil ich es will. Glaub mir, Chada, auch ich wünsche mir ein anderes Ende. Ich habe die Welt nie in mein Herz gelassen, aber es ist auch die Welt, in der ich lebe. Die Welt, in der Leander lebte. Unser Band wird zusammen mit ihr zerreißen, und nichts könnte ich weniger wollen.“ Er schüttelte schwach den Kopf. „Doch ich habe geschworen, den Helden von Andor alles zu nehmen, sollte mein Bruder sterben. Und was ich geschworen habe, das halte ich.“

„Aber niemand möchte, dass du diesen Schwur hältst. Nicht einmal du selbst!“, flüsterte es flehend.

Callem presste verächtlich die Kiefer aufeinander. „Sag mir, Chada“, stieß er wütend hervor, „welchen Sinn hat ein Schwur, den man nur hält, wenn man es möchte?“ Kälte trat in seine Augen. Es wusste, dass es verloren hatte. „Egal, ob ich es möchte, egal, ob es mir nützt: Was ich geschworen habe, das halte ich. Um jeden Preis!“

Das dunkle Feuer zischte gierig und begann, sich um es herum zu einem unregelmäßigen Ring zusammenzuziehen. Chada rannte erneut los, ohne zu wissen, wohin. Nur fort von den Flammen. Das Feuer trieb es unbarmherzig vor sich her, genau zu Callem, der es schon erwartete. Als es noch vier Schritte vom Kapitän entfernt war, hob er den

dunklen Schild. Die Flammen um seinen Körper brausten hoch, vereinigten sich mit denen, die es verfolgt hatten, und schlossen den Kreis. Umfingen es von allen Seiten.

Mitleidlos blickte Callem es an, und brüllend stürzten die Flammen los. Und es sprang, genau ins schwarze Feuer. Seine Kleider vergingen noch im Flug zu Asche. Seine Haut färbte sich schwarz, zog sich zusammen, platzte auf. Der Gestank von verbranntem Fleisch erfüllte die Luft. Doch all das bekam es kaum mit. Der sengende Schmerz und die Hitze raubten ihm jedes andere Gefühl. Es schrie, schrill und hoch, und die glühende Luft brannte sich durch seinen Hals.

Dann berührten seine Finger glattes Metall und die unmittelbare Hitze erstarb. Schwarz-silberne Flammen tanzten um seinen Körper, ohne es zu versengen. Wimmernd und keuchend klammerte es sich mit verkohlten Fingern kraftlos an den Rand des Schildes, obwohl jede Berührung wie Klingen in seine Haut stach.

Callem sah auf es herab. In seinen gelben Augen lag die stumme Bitte, das Ende abzuwenden, und zugleich der eiserne Wille, seinen Schwur einzuhalten. Es wusste, Callem wünschte sich nichts sehnlicher, als diesen Kampf zu verlieren. Und würde doch alles geben, damit es nicht dazu kam.

Callem zerrte am Schild, und es wimmerte gequält, zum Schreien hatte es keine Kraft mehr. Es klammerte sich nur ans scharfe Metall und ließ sich mitschleifen. Der Boden riss brutal seine verbrannten Beine auf. Alles verschwamm. Der überwältigende Schmerz erfüllte seinen ganzen Geist. In weiter Ferne sah es verschwommen, wie Callem mit dem Schwert ausholte.

Und da spürte es erneut einen tiefen, grünen Blick in seinem Rücken, und unverbrüchliche, bedingungslose Treue. Und noch mehr. Es spürte etwas, was es noch nie zuvor gespürt hatte, nicht bei seinen Geschwistern, nicht bei Mutter, nicht bei dem Mädchen mit den goldenen Augen.

Plötzlich durchströmte es frische Kraft, so gewaltig, dass es den Schmerz einfach beiseiteschieben konnte. Klar konnte es sehen, wie Callems Schwert einem silbernen Lichtstrahl gleich herniederfuhr, es in die Brust traf und tief darin versank.

Es keuchte und hustete Blut. Callem zog das Schwert wieder heraus, und es sah sein Blut aus der klaffenden Wunde sprudeln und in Strömen über die verkohlte Haut fließen.

Doch noch immer brannte die unbändige Kraft in seinen Adern. Unsicher richtete es sich auf. Callem starrte es an, sein Mund öffnete sich einen Spalt, und er ließ vor Verblüffung fast sein blutbesudeltes Schwert fallen. Es erwiderte den Blick des Kapitäns, schloss seine Finger noch fester um den schwarzen Schild und zog daran. Callem wurde fast davongeschleudert, ehe sein Griff sich löste. Er rollte zu Boden, und das schwarze Feuer fiel gnadenlos über ihn her. In seinem Blick lagen Schmerz, Überraschung und Dankbarkeit. Und dann nichts mehr.

Es drehte sich taumelnd um. Versuchte Luft zu holen und spuckte nur Blut. Zu seinen Füßen tanzten silberne Flammen. Ein trauriger Blick aus tiefen grünen Augen traf es. Augen, funkelnd wie Wellen im Sternenlicht, und größer als seine verkohlten Hände. Der seltsam vertraute Wolf – er war auf mindestens die dreifache Größe angewachsen! Seine Schnauze berührte den runden, hellbraunen Schild, den zuvor Niron getragen hatte und der jetzt dort zwischen zwei Sitzen klemmte. Plötzlich nicht mehr zu weit entfernt. Und durch diesen Schild hindurch spürte es eine seltsame Verbindung zu diesem Wolf, es spürte seine Treue und Freundschaft und gewaltige Stärke, die es noch auf den Beinen hielt, nachdem es

von alleine längst umgekippt wäre – und es spürte seinen Schmerz, und die Kälte, die sich durch den ganzen riesigen Körper ausbreitete.

Jetzt erst konnte es seinen Blick von diesen tiefen grünen Augen lösen. Jetzt erst bemerkte es, in welcher Verfassung der Wolf war. Sein gesamter Bauch war zerrissen, die Brust eingedrückt, die Beine zermalmt. Wo zuvor sein glatter, schwarzer Pelz gewesen war, war jetzt eine blutige Masse aus Fleisch, Haaren und Knochensplintern, gewaltsam von den scharfkantigen Kettengliedern zerkleinert. Der Wolf mochte gewachsen sein, doch seine Ketten waren es nicht.

Und hinter der schleichenden Kälte spürte es den eisernen Willen, alles zu geben, um den Schlüssel noch umzudrehen. Dieser Wille war es, der die beiden Todgeweihten verband. Dieser Wille war es, der es einen Schritt setzen ließ, und einen zweiten. Stolpernd näherte es sich den Helden, sah nichts mehr als den kleinen silbernen Schlüssel. Es durchschritt die Wand aus schwarzen Flammen, streckte ein zweites Mal die Hand aus ... und spürte, wie sein Herzschlag und der des Wolfes zur selben Zeit erstarben, als ihre Körper im Kampf gegen Schmerz und Blutverlust unterlagen. Schlagartig verließ es die Kraft des Wolfes und der Schmerz kehrte mit aller Macht zurück. Es musste den dunklen Schild fallen lassen und sank in die Knie. Ein letzter Schwall Blut quoll aus seinem durchstoßenen Brustkorb. Der Schlüssel schwamm vor seinen Augen. Alles wurde dunkel.

Mit letzter Kraft hob es die Hand, bis seine verkohlten Finger an den Schlüssel reichten. Selbst diese Berührung schmerzte, doch es presste seine Fingerspitzen in den Metallring, bis der Schlüssel in sein Fleisch schnitt und sich dann mit einem leisen Klicken umdrehte. Klirrend fiel das Schloss ab.

Thorns Blick traf es. In seinen blauen Augen sah es keine Furcht, nur die Hoffnung, die es sonst stets zerbrochen hatte. Dann schloss es die Augen und ließ sich endgültig fallen.

Das Blut versiegte, und der Schmerz war vergessen.

CHAOS kam zusammen mit der Nacht über das offene Land. Es tauchte goldenes Gras und weiß schimmernden Schnee in schillernde Dunkelheit, senkte sich über die rauchende Ruine einer geschleiften Burg und riss sie auf immer ins Vergessen.

Frühe Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahazar

Thorn erschauerte, als die Frau mit Chadas verbranntem Gesicht ein letztes Mal die Augen schloss und erschlaffte. Sie war nicht Chada gewesen, oder zumindest nicht die Chada, die er liebte, das wusste er, und doch – der Anblick zerriss etwas in ihm, schmerzte weitaus stärker, als es geschmerzt hatte, den Tod seines eigenen Ebenbilds mitansehen zu müssen.

Er schloss kurz die Augen, drängte den Gestank von verbranntem Fleisch zurück und streifte seine Ketten ab. Im Licht des silber-schwarzen Feuers suchte er das Schloss, zog den kleinen Schlüssel heraus und befreite nacheinander Chada und Eara.

Die Magierin brach fast zusammen, als sie aufzustehen versuchte. Die komplette linke Hälfte ihrer schwarzen Robe war in das Blut getränkt, das langsam und stetig aus ihrer offenen Schulter rann. Chada improvisierte einen Verband aus dem nutzlosen Ärmel, dann

ließ Eara sich ihren Stab reichen und stand wackelig auf. Thorn und Chada standen bereit, sie zu stützen.

„Da sind wir also“, murmelte Thorn rau. „Nur wir drei, scheinbar chancenlos und bereit, alles zu ändern. Genau wie damals, vor über 17 Jahren, als wir uns das erste Mal trafen.“

„Damals waren es nicht nur wir drei“, entgegnete Chada mit einem traurigen Blick zu Lonas. Thorn verfluchte sich für seine unbedachten Worte.

„Nichts ist wie damals...“, presste Eara müde hervor. „Und wir haben ... keine Zeit, in Erinnerungen zu schwelgen. Wir sind frei ... aber wie geht es weiter?“

Thorn holte tief Luft und rief sich Hrals Prophezeiung ins Gedächtnis.

*Wenn der gezeichnete Verkünder entsteht,
und in falscher Ordnung wieder vergeht,
finden die, welche ohne Argwohn verbrannten,
der Sklavenschinder Ende, das sie nicht erkannten,
den reglosen Herrscher in ewiger Wacht,
den Wächter, der aus Stehen Werden macht,
wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit,
der Staub des Todes und das Wasser der Zeit,
und wenn sie nur seinen Namen sagen,
wird er erwachen und das Unheil vertagen.*

„Wir müssen den *reglosen Herrscher* aus Hrals Prophezeiung finden“, meinte er, wobei er den Gedanken verdrängte, dass diese Prophezeiung angeblich *nicht* eintreffen würde.

„Wir müssen seinen Namen sagen, und dann wird er ... *das Unheil vertagen*.“ Thorn verstummte ratlos und fügte schließlich kleinlaut hinzu: „Auch wenn ich keine Ahnung habe, wie dieser Name lauten soll.“

„Darum kümmern wir uns, wenn es so weit ist!“, entschied Chada. „Vielleicht haben wir nur noch ein paar Herzschläge, aber vielleicht bleiben uns auch noch Tage oder Monde. Wir müssen schnellstmöglich herausfinden, wohin wir müssen!“

Ein weiteres lautloses Zittern lief durch die Halle. Der Fels schlug unscheinbare Wellen, die auch Thorns Körper erfassten. Er fühlte sich seltsam, wie zusammengepresst. Übelkeit stieg in ihm auf, und die Gewissheit, dass sie keine Tage oder Monde mehr hatten. Die Leere, die von Ken Dorr geblieben war, hatte sich inzwischen bis auf die Steinsitze ausgebreitet, und dunkle Stränge zogen sich wie Risse in alle Richtungen weiter und lösten auf, was immer sie berührten.

„... wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit,

der Staub des Todes und das Wasser der Zeit ...“, murmelte Thorn. An das Blut der Ewigkeit erinnerte er sich nur zu gut. Mussten sie etwa in der Nähe von Nar’Al’Pans Höhle suchen? Thorn stand wirklich nicht der Sinn nach einer dritten Begegnung mit dem Giganten.

„Die Prophezeiung ... ist nicht alles, was wir haben...“, keuchte Eara. „Themauras’ Tafel... Leanders Übersetzung... Das dritte Herz...“

Chada runzelte die Stirn, doch Thorn begriff, worauf die Magierin hinauswollte. „... *das dort beginnt, wo die anderen beiden enden...*“, zitierte er leise. „Du hast recht, Eara! Wenn Themauras sich nicht irrte, dann laufen alle drei Herzen in einem Punkt zusammen. Dort, wo das dritte beginnt.“

Eine leichte Blässe stieg in Chadas Gesicht auf. „Aber das heißt...“

Thorn nickte. „Ja! Wir müssen zum alten Herz der Ewigkeit! Wir müssen zum Baum des Blutes!“

Bekommen betrachtete er das perfekte, achteckige Loch im Boden. Das Loch, aus dem Scharen von Kreaturen gestiegen waren. Das Loch, aus dem noch immer unablässig fremde Gefühle strömten. Der Zugang in eine andere Welt, gebaut auf den Knochen ungezählter Kreaturen und den Träumen der Drachen.

„Wir müssen nach Krah!“

CHAOS zwängte sich durch die engen Gänge einer weitläufigen Mine, löschte alle Fackeln und die Feuergeister der Tiefe ebenso wie die Lebensfunken der Zwerge, deren Äxte machtlos waren gegen diesen Feind. Es verschlang einen Schmied, der den Edelstein umklammerte, für den er eine falsche Krone und eine echte Welt gegeben hatte. Ein Fürstenpaar, das der Dunkelheit Hand in Hand entgegensah. Und ein Mädchen, das nach tagelangem Schlaf die bunten Augen aufschlug und ein einziges Mal keine Muster sah, sondern nur CHAOS.



Z – Der Träumer der Zeit

Frühe Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Halle des Hohen Rates, Krahalar

„Wir müssen nach Krahalar!“, verkündete Thorn ernst. Chada folgte seinem Blick zu dem großen, achteckigen Loch, das Taroks Kreaturen gegraben hatten. Kein Licht drang aus der Tiefe hervor, nur ein steter Strom von grauenhaften Gefühlen.

„Es ist unmöglich“, flüsterte sie. Von Krahalar war kaum mehr bekannt als vage Märchen über eine lichtlose Welt voller geschuppter Kreaturen und den Geistern der Drachen. Sie alle stimmten darin überein, dass Krahalar für Menschen unerreichbar war. Sie empfand keinerlei Hoffnung und wusste zugleich, dass diese Hoffnungslosigkeit nicht aus ihr selbst entsprang, sondern aus den Gefühlen der Tiefe. „Und dennoch müssen wir es versuchen!“

Sie ließ ihren Bogen Audax fallen und näherte sich vorsichtig der entsetzlichen Leere, die zuerst Ken Dorr und dann Meres und Kentar verschlungen hatte. Wie ein schwerer, dunkler Klumpen hing sie in der Halle. Thorn und Eara sahen Chada verständnislos hinterher. Als sie näher kam, hörte sie etwas wie ein verheißungsvolles, lautloses Flüstern, das wortlos grenzenlose Freiheit versprach. Zugleich verblasste das Grün ihrer Kleidung mit jedem Schritt, den sie näher kam, mehr und mehr zu einem verwaschenen Grau ohne Tiefe und ohne klare Konturen.

„Chada?“, rief Thorn, die Besorgnis in seiner Stimme ließ sie lächeln. Sie blieb stehen und schenkte der Dunkelheit einen langen Blick, ehe sie sich bückte und den Sternenschild aufhob, den Meres fallengelassen hatte. Sobald ihre Finger das kühle Metall berührten, spürte sie neue Hoffnung in sich aufsteigen.

Sie nahm den Schild und entfernte sich schnellstmöglich von der lockenden Dunkelheit. „Die Gefühle aus Krahall, die schon hier spürbar sind – ich will nicht wissen, wie stark sie dort unten sein werden“, erklärte sie ernst. „Wir werden alles brauchen, was uns helfen kann. Nehmt mit, was ihr für nützlich haltet, den Rest lasst hier. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.“

Thorn holte den Sturmschild von Thoggers Leichnam, Eara klemmte sich nach kurzem Überlegen die kleine silberne Truhe, die Kenvilar ihnen geschenkt hatte, unter den verbliebenen Arm. Da sie den Stab so nur noch schwer als Stütze gebrauchen konnte, nahm Chada ihr die Truhe schließlich kommentarlos ab. Wieder einmal war sie erstaunt, wie leicht das Metall war.

Sie stellten sich an den Abgrund und spähten in die Tiefe. Die Wände des perfekten Achtecks waren glatt und fielen senkrecht nach unten ab. Niemals hätte Chada den Kreaturen so etwas zugetraut. Vor vielen Jahren hatte sie im Wachsam Wald in einer Festung gekämpft, die Skrale auf den Grundmauern einer älteren Ruine errichtet hatten. Doch das Gebäude war niedriger gewesen als die Bäume ringsum und so wackelig, dass es leicht einzureißen gewesen war. Was sie nun hingegen vor sich sah, war makellos.

„Werden wir ... kein Licht brauchen?“, flüsterte Eara nach einem Blick in die Tiefe.

Chada hob den Sternenschild. „Das Licht der Sterne wird uns leiten.“

Sie nickte Thorn zu, der Krieger hob den Sturmschild über seinen Kopf und ein eisiger Wind kam auf, erfasste die drei Helden und hob sie unsanft vom Boden. Windböen rissen Chada nach oben, zerrten an ihrem Haar, warfen sie unregelmäßig hin und her. Sie erhaschte kurze Blicke auf Thorn, der mit angestrengtem Gesicht versuchte, sie kontrolliert absinken zu lassen. Und auf ein unnatürliches Flimmern, das durch die Halle huschte und die Welt seltsam flach und farblos zurückließ. Die Leere im Zentrum der halbkreisförmigen Halle breitete sich aus, und zuckende schwarze Linien wuchsen wie Risse daraus hervor.

Dann versanken sie im achteckigen Loch, die Halle verschwand, und Dunkelheit umfing sie.

CHAOS rollte wie eine dunkle Lawine über das Graue Gebirge. Die schneebedeckten Gipfel im silbernen Licht verschwanden. CHAOS zerriss einen selbsternannten Gott, der in einer blutleeren Höhle einsam auf den Tod wartete. Eine Kolonie von Agren und ihre schlafende Älteste. Und den Stumpf eines schwarzen Baumes, in dem drei Schemen auf das Ende warteten, das sie gesehen hatten. Die

kranken Wälder, die nebelverhangenen Schluchten, die Türme und Festungen, die weit verzweigten Höhlen, alles verging in dem Sturm, der die Welt verschlang.

Frühe Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Weg nach Krahall, Adern der Welt

Als im sanften Schimmer des Sternenschildes endlich etwas wie fester Boden unter ihnen auftauchte, erstarben die Winde und die letzten zwei Schritte fielen sie einfach. Chada kam unsanft mit der Schulter auf und stieß ein unterdrücktes Stöhnen aus. Soweit sie es mitbekam, erging es Thorn kaum besser, und Eara brauchte Hilfe beim Aufstehen, auch wenn das wohl eher ihrer Schwäche als dem Aufprall geschuldet war.

Es war drückend heiß und vollkommen dunkel bis auf das Licht des Sternenschildes. Das Metall hatte immer heller zu strahlen begonnen, je tiefer sie kamen, als würde es die Drachenmagie in seiner Umgebung aufsaugen. Eine schimmernde Kugel aus bläulichem Licht hüllte die drei ein und hielt die Schatten fern, die sich an die seltsam glatten Wände schmiegt. Hin und wieder jedoch flackerte der Schild besorgniserregend, und Chada befürchtete, dass das Licht der Sterne nicht beliebig weit in die Tiefe reichte.

Ohne sich abzusprechen liefen sie los, folgten eilig dem Weg, der spiralförmig abwärts führte. Die Architektur des Ganges – sofern man von Architektur sprechen konnte – glich nichts, was Chada je gesehen hatte. Es gab nur kalte, präzise Linien, wie mit einem Lineal durch den dunklen Fels geschnitten. Doch was sich aus diesen Linien zusammensetzte waren keine rechten Winkel, sondern seltsam verschlungene geometrische Strukturen, die jeder Statik zu trotzen schienen, als wären sie nicht gehauen, sondern erdacht; entstanden nicht aus Kraft und Gewalt, sondern aus purer Fantasie. Steingewordene Gedanken.

Sie passierten merkwürdige, gezackte Säulen, die einfach in der Luft zu schweben schienen. Anmutig geschwungene Muster, die wie gebrochene Stacheln aus den Wänden ragten. Fragile Geflechte aus feinsten Linien, zwischen denen sich das Licht verlor. Die Ausschnitte der Formen, die der Sternenschild aus den Schatten riss, waren fremdartig, aber auf eine bizarre, grausige Weise auch schön, so wie ein Blitzschlag schön sein kann. Nichts hier schien einem anderen Zweck zu dienen, als flüchtige Fantasien in Stein zu fassen.

Doch war es überhaupt noch Stein? Die Wände waren glatt, tiefschwarz und seltsam konturlos, wie gefrorene Schatten. Die einzigen hellen Flecken, die Chada außerhalb des engen Kreises aus Sternenlicht erkennen konnte, waren Häuflein aus grauer Asche. Sie waren überall, säumten ihren Weg in die Tiefe und bedeckten den Boden, über den sie liefen. So grausam die Tat auch gewesen war, für den Moment war sie Ken Dorr dankbar, dass er alle Kreaturen ausgelöscht hatte. Niemals hätten sie sich den ganzen Weg hier hindurchkämpfen können.

Sie kamen nur langsam voran. Ohne dass Chada benennen könnte, woran es lag, fühlte sich der Untergrund längst nicht mehr wie sicherer Boden an, eher wie ein loses Netz aus hauchzarten Fäden, auf dem sie über einen bodenlosen Abgrund balancierten. Zudem erwartete sie, hinter jeder Biegung des Ganges auf ein Meer aus glühenden weißen Augen zu stoßen, obwohl sie genau wusste, dass es keine der Dunklen Kreaturen mehr gab.

Vor allem jedoch war es Eara, die sie aufhielt. Die Magierin stolperte schwach hinter Chada und Thorn her, gerade noch so im Radius des Sternenschildes. Während Chada am liebsten in einen Dauerlauf gefallen wäre, konnte Eara nur einen mühsamen Schritt nach dem anderen setzen, bei jedem stützte sie sich schwer auf ihren Stab. Ihr Gesicht war

totenbleich und glänzte vor Schweiß. Ihr Blick war in sich gekehrt, von ihrer Umgebung schien sie nichts mehr mitzubekommen, Chada wusste, sie wären ohne Eara schneller gewesen. Doch egal, wie viel Zeit sie verloren, egal, was auf dem Spiel stand: Chada würde sie nicht im Stich lassen!

Sie signalisierte Thorn zu warten, bis Eara die wenigen Schritte aufgeschlossen hatte, dann hielt sie anbietend ihren Arm bereit, um ihre Freundin zu stützen. „Eara“, sagte sie sanft, und dann, nachdem die Angesprochene nicht reagierte, noch einmal energischer: „Eara!“

Die Magierin hielt inne und sah müde auf. „Was ... gibt es?“, fragte sie schwach. Dann erst fiel ihr Blick auf den hingehaltenen Arm, und Ablehnung trat in ihre Augen. „Oh nein! Ich werde nicht...“

In diesem Moment geschah es. Das Licht des Sternenschildes flackerte unruhig und erlosch dann ganz. Das beruhigende metallische Summen verklang. Und zusammen mit der Dunkelheit kamen die fremden Gefühle, rissen an Chadas Verstand, fluteten ihr Bewusstsein mit Schmerz, mit Trauer, mit einer Verzweiflung, so schwer, dass sie sie zu Boden zog und ihr die Luft raubte, und mit tiefer Hoffnungslosigkeit, in der sie versank wie in einem stillen, dunklen See, dessen lähmende Eiseskälte ihr schmerzhaft in die Glieder fuhr, bis selbst ihr rasender Herzschlag kapitulierte. Stumm sank sie in diese Gefühle hinein, und am Grund fand sie noch mehr. Sie sah Flammen, schwarz und silbrig, die sie umhüllten, die ihr dunkles Schuppenkleid verzehrten und ihre ledrigen Flügel versengten. Wie konnte das geschehen? Nichts brannte heißer als Drachenfeuer! Und plötzlich hörte sie einen lautlosen Schrei, angefüllt mit heißem Zorn, kalter Furcht und dem Wunsch nach Vergeltung: *Verrat!*

Ein sanftes, metallisches Summen erklang, ein leichtes Vibrieren kitzelte an ihren Fingerspitzen, und im nächsten Moment umgab sie ein tröstlicher Lichtschimmer und vertrieb die Dunkelheit und die Gefühle, als wären sie nicht mehr gewesen als ein böser Traum.

Keuchend schnappte Chada nach Luft, ihr Herz hämmerte wie ein verrückter Trommler und ein leiser Kopfschmerz hatte sich in ihrem Schädel festgesetzt, an einem Ort, wo zuvor etwas Besseres gewesen sein mochte, an das Chada sich nicht mehr erinnern konnte. Zitternd umklammerte sie den Sternenschild, bis Wärme und Hoffnung in ihr aufstiegen und die grauenhaften Gefühle zumindest ein Stück weit verdrängten. Doch sie waren noch immer da. Sie schwangen in der Luft um sie herum, pulsierten durch die dunklen Wände und erfüllten ihre Lungen mit einer Kälte, die sie zuvor nicht gekannt hatte.

Kein Mensch könne Krahal erreichen, so hieß es. Chada hatte daran geglaubt. Sie hatte geglaubt, eine Felsschicht von vielen Meilen Tiefe und eine Welt voller Kreaturen würden jeden Versuch vereiteln. Doch jetzt begriff sie, was der wahre Grund war: Sie waren in kaum mehr als der Vorhalle nach Krahal, dessen war sie sich bewusst. Und doch – ohne den Sternenschild wären sie nicht bis hier gekommen. Die Gefühle, die diesen Ort tränkten, würden jeden menschlichen Geist in Stücke reißen. Einzig ein von Drachenmagie durchtränktes Stück Metall bewahrte sie davor, sich in ihrer Hoffnungslosigkeit zu verlieren. Sie wusste, ohne den Sternenschild würde sie sich augenblicklich an Ort und Stelle zusammenkauern und zu atmen aufhören. Jetzt leuchtete der Schild wieder ruhig und gleichmäßig, doch wie lange würde seine Macht noch reichen?

Thorn gelang es als erstem, wieder auf die Beine zu kommen. Er hielt ihr auffordernd die Hand hin und setzte ein schwaches Lächeln auf, doch Chada erkannte das Grauen in seinen

blauen Augen. Sie ergriff seine Hand und ließ sich aufhelfen. Seine Finger waren tröstlich warm und sein Griff fest. Auch als Chada schon stand, ließ sie ihn nicht mehr los.

Eara lag mit zittrigem Atem am Boden, umklammerte ihren dunklen Stab mit ihrer verbliebenen Hand, und versuchte nicht einmal mehr, aufzustehen. Chada ließ den Sternenschild an ihrem Arm hinaufgleiten und streckte die freigewordene Hand nach Eara aus. „Komm, wir müssen weiter.“

Eara blickte müde auf. „Nein“, flüsterte sie, „ihr müsst weiter. Ich halte euch zu sehr auf. Das hätte mir schon viel früher klar werden müssen.“

„Wir können dich stützen“, bot Thorn an. „So kommen wir schneller voran, und...“

„Und doch langsamer, als wenn ihr mich einfach hier lasst“, unterbrach Eara ruhig. „Jeder Herzschlag zählt. Ihr könnt euch keine weiteren Verzögerungen mehr leisten.“

Chada schüttelte entschieden den Kopf. „Wir lassen dich nicht zurück! Schon gar nicht hier! Sobald wir mit dem Sternenschild verschwinden, werden die Gefühle zurückkommen!“

„Gut“, erwiderte Eara schwach lächelnd. „Ich habe mich ihnen lange genug verschlossen.“ Sie schloss die Augen. „Ich weiß, dass ihr niemanden zurücklasst, doch ich tue es. Ich habe jeden geopfert, der meinen Zielen im Weg stand. Jetzt bin ich selbst an der Reihe. Das ist meine Entscheidung, nicht eure. Ihr könnt mich nicht zum Mitkommen zwingen.“

Chada schluckte. „Eara, bitte! Lass nicht zu, dass die Hoffnungslosigkeit dich übermannt. Hier, leg deine Hand auf den Sternenschild und ...“

Eara schlug die Augen auf. Ernst sah sie nach oben. „Ich spüre Hoffnung, Chada“, sprach sie langsam. Sie legte ihre Hand auf das bläulich schimmernde Metall, ohne dass sich der Ausdruck ihrer Augen änderte. „Hoffnung, dass ihr beide es vollenden könnt. Dass ihr alles retten könnt. Dass ihr bis zum Herzen kommt, den Namen erratet und das Schicksal abwendet, das uns allen droht. Und ich werde all das nicht aufs Spiel setzen, indem ich euch aufhalte.“

Sie musste erkannt haben, dass Chada widersprechen wollte, denn etwas sanfter fügte sie hinzu: „Chada, bitte ... Vertraust du mir?“

Chada nickte schwach.

„Dann geht! Lasst mir Kenvilars Truhe hier“, erst bei diesen Worten bemerkte Chada, dass sie die kleine Truhe bei ihrem Sturz losgelassen hatte, „und rennt. Rennt, wie ihr noch nie gerannt seid. Sorgt dafür, dass ich nicht umsonst hierbleibe.“

Chada brachte es nicht über sich, zu antworten.

„Leb wohl, Eara“, sagte Thorn mit belegter Stimme. Die Magierin nickte knapp, und wie betäubt ließ Chada sich von Thorn mitziehen, bis ihre Beine sich von alleine in Bewegung setzten. Als sie an der nächsten Biegung erneut einen Blick über ihre Schulter warf, hatte die Dunkelheit Eara bereits verschluckt.

CHAOS raste durch einsame Gänge unter einem Gebirge, von dem nichts geblieben war. Es folgte dem Lauf eines unterirdischen Flusses, dessen schwarzes Wasser ins Nichts schäumte. Es glitt lautlos über verrostete Schienen in einem langen, schnurgeraden Tunnel. Und es strömte in eine große Halle, zerriss ein Tor mit einem silbernen Stern, das über Jahrtausende niemand geöffnet hatte, und einen stählernen Baum, auf den kein Sternenlicht mehr fiel.

Mondhoch, 31. Wintertag 77 A.Z.

Ströme der Impressionen, Krahall

Chada wusste nicht, wie lange sie gerannt waren, durch Gänge aus verzerrten geometrischen Formen und über aschebedeckte Schatten, bis vor ihnen endlich ein Licht auftauchte. Ein pulsierender, dunkelroter Lichtschein durchflutete den Gang und überdeckte das klare blaue Schimmern des Sternenschildes. Je stärker dieses rote Licht wurde, desto mehr verwirrende Gefühle und fremde Wahrnehmungen fluteten auf Chada ein, bis sie glaubte, ihr Schädel müsse bersten. Das Licht des Sternenschildes flackerte immer schwächer. Es roch durchdringend nach Blut. Dann öffnete sich der Gang vor ihnen, und Chada stockte der Atem.

Sie standen am Rand einer Höhle von solch gigantischen Ausmaßen, dass die weit entfernte Decke ebensogut ein dichter Wolkenhimmel hätte sein können. Unzählige Gänge aus fremdartigen geometrischen Strukturen liefen hier zusammen, fielen von oben und allen Seiten zu dieser Höhle hin ab und ließen den Fels der Welt zurück. Einzig ihre abstrakte Form setzte sich wie in dünnen, schwarzen Fäden fort und vereinte sich zu einem komplexen, atemberaubenden Gebilde aus sich ewig wandelnden, unwirklichen Schatten. Ein Geflecht aus Düsternis. Es füllte die ganze Höhle aus und verlor sich schnell im Zwielicht, das hier überall herrschte. Stränge aus einer dunklen, tiefrot glühenden Flüssigkeit durchwirkten diese fremden Formen, flossen an ihnen entlang und rissen sie aus der Dunkelheit, verästelten sich zwischen ihnen und strömten durch sie hindurch, schufen beängstigend schöne Muster aus Schatten und Blut. Durch diese fragilen Strukturen hindurch konnte Chada in scheinbar endlose, labyrinthische Tiefen blicken. Eine ganze Welt lag ausgebreitet vor ihr, ohne feste Wände und doch unmöglich zu überblicken. Eine Welt voller unverständlicher Wunder, gebaut aus zersplitterten Gedanken und purer Fantasie. Eine Welt wie ein verworrener Traum.

Krahall.

„Wir sind da“, raunte Thorn. „Wir haben es tatsächlich geschafft. Krahall.“

„Noch haben wir es nicht geschafft.“ Besorgt blickte Chada auf den Sternenschild in ihrer Hand. Sein Schimmer verschwand fast im roten Licht. „Wir wissen nicht, was uns erwartet, wenn wir weitergehen.“

Vorsichtig hob sie ihren Fuß und betrachtete den gewundenen, schlauchartigen Gang vor sich. Wände und Boden bestanden nur noch aus dünnen, stets im Wandel begriffenen Linien, über die unablässig rotes Blut strömte.

Plötzlich durchzuckte sie eine entsetzliche Leere. Ihre Wahrnehmungen lösten sich auf und setzten sich nur langsam und unvollständig wieder zusammen. Alles schien zu wanken und sich unnatürlich zusammenzufalten. Chada kniff stöhnend die Augen zusammen und unterdrückte ihre Übelkeit. Als sie wieder aufsaß, schien es, als wären die Farben der Welt ausgebleicht. Ihre eigenen einst schwarzen Haare wirkten grau, ihre Hände fahl. Selbst das rote Licht Krahalls schien blasser als zuvor. Chada versuchte, ihren bohrenden Kopfschmerz zu ertragen und drückte Thorns Hand, während er sich erbrach. Als er wieder aufsaß und sich schwach den Mund abwischte, bemerkte Chada mit Schaudern, dass seine Augen jede Farbe verloren hatten. Ein blasses, verschwommenes Grau hatte seine strahlenden blauen Augen überschwemmt. Doch sie erkannte noch immer den vertrauten Ausdruck darin, voller Liebe und Entschlossenheit.

„Das Ende naht. Wir haben keine Zeit zu verlieren“, hustete Thorn. Chada nickte und half ihm auf. Hand in Hand setzten sie ihre Füße auf die fragilen Formen, die sich vor ihnen zu der Nachahmung eines Weges fortsetzten, und tauchten ein in eine fremde Welt.

Und Krahäl umfing sie. Das allgegenwärtige, rot glühende Blut legte sich als brennender Nebel aus feinsten Tröpfchen auf Chadas Haut. Ein leises, vibrierendes Brausen erklang in ihren Ohren, ein wildes Mosaik aus fragmentierten Echos längst vergangener Zeiten, in denen nur manchmal etwas wie Gebrüll oder Wortfetzen zu erkennen waren. Das Licht des Sternenschildes ging zurück. Dunkle Muster zuckten durch Chadas Gesichtsfeld, bis sie nichts anderes mehr sah, bis alle ihre Gedanken zersplitterten und verschwanden im Gewirr der unzähligen Gefühle, die in immer schnellerer Folge auf Chada einströmten. Angst. Schmerz. Trauer. Verzweiflung. Zorn.

Sie hörte ein Grollen, das von allen Gipfeln widerhallte. Sie sah eine gewaltige steinerne Pranke auf sich zukommen, die sie mitten im Flug aus der Luft riss, ihre Flügel zerknickte und ihren Schuppenpanzer zermalmte. Sie glitt mit dem Wind und blies eine Feuersalve auf den riesigen Steinkoloss unter ihr. Sie sah gewaltige Kiefer vor sich und wurde mühelos zermahlen, so schnell, dass es ihr nicht mehr gelang, ihren Geist abzutrennen und ihren Schmerz den anderen Drachen zu ersparen. Sie flog knapp an einem riesigen gewundenen Horn vorbei und suchte nach Rissen in der steinernen Haut. Sie stürzte sich in ein rot glühendes Auge und entlockte dem Monstrum ein zorniges Brüllen, ehe das Bild verschwamm. Sie sah auf, als eine gewaltige Faust durch die steinerne Decke brach, wickelte die niederprasselnden Geröllstücke aus und versuchte noch, sich aus dem Fenster zu stürzen und in den Himmel zu entkommen, bis ein Trümmerstück sie zur Seite schleuderte. Sie kreiste hoch über den Kämpfen, bezwang den Drang, sich ebenfalls hinabzustürzen, und teilte das Bild der Schlacht mit ihren Artgenossen. Sie flog in immer weiteren Kreisen um die schneebedeckte Festung, auf der verzweifelten Suche nach einem Weg, den Angriff zu beenden, bis sie im Schatten eines großen Findlings einen hageren Riesen erspähte.

Immer mehr Bilder strömten auf Chada ein, schoben sich übereinander, wechselten sich in rasendem Kreislauf ab. Hektische Pläne wurden erwogen und verworfen. Blitze aus Trauer und Zorn zuckten durch ihren Verstand, wann immer eines der Bilder erlosch und das wunderschöne Gewirr aus Gedankenströmen eine Quelle von Eindrücken und Ideen für immer verlor.

Es war zu viel. Ihr Geist löste sich auf in dem wirbelnden Strom aus fremden Eindrücken, ungefiltert, zahllos, überwältigend, die ihr jeden klaren Gedanken unmöglich machten und jede Regung unter tobenden Gefühlsstürmen begruben. Ihr winziges, zerbrechliches Selbst löste sich auf in dem geeinten Bewusstsein, das ihr entgegenschlug.

Und dann, auf einen Schlag, sah sie gezackte, schwarze Formen vor sich und war wieder allein in ihrem hämmernden Kopf. Der Sternenschild in ihrer Hand summt warm.

Keuchend versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen, doch es wollte ihr nicht gelingen. Noch immer suchten sie wahllos fremde Gefühle und Erinnerungen heim. Der Sternenschild schwächte das alles auf ein erträgliches Maß, doch er konnte es nicht vertreiben.

Sie hielt noch immer Thorns Hand umklammert und sah ihn an, umwoben von schwarzen Linien und Fasern aus glühendem Blut, und er erwiderte ihren Blick. Sie sah ihr Grauen und ihre Überforderung in seinen Augen gespiegelt. Den Sturmschild hatte er nicht mehr.

Thorn war das einzige Vertraute in dieser fremden Welt. Der Gang, aus dem sie gekommen waren, war verschwunden. Andere Wege waren aus den seltsamen dunklen

Mustern entstanden. Sie formten sich stetig um, ohne dass Chadas Augen einer der Veränderungen hätten folgen können. Ihr Körper fühlte sich seltsam leicht an, als wäre sie in freiem Fall, doch ihre Füße standen fest auf dünnen Linien und Formen, die sich permanent neu ordneten. Wie lebendiges Gewebe, das sie umwucherte.

Und überall um sie herum waberte Blut, schlängelte sich zwischen den Schatten hindurch, benetzte ihre wunde Haut und färbte sie rot.

Ratlos sah Chada sich um. Dutzende Wege öffneten sich aus den Schatten; sie zu zählen war unmöglich, weil sie verschwanden und sich neu bildeten, sobald Chada den Blick von ihnen abwandte. Durch die fragilen Muster und die Schleier aus Blut hindurch, aus denen alle Wände bestanden, konnte sie endlos in alle Richtungen sehen, ohne je etwas anderes zu erkennen als gezackte Schatten und rot leuchtende Flüsse.

„Was tun wir?“, flüsterte sie, und Thorn schien sie selbst über das allgegenwärtige Rauschen der zerstückelten Geräuschfetzen verstanden zu haben.

„Wir müssen weiter!“, presste er hervor. „Wir müssen den reglosen Herrscher finden!“

„Aber wo?“

Thorns schrecklich farblose Augen huschten über die verwobenen Muster, und sie sah ihm an, dass er es ebenso wenig wusste wie sie selbst. Doch dann erstarrte er.

„Das Blut der Ewigkeit!“, stieß er hervor. „Chada, diese rote Flüssigkeit! Sie muss vom Herzen kommen, wir müssen den Strömen nur folgen! Das Blut wird uns zum Herzen führen.“

Er griff ihre Hand fester und setzte sich eilig in Bewegung, folgte einem der Gänge, der an einem Strom aus Blut entlangführte. Bald schon rannten sie über die fremden Formen, durch gedrehte Gänge, die sich nach verborgenen Regeln auftaten und hinter ihnen schlossen. Das Geräusch ihres keuchenden Atems übertönte die unablässig auf sie einströmenden verwirrenden Klänge, und die Erschöpfung vertrieb die fremden Gefühle und Eindrücke. Bis das rote Licht irgendwann erneut anschwell und das Summen des Sternenschildes erlosch.

Die fremden Gefühle kamen augenblicklich, doch inzwischen wusste Chada, wie sie mit ihnen umzugehen hatte. Anstatt gegen sie anzukämpfen, ließ sie sie zu, versenkte sich hinein, bis sich zuletzt Bilder herausformten...

Frühe Nacht, 71. Sommertag 1680 v.A.Z.

Tiefe Kammern in Bluteisenstein, Cavern

Sie standen in einem hohen, von Fackeln erleuchteten Gang. Er führte zu einer beschlagenen Holztür, die einen Spalt offen stand. Kunstvolle Reliefs zierten die steinernen Wände. Verblüfft sah Chada an sich herab. Sie erblickte keine dunklen Schuppen, sondern weiche Haut. Ihre eigenen vertrauten Hände, die noch immer den erloschenen Sternenschild hielten.

Thorn stand neben ihr und sah sich sichtlich verwirrt um. „Wo sind wir?“, flüsterte er.

Chada schüttelte nur den Kopf und lauschte. Und sie konnte es hören: Das Bewusstsein der Drachen, wie ein fernes Säuseln in ihrem Hinterkopf. Kaum hatte sie sich darauf konzentriert, schon spürte sie, wie das Kollektiv der Gedanken sich nach vorne drängte, wie die überwältigenden Gefühle ihr jeden klaren Gedanken raubten, wie ihr Selbst verschluckt wurde ...

Ein Geräusch ertönte und brach den Bann der fremden Gedanken. Sie hörte eine raue Stimme, zu leise, um Worte zu verstehen. Thorn deutete fragend auf die angelehnte Tür. Chada nickte knapp, und sie schlichen näher.

„... bin das älteste Kind, und sei es nur um wenige Augenblicke! Die Fürstenkrone gebührt mir, sofern mein Vater keinen anderen Nachfolger bestimmt – und niemand glaubt mehr daran, dass er noch einmal aufwachen wird.“

Vorsichtig blieb Chada an der Tür stehen und spähte durch den schmalen Spalt in eine weitläufige Kammer. Eine knisternde Feuerschale spendete behagliche Wärme, auf einem Tisch lagen ausgerollte Karten mit kleinen Steinfigürchen darauf, daneben eine zwergische Wurfaxt. Den Sprecher konnte Chada von ihrer Position nicht sehen, doch dafür einen knapp pferdegroßen Drachen, der sich auf einem Fell neben der Feuerschale zusammengerollt hatte und aus gelb glühenden Augen in Richtung der Stimme blickte.

Warum rufst du dann deine Getreuen zu den Waffen?

Chada zuckte zusammen, als die Worte klar durch ihr Bewusstsein drangen. Sie hörte keinen Tonfall und konnte doch die Neugierde und Sorge erahnen, die diese Frage begleiteten. Ohne sagen zu können, woher, wusste Chada, dass der Drache neben der Feuerschale „gesprochen“ hatte.

„Weil meine Geschwister sich nicht an die alten Gesetze halten werden. Nicht, wenn sie sich Hoffnungen machen, den Thron selbst zu erben. Viele Zwerge mögen mich nicht. Sie behaupten, ich hätte mehr Zeit mit eurem Volk verbracht als meinem eigenen. Garah hat sich bereits die Unterstützung der Runenmeister und der Fornur-Priesterschaft gesichert, Boord hat die Gilden der Handwerker und die Mehrheit der ehrwürdigen Familien hinter sich, und Hadda wäre nicht Hadda, wenn sie nicht längst etwas aushecken würde.“

Chada schluckte. Diese Namen... Was sie hier mitanhörte musste sich noch vor dem Bruderkrieg ereignet haben. Vor über eintausend Jahren! Obwohl sie ahnte, dass diese Unterhaltung in der alten Zwergensprache geführt wurde, konnte sie jedes Wort verstehen.

„Die Zeichen stehen auf Krieg“, ergänzte die Stimme ernst. Plötzlich zuckten Gefühle von Verwirrung und Unglauben durch ihren Verstand.

Krieg? Weshalb sollten die Zwerge sich selbst bekriegen?

Das ist absurd! Sie sind doch kein Schlüpfing mehr, der sich in den eigenen Schwanz beißt!

Täuscht euch nicht. Sie sind primitive Wesen. Sie tauschen keine Gedanken oder Gefühle, nur mehrdeutige Worte. Und sie lösen ihre Konflikte mit roher Gewalt, anstatt die Vereinigung ihrer widerstreitenden Wünsche gegeneinander aufzuwiegen.

Das ist schrecklich! Sie sind wilde Tiere! Wie konnten wir uns jemals mit ihnen einlassen?

Sie haben keine andere Wahl. Sie operieren einfach im Rahmen ihrer beschränkten Fähigkeiten, und zeigen dafür ein erstaunliches Maß an Zusammenarbeit. Vergesst nicht, sie haben uns die Wege in die Tiefe geöffnet. Und wie hätten wir ohne ihre Runen die Erdgeister gebannt?

Zusammenarbeit? Einen Krieg von Zwergen gegen Zwerge nennst du Zusammenarbeit?

Ruhe! Verschiebt euren Disput, sonst muss ich meinen Geist abtrennen und ihr dürft euch mit meinen Erinnerungen begnügen.

Die Gedanken verstummten. Das alles hatte kaum einen Augenblick gedauert, doch schon jetzt fühlte Chada wieder einen bohrenden Kopfschmerz.

Das ist äußerst bedauerlich, Zor. Doch wozu das Treffen?

„Ich brauche die Hilfe der Drachen. Euer öffentliches Bekenntnis, dass ihr meinen Anspruch unterstützt. Und auch euer Feuer, sollte es zum Krieg kommen.“

Jetzt brach ein wahrer Sturm los. Chada spürte unterschiedlichste Gefühle gegeneinander wetteifern, Zustimmung und Empörung, Hoffnung und Furcht. Argumente wurden ausgebreitet und gewichtet, Wünsche bewertet und verglichen, zu schnell und zu viele, als dass Chada hätte folgen können. Sie spürte nur, wie etwas in ihr unter dem Druck zerriss und ihr Bewusstsein flatterte. Und dann, nach nur einem Herzschlag, war es vorbei.

Wir haben entschieden. Wir können deiner Bitte nicht nachkommen.

Der Drache senkte langsam das Haupt.

Wir wünschen uns deinen Sieg, Zor. Doch wir können uns nicht in eure innenpolitischen Konflikte einmischen. Wir werden nicht die unsterblichen Leben der Unsrigen riskieren, um euren Krieg zu entscheiden.

„Aber ... unsere Pläne! Wir wollten die Beziehungen zwischen unseren Völkern verbessern. Aus dem Bündnis eine Freundschaft machen.“

Ja. Doch nicht zu diesem Preis. Gräme dich nicht, Zor, denn was du wolltest, hast du erreicht: Du bist bereits ein Freund der Drachen.

Plötzlich verstummten die Gedanken, die unablässig in Chada gewütet hatten. Der Wandel kam so plötzlich, dass ihre Beine einknickten.

Ich habe meinen Geist abgetrennt. Unsere Art hat entschieden, sich nicht einzumischen. Doch ich, als Einzelner, werde dich begleiten, mein Freund. Wir ...

Thorn fing sie auf, doch die Spitze des Sternenschildes berührte mit einem metallischen Klang den Boden. Der Drache erstarrte und wandte dann langsam seinen Kopf. Kurz konnte Chada sehen, wie seine geschlitzten Pupillen sich auf die Tür richteten. Sie stieß ein ersticktes Keuchen aus, griff den Sternenschild fester und sandte all ihre verbleibende Kraft hinein. Ein sanfter blauer Schimmer drang aus dem Metall und wob sie ein. Doch für einen einzigen Moment, bevor das Bild sich auflöste, trafen sich ihre Blicke, und sie spürte die Neugier und die Verblüffung des Drachen.

Mondhoch, 31. Wintertag 77 A.Z.

Ströme der Erinnerungen, Krahäl

Plötzlich standen ihre Füße wieder auf gezackten schwarzen Mustern und Flüsse aus rot leuchtendem Blut strömten an ihnen vorbei. Sie waren wieder in Krahäl. Hatten es vielleicht nie verlassen.

„Du hast uns zurückgebracht!“, rief Thorn begeistert, doch er verstummte schnell, als er ihre Verfassung bemerkte. „Was ist los, Chada?“

„Er hat mich gesehen! Der Drache, er ... er hat den Schild gehört. Er hat uns bemerkt!“

„Das ist nicht möglich, Chada“, erwiderte Thorn sanft. „Das war nur eine Erinnerung. Das alles liegt schon lange zurück.“

„Denkst du, das wüsste ich nicht? Natürlich ist das schon lange her – aber ich sage dir, der Drache hat mich angesehen. Ich konnte seine Neugierde wahrnehmen, Thorn!“

Er betrachtete sie unruhig und seufzte schließlich. „Wie auch immer... Wir müssen weiter.“

CHAOS schoss in eine große, halbkreisförmige Halle. Es verschlang steinerne Sitzreihen, eine Handvoll Leichen, einen See aus Quecksilber und einen kleinen Bernsteinanhänger in Form eines goldenen Baumes. Es vereinte sich mit der Leere, die es zurückgelassen hatte, und löschte die silbernen Flammen. Dann fiel es hinab in ein perfektes, achteckiges Loch und verschluckte den Sturm der Gefühle.

Mondhoch, 31. Wintertag 77 A.Z.

Weg nach Krahall, Adern der Welt

Eara starrte in die Dunkelheit. In ihrem Bewusstsein tobten fremde Gefühle, in Wellen strömten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit durch ihren Geist. Sie ließ es zu. Wehrte sich nicht. Lauschte nur dem Klang ihres immer schwächer pochenden Herzens. Zu einer Regung wäre sie nicht mehr imstande, doch das musste sie auch nicht.

Als Chada und Thorn verschwunden waren, hatte sie sich noch zu der kleinen Truhe geschleppt, hatte in der vollkommenen Finsternis umhergetastet, bis ihre Finger auf glattes Metall stießen.

Eine Truhe aus Arkanum, gefüllt mit der Essenz aller drei Mächte.

Früher hätte allein die Berührung ihr die Haut verbrannt. Doch zusammen mit ihrer Magie hatte sie auch ihre Dunkelheit verlassen. Jetzt lag die Truhe nur kühl in ihrer Hand. Wie lange schon, wusste Eara nicht. Sie saß nur noch da, umklammerte die Truhe, und wartete.

Sie mag euch einst gegen den Dunklen Magier helfen.

Das, was nahte, mochte Dunkler Magie ähnlich genug sein, so hatte sie gedacht. Inzwischen dachte sie gar nicht mehr. Ließ nur die Gefühle zu, anstatt sich gegen sie zu sträuben. Hin und wieder flackerten verwirrende Bilder in ihr auf, doch Eara beschäftigte sich nicht mit ihnen. Sie empfing stattdessen die Verzweiflung, die langsam und stetig alles einriss, was sie ausmachte. Die Ruine, die von ihr geblieben war, zerfiel, doch es kümmerte sie nicht mehr.

Plötzlich verklang ihr Herzschlag. Sie konnte ihren Puls noch immer spüren, doch kein Geräusch drang mehr zu ihr durch. Eine tosende Stille schlug ihr entgegen, verdrängte kurz die Gefühle und schreckte sie aus ihrer Apathie. Irgendein Teil von ihr wusste noch, dass es genau das war, worauf sie gewartet hatte. Mit einem letzten Rest an Kraft ließ sie die Truhe fallen.

Doch öffnet sie nur, wenn die Lage aussichtslos scheint.

Eine frische Meeresbrise wehte um Earas Nase, und ein türkises Licht erstrahlte und vertrieb für einen kurzen Moment die Schatten, die so lange ein Teil von ihr gewesen waren. Lächelnd starrte Eara in das Licht, das den ganzen Tunnel ausfüllte – vor ihr...

CHAOS verschlang eine einzelne Gestalt und wurde an einer leuchtenden Kuppel gebremst. CHAOS konnte nicht gebremst werden. Es setzte alle Gesetze der Natur außer Kraft. Und doch war da dieses Licht, an dem es nicht vorbei konnte. Ein Licht, das langsam schwächer wurde...

Späte Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Ströme der Erinnerungen, Krahall

Chada stolperte keuchend vorwärts. Ihre Füße suchten Halt auf dem Geflecht aus Düsternis, das sie umgab. Sie wusste nicht, wie lange sie schon so liefen. Sie folgten nur der Strömung des Blutes zurück zu ihrem Ursprung, eilten immer weiter durch diese bizarre Welt. Der Sternenschild in ihrer Hand konnte immer weniger Schutz spenden. Mit jedem Schritt flackerte sein Licht, und wann immer es erlosch, sah Chada für den Bruchteil eines Augenblicks ein anderes, fremdes Bild vor sich. Ein junger Zwerg, der schüchtern seine Hand ausstreckte, um über schwarze Schuppen zu streichen. Geschuppte Kreaturen, die aus einem Abgrund hervorkletterten. Eine Ödnis voller riesiger Wurfmaschinen, deren steinerne Geschosse Drachen vom Himmel holten. Eine Jagd über den schneebedeckten Gipfeln eines Gebirges. Ein grauer Drache mit Schuppen wie aus Stein, in dessen Augen ein Feuer erlosch. Flammender Atem, der in eine Esse blies. Ein Beben, das durch schwarze Muster glitt und einen blutdurchströmten Baum zerriss. Ein dunkles Ei, in dessen Schale sich erste Risse zeigten. Eine kleine Gruppe von Zweibeinern, die sich mit gezogenen Waffen um einen alten Wehrturm versammelte. Ein roter Edelstein, der in ein Fach in einem Relief geschoben wurde. Eine Schlucht, in deren zerklüfteten Felsen sich schlafende Drachen niedergelassen hatten. Eine kleine, bärtige Gestalt, die ehrfürchtig einen brennenden Stock in die Höhe hielt.

Die Bilder verschwanden so schnell, wie sie kamen, und immer fand Chada sich danach inmitten der Ströme aus Blut und der dunklen Muster wieder. Doch es schien ihr, als würde jedes dieser Bilder ein Stück aus ihr herausreißen und mit sich nehmen, wenn es verschwand.

Blut lief über ihre Haut, und sie konnte nicht mehr sagen, ob es ihr eigenes war oder die rot glühende Flüssigkeit, die hier unten allgegenwärtig war. Sie wusste nur, dass es schmerzte. Ihr ganzer Körper schien zu brennen, jeder Schritt ließ sie zischen. Sie sah ihre fremde Umgebung nur noch verschwommen, nicht durch Tränen, sondern weil das Blut der Ewigkeit sich durch ihre Augen brannte.

Und dann, irgendwann, konnte Chada vor sich etwas anderes erkennen als fließendes Blut und wirbelnde Schatten. Ein rotes Licht erstrahlte vor ihnen, dunkel und grell zugleich. Die unzähligen Flüsse aus Blut liefen zusammen an einem einzigen Ort. Chada spürte keine Hoffnung mehr, nicht so tief in Krahall. Doch da war etwas anders, ein zartes Gefühl ohne Namen. Der Sternenschild in ihrer Hand summt kurz, und dann, auf einen Schlag, als hätte jede Energie ihn verlassen, erlosch er. Die verdrehten, gezackten Linien zerbrachen und verdichteten sich um sie, das rote Licht pulsierte immer schneller. Gefühle brandeten auf sie ein, ein Gewirr aus Stimmen und dann –

Jenseits aller Tageszeiten, Äonen vor jeder Zeitrechnung

Blutdurchwirkte Höhlen, Dunkelwelt

Stille. Von einem Moment auf den anderen waren die ewigen Echos Krahalls verstummt. Die tosenden Gedanken der Drachen waren verschwunden. Zum ersten Mal, seit sie hier unten war, fühlte Chada sich nicht mehr überwältigenden Gefühlen ausgesetzt.

Doch war sie überhaupt noch in Krahall? Langsam straffte Chada ihren Rücken und sah sich um. Sie und Thorn standen noch immer in einem dunklen Gang, durch den sich Fäden

aus rotem Licht wanden. Doch die Wände waren massiv und unregelmäßig, auch wenn Chada beim besten Willen nicht wusste, woraus sie bestanden.

Sie sah sich nach Thorn um, um ihn nach seiner Meinung zu fragen, doch die Worte blieben ihr im Halse stecken. Auf seinem vertrauten Gesicht sprossen rote Schuppen, krochen über seinen blonden Bart und um seine farblosen Augen. Immer wieder formte sein Mund sich kurz zu einer Schnauze mit spitzen Zähnen, bevor er sich zurückverwandelte. Fast schien es Chada, als sähe sie zwei Bilder, die sich übereinanderschoben und vermischten – einmal der Thorn, den sie kannte und liebte, und dann wieder ein zuckender Skral.

In Thorns Gesicht erkannte sie dasselbe Entsetzen, das auch sie verspürte, und als sie an sich herabblickte, waren ihre Hände geschuppt und hatten Klauen anstatt Nägel, wechselten flimmernd zu menschlichen Händen und wieder zurück zu Klauen, die in Thorns Haut schnitten.

Sie wollte etwas sagen, doch brachte nur einen wortlosen, verzerrten Schrei hervor, abwechselnd mit einem weichen, menschlichen und einem dröhnenden, gutturalen Klang.

Ein schrilles Kreischen hallte von den Wänden wider, ein langgezogener Ruf, und Chada spürte etwas in sich reagieren. Ihre Muskeln spannten sich an, kurz peitschte ihr stachelbewehrter Schwanz, ehe er sich wieder auflöste. Ein vielstimmiges Keifen erklang als Antwort, trampelnde Schritte und kratzende Schläge. Kurz sahen sich Chada und Thorn an, und ohne ein Wort zu wechseln eilten sie näher. Folgten dem unregelmäßigen Gang zur Quelle des roten Lichts.

Und plötzlich erstreckte sich vor ihnen ein leuchtender See aus rotem Blut, an dessen Ufer Kreaturen kämpften. Skrale hatten sich in einer langen Reihe aufgebaut und setzten sich gegen Gors zur Wehr, die mit ihren Hornklauen auf sie einhieben. Kurze, schrille Schreie hallten durch die Gänge, als Zeichen, die Chada mühelos verstand, obwohl sie keine Worte enthielten. Sie waren Rufe um Hilfe, Schreie des Triumphs oder des Todes. In den schwarzen Skralaugen sah Chada Schmerz und Entschlossenheit.

Und instinktiv wusste sie, worum hier gekämpft wurde, weil es das einzige war, worum hier unten je gekämpft worden war: Zugang zu den Strömen aus Blut, die von diesem See aus durch die ganze Dunkelwelt flossen. Das Blut bedeutete Energie. Es bedeutete Kraft. Es bedeutete Leben. Wer es trank, brauchte nichts anderes mehr. Wer es nicht hatte, musste über kleinere Wesen herfallen, sie verschlingen, Pulsschlag für Pulsschlag aufs Neue, und würde doch mit jedem Gezeitenzykel an Stärke verlieren.

Die Skrale wurden immer weiter an das zerklüftete Ufer des roten Sees zurückgedrängt, und in sich spürte Chada das Verlangen, ihnen zu helfen. Sie wurde heimgesucht von den Bildern anderer Skrale, die mit den Geistern sprachen oder noch wachsen mussten, die in versteckten Höhlen saßen und verdursten würden ohne das Blut, das der Stamm der Roten Zähne hier verteidigte und schon seit vielen Zykeln nicht mehr verloren hatte. Doch die Gors waren verzweifelt, immer mehr ihres Volkes starben. Sie hatten sich schon lange nicht mehr zu einer so großen Horde zusammengefunden, der Ausgang dieser Schlacht war ungewiss. Chada hob einen Fuß und verdankte es Thorn, der an ihrer Hand zog und sie zurückhielt, dass sie sich nicht in die Kämpfe stürzte.

Da plötzlich ging eine Regung durch die Halle. Die Kreaturen auf beiden Seiten erstarrten mitten im Kampf und kauerten sich zusammen. Die Wände der Halle zerbrachen zu gezackten Mustern und gedrehten Frakturen. Immer näher kam die Welle der Starre, und noch ehe Chada wirklich begriff, wurde auch sie erfasst. Etwas drang mühelos in ihren

Geist, etwas Großes, Ehrfurchtgebietendes, und warf sie zu Boden. Sie spürte Staunen, und ein Beben aus fremden Gefühlen, das durch ihr Selbst schlug und ihren Widerstandsgeist und ihren Kampfeswut zerbröckeln ließ.

Langsam hob Chada den Kopf, und all die Kreaturen am Ufer des Sees taten es ihr gleich, in einer einzigen fließenden Bewegung. Ihre Augen waren nicht länger dunkel, sondern glühten weiß.

Späte Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Blutmeer, Krahall

Chada keuchte und starrte durch schwarze Linien und langsam fließendes Blut in endlose Tiefen. Sie lag auf dünnen, sich wandelnden Mustern und hörte zuckende, fragmentierte Echos. Unter ihren Fingerspitzen summt die Sternenschild in einem letzten Aufbäumen. Thorn lag neben ihr, nur noch Thorn, ohne das flackernde Bild des Skrals.

Langsam rappelten sie sich auf. Die Kreaturen waren verschwunden. Sie waren wieder allein mit den Erinnerungen und Gefühlen der Drachen.

Und vor ihnen erstreckte sich ein riesiger See aus brodelndem Blut, eingefasst von einem Gitter aus schwarzen Mustern. Undeutlich erkannte Chada einen dunklen Fleck im Zentrum dieses Sees, eine schwarze Struktur, die aus dem Blut ragte. Sie hatte die Form eines Baumes.

CHAOS brodelte über einem Meer aus Lava, über ewigem Eis und den Steppen des Ostens und Westens, über Nebelsümpfen und einem großen See, über fremden Kontinenten und Ozeanen. Es erstreckte sich selbst zu den Sternen, und es riss das alles aus dem Geflecht der Wirklichkeit. Nichts blieb mehr als eine türkis leuchtende Kuppel und die winzige, grenzenlose Welt darunter.

Späte Nacht, 31. Wintertag 77 A.Z.

Blutmeer, Krahall

Chada ging am Rand des brodelnden Blutes in die Knie. Die schwarzen Linien bildeten hier eine Art Ufer. Die Muster drehten sich, wuchsen auseinander, falteten sich zusammen, doch sie veränderten kaum noch ihren Ort, sondern bildeten eine große Höhle mit durchscheinenden Wänden.

„Wie ... kommen wir ... auf die andere Seite?“, keuchte Chada. Selbst sich darauf zu konzentrieren, diese Worte zu sprechen, die Zunge richtig zu drehen, Luft durch ihren Hals gleiten zu lassen, strengte sie an, kostete ihre gesamte Konzentration. Es fühlte sich so unnatürlich an, nach all den fremden Gedanken, die durch ihren Kopf rasten, plötzlich wieder mit unbeholfenen Bewegungen unzulängliche Worte hervorzubringen. Sie wusste kaum noch, wie es ging.

Thorn starrte sie verständnislos an. Dann klarte sein Blick langsam auf, und er schüttelte schwer den Kopf. „Wir müssen es trinken!“, flüsterte er.

Chada wich von dem See aus Blut zurück. Trinken? War er wahnsinnig geworden?
... Vermutlich. Aber war sie es denn nicht?

Thorn formte seine Hände zu einer Schüssel und tauchte sie in den See. Als er sie wieder hervorzog, war seine Haut rot und an manchen Stellen ganz weggeätzt, doch er senkte ohne zu zögern den Kopf und trank das Blut, bevor es durch seine Finger geronnen war. Seine Augen zuckten vor Schmerz, mehrere Herzschläge verstrichen. Doch plötzlich senkte sich eine tiefe Ruhe über ihn. Ein Lächeln legte sich auf seine verbrannten Lippen. Seine Haut nahm eine etwas gesündere Farbe an.

Erneut tunkte Thorn seine Hände ins Blut, und als er sie diesmal hervorzog, waren sie nicht weiter verbrannt. Auffordernd hielt er ihr die glühende Flüssigkeit entgegen und blickte sie aus seinen farblosen Augen an. Chada blinzelte und nickte schließlich. Sie senkte ihren Kopf über die Flüssigkeit und schluckte. Ein grauenhaftes Brennen lief durch ihren Mund und Hals, sie musste keuchend husten und verschluckte sich. Sie bekam keine Luft mehr, griff sich unwillkürlich an den Hals. Tränen stiegen ihr in die Augen.

Und dann, auf einen Schlag, verschwand der Schmerz und sie konnte wieder frei atmen. Doch durch ihren Geist huschten verstörende Bilder von rot geschuppten Körpern und Treibjagden in völliger Dunkelheit. Sie spürte ein unerklärliches Verlangen nach Blut. Sie hob den Sternenschild, der nur noch matt glänzte und in keiner Weise reagierte.

Thorn nahm sie bei der Hand und half ihr auf. Kurz meinte sie, unter seiner verbrannten Haut etwas wie rote Schuppen auszumachen, doch vielleicht war es auch nur getrocknetes Blut. Sie sahen sich an und setzten sich in Bewegung. Ihre Stiefel glitten in den See aus Blut. Langsam und stetig schritten sie weiter. Chada spürte die Flüssigkeit an ihren Beinen entlangströmen, doch es konnte ihr nichts mehr anhaben. Das Blut der Ewigkeit floss nun auch durch ihre Adern.

Sie gingen weiter, kämpften sich gegen die Strömung, und das brodelnde Blut stieg an, reichte ihr bis zur Hüfte, an die Brust, bis zum Hals. Das Ufer lag jetzt schon viele Schritte hinter ihnen, doch der Grund ging unablässig weiter in die Tiefe. Chada versuchte loszuschwimmen, doch sie hielt noch immer Thorns Hand und den Sternenschild. Die Strömungen zogen sie unbarmherzig nach unten, und sie konnte nicht einmal mehr Luft holen, da tauchte ihr Kopf auch schon unter.

Die Geräuschfetzen Krahals verstummten. Sie sah nichts als konturlose Schemen aus rotem Licht. Leuchtende Stürme zogen an ihren Augen vorbei und setzten sich in ihrem Kopf fest. Sie bemerkte kaum, dass sie keine Luft mehr bekam, dass ihre Beine nachgaben und dass Thorns Hand und schließlich auch der Sternenschild ihren Fingern entglitt...

Sie spürte nur eine tiefe Verzweiflung, die mit einem Schlag auf sie einströmte, eine schreckliche, kalte Leere und einen Strudel aus rotem Licht, der sie einsaugte, ohne dass sie noch die Kraft gehabt hätte, sich dagegenzustemmen. Das letzte, was sie noch wahrnahm, war eine Hand, die sich in ihre Schulter krallte.

Mondhoch, 83. Frühjahrstag 76 A.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

Hustend und keuchend kam Chada zu sich. Ihre Kleider waren klitschnass vom Blut. Sie lag auf kurzem, trockenem Gras, über sich sah sie die Sterne funkeln. Ruckartig setzte sie sich auf.

Thorn lag ausgestreckt neben ihr, eine Hand auf den Sternenschild gelegt, die andere an ihrer Schulter. Er stöhnte leise, rappelte sich auf und gab ihr den Sternenschild zurück. „Verlier ihn nicht nochmal“, raunte er. „Wo sind wir diesmal gelandet?“

Chada betrachtete die schattigen Bergflanken, die unübersichtlichen Geröllhalden, die schroffen Gipfel, die Schneereste, die im Mondlicht silbern schimmerten, und zuletzt den grauen Wurm aus behauenen Steinen, der sich weit unter ihnen zwischen den Bergen entlangwand. Die alte Zwergenstraße. Geröll und Gesteinsbrocken hatten sie blockiert, und vor einem Geröllhaufen direkt unter sich sah Chada ein großes Lager. Einfache Zelte waren um Lagerfeuer aufgeschlagen, Planwagen standen in unordentlichen Kreisen darum, die Ochsen waren ausgespannt und schliefen ebenso friedlich wie die der Rest des Lagers. Nur vereinzelt saßen Gestalten um die Flammen, löffelten Eintopf aus Eisenkesseln oder spielten leise Flötenmelodien.

„Das sind wir!“, zischte Chada. „Unser Tross. Auf unserem Weg nach Krahd, oder ... nein, auf dem Rückweg. Ich erinnere mich an diesen Ort. Wir haben hier gelagert, als Grone gestorben ist.“

Thorn kniff die Augen zusammen. „Das kann nicht sein!“, erwiderte er. „Die Orte, die wir bisher gesehen haben, waren die Erinnerungen der Drachen. Aber das, was wir jetzt sehen... Das war nach Taroks Tod! Und vor seiner Wiederauferstehung! Kein lebender Drache kann hier in der Nähe gewesen sein.“

Chada schloss die Augen und versuchte, sich auf die Gedanken zu konzentrieren, die seit ihrer Ankunft in Krahall in ihrem Hinterkopf herumgeisterten, die Gefühle, die auf sie einströmten. Doch sie fand nur Leere. Sie konnte so klar denken wie seit Stunden nicht mehr.

„Wenn das nicht Taroks Erinnerungen sind ... wessen dann?“

Schritte ertönten. Chada und Thorn fuhren beide gleichzeitig herum, gerade rechtzeitig, um einen hochgewachsenen, in zusammengewürfelte alte Rüstungsteile gekleideten Skral zu sehen, der aus der Dunkelheit trat und sie aus weiß glühenden Augen musterte.

Thorn zog sein Schwert und murmelte gepresst: „Die seiner Diener!“

Der Skral knurrte und zog ebenfalls sein Schwert. Die Klinge war rostig und hatte schon bessere Tage gesehen, doch der Skral machte einen frischen und ausgeruhten Eindruck, ganz im Gegensatz zu Thorn. Chada griff nach ihrem Bogen Audax, bis ihr einfiel, dass sie ihn als unnötigen Ballast zurückgelassen hatte. Bevor sie auch nur nach ihren Dolchen greifen konnte, griffen der Skral und Thorn gleichzeitig an. Die Schwerter prallten aufeinander. Der Skral konnte die ersten beiden Schläge Thorns parieren, bevor der dritte ihn ans Bein traf und der vierte tief in die Brust.

Er stieß einen viehischen, markerschütternden Schrei aus, der weit über die Berggipfel hallte, dann fiel er zu Boden und regte sich nicht mehr.

„Du hattest recht, Chada“, zischte Thorn. „Sie *können* uns sehen.“

Weitere Skrale kamen aus den Schatten, mindestens ein halbes Dutzend. Raserei glomm in ihren Augen. „Mein Sohn...“, brachte der Größte von ihnen hervor. „Ihr zahlt, Menschen!“

Die Skrale traten näher. Chada blickte beklommen hinunter auf die Zelte und Wagen der Andori. Vielleicht zehn Schritte hinter ihr. Und mehr als hundert in der Tiefe.

„Thorn, komm her. Du kannst sie nicht alle bekämpfen!“, rief sie. Er zögerte sichtlich und nickte schließlich. Ohne die Skrale aus den Augen zu lassen, trat er langsam zurück, bis er mit dem Rücken bedenklich nahe am Abgrund stand.

„Und jetzt?“, fragte er ruhig.

Chada nahm Thorns freie Hand und legte sie auf das glatte Metall des Sternenschildes. „Wir hoffen.“

Sie hob den Sternenschild, sah hinauf in den sternenedeckten Himmel, und versuchte es. Sie hörte die stampfenden Schritte der Skrale, und darunter, ganz leise, Thorns Atem, genau im selben Rhythmus wie ihr eigener. Seine Hand auf dem Sternenschild lag warm unter ihrer. Sie roch Rosshaar, Rietgras und einen Hauch von Leder. Und für einen Moment konnte sie das Grauen Krahals vergessen, die anrückenden Skrale, das Ende, das sie verhindern wollten. Für einen kleinen Moment des Friedens gab es nur sie beide, und sie spürte ein reines, klares Gefühl ohne eigenen Namen.

Der Sternenschild summte unter ihrer und Thorns Hand, und kurz schien es ihr, als würden die Sterne am Himmel heller strahlen.

Rotes Licht tanzte vor ihren Augen, und die dunklen Schemen der Skrale näherten sich unaufhaltsam. Sie spürte die Strömungen des Blutes an ihr zerren, doch zugleich war da noch immer der eisige Wind, der sie frösteln ließ. Unter ihren Füße spürte sie gezackte schwarze Muster, und gleichzeitig den rauen Fels am Rande eines Abgrunds. Sie öffnete den Mund, und die kühle Gebirgsluft und das kochende Blut fanden zeitgleich hinein. In ihrem Kopf herrschte noch immer die schreckliche Leere eines verstummten Bewusstseins, während Gedankensplitter und fremde Gefühle schier übermächtig auf sie einströmten.

Chada sah zwei Bilder, zwei Welten, die sich übereinanderschoben. Wie der Blick durch ein Fernrohr, wenn beide Augen offen waren. Die Bilder waren komplett verschieden, und doch waren beide wahr. Doch dieses Fernrohr sah nicht durch die Nebel des Narneufers, sondern quer über den Fluss der Zeit.

Die einzigen Konstanten in den beiden Welten waren sie und Thorn und der summende Sternenschild unter ihren Händen.

Die Skrale kamen näher und zogen ihre Schwerter. Chada holte tief Luft und versuchte, sich auf das Gefühl des Blutes an ihrer Haut zu konzentrieren, auf die Gefühlsstürme der Drachen und das Geflecht aus Düsternis unter ihren Füßen. Langsam trat das Bild des Gebirges in den Hintergrund, und Chada setzte einen Fuß zurück. Ganz schwach spürte sie die eisige Luft des Abgrunds an ihren Knöcheln, doch viel deutlicher war der unnatürliche Grund des blutgefüllten Sees. Sie ging weiter und zog Thorn mit sich. Undeutlich konnte sie durch die roten Wellen sehen, wie die Skrale am Rand der Schlucht stehen blieben und ihnen ungläubig aus ihren weißen Augen hinterher starrten, doch sie gingen einfach weiter über den Grund des Sees. Chadas Brust schmerzte. Sie schluckte Blut, wann immer sie Luft holen wollte, und traute sich zugleich nicht, in ihrer Konzentration nachzulassen und wieder das Bild des Gebirges heraufzubeschwören, solange sie dort noch immer keinen festen Boden unter den Füßen hatten.

Schließlich war es Thorn, der sie zurückbrachte. Sie spürte durch den Sternenschild hindurch, wie sein Fokus sich verschob, und sah zugleich, wie das Bild des Gebirges an Kontur gewann und die roten Wellen verblassten. Dann fiel sie plötzlich – allerdings kaum einen halben Schritt. Sie waren auf der anderen Seite angekommen.

„Ihr ... zahlen ... euer Tross ... Andori ... vernichten!“, dröhnte die Stimme des großen Skrals von der anderen Seite zu ihnen, vom Wind fast zur Unkenntlichkeit zerstückelt.

Sie holten keuchend Luft. Chada schüttelte ihren Kopf und vertrieb die Erschöpfung. „Luft anhalten!“, sagte sie knapp. Ihre Stimme zitterte.

„Warte, Chada!“ Thorn nahm seine Hand vom Sternenschild und sah sie ernst an. „Wie lange wird das noch gutgehen? Die Macht des Sternenschildes ist fast erschöpft, und unsere erst recht. Können wir es wirklich bis zum Herzen schaffen?“

„Wir können. Wir müssen! Wir haben keine Zeit!“

Thorn schluckte schwer. „Zeit, Chada, könnte der Schlüssel sein. Die Skrale konnten uns sehen. Dann können es auch andere.“

Chada runzelte die Stirn. „Was meinst du?“

„Wir sind hier, Chada. Wir selbst. Wir können einfach ins Lager klettern und uns selbst warnen. Wenn das hier echt ist, und keine Illusion, dann ... dann können wir das alles ungeschehen machen. Vergiss Hrals Prophezeiung, Chada! Vergiss den reglosen Herrscher! Wir machen alles wieder gut, hier und jetzt!“

Chada erstarrte. Vorsichtig sah sie den Berg herunter ... und schüttelte dann langsam den Kopf. „Wir können die Vergangenheit nicht ändern, Thorn. Wenn wir zu uns gegangen wären, dann würden wir uns daran erinnern. Es ist unmöglich.“

„Woher willst du das wissen?“

Chada holte tief Luft. „Leander.“

Du meinst, es widerspräche den Gesetzen der Natur?

Schlimmer, Chada: Denen der Logik.

„Thorn, wahrscheinlich ist nichts hiervon real. Aber wenn doch, dann ist das alles schon passiert und nicht mehr zu ändern. Nach da unten zu klettern wäre reine Zeitverschwendung.“

Traurig sah sie Thorn sie an. „Wahrscheinlich. Aber ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, dass ...“

„Gut!“, unterbrach ihn Chada, und ehe er reagieren konnte, presste sie seine Hand wieder auf den Sternenschild. Blut umströmte sie und verdrängte die kalte Gebirgsluft. In dem kaum wahrnehmbaren Bild des Grauen Gebirges blickte Thorn sie traurig an und nickte schließlich knapp. Sie setzten sich wieder in Bewegung, ließen ihren Tross und die tobenden Skrale hinter sich. Schritten blindlings voran, in dem verzweifelten Glauben, dass sie noch immer in Richtung des Baumes liefen.

Noch mehrmals mussten sie ihre Konzentration umschichten, in das Abbild des vergangenen Gebirges wechseln, um Luft zu holen, und dann wieder zurück nach Krahal, um vorwärtszukommen. Es ermüdete Chada. Der ständige Wechsel von Stille und dem Rauschen der Echos vergangener Gefühle. Die Kraft, die sie beide in den Sternenschild fließen lassen mussten, obwohl das Metall unter ihren Fingern immer schwächer summt und der blasse Schimmer längst erloschen war.

Sie verlor jedes Zeitgefühl. Sie wusste nicht mehr, wie lange sie bereits durch diese beiden Welten glitten, oder auch nur zu welchem Zweck. Sie hatte den Gedanken an ihr Ziel bald verloren in der Verzweiflung, die aus Krahal auf sie einströmte. Doch ihre Entschlossenheit war geblieben und trieb sie immer weiter voran. Es gab kein Ziel mehr, nur noch einen Schritt nach dem nächsten, unterbrochen von gelegentlichen Pausen des Luftholens.

Und dann, irgendwann, meinte Chada kurz etwas wie eine leichte Meeresbrise zu spüren, die an ihr vorbeiglitt und sich auflöste, gefolgt von einer schrecklichen Welle der Stille. Das Blut verlor jede Farbe, bis sie sich durch nichts als unscharfes graues Licht kämpften. Der Sternenschild verstummte endgültig unter ihren Händen. Für einen Augenblick sah Chada noch einmal das Abbild des Grauen Gebirges, die strahlenden Sterne am Himmel, und zugleich das Metall des Sternenschildes in ihrer Hand, nicht mehr golden und blau, sondern komplett farblos und flach. Dann verschwanden die zwei Bilder, und nur die Ströme aus Blut blieben zurück. Die Welt, wie sie sie kannte, war nicht mehr.

Chada ging einfach weiter. Thorns Hand lag kalt in ihrer eigenen. Sie atmete nicht, sie dachte nicht, sie setzte nur einen Fuß vor den anderen, bis ihr Kopf durch aufgewühlte Wellen glitt und ihre Füße das Blut verließen.

Sie standen auf einer Art Insel inmitten des Sees aus Blut. Dunkle, wirbelnde Muster tanzten zu ihren Füßen, stiegen an, vereinigten sich zu Spiralen und Frakturen und wuchsen immer weiter, ragten vor ihnen auf und zuletzt entstand etwas anderes aus ihnen. Zum ersten Mal, seit Chada in Krahall war, konnte sie dem Geflecht aus Düsternis eine vertraute Form abgewinnen: Die Umrisse eines Baumes, in dessen Adern rotes Blut floss.

Dunkelheit verschluckte das letzte Licht des Meeres, breitete sich aus in die winzige Insel der Verzweiflung, die inmitten der Freiheit geblieben war. Ströme aus Blut zerfaserten in dunkle Schleier. Eine Ewigkeit zerstob in Augenblicken ohne neuen Anfang. Und die gesplitterten Muster zerbrachen zu reinem CHAOS.

Ende der Zeit

Baum des Blutes, Krahall

Chada taumelte vorwärts, bis die dunklen Muster in der Form eines Baumes sich vor ihr erhoben. Dann sank sie auf die Knie. Das kalte Metall des nutzlos gewordenen Sternenschildes entglitt ihren Fingern, nur Thorns Hand hielt sie noch immer umklammert.

Sie legte den Kopf in den Nacken, starrte zu den riesigen, unwirklichen Ästen hinauf, zwischen denen rotes Blut floss. Das letzte bunte Licht in einer Welt, die alle ihre Farben verloren hatte. Sie sah trockenes Holz, das sich wie ein Fremdkörper aus einer anderen Welt in zwei Wurzelsträngen zum blutdurchströmten Baum schob und in seinen Ästen aufging.

*... wo zusammenflossen Blut der Ewigkeit,
der Staub des Todes und das Wasser der Zeit...*

Chada keuchte, als Fetzen aus ihrer Erinnerung aufstiegen. Hralls Prophezeiung! Sie war der Schlüssel! Sie musste es einfach sein...

*... den reglosen Herrscher in ewiger Wacht,
den Wächter, der aus Stehen Werden macht...
... und wenn sie nur seinen Namen sagen
wird er erwachen und das Unheil vertagen...*

Irgendein Teil von Chada wusste, dass sie nach dem Namen suchen musste. Dass dies der einzige Weg sein mochte, doch noch alles aufzuhalten. Doch sie konnte es nicht mehr. Die Gefühle aus Krahall, die der Sternenschild so lange ferngehalten hatte, strömten zuletzt doch ungehindert auf sie ein, begruben sie unter sich, zerrissen ihren kleinen, zerbrechlichen Verstand und ihr ganzes Selbst. Sie vergaß, wo sie war, und warum, und ging ganz auf in dem tosenden Echo eines riesigen, geeinten Bewusstseins. Alle ihre Gedanken verschwanden in den unvorstellbaren Weiten dieses toten, fremden Geistes und entglitten ihr, kaum dass sie sie zu Ende gedacht hatte. Erinnerungen stiegen in ihr auf wie schimmernde Perlen, wie funkelnde Sterne, wie Luftblasen, die lautlos zerplatzten, sobald sie versuchte, nach ihnen zu greifen. Die Bilder, die Gedanken, die Eindrücke wurden aus ihr herausgespült und verloren sich in den endlosen Tiefen Krahalls.

Ein Mann in weißen Roben, mit einem Blick voll glühendem Zorn: „Aber du weißt nichts! Und nun geh...“

Eine junge Frau mit einer wunderschönen Stimme, ernst und leise und gleichzeitig klar und rein: „Mein Name ist Eara und ich stamme aus dem Land Hadria...“

Ein alter König, der sie stolz aus grauen Augen ansieht: „Von heute an und für immer seist du ein Held von Andor...“

Ein gigantischer Drache mit rot glühenden Augen, dessen lautlose Stimme voller Hohn durch ihren Schädel hallt: „Es wäre klug zu fliehen, solange ihr noch könnt...“

Ein Monstrum, das sich in einen Mann verwandelt, blutend und sterbend im Schnee liegend: „Andor brennt, meine geliebten Feinde! Und ihr seid weit weg und könnt nichts dagegen tun...“

Eine sterbende Frau in einem Bett aus blühendem Sternkraut: „Lass nicht zu, dass die Krahder die Andori versklaven. Sei stark. Bewahre Brandurs Erbe...“

Ein befreiter Priester im Schatten einer schneebedeckten Ruine: „Du hast dein Volk gerettet und angeführt, ohne zu wissen, dass dies deine wahre Bestimmung ist. Ohne zu wissen, wer du wirklich bist. Die Rietgraskrone ist dein, sage ich. Du bist die Königin von Andor...“

Ein bleicher junger Mann, in dessen roten Augen Erleichterung liegt: „Meine Schuld ... beglichen...“

Drei dunkle, schemenhafte Gestalten, die vor den Überresten eines schwarzen Baumes schweben: „Das Volk, das zu schützen du geschworen hast, wird in der Dunkelheit vernichtet werden. Deine Vergangenheit wird in Flammen vergehen, deine Zukunft wird in Flammen vergehen, und all die, die dir Vertrauen schenken, werden bei ihrem Tode eine Verräterin in dir sehen...“

Ein Schatten mit gezackter Maske in einer großen, halbkreisförmigen Halle: „Willkommen, meine teuren Feinde. Ich warte schon so lange auf euch! Endlich seid ihr angekommen, Helden von Andor...“

Verzweifelte Rufe übertönten für einen Moment die Gedankenstürme. Thorn sah in den Baum hinauf, Tränen rannen aus seinen farblosen Augen, und voller Verzweiflung schrie er etwas in die blutdurchwirkten Äste. Er rief willkürliche Namen und wiederholte Passagen aus der Prophezeiung, doch Chada verstand die Worte nicht mehr. Sie sah ihn nur an, fühlte seine Hand in ihrer, roch den Duft von Rosshaar, Rietgras und einem Hauch von Leder und spürte weitere Erinnerungen in sich aufsteigen, die für einen Moment ihren Geist erfüllten und dann zerplatzten.

Thorn, der sie über einen umgekippten Kessel hinweg ernst ansieht: „Mein Name ist Thorn, und ich komme geradewegs von der Taubücke...“

Thorn, in einer kalten Nacht im Schatten der Taverne sitzend, mit Angst in seinen Augen, doch einem sanften Lächeln auf den Lippen: „Chada, ich bin so froh, dass ich dich getroffen habe...“

Thorn, unter den Ästen eines majestätischen Baumes, der sie in den Armen hält: „Aber was ich damals sagte gilt heute noch immer: Ich gehe mit dir...“

Thorn, der ihr gegenüber sitzt und sie ansieht mit einem Blick so voller Besorgnis und Verletztheit, dass die Geräusche der vielen Andori aus dem Tross in den Hintergrund treten: „Ich habe es so satt, Chada! Die Pflichten! Das Blutvergießen! Die Brosche um meinen Hals...“

Thorn, der neben ihr in der engen Kajüte eines kleinen Schiffes sitzt, eine geflochtene Kette aus Rietgrasblüten in der Hand: „Herzlichen Glückwunsch, Chada...“

Thorn, in einer alten, dunklen Halle, der ihr eine goldene Krone entgegenhält und ihr ernst in die Augen blickt: „Wer, wenn nicht du, entscheidet über dein Schicksal? Lass dich nicht von der Zukunft leiten, die dir geweissagt wurde, sondern von der, die du dir erträumst...“

Und plötzlich starrte sie auf den breitschultrigen Mann neben sich, und in ihrem Kopf war nur Leere. Sie sah einen Fremden, dessen Namen sie nicht mehr kannte, ebenso wenig wie ihren eigenen. Sie sah zu, wie seine Worte sich in unverständliches Wimmern verwandelten. Wie Verzweiflung und Grauen in seine farblosen Augen traten und jedes andere Gefühl ertränkten. Wie etwas in seinem Blick unwiederbringlich zerbrach. Und auch wenn sie nicht wusste, weshalb, ließ dieser Anblick auch in ihr etwas zerbrechen. Es geschah leise und versteckt, doch sie spürte es im ganzen Körper, wie ein gezackter Riss, der von ihrem Herzen bis in alle Glieder kroch. Sie zersprang zu Scherben wie eine Figur aus Ton, und alles, was sie einst zusammengehalten haben mochte, wurde zu Fetzen zerrissen. Nur ihre Erinnerungen existierten noch, immer nur für einen einzigen Moment, in dem sie vollkommen gegenwärtig waren, um sich im nächsten in Nichts aufzulösen.

Und aus diesen Erinnerungen setzte sich etwas zusammen...

Sie hörte die Worte aus Hrals Prophezeiung, die sie wieder und wieder vor sich hin geflüstert hatte: ... *den reglosen Herrscher in ewiger Wacht, den Wächter, der aus Stehen Werden macht...*

Sie hörte Ken Dorr, mit einer Stimme wie ferner Donner: *Beugt Eure Knie, Denn Euer Neuer Herrscher, Euer Regent, Ist Erschienen! Mir Gehorcht Die Ordnung Der Welt!*

Sie hörte Kenvilar, die Tückische, das Echo ihrer beißenden Stimme von den Wänden eines dreieckigen Ganges widerhallend: *Entstehen bedeutet, dass etwas wird, das zuvor nicht war...*

Sie sah einen Stofffetzen, auf den Leander mit schnellen Kohlestrichen eine letzte Nachricht geschrieben hatte: *Dieser Kreislauf wird bewacht durch den schlafenden Träumer der Zeit und Hirten der drei Herzen...*

Sie sah Ken Dorr vor sich, in einer einfachen Hütte sitzend, während seine bleichen Finger die Gravur eines Baumes in der hölzernen Tischplatte nachzeichneten, und hörte seine hohe, kalte Stimme: *Die Herzen der Mutter sind nichts anderes als Bäume...*

Und dann stieg eine weitere, letzte Erinnerung in ihr auf; unscharf, ausgeblichen und fast vergessen: Die Erinnerung an einen lauen Frühlingsabend im Grauen Gebirge, und an zwei Agrenkinder, die zwischen den Wagen umhertollten. Die ein Spiel spielten von einem Wesen aus Gutenachtgeschichten und kindlichen Fantasien.

Und dann war nichts mehr übrig. Die fragmentierte Folge von Erinnerungen riss ab. Ihre letzten Erfahrungen entschwanden in den Mustern Krahals. Zurück blieb nur noch die Entschlossenheit, die sie ihr ganzes Leben geprägt und geleitet hatte, und die Erkenntnis, die sie gewonnen hatte. Die Erkenntnis, dass ein Hirte der Herzen auch ein Hirte der Bäume war. Die Erkenntnis, was von einem Herrscher, einem Regent, blieb, wenn er reglos war, nicht etwa starr, sondern ganz wortwörtlich ohne Reg. Die Erkenntnis, welche Silbe, welcher *Name* es war, der aus Stehen etwas machen konnte, was gleichbedeutend mit Werden war.

Und so rief sie es, hinauf in das Gewirr aus gedrehten Mustern und den Umrissen von Ästen, aus voller Kehle und angetrieben nicht mehr von Hoffnung, sondern nur noch von Verzweiflung: „Ent!“

Und hoch oben, in der Krone des Baumes, zwischen dem roten Blut und den schwarzen Mustern, regte sich etwas.

Angestrengt spähte sie hinauf, bis ihre Sicht zerbrach. Was blieb, war etwas wie tausende Scherben, und in jeder davon spiegelte sich ein anderes, fremdartiges, flimmerndes Bild, das zu schnell vorüberglitt, um es zu begreifen. Unzählige Ausschnitte, die nebeneinander existierten, alle gleichermaßen wahr und doch unvollständig.

Sie sah ein gleißendes Licht in schillernder Dunkelheit.

Sie sah einen Mann mit Augengläsern, der sich über einen leuchtenden Tisch beugte.

Sie sah ein riesiges, offenes Haus ganz aus Zahlen und Licht.

Sie sah eine geschwungene Figur aus weißem Holz.

Sie sah dunkle, verschlungene Schrift, unmöglich zu entziffern, inmitten des Lichts einer auf ewig untergegangenen Sonne.

Und zuletzt setzten die Scherben sich zusammen zu einer strahlenden Form, die doch nicht mehr war als ein winziges blasses Abbild, eine Gestalt von unendlich vielen und doch die einzige, an die sie sich klammern konnte: Ein goldener Baum, mit mächtigen Ästen voller lautlos flirrender Blätter und mit zerfurchter Rinde, in der sie ein Gesicht ausmachen konnte. Die Gesichtszüge wandelten sich unablässig, waren ein junges Mädchen, ein alter Greis, ein gehörnter Troll, ein eingefallener Schädel, ein Säugling, ein geschuppter Drachenkopf. Doch was blieb, waren die golden glühenden Augen, die sie unverwandt ansahen und den leuchtenden Blick nicht von ihr lösten.

Der Träumer der Zeit war erwacht.

Und sie spürte eine überwältigende Aufmerksamkeit auf sich lasten, so fremdartig und gewaltig und schwer, dass ihr die Luft aus der Lunge gepresst wurde. Sie wusste längst nicht mehr, weshalb sie hier war, nur noch, dass dieses Wesen ein Unheil vertagen musste. *Ent!* Sie hatte es ein zweites Mal rufen wollen, doch sie hatte keine Kraft mehr, dachte nur verzweifelt: *Bitte! Rette uns!*

Danach konnte sie nur noch hinaufstarren, diesen glühenden Blick erwidern und in diesen Augen versinken wie in geschmolzenem Gold. Sie konnte nichts mehr sagen, nichts mehr mitteilen, und verstand zugleich, dass das gar nicht nötig war, dass dem Hirten der Herzen schon ein Blick aus diesen goldenen Augen genügt hatte, um in ihr innerstes Wesen zu schauen und zu wissen, weshalb sie hergekommen war, wenn sie selbst es auch vergessen haben mochte. Angespant harnte sie irgendeiner Bestätigung, irgendeinem Anzeichen, dass alle ihre Probleme nun gelöst wären. Wartete auf irgendeine Art von Reaktion. Und dann, für einen Wimpernschlag, beugte sich die Realität selbst, formte sich um, und alles andere wurde ausgelöscht bis auf eine einzige Antwort, die kein Wort war, sondern pure Bedeutung...

Nein.

Sie sackte kraftlos in sich zusammen. Verzweiflung strömte unaufhaltsam auf sie ein, und sie hatte nicht mehr die Kraft, sich zu wehren, eine Frage zu stellen oder sie auch nur zu *denken*. Und die Antwort kam dennoch...

Die Ordnung der Welt muss sterben. Das Spiel ist verloren. Hrals Prophezeiung kann sich nicht erfüllen. Die Kette von Ursache und Wirkung hält die Wirklichkeit versklavt. Und alles kommt, wie es kommen muss.

Mit leerem Blick sah sie hinauf zum goldenen Baum, hinauf in die golden glühenden Augen und die tausend flimmernden Scherben, wollte irgendwelche Worte herausbringen... Doch eine tosende Stille hatte auf einen Schlag die Echos Krahals verschluckt, die Linien

und Muster aufgelöst, und näherte sich, unaufhaltsam. Der Baum aus Mustern fiel in sich zusammen, rotes Blut strömte herab und wurde grau und schemenhaft, ehe es ganz verwischte.

Die Ordnung der Welt muss sterben.

Noch einmal formte sich die Wirklichkeit zu Bedeutung um, ehe sie in sich zusammenfiel. Die Realität faltete sich zusammen, ganz kurz waren Bilder zu sehen, Augenblicke, Zeiten, flüchtige Traumbilder im letzten Moment vor dem Erwachen, und in jedem davon stand majestätisch der goldene Baum. In den Schatten einer niedergerissenen Festung. In den Gängen einer Mine. In Höhlen voller Kreaturen und Blut. Und in einer sternklaren Nacht im Gebirge.

Und für einen Herzschlag, ehe das Ende sie erreicht hatte, wurde alles, was sie zu wissen geglaubt hatte, hinweggefeht. Ein erschreckendes Gefühl einer Mischung von Wahrheit und Unwirklichkeit überkam sie. Die Welt, die sie zu kennen geglaubt hatte, lag flach und reglos vor ihr ausgebreitet, faltete sich zusammen und verschwand hinter orangener Schrift, die sich zu Türmen vor ihr aufrichteten. Eine ganze Welt und doch nur ein einziger strahlender Stern in einem riesigen Kosmos, blau auf weiß. Für einen flüchtigen Moment erhaschte sie einen Blick auf die Ordnung der Dinge, die Spielregeln der Welt, das Fundament der Wirklichkeit, kaum mehr als eine Sammlung von Apokryphen, niedergeschrieben auf wenigen Blättern in strenger, ordentlicher Schrift.

Und ganz leise hörte sie aus einer zerplatzenden Erinnerung das Echo einer boshaften Göttin: *Die Wirklichkeit ist ein Spiel, Bogenschützin!*

Und dann verschwanden die Zeiten und Augenblicke, verschwanden die Bilder und Gefühle, verschwanden der goldene Baum und das graue Blut und die beiden Menschen und zum Schluss die Hände, die sich noch immer festhielten und nicht loslassen wollten. Und das Spiel selbst ging zu Ende.

CHAOS erfüllte die letzten Strukturen einer geordneten Welt und zersetzte sie, bis es keine Strukturen mehr gab. Nur noch schillernde Farben aus schwarzem Licht, grausam tosende Stille ohne Klang, immer neu zerbrechende Formen. Schicksal verblich zu Ungewissheit, Zukunft zu dunklen Schleiern, Dinge zu leeren Gedanken, Materie zu Möglichkeit. All die Namen und Begriffe, die die Welt in Muster pressten, lösten sich auf. Alle Kategorien verschwanden und verloren jede Bedeutung. Anfang. Ende. Ewigkeit. Raum. Zeit. Kausalität. Wahrheit. Für einen ewig andauernden Moment, der stets aufs Neue zu Ende ging und doch immer verblieb, gab es nichts mehr als pures CHAOS. Nichts als wahre, vollkommene, bedeutungslose Freiheit.

Die Ordnung der Welt war gestorben. Und das Unmögliche wurde wahr...



Epilog – Ein neuer Anfang

„Setzt euch, nehmt euch ein Glas. Will jemand Wasser?“

„Hier. Danke!“

„Ich auch.“

„Soll ich schonmal aufbauen?“

„Was spielen wir denn überhaupt?“

„Wir haben noch unsere schmachvolle Niederlage vom letzten Mal auszugleichen.“

„Oh, bitte erinnere mich nicht an unser klägliches Scheitern! Das war sooo...“

„Ach komm, übertreib nicht!“

„Übertreiben? Hast du alles vergessen? Unser Ruhm war im Keller! Die Burg wurde hoffnungslos überrannt! Und wir haben den Endkampf krachend verloren!“

„Jaa, aber nur durch den Schwarzen Herold ...“

„Und Leanders Alleingänge ...“

„Hey, sei du ganz still! Wer kam denn auf die grandiose Idee, ausgerechnet mit Drukil einen Abstecher in den Wachsam Wald zu machen?“

„Ich konnte ja nicht ahnen, dass meine Willenspunkte...“

„Haha, ist doch jetzt auch egal. Diesmal planen wir etwas besser. Drukil hält sich vom Wald fern, und vielleicht verteidigt nicht ausgerechnet Orfen die Burg, sondern lieber jemand, der auch was von seiner Sonderfähigkeit hat. Dann geht das schon gut. Gleiche Helden wie letztes Mal?“

„Auf jeden Fall! Ich habe nur etwas Sorge, dass wir dann wieder genau so verlieren...“

„Ach Quatsch!“

„Wir können es uns ja ein bisschen leichter machen. Wenn wir nach der Anleitung der Neuen Helden gehen, ist der Schwarze Herold nur eine Spielvariante zum Schwerer Spielen. Wenn wir also einen leichteren Endkampf wollen ...“

„Fühlt sich an wie geschummelt ...“

„Schnappt euch lieber schonmal eure Helden.“

„Das sind Bragors Würfel und nicht Drukils ...“

„Hier sind deine.“

„Wo ist denn der Unterschied?“

„Ich mische schonmal die Nebelplättchen...“

„In welchem Beutel ist der Erzähler?“

„In keinem, der liegt schon draußen. Da vorne.“

„Ah, ja! Also dann: Stellt den Erzähler auf den Buchstaben a der Legendenleiste ...“

Morgendämmerung, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Herz des Bronwaldes, Graues Gebirge

Nebel lag noch zwischen den dunklen Stämmen, und Tau perlte von den Blättern. Der Himmel über den Berggipfeln im Osten färbte sich eben erst heller, während die Sterne verblassten. Das erste Morgenrot schimmerte durch die Zweige, doch der Schwarze Herold sah es nur als blassen, grauen Schimmer.

Seit seinem Tod konnte er keine Farben mehr genießen. Keine Düfte. Keinen Geschmack. Die Welt war ihrer gesamten Schönheit beraubt. Doch er hatte sich ohnehin nie um Schönheit gekümmert. Nur um seine Ziele und wie er sie erreichen konnte.

Und bald schon würde er sie erreichen! Seine Rache, vollkommener, als er es sich je ausgemalt hatte. Wenn er die volle Macht des Herzens erst kontrollierte, würde sich ihm nichts mehr in den Weg stellen können. Kurz verspürte er etwas wie Triumph.

Die Bäume öffneten sich vor ihm. Er schwebte vor einer Lichtung, die von einem riesigen schwarzen Baumstumpf eingenommen wurde. Dunkles Wurzelwerk bedeckte den Boden wie trockene Adern. Hier also war es. Das vorletzte Herz des Todes, vor dem Schwarzen Baum in Krahd und der Frucht, die er nun in der Faust hielt. Hoffentlich würde er hier etwas über seine neue Macht lernen können.

Vorsichtig schwebte er näher. Er spürte die Präsenzen anderer Geister im Inneren des Baumes, doch sie behelligten ihn nicht und so kümmerte er sich nicht weiter um sie. Er umflog den toten Stamm, um ihn von allen Seiten zu betrachten. Doch als er wieder an seinem Ausgangspunkt ankam, war er nicht mehr allein.

Abertausende von flirrenden Bildern zuckten über den dunklen Wurzeln, zerbrachen zu schillernden Scherben und unverständlichen Mustern. Und schließlich setzten sie sich neu zusammen zum Abbild eines großen, majestätischen Baumes, dessen Wurzeln tief im Erdreich vergraben waren und der sich doch langsam umdrehte. In der faltigen Rinde konnte der Schwarze Herold ein sich wandelndes Gesicht ausmachen, stetig fließende Furchen, die ein Paar golden glühender Augen einrahmten.

Der Herold erstarrte. Er konnte keine Farben mehr sehen, sah die Welt seit vielen Jahren nur noch in tristen Grautönen – und doch waren da diese Augen, strahlend wie flüssiges Gold, die sich fest auf ihn richteten und ihn nicht losließen.

„Wer ... Was bist du?“, flüsterte er. „Das ist unmöglich!“

Der goldene Baum sah ihn lange an, und dann, ohne dass einer seiner wandelnden Münder sich geöffnet hätte, waren da Worte:

Ja. Es ist unmöglich. Und doch ist es wahr.

Der Schwarze Herold wich zurück. Er hatte diese Worte nicht gehört, nicht gelesen, nicht in irgendeiner Weise wahrgenommen. Vielmehr war es, als wäre er selbst diese Worte gewesen, als hätte bis auf diese Antwort alles andere zu existieren aufgehört, als hätte pure Bedeutung für einen Moment die chaotische Vielfalt der Welt verdrängt.

Die Kette von Ursache und Wirkung ist gesprengt. Der Fluss der Zeit ist versiegt. Die Zukunft ist nichts mehr als ein dunkler Schleier. Nichts kann ihr mehr widersprechen. Und

alle Regeln sind gebrochen. Die Gesetze der Natur... Die Gesetze der Logik... Die Spielregeln der Welt. Sie alle haben ihre Gültigkeit verloren.

Der Schwarze Herold fuhr zusammen, als erneut Worte sein ganzes Wesen ausfüllten und alles andere beiseite schoben. „Was willst du von mir? Was bist du?“, schrie er wütend. Doch der Baum sah ihn nur unverwandt an.

Die Ordnung der Welt ist gestorben.

Kurz zeigte sich etwas wie ein Lächeln auf den rissigen Lippen des aktuellen Gesichts, einer jungen Frau mit weichen Zügen.

Doch auf Tod folgt neues Leben.

Die flirrenden Blätter des Baumes teilten sich. Eingekeilt zwischen zwei starken Ästen lag sanft schimmernd ein Stück Metall: Eine Krone mit gewellten Zacken.

„Nein!“, brüllte der Schwarze Herold. Er stieß vor. Ein kleines Stück von diesem verfluchten Baum, mehr brauchte er nicht!

Die goldenen Augen in dem Gesicht einer alten Tare sahen ihm ruhig entgegen.

Dies ist wahrer Widerspruch. Es ist die Schlange, die sich selbst verschlingt. Es ist ein Fehler in der Ordnung der Welt, der sich selbst korrigiert. Es ist ... ein Paradoxon.

Die Äste spannten sich, die Rietgraskrone verbog sich und zerbrach. „Neeeeiiii...“ Ein tiefer Schrei drang aus der Maske des Schwarzen Herolds und verklang zu einem fernen Echo, seine dunklen Schatten verblassten, das nadelspitze weiße Licht hinter den Augenschlitzen seiner gezackten Maske erlosch.

Mit einem dumpfen Klang fiel die Maske zu Boden und zerbrach auf den schwarzen Wurzeln des toten Baumes in Stücke. Wo der Herold gewesen war, schwebte noch immer eine blau leuchtende Kugel. Das Samenkorn, das die Macht der Vernichtung in sich barg.

Ein Wurzelstrang wand sich aus dem Boden, legte sich um die Frucht und zog sie ins Innere des Baumes, wo drei schemenhafte Gestalten ihr aus weiß glühenden Augen entgegensahen.

Auf der Lichtung stand unbewegt der strahlende Baum. Doch langsam schlossen sich die goldenen Augen in dem bärtigen Gesicht.

Eine Variante geht zu Ende, doch das Spiel besteht fort. Und so beginnt alles neu.

Die flimmernden Bilder erloschen. Keine Spur war mehr vom goldenen Baum zu sehen. Nur die Splitter der beiden Kronen, eine aus Gold und eine aus schwarzem Blutstahl, zeigten, dass er hier gewesen war.

Der Träumer der Zeit war entschlafen. Und das Spiel begann.

Früher Vormittag, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Klippe Falkenkralle, Hadrishes Meer

Wellen schlugen laut an die gezackten Klippen. Stürmische Winde peitschten ungeduldig das Meer auf, die Gischt wurde viele Schritt in die Höhe getragen. Plötzlich glitt eine langgezogene Gestalt unter dem unruhigen Wasser dahin. Ein schlangenartiger Körper näherte sich der Klippe, doch der Oberkörper, der aus dem Wasser brach, war der einer Frau, mit dunkelgrüner Haut und orangenen Augen. Während sie sich noch blinzelnd umsah und ihren Stab hob, sammelten sich die Winde bereits um ihre schlanke Gestalt, bis sich Worte aus dem Brausen zusammenfügten: „*Du bist spät.*“

„Ich bin gekommen, so schnell ich konnte“, antwortete sie mit beißender Stimme.

„*Also hast du es auch gespürt?*“

„Selbstverständlich. Für sterbliche Augen mag es unsichtbar sein, doch für solche wie uns? Ein Aufruhr ging durch das Geflecht der Welt, wie es noch nie zuvor geschah.“

„Was bedeutet das, Kenvilar?“

Sie blickte wehmütig über die Wellen. „Es bedeutet, dass wir versagt haben. Was nicht sein darf, ist geschehen, und was nicht sein kann, wurde wahr. Trotz all unserer Pläne, trotz all unserer Opfer, sind wir gescheitert. Dass wir noch hier sind, ist nicht uns zu verdanken, Arkteron.“

Die Winde brausten erbost. „Wie konnte das geschehen?“

„Die Welt ist in Unruhe. Nach Jahrhunderten der Starre häufen sich nun die Ereignisse binnen eines Wimpernschlags. Der letzte Drache wird erschlagen, und die Ewigkeit verliert ihre Parasiten und Wächter zugleich. Das Ewige Eis verlässt die Schluchten, in die es eingekerkert war. Oktohan wird ermordet, die Balance des Meeres zerstört. Die Magischen Waffen werden befreit. Der Baum der Vernichtung vergeht in einem Flammensturm, und sein Samenkorn ist unauffindbar. Und im Zentrum all dieser Ereignisse steht eine kleine, zusammengewürfelte Gruppe von Sterblichen.“

„Wir sollten sie vernichten. Für Oktohan.“

„Vielleicht“, meinte Kenvilar nachdenklich. „Oder vielleicht auch nicht. Sie haben gewaltigen Schaden verhindert, und noch größeren verursacht. Sie sind ein wichtiger Spielstein, und wir müssen mehr herausfinden, ehe wir entscheiden, ob wir ihn schlagen müssen oder ob ihre weiteren Züge auch uns nützen. Die Welt ist in Unruhe – doch Unruhe ist meine Spezialität.“

Ein böses Lächeln verzerrte ihre Züge. „Ich werde Hagrod zu ihnen schicken. Er soll sie beobachten. Und wenn sie eine Bedrohung sind, dann soll er vollenden, woran er letztes Mal gescheitert ist.“

Die tosenden Winde signalisierten Zustimmung. Dann formten sie sich um, bis die Umrisse einer dunklen, wirbelnden Gestalt mit hellen Augen sich über Kenvilar beugten. „Und sonst? Wie verhindern wir, dass sich so etwas wie heute wiederholt?“

Schlagartig wich Kenvilars Lächeln einem tiefen Ernst. „So, wie wir es immer getan haben, Arkteron. Dein Atem vernichtet Ernten und verheert ganze Völker, bis ihr Hunger jeden Ehrgeiz verschlingt. Meine Worte schüren Konflikte, lassen Kriege ausbrechen und Reiche vergehen, bis jeder allzu große Fortschritt zunichte gemacht ist. Wir halten die Völker in Unwissen und schützen sie vor ihrer Gier. Wir suchen und verbrennen die alten Texte, die uns bisher entgangen sind. Wir verfolgen Seher und Magier, die die Konsequenzen ihrer Fähigkeiten nicht ermessen können. Wir hüten die Balance des Meeres und das Gleichgewicht der Welt. Von heute und bis in alle Zeit.“

„Was es auch kosten möge.“

Später Vormittag, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Nördliche Küste, Wachsender Wald

Callem stützte seine Arme auf den Tisch und betrachtete den schmutzigen kleinen Mann mit dem strähnigen grauen Haar, der sich über seine Pergamente beugte, Berechnungen durchführte und Zeichnungen anfertigte. „Wie weit bist du?“, fragte er leise, mit einer kaum hörbaren Schärfe in der Stimme.

Der verängstigte Werftheimer zuckte zusammen, wodurch die Ketten an seinem Fußgelenk klirrten, und schluckte schwer. „Fast fertig. Noch ein paar Tage, und Ihr werdet den Bauplan für den schnellsten Dreimaster des Hadrischen Meeres in den Händen halten.“

„Ein paar Tage? Immer sind es noch ein paar Tage! Ich verliere langsam die Geduld, Raat.“

„Bitte, ich ... Alles muss perfekt aufeinander abgestimmt sein! Und dann auch noch ein Schiff von dieser Größe...“ Der Schiffsbauer biss sich auf die Lippen. „Mit Verlaub, aber wollt Ihr wirklich mit nur drei Männern ein solches Schiff...“

Callem hieb mit der Faust auf den Tisch. Raat verstummte hastig und senkte den Blick. „Ich denke langfristig, Raat! Ich habe nicht die Absicht, meine Mannschaft so klein zu belassen. Und jetzt tu, was ich von dir...“

Das schrille Kreischen eines Vogels ließ Callem aufblicken. *Rooooaa!* Er lächelte. „Ah, sie sind zurück. Endlich.“ Er überließ den Gefangenen seiner Arbeit, trat aus der Hütte seines Bruders und holte tief Luft.

Der Geruch von Salz und frischem Gras lag in der Luft. Fernes Meeresrauschen und Vogelschreie drangen an seine Ohren. Und ganz leise hörte er schrille, hypnotische Flötenklänge.

Ein großer Vogel kreise über der Hütte und senkte sich jetzt herab, um sich auf Callems Schulter niederzulassen. Der Kapitän genoss den Schmerz der Krallen, die sich in seine Schulter gruben. Das Gefühl, am Leben zu sein. Vorsichtig strich er Roa über den Kopf, immer von oben nach unten, um sich nicht an den scharfen Federn zu verletzen. Roa kniff die kleinen Augen zusammen und krächzte zufrieden. Dann traten drei Männer aus dem Unterholz.

Niron ging vorne und nickte seinem Kapitän ernst zu. Hinten lief Orril, unablässig auf seiner beinernen Flöte spielend, um den Gefesselten zwischen ihnen in Schach zu halten. Mit hölzernen Bewegungen bewegte der Gefangene sich vorwärts, bis er vor Callem zum Stehen kam.

Er trug abgerissene rote Kleidung unter einer leichten Rüstung. Aus seinem unordentlichen dunklen Haar ragten zwei spitze Ohren. Seine Augen glühten in einem grellen Orange. Und auf seiner Brust, nur halb durch die Fesseln zu sehen, prangte ein großer, rot glimmender Edelstein.

Callem nickte Orril zu. „Lass ihn sprechen.“

Der Schwarze Barde nahm sein Instrument von den Lippen, und augenblicklich verzerrte sich das Gesicht des Gefangenen zu einer Fratze des Hasses. Er zerrte vergeblich an seinen Fesseln. „Was wollt ihr von mir?“, zischte er schließlich.

„Du hast großes Potential, Trieest“, meinte Callem nachdenklich. „Du bist ein hervorragender Krieger. Ich brauche Leute wie dich. Du arbeitest doch gegen Bezahlung? Schließe dich mir an, und du wirst mehr bekommen, als jeder andere dir bezahlen könnte.“

Trieest drehte den Kopf. Callem konnte den Ausdruck und die Blickrichtung in den unmenschlichen glühenden Augen nicht ablesen, doch am verächtlichen Gesichtsausdruck erkannte er, dass der Feuerkrieger die kleine Hütte und die beiden ärmlichen Zelte betrachtete.

„Lass dich nicht vom äußeren Schein täuschen“, flüsterte Callem eindringlich. „Wenn wir erst wieder ...“

Trieest unterbrach ihn, indem er ihm ins Gesicht spuckte. „Ich werde mich niemals unter das Wappen der Schwarzen Schlange stellen!“

Callem unterdrückte seinen Zorn. Mit Kentar war es so viel einfacher gewesen, sich eine Mannschaft aufzubauen. Inzwischen begann selbst Niron, sich ihm zu entziehen.

„Wie du willst!“, stieß er hervor. Er griff nach Trieests Fesseln, als plötzlich ein orangenes Licht aufflammte. Der Stein im Brustpanzer strahlte hell, und die Stricke begannen bedenklich zu glühen und sich schwarz zu färben.

Noch bevor Callem ihn dazu auffordern konnte, hatte Orril bereits seine Flöte erhoben und eine düstere Melodie ertönte, die den Feuerkrieger erstarren ließ. Stocksteif stand er da, während seine brennenden Fesseln sich von ihm lösten und zu Boden fielen.

Callem beobachtete ihn ruhig, dann griff er nach dem Edelstein. Hitze strömte durch seine Hand, doch sie störte ihn nicht. Er zwängte seine Finger in die Fugen zwischen Rüstung und Stein und zog mit aller Kraft. Trieest verzog vor Schmerz das Gesicht, zu mehr Regung war er dank Orrils Flötenspiel nicht fähig.

Schließlich gelang es Callem, ihm den Stein aus der Brust zu reißen. Das Licht in Trieests unmenschlichen Augen nahm zu und grub sich durch seine Haut. Dann brachen Flammen aus ihm hervor und hüllten ihn ein, während sein Körper zu glühender Asche zerstob. Seine verkohlte Rüstung fiel klappernd zu Boden. Orrils beinerne Flöte verstummte.

Callem starrte lächelnd in den großen, geschliffenen, rubinroten Stein in seinen Händen. Er war schmerzhaft heiß, doch zugleich barg er die Kühle und sogar das Geräusch des brandenden Meeres in sich.

„Ein Lavastein aus Danwar“, flüsterte Callem. „Wir haben, was wir wollten.“ Er hob den Blick und sah Orril und Niron ernst in die Augen. „Gute Arbeit, Männer!“

„Können wir dann jetzt bald deinen Plan in die Tat umsetzen?“, fragte Niron ungeduldig. Er sehnte sich nach einer Herausforderung, das wusste Callem.

„Noch nicht, mein Späher. Unser Schiff ist noch nicht einmal gebaut. Ich habe noch immer keinen Casamatuc. Wir müssen Stanners Hofzauberer loswerden, er steht uns im Weg und ich brauche sein Stundenglas. Vor allem jedoch warte ich noch auf die Nachricht meines Bruders, dass die Helden von Andor vernichtet sind. Sie sollen uns nicht noch einmal aufhalten.“

Er lächelte. „Und dann können wir endlich zuschlagen. Stinner mag sich sicher fühlen hinter den hohen Mauern, die er wiederaufbaut. Doch es gibt andere Wege in die alte Feste.“

Er legte Niron und Orril je einen Arm auf die Schulter. „Niron, finde diese Wassermagierin und richte ihr aus, dass wir etwas in unserer Gewalt haben, woran ihr Herz hängt. Und Orril, kümmere dich um diesen verdammten Casamatuc! Wenn Hammer und Helm erst uns gehören, werden ihr Versprechen auf Macht und Reichtum neue Gefolgsleute anlocken. Und die Schwarze Schlange wird einmal mehr die Nebelinseln in Furcht versetzen.“

Orril und Niron grinsten böse. Und Roa breitete auf Callems Schulter die Flügel aus und kreischte triumphierend. *Rooaaaaa!*

Sie hatten einen Rückschlag erlitten, doch sie waren noch nicht vernichtet. Die Schwarze Kogge würde erneut zurückkehren, eine neue Mannschaft versammeln, Macht anhäufen, bis sie eines Tages bereit wären, die Seekrieger und Silberzwerge offen herauszufordern. Noch viele Jahre mochten vergehen, doch Callem zweifelte nicht daran, dass es möglich war. Die Krone der Nordmeere sollte ihm gehören! Und er würde endlich frei sein.

Sonnenhoch, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Fingertürme in der Feste von Yra, Hadria

Boridas vergewisserte sich, dass ihm niemand durch die verlassenen Gänge Yras gefolgt war, dann klopfte er an. Die Tür öffnete sich quietschend. Eine junge, kahlköpfige Zauberin des Feuers sah ihm entgegen, beäugte ihn misstrauisch und sprach langsam: „Wenn Feuer und Turm miteinander ringen ...“

„... wird dies die ershnte Entscheidung bringen.“

Sie nickte erleichtert und ließ ihn ein. Die Kammer war leer bis auf einen niedrigen Tisch mit einer flachen, goldenen Schale darauf, in die sie jetzt eine silbrige Flüssigkeit goss.

„Endlich treffen wir uns also von Angesicht zu Angesicht“, fragte sie währenddessen. „Wie heißt du?“

Boridas schüttelte den Kopf. „Wir sind noch nicht so weit, Namen auszutauschen. Du kannst mich weiterhin den *Wächter* nennen.“

Sie nickte nur und zeigte keine Enttäuschung.

„Und du? Bist du die *Weißer Fuchsin*?“, wollte Boridas wissen.

„Nein. Sie ist nicht persönlich hier.“ Die Zauberin murmelte eine Formel, und in der flachen Schüssel erschien ein gekräuselter Bild. Eine Frau mit schwarzer Robe und schneeweißem Haar. Boridas erkannte sie sofort.

„Nukia. Du also bist die *Weißer Fuchsin*.“

„Und du der *Wächter*, Boridas“, antwortete sie lächelnd. „Es tut gut, diese albern Namen endlich abzulegen.“

„So war es sicherer“, beharrte Boridas.

Nukia zuckte mit den Schultern. „Wie auch immer. Wir sind hier, nur das zählt. Und trotz unserer Unterschiede eint uns ein gemeinsames Ziel.“

Boridas nickte. „Diese unsägliche Versammlung zu zerschlagen. Die Konkurrenz der Zwei Orden zu beenden.“

Nukias Lächeln vertiefte sich. „Und sie durch den Krieg zum großen Frieden zu führen.“ Sie strich ihre Robe glatt. „Also dann, Boridas. Wir haben viel zu besprechen, wenn wir wirklich eine Allianz formen wollen. Machen wir uns ans Werk.“

Früher Nachmittag, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Östliches Rietland am Fuß des Grauen Gebirges, Andor

Pferde grast auf der Koppel vor der ärmlichen Bauernkate. Am Zaun stand ein Junge von etwa zehn Sommern und sah den Tieren aus nachdenklichen blauen Augen zu. Sadam blieb stehen und musterte ihn. „Hallo, Kleiner. Wie heißt du denn?“

Das Kind drehte sich um. „Mein Name ist Brandur. Und wer seid Ihr?“

Sadam lächelte zufrieden. Scheinbar hatte seine Quellen recht behalten. „Sadam.“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Ich habe gefragt, wer Ihr seid, nicht wie Ihr heißt. Was sind schon Namen? Könige und Bauern können den gleichen tragen und doch verschieden sein.“

„Nicht so verschieden, wie du glaubst“, erwiderte Sadam. „Ich bin ein Mensch. Ein Bauer mit vielen Feldern, der einst ein Niemand war und der noch mehr sein will. Ich glaube an die Kraft der eigenen Hände, an die pragmatischsten Lösungen, und an nichts sonst. Und ich denke, dass wir beide gute Freunde werden können. Was meinst du?“

Brandur lächelte zaghaft. „Ich denke nicht. Mutter will nicht, dass ich mit Fremden verkehre. Sie sagt, ich soll mich unauffällig verhalten. Sie sagt, sie will mich beschützen.“

„Und das hat sie in den letzten Jahren außerordentlich erfolgreich geschafft. Doch für uns alle kommt die Zeit, da wir erkennen müssen, welches Schicksal uns erwartet. Für manche früher als für andere.“ Er nickte Brandur zu. „Was tust du hier?“

„Ich warte.“

Sadam schwieg eine Weile, doch der Junge schien nicht gewillt, fortzufahren. „Und worauf wartest du?“

„Ich weiß es nicht.“

Sadam nickte langsam. Er griff in seine Tasche. Seine Finger schlossen sich um eine kleine Dose aus vergoldetem Metall. „Ich habe etwas für dich, Brandur“, meinte er leise. Vorsichtig zog er die Spieluhr hervor und drehte an der Kurbel. Eine leise, metallische Melodie erklang, traurig und zugleich betörend schön, voller Sehnsucht und Hoffnung. „Eine Arbeit der Zwerge. Es heißt, wann immer diese Melodie erklingt, findet eine verlorene Seele ihren Weg.“

Auffordernd hielt er Brandur die reich verzierte Spieluhr hin. „Nimm schon. Ich verspreche, sie wird bei deinem Warten helfen.“

Behutsam nahm das Kind die Spieluhr aus seiner Hand und ließ die Melodie erneut erklingen. Ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Ein viertes Mal. Er schien gar nicht mehr aufhören zu können, drehte unablässig weiter, während Tränen in seine blauen Augen traten.

Sadam schluckte schwer und strich sich wehmütig über den Oberlippenbart. Dieses Kind erinnerte ihn an sich selbst.

„Brandur? Was hast du da?“

Eine klare Frauenstimme erscholl und der Klang der Spieluhr riss ab. Eine dunkelhaarige Bäuerin stand in der Tür der ärmlichen Kate und sah Sadam feindselig entgegen. „Lass das liegen und komm zu mir!“

„Aber Sadam hat es mir geschenkt!“, protestierte Brandur ernst.

Die Frau holte tief Luft. „Sadam ...“, sagte sie schwer.

Er nutzte die Gelegenheit für eine angedeutete Verbeugung. „Hoherfreut, Teuerste! Ich bin Sadam, auch bekannt als der Aufsteiger.“

„Sehr erfreut...“, erwiderte sie wenig überzeugend. „Dann könnt Ihr jetzt ja wieder gehen.“

„Aber nicht doch!“, lachte Sadam. „Ich habe eine Bitte. Oder sagen wir – ein Angebot.“

„Die Antwort lautet Nein!“, presste sie hervor. „Der Hof gehört mir, und ich werde ihn weder verkaufen, noch verpachten, noch ein weiteres Darlehen annehmen, das ich nicht zurückzahlen kann.“ Sie kniff verächtlich die Augen zusammen. „Ich kenne Leute wie Euch! Ihr wollt, dass Euch die ganze Welt gehört, kreist wie Krarks um jedes noch so kleine Stück Beute. Ich werde nicht zulassen, dass solche wie Ihr sich ganz Andor unter den Nagel reißen.“

Sadam klatschte langsam. „Wirklich inspirierende Worte. Ich bin ganz Eurer Meinung. Keine Sorge, ich bin nicht wegen des Hofes hier. Ich will niemandem etwas wegnehmen. Im Gegenteil – ich will dafür sorgen, dass wir alle bekommen, was uns zusteht. Unser ... Geburtsrecht, gewissermaßen.“

Er warf Brandur einen bedeutungsvollen Blick zu, und die Bäuerin erbleichte. Ihr Blick ruhte auf der goldenen Spieluhr.

„Auch ich werde nicht zulassen, dass *solche wie ich* sich Andor einverleiben. Doch ich kann sie nicht daran hindern. Nicht allein. Wer hätte noch die Macht, sich ihnen in den Weg zu stellen? Jetzt, wo Andor keinen Herrscher mehr hat?“

„Brandur! Geh drinnen spielen!“, befahl die Bäuerin mit erstickter Stimme. Ihr Sohn griff seine neue Spieluhr fester und gehorchte ohne Widerrede. Gemeinsam sahen sie ihm hinterher, beide schweigend. Erst, als er in der Kate verschwunden war, sagte die Bäuerin leise: „Ich kannte nur einen König, und er war weder glücklich, noch lebte er lange.“

„Ich will Euch helfen“, versprach Sadam sanft. „Euch, und dem ganzen Land. Brandur braucht eine Bestimmung. Und Andor einen neuen König, wenn das Land nicht in Gewalt versinken soll.“

Er sah Ablehnung in ihren Augen, daher fügte er schnell hinzu: „Ich sage nicht, dass er den Thron besteigen muss. Aber ich denke, dass diese Entscheidung ihm allein zusteht, und niemandem sonst.“

Sie schlug die Augen nieder.

„Ich bitte Euch, zeigt ihm die Welt außerhalb dieses abgelegenen Hofes. Ich komme viel umher. Er, oder gerne ihr beide, sollt mich begleiten. Brandur soll das Land sehen, das ihm zusteht. Er soll die Menschen treffen, soll ihre Armut sehen, ihr Leid, ihren Wunsch nach Frieden und Stabilität. Aber auch, welche Verantwortung es bedeutet, sie alle zu regieren. Wir ziehen durch Andor, ein halbes Jahr oder ein ganzes, bis wir beide gemeinsam entscheiden, dass es an der Zeit ist, ihm die Wahrheit zu sagen. Und dann soll er selbst entscheiden, ob er hierher zurückkehren will, oder ob er sein Schicksal annimmt. Die Krone ist sein Recht, und es steht uns weder zu, sie ihm aufzuzwingen, noch, sie ihm vorzuenthalten.“

Er streckte seine Hand aus. „Was sagt Ihr? Sollen wir ihm die Möglichkeiten geben, die er verdient? Sollen wir zusammenarbeiten?“

Sadam sah ihr Zögern. Er blickte sie nur eindringlich an. Ermutigend, aber nicht einschüchternd. Noch nicht. Die Drohungen würden erst kommen, wenn der Versuch der Zusammenarbeit gescheitert war. Noch musste sie nicht erfahren, dass er all ihre Schulden aufgekauft hatte.

Schließlich hob sie ihre Hand, hielt noch ein letztes Mal inne und schlug dann zögernd ein. „Für Brandur“, sagte sie mit zitternder Stimme.

Sadam lächelte. „Für unseren rechtmäßigen König.“

Später Nachmittag, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Rietland nordwestlich von Narnfurt, Andor

Janis spürte, wie die Luft in der Hütte sich abkühlte. *Sie* war hier. Schon wieder. „Ich habe gesagt, du sollst verschwinden!“, rief er. „Mutter braucht dich. Hilf ihr! Das ist deine Aufgabe!“

Er ließ das Netz sinken, das er geflickt hatte, und drehte sich um. *Sie* stand in der Mitte der Hütte. Späte Sonnenstrahlen, die durch das löchrige Dach fanden, durchstießen ihren Körper und ließen ihn schimmern wie einen Regenbogen.

Eine traurige Miene lag auf ihrem konturlosen Gesicht. Ein tröstliches Gefühl machte sich in Janis breit, doch er schob es beiseite. „Alle anderen haben Kheela im Stich gelassen! Steh wenigstens du ihr bei, Vara! Das hat sie verdient ...“

Der Wassergeist sah ihn nur traurig an und zerfloss zu einer Pfütze, die Janis nach besten Kräften ignorierte. Er schleppte sich zu seiner Schlafstelle, zu der Decke, die Mutter bestickt hatte und an der noch immer ihr Geruch haftete, und zu der schlichten Holzschatulle, die er hier abgestellt hatte. Alle ihre Wertsachen waren darin, doch Janis wagte es nicht, sie zu öffnen, strich nur sanft über den Deckel. Die abgegriffenen Schnitzereien waren glatt unter seinen Fingern.

Vor langer, langer Zeit kamen zwei Brüder in ein leeres Land mitten im Nichts. Sie waren Aauthor, der Hirte, und Nivor, der Bauer ...

Janis schloss die Augen, um die Tränen zu vertreiben.

Was, wenn ich nicht mehr zurückkomme, mein Schatz?

Du musst, Mutter! Du hast mir gesagt, ich solle hier auf dich warten, und das tue ich. Seit einem Jahr schon. Die Flusslande brauchen dich. Ich brauche dich!

Die Flusslande brauchen einen Hüter. Aber nicht unbedingt mich. Vielleicht ist es an der Zeit, dass du ...

Nein, Mutter! Ich bin nicht wie du. Du bist ein Leuchtfeuer im Sturm, wo ich nur eine flackernde Kerze bin. Ich kann dich nicht ersetzen. Niemand kann das!

Janis konnte seine Tränen nicht länger zurückhalten. Warm liefen sie über seine Wangen.

Also komm einfach bald zurück. Bitte, Mutter! Ich weiß, dass du nicht tot bist. Ich weiß es einfach! Und ich werde hier immer auf dich warten.

Das war sein letzter Gedanke. Doch als er längst eingeschlafen war, flossen die Tränen noch immer.

Abenddämmerung, 84. Frühjahrstag 76 A.Z.

Zwergenstraße nördlich der Korn-Schlucht, Graues Gebirge

„Der 84. Frühjahrstag ist ein Tag wie jeder andere. Doch heute vor genau 76 Jahren wurde der Grundstein der Rietburg gelegt, eines Bauwerks, das bis heute ein Symbol für Freiheit und Sicherheit ist. Ein halbes Jahr zuvor war der junge Brandur, der das Unmögliche geschafft hatte und den Krahdern, den Sklavenschindern, entkommen war, der seine Schar durch das Graue Gebirge geführt und dem Drachen Tarok getrotzt hatte, von seinem Volk zum König gekrönt worden und hatte offiziell den Beginn Andors verkündet. Er begründete damit nicht nur eine neue Zeitrechnung, er gründete ein Land, in dem sein Volk in Frieden und Freiheit leben sollte.“

Chada stand vor dem großen Feuer und betrachtete die vielen Gesichter darum. Trotz der Dunkelheit erkannte sie ihre Freunde. Sie sah Orfen, den Wolfskrieger, dessen einstmals schwarzes Haar sich während seiner Zeit in den Händen der Krahder grau gefärbt hatte. Sie erkannte Drukil, den Hautwandler, natürlich in menschlicher Gestalt mit ungepflegtem hellblondem Haar und Bart. Den blinden Leander, der mit gesenktem Kopf ihrer Stimme lauschte und dessen blaue Hände seinen knorrigen Stab umklammerten. Dort saßen Melkart, der ehemalige Oberste Priester der Bewahrer, der sie vor so vielen Jahren großgezogen hatte, lange bevor sie geahnt hatte, dass in ihren Adern königliches Blut floss, und daneben Merrik, der alte Kartograph. Etwas abseits der abgemagerte Bragor, ein einstmals stolzer Tarenkrieger, dem in seiner Zeit in der Winterburg die Hörner abgesägt worden waren. Weiter hinten stand Garz, der dicke Handelszwerg. Sie sah ihre ersten Freunde, Fürst Kram von Cavern, Oberhaupt der Schildzwerge, Hand in Hand mit seiner Frau Marun. Eara, die blonde Zauberin, die in ihren dunklen Gewändern erhaben auf einem Stein saß, etwas weiter

vom Feuer entfernt, sodass die Schatten, die sich um den gegabelten Stab in ihrer rechten Hand schlängelten, fast nicht zu erkennen waren. Und Thorn, der hünenhafte Krieger, wie immer in einen himmelblauen Umhang gehüllt. Ein aufmunterndes Lächeln zerteilte seinen goldblonden Bart, das Chada unwillkürlich erwiderte.

Doch fast genau so gut konnte sie all die Gesichter erkennen, die fehlten. Die Gesichter derjenigen, die heute nicht mehr kommen konnten und deretwegen sie zusammengekommen waren. Sie fuhr fort: „Noch sein ganzes Leben gab König Brandur stets sein Bestes, um die Andori zu beschützen. Er verteidigte Andor gegen die Trolle, die Kreaturen des letzten Drachen und unzählige andere Gefahren. Doch neun Jahre nach seinem Tod übten die Krahder Rache. Sie fielen in sein Land ein und verschleppten Unzählige. Brandurs Geist aber lebt in seinem Volk fort. Freiwillige brachen ins Graue Gebirge auf, um die Gefangenen zu befreien. Und viel zu viele von ihnen werden nicht zurückkehren. Der Angriff der Krahder hat tiefe Wunden geschlagen, die zum Teil niemals heilen werden. Wir gedenken heute denen, die unter der Gefangenschaft der Krahder starben. Wir gedenken den tapferen Menschen, die ihr Leben riskierten und verloren, um ihre Freunde zu retten. Wir gedenken auch all den verstorbenen Schildzwerge, die uns begleiteten, obwohl keiner ihres Volkes verschleppt worden war. Sie taten es aus Mitgefühl und Solidarität, und viel zu viele von ihnen mussten ihr Leben dafür geben. Wir gedenken insbesondere auch Radan, der sich erst gegen Fürst Kram aussprach, aber der zuletzt doch an seiner Seite in den Kampf zog, der den Prinzen der Krahder tötete und diesen Kampf selbst nicht überlebte.“

Sie spürte Trauer in sich aufsteigen, weniger um den verbitterten Zwerg als um alle, die sie jetzt noch aufzählen musste. Doch das war sie ihrem Opfer schuldig. „Wir gedenken Reka, der Hexe, die einst an Brandurs Seite aus Krahd geflohen ist, die mit ihrer Weisheit und ihren Heilkünsten stets auf ihre Art für das Gute kämpfte und mit deren Tod viel Wissen verloren ging. Wir gedenken Arbon, der dunkle Schriften las, die er nicht hätte lesen dürfen, der den Andori aber bis zuletzt beistand, obwohl er von den Bewahrern verstoßen worden war. Wir gedenken Fenn, der einst aus dem Osten, aus den Barbarenlanden, nach Andor kam, auf der Flucht vor den Krahdern, und der sich ihnen schließlich doch noch stellte. Wir gedenken Kheela, die sich mit ihrer Weisheit und Großherzigkeit für immer einen Platz in unseren Herzen erkämpfte. Drei Menschen, die an unserer Seite unzähligen Gefahren trotzen und die sich tapfer den Heeren der Krahder in den Weg stellten, um anderen Zeit für die Flucht zu verschaffen. Die verschleppt wurden und die ihre Zeit in der Winterburg nicht überlebten. Wir gedenken...“

Sie merkte, wie ihre Stimme brach und sammelte sich kurz. „Wir gedenken Darh, die unter den Krahdern aufwuchs und die sich am Ende mit aller Macht gegen ihre einstigen Meister stellte. Wir gedenken Forn, dem Schattenskral, der aufgrund seiner Natur niemals Dank von denen zu erwarten hatte, für die er sein ganzes Leben kämpfte. Beide blieben in Borghorn zurück, um ihnen unbekannten Sklaven die Flucht zu ermöglichen.“

Chada hob die Arme und stockte kurz, als ihr Blick auf ihre Brust fiel. Dort hing silbern glänzend Mhares Amulett, und daneben – nichts. Die Rietgraskrone, Symbol von Freiheit und Hoffnung, war in der vergangenen Nacht spurlos verschwunden. Sie wusste, dass es in Cavern gute Goldschmiede gab, die Schildzwerge würden ein perfektes Duplikat herstellen können. Doch es widerstrebte ihr, einen solchen Diebstahl einfach hinzunehmen. Den ganzen Tag hatte sie das Lager abgesucht und ihre anderen Pflichten vernachlässigt.

Sie hatte nicht auf einem klapprigen Wagen einen Brief an Farrun geschrieben.

Sie hatte keine zwei Agrenkinder gesehen, die spielten, einen Baumhirten verärgert zu haben.

Sie hatte nicht mit Grone gesprochen, hatte nicht vom Orakel der Geister erfahren.

Und auch nicht von Hrals letzter Prophezeiung, die eingetroffen war und genau deshalb niemals eintreffen würde.

Die Menge wurde unruhig, Chadas Schweigen währte schon zu lange. Der Anblick der fehlenden Rietgraskrone hatte sie aus dem Konzept gebracht und sie die vorbereiteten Worte vergessen lassen. Sie holte tief Luft, schloss für einen Moment die grünen Augen, und sprach mit klarer Stimme: „Die Krahder haben so vieles zerstört. So vieles ging durch sie zu Ende.“

Chada schlug die Augen wieder auf, betrachtete die vielen vertrauten Gesichter, ernst und voller Trauer, doch auch erfüllt von stiller Hoffnung. Ganz schwach lächelte sie. „Doch auf jedes Ende ... folgt ein neuer Anfang!“

Und hoch im Norden, an der tiefsten Stelle einer tiefen, weit verzweigten Unterwelt, brodelte gefangenes CHAOS unter von Rissen durchzogenem Boden. Seit dem Anbeginn der Zeit wartete es dort, überdauerte die Äonen, bereit, die Ordnung der Welt zu zerschlagen und ihr grenzenlose Freiheit zu schenken, sobald sein Gefängnis es nicht mehr halten konnte. Doch der Boden hielt. Noch ...